






600049927.



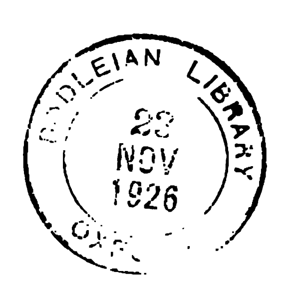


LESEBUCH ZUR ENCYKLOPÀDIE

durch

Dr. MAGER.




BODLEIAN LIBRARY
23
NOV
1926

DIE ENCYKLOPÄDIE

oder

das System des Wissen

zunächst als

Propädeutik und Hodegetik

für abgehende Schüler der Gelehrten- und der Bürger-Gymnasien und angehende Studirende auf Hoch- und Fachschulen, so wie für andere Liebhaber wissenschaftlicher Bildung.

Lehr- und Lesebuch.

Von

Dr. MAGER.

Zweiter Theil.

ZÜRICH.

Verlag von Meyer und Zeller.

1847.

LESEBUCH ZUR ENCYKLOPÄDIE

enthaltend

250 Abhandlungen und Bruchstücke

aus 174 Schriften von 129 Autoren

über

Gegenstände aus allen Gebieten der Wissenschaft.

Durch

Dr. MAGER,

…tlich Schwarzburg-Sondershausenschen Educationsrath, vormals Professor am Gymnasium und an der Gewerbschule …n Aarau, und am College in Genf, der königlich preussischen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt auswärtiges, des Frankfurtischen Gelehrten-Vereins für deutsche Sprache ordentliches Mitglied.

ZÜRICH,

Verlag von Meyer und Zeller.

1847.

D.

Druck von Zürcher und Furrer.

I. Systematisches Inhaltsverzeichniss.

Erstes Reich.

Die ursprünglichen, reinen Wissenschaften.

ERSTE CLASSE.

(ERSTES BUCH.)

Die reinen Naturwissenschaften.

ERSTE ORDNUNG.

Die formale Naturwissenschaft.

(Reine Mathematik.)

ZWEITE ORDNUNG.

Die abstracte Naturwissenschaft.

(Physik [u. Chemie].)

DRITTE ORDNUNG.

Die concrete Naturwissenschaft.

I. Kosmologie.

(Astronomie.)

II. Geologie.

(Erdkunde als Naturwissenschaft: specielle, vergleichende und allgemeine, also Alles, was mathematische, physikalische, topische Geographie, Geognosie, Klimatologie, Phyto-, Zoo-, Anthropogeographie und Geologie genannt wird.)

III. Morphologie.

(Sog. Naturgeschichte: Specielle: Krystallologie, Botanik, Zoologie, incl. Anatomie und Physiologie, und somatische Anthropologie; — Vergleichende; Allgemeine.)

ZWEITE CLASSE.

(ZWEITES BUCH.)

Die reinen Geisteswissenschaften.

(Die menschlichen Wissenschaften, die ethischen Wissenschaften.)

ERSTE ORDNUNG.

Die formalen Geisteswissenschaften.

A. Aesthetik.

B. Ethik.

ZWEITE ORDNUNG.

Die abstracten Geisteswissenschaften.

A. Psychologie.

(Physik des Geistes.)

B. Geographie.

(Erdkunde als menschliche Wissenschaft, specielle, vergleichende und allgemeine, darstellend das zwischen der Erde und dem Menschen bestehende Wechselverhältniss.)

DRITTE ORDNUNG.

Die concreten Geisteswissenschaften.

I. Die Wissenschaft vom Naturstande der Menschheit.

A. Anthropologie.

B. Ethnologie.

II. Die Wissenschaft vom Culturstande der Menschheit.

A. Weltkunde, oder die Wissenschaft des Weltlaufs.

(Das zur Kenntniß der historischen Personen, Völker und Zeiten Dienende aus dem enthaltend, was sonst Geschichte, Alterthumskunde und Statistik heißt, also: Specielle, Vergleichende und Allgemeine Weltkunde, in welcher letzteren Weltgeschichte, Pragmatische [historische, sociale] Anthropologie und Theorie des Weltlaufes unterschieden werden.)

B. Weltweisheit, oder die Wissenschaft des sittlichen Lebens.

III. Die Wissenschaft von den ursprünglichen Selbstdarstellungen des menschlichen Geistes, oder die Morphologie des Geistes.

(Specielle Morphologie: Sprache – Schrift, Schöne Kunst der äußeren Sinne – Gymnastik und Orchestik, die Nationallitteraturen – Mimik und Declamatorik; Vergleichende Morphologie, worin das, was jetzt gewöhnlich Aesthetik heißt; Allgemeine Morphologie oder Symbolik.)

1. A. Sprachwissenschaft (Phonologie).

Zweites Reich.

(DRITTES BUCH.)

Die abgeleiteten, angewandten Wissenschaften.

ERSTE CLASSE.

Die Gesundheitswissenschaft.

ZWEITE CLASSE.

Die Wohlstandswissenschaft.

DRITTE CLASSE.

Die Kriegswissenschaft.

VIERTE CLASSE.

Die Vereinswissenschaft.

(Nur diejenigen ewigen Vereine sind gemeint, in denen es ein Oben und ein Unten gibt, also die häusliche, die bürgerliche und die politische Gesellschaft – Familie, Gemeinde, Staat; – nicht aber die Kirche und die Schule.)

FÜNFTE CLASSE.

Die Rechtswissenschaft.

SECHSTE CLASSE.

Die Bildungswissenschaft.

SIEBENTE CLASSE.

Die Seligkeitswissenschaft.

*) Bei der für das Lesebuch gewählten Reihefolge ist, wie man sieht, von dem untersten normalen Bedürfnisse des Menschen ausgegangen und mit dem höchsten geschlossen, wo dann die Vereinswissenschaft

Drittes Reich.

(VIERTES BUCH.)

Die allgemeine Wissenschaft.

A. Zur Geschichte und Kritik der allgemeinen Wissenschaft.

ERSTE ORDNUNG.

Zur Quellenkunde.

ZWEITE ORDNUNG.

Zur philologisch-historischen Bearbeitung der Quellen.

DRITTE ORDNUNG.

Zur historisch-philosophischen Verarbeitung der Quellen.

B. Zur Darstellung der allgemeinen Wissenschaft.

ERSTE ORDNUNG.

Zur formalen.

(Logik.)

---

in die Mitte tritt. Im Lehrbuche werden wir das Reich der abgeleiteten Wissenschaften von einem andern Gesichtspuncte betrachten, der folgende Eintheilung ergibt:

Erste Abtheilung.
Erste Classe: Gesundheitswissenschaft; Zweite Classe: Seligkeitswissenschaft.

Zweite Abtheilung.
Erste Classe: Wohlstandswissenschaft; Zweite Classe: Bildungswissenschaft.

Dritte Abtheilung.
Erste Classe: Kriegswissenschaft; Zweite Classe: Rechtswissenschaft; Dritte Classe: Vereinswissenschaft.

ZWEITE ORDNUNG.

Zur abstracten.

(Metaphysik.)

DRITTE ORDNUNG.

Zur concreten.

I. Das System des Seins und des Wissens, wie es auf dem ein angeblich absolutes Wissen gewährenden eingebildeten theocentrischen Standpunct erscheint.

S. das Lehrbuch, vgl. auch Nro. 233. I.

II. Das System des Seins auf dem anthropocentrischen Standpuncte.

S. das Lehrbuch.

III. Das System des Wissens auf dem anthropocentrischen Standpuncte: epistematische Morphologie oder Encyklopädie.

1. Zur speciellen Encyklopädie.

S. das Lehrbuch und viele Nummern dieses Lesebuches.

2. Zur vergleichenden Encyklopädie.

8. Zur allgemeinen Encyklopädie.

(Organon des Wissens.)

II. Autoren- und Bücherverzeichniss.

ERSTES BUCH.

Reine Naturwissenschaften.

ERSTE ABTHEILUNG.

Formale Naturwissenschaft.

1. Euklid.

(*Gartz*, in Ersch und Gruber's Encyklopädie, I. Sect. Th. 39 [1843] S. 56—69.)

Eukleides der Mathematiker, oder, wie er nach seinem berühmtesten Werke oft genannt wird, der Verfasser der Elemente (*ὁ στοιχειώτης* oder *ὁ τὰ στοιχεῖα συναγαγών*), lebte und lehrte zu Alexandrien in Aegypten unter der Regierung des Ptolemäus Lagi[1]), also etwa 300 Jahre vor Anfang unserer Zeitrechnung, mithin hundert Jahre später als der Philosoph Eukleides von Megara, mit welchem er oft verwechselt worden ist[2]). Ueber den Geburtsort und die Lebensumstände unseres Eukleides ist keine sichere Nachricht auf uns gekommen; denn die Traditionen, welche die arabischen Schriftsteller darüber mittheilen, beruhen offenbar auf Mißverständnissen[3]). Von Charakter soll Eukleides sanft und friedliebend, ohne Neid gegen fremde Verdienste gewesen sein und sich hierin sehr zu seinem Vortheile von Apollonius von Perga unterschieden haben[4]). Dabei fehlte es ihm jedoch nicht an dem Muthe, seine Ueberzeugung gegen hohe Personen, auch wo sie deren Wünschen entgegen war, auszusprechen. Dies beweist die Antwort, die er dem Ptolemäus gab, als dieser ihn fragte, ob sich denn die Geometrie nicht auf einem leichteren Wege erlernen lasse; worauf Eukleides sagte: es gibt zur Geometrie keinen eigenen bequemen Zugang für Könige[5]). Dem strengen Geometer schien ein ungründliches Popularisiren der Wissenschaft unwürdig.

Unter den Werken des Eukleides nehmen die erste Stelle ein dessen Elemente der Geometrie (*στοιχεῖα*), 13 Bücher, denen in den Manuscripten ein 14. und 15. Buch angehängt sind, welche beide aber wahrscheinlich von Hypsikles herrühren, wenigstens erst nach dem Auftreten des Apollonios, also noch mehr nach Eukleides, verfaßt sind, wie ein ihnen vorgesetztes Schreiben des Verfassers derselben an den Protarchos beweist. Einige Codices und darnach dann manche gedruckte Ausgaben, z. B. die baseler, fügen dem Titel die Worte bei: *ἐκ τῶν Θέωνος συνουσιῶν*, woraus Manche, z. B. Petrus Ramus, haben schließen wollen, daß der etwa 200 Jahre vor Proklos lebende Theon der eigentliche Verfasser des ganzen Werkes, oder wenigstens, wie Andere meinen, Verfasser der Beweise sei. Dem widerspricht aber mit Recht Savile[6]), da Proklos, Boëthius, Alexander Aphrodisius und überhaupt das gesammte Alterthum dieses Werk, und zwar im Wesentlichen so, wie es uns vorliegt, dem Eukleides zuschreiben; wozu kommt, daß Proklos den Theon gar nicht einmal nennt, während er doch dessen Zeitgenossen Pappos erwähnt, und gern die Beweise anderer Mathematiker mit Nennung der Urheber anführt. Dagegen schließt Savile aus einer von Theon selbst gegebenen Notiz[7]), daß Letzterer bloß eine neue Ausgabe der Elemente des Euklides veranstaltet und darin Einiges zugesetzt habe. Robert Simson, der sich dieser Meinung anschließt, glaubt, daß grade manche Mängel der Elemente, welche er zu verbessern strebt, erst durch ungeschickte Veränderungen des Theon in dies Werk hineingekommen seien, z. B. die fehlerhafte Er-

klärung von der Zusammensetzung der Verhältnisse (Elem. VI. Defin. 5). Allerdings drängt sich der Gedanke auf, wenn man beim aufmerksamen Studium der στοιχεῖα darin, wie sie uns jetzt vorliegen, neben so vielem Vortrefflichen doch hin und wieder Irrthümer und Lücken in den Beweisen u. s. w. findet, daß dies nicht dem eigentlichen sich sonst so scharfsinnig zeigenden Verfasser, sondern den späteren Herausgebern, wie Theon u. A., zur Last zu legen sei; allein es ist unmöglich, jetzt noch mit Sicherheit darüber zu entscheiden. Daß Eukleides nicht der erste Erfinder aller der in seinen Elementen enthaltenen Sätze und ihrer Beweise, ja nicht einmal der Erste gewesen sei, welcher eine geordnete Zusammenstellung dieser Sätze versucht hat, läßt sich schon aus der musterhaften Verkettung und Strenge selbst schließen, welche sicherlich nicht auf den ersten Wurf, sowie sie vorliegt, gerathen wäre. Wir brauchen dies aber nicht bloß zu vermuthen, da uns Proklos (a. a. O.) die zahlreichen Vorgänger des Eukleides namhaft macht, und als Hauptverdienst des Letzteren bei Abfassung seiner στοιχεῖα die Einfügung vieler von Eudoxus erfundenen Sätze in das System und die Vollendung vieler Sätze des Theaitetes, sowie die Schärfung der Beweise rühmt[s]). Die Euklidische Zusammenstellung hat durch ihre großen Vorzüge vor allen früheren ähnlichen Versuchen veranlaßt, daß von letzteren kein einziger bis auf unsere Zeit erhalten worden ist, während Euklid's Elemente selbst bis in die neuesten Zeiten als ein Muster angesehen, ins Syrische, Arabische, Persische, Hebräische, Lateinische und in die Sprachen aller jetzt in Europa herrschenden Völker wiederholt übersetzt, häufig commentirt und noch öfter nachgeahmt worden sind. Am Schlusse von Kästner's Anfangsgründen der Geometrie stehen die Worte: „Ueber die unzähligen geometrischen Lehrbücher kann ich nur sagen, daß, von dem eigenen Werthe der Geometrie [illegible] desto weniger [illegible] je weiter es sich von Euklid's Elementen entfernt[illegible]. Diesem Urtheile trete ich in Bezug auf die Methode vollkommen bei, und glaube, daß man den formalen Nutzen der Geometrie großentheils [illegible], wenn man wie z. B. Legendre, in der Strenge der Beweise nachläßt und durch [illegible] der Rechnung [illegible] die Geometrie [illegible] der geometrischen [illegible] [illegible] wie z. B. [illegible] [illegible] Sätze

irgend wesentlich ändern. Dagegen leug nicht, daß manche Berichtigungen und Er gen, wie z. B. Rob. Simson sie geliefert h viele Sätze Legendre's, wie unter andern trachtung symmetrischer Ecken und Körpe wendig heutzutage dem Systeme der Ele geometrie einzuverleiben seien; sowie die chung von Kugel, Kegel und Cylinder jet falls dahin gehört. Letztere Vergleichung Euklid selbst wohl seinem System einge ben, wenn sie nicht erst später von Arc gefunden wäre. Für Euklid war, wie sel klos (II. cap. 4) sagt, die Construction sogenannten Platonischen Körper das welches hin er, ein Anhänger der Plat Philosophie, sein ganzes System der στο bewundernswerther Consequenz gerichtet gleich er gewiß nicht dies für den Ha der ganzen Geometrie gehalten hat, w seine übrigen Werke beweisen. Wer in Zeit ein System der Elemente ausarbeit den Euklid zwar nicht in der Vorsteckung wähnten Ziels, wohl aber in der geschic wahl der fruchtbarsten Sätze, sowie in rechten Aneinanderreihung und strenge sung derselben nachzuahmen, und dabe Euklid's Zeit gemachten Fortschritte in metrie, und besonders in der Arithmeti lich zu benutzen haben, ohne durch zu gr den Anfänger zu verwirren. Die Proporti Euklid's (im fünften Buche seiner στοιχ man nicht, wie es von Vielen geschieht, sich nicht die Mühe nehmen, sie genau zu lernen, als gegenwärtig gänzlich ver sehen; vielmehr verdient sie sehr mit der Behandlungsweise der Proportionen vergli werden, wodurch letztere an Gründlichk Strenge gewinnt[w]).

Das zweite geometrische Werk des E sind seine Δεδομένα, welche von den alt metern als erste Einleitung in die geom Analysis angesehen wurden[u]). Gegeben diese Geometer ein Ding alsdann, wenn einer Aufgabe entweder unmittelbar als vorausgesetzt wird, oder aus dem, was ausgesetzt wird, gefunden werden kann. der Halbmesser eines Kreises als bekannt v setzt, mithin gegeben, so ist eben dadurch Größe dieses Kreises gegeben. Ist nun au der Mittelpunkt und die Ebene, in welcher liegen soll, bestimmt gegeben, so ist die Lage dieses Kreises gegeben. Ebens zwei gerade Linien gegeben sind, so ist das Verhältniß [illegible] derselben bes

ıander ähnlichen und ähnlich liegenden ge-
gen Figuren gegeben u. s. w. Für die geo-
che Analysis war es nun von Wichtigkeit,
mmlung von Sätzen zu besitzen, welche
n, wie in besonders häufig vorkommenden
durch gewisse gegebene Stücke zugleich
mit bestimmt, also gegeben, seien. Eine
Sammlung sind Euklid's Δεδομένα. Aus
schreibung, welche Pappus von diesem
gibt, erhellet, daß dasselbe nicht ganz un-
ert auf unsere Zeit gekommen ist, da es
ärtig 95 Sätze enthält, während Pappus
zählt. Diese Verschiedenheit scheint da-
entstanden, daß die beiden, jetzt gewöhn-
s Satz 64 und 65 gezählten, Sätze von
nur als zwei verschiedene Fälle eines
und die jetzt gewöhnlich als Satz 71 und
wie auch die als Satz 75 und 76 gezählten
s Zusätze zu den unmittelbar vorhergehen-
gesehen werden.

drittes geometrisches Werk unseres Eu-
waren seine Πορίσματα in drei Büchern,
elchen aber, außer einigen Bruchstücken
'appus, der diese Bücher ebenfalls unter
erken über die geometrische Analysis auf-
nichts auf unsere Zeit gekommen ist. Nach
'ragmenten haben mehrere neuere Geome-
ı besten Rob. Simson[12]), versucht, die Po-
ı wieder herzustellen.

viertes, leider gleichfalls verloren gegan-
eometrisches Werk des Euklid waren seine
πρὸς ἐπιφάνειαν in zwei Büchern, von de-
ppos, der auch sie zu den Hauptwerken
eometrische Analysis rechnet, nichts auf-
n hat, als den Titel und vier zu ihrem
dniß dienliche Lehrsätze. Montucla meint
diese »Oerter auf der Oberfläche« seien
chen von Kugeln, Kegeln, Sphäroiden u. s. w.
n[13]), späterhin glaubt er darunter Curven
ppelter Krümmung verstehen zu müssen[14]).
s hält, besonders wegen des letzten Lehr-
bei Pappos, diese Oerter für Umdrehungs-
des zweiten Grades und für Schnitte, wel-
f solchen Flächen, wie auf dem Kegel,
durchgelegte Ebenen gebildet werden[15]).

fünftes geometrisches Werk des Eukleides
vier Bücher über die Kegelschnitte (κωνικά)
n sein. Pappos, der uns diese Nachricht
ahrt hat, erzählt (lib. 7. p. 249), daß durch
ständigung dieses Werkes und durch Hin-
ıg von vier neuen Büchern Apollonios seine
te Schrift über die Kegelschnitte gebildet
ohne darin seines Vorgängers mit dem ge-
den Danke zu erwähnen.

Ein Buch περὶ διαιρέσεων, welches Euklid, nach Aussage des Proklos (p. 20. edit. Basil.), geschrieben hat, vermuthet der Engländer John Dee in einem Werkchen wieder gefunden zu haben, das sonst gewöhnlich dem arabischen Mathematiker Mahomet von Bagdad zugeschrieben wird, und dessen lateinische, ihm von Dee überlassene, Uebersetzung F. Commandin im J. 1570 herausgegeben hat. Savile (Praelect. I.) glaubt dagegen nicht, daß diese Schrift die von Proklos genannte Euklidische sei.

Dies sind die uns von den Alten genannten **rein geometrischen** Schriften des Euklid. Mehr logischen als mathematischen Inhalts scheint eine Abhandlung über Trugschlüsse (σύγγραμμα ψευδαρίων) gewesen zu sein, die wir aber auch nicht mehr besitzen. Euklid hatte sie, wie uns Proklos erzählt, verfaßt, um die Anfänger in der Mathematik vor den so häufig vorkommenden Irrthümern zu warnen und sie in der Entdeckung von Fehlschlüssen zu üben.

Ueber die Theorie der **Musik** besitzen wir zwei Werke, die dem Eukleides von manchen neueren Schriftstellern zugeschrieben werden, das eine Εἰσαγωγὴ ἁρμονική, das andere Κατατομὴ κανόνος betitelt. Daß Euklid über die Elemente der Musik (κατὰ Μουσικὴν στοιχειώσεις) geschrieben habe, bezeugt Proklos (p. 20); ob aber die eben genannten beiden Schriften diese στοιχειώσεις seien, bezweifelt Gregory, der sie in seine Ausgabe der Werke Euklid's aufgenommen hat, weil weder Ptolemäus in seiner Schrift *Harmonica*, noch irgend einer von dessen Vorgängern derselben erwähnt, und weil auch keine alte Handschrift der genannten beiden Tractate den Euklid als Verfasser nennt. Für die Geschichte der Musik, insbesondere für genauere Kenntniß der darin durchgeführten, vor Ptolemäus allgemein angenommenen, Hypothese des Aristoxenos, ist der erste dieser Tractate wichtig; der zweite setzt die jener Hypothese entgegenstehende spätere des Ptolemäus auseinander und ist schon darum dem Euklid abzusprechen.

Auch über **Optik** und **Katoptrik** hatte Euklid, nach dem Berichte des Proklos (p. 20), geschrieben, während Pappos keiner solchen Schriften desselben erwähnt, ungeachtet ihm die Veranlassung dazu beim 50. und 51. Satze seiner mathematischen Sammlungen sehr nahe lag. Gregory hält darum zwei mit Euklid's Namen auf unsere Zeit gekommene Werke: Ὀπτικὰ und Κατοπτρικά, die er in seine Ausgabe der Werke Euklid's aufgenommen hat, für unecht, wenigstens für sehr verfälscht, und gibt in seiner Vorrede viele aus

dem Inhalte dieser Bücher selbst geschöpfte Gründe für seine Meinung an.

Sicherer ist die Echtheit eines uns erhaltenen astronomischen Werkes, *φαινόμενα* betitelt, welches dem Euklid beigelegt wird, und dessen Pappos in seinem sechsten Buche, sowie auch der Grammatiker Philoponos[16]) erwähnt. Es enthält die Sphärik des Eukleides und ist für die Erkenntniß des Zustandes der Astronomie zu seiner Zeit ein schätzbares Hilfsmittel[17]). Ein ganz kurzes, bloß lateinisch vorhandenes, Fragment, *de levi et ponderoso*, das Zambertus dem Euklid beigelegt, ist höchst wahrscheinlich unecht.

Es bleibt uns noch übrig, die wichtigsten unter den Ausgaben und Uebersetzungen der Werke Euklid's und der Commentare über denselben anzugeben. Die Hauptausgaben des griechischen Originals sind:

1) *Euclidis opera graece cum Theonis expositione, cura Simonis Grynaei.* (*Basileae* 1530. *fol.*) Die älteste griechische, mir bloß aus Heilbronner bekannte, Ausgabe. Im J. 1533 erschienen ebendaselbst bei Joh. Herwagen: *Εὐκλείδου στοιχείων βίβλια ιε. ἐκ τῶν Θεῶνος συνουσίων. Εἰς τὸ αὐτοῦ τὸ πρῶτον ἐξηγημάτων Πρόκλου βίβλ. δ.* in Fol.

2) *Euclidis quae supersunt omnia ex recensione Davidis Gregorii, graece et latine.* (*Oxoniae* 1703. *fol.*)

3) *Les oeuvres d'Euclide en grec, en latin et en français d'après un manuscrit très ancien, qui était resté inconnu jusqu'à nos jours, par F. Peyrard.* 3 *Tomes in*-4. (*Paris* 1814. 1816. 1818); enthält bloß die Elemente und die Data nach einem, wie der Herausgeber meint, am Schlusse des 9. Jahrh. abgefaßten Manuscripte.

4) *Euclidis Elementorum libri sex priores graece et latine Commentario e scriptis veterum ac recentiorum mathematicorum et Pfleidereri maxime illustrati. Edidit Jo. Guil. Camerer. Tom. I. et II.* (Berlin 1824. 1825.) Ein zweiter Titel verheißt die Ausgabe der gesammten Elemente Euklid's. Es ist aber bis jetzt meines Wissens nichts außer diesen beiden Bänden erschienen, welche durch den darin aufgenommenen trefflichen Commentar Pfleiderer's ausgezeichneten Werth haben.

5) *Euclidis Elementa ex optimis libris in usum tironum graece edita ab Ern. Ferd. August. Pars I. et II.* (Berlin 1826—1829.) In der Vorrede des zweiten Theiles verspricht der Herausgeber auch eine Ausgabe der übrigen, dem Euklid zugeschriebenen, Werke, welche aber, soviel mir bekannt, noch nicht erschienen ist.

Unter den Uebersetzungen und Erläuterungen sind (außer den schon genannten) vorzüglich zu merken: 1) die älteste lateinische, von C
nicht aus dem Griechischen, sondern a
arabischen Bearbeitung (nicht der nachh
führenden) gefertigte, Uebersetzung der E
welche das am frühesten im Druck ers
unter den Werken des Eukleides (Venet. 1
ist. Dies Buch ist jetzt eine literarisch
heit, und da es theils durch seine Abwe
vom griechischen Originale, theils durc
Eigenthümlichkeiten merkwürdig ist, so l
ner eine eigene Beschreibung davon gelie
ter dem Titel: *Geometriae Euclidis prim
post inventam typographiam prodiit, editio
viter describit A. G. Kaestner.* (Leipzig 1
Vergl. damit desselben Gesch. der Ma
I. Th. (Göttingen 1796.) S. 289—302.

2) Die älteste aus dem griechischen Gr
unmittelbar verfertigte lateinische Ueb
sämmtlicher Werke des Eukleides: *Eucl
edita a Barth. Zamberto.* (*Venet.* 1505.
Diese beiden ältesten lateinischen Ueber
sind später wiederholt sowohl einzeln,
zusammen herausgegeben worden.

3) *Euclidis Elementorum libri XV
scholiis antiquis a Federico Commandino
nuper in latinum conversi, commentariis q
illustrati.* (*Pisauri* 1572. *fol.*)

4) *Euclidis Elementorum libri XV, d
tionibus accuratisque scholiis illustrati, auc
stoph. Clavio* (*Romae* 1574); des beigefüg
mentars wegen sehr schätzbar, später
lentlich abgedruckt zu Cöln (1591), Ro
Frankfurt (1607) und in der Ausgabe sä
Werke des Clavius (Frankfurt 1612).

5) *Euclidis Elementorum geometrico
XIII. Ex traditione doctissimi Nasireddi
nunc primum arabice impressi.* (*Romae

6) *Euclidis Elementorum libri priores
undecimus et duodecimus ex versione lati
rici Commandini, sublatis iis, quibus oli
a Theone aliisve vitiati sunt, et quibusd
dis demonstrationibus restitutis a Rob. Sim
gov.* 1756. 4.); später auch in englischer
mit Hinzufügung einer Uebersetzung
daraus auch ins Deutsche (ohne die D
setzt von Matthias Reder, und im Aus
Joh. Andr. Matthias, dagegen die Data
son's Ausgabe von J. C. Schwab.

7) Euklid's Elemente, 15 Bücher,
Griechischen übersetzt von Joh. Fried
(Halle 1781); nachher wiederholentlich
gelegt von Lorenz, Mollweide, Dippe.

Ausführlicher findet man die für s
eine ansehnliche Bibliothek bildende, d

effende, Literatur in Heilbronner's *Historia*
os p. 159 *seq.*, in (Scheibel's) Einleitung
hematischen Bücherkenntniß (neue Aufl.).
1. St. S. 1—55 und 5. St. 459—481, in
l's *Bibliotheca mathematica. Vol. II. p.* 1
n Kästner's Geschichte der Mathematik.
S. 248—380 und in *Fabricii Bibliotheca*
d. Harless. T. IV. p. 44—81 et 205 *seq.*
ie arabischen Uebersetzer und Commenta-
meine oben angeführte Schrift.

roclus *Commentar. in Eucl. lib. I.* (*p.* 19.
il.)
ne solche Verwechselung begehen die frü-
Herausgeber unseres Eukleides, wie Cam-
Orontius Fineus, Tartalea u. s. w. Beim
Maximus (lib. 8. cap. 12) ist gar Eudoxos
dos mit unserem Eukleides verwechselt.
gl. meine Schrift: *De interpretibus et expla-*
Euclidis arabicis. (*Hal.* 1823.) §. 2 *et* 3.
ppi Collect. mathem. lib. 7 *in prooemio.*
die lateinische Uebersetzung des Proklos
1560) S. 90. Die Ausgabe des griechischen
ist an dieser Stelle defect.
aelectiones 13 *in Principium Elementorum Eu-*
Oxon. 1621.) *p.* 7 *seq.*
mment. in Almagest. p. 50.
λλὰ μὲν τῶν Εὐδόξου συντάξας, πολλὰ δὲ τῶν Θεαιτήτου τελειωσάμενος, ἔτι δὲ τὰ μαλακώτερον δεικνύμενα τοῖς ἔμπροσθεν εἰς ἀνελέγκτους ἀποδείξεις ἀναγαγών.

[9]) Aehnliche Aeußerungen von Newton und Lagrange führt Peyrard in der Vorrede seiner Ausgabe des Euklid an. Auch Leibnitz sprach sich über die Anordnung der Euklidischen Elemente ähnlich aus; s. *Wolfii Elem. Mathes. Tom. V. p.* 36. §. 8.)

[10]) Vgl. Pfleiderer's *Expositio et dilucidatio libri quinti Elementorum Euclidis* (*Tubingae* 1782), und desselben „Deduction der Euklidischen Definitionen 3, 4, 5, 7 des 5. Buches der Elemente" (in Hindenburg's Archiv der reinen und angewandten Mathematik. 2. Band. 7. Heft. S. 257 und 8. Heft (S. 440 ff.); auch meine »Allgemeine Größenlehre, vornehmlich die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen nach Euklidischen und neueren Ansichten" (Halle 1820).

[11]) *Pappi Collect. math. lib. VII.*

[12]) *Opp. reliqua.* (*Glasgov.* 1776) *p.* 315—594.

[13]) *His. des mathémat. nouv. édit. T. I. p.* 172.

[14]) Ebend. S. 215.

[15]) *Aperçu hist. sur l'origine et le développement des méthodes en géometrie.* (Brüssel 1837.) Note II.

[16]) *Ad* 2. *Phys. Aristot.*

[17]) *Cf. Delambre, Hist. de l'astron. anc. Tom. I. p.* 51—58.

2. Archimedes.

(*Märtens*, in Ersch und Gruber's Encyklopädie, I. Section, Theil 5, S. 143—144.)

imedes, ein Mathematiker, geb. zu Syra-
287 vor Chr., und verwandt mit König
Ein Genie der ersten Größe, und der Bé-
ung aller Zeiten würdig. Das Genie lebt
n seinem Gegenstande, und Archimedes
seine Untersuchungen gewöhnlich so ver-
ß ihn seine Freunde an die nöthigsten Be-
seines Körpers erinnern mußten. Er
die erstaunenswürdigsten Fortschritte fast
Theilen der Mathematik. Seine Ent-
en, großentheils durch äußere Umstände
t, leisteten in der Anwendung die er-
hsten Dienste; doch fühlte er seinen Geist
te der reinen Theorie höher, als bei Ver-
gen der Praxis, und darum wies er die-
n niedrigeren, vielleicht zu niedrigen Rang
meisten Fleiß widmete er der Geometrie,
e Bereicherungen derselben müssen wir noch heute beträchtlich nennen. — Er zeigte zuerst, daß der Kreis einem Dreieck an Flächeninhalt gleicht, dessen Höhe mit dem Halbmesser eines Kreises, und dessen Grundlinie mit dem Umfange des letzten von gleicher Länge ist. Das Verhältniß des Umkreises zum Durchmesser suchte er auf die nun allbekannte Weise durch zwei reguläre Vielecke, davon das eine in den Kreis, das andere um denselben gezeichnet ist. Seine Theorie darüber in dem Buche *κύκλου μέτρησις* (Kreismessung). — Von ihm rührt die Entdeckung des Verhältnisses her zwischen Cylinder und Kugel. Er schätzte sie selbst so hoch, daß er beider Abbildung für sein dereinstiges Grabmal bestimmte. Seine Schrift darüber führt den Titel: *περὶ τῆς σφαίρας καὶ κυλίνδρου* (über Kugel und Cylinder). — In den beiden Büchern *περὶ ἀμβλυγωνιών κωνοειδέων καὶ σχηματῶν σφαιροειδέων*, über Konoiden

und Sphäroiden, vergleicht er diese mit Cylindern und Kegeln von gleicher Höhe und Durchmesser, und untersucht ihr gegenseitiges Verhältniß. — Ausgezeichnet ist seine Lehre über die Quadratur der Parabel in der Abhandlung *τετραγωνισμός παραβολῆς*, wobei er seinen Zweck durch Ausfüllung der parabolischen Fläche mit Dreiecken erreicht, deren Inhalt in geometrischer Progression abnimmt, daher die Summirung dieser Reihe den Flächeninhalt der Parabel gibt. In dem Buche *περὶ ἑλίκων*, über Spirallinien, bestimmt er das Verhältniß der Ausschnitte dieser Linien zu den Ausschnitten der Kreise, von denen sie eingeschlossen werden können, und die Eigenschaften ihrer Tangenten. Eine der schwersten seiner Abhandlungen. — In Rücksicht der reinen Arithmetik veranlaßte ihn die Behauptung, es gebe keine Zahl, den Sand am Meere zu bestimmen, zu der Abhandlung *Ψάμμιτης*, in welcher er zeigt, daß schon das fünfzigste Glied einer geometrischen Progression, deren Exponent zehn sei, überflüssig hinreiche, die Zahl der Sandkörner zu bestimmen, welche den damals angenommenen Raum des Universums ausfüllen würde. — Die Mechanik betreffend, enthalten seine zwei Bücher: *ἐπιπέδων ἰσοῤῥοπικῶν ἢ κέντρα βαρῶν ἐπιπέδων* (vom Gleichgewicht oder Mittelpunct der Schwere bei Flächen), damals ganz neue Untersuchungen über Hebel, Schwerpunct und überhaupt über mechanische Gesetze. Bekannt ist, wie er einst, bei Anwendung einer Maschine zur Bewegung eines großen Schiffes auf dem Lande durch seine alleinige Handanlegung, dem erstaunten Hiero zurief: „nur einen Standpunct und ich bewege die Erde!" — Zu den hydrostatischen Untersuchungen in seinen zwei Büchern *περὶ τῶν ὀχουμένων* (von den im Wasser schwimmenden Körpern) wurde er durch den bekannten Vorfall veranlaßt, da einst Hiero einem Künstler Gold zu einer Krone hatte zuwägen lassen, auch eine Krone von demselben Gewicht erhielt, aber Betrug argwohnte, und die Sache näher untersucht wünschte. Archimedes, lange darüber sinnend, fiel endlich auf die Auflösung plötzlich, da er im Bade das Verdrängen des Wassers durch seinen einsinkenden Körper beobachtete, und sprang mit den Worten: gefunden! gefunden! aus dem Bade. Ein Pfund des dichten Goldes kann nicht so viel Wasser verdrängen, als ein Pfund Metall, in welchem unter Gold eine lockere Masse gemischt ist. Indem dies dem Archimedes klar ward, versuchte er, wie viel Wasser von einer Masse reinen Goldes, so schwer als die Krone, verdrängt wurde. So viel hätte auch bei Einsenkung der Krone in ein Gefäß voll Wasser über-

fließen müssen. Es floß aber mehr über,
ward der Betrug entdeckt und berechnet.
diese Veranlassung neu entdeckten hydrost
Gesetze machten späterhin eine noch g
Berechnung nach anderer Methode möglich.
ganz hingerissen von dieser Entdeckung r
er wolle nun an nichts mehr zweifeln, was
medes sage. — Zu den mechanischen
dungen des Archimedes, welche wir ni
mehr kennen, gehört unter andern di
serschraube, wozu ihn vielleicht die v
überschwemmungen in Aegypten zurückble
Sümpfe veranlaßten. Ferner der Polyspas
Verbindung mehrerer Rollen. Vorzüglich
wurde seine Sphäre zur Darstellung der
bewegungen. Sein Werk darüber ist verlo
gangen. — Mit dem meisten Bewundern
von jeher seine Erfindungen zur Verth
seiner Vaterstadt Syrakus betrachtet. Der
auf dieselbe durch die Römer fiel in das
v. Chr. unter Hiero's Nachfolger. Seine
nen, zerstörende Geschosse und Massen zu
dern, brachten die Römer zur Verzweifl
daß sie sich in die Ferne zurückzogen
Angriff in Blokade verwandelten. Auch hi
soll Archimedes die Schiffe durch Brennspi
gezündet haben; was jedoch unwahrschei
Es könnte zwar der Mangel hinlängliche
spiegel durch Zusammensetzung von Plan
ersetzt worden sein; allein es bleiben d
bei noch Schwierigkeiten, welche die Aus
zweifelhaft machen; und überdies wird
wichtigsten historischen Schriftstellern, d
Zeit am nächsten lebten, und auch des A
des Anstalten genau beschreiben, dieser Sa
nicht erwähnt. Das Buch über die Bren
welches dem Archimedes zugeschrieben w
untergeschoben. Endlich kostete die Er
von Syrakus, die den Römern zuletzt do
gelang, da sich die Einwohner beim Dia
Ausschweifungen überließen, dem Archim
Leben. In seine Untersuchungen vertieft
er den Lärm der in die Stadt eindringende
nicht, bis einige derselben in sein Haus s
die ihn in blinder Wuth, ungeachtet M
welcher die Römer anführte, seiner zu
befohlen hatte, tödteten. Das Nähere da
verschieden berichtet. Gewöhnlich erzä
Archimedes habe gerade Figuren in den S
zeichnet, und statt dem herandringenden
auf Befragen seinen Namen zu nennen,
gerufen: *noli turbare meos circulos!* und se
demselben in ungeduldiger Hitze erstoche
cellus, höchst betrübt darüber, wandte sein

des Archimedes noch übrige Verwandte, n ließ er das Grabmal, nach seinem ehe- Wunsche, mit dem Cylinder und der Kugel setzen. Cicero als Quästor in Sicilien fand dasselbe vernachläßigt und von Gesträuch umwachsen; er ließ es wieder reinigen.

---

8. Die eukleidische Methode.

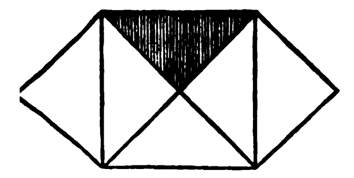
(*Arthur Schopenhauer*, Die Welt als Wille und Vorstellung [1819], S. 102—118.)

n wir nun mit unserer Ueberzeugung, daß schauung die erste Quelle aller Evidenz, unmittelbare oder vermittelte Beziehung allein absolute Wahrheit ist, daß ferner hste Weg zu dieser stets der sicherste ist, Vermittelung durch Begriffe vielen Täu- n aussetzt; — wenn wir, sage ich, mit leberzeugung uns zur **Mathematik** wen- e sie vom Eukleides als Wissenschaft auf- und bis auf den heutigen Tag im Ganzen n ist; so können wir nicht umhin, den en sie geht, seltsam, ja verkehrt zu finden. langen die Zurückführung jeder logischen lung auf eine anschauliche: sie hingegen großer Mühe bestrebt, die ihr eigenthüm- überall nahe, anschauliche Evidenz muth- n verwerfen, um ihr eine logische zu sub- . Wir müssen finden, daß das nicht anders wenn Jemand sich die Beine abschnitte, um icken zu gehen, oder als wenn der Prinz, iumph der Empfindsamkeit,« aus der wirk- schönen Natur flieht, um sich an einer decoration, die sie nachahmt, zu erfreuen. muß hier an dasjenige erinnern, was ich hsten Capitel der einleitenden Abhandlung habe, und setze es als dem Leser in fri- Andenken und ganz gegenwärtig voraus; ich hier meine Bemerkungen daran knüpfe, on Neuem den Unterschied auseinanderzu- zwischen dem bloßen Erkenntnißgrund ei- thematischen Wahrheit, der logisch gegeben kann, und dem Grunde des Seins, welcher mittelbare, allein anschaulich zu erkennende menhang der Theile des Raums und der t, die Einsicht in welchen, allein wahre ligung und gründliche Kenntniß gewährt, d der bloße Erkenntnißgrund stets auf der che bleibt, und zwar ein Wissen, **daß** es aber keines, **warum** es so ist, geben kann. des gieng diesen letzteren Weg, zum offen- Nachtheil der Wissenschaft. Denn z. B. anfangs, wo er ein für alle Mal zeigen wie im Dreieck Winkel und Seiten sich gegenseitig bestimmen und Grund und Folge von einander sind, gemäß der Form, die der Satz vom Grunde im bloßen Raume hat, und die dort, wie überall, die Nothwendigkeit gibt, daß Eines so ist, wie es ist, weil ein von ihm ganz verschiedenes Anderes so ist, wie es ist: statt so in das Wesen des Dreiecks eine gründliche Einsicht zu geben, stellt er einige abgerissene beliebig gewählte Sätze über das Dreieck auf, und gibt einen logischen Erkenntnißgrund derselben durch einen mühseligen, logisch, gemäß dem Satz des Widerspruchs geführten Beweis. Statt einer erschöpfenden Erkenntniß dieser räumlichen Verhältnisse, erhält man daher nur einige beliebig mitgetheilte Resultate aus diesen Verhältnissen, und ist in dem Fall, wie Jemand, dem die verschiedenen Wirkungen einer künstlichen Maschine gezeigt, ihr innerer Zusammenhang und Getriebe aber vorenthalten würden. Daß, was Eukleides demonstrirt, Alles so sei, muß man, durch den Satz vom Widerspruch gezwungen, zugeben: **warum** es aber so ist, erfährt man nicht. Man hat daher fast die unbehagliche Empfindung, wie nach einem Taschenspielerstreich, und in der That sind einem solchen die meisten Eukleidischen Beweise auffallend ähnlich. Fast immer kommt die Wahrheit durch die Hinterthür herein, indem sie sich *per accidens* aus irgend einem Nebenumstand ergibt. Oft schließt ein apagogischer Beweis alle Thüren, eine nach der andern zu, und läßt nur die eine offen, in die man nun bloß deswegen hinein muß. Oft werden, wie im Pythagoräischen Lehrsatz, Linien gezogen, ohne daß man weiß warum: hinterher zeigt sich, daß es Schlingen waren, die sich unerwartet zuziehen und den Assensus des Lernenden gefangen nehmen, der nun verwundert zugeben muß, was ihm seinem inneren Zusammenhang nach völlig unbegreiflich bleibt, so sehr, daß er den ganzen Eukleides durchstudiren kann, ohne eigentliche Einsicht in die Gesetze der räumlichen Verhältnisse zu gewinnen, sondern statt ihrer nur einige Resultate aus ihnen auswendig lernt. Diese eigentlich empirische und unwissenschaftliche Er-

kenntniß gleicht der des Arztes, welcher Krankheit, und Mittel dagegen, aber nicht den Zusammenhang beider kennt. Dieses Alles aber ist die Folge, wenn man die einer Erkenntnißart eigenthümliche Weise der Begründung und Evidenz grillenhaft abweist, und statt ihrer eine ihrem Wesen fremde gewaltsam einführt. Indessen verdient übrigens die Art, wie vom Eukleides dieses durchgesetzt ist, alle Bewunderung, die ihm so viele Jahrhunderte hindurch geworden und so weit gegangen ist, daß man seine Behandlungsart der Mathematik für das Muster aller wissenschaftlichen Darstellung erklärte, nach der man sogar alle andern Wissenschaften zu modeln sich bemühte, später jedoch hievon zurückkam, ohne sehr zu wissen warum. In unsern Augen kann jene Methode des Eukleides in der Mathematik dennoch nur als eine sehr glänzende Verkehrtheit erscheinen. Nun läßt sich aber wohl immer von jeder großen, absichtlich und methodisch betriebenen, dazu vom allgemeinen Beifall begleiteten Verirrung, sie möge das Leben oder die Wissenschaft betreffen, der Grund nachweisen in der zu ihrer Zeit herrschenden Philosophie. — Die Eleatiker zuerst hatten den Unterschied, ja öfteren Widerstreit entdeckt zwischen dem Angeschauten, *φαινομενον*, und dem Gedachten, *νοουμενον*[1]), und hatten ihn zu ihren Philosophemen, auch zu Sophismen, mannigfaltig benutzt. Ihnen folgten später Megariker, Dialektiker, Sophisten, Neu-Akademiker und Skeptiker: diese machten aufmerksam auf den Schein, d. i. auf die Täuschung der Sinne, oder vielmehr des ihre Data zur Anschauung umwandelnden Verstandes, welche uns oft Dinge sehen läßt, denen die Vernunft mit Sicherheit die Realität abspricht, z. B. den gebrochenen Stab im Wasser u. dgl. Man erkannte, daß der sinnlichen Anschauung nicht unbedingt zu trauen sei, und schloß voreilig, daß allein das vernünftige logische Denken Wahrheit begründe, obgleich Platon (im Parmenides), die Megariker, Pyrrhon und die Neu-Akademiker durch Beispiele (in der Art wie später Sextus Empiricus) zeigten, wie auch andrerseits Schlüsse und Begriffe irre führten, ja Paralogismen und Sophismen hervorbrächten, die unendlich leichter entstehen und unendlich schwerer zu lösen sind, als der Schein in der sinnlichen Anschauung. Inzwischen behielt jener, also im Gegensatz des Empirismus entstandene Rationalismus die Oberhand, und ihm gemäß bearbeitete Eukleides die Mathematik, also auf die anschauliche Evidenz (*φαινομενον*) bloß die Axiome nothgedrungen stützend, alles Uebrige aber auf Schlüsse (*νοουμενον*). Seine Methode blieb herrschend alle Jahrhunderte hindurch, und mußte es

bleiben, so lange nicht die reine Ansch *priori* von der empirischen unterschiede Zwar scheint schon des Eukleides Com Proklos jenen Unterschied völlig erkann ben, wie die Stelle jenes Commentato welche Kepler in seinem Buche *de harmon* lateinisch übersetzt hat: allein Proklos le genug Gewicht auf die Sache, stellte sie auf, blieb unbeachtet und drang nicht dur zwei tausend Jahre später daher wird d Kants, welche so große Veränderungen Wissen, Denken und Treiben der euro Völker hervorzubringen bestimmt ist, auc Mathematik eine solche veranlassen. D nachdem wir von diesem großen Geiste haben, daß die Anschauungen des Rau der Zeit von der empirischen gänzlich den, von allem Eindruck auf die Sinne unabhängig, diesen bedingend, nicht d bedingt, d. h. *a priori* sind, und daher dem truge gar nicht offen stehen, erst jetzt kö einsehen, daß des Eukleides logische Beha art der Mathematik eine unnütze Vorsic Krücke für gesunde Beine ist, daß sie eine derer gleicht, der Nachts einen hellen fes für ein Wasser haltend, sich hütet, ihn ten, und stets daneben auf holprigem Bod zufrieden, von Strecke zu Strecke an meinte Wasser zu stoßen. Erst jetzt kö mit Sicherheit behaupten, daß, was bei schauung einer Figur sich uns als nothwe kündigt, nicht aus der auf dem Papier sehr mangelhaft gezeichneten Figur kom nicht aus dem abstracten Begriff, den w denken, sondern unmittelbar aus der uns bewußten Form aller Erkenntniß: diese is der Satz vom Grunde: hier ist sie, als F Anschauung, d. i. Raum, Satz vom Gru Seins: dessen Evidenz und Gültigkeit eben so groß und unmittelbar als die vo des Erkenntnißgrundes, d. i. die logische heit. Wir brauchen und dürfen also ni bloß der letzteren zu trauen, das eigentl Gebiet der Mathematik verlassen, um si nem ihr ganz fremden, dem der Begriff glaubigen. Halten wir uns auf jenem de matik eigenthümlichen Boden, so erlan den großen Vortheil, daß in ihr nunmehr sen, daß etwas so sei, Eines ist mit dem, es so sei, statt dass die Eukleidische beide gänzlich trennt und bloß das erster das letztere erkennen läßt. Aristoteles a ganz vortrefflich, in den *Analyt. post. I*, 27 *βεστερα δ' επιστημη επιστημης και προτερα*,

ω διοτι ή αυτη, αλλα μη χωρις τον ότι, οτι.« — Sind wir doch in der Physik
befriedigt, wann die Erkenntniß, daß
st, vereint ist mit der, warum es so
as Quecksilber in der Torricellianischen
Zoll hoch steht, ist ein schlechtes Wis-
n nicht auch hinzukommt, daß es so
ngewicht der Luft gehalten wird. Aber
athematik soll uns die *qualitas occulta*
s, daß die Abschnitte jeder zwei in ihm
ıidender Sehnen stets gleiche Rectangel
nügen? Daß es so sei, beweist freilich
im 35. Satze des dritten Buches: das
eht noch dahin. Eben so lehrt der Py-
he Lehrsatz uns eine *qualitas occulta* des
igen Dreiecks kennen: des Eukleides
;er, ja hinterlistiger Beweis verläßt uns
rum, und beistehende schon bekannte
Figur gibt auf einen Blick weit mehr,
Beweis, Einsicht in die Sache und in-
Ueberzeugung von jener Nothwendigkeit
ler Abhängigkeit jener Eigenschaft vom
Vinkel:



ungleichen Katheten muß es sich zu
ıen anschaulichen Ueberzeugung bringen
ie überhaupt bei jeder möglichen geo-
ı Wahrheit, schon deshalb, weil ihre
g allemal von einer solchen angeschau-
vendigkeit ausgieng und der Beweis erst
hinzu ersonnen ward: man bedarf also
Analyse des Gedankenganges bei der
ıffindung einer geometrischen Wahrheit,
Nothwendigkeit anschaulich zu erkennen.
erhaupt die analytische Methode, welche
len Vortrag der Mathematik wünsche,
synthetischen, welche Eukleides ge-
at. Allerdings aber wird dies bei com-
mathematischen Wahrheiten sehr große,
cht unüberwindliche Schwierigkeiten ha-
ıon jetzt fängt man in Deutschland hin
er an, den Vortrag der Mathematik zu
nd mehr diesen analytischen Weg zu
o hat z. B. Professor Thibaut in Göt-
seinem Grundriß der reinen Mathematik
ıtet, obwohl ich eine noch viel entschie-
ınd durchgängige Substituirung der an-
schaulichen Evidenz an die Stelle der logischen Beweisführung wünsche.

Ferner hat Professor Schweins in Heidelberg (Mathematik für den ersten wissenschaftlichen Unterricht 1810) sich gegen die Eukleidische Behandlung der Mathematik erklärt und davon abzugehen versucht. Allein ich finde, daß seine Verbesserung sich bloß auf den Vortrag, nicht auf die Methode der Behandlung der Mathematik selbst erstreckt, welche noch ganz die Eukleidische geblieben ist. Er hat zwar statt der fragmentarischen Betrachtungsweise des Eukleides, eine mehr zusammenhängende, mehr pragmatische angenommen, welches allerdings sehr zu loben ist: sodann aber hat er die strenge Form des Eukleides abgeworfen, ohne jedoch von der eigentlichen Methode desselben, nämlich der logischen Beweisführung, da wo unmittelbare Evidenz zu haben wäre, im Mindesten abzugehen: daher alle dem Eukleides oben gemachten Vorwürfe auch noch bei dieser Behandlung nach wie vor gelten: nach wie vor kommt die Wahrheit zur Hinterthür herein, ergibt sich *per accidens* im vorliegenden Fall, wird dann sofort als allgemeingültig ausgesprochen, ohne daß, bei solchem Verfahren, die Berechtigung hiezu hervorgehe, da der Zusammenhang zwischen den im Lehrsatz gegebenen Bedingungen und den dabei nachher gefundenen Verhältnissen keineswegs sichtbar wird, sondern nur, daß man beides beisammen diesmal angetroffen, wobei man darauf provocirt, daß es sich jedesmal so finden wird.

Um die Methode der Mathematik zu verbessern, wird vorzüglich erfordert, daß man das Vorurtheil aufgebe, die bewiesene Wahrheit habe irgend einen Vorzug vor der anschaulich erkannten, oder die logische, auf dem Satz vom Widerspruch beruhende vor der metaphysischen, welche unmittelbar evident ist und zu der auch die reine Anschauung des Raumes gehört.

Das Gewisseste und überall Unerklärbare ist der Satz vom Grunde. Denn er ist, in seinen verschiedenen Gestalten, die allgemeine Form aller unserer Vorstellungen und Erkenntnisse. Alle Erklärung ist Zurückführung auf ihn, Nachweisung im einzelnen Fall des durch ihn überhaupt ausgedrückten Zusammenhangs der Vorstellungen. Er ist das Princip aller Erklärung und daher nicht selbst einer Erklärung fähig, noch ihrer bedürftig, da jede ihn schon voraussetzt und nur durch ihn Bedeutung erhält. Nun hat aber keine seiner Gestalten einen Vorzug vor der andern: er ist gleich gewiß und unbeweisbar als Satz vom Grunde des Seins, oder des Werdens, oder des Handelns, oder des Erkennens. Das Verhältniß des Grun-

des zur Folge ist in der einen wie in der andern seiner Gestalten ein nothwendiges, ja es ist überhaupt der Ursprung, wie die alleinige Bedeutung des Begriffs der Nothwendigkeit. Es gibt keine andere Nothwendigkeit, als die der Folge, wenn der Grund da ist, und es gibt keinen Grund, der nicht Nothwendigkeit der Folge setzte. So sicher also aus dem in den Prämissen gegebenen Erkenntnißgrunde die im Schlußsatze ausgesprochene Folge fließt, so sicher bedingt der Seinsgrund im Raum seine Folge im Raum: habe ich das Verhältniß dieser beiden anschaulich erkannt, so ist diese Gewißheit eben so groß als irgend eine logische. Ausdruck eines solchen Verhältnisses ist aber jeder geometrische Lehrsatz, eben so gut als eines der zwölf Axiome: er ist eine metaphysische Wahrheit und als solche eben so unmittelbar gewiß als der Satz vom Widerspruch selbst, der eine metalogische Wahrheit und die allgemeine Grundlage aller logischen Beweisführung ist. Wer die anschaulich dargelegte Nothwendigkeit der in irgend einem Lehrsatze ausgesprochenen räumlichen Verhältnisse leugnet, kann mit gleichem Recht die Axiome leugnen, und mit gleichem Recht die Folge des Schlusses aus den Prämissen, ja den Satz vom Widerspruch selbst: denn alles dieses sind gleich unbeweisbare, unmittelbar evidente und *a priori* erkennbare Verhältnisse. Wenn man daher die anschaulich erkennbare Nothwendigkeit räumlicher Verhältnisse erst durch eine logische Beweisführung aus dem Satz vom Widerspruch ableiten will, so ist es nicht anders, als wenn dem unmittelbaren Herrn eines Landes ein anderer dasselbe erst zu Lehn ertheilen wollte. Dies aber ist es, was Eukleides gethan hat. Bloß seine Axiome läßt er nothgedrungen auf unmittelbarer Evidenz beruhen. Die folgenden Sätze beweist er aus ihrer Uebereinstimmung mit jenen und dem Widerspruch ihres Gegentheils damit, und so nun ferner jeden folgenden Satz aus der Uebereinstimmung mit dem früheren und dem Widerspruch des Gegentheils mit demselben. Aber jene Axiome haben keineswegs mehr unmittelbare Evidenz als jeder andere geometrische Lehrsatz, sondern nur mehr Einfachheit durch geringeren Gehalt.

Wenn man einen Delinquenten vernimmt, so nimmt man seine Aussagen zu Protokoll, um aus ihrer Uebereinstimmung ihre Wahrheit zu beurtheilen. Dies ist aber ein bloßer Nothbehelf, bei dem man es nicht bewenden läßt, wenn man unmittelbar die Wahrheit jeder seiner Aussagen für sich erforschen kann: zumal da er von Anfang an consequent lügen konnte. Aber jene erste Methode ist es, nach der Eukleides den R
forschte. Zwar gieng er dabei von der
Voraussetzung aus, daß die Natur über
auch in ihrer Grundform, dem Raum, co
sein muß und daher, weil die Theile de
im Verhältniß von Grund und Folge zu
stehen, keine einzige räumliche Bestimmun
sein kann als sie ist, ohne mit allen ander
derspruch zu stehen. Aber dies ist ein
schwerlicher und unbefriedigender Umw
die mittelbare Erkenntniß der eben so
unmittelbaren vorzieht, der ferner die Erk
daß etwas ist, von der, warum es i
großen Nachtheil der Wissenschaft tren
endlich dem Lehrling die Einsicht in die
des Raums gänzlich vorenthält, ja ihn
vom eigentlichen Erforschen des Grundes
innern Zusammenhanges der Dinge, ihn s
sen anleitend, sich an einem historischen
daß es so sei, genügen zu lassen. Di
Methode so unabläßig nachgerühmte Ueb
Scharfsinns besteht aber bloß darin, daß
Schüler im Schließen, d. h. im Anwen
Satzes vom Widerspruch übt, besonders a
Gedächtniß anstrengt, um alle jene Data
Uebereinstimmung zu vergleichen ist, zu

Es ist übrigens sehr bemerkenswerth, d
Beweismethode bloß auf die Geometrie an
worden und nicht auf die Arithmetik:
läßt man in dieser die Wahrheit wirkli
durch Anschauung einleuchten, welche
bloßen Zählen besteht. Da die Anschau
Zahlen in der Zeit allein ist und daher d
sinnliches Schema, wie die geometrisch
repräsentirt werden kann; so fiel hier d
dacht weg, daß die Anschauung nur e
und daher dem Schein unterworfen wäre,
Verdacht allein die logische Beweisart h
Geometrie bringen können. Zählen ist,
Zeit nur eine Dimension hat, die einzig
metische Operation, auf die alle andern
zuführen sind: und dies Zählen ist doc
Anderes als Anschauung *a priori*, auf wel
zu berufen man hier keinen Anstand nim
durch welche allein alles Uebrige, jede R
jede Gleichung zuletzt bewährt wird.
weist z. B. nicht, daß

$$\frac{7 + 9 \times 8 - 2}{3} = 42,$$

sondern man beruft sich auf die reine Ans
in der Zeit, das Zählen, macht also je
zelnen Satz zum Axiom. Statt der Bewei
che die Geometrie füllen, ist daher de
Inhalt der Arithmetik und Algebra ein

›de zum Abkürzen des Zählens. Unsere un-
bare Anschauung der Zahlen in der Zeit,
zwar, wie oben erwähnt, nicht weiter als
›is Zehn: darüber hinaus muß schon ein ab-
›r Begriff der Zahl, durch ein Wort fixirt,
telle der Anschauung vertreten, die daher
mehr wirklich vollzogen, sondern nur ganz
ımt bezeichnet wird: jedoch ist selbst so,
das wichtige Hilfsmittel der Zahlenordnung,
größere Zahlen immer durch dieselben
n repräsentiren läßt, eine anschauliche Evi-
jeder Rechnung möglich gemacht, sogar da,
an die Abstraction so sehr zu Hilfe nimmt,
icht nur die Zahlen, sondern unbestimmte
n und ganze Operationen nur *in abstracto*
ıt und in dieser Hinsicht bezeichnet werden,
'r—b, so daß man sie nicht mehr vollzieht,
n nur andeutet.

. demselben Recht und derselben Sicherheit
der Arithmetik, könnte man auch in der
›trie die Wahrheit allein durch reine An-
ıng *a priori* begründet sein lassen. In der
ist es auch immer diese gemäß dem Satz
runde des Seins anschaulich erkannte Noth-
keit, welche der Mathematik ihre große
z ertheilt und auf der im Bewußtsein eines
die Gewißheit ihrer Sätze beruht: keines-
st es der auf Stelzen einherschreitende lo-
Beweis, welcher, der Sache immer fremd,
s bald vergessen wird, ohne Nachtheil der
ıeugung, und ganz wegfallen könnte, ohne
e Evidenz der Geometrie dadurch vermin-
ürde, da sie ganz unabhängig von ihm ist
r immer nur das beweist, wovon man schon
, durch eine andere Erkenntnißart, völlige
ıeugung hat: insofern gleicht er einem feigen
en, der dem von Andern erschlagenen Feinde
eine Wunde versetzt, und sich dann rühmt,
legt zu haben [2]).

›sem Allen zufolge wird es hoffentlich kei-
Zweifel weiter unterliegen, daß die Evidenz
athematik, welche zum Musterbild und Sym-
ler Evidenz geworden ist, ihrem Wesen nach
ıuf Beweisen, sondern auf unmittelbarer An-
ıng beruht, welche also hier, wie überall,
tzte Grund und die Quelle aller Wahrheit
edoch hat die Anschauung, welche der Ma-
tik zum Grunde liegt, einen großen Vorzug
der andern, also vor der empirischen. Näm-
da sie *a priori* ist, mithin unabhängig von
rfahrung, die immer theilweise und succes-
geben wird, liegt ihr Alles gleich nahe und
ıann beliebig vom Grunde oder von der
ausgehen. Dies nun gibt ihr eine völlige

Untrüglichkeit, dadurch, daß in ihr die Folge aus
dem Grunde erkannt wird, welche Erkenntniß
allein Nothwendigkeit hat: z. B. die Gleichheit der
Seiten wird erkannt als begründet durch die Gleich-
heit der Winkel: da hingegen alle empirische An- 5
schauung und alle Erfahrung überhaupt nur um-
gekehrt von der Folge zum Grunde geht, welche
Erkenntnißart nicht unfehlbar ist, da Nothwendig-
keit allein der Folge zukommt, sofern der Grund
gegeben ist, nicht aber der Erkenntniß des Grun- 10
des aus der Folge, da dieselbe Folge aus ver-
schiedenen Gründen entspringen kann. Diese letz-
tere Art der Erkenntniß ist immer nur Induction,
d. h. aus vielen Folgen, die auf einen Grund deu-
ten, wird der Grund als gewiß angenommen; da 15
die Fälle aber nie vollständig beisammen sein
können, so ist die Wahrheit hier auch nie unbe-
dingt gewiß. Diese Art von Wahrheit allein aber
hat alle Erkenntniß durch sinnliche Anschauung
und durch Erfahrung überhaupt. Die Affection 20
eines Sinnes veranlaßt einen Verstandesschluß von
der Wirkung auf die Ursache: weil aber vom
Begründeten auf den Grund kein sicherer Schluß
ist, ist der falsche Schein, als Sinnentrug, mög-
lich und oft wirklich, wie oben ausgeführt. Erst 25
wenn mehrere oder alle fünf Sinne Affectionen er-
halten, die auf dieselbe Ursache deuten, ist die
Möglichkeit des Scheines zu einer unendlich klei-
nen Größe geworden. Im selben Fall ist alle em-
pirische Erkenntniß, folglich die ganze Naturwis- 30
senschaft, ihren reinen Theil (Metaphysik) bei
Seite gesetzt. Auch hier werden aus den Wir-
kungen die Ursachen erkannt: daher beruht alle
Naturlehre auf Hypothesen, die oft falsch sind
und dann allmählich richtigeren Platz machen. 35
Deshalb konnte kein Zweig der Naturwissenschaft,
z. B. Physik, Astronomie, oder Physiologie, mit
einem Male gefunden werden, wie Mathematik
oder Logik es konnten, sondern es bedurfte und
bedarf der gesammelten und verglichenen Erfah- 40
rungen vieler Jahrhunderte. Erst vielfache empi-
rische Bestätigung bringt die Induction, auf der
die Hypothese beruht, der Vollständigkeit so nahe,
daß sie zur Gewißheit wird. Alsdann aber ist
dieser Gewißheit ihr Ursprung aus Induction so 45
wenig nachtheilig, als der Anwendung der Geo-
metrie die Incommensurabilität grader und krum-
mer Linien, oder der Arithmetik die nicht zu er-
langende vollkommene Richtigkeit des Logarith-
mus: denn wie man die Quadratur des Cirkels 50
und den Logarithmus durch unendliche Brüche
der Richtigkeit unendlich nahe bringt, so wird
auch durch vielfache Erfahrung die Induction, d. h.
die Erkenntniß des Grundes aus den Folgen, der

mathematischen Evidenz, d. h. der Erkenntniß der Folge aus dem Grunde, unendlich nahe gebracht und die Möglichkeit der Täuschung schwindet zu einer unendlich kleinen Größe. — Sinnliche Anschauung und Erfahrungswissenschaft haben also dieselbe Art der Evidenz. Der Vorzug, den Mathematik, Metaphysik (reine Naturwissenschaft) und Logik als Erkenntnisse *a priori* vor ihnen haben, beruht bloß darauf, daß das Formelle der Erkenntnisse, auf welchem alle Apriorität sich gründet, ganz und zugleich gegeben ist und daher hier immer vom Grunde auf die Folge gegangen werden kann, dort aber meistens nur von der Folge auf den Grund. An sich ist übrigens das Gesetz der Causalität, oder der Satz vom Grunde des Werdens, welcher die empirische Erkenntniß leitet, eben so sicher als jene andern Gestaltungen des Satzes vom Grunde, denen obige Wissenschaften *a priori* folgen. — Logische Beweise aus Begriffen, oder Schlüsse, haben eben so wohl als die Erkenntniß durch Anschauung *a priori* den Vorzug, vom Grund auf die Folge zu gehen, wodurch sie an sich, d. h. ihrer Form nach unfehlbar sind. Dies hat viel beigetragen, die Beweise überhaupt in so großes Ansehen zu bringen. Allein diese Unfehlbarkeit derselben ist eine relative: sie subsumiren bloß unter die oberen Sätze der Wissenschaft: diese aber sind es, welche den ganzen Fond von Wahrheit der Wissenschaft enthalten, und sie dürfen nicht wieder bloß bewiesen sein, sondern müssen sich auf Anschauung gr welche in jenen genannten wenigen Wisse ten *a priori* eine reine, sonst aber immer risch und nur durch Induction zum Allge erhoben ist. Wenn also auch bei Erfahru senschaften das Einzelne aus dem Allge bewiesen wird, so hat doch wieder das Allg seine Wahrheit nur vom Einzelnen erhalt nur ein Speicher gesammelter Vorräthe, selbsterzeugender Boden.

Soviel von der Begründung der Wahrh

[1]) An Kant's Mißbrauch dieser griechisch drücke darf hier gar nicht gedacht werden.

[2]) Spinoza, der sich immer rühmt *more trico* zu verfahren, hat dies wirklich noch gethan, als er selbst wußte. Denn was ih einer unmittelbaren anschaulichen Auffassu Wesens der Welt, gewiß und ausgemacht war er unabhängig von jener Erkenntniß logisch monstriren. Das beabsichtigte und bei ihm gewisse Resultat erlangt er aber freilich n durch, daß er willkürlich selbstgemachte I (*substantia*, *causa sui* u. s. w.) zum Ausgan nimmt und im Beweisen alle jene Willkürlic sich erlaubt, zu denen das Wesen der wei griffssphären bequeme Gelegenheit gibt. Das und Vortreffliche seiner Lehre ist daher b auch ganz unabhängig von den Beweisen, eb in der Geometrie.

---

4. Die euklideische Methode gegenüber der genetischen.

(*Adolph Trendelenburg*, Logische Untersuchungen [1840] II. S. 286—295.)

In der Mathematik, scheint es, müßte das Ziel, synthetisch aus dem Allgemeinen das Einzelne werden zu lassen und im Werden zu begreifen, am erreichbarsten sein, da sie aus dem Elemente hervorgeht, das als das Ursprünglichste dem Denken und Sein zu Grunde liegt. Wirklich steht sie auf einer bewundernswürdigen Höhe, und von Plato bis zu unsern Tagen hat sich die idealere Richtung der Erkenntniß immer wieder an der großartigen Thatsache der mathematischen Wissenschaft aufgerichtet. Aber dennoch scheint in die Hilfslinien der Construction, in die Methoden der Rechnung noch dergestalt der Zufall hineinzuspielen, daß Herbart insbesondere auf ihr Beispiel die Lehre der **zufälligen Ansicht** gegründet hat[1]).

Der Grund, lehrt Herbart, ist zusam setzt, und die Zusammensetzung bringt die hervor. Daher muß bei einer Ableitung de liegende Grund durch eine zufällige Ansic mehrt werden, um etwas zu ergeben. E erläutert dies namentlich an dem Pythagor Lehrsatz, dem Pfeiler der ganzen Analysi gewöhnlichen Beweise desselben beruhen au zufälligen Ansicht. Es ist ein glückliche daß man aus der Spitze des rechten Wink Perpendikel auf die Grundlinie fällt. Dadu winnt man entweder nach der Lehre der chen Triangel Proportionen, die durch Re den Satz ergeben, oder eine Construction, Euklides[2]), die vermittelst einer neuen zu Ansicht, einer Zerlegung der Quadrate u

nme in halb so große Dreiecke nach-
ß das Quadrat der Hypotenuse gleich ist
ne der Quadrate der beiden Katheten.
t hier auf dem hineingezeichneten Per-
das die Figur vermehrte. Dieser Ein-
t Herbart[3]), ist einer von den Kunst-
ie uns in der Mathematik so oft begegnen,
ı Wirkung darin besteht, daß sie den
len Gegenstand in eine bekannte und
rstellungsreihe hineinführen, die alsdann
t abläuft. Diese Kunstgriffe erweitern
d, aus welchem die Folge hervorgehen
sieht man den anfänglichen Grund sich
itern und dann wiederum zusammen-
Wenn nach einem andern Beispiel die
quadratische Gleichung auflösbar wird,
n das Quadrat zu einem vollständigen
ergänzt, so faßt man eine zufällige An-
der Größe $x^2 \pm ax$. Auf diese Weise
die Wissenschaft durch eine zufällige
rt, wie Herbart an mehreren Beispielen
rn sucht.
eint denn der Ruhm der Wissenschaft,
endigkeit, plötzlich zu verfliegen, oder
gstens auf der Basis des Gegentheils,
utreffenden Gerathewohl des Zufalls zu

at uns Herbart schon darüber zu be-
sucht und an demselben Pythagoräischen
gezeigt, daß es Auflösungen gibt, die
ı der Aufgabe schon liegenden Begriffen
eisern folgen und nur verlangen, daß
Begriffe so, wie es ihnen angemessen
kele. Wir lassen es indessen dahin ge-
ob nicht dennoch in seinem vermittelst
len geführten Beweise eine zufällige An-
bleibt, indem doch der unendlich kleine
Tangente gleich gesetzt wird, um ähn-
ngel zu gewinnen. Sonst möchte sich
g der Aufgabe durch ihre genetische
empfehlen. Immer haben wir nur Ein
s Beispiel und keine Anweisung, wie
s durch die der Aufgabe inwohnenden
ndicirt sei. Vielmehr setzt Herbart in
de der Beziehungen die zufälligen An-
s in die Metaphysik fort.
cheint gewiß zu sein. Wenn auf dem
schen Gebiete, auf welchem vermöge
nglichen That des Geistes eine Einsicht
olution der Gründe kann geöffnet wer-
Zufall nicht zu bannen ist, vielmehr die
de Grundlage der Nothwendigkeit bleibt,
s in keiner Wissenschaft möglich sein;
sind von jener ersten Quelle weiter

entfernt. Wie die Sache steht, so waltet allerdings der Zufall der zutreffenden Ansicht. In den Euklidischen Beweisen tritt es deutlich hervor; und wir dürfen in ihnen, wie in einem Vorbilde, dies Verhältniß studiren[5]). In den Hilfslinien erscheint zunächst der zufällige Griff. Warum diese oder jene Hilfslinie gezogen werden soll, woher ihre Nothwendigkeit, das wird nicht erklärt. Die Möglichkeit einer geraden Linie, eines Kreises ist postulirt. Ziehe sie nun hier oder da, so heißt das unbedingte Gebot. Was daraus wird, muß sich finden. Die Hilfslinien sind die Willkür der Construction.

Wir wollen einen Weg bezeichnen, der ganz durch die Nothwendigkeit des Begriffs geregelt ist, und ihn an ein paar hervorstechenden Beispielen erläutern.

Der Begriff einer Sache faßt ihre Eigenthümlichkeit auf. Diese muß im ganzen Umfang der Möglichkeit die Wirkung und Gegenwirkung der Sache enthalten. Es kommt darauf an, was darin liegt, herauszusetzen. Der Begriff hat das nächste höhere Allgemeine und den artbildenden Unterschied zu seinen Elementen[6]). Was aus dem Allgemeinen folgt, wird durch die specifische Differenz im Besondern bestimmt. Daher ist die Aufgabe, die Sache gleichsam in dem Berührungspuncte des Allgemeinen und Besondern aufzufassen. Wo beide sich lebendig durchdringen, da haben die Eigenschaften der Sache ihren Ursprung. Die Geometrie wird daher die Construction so zu entwerfen haben, daß das Allgemeine und die specifische Differenz in der Wechselwirkung dargestellt wird. Aus einer solchen Construction springen die Eigenschaften hervor.

Wir wollen das Gesagte an demselben Beispiel anschaulich machen, an dem eben die Herrschaft der zufälligen Ansicht mitten im nothwendigen Erkennen nachgewiesen wurde, und betrachten zu diesem Behuf das rechtwinklige Dreieck.

Der Begriff des rechtwinkligen Dreiecks zerlegt sich leicht in sein Allgemeines und in den artbildenden Unterschied. Aus dem Allgemeinen folgen für das rechtwinklige die nothwendigen Eigenschaften jedes Dreiecks. Der Satz, daß in einem Dreieck die Summe der Winkel gleich zwei rechten ist, enthält die Grundbeziehung des Dreiecks überhaupt. Auf diese Eigenschaft der Winkel weist die specifische Differenz: rechtwinklig hin. Werden beide Bestimmungen in Verbindung gesetzt, so folgt, daß in dem rechtwinkligen Dreieck — und nur in diesem — ein Winkel gleich den beiden übrigen ist. Wird nun diese ausschließende Eigenschaft in dem Gemeinbilde des rechtwinkligen

Dreiecks dargestellt, wie ja die aus dem Begriff hervorgehende Construction gesucht wird: so ergibt sich nothwendig ein doppelter Fall, indem sich der rechte Winkel in die beiden andern zerlegt; denn die beiden Winkel an der Basis können in dem rechten Winkel eine doppelte Lage haben. Entweder wird der Winkel an der Basis rechts auch die Stelle im rechten Winkel rechts einnehmen, der Winkel links die Stelle links. Oder die Winkel werden die Stellen vertauschen, und der Winkel an der Basis rechts wird auf die linke Seite, und der Winkel an der Basis links auf die rechte Seite der theilenden Linie hinübergeworfen werden. Nur diese beiden Constructionen sind möglich; und gerade sie ergeben sogleich die beiden Hauptsätze vom rechtwinkligen Dreieck.

Im ersten Falle entstehen der Construction gemäß zwei gleichschenklige Dreiecke innerhalb des rechtwinkligen. Der eine der gleichen Schenkel ist beiden Dreiecken gemeinsam. Die drei gleichen Schenkel strahlen also wie Radien von einem Puncte aus. Oder — was dasselbe ist — um jedes rechtwinklige Dreieck legt sich dergestalt ein Halbkreis, daß die Hypotenuse den Durchmesser bildet.

Im zweiten Falle entstehen innerhalb des umschließenden rechtwinkligen Dreiecks Triangel, die unter sich und mit dem umschließenden ähnlich sind, da sich sogleich zwei Winkel in diesen drei Triangeln als gleich darstellen. Daraus folgt vermittelst der Proportionen der Pythagoräische Lehrsatz. Man könnte meinen, daß dieser Beweis mit dem sogenannten arithmetischen einer und derselbe sei. Der Unterschied liegt indessen in der Construction. In dem arithmetischen wird nach zufälliger Ansicht ein Perpendikel gefällt; in dem eben versuchten wird das construirt, was im Begriff gefordert und angezeigt ist. Daß jene Linie, die den rechten Winkel in die beiden andern zerlegt, gerade ein Perpendikel ist, folgt erst wie eine nachgeborene Eigenschaft aus der ursprünglichen Construction und geht die Betrachtung gar nichts an. Ehe überall von einem Quadrate der Hypotenuse, der Katheten die Rede sein kann, muß das bis dahin dunkele Thema von der Multiplication der Linien vorangegangen sein. Der Beweis setzt also nichts voraus, das nicht nach einer genetischen Entwickelung vor dem Lehrsatze feststehen muß.

Die Construction war durch nichts Aeußeres bestimmt, sondern lediglich durch die Elemente des Begriffs. Was in der Natur der Sache stillschweigend lag, ist verwirklicht worden. Das Allgemeine und Besondere (das Generelle und Specifische) setzten sich in Wechselwirk
dieser Entwurf des Begriffs, in dem da
tisch Allgemeine hervortrat, offenbarte
die nothwendigen Eigenschaften. Der Ert
rascht in dem vorliegenden Falle. K
spricht so wesentlich die Natur des re
ligen Dreiecks aus, als der Satz, daß
jedes rechtwinklige Dreieck ein Halbk
schreiben läßt, und der Pythagoräische,
Summe der Quadrate der beiden Kathe
Quadrate der Hypotenuse gleich ist. Da
gen die übrigen Eigenschaften weiter. Be
gehören zu den fruchtbarsten der ganzen
trie. Sie springen hier aus der einfach
struction des im Begriffe Gegebenen wie m
Schlage hervor. Wenn nun in dem vorg
nen Verfahren Alles von der Nothwendig
Begriffs bestimmt wird, so ist damit die
Ansicht überflüssig geworden. Es ist im
erreicht, was im Allgemeinen gefordert
mußte, aber unerreichbar schien.

Was aus dem Allgemeinen und auss
Eigenthümlichen (aus dem Generellen u
fischen) folgt, kann nur dem Dinge, de
griff zu Grunde gelegt ist, und keinen
angehören; denn die specifische Differ
Quelle des Beweises, schneidet dasselbe
andern ab, da sie gerade das auffaßt, wa
Dinge nicht haben. Wo daher eine Da
des ausschließend Eigenthümlichen, wie
im Beispiel ist versucht worden, bestimm
ergibt, da gehören diese Sätze nur den
stande des zu Grunde gelegten Begriffes
nem andern zu eigen. Oder, wenn wi
die logische Sprache des Systems überse
dem bezeichneten Falle ist es überflüssig
Umkehrung des Satzes noch erst einen B
suchen. Der Beweis des Hauptsatzes en
gleich den Beweis des umgekehrten. W
dem eigenthümlichen Begriff des rechtw
Dreiecks bewiesen ist, daß das Quadr
Seite gleich ist der Summe der Quadrate
den andern Seiten, so folgt, daß dies Ve
das aus der ausschließenden Natur des re
ligen Dreiecks fließt, immer und allentha
rechtwinklige Dreieck anzeigt. Das ist di
des umgekehrten Satzes. Wenn in einem
das Quadrat einer Seite der Summe der
der beiden andern Seiten gleich ist, so
Dreieck rechtwinklig. Wenn im System
gekehrten Sätze meistentheils auf indir
weise führen, so ist man dieser auf der
schlagenen Wege überhoben. So lange de
eines Satzes auf einer zufälligen Ansicht

auf einer zufälligen Verknüpfung mit anderen Sätzen ruht, bleibt die Möglichkeit offen, daß die in dem Satze ausgesprochene Eigenschaft auch andern Figuren eben so zugehöre und sich also allgemeiner finde. Der Beweis der Umkehrung schafft erst diese Möglichkeit weg, die aus dem äußerlich gehaltenen Beweise wie ein Rückstand übrig blieb, und ist daher in diesem Zusammenhang unvermeidlich, um die ausschließende Eigenthümlichkeit darzuthun.

Die Umkehrung eines Satzes kann nach der Gegenseitigkeit einer Function noch einer realere Bedeutung haben. Das Subject eines Satzes stellt sich als der Grund des Prädicats dar. In der Fassung des Hauptsatzes erscheint daher der Begriff des Subjects als der ursprüngliche Grund und das Prädicat als die abgeleitete Eigenschaft. Wird der Satz umgekehrt, so empfängt das Prädicat die Stelle des Subjects und also die Bedeutung des ursprünglichen Grundes, und, was eben Subject und Grund war, die Bedeutung der Folge. Wenn diesem Wechselverhältniß die Wirklichkeit entspricht, so ist dadurch die gegenseitige Abhängigkeit der Glieder ausgedrückt. Keins ist vor dem andern berechtigt. Jedes kann als Ursache und wiederum als Wirkung des andern angesehen werden. Wo dies der Sinn einer Umkehrung ist, da wird sich für dieselbe ebenso ein directer Beweis finden lassen, als für die erste Fassung, wenn anders der directe Beweis den Gang des Werdens nachahmt. Nur bedarf es dann eines entgegengesetzten Anknüpfungspunctes, einer Herleitung aus der entgegengesetzten Möglichkeit der Entstehung; und der Beweis des umgekehrten Satzes muß darauf verzichten, sich nur an den dargethanen Hauptsatz anzulehnen. Wo die Umkehrung die eben bezeichnete Bedeutung hat, da sollte sie auch im System nicht als das logische Kunststück eines Rückschlusses erscheinen, sondern als der Ausdruck der entgegengesetzten Weise der Entstehung.

Im Euklides sind die wichtigsten Sätze nur aus dem äußern Zusammenhange und vermittelst zufälliger Ansichten bewiesen, aber nicht nach der Anleitung der im Begriffe der Sache nothwendig gegebenen Elemente. Doch ist in einigen Sätzen bereits geleistet, was eben gefordert wurde. So sind namentlich die Sätze vom Parallelogramm unmittelbar aus der specifischen Differenz einer von Parallelen eingeschlossenen Figur dargethan. Man vergleiche z. B. den Satz[7]), daß das Parallelogramm von der Diagonale in zwei gleiche Dreiecke getheilt wird. Die ausschließende Eigenschaft der Parallelen und die schneidende Diagonale sind darin lediglich die Factoren des Beweises, und nichts ist von außen aufgenommen. In solchen Vorbildern liegt schon ber Antrieb zu einer höhern logischen Vollendung des Systems[8]).

Wenn der Lehrsatz fix und fertig vorangeschickt und der Beweis hintennach gesandt wird, so sieht das Ganze wie eine Reihe starrer Behauptungen aus, die Fuß fassen und sich sodann verschanzen. So erscheinen Euklides Elemente, so Spinoza's Ethik und welche Schriften sonst den wohl befestigten Weg des Euklides einschlagen. Allenthalben ist eine kunstreiche Verkettung, aber nirgends ein Werden und Wachsen. Der vorgeschlagene Weg führt weiter. Denn er leitet dazu an, zu finden, was in der Natur der Sache liegt, nicht das anderswoher Gefundene durch eine entdeckte Verknüpfung zu befestigen. Der Lehrsatz wird neu gewonnen und nicht bloß äußerlich verbürgt.

Keine Wissenschaft hat eine so glückliche Stellung als die Mathematik, um aus dem Begriff der Sache ihren Inhalt zu entwickeln. Daher hat auch die analytische Geometrie, die aus den Formeln der Figuren, als aus algebraischen Definitionen der Sache, die Eigenschaften und Beziehungen ableitet, eine bewunderungswürdige Höhe erreicht.

In keiner andern Wissenschaft kann das Werden und Wesen des Gegenstandes so rein beobachtet und daher auch so rein im Begriffe festgehalten werden. In keiner andern Wissenschaft stehen die Beziehungen, die dem Gegenstande gegeben werden können, um seine ruhenden Eigenschaften ins wirkliche Leben zu rufen, auf gleiche Weise in der Hand dessen, der den Gegenstand erkennen will. Nirgends liegt das Element so rein vor und ist dem Auge des Geistes, da es von seiner schöpferischen Hand entworfen ist, auf gleiche Weise zugänglich.

Dennoch geht die Forderung über die Mathematik hinaus.

[1]) Herbart, Metaphysik II. S. 27 ff., vgl. Hartenstein, die Probleme und Grundlehren der allg. Metaphysik S. 138 ff.

[2]) Elemente I. 47. — [3]) Metaphysik II. S. 29.

[4]) Es stimmt damit zusammen, was Hegel in dem schönen Abschnitt vom Lehrsatz (Logik III. S. 304 ff.) über die Construction bemerkt S. 311: „Hintennach beim Beweise sieht man wohl ein, daß es zweckmäßig war, an der geometrischen Figur solche weitere Linien zu ziehen, als die Construction angibt; aber bei dieser selbst muß man blindlings gehorchen; für sich ist diese Operation daher ohne Verstand, da der Zweck, der sie leitet, noch

nicht ausgesprochen ist. Es ist gleichgültig, ob es ein eigentlicher Lehrsatz oder eine Aufgabe ist, zu deren Behuf sie vorgenommen wird; so wie sie zunächst vor dem Beweis erscheint, ist sie etwas aus der im Lehrsatze oder der Aufgabe gegebenen Bestimmung nicht Abgeleitetes, daher ein sinnloses Thun für denjenigen, der den Zweck noch nicht kennt, immer aber ein nur von einem äußerlichen Zwecke Dirigirtes.«

[5]) Sagt doch Kästner (Anfangsgründe 4. Ausg. S. 428) »von dem eigenen Werthe der Geometrie, Deutlichkeit und Gewißheit, besitzt jedes geometrische Lehrbuch desto weniger, je weiter es sich von Euklid's Elementen entfernt.«

[6]) Die alte, schon von Aristoteles entworfene Regel, *per genus proximum et differentiam specificam* zu definiren, wird hier aufgenommen und in ihren Folgen entwickelt. — [7]) Euklides, Elemente I. 34.

[8]) Als eine Bestätigung dieser logischen Forderung dürfen vielleicht Steiner's große Leistungen erwähnt werden, über die jedoch der Verfasser zu urtheilen nicht berechtigt ist.

5. Die Anfänge der Geometrie.

(*Chasles*, Geschichte der Geometrie [1837], übersetzt von *L. A. Sohncke* [1839] S. 1—20.)

§. 1. Den Ursprung der Geometrie findet man bei den Chaldäern und Aegyptiern. Der Phönicier Thales (geb. 639, gest. 548 v. Chr. G.) gieng nach Aegypten, um sich dort auszubilden und ließ sich darauf zu Milet nieder, wo er die ionische Schule stiftete, aus welcher die griechischen Philosophen hervorgiengen, denen man die ersten Fortschritte der Geometrie zu verdanken hat.

Pythagoras von Samos (geb. 580 v. Chr.), ein Schüler des Thales, gieng wie dieser zuerst nach Aegypten und darauf zu den Indiern, zog sich dann nach Italien zurück und gründete hier seine Schule, die weit berühmter geworden ist, als die, aus welcher sie hervorgieng. Vorzüglich diesem Philosophen und seinen Schülern gebührt der Ruhm der ersten Entdeckungen in der Geometrie, zu deren ausgezeichnetsten die Theorie der **Incommensurabilität** gewisser Linien, wie der Diagonale eines Quadrats im Vergleich mit der Seite desselben und die Theorie der **regulären Körper** gehören. Diese ersten Schritte in der Wissenschaft von den ausgedehnten Größen bieten im Uebrigen nur einige elementare Sätze dar, die sich auf die gerade Linie und den Kreis beziehen, worunter die merkwürdigsten sind: der Satz von dem **Quadrat der Hypotenuse** eines rechtwinkligen Dreiecks (dessen Erfindung, wie die Geschichte oder die Fabel erzählt, den Pythagoras eine Hekatombe gekostet hat) und die Eigenschaft des Kreises und der Kugel, daß sie unter den Figuren von gleichem Umfang oder von gleicher Oberfläche die **größten** sind; Sätze, welche den ersten Keim zu der Lehre von den **Isoperimetern** enthalten.

§. 2. Die Geometrie blieb so beschränkt bis zur Gründung der Platonischen Schule, welches die Epoche ihrer bedeutendsten Fortschritte war.

Um sich in der Mathematik auszubilden, gieng Plato (430—347 v. Chr.), wie seine Vorgänger in Griechenland es gethan hatten, zu den ägyptischen Priestern und darauf nach Italien zu den Pythagoräern. Nachdem er nach Athen zurückgekehrt war, wurde er das Haupt der Schule und führte in die Geometrie die **analytische Methode**[1]), die **Kegelschnitte** und die Lehre von den **geometrischen Oertern** ein. Diese merkwürdigen Entdeckungen machten aus der Geometrie gewissermaßen eine neue Wissenschaft, welche im Range höher stand, als die Elementar-Geometrie, wie sie bis dahin betrieben war, und welche von Plato's Schülern **transcendente Geometrie** genannt wurde.

Seit dieser Zeit wurde die Lehre von den geometrischen Oertern[2]) auf höchst geschickte Weise auf die berühmten Probleme von der **Verdoppelung des Kubus**, von den **zwei mittlern Proportionalen** und von der **Dreitheilung des Winkels** angewandt.

Das erste dieser Probleme, durch seine Schwierigkeit, so wie durch seine fabelhafte Veranlassung bekannt, hatte schon früher die Geometer beschäftigt. Der durch die Quadratur seiner *lunulae* hinlänglich bekannte Hippokrates von Chios (um 450 v. Chr.) hatte es auf die Aufsuchung der beiden mittlern Proportionalen zwischen der Seite des gegebenen Kubus und dem doppelten dieser Seite zurückgeführt, so dass hierdurch wahrscheinlich Veranlassung zu dem allgemeinen Problem der zwei mittlern Proportionalen gegeben wurde. Letzteres wurde auf sehr verschiedene Arten gelöst,

welche aber sämmtlich den Geometern des Alterthums Ehre machten. Die erste Lösung gehört Plato an, welcher dazu ein Instrument anwandte, das aus einem Winkelmaass bestand, auf dessen einem Schenkel eine gerade Senkrechte sich so bewegen ließ, daß sie parallel mit dem andern Schenkel blieb: unstreitig das erste Beispiel von der mechanischen Auflösung eines geometrischen Problems.

Menächmus, ein Schüler Plato's, bediente sich zu demselben Zweck der geometrischen Oerter, nämlich entweder zweier Parabeln, die einen gemeinschaftlichen Scheitel hatten und deren Achsen senkrecht auf einander standen, oder auch einer Parabel und einer Hyperbel zwischen ihren Asymptoten.

Eudoxus, ein anderer Schüler und Freund Plato's, wandte gewisse andere Curven an, welche er besonders zu diesem Zwecke erfunden hatte; unglücklicher Weise aber ist seine Lösung nicht auf uns gekommen und wir wissen auch nicht, welche seine Curven waren.

Die Auflösung des berühmten Pythagoräers Archytas, dessen Vorlesungen Plato in Italien gehört hatte, war rein speculativ. Sie ist dadurch merkwürdig, dass dabei von einer Curve doppelter Krümmung Gebrauch gemacht wird, welche die erste zu sein scheint, die überhaupt von den Geometern betrachtet wurde, wenigstens ist sie die älteste, welche bis zu uns gelangt ist[3]).

Die vier hier angeführten Lösungen des Problems der beiden mittleren Proportionalen sind, wie man sieht, wesentlich von einander verschieden. Dasselbe Problem beschäftigte noch viele Jahre hindurch die Geometer, wodurch sich natürlich die Auflösungen davon vermehrten. Eutocius, ein Mathematiker des sechsten Jahrhunderts, führt in seinem Commentar zum zweiten Buch über Kugel und Cylinder von Archimedes die des Eratosthenes, Apollonius, Nikomedes, Hero, des Byzantiners Philo, des Pappus, Diokles und Sporus an.

§. 3. Die vorzüglichen von Plato und seinen Schülern angedeuteten Methoden wurden von ihren Nachfolgern mit Eifer bearbeitet und bildeten den Gegenstand mehrer beachtungswerthen Werke, in welchen die Haupteigenschaften der Kegelschnitte entwickelt wurden, dieser berühmten Curven, welche 2000 Jahre später eine so bedeutende Rolle in der Mechanik des Himmels spielten, nachdem Keppler sie für die wahren Bahnen erkannt hatte, welche von den Planeten und ihren Trabanten durchlaufen werden, und nachdem Newton in ihren Brennpunkten diejenigen Punkte entdeckt hatte, in welchen die Kräfte sich befinden, die alle Körper des Weltsystems bewegen.

Das hauptsächlichste dieser Werke war das des Aristäus (um 450 v. Chr.), welches fünf Bücher über die Kegelschnitte enthielt und von dem die Alten mit außerordentlichem Lobe sprechen. Leider aber ist von diesen ebenso wenig Etwas auf uns gekommen, als von den fünf Büchern über die körperlichen Oerter von demselben Geometer[4]).

§. 4. Ungefähr in dieselbe Epoche fällt die Entdeckung der Quadratrix des Dinostratus. Diese Curve, welche vermöge ihrer Haupteigenschaft zur Theilung eines Winkels in eine Anzahl von Theilen, die die gegebenen Linien proportional sind, geeignet ist, scheint zur Lösung des in der Schule Plato's behandelten Problems von der Trisection des Winkels erfunden zu sein. Sie würde auch das Problem über die Quadratur des Kreises lösen, wenn man sie geometrisch construiren könnte; und gerade diese Eigenschaft hat ihr bei den Alten den Namen der Quadratrix erworben. Nach Pappus scheint diese Eigenschaft von Dinostratus, dem Bruder des Menächmus, gefunden su sein, weßhalb die Neueren diese Curve die Quadratrix des Dinostratus genannt haben. Indeß scheint aus zwei Stellen des Proklus[5]) hervorzugehen, daß Hippias, ein Geometer und Philosoph, der zur Zeit Plato's lebte, der wahre Erfinder derselben gewesen sei und auch deren Eigenschaften bewiesen habe[6]).

§. 5. In diese ersten Zeiten der Geometrie scheint auch noch Perseus gesetzt werden zu müssen, der durch die Erfindung der Schneckenlinien einige Berühmtheit erlangt hat. Er bildete diese Curven, indem er die ringförmige Oberfläche oder den *torus*, welcher durch die Umdrehung eines Kreises um eine feste Achse, die in derselben Ebene liegt, entsteht, mit einer andern Ebene schnitt.

Es ist uns über diesen Gegenstand keine andere Nachricht geblieben, als eine Stelle von Proklus in seinem Commentar zum ersten Buch des Euklid[7]), wo er die Erzeugung dieser Curven in der ringförmigen Oberfläche deutlich beschreibt und die Erfindung derselben dem Perseus zuspricht. Einige Zeilen später fügt er noch hinzu, daß auch Geminus über die Schneckenlinien geschrieben habe, welcher Ausspruch ein Document von Wichtigkeit ist, weil es die Priorität des Perseus vor dem Geminus beweist. Von letzterem weiß man aber, daß er um die Zeit des Hipparch, in den beiden ersten Jahrhunderten vor der christlichen Zeitrechnung lebte. Daß die Schriften von Perseus und Geminus nicht auf uns gekommen

sind, ist sehr zu bedauern, denn es müßte sehr interessant sein, ihre geometrische Theorie dieser Schneckenlinien kennen zu lernen, da es Curven vom vierten Grade sind, welche heutzutage die Gleichungen der Oberflächen und einen schwierigen analytischen Calcul zu erfordern scheinen.

§. 6. Euklid (285 v. Chr.), der berühmte Verfasser der Elemente der Geometrie, bildete das Band zwischen der Platonischen Schule, in welcher er gebildet war, und der neu entstandenen zu Alexandrien. Schon viele griechische Geometer vor Euklid hatten über die Elemente der Geometrie geschrieben. Proklus, der uns ihre Namen überliefert hat, zeichnet unter ihnen folgende aus: Hippokrates von Chios, Leo, dessen Werk vollständiger und brauchbarer war, als das des vorhergehenden; Theudius von Magnesia, empfehlenswerth wegen der Ordnung, welche er in seine Abfassungsweise gebracht hatte; Hermotimus von Kolophon, welcher die Entdeckungen des Eudoxus und Thötetes vervollkommnete und auch vieles Eigene zu den Elementen hinzufügte. Bald darauf trat Euklid auf, welcher, wie Proklus sagt, „die Elemente sammelte, viele von den durch Eudoxus gefundenen Sachen in die gehörige Ordnung brachte, das, was Thötetes angefangen hatte, vollendete und das, was vor ihm nur leichthin angedeutet war, streng bewies[8]).“

Euklid führte in die Elemente der Geometrie die Methode ein, welche unter dem Namen *Reductio ad absurdum* bekannt ist und welche in dem Nachweis besteht, daß jede Annahme, welche dem ausgesprochenen Satze zuwiderläuft, auf einen Widerspruch führt; eine Methode, welche vorzüglich bei jenen Untersuchungen von Nutzen ist, wo sich das Unendliche unter der Form von Irrationalgrößen darstellt. Archimedes bediente sich derselben in den meisten seiner Werke, und Apollonius machte von ihr in seinem vierten Buche über die Kegelschnitte ebenfalls einen glücklichen Gebrauch, so wie auch die neuern Geometer da großen Nutzen aus ihr gezogen haben, wo die Wissenschaft noch nicht weit genug vorgeschritten war, um directe Beweise liefern zu können, welche allein eine Wahrheit zur vollen Evidenz bringen und dem Geiste ganz genügen.

Die Elemente des Euklid enthalten 13 Bücher, mit welchen man gewöhnlich noch zwei andere über die fünf regelmäßigen Körper verbindet, die dem Alexandriner Hypsikles zugeschrieben werden, der um 150 Jahre jünger ist als Euklid.

„Man erhält eine richtige Vorstellung von dem ganzen Werke, wenn man sich dasselbe aus vier Theilen zusammengesetzt denkt. Der erste umfaßt die 6 ersten Bücher und zerfällt wieder in drei Unterabtheilungen, nämlich: Beweis der Eigenschaften gegebener Figuren, auf absolute Weise behandelt, und enthalten in den Büchern 1, 2, 3, 4; ferner Theorie der Verhältnisse von Größen im Allgemeinen im fünften Buch, und endlich Anwendung dieser Theorie auf ebene Figuren. Der zweite Theil besteht aus den Büchern 7, 8, 9, welche man mit dem Beinamen, die arithmetischen, benannt hat, weil sie die allgemeinen Eigenschaften der Zahlen behandeln. Der dritte Theil wird von dem zehnten Buche allein gebildet, in welchem der Verfasser die incommensurabeln Größen im Detail betrachtet. Der vierte Theil endlich, welcher die 5 letzten Bücher enthält, behandelt die Flächen und Körper. Von diesem großen Lehrbuch hat man nur die 6 ersten Bücher und das elfte und zwölfte in den Unterricht gezogen[9]).“

§. 7. Diesen seinen Elementen verdankt Euklid die Berühmtheit seines Namens, obwohl es nicht das einzige seiner Werke ist, welches Bewunderung verdient. Dieser große Geometer hatte die Grenzen der Wissenschaft durch mehrere andere Schriften erweitert, welche ihm nicht weniger Ehre machen würden, wenn sie bis zu uns gelangt wären. Nur eines von ihnen, aber gerade das am wenigsten bedeutende, ist uns unter dem Titel *δεδόμενα* bekannt. Es ist eine Fortsetzung der Elemente und dazu bestimmt, deren Gebrauch und Anwendung auf alle Aufgaben, die in das Gebiet der Geometrie gehören, zu erleichtern. Euklid nennt hier gegeben alles das, was aus den Bedingungen einer Aufgabe unmittelbar vermöge der in seinen Elementen enthaltenen Sätzen folgt. Wenn man z. B. von einem gegebenen Puncte eine Gerade zieht, welche einen der Lage nach gegebenen Kreis berührt, so ist diese Gerade der Lage und Größe nach gegeben. (Satz 91 in den *Datis* des Euklid.)

Die alten Geometer und auch die des Mittelalters haben bei allen ihren geometrischen Untersuchungen die Sätze der *Data* ebenso wie die der Elemente citirt; selbst Newton macht in seinen Principien von diesen ebenso wie von den Kegelschnitten des Apollonius Gebrauch. Seit dieser Zeit aber sind solche Spuren des Alterthums aus den Schriften der Geometer verschwunden und das Buch der *Data* ist kaum denen bekannt, die sich mit der Geschichte der Wissenschaft beschäftigen[10]).

Man kann aus einigen Sätzen der *Data* mit Leichtigkeit die Auflösung der Gleichungen des zweiten Grades ableiten, welche man bei den

Alten nur erst im Diophantus findet, welcher 600 Jahre nach Euklid lebte. Ein Beispiel hiervon ist folgender Satz: »Wenn zwei Gerade unter einem gegebenen Winkel einen gegebenen Raum fassen und wenn ihre Summe gegeben ist, so wird jede von ihnen gegeben sein«[11]).

Das dreizehnte Buch der Elemente, welches von der Einbeschreibung der regelmäßigen Polygone und Polyeder in den Kreis und die Kugel handelt, enthält nach dem fünften Satz folgende Erklärung von Analysis und Synthesis.

„In der Analysis nimmt man das Geforderte als zugestanden an und kommt dann hierdurch zu einer Wahrheit, welche zugestanden ist.«

„In der Synthesis nimmt man das, was zugestanden ist, und kommt von diesem zum Schluß oder zu der Kenntniß dessen, was verlangt ist.«

Mehrere hierauf folgende Sätze sind nach der analytischen und auch nach der synthetischen Methode behandelt.

§. 8. Unter den nicht auf uns gekommenen Werken des Euklid haben wir hauptsächlich zu bedauern: vier Bücher über die Kegelschnitte, deren Theorie durch ihn beträchtlich erweitert wurde, dann vier Bücher über die Oerter auf der Oberfläche, und endlich drei Bücher Porismen. Nach der Vorrede zum siebenten Buch der mathematischen Sammlungen von Pappus scheint es, daß die Porismen sich durch einen tiefen eindringenden Geist ausgezeichnet haben und daß sie zur Lösung der schwierigsten Probleme brauchbar gewesen sind. (*Collectio artificiosissima multarum rerum, quae spectant ad analysin difficiliorum et generalium problematum.*) Die 38 Hilfssätze, welche dieser gelehrte Commentator uns zum Verständniß der Porismen hinterlassen hat, beweisen, daß diese solche Eigenschaften der geraden Linie und des Kreises vollständig enthalten haben, welche in der neueren Geometrie die Theorie der Transversalen liefert.

Pappus und Proklus sind die einzigen Geometer des Alterthums, welche der Porismen Erwähnung thun, aber schon zur Zeit des erstern hatte sich die Bedeutung des Wortes πόρισμα geändert und seine, sowie des Proklus Erklärungen davon sind dunkel, so daß es für die Neueren eine schwierige Aufgabe war, zu entscheiden, worin der genaue Unterschied bestanden hat, den die Alten zwischen Theorem und Problem einerseits und der dritten Gattung von Sätzen, Porismen genannt, machten und besonders zu bestimmen, was die Porismen des Euklid waren.

Pappus führt uns zwar dreißig Sätze an, welche zu den Porismen gehörten, diese sind aber so kurz abgefaßt und durch Lücken und durch das Fehlen der Figuren so unvollständig geworden, daß der berühmte Halley, der gewiß in der alten Geometrie hinlänglich bewandert war, dennoch gesteht, daß er nichts davon begreife und daß bis um die Mitte des letzten Jahrhunderts noch kein Satz restituirt war, obwohl die verdientesten Geometer diese Materie zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht haben.

R. Simson hatte den Ruhm, die Bedeutung mehrerer dieser räthselhaften Sätze, sowie auch die Form der Abfassung, welche dieser Gattung von Sätzen eigenthümlich ist, aufzudecken. Die Erklärung, welcher dieser Geometer von den Porismen gegeben hat, ist folgende: „Ein Porisma ist ein Satz, in welchem ausgesprochen wird, daß man gewisse Dinge bestimmen könne und in welchem man sie auch wirklich bestimmt, wenn deren Beziehung zu festen und bekannten und auch zu solchen Dingen gegeben ist, welche bis ins Unendliche variirt werden dürfen, wobei diese letzteren durch eine oder mehrere Relationen unter einander verbunden sind, welche das Veränderungsgesetz, dem sie unterworfen sind, bilden.« Es seien z. B. zwei feste Achsen gegeben und man fälle von jedem Puncte einer Geraden Perpendikel p und q auf diese Achsen, so wird man eine solche Linie a und ein solches Verhältniß α finden können, daß man zwischen den beiden Perpendikeln die constante Relation

$$\frac{p - a}{q} = \alpha$$

erhält. (Nach der Weise der Alten wird dieser Satz so ausgesprochen: Das erste Perpendikel wird größer in Bezug auf ein zweites um eine gegebene Größe in Betreff eines Verhältnisses.)

Hier sind die gegebenen festen Dinge die beiden Achsen, die veränderlichen sind die beiden Perpendikel p und q, das gemeinsame Gesetz, dem die beiden veränderlichen Dinge unterworfen sind, ist dieses, daß der veränderliche Punct, von welchem aus die Perpendikel gefällt werden, einer gegebenen geraden Linie angehört, die gesuchten Dinge endlich sind die Linie a und das Verhältniß α, welche zwischen den festen und veränderlichen Dingen die vorgeschriebene Relation bilden.

Dieses Beispiel reicht hin, die Natur der Porismen zu erkennen, wie sie R. Simson, dessen Vorstellungsart seitdem allgemein angenommen ist, aufgefaßt hat. Inzwischen müssen wir hinzufügen, daß nicht alle Geometer das von Simson Gegebene als die richtige Idee dessen, was Euklid geliefert, anerkennen. Obgleich wir für unsere Person die

Meinung des berühmten Professors von Glasgow annehmen, so müssen wir dennoch sagen, daß wir in seiner Arbeit nicht die vollständige Lösung des großen Räthsels der Porismen gefunden haben. Diese Aufgabe ist in der That zusammengesetzt und jeder ihrer verschiedenen Theile verlangt eine Lösung, welche man vergebens in der Arbeit von Simson sucht. So muß man nothwendig darnach fragen:

1) Welches ist die Form in der Aussprache dieser Porismen?

2) Wie waren die Sätze, welche das Werk des Euklid enthielt und besonders die, von welchen uns Pappus eine, wenn auch nur sehr unvollständige Andeutung zurückgelassen hat?

3) Welche war die Absicht und der philosophische Grund bei Euklid, als er dieses Werk in so ungewöhnlicher Form abfaßte?

4) In welcher Hinsicht verdiente dieses Werk die besondere Auszeichnung, welche ihm Pappus vor den übrigen Werken des Alterthums zu Theil werden läßt? denn in der Ausdrucksweise eines Theorems allein besteht weder das Verdienst noch die Nützlichkeit.

5) Welche sind die Methoden oder heutigen Operationen, die sich unter einer andern Form am meisten den Porismen des Euklid anschließen, und was ersetzt sie in der Lösung der Probleme? denn man kann doch nicht annehmen, daß eine so schöne und fruchtbare Doctrin gänzlich aus der Wissenschaft verschwunden seiü sollte.

6) Endlich wäre es nöthig, eine genügende Erklärung von den einzelnen Stellen des Pappus über diese Porismen zu geben, z. B. von der, wo er sagt, daß die Neueren die Bedeutung des Wortes geändert hätten, da sie nicht Alles durch sich selbst finden oder gewissermaßen porismiren konnten. Hätte nun ein Porisma nur in der Art des Ausdrucks bestanden, wie aus der Abhandlung von R. Simson hervorzugehen scheint, so war es jeder Zeit leicht, alle Sätze, welche dessen fähig waren, zu porismiren, und man sieht nicht ein, wie die Neueren darin Schwierigkeiten finden konnten, welche sie nöthigten, die Bedeutung des Wortes zu ändern.

§. 9. Bald nach Euklid bezeichnen zwei Männer von wunderbarer Geisteskraft, Archimedes (287—212 v. Chr.) und Apollonius, die größte Epoche der Geometrie bei den Alten. Ihre zahlreichen Entdeckungen in allen Theilen der mathematischen Wissenschaft haben zu mehreren Theorien den Grund gelegt, welche heute zu den wichtigsten gehören.

Die Quadratur der Parabel, welche Archimedes
auf zwei verschiedene Arten gab, war das
Beispiel der genauen Quadratur einer Fläch
zwischen geraden Linien und einer Curve l

Hinlänglich bekannt ist, daß die Spirale
Verhältniß ihrer Fläche zu der des Kreise
Art an ihnen Tangenten zu ziehen, die B
mung des Schwerpuncts eines parabolisch
ctors, der Ausdruck für das Volumen der Seg
von Sphäroiden und parabolischen und hyp
schen Konoiden[12]), das Verhältniß der Kug
umgeschriebenen Cylinder, das Verhältni
Kreisperipherie zum Durchmesser und noc
andere Entdeckungen von Archimed sin
zwar Entdeckungen, die stets merkwürdig l
wegen der Neuheit und Schwierigkeit, wel
damals darboten, und weil sie großenthe
Keim zu nachfolgenden vorzüglich in den
len der Geometrie wurden, welche die M
der Curven und Oberflächen behandeln un
che die Betrachtung des Unendlichen erfor

Die Untersuchung über das Verhältn
Kreisperipherie zum Durchmesser war das
Beispiel, daß ein Problem durch Näheru
löst wurde; ein so höchst nutzreiches B
welches ebenso oft in der algebraischen Re
als bei geometrischen Constructionen Vorth
währt.

§. 10. Das Verfahren, welches Archime
Beweis dieser neuen und schwierigen Wah
anwandte, ist dem Wesen nach die Exhaus
methode, welche darin besteht, die g
Größe z. B. einer Curve als die Grenze
trachten, welcher sich in- und umbeschr
Polygone immer mehr nähern, wenn man
zahl der Seiten durch Halbirungen vervie
so daß der Unterschied kleiner wird als
eine gegebene Größe. Man erschöpft
sam auf diese Weise die Differenz; woh
Name der Exhaustionsmethode. Diese bes
Annäherung unter den Polygonen und der
gibt von letzterer eine mehr und mehr
Vorstellung, und wenn man dem Gesetz d
tinuität folgt, gelangt man zu der gesucht
genschaft. Endlich beweist man noch, d
auf diese Art erhaltene Resultat in voller S
richtig sei, indem man die *reductio ad ab*
anwendet.

Man hat oft gesagt, daß die Alten die
als Polygone von unendlich vielen Seiten b
tet haben. Dieses Princip jedoch erschei
mals in ihren Schriften und würde auch d
nicht mit der Strenge ihrer Beweise zus
passen: nur die Neueren haben es in die
trie eingeführt und dadurch die Beweise de

acht. Diese glückliche Idee bildete den
ang von der Exhaustionsmethode zur Infi-
al-Rechnung.

anso hat man behauptet, daß die Methode
chimedes verwickelt und schwer zu ver-
sei, und sich dabei auf das Zeugniß des
ad, eines ziemlich gewandten Geometers
Jahrhunderts, gestützt, welcher sagt, daß
Beweise in dem Werke über die Spiralen
habe ordentlich verstehen können. Aber
Meinung ist geradezu dem Urtheil der Alten
en, welche durch die bewunderungswürdige
g und Klarheit, die Euklid in die Geome-
geführt hatte, die gerechtesten Richter in
Sache werden mußten; und um sie noch
r eigenen Meinung der Neueren zu wider-
genügt es anzuführen, daß auch das Ur-
s Galiläi und Maclaurin, welche die Werke
chimedes genau studirt hatten, dagegen
: »Es ist wahr, sagt Maclaurin, daß man
t hat, noch mehr Sätze als Vorberei-
m Beweise der Hauptsätze bilden zu müs-
durch seine Methode lästig erscheint. Aber
zahl der Schritte ist nicht der größte Feh-
n ein Beweis haben kann, man muß nur
, ob sie zu einem vollständigen und bün-
Beweise nothwendig sind.« (*A treatise of*
. Einleitung.)

yrard, der in unserer Zeit derjenige Ge-
n sein scheint, welcher die Werke der
ßen Geometer des Alterthums, Euklid,
ed, Apollonius und Pappus, in all ihren
am gründlichsten untersucht und sie über-
nd erklärt hat, sagt ausdrücklich: »Archi-
t in der That nur für die schwer, welche
r Methode der Alten nicht vertraut sind,
dagegen klar und leicht zu verfolgen, wenn
ne studirt hat[13].«

11. Apollonius (um 247 v. Chr.) schrieb
lie Kegelschnitte ein Werk in 8 Büchern.
er ersten enthielten Alles, was schon vor
er diesen Gegenstand geschrieben war, nur
einen Theilen erweitert und verallgemeinert,
mals die Elemente der Kegelschnitte
t wurde; die vier andern enthalten die ei-
Erfindungen dieses großen Geometers.

ollonius war der erste, welcher die Kegel-
e an einem schiefen Kegel mit kreisförmiger
läche betrachtete: denn bis dahin hatte man
en geraden oder Drehungs-Kegel dazu ge-
und noch dazu die schneidende Ebene im-
enkrecht auf einer Seitenlinie des Kegels
ommen, so daß man drei Kegel mit verschie-
n Scheitelwinkel anwenden mußte, um die
drei Kegelschnitte zu erhalten. Man bezeichnete diese Curven durch die Ausdrücke: Schnitt eines spitzwinkligen, eines stumpfwinkligen und eines rechtwinkligen Kegels, die Namen Ellipse, Hyperbel und Parabel erhielten sie erst in dem Werke des Apollonius[14].

Das ganze gelehrte Werk gründet sich beinahe nur auf eine einzige Eigenschaft der Kegelschnitte, welche sich unmittelbar aus der Natur des Kegels ableitet, auf dem diese Curven gebildet werden. Diese Eigenschaft, welche die neueren Werke meistentheils ignoriren, verdient es, daß wir sie hier mit anführen, da sie der Schlüssel zur gesammten Doctrin der Alten und zum Verständniß ihrer Schriften durchaus nothwendig ist.

Denkt man sich einen schiefen Kegel, dessen Basis ein Kreis ist und zieht man vom Scheitel eine gerade Linie nach dem Mittelpunct der Grundfläche, so heißt diese Linie die Achse des Kegels. Die Ebene, welche man durch die Achse senkrecht zur Grundfläche legt, schneidet den Kegel in zwei Seitenlinien und den Kreis in einem Durchmesser; dieses Dreieck, welches den Durchmesser zur Basis und die Seitenlinien zu Seiten hat, wird das Achsendreieck genannt. Apollonius nimmt zur Bildung der Kegelschnitte die schneidende Ebene senkrecht auf der Ebene des Achsendreiecks an. Die Puncte, in denen die Ebene die Seiten des Dreiecks trifft, sind die Scheitel der Curve, und die Gerade, welche diese beiden Puncte verbindet, ein Durchmesser. Apollonius nennt diesen Durchmesser *latus transversum*. Auf der Ebene des Achsendreiecks errichte man in einem der Scheitel der Curve ein Perpendikel, dessen bestimmte Länge hernach angegeben werden soll, von dem Endpuncte dieses Perpendikels ziehe man eine gerade Linie nach dem andern Scheitel und errichte in irgend einem Puncte des Durchmessers der Curve eine senkrechte Ordinate, dann ist das Quadrat dieser Ordinate, vom Durchmesser bis zur Curve gerechnet, gleich einem Rechteck, welches construirt wird aus dem Theile der Ordinate, der zwischen dem Durchmesser und der Geraden liegt, und aus dem Theile des Durchmessers, welcher zwischen dem ersten Scheitel und dem Fußpunct der Ordinate enthalten ist. Dieses ist die ursprüngliche und charakteristische Eigenschaft, welche Apollonius für die Kegelschnitte entdeckt hat, und von welcher aus er durch äußerst gewandte Transformationen und Ableitungen beinahe zu allen übrigen gelangt. Sie spielt, wie man sieht, in seiner Hand beinahe dieselbe Rolle, als die Gleichung vom zweiten Grade mit zwei Veränder-

lichen in dem System der analytischen Geometrie von Descartes.

Man sieht hieraus, daß der Durchmesser der Curve und das Perpendikel, welches in einem seiner Endpuncte errichtet wird, zur Construction der Curve hinreichen. Diese beiden Elemente sind es, auf welche die Alten ihre Theorie der Kegelschnitte gründen. Das in Rede stehende Perpendikel wurde *latus erectum* genannt, welches die Neueren in den lange Zeit hindurch gebrauchten Namen *latus rectum* umwandelten, bis dieser endlich durch Parameter ersetzt wurde, wobei es geblieben ist. Apollonius und die Geometer nach ihm geben verschiedene geometrische Constructionen an dem Kegel selbst an, um die Länge des *latus rectum* zu bestimmen, aber keine scheint so einfach und so elegant zu sein, als die von Jacob Bernoulli. Dieser sagt: „Man lege eine Ebene parallel mit der Grundfläche des Kegels in derselben Entfernung von dessen Scheitel, in welcher die Ebene des vorgegebenen Kegelschnitts von diesem absteht; diese Ebene wird den Kegel in einem Kreise schneiden, dessen Durchmesser das *latus rectum* des Kegelschnitts sein wird[15]).

Hieraus leitet man ohne Mühe die Art ab, wie man einen gegebenen Kegelschnitt auf einen ebenfalls gegebenen Kegelschnitt aufträgt.

§. 12. Die ausgezeichnetsten Eigenschaften der Kegelschnitte finden sich in dem Werke des Apollonius behandelt. Wir wollen hier nur anführen: die Eigenschaften der Asymptoten, welche den größten Theil des zweiten Buches ausmachen; das constante Verhältniß der Producte aus den Segmenten, welche durch einen Kegelschnitt auf zwei Transversalen abgeschnitten werden, welche zweien Achsen parallel und durch einen gewissen Punct gezogen werden (Satz 16—23 im dritten Buche); die Haupteigenschaften der Brennpuncte in der Ellipse und Hyperbel, welche Apollonius Anwendungspuncte nennt (in demselben Buche, Satz 45—52); die beiden schönen Theoreme über die conjugirten Durchmesser (siebentes Buch, Satz 12 und 22, 30 und 31).

Wir müssen noch folgendes Theorem mit aufnehmen, welches so außerordentliche Wichtigkeit in der neueren Geometrie erlangt hat, da es die Grundlage der Theorie von den reciproken Polairen geworden ist und da aus ihm auch De La Hire das Princip seiner Kegelschnitttheorie hernahm; nämlich: „Wenn man durch den Durchschnittspunct zweier Tangenten eines Kegelschnitts eine Transversale zieht, welche die Curve in zwei Puncten, und die Verbindungslinie der Berührungspuncte beider Tangenten in einem dritten Puncte schneidet, so sind dieser dritte und der Durchschnittspunct beider Tangenten die zugeordnet harmonischen Puncte zu den beiden ersten.“ (Buch 3, Satz 37.)

Die 23 ersten Sätze des vierten Buches beziehen sich auf die harmonische Theilung der geraden Linien, die in der Ebene des Kegelschnitts gezogen werden, und sind großentheils besondere Fälle des eben ausgesprochenen Theorems. In den folgenden Sätzen betrachtet Apollonius das System zweier Kegelschnitte und beweist von ihnen, daß sie sich nicht in mehr als vier Puncten schneiden können. Er untersucht, was eintreffen muß, wenn sie sich in einem oder in zwei Puncten berühren, und behandelt die übrigen verschiedenen gegenseitigen Lagen, welche sie annehmen können.

Das fünfte Buch ist das köstlichste Denkmal für des Apollonius Genie. Hier erscheinen zum erstenmale Untersuchungen über das Größte und Kleinste. Wir finden hier Alles wieder, was uns die heutigen analytischen Methoden über diesen Gegenstand lehren, und erkennen darin zugleich den ersten Keim zu der schönen Theorie der Evoluten. Apollonius beweist nämlich, daß es auf jeder Seite der Achse eines Kegelschnitts eine Aufeinanderfolge von Puncten gibt, aus welchen man nach dem gegenüberliegenden Theile der Curve nur *eine* Normale ziehen kann; er liefert die Construction dieser Puncte und bemerkt, daß ihre Continuität zwei Räume von einander trennt, welche diese merkwürdige Verschiedenheit besitzen, daß man von jedem Punct des einen Raums zwei Normalen an die Curve ziehen kann, von jedem Punct des andern dagegen keine. Man erkennt darin die vollständige Bestimmung der Mittelpuncte der Berührungskreise und der Evolute für den Kegelschnitt. Apollonius nimmt eine Hyperbel, deren Elemente er bestimmt, zu Hilfe, um die Fußpuncte der Normalen zu construiren, welche von einem gegebenen Punct auf den vorgelegten Kegelschnitt gefällt werden. Alle diese Untersuchungen sind mit bewundernswerthem Scharfsinn geführt. — Dieses große Werk hat, wie Geminus berichtet, dem Apollonius den Beinamen des Geometers κατ' ἐξοχὴν erworben.

Auf uns sind nur die sieben ersten Bücher gekommen und zwar die ersten vier in der Originalsprache, die drei anderen arabisch. Halley hat das achte Buch in der einzigen vollständigen und vorzüglichen Ausgabe der Kegelschnitte des Apollonius zu restituiren versucht[16]).

§. 13. Apollonius hat noch noch viele andere Schriften, meistentheils auf geometrische Analyse

bezüglich, hinterlassen, von diesen haben wir jedoch nur das einzige *de sectione rationis* erhalten, die übrigen unter den Titeln: *de sectione spatii*, *de sectione determinata*, *de tactionibus*, *de inclinationibus*, *de locis planis*, sind nach den Andeutungen des Pappus durch verschiedene Geometer der beiden letzten Jahrhunderte wiederhergestellt.

Apollonius hat endlich auch noch den Ruhm, die Geometrie auf die Astronomie angewandt zu haben; denn man schreibt ihm die Theorie der Epicykel zu, vermöge deren man die Phänomene des Stillstandes und der Rückläufigkeit der Planeten erklärt. Ptolemäus führt ihn in Bezug auf diesen Gegenstand in seinem Almagest an.

§. 14. Unter den Zeitgenossen des Archimedes und Apollonius zeichnet sich Eratosthenes aus, der 276 v. Chr. geboren wurde (11 Jahre nach Archimedes und 31 Jahre vor Apollonius). Dieser in allen Zweigen des Wissens gründliche Philosoph war unter dem dritten Ptolemäus Director der Bibliothek zu Alexandrien und verdient in gleichem Ansehen mit den drei berühmten Geometern des Alterthums, mit Aristäus, Euklides und Apollonius, zu stehen. Pappus führt von ihm ein Werk in zwei Büchern an, welches sich auf die geometrische Analysis bezieht, welches aber für uns verloren gegangen ist. Es hatte zum Titel: *de locis ad medietates*; wo wir nicht wissen, welche diese Oerter waren.

Eratosthenes hatte zur Auffindung der beiden mittleren Proportionalen ein Instrument erfunden, welches er M e s o l a b i u m nannte und welches er selbst in einem Briefe an den König Ptolemäus beschreibt, wobei er zugleich die Geschichte des Problems von der Verdoppelung des Würfels erzählt. Dieser Brief ist uns von Eutocius in dem Commentar zu dem Werke des Archimedes über die Kugel und den Cylinder erhalten. Auch Pappus gibt in seinen mathematischen Sammlungen die Construction des Eratosthenischen Mesolabiums.

§. 15. Die Arbeiten des Archimedes und Apollonius bezeichnen die brillanteste Epoche der alten Geometrie. Man kann diese als die Schöpfer und Begründer der beiden großen Fragen betrachten, welche die Geometer aller Epochen beschäftigt haben und an welche sich die meisten ihrer Werke anknüpfen, so daß sie in zwei Classen zerfallen und es beinahe scheint, als theilten sie sich in das Gebiet der Geometrie.

Das erste dieser wichtigen Probleme ist die Quadratur der krummlinigen Figuren, welches Veranlassung zur Entstehung des Infinitesimal-Calculs war, der erfunden und allmählig ausgebildet wurde durch Keppler, Cavalleri, Fermat, Leibnitz und Newton.

Das zweite ist die Theorie der Kegelschnitte, durch welche zunächst die geometrische Analysis der Alten und hernach die Methoden der Perspective und der Transversalen erfunden wurden. Diese waren die Vorgänger der Theorie der geometrischen Curven aller Grade und jenes beträchtlichen Theils der Geometrie, der bei den allgemeinen Eigenschaften der Ausdehnung nur die Gestalt und die Lage der Figuren berücksichtigt und sich nur der Durchschnitte von Linien oder Flächen und der Verhältnisse ihrer rechtwinkligen Entfernungen bedient.

Diese beiden großen Abtheilungen der Geometrie, von denen jede ihren besonderen Charakter hat, können durch die Benennungen G e o m e t r i e d e s M a ß e s u n d G e o m e t r i e d e r G e s t a l t u n d L a g e oder durch Geometrie des Archimedes und Geometrie des Apollonius bezeichnet werden.

Diese beiden Abtheilungen sind übrigens auch noch die sämmtlicher mathematischen Wissenschaften, welche nach einem Ausdruck des Descartes die Untersuchung über die O r d n u n g und über das Maß zum Gegenstande haben[17]. Aristoteles hat schon dieselbe Idee in diesen Worten ausgesprochen: »Womit sollten sich die Mathematiker beschäftigen, wenn nicht mit der Ordnung und mit dem Verhältniß?«[18]).

Diese Definition der mathematischen Wissenschaften und diese beiden bedeutenden Abtheilungen, welche sie bemerklich macht, lassen sich vorzüglich auf die Geometrie anwenden. Man muß sich deshalb wundern, daß diese selbst in vorzüglichen Büchern diejenige Wissenschaft genannt wird, welche das M a ß der Ausdehnung zum Gegenstand hat. Diese Erklärung ist offenbar unvollständig und gibt eine falsche Vorstellung von dem Zweck und dem Gegenstande der Geometrie.

[1]) Die folgende Erklärung von Analysis und Synthesis, wie sie Vieta im Anfang seiner *Isagoge in artem analyticam* gegeben hat, charakterisirt vollständig die beiden Methoden der Alten. Er sagt: »Es gibt in der Mathematik eine Methode zur Erforschung der Wahrheit, von der Plato für den Erfinder gehalten wird und welche Theon Analysis nannte und folgendermaßen definirt hat: Man betrachte die gesuchte Sache als gegeben und gehe von Folgerung zu Folgerung, bis man die gesuchte Sache als wahr erkennt. Die Synthesis dagegen ergibt sich als das Ausgehen von einer gegebenen

Sache, um durch Folgerung aus Folgerung zur Auffindung einer gesuchten Sache zu gelangen.«

[2]) Man nennt in der Geometrie einen Ort die Aufeinanderfolge von Puncten, deren jeder eine vorgelegte Aufgabe löst und deren jeder sich einer gewissen Eigenschaft erfreut, welche keinem andern Puncte außerhalb dieses Ortes zukommt. Die Alten theilen die geometrischen Oerter in verschiedene Classen. Sie nennen ebene Oerter die gerade Linie und die Kreislinie, weil sie in der Ebene erzeugt werden, körperliche Oerter die Kegelschnitte, weil man sich deren Entstehung auf einem Körper dachte, endlich lineäre Oerter alle Curven höherer Ordnungen, wie die Conchoide, Cissoide, Spirale und Quadratrix. Eben so nannte man Orts-Theorem ein solches, in welchem es sich um den Beweis handelt, dass eine Aufeinanderfolge von Puncten einer geraden oder krummen Linie den Bedingungen eines aufgestellten Satzes genüge, und ein Orts-Problem eine Aufgabe, in welcher gefordert wird, daß aus einer Aufeinanderfolge von Puncten jeder eine vorgegebene Bedingung erfüllt.

[3]) Die Beschreibung dieser Curve ist folgende: „Ueber einem Durchmesser der Basis eines geraden Kreiscylinders denke man sich einen Halbkreis beschrieben, dessen Ebene senkrecht auf der der Cylinder-Basis steht; den Durchmesser drehe man um einen seiner Endpunkte und führe bei dieser Kreisbewegung zugleich den Halbkreis so mit herum, dass seine Ebene beständig senkrecht auf der Basis des Cylinders steht; dieser Halbkreis wird in jeder seiner Lagen die Oberfläche des Cylinders in einem Puncte treffen: die Aufeinanderfolge dieser Puncte bildet die in Rede stehende Curve doppelter Krümmung.«

Um das Problem der beiden mittlern Proportionalen zu lösen, schneidet Archytas diese Curve durch einen Kegel, der durch Umdrehung um die Seitenlinie des Cylinders entsteht, welche durch den festen Endpunct des Durchmessers des beweglichen Halbkreises gezogen ist: der Durchschnittspunct gibt die gesuchte Lösung.

[4]) Diese fünf Bücher über die körperlichen Oerter, von welchen Pappus in dem siebenten Buche seiner mathematischen Sammlungen spricht, sind nach dieser Angabe durch Viviani unter dem Titel: *De locis solidis secunda divinatio geometrica in quinque libros injuria temporum amissos Aristaei senioris geometrae auctore Vincentio Viviani, etc.* (in fol. Florenz, 1701) ganz in der Weise der alten Geometrie restituirt worden. Schon im Jahr 1659 hatte derselbe Viviani das fünfte Buch der Kegelschnitte des Apollonius restituirt, von denen man damals nur die vier ersten Bücher hatte und welches zugleich mit dem sechsten und siebenten Buch durch Borelli aufgefunden wurde, als gerade Viviani sein Werk beendigt hatte.

[5]) Siehe den neunten Satz des dritten Buches und den Anfang des vierten Buches im Commentar des Proklus zum ersten Buch des Euklid.

[6]) Ein mit der alten Geometrie sehr vertrauter Geometer des 17. Jahrhunderts, Leotaud, hat über diese Curve eine Schrift herausgegeben, in der er eine große Menge von vorzüglichen Eigenschaften derselben aufdeckt, welche dem Titel des Werks: *Liber in quo mirabiles quadratricis facultates variae exponuntur*, entsprechen. Der Verf. vergleicht sie mit der Spirale des Archimedes und mit der Parabel, wendet sie zur Bestimmung des Schwerpuncts an, erkennt an ihr unendliche Aeste u. s. w. Johann Bernoulli hat ebenfalls einige Eigenschaften dieser Curven entdeckt. (S. Th. I. S. 447 seiner Werke und Th. II. S. 176 u. 179 seines Briefwechsels mit Leibnitz.)

[7]) Ueber die vierte Definition des Euklid. — Proklus spricht auch über die Schneckenlinie in seinem Commentar zur siebenten Definition und im Anfang seines vierten Buches, wo er sie noch die Schneckenlinie des Perseus nennt.

[8]) Proklus, zweites Buch, viertes Cap., in seinem Commentar über das erste Buch des Euklid.

[9]) Wir entlehnen diese Auseinandersetzung der Elemente des Euklid aus der vortrefflichen Notiz von Lacroix in der *Biographie universelle.*

[10]) Euklid bedient sich in seinen *Datis* eines Ausdrucks, der in seinen Schlüssen störend erscheint und dessen Sinn selbst in der Definition, die er davon gibt, schwer zu fassen ist. Da sich derselbe Ausdruck im Apollonius und Pappus findet und auch noch in Werken des vorigen Jahrhunderts gebraucht wird, so halten wir es für passend, seiner hier zu erwähnen. Euklid sagt: Eine Größe ist größer in Bezug auf eine andere um eine gegebene, was das Verhältniß betrifft, wenn nach Abzug der gegebenen Größe der Rest zu der andern ein gegebenes Verhältniß hat (11. Def. in den *Datis*). Sei etwa A größer als B um eine in Betreff eines Verhältnisses und sei c diese gegebene und μ das Verhältniß, so hat man

$$\frac{A - c}{B} = \mu.$$

Euklid wollte, wie man sieht, eine Gleichung mit drei Termen unter der Form einer Gleichheit zweier Glieder darstellen.

[11]) Dieser Satz enthält die Lösung der beiden Gleichungen $xy = a^2$ und $x + y = b$, welche unmittelbar die Gleichung vom zweiten Grad $x^2 - bx + a^2 = 0$ geben. Die Lösung der Aufgabe bei Eu-

lid gibt die Wurzeln dieser quadratischen Gleichung.

Ein anderer Satz (der 87.) löst die beiden Gleichungen $xy = a^2$ und $x^2 - \mu y^2 = b^2$, deren Wurzeln durch eine Gleichung des vierten Grades, die auf eine quadratische reducirbar ist, erhalten werden.

[12]) Archimed nennt Sphäroide diejenigen Körper, welche durch die Umdrehung einer Ellipse um ihre große und kleine Achse, und Konoide die, welche durch die Umdrehung einer Parabel oder Hyperbel um ihre Achse erzeugt werden.

[13]) Vorrede zur Uebersetzung der Werke des Archimedes.

[14]) Die beiden Worte Ellipse und Parabel waren schon Archimed bekannt. Das erste findet sich in dem Titel einer seiner Abhandlungen (Ueber die Quadratur der Parabel), obgleich es niemals im Texte vorkommt; das zweite wird zuerst im neunten Satze seines Buches über Konoide und Sphäroide gebraucht.

[15]) *Novum theorema pro doctrina sectionum conicarum* (*Acta Erud. ann.* 1689) *p.* 586.

[16]) *Apollonii Pergaei conicorum libri octo*; in fol. Oxoniae, 1710.

Peyrard hatte in den Vorreden zu seiner Uebersetzung des Archimedes, und zu seiner Uebersetzung des Euklides in drei Sprachen, eine französische Uebersetzung der Kegelschnitte des Apollonius angekündigt. Als schon die ersten Bogen gedruckt waren, ereilte den fleißigen Arbeiter der Tod. Es wäre sehr zu bedauern, wenn die Frucht seiner Arbeiten für Frankreich verloren sein sollte. Die Fonds, welche zur Aufmunterung für die Wissenschaften bestimmt sind, dürften keine bessere Anwendung finden, als in der Veröffentlichung dieses Werks.

[17]) Alle Beziehungen, welche zwischen Dingen derselben Art stattfinden können, lassen sich auf zwei zurückführen, auf Ordnung und Maß. (*Règles pour la direction de l'esprit; ouvrage posthume de Descartes*, 14. Regel.) Schon vorher hatte Descartes gesagt: Alle Wissenschaften, welche zu ihrem Gegenstand die Untersuchung über Ordnung und Maß haben, beziehen sich auf die Mathematik. (Ibid. 4. Reg.)

[18]) Drittes Capitel des elften Buches der Metaphysik von Aristoteles.

ZWEITE ABTHEILUNG.

Abstracte Naturwissenschaft.

I. Physik.

6. Ueber die verschiedenen Hauptansichten der Naturphilosophie.

(J. F. Herbart, Vortrag gehalten in der k. deutschen Gesellschaft zu Königsberg 1823. — Kleinere phil. Schriften, II. S. 461—478.)

Ein Jahr ungefähr ist verflossen, seitdem ich die Ehre hatte, diesem gelehrten Kreise Rechenschaft von den Gründen abzulegen, weshalb ich einen Theil der Psychologie mathematisch zu behandeln für nöthig erachte. Damals gedachte ich die nächste Aufforderung, einen Vortrag zu halten, zu einer Fortsetzung jener Betrachtungen zu benutzen; wenn aber dieses für heute noch unterbleibt, so bitte ich Sie wenigstens nicht zu glauben, ich sei mir selbst ungetreu geworden. Im Schoße des philosophischen Denkens erzeugt sich gleiches Interesse für das Körperliche wie für das Geistige; jenes aber stellt sich uns jetzt besonders, in den Entdeckungen der Physiker, so oft von neuen Seiten dar, daß man wenig Reizbarkeit besitzen müßte, um nicht davon angezogen zu werden. Kurz, ich war in den letzten Wochen mit Experimenten beschäftigt; diese riefen mir meine früheren naturphilosophischen Untersuchungen ins Gedächtniß; jetzt bitte ich um Erlaubniß, von dem reden zu dürfen, was mir gerade am lebendigsten vorschwebt; so jedoch, daß ich am Ende einige Blicke auf das psychologische Feld zurückwerfen werde.

Lassen Sie mich jene bekannten Verse Schiller's voranstellen:

> Welche wohl bleibt von allen den Philosophien? ich weiß nicht;
> Aber die Philosophie, hoff' ich, soll immer besteh'n.

Schiller sah in der Philosophie ein Streben, welches stets achtungswerth bleibe, auch wenn seine Producte mißrathen. Diese Gesinnung, glaube ich, müssen wir uns vorzüglich dann vergegenwärtigen, wenn von Naturphilosophie die Rede ist. Die Natur spricht zu uns in Räthseln; ziemt es etwa dem Menschen nicht, darauf zu hören? Wer Ohren hat zu hören, der hört; und wer irgend ein Mittel weiß, um die Untersuchung anzugreifen, der untersucht; wenn er nicht entweder zu träge, oder sonst schon zu sehr beschäftigt ist. In dem letzten Falle befinden sich, wie mich dünkt, alle diejenigen, die uns rathen, uns lieber mit Beobachtungen und Rechnungen zu begnügen, welche dazu hinreichen können, um die Gesetze und die regelmäßige Wiederkehr der Erscheinungen ans Licht zu bringen. Diese Männer wissen ohne Zweifel, daß das *Gesetz* noch nicht der *Grund* der Erscheinung ist, sie wissen, daß die Frage nach den Quellen des Nils nicht schweigt, wenn man auch im Delta noch so genau das Steigen und Fallen des Stroms beobachtet hat. Gleichwohl finden sie sich durch den Gewinn der empirischen und mathematischen Naturforschung so reichlich belohnt, daß sie demselben gern ihre ganze Muße schenken, gern dahin ihre ganze Kraft und Uebung richten. Darüber wird die tiefere Forschung erst versäumt, dann für unnütz erklärt, endlich ganz verworfen unter dem Vorwande, sie sei schon so Vielen mißlungen, und könne eben deshalb Niemandem gelingen. Ein offenbar übereilter Schluß; wozu man weniger geneigt sein würde, wenn man wüßte, welche Ursachen, welche mangelhafte Vorbereitungen an dem bisherigen Mißlingen Schuld waren. *Einseitige Ansichten*, *schwärmerische Vorliebe für Hypothesen*, *fremdartige Einmischungen*, das sind drei große Fehler, die Vieles verderben können, die sich aber vermeiden lassen. Hierüber eine kurze Erläuterung, welche nützlich sein wird, um uns den Gegenstand unsrer heutigen Betrachtung lebhafter zu vergegenwärtigen.

Was zuvörderst die einseitigen Ansichten betrifft, so werden uns deren sogleich vier einfallen, wenn wir uns an den bekannten Unterschied der mechanischen, chemischen, vitalen und psychischen Kräfte erinnern. Aus früheren Zeiten sind Versuche genug bekannt, alle Natur, selbst die geistige, aus Materie und Bewegung zu
die Materie aber aus Atomen von absol
und Undurchdringlichkeit zu construiren.
Fabel glaubt jetzt Niemand mehr. Ebenso
einen Alles erklärenden Chemismus; al
behagt das Leben und die Einbildung,
nur die Vitalitat klein genug nehme,
man auf den untersten Stufen des Leb
die starre Masse, mit ihren rein stati
mechanischen Phänomenen antreffen. I
seitigkeit ist um Nichts besser als die
und ebenso wenig besser als die folgend
nur psychische Kräfte anerkennen will, a
Natur aber als bloße Vorstellung betra
noch heute nicht ganz verschwundene Ir
Idealismus. Alle diese Vorstellungsarten
Natur Gewalt an, und zwar in völlig
Grade; das wird auch ohne Beweis derj
pfinden, der sich gewöhnt hat, mit glei
Aufmerksamkeit die verschiedenen Ge
Natur ins Auge zu fassen.

Als Beispiele der andern beiden,
nannten, Fehler, drängt sich nur zu
Naturphilosophie auf, welche als das E
einer heutigen philosophischen Schule
bekannt ist. Sie setzt absolute Identit
die Erfahrung, die uns ein Mannigfalti
fälligen Verbindungen und Trennungen ze
das Bewußtsein vernünftiger Individuen,
frei, — das heißt zum Mindesten, Ei
hängig vom Andern fühlen; sie setzt
solute Identität ohne Beweis, demnach
pothese; aber mit einer schwärmeris
versicht, für welche der Name *intell*
Anschauung ist erfunden worden. Da
schauungen nicht widerlegen lassen, so
Beweis, daß jene absolute Identität n
erfahrungswidrig, sondern auch vernunftw
völlig ungereimt ist, denen nichts nü
einmal in jener Schwärmerei befangen s
die Naturphilosophie ist es ein Unglück,
Verbindung gerathen zu sein. Die Fol
war der dritte Fehler, nämlich fremda
mischung von theologischen und politis
selbst von den, unter einander selbst en
setzten, Spinozistischen und Platonischen
gen; daher man jetzt in einem Zuge von
heit und dem Magneten, von der Tugend
Schwere, von dem Wasser und der Lie
hört; ja ich erinnere mich sogar von einen
gelesen zu haben, das dem *Nichts* en
sollte; welches Laster ohne allen Zweifel
telei ist.

Mußte die Naturphilosophie in dies

n? Davon ist sie so weit entfernt, daß
r nicht einmal deren Möglichkeit sich aus
Gegenstande oder aus ihren Hilfsmitteln
ı läßt. Ihr Gegenstand ist die Natur; mit
ızen Reichthum von Thatsachen, welche mit
sicht heutiger Beobachter und Experimen-
sind gesammelt worden; aber menschliche
Bedürfnisse, Leidenschaften gehören nicht
n Kreis; und können denjenigen, welcher
her begibt, am wenigsten erreichen. Ihre
tel sind Mathematik und Metaphysik; von
lie erstere das Muster der Besonnenheit,
:re freilich ein oft mißlungenes Werk des
ichen Denkens, doch wenigstens seit dem
chternen Aristoteles keine Schwärmerei
mit der eingebildeten intellectualen An-
; könnte verwechselt werden. Wenn nun
ıphysik eine Probe aushalten soll, bei der
;lichen Irrthümer sich verrathen müssen,
dazu nichts besser dienen, als jene schon
:ne Verbindung von geläuterten Erfahrun-
der Mathematik, wie sie jetzt in den
unserer Physiker ist. Gesetzt, die Me-
trage in diesen schon großentheils ge-
ı Gedankenkreis falsche Ansichten hinein,
e Gefahr gering und von kurzer Dauer;
icht größer als die einer unrichtigen ma-
chen Hypothese. Denn die Folgerungen
s Experiment und die Rechnung wider-
ıan wird alsdann den Gründen rückwärts
en, bis man den Ursprung des Fehlers
. Das ist das Verfahren wahrheitlieben-
ıner, dies Verfahren ist unter den mathe-
:n Physikern längst üblich; und es bleibt
wünschen übrig, daß man in dem Kreise
öchst achtungswerthen Gelehrten sich nicht
ber Wahrheit begnüge, sondern nach der
n und vollen Wahrheit strebe, die
ıne Metaphysik ebenso wenig wird errei-
ınnen, als ohne Mathematik.

len Sie, höchstgeehrte Herren! mir nun
n, daß ich Ihnen in wenigen Umrissen das
ıer künftigen Naturphilosophie, wie ich es
le zu erblicken glaube, mit Worten dar-
n suche, so ist es am bequemsten, sogleich
rschiedene Hauptansichten zu unterschei-
on denen zwei der Form nach verschie-
wei andere der Materie nach entgegenge-
ind. Die Naturphilosophie kann theils in
ischer, theils in analytischer Form ihre
ıchungen anstellen; und sie kann theils
r Voraussetzung einer universalen Einheit,
:ines ursprünglich Mannigfaltigen Gebrauch
ı. Hier leuchtet sogleich ein, daß die beiden
letzten, der Materie nach verschiedenen Ansichten sich untereinander aufheben; man kann sie daher nur als Versuche neben einander stellen, von denen einer sich im Verfolg der Untersuchung als unhaltbar zeigen muß, dennoch aber zum Ganzen wesentlich mit gehören wird, wofern man nicht schon *a priori* seine Unzulässigkeit deutlich genug möchte erkannt haben. Anders verhält es sich mit jenen, der Form nach verschiedenen Ansichten; diese bestehen neben einander, und sie unterstützen sich gegenseitig, wie ich nun sogleich entwickeln werde.

Wenn sich in den Naturerscheinungen das ihnen zum Grunde liegende Reale unmittelbar finden ließe; wenn es darin bloß v e r h ü l l t, und nicht v e r l a r v t wäre, so würde man, wie bei der Blumenknospe, in welcher schon die Samenkapsel versteckt liegt, eine Hülle nach der andern vorsichtig hinwegnehmen, und das allmählig entkleidete Reale würde endlich nackt vor unseren Augen dastehen. Die Naturphilosophie wäre alsdann ganz analytisch; sie hätte keinen synthetischen Theil; am wenigsten brauchte ein solcher dem analytischen voranzutreten. Könnte es so sein, so wäre es gewiß schon längst so; denn der Geist des analytischen Verfahrens ist bei unsern Naturforschern im hohen Grade ausgebildet. Daß es nicht so sein kann, hat psychologische Gründe, die mit dem Ursprunge und dem Bildungsgange der menschlichen Erkenntniß innig zusammenhängen. Das Reale ist schlechterdings nirgends, in keinem Puncte, unmittelbarer Gegenstand der Erkenntniß; es muß, ungeachtet alles dessen, was einige Schulen in ihrer Rathlosigkeit, von unmittelbarer Offenbarung oder Anschauung gefabelt haben, — lediglich durch Schlüsse insoweit gefunden und bestimmt werden, als es sich überhaupt finden und bestimmen läßt. Diese nämlichen Schlüsse müssen nun in ihrem Fortgange dahin gelangen, die Möglichkeit der Materie, nicht als eines wirklichen Dinges, sondern als Erscheinung, darzuthun; und zugleich die mannigfaltigen Grundbestimmungen, sowohl der Materie im Allgemeinen, als ihrer Hauptarten zu entwickeln. Nur unter der Voraussetzung, daß dies gelungen, wenigstens nicht ganz und nicht in den Grundzügen verfehlt sei, lohnt es sich überhaupt, von Naturphilosophie zu reden. Gesetzt, auf dem ganzen Wege der Speculation bis hieher, sei gar kein Fehler gemacht worden, auch besitze die Untersuchung in jedem Puncte die gebührende wissenschaftliche Bestimmtheit: so können nun, da in der Construction der Materie gewiß Größenbegriffe vorkommen müssen, sogleich mathematische Untersuchungen an die

metaphysischen geknüpft werden; und es läßt sich denken, daß auf solche Weise eine mögliche Natur *a priori* erkannt werde, von der unsere wirkliche, irdische Erscheinungswelt ein kleiner Theil ist. — Allein, ein so weiter, glücklicher Fortgang ist nicht zu hoffen. Je weiter der Weg, desto größer die Gefahr des Irrthums. Daher muß man, sobald es irgend geschehen kann, von der Erfahrung her der Speculation entgegen kommen. Nicht als ob die Erfahrung unmittelbar bekräftigen sollte, irgend ein Reales sei wirklich so, wie die Metaphysik sage; — das kann nicht geschehen, weil in der Erfahrung das Reale nicht gegeben, sondern nur angedeutet wird, nämlich als eine nothwendige Ergänzung, ohne welche die Erfahrung sich nicht würde denken lassen. Aber sobald die Speculation anfängt anzugeben, wie gewisse Erscheinungen darum, weil sie aus dem Realen entspringen, beschaffen sein müssen: alsogleich kann man die Erfahrung fragen, ob diese Erscheinungen in unsrer Sinnenwelt vorkommen, und zwar genau so, wie man geglaubt hatte es vorauszusehen. Findet sich nun Aehnlichkeit oder Abweichung, so wird man die frühere Untersuchung so lange prüfen und berichtigen, bis vollkommene Congruenz vorhanden ist. Diese Arbeit erfordert nun nicht bloß synthetische, von der Metaphysik ausgehende, Speculation, sondern auch Analysis der Erfahrung. Gesetzt, man habe es darin zur Fertigkeit gebracht, so wird man, nachdem die allgemeinsten Bestimmungen schon durch Synthesis bekannt sind, hierauf eine große Mannigfaltigkeit von Erscheinungen zurückführen können; weit leichter, als wenn man dieselben alle hätte *a priori* finden sollen. Daß hier überall die Mathematik zwischen Erfahrung und Metaphysik in die Mitte treten müsse, weil sonst gar keine bestimmte Vergleichung beider möglich sein würde, bedarf für den Kundigen kaum der Erinnerung.

Das Bisherige würde das Verhältniß zwischen Synthesis und Analysis in der Naturphilosophie zureichend angeben, wenn man annehmen dürfte, beide würden von einer einzigen Person vollzogen. Allein der geübte Metaphysiker und der geübte Experimentator müssen wohl als zwei verschiedene Personen gedacht werden; und überdies der geübte Mathematiker als ein dritter zwischen beiden. Hier wird nun immer einiges Mißtrauen Platz behalten. Der Experimentator wird die ihm dargebotene synthetische Grundlage immer nur als Hypothese betrachten; er wird versuchen wollen, ob nicht noch ein anderer Schlüssel eben so gut zu den Erscheinungen passe. Darum muß neben der wahren Metaphysik noch eine ausgebildet, und versuchsweise der Erfahru gepaßt werden; und dieses führt mich nun beiden, der Materie nach entgegengesetzten, ansichten der Naturphilosophie.

Diese beiden Ansichten sind beinahe so die Philosophie selbst. Wenn ich sie bis a ton zurückführe, so leitet dieser sie von d nischen und Eleatischen Philosophen ab; will die eine davon schon beim Homer Es ist der Mühe werth, uns hier an die be Stelle im Theätet zu erinnern, wo der Sa Protagoras angeführt wird: aller Dinge M der Mensch. Oder mit anderen Worten mir scheint, ist wahr für mich, wa scheint, wahr für Dich. Wie ist da lich, und was will Protagoras damit sagen geheime Sinn des Satzes, bemerkt Plato dieser: Nichts ist an sich irgend etwas Be tes; aber aus Bewegung, Veränderung, Mi entsteht Alles; es gibt kein ruhendes sondern nur ein Werden. Unsere P phen sagen mit bloßer Veränderung der mit dem Sein gleich ewig, und mit ihm urs lich Eins und Dasselbe, ist das Werden jedes individuelle Leben aus dem allgemei begreifen, daß hingegen die Elemente der wie sie die Chemiker aufstellen, nur Ged dinge seien, daß das Leben des Mensch stetes Aufgenommenwerden seines leiblich seins in seine Beseelung sei, und derg mehr, — das sind neue Worte, aber al sichten; es sind diejenigen Meinungen, welche sich Platon auf alle Weise stemm greiflich mit mehr Aufwand von Worten, a tiges Tages nöthig ist, weil die Chemie in gebildeten Zustande sich durch sich selbs gen vertheidigt. Unsere Chemie nämlich fü den gerade entgegengesetzten Grundgedank Elementen, die ungeachtet alles Wechsels stände, die sie in zufälligen Mischungen laufen, dennoch innerlich, ihrem wahren nach, bleiben was sie ursprünglich sind auch diese Ansicht, von dem ruhenden Sei ches, einzeln genommen, von selbst keinen sel beginnt, und von dem Gegensatze dieses den gegen die Erscheinung, die eben durch Trieb zum Wechsel sich als bloße Erschein ein Nichtiges, Unwahres charakterisirt; auc Ansicht ist nicht neu; sie ist die Grund setzung der Eleaten und des Platon, die n im Stande waren, sie durchzuführen; zun darum, weil ihnen die heutigen Kenntnis Mathematik und Naturforschung abgiengen.

nenlehre des Leukipp und Demokrit ge-
n ursprünglichen Streben nach hieher; so
auch durch das Kleben an Raumbestim-
, durch die Unfähigkeit, sich ein unräum-
ein zu denken, ist verdorben worden.

vohl ich nun aus metaphysischen Gründen
die zweite, und gegen die erste Ansicht
le, so wünsche ich dennoch der Natur-
hie, sie möge fortwährend nach beiden
n zugleich bearbeitet werden. Denn ich
zeugt, daß die Lehre vom allgemeinen
en, welches sich in die Gattungen, Arten
viduen der Naturproducte nur verzweige,
Laufe der Zeit verschiedene Evolutions-
rchlaufe, sich ohne jene Fehler durch-
isse, welche den heutigen, schwärmeri-
d Alles bunt durch einander mengenden
ngen ankleben.

Beste, was diese Ansicht für sich hat, ist
rgeblich intellectuale, sondern die ganz
sinnliche Anschauung; die Erfahrung
ie derjenige sie erblickt, der sich, ohne
a Geist, ohne tieferes Nachdenken, dem
eindrucke der Erscheinungen hingibt. Daß
Meinung, die ganz offen auf der Ober-
r Jedermanns Augen daliegt, als ein Werk
er Speculation anpreist, fällt ins Lächer-
dermann sieht das Wachsen der Pflanzen
ere, er sieht die Metamorphosen der
und Keime; kennt die Nahrungsmittel,
reift, daß dieselben in einem continuir-
ebergange aus einem Zustande in einen
egriffen sein müssen, bis sie sich in die
denen festen und flüssigen Theile der or-
n Leiber verwandelt haben. Jedermann
erdies, daß die Arten und Gattungen der
nd Pflanzen gewisse Stufenfolgen der Aehn-
und Verschiedenheit durchlaufen; und es
emandem unerwartet sein zu hören, daß
hforscher zwischen den bekannten Arten
lungen noch eine Menge von Mittelglie-
zuschieben, neue Vergleichungspuncte auf-
, die Reihen des Aehnlichen und Ver-
en zu verlängern, endlich die Natur mehr
r als ein Ganzes darzustellen Gelegenheit
haben, welches wie von Einem Triebe
scheint, und in welchem es Mühe kostet,
nd ein Ruhendes, vom allgemeinen Wan-
Wechsel Ausgenommenes auch nur zu
Weit weniger Anstrengung ist nöthig,
Einem Strome schwimmend sich vorzustel-
einzusehen, daß, und warum man diesem
ich entgegenstemmen müsse. Weit beque-
die Rede vom allgemeinen Leben, als die
Forschung nach irgend einem von den Gründen, warum denn nicht jedes Ding bereit ist, in jedes andere überzufließen? Warum die Arten und Gattungen der lebenden Wesen fest stehen? Warum die chemischen Verbindungen nach bestimmten Proportionen geschehen? Warum das Licht nur in geraden Linien gehen will, alle krummen Wege aber verschmäht? Warum die Weltkörper den strengen Regeln der Himmelsmechanik Folge leisten, von allen andern uns bekannten Naturkräften aber nicht die mindeste Notiz zu nehmen scheinen? Warum im Ganzen genommen das eigentliche Leben, das der Pflanzen und Thiere, nur einen so äußerst kleinen Theil des ganzen Daseins der Natur ausmacht, während so ungeheure Massen von Gestein und Metall übrig bleiben, welchen Leben einzuhauchen selbst der kühnsten Phantasie kaum gelingen will? — Mag man indessen versuchen, diese und so viele ähnliche Schwierigkeiten zu besiegen! Wer es nicht genau nimmt, der wird gar leicht darüber etwas Scheinbares sagen können.

Weit schwerer ist eine Naturphilosophie nach der entgegengesetzten Ansicht; und zwar besonders deswegen, weil diese nur im strengen Denken (keineswegs aber in dem, an sich nichts entscheidenden, Sinneneindruck einer Mehrheit unabhängiger Gegenstände), ihren Grund hat, und deshalb mit derselben Strenge des Denkens, woraus sie entstand, auch durchgeführt werden muß, wenn sie nicht als ungenügend in sich selbst zusammenfallen soll.

Nach dieser Ansicht nun besteht zwar die Materie, einstimmig mit dem Erfahrungsbegriffe und mit der Chemie, wirklich aus ihren einfachen Elementen, und ist in dieselben endlich theilbar, — sie ist demnach, als raumausfüllende Masse, kein geometrisches Continuum: aber sie ist auch nicht, wie die gedankenlose Atomistik meint, eine bloße Anhäufung undurchdringlicher Theile, die neben einander lägen ohne einen Grund des Zusammenhangs und der innern Configuration. Sondern die Materie ist ganz und gar das Resultat innerer Zustände ihrer Elemente; und die ganze Naturphilosophie ist Nachweisung des nothwendigen Zusammenhangs der inneren und äußeren Zustände. Diesen Begriff auseinanderzusetzen ist schwer, weil weder Physiker noch Philosophen geübt sind, auf innere Zustände dessen, woraus Materie besteht, ihr Augenmerk zu richten. Es würde mir wenig helfen, wenn ich hier bloß an Leibnitz erinnern wollte, der die Materie aus Monaden bestehen ließ, welchen er Vorstellungen, also innere Zu-

stände, beilegte; denn freilich bei dem Worte **Vorstellungen** denken wir an Bilder äußerer Gegenstände; und was diese leisten könnten, um daraus materielle Eigenschaften zu begreifen, läßt sich kaum einsehen. Ich will daher lieber an einen Gegenstand erinnern, der es den Physiologen längst nahe gelegt hat, an innere Zustände zu glauben; ich meine die Reizbarkeit und Wirksamkeit der **Nerven**. Hier, hoffe ich, wird man der Hypothesen von einem Nervenfluidum, oder von Nervenschwingungen, oder von den Nerven als galvanischen Conductoren, längst müde sein; man wird einsehen, daß man jeden Nerven als eine **Kette empfindender Theile** betrachten muß, daß also der Nerv in jedem Puncte lebendig ist, und daß dieses Leben durchaus nicht durch bloß materielle Bestimmungen kann beschrieben werden. Aber nicht bloß den Nerven, sondern auch andern festen Theilen des Leibes, und nicht bloß den festen, sondern auch allen flüssigen Theilen jedes lebenden Organismus hat man mit vollkommenem Rechte Vitalität zugeschrieben. Die flüssigen Theile nun haben gar keine bestimmte Construction; sie **streben aber beständig nach einer solchen**; und gelangen dazu wirklich, insofern sie die festen Theile ernähren. Genau so strebt auch die unorganische Materie, sich zu krystallisiren; ihr aber genügt die Krystallform, weil ihre innere Bildung nicht den Grad erreicht hat, welchem der Bau eines organischen Leibes entsprechen würde. Endlich selbst die nicht sichtbar krystallisirte Materie verräth wenigstens, daß ihr die Lage ihrer Theile nicht gleichgültig ist; sie erhält sich gegen widerstrebende Kräfte in ihrer Dichtigkeit und Cohäsion; es sei denn, daß sie einem ihrer Auflösungsmittel begegne, denn alsdann beginnen neue innere Zustände, und als Folge derselben neue Constructionen im äußerlichen Dasein.

Es wird nun scheinen, als hätte diese meine Darstellung viel Aehnlichkeit mit jener früheren Ansicht, die vom allgemeinen Leben ausgehend, dieses nur vermindert, um auf die rohe Materie zu kommen. Aber die Aehnlichkeit ist nur zufällig; und liegt mehr in den Gegenständen, die erklärt werden sollen, als in den Principien der Erklärung. Zwar habe ich hier, um mich in der Kürze einigermaßen verständlich zu machen, von den höchsten Phänomenen des Lebens angefangen, und bin von da rückwärts zu den untersten Stufen der Materie herabgestiegen. Aber die regelmäßige Untersuchung geht den umgekehrten Weg. Sie setzt nicht das Leben voraus, um die Materie zu erklären, sondern sie findet zuerst solche innere

Zustände, welchen die bloße, chemisch
dringung genügt; und sie erblickt die gan
liche Existenz als eine bloße Folge da
unter gewissen Umständen es unmöglich wi
innern Zuständen **ganz vollständig** zu
Was wir **chemische Durchdringung**
das ist, in seiner höchsten Reinheit ged
keine räumliche Existenz; es ist ein reine
verhältniß; und zwar nicht ein solches
Kantischen Ansicht, welches an die Zeit g
wäre, sondern ein völlig unzeitliches un
völlig unräumliches. Aber es gibt Umstä
ter welchen sich dieses reine Causalv
nicht völlig ausbilden kann; alsdann neh
Elemente, die sich darin befinden, eine r
und zeitliche Form des Daseins an; so
Materie, als eine Beschränkung, als ei
dessen, was eigentlich hätte sein sollen.
mystisch klingen; es ist aber metaphysi
heißt, aus klar gedachten, in der Erfah
gebenen Begriffen, mit logischer Nothw
geschlossen, und die ganze Schlußkette is
entfernt von reizenden Bildern oder e
Ideen, daß man dafür keine andere Vorl
sen kann, als für das erste beste mathe
Theorem.

Als man nach Kant's Anleitung versuc
die Materie aus den beiden Kräften, d
ction und Repulsion, zu construiren: da e
die Frage: sollen wir denn nun die Mat
als Kraft, und gar nicht als Substanz
Oder sollen wir die Substanz, die reale
lage, beibehalten, und dieser hintennach d
beilegen; gleichsam wie Prädicate im
Urtheil dem Subjecte gegeben werden?
die Materie, als Substanz, schon da ist,
noch etwas, als Zugabe, in sich aufneh
nicht unmittelbar in ihrer Substantialitä
enthalten ist? Und diese Zugabe, wie
beschaffen? Zwei unter einander entgege
Kräfte, eine anziehende, eine abstoßen
denn die Materie etwa ein Staat nach Mont
Beschreibung, der sich durch gleiche, w
ander strebende Kräfte in seiner Verfa
hält? Ein solcher Staat würde nicht i
sondern im innern Kriege begriffen sein;
solche Materie würde sich selbst aufhebe
wie dort der Staat, so hier die Materie
verstanden worden. — Und dennoch ist
daß Attraction und Repulsion das urspr
Wesen der Materie ausmachen; es ist eben
daß beiden die Substanz zum Grunde lie
der Fehler lag darin, daß man weder
lichkeit, diese entgegengesetzten Kräfte

, noch den Zusammenhang derselben mit
stanz nachzuweisen vermochte. Die Wahr-
, daß Attraction und Repulsion die noth-
en äußeren Folgen der inneren Zustände
welche mehrere verschiedene Sub-
n (eine allein reicht nicht hin) sich gegen-
ersetzen. Daher gibt es nicht in den Sub-
Kräfte, als deren Eigenschaften; sondern
tehen aus dem inneren, unräumlichen,
n Causalverhältniß der Substanzen zwei
cheinbare Kräfte, die nichts anderes
eine doppelte Nothwendigkeit, daß zu
neren Zustande ein ihm angemessener
Zustand hinzutrete.

dieser doppelten Nothwendigkeit nun sind
mischen Kräfte nur die näheren Be-
gen nach Verschiedenheit der, ins Causal-
iß tretenden, Substanzen; die mechani-
räfte sind davon entferntere Folgen; die
ind beides vorhergehende verbunden, aber
eren Stufen der inneren, und darum auch
eren Ausbildung; endlich die psychischen
enthüllen uns das Innere, welchem das
entspricht; aber freilich erblicken wir
nnere in unserm Selbstbewußtsein auf ei-
hoch gestellten Puncte, daß wir damit
ch die psychischen Zustände der Thiere,
die weit niedrigeren der Monaden, woraus
per bestehen, zu vergleichen im Stande

nun ist die Stelle, wo die Psychologie in
rphilosophie eingreift. Ungefähr so, wie
Astronomie gewöhnt, ungeheure Räume,
en anfangs die Phantasie erschrickt, mit
keit zu durchlaufen, so muß die Psycho-
s üben, die weite Strecke der verschie-
Ausbildung von Menschen und Menschen-
n überschauen, dann von da rückwärts
thierische Zustände zu begreifen; endlich
hen, daß trotz der anscheinenden gänzli-
gleichartigkeit dennoch die Linie, auf der
bewegen, zurückläuft zu den inneren Zu-
der Elemente nicht bloß belebter, son-
lbst roher Körper; obgleich hier von Selbst-
tsein, von Vorstellungen, von Erkenntnissen,
tschließungen, nicht aufs entfernteste die
ein kann. So paradox nun das hier Gesagte
mag, so ist es denn doch schlechterdings
ehrlich, um die so oft aufgeworfene, so oft
g beantwortete Frage gehörig zu erörtern:
n Materie und Geist in Verbindung treten
. Es ist bekannt, daß man dieser Ver-
g durch mehr als eine Art von prästabi-
Harmonie bald aus dem Wege gegangen,
bald ihr mit mehr als einer idealistischen Lehre
in den Weg getreten ist, um ihr ewiges Still-
schweigen aufzuerlegen; aber die Frage schweigt
nicht; und kann von keiner Theorie gehörig be-
handelt werden, die entweder Geistiges auf Kosten
des Körperlichen, oder Körperliches auf Kosten
des Geistigen begünstigt. Denn die Verbindung
steht ganz deutlich als eine gegenseitige Ab-
hängigkeit vor Augen; zugleich aber ist die Ab-
hängigkeit nicht so groß, daß man sie in völlige
Einheit verwandeln dürfte; sondern die geistigen
Functionen wechseln zwischen Regsamkeit und
Unthätigkeit, und die leiblichen Kräfte entwickeln
sich und schwinden, ohne daß irgend eine feste
und deutliche Proportion zwischen jenen und
diesen zum Vorschein käme. Hat man aber den
innern Bildungsgang der Seele psychologisch ken-
nen gelernt, so ist nicht schwer einzusehen, wie
einerseits derselbe anfangs mit dem Organismus
und dessen Entfaltungen verknüpft sein, und doch,
einmal in Gang gesetzt, nun andererseits von je-
nem in hohem Grade unabhängig fortgehen, und
seinen Weg auch noch über die Grenzen des irdi-
schen Lebens hinaus verfolgen könne. Noch we-
niger schwer aber ist alsdann die Verbindung
zwischen Leib und Geist zu begreifen. Denn
beide gehören zusammen wie Aeußeres und In-
neres; der Leib ist ein Aeußeres, das den innern
Zuständen aller seiner Elemente entspricht, wel-
che Elemente sich auf sehr verschiedenen Stufen
ihrer inneren Ausbildung befinden; unter diesen
Elementen befindet sich Eins (oder wenn man
will, einige wenige, statt deren aber die Voraus-
setzung eines einzigen allemal hinreicht), welches
zu einer ganz vorzüglichen Ausbildung empor-
steigt; dieses eine nennen wir die Seele; und das
ganze System seiner inneren Zustände nennen wir
Geist. In dem Geiste ruht das Selbstbewußtsein,
welches demnach keineswegs in den Elementen
der Materie verstreut liegt; das kann es auch
nicht, denn das Ich setzt Einheit, das heißt hier,
völlige Durchdringung aller dazu gehörigen Vor-
stellungen, voraus. So ist's beim Menschen; hin-
gegen bei den Thieren verschwindet, je tiefer wir
hinabsteigen, desto mehr jener Unterschied in der
Ausbildung der Elemente, welche zusammenge-
nommen äußerlich als Leib erscheinen; kein Wun-
der also, daß die Hervorragung des einen Ele-
mentes, dessen innere Zustände in ihrer Wechsel-
wirkung wir unter dem Namen des Geistes kennen,
sich bei ihnen nicht mehr deutlich offenbart, viel-
mehr der Geist vom Leibe verschlungen scheint,
weil sich hier kein Herrschendes, kein einzel-
nes Vorzügliches, hervorgearbeitet hat. Wo kein

ꞏrschiede der Dinge zu verwischen, so r nichts weiter gewinnen, als die Mühe, ꞏanach doch wieder hinzuzeichnen; und wurf, erst geleugnet zu haben, was spä- gleichviel mit welcher Wendung, doch gestanden werden. Die Idee der Einheit vielmehr eine solche Allgemeinheit der griffe, welche sich von selbst allen den tionen darbiete, die genügen können, um nigfaltigkeit der Naturgegenstände zu ent- . Ob nun diese Allgemeinheit durch An- ines Realen, mit einem inwohnenden Evo- iebe, oder ob sie durch Aufstellung eines isses unter dem ursprünglichen Mannig- welches geschmeidig genug sei für nähere ungen jeder Art, — möge erreicht wer- den: dies gehört schon zu den materialen Verschiedenheiten der Naturansichten, wovon oben die Rede war; allein der synthetischen Grundlegung zu unsrer Wissenschaft, sofern sie bloß formale Forderungen zu erfüllen sucht, ist es nicht wesentlich, dazwischen eine Wahl zu treffen. Es ist vielmehr vortheilhaft, selbst unhaltbare Ansichten soweit auszubilden, als es mit einigem Schein der Wahrheit geschehen kann; denn eben dadurch erreicht man den Punct, wo die Täuschungen ohne Zwang von selbst entfliehen.

Kaum wird es nöthig sein, daß ich jetzt noch den Wunsch ausspreche: die Einseitigkeit der heutigen Naturphilosophie möge bald durch diejenige Wahrheitsliebe gemildert werden, welche Alles prüft, um das Beste zu behalten.

---

7. Ueber das Licht.

(*L. Moser*, Vortrag gehalten in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg 1843.)

dem Lichte wußte man bis auf die neueste ꞏß die Sonne und die Fixsterne es eigen- besitzen und aussenden, und daß es auf urch Steigerung der Wärme und durch andere physikalische und chemische Pro- ꞏ erlangen sei. Das Licht war dazu da, ꞏ gesehen werde; es wurde für eine Kraft ꞏn, deren Wirkung sich erst in den Augen ꞏschen und Thiere äußere. Man mußte sagen, daß ein Strahl, der von der Sonne ngen und das Ende seiner Bahn in einem ꞏnd, seine Bestimmung erfüllt hätte; die Strahlen, die irgendwo anders endeten, ꞏie verfehlt.

gab es eine Erscheinung, welche die ꞏ der Sonne ziemlich allgemein hervor- : sie verändern die Farben der Körper, chen. Man muß durch die Bezeichnung enꞏ sich nicht so weit irren lassen, als as Sonnenlicht die Farbe der Körper stets nache. Das findet in vielen Fällen statt, anderen nicht; es hängt dies von der Na- Körper ab, und die Silbersalze z. B. wer- Licht dunkler. Dieser so auffallende Proceß rbenänderung hat jedoch bis auf den heu- Tag wenig Aufmerksamkeit erlangt, und Einfluß auf unsere Ansichten über die Be- ꞏ des Lichtes in dem Haushalt der Natur rt.

Physiker waren überhaupt auf einer andern Seite beschäftigt und zwar da, wo ihr ganzer Scharfsinn in Anspruch genommen wurde. Die Strahlen der Sonne sind, ehe sie ins Auge gelangen, im Allgemeinen mit Körpern in Berührung gewesen; ihre Bahn, ihre Geschwindigkeit, ja gewissermaßen ihre Natur ist dadurch verändert worden, und wenn sie nunmehr das Auge treffen, so liefern sie uns jene umfassende Kenntniß der Körperwelt, die uns umgibt. Diese Strahlen berichten dem Organ gleichsam von der Berührung, in welche sie mit den Körpern getreten, von der Richtung, in welcher diese Körper sich befinden, und von den Hindernissen, die ihnen in den Weg gelegt wurden. Wir finden uns umgeben mit Körpern aller Art, in den verschiedensten Entfernungen, und zwanzig Millionen Meilen von uns liegt die Ursache, die uns für gewöhnlich die breiteste, reichste Art der Anschauung verschafft! Das ist, wie man gestehen muß, ein merkwürdiges Schauspiel; allein wir werden dabei nicht verweilen, sondern die Rolle erwägen, welche die Physiker immitten desselben sich erwählt hatten. Damit die Lichtstrahlen uns die Körper offenbaren, müssen diese Körper auf Lichtstrahlen wirken. Das ist auch der Fall; sie schicken sie durch Spiegelung zurück; sie lassen sie hindurch, nachdem sie deren Richtung verändert; sie verschlucken endlich einen Theil derselben. In einzelnen Fällen wird diese Spiegelung, diese Brechung und diese Verschluckung sehr verwickelter Art, und ihnen

sehen wir die Thätigkeit der Physiker fast ausschließlich zugewandt. Sie haben dort große Triumphe gefeiert und die Gesetze der Bewegung des Lichtes mit ziemlicher Vollständigkeit enthüllt. Allein das Licht bewegt sich nicht bloß; es geht von gewissen Körpern, den selbstleuchtenden, aus und trifft andere; was an diesen beiden Stationen vorgeht, ist durch die physikalische Untersuchung bis auf die neueste Zeit nicht gefördert worden. Bemerken Sie, daß wenn der Einfluß der Körper auf das Licht Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung geworden ist, der umgekehrte Einfluß, derjenige, den das Licht auf die Körper ausübt, einer fast ganz gänzlichen Vernachlässigung anheimfiel.

Dies war die Lage der Sache bis auf Herrn Daguerre. Er zwang das Licht sich auf eine bestimmtere Weise, außerhalb des Auges, kund zu geben; er stellte die Aufgabe durch dieses Licht Bilder auf einer Silberplatte zu erhalten, und Sie wissen, mit welchem Erfolg er sie gelöset hat. Wenn wir von jedem Detail der Anfertigung absehen, so lehrt ein Daguerre'sches Bild, daß irgend ein Object, ein Haus, welches Lichtstrahlen sendet, in einem sehr merklichen Verhältniß zu einer Silberplatte stehe, die man ihm zweckmäßig darbietet. Diese Platte erhält den deutlichen Effect von jenen Lichtstrahlen.

Die merkwürdige Entdeckung Daguerre's war dazu geeignet, auf die Wissenschaft einen erheblichen Eindruck zu machen, einen erheblicheren als die uralte Erfahrung von der bleichenden Kraft des Lichtes, obgleich sie allgemeinerer Art ist. Denn solche unbestimmte Wirkungen wie die Farbenänderung der Körper, afficiren in der Regel unsern Geist wenig; er muß bestimmter herausgefordert werden, und es bedurfte eben der wunderbaren Schärfe eines Daguerre'schen Bildes, ihn zu erinnern, daß es an der Zeit sei, über das Licht noch auf andere Weise als bis dahin zu forschen. Ein Hinderniß stellte sich der freien Untersuchung entgegen: eine Theorie. Man sagte, wenn das Licht ein Silbersalz schwärzt, viele andere Stoffe entfärbt u. s. w., so sei das offenbar eine chemische Wirkung. Daguerre wendet zu seinen Versuchen eine Verbindung von Silber und Jod an; man setzte voraus, wiewohl ohne allen Grund, daß unter dem Einfluß des Lichtes das Jod fortgetrieben würde, während das in fein vertheilten Zustand zurückbleibende Silber schwarz erscheine. Da man es nun aber für unwahrscheinlich erachtete, daß das Licht eine Trennung von chemisch verbundenen Stoffen hervorbringen könne, so erfand man eine ganz neue Art von Strahlen, denen man diese Wirkungen zuwies. Sie sollten mit den Licht- und Wärmestrahlen zugleich von der Sonne ausgehen, sich diesen sehr ähnlich in der Bewegung verhalten, und sowohl das Geschäft des Bleichens versehen, als die Bilder auf den Silberplatten hervorbringen. Man nennt sie seit langer Zeit chemische Strahlen. Das Licht dagegen erhielt, Dank dieser unbegründeten Hypothese, das alte Privilegium wieder, bloß für die Thierwelt da zu sein, und so war man glücklich wieder dahin gelangt, die Bestimmung jedes Lichtstrahles für verfehlt zu erachten, der das Ende seiner Bahn in einem Auge nicht gefunden hatte.

Indem ich an die Lösung meiner Aufgabe gehe, Sie über diese engherzigen Vorstellungen von der Natur des Lichtes hinwegzuführen, wende ich mich etwas näher an den Daguerre'schen Versuch. Er bildet den etwas engen Pfad, welchen wir zu durchwandern haben, der inzwischen zu der freiesten Aussicht leitet. Daguerre's Vorschrift für die Anfertigung der Bilder ist diese: Die reine Silberplatte setze man den Dämpfen des Jod aus, bis das Silber sich mit ihnen verbunden und eine gelbe Farbe angenommen hat. Auf die so vorbereitete Platte lasse man das Bild einer Linse während einer gewissen Zeit wirken, jedoch nicht so lange, daß das Jodsilber etwa schon geschwärzt werde. Entfernt man die Platte früher, so sieht man also keine Spur einer Lichtwirkung darauf. Allein sie hat stattgefunden; denn bringt man die Silberplatte nunmehr in die Dämpfe von erwärmtem Quecksilber, so entsteht das Bild in der ihm eigenthümlichen Feinheit. Der Quecksilberdampf wird an den Stellen, welche das Licht traf, niedergeschlagen, das so gewonnene Quecksilber haftet und macht die hellen Partien des Bildes weiß. Den letzten Theil dieser Procedur, das Niederschlagen des Quecksilberdampfes, halte ich für eine der schönsten Entdeckungen dieses Jahrhunderts, dem sonst die neuen Thatsachen gerade nicht karg zugemessen worden sind. Also, wenn Jodsilber an irgend einer Stelle den Einfluß des Lichtes erfahren hat, so ist diese Stelle so verändert, daß sie einen Dampf zwingt, die Gasgestalt aufzugeben und als flüssiger Körper an ihr zu haften! Das ist mehr und etwas ganz Anderes, als man nach allen bisher bekannten Thatsachen vom Licht hätte erwarten können; es ist zugleich etwas so Eigenthümliches, daß von einem näheren Eingehen in diesen Vorgang weder jetzt noch sobald die Rede sein dürfte. Ich werde es daher nicht versuchen, sondern bei den Thatsachen bleiben.

Wenn man die Daguerre'sche Entdeckung auf

die Art ausspricht, wie es so eben geschehen ist, so fühlt man neben ihrer Merkwürdigkeit das Beschränkte schon in den Worten. Wird etwa die eigenthümliche Wirkung des Lichtes auf Jodsilber allein sich beschränken? Hierauf haben wir die Versuche die befriedigende Antwort ertheilt, daß alle untersuchten Körper vom Licht dieselbe Wirkung erfahren. Sie schlagen sämmtlich nachgehends den Quecksilberdampf nieder; das Jodsilber, welches Daguerre anwendet, zeichnet sich bloß durch größere Empfindlichkeit aus. Es wird ungleich schneller vom Licht afficirt, als die meisten der übrigen Körper, aber nicht anders als sie. Fragen muß man weiter: ist etwa der Dampf des Quecksilbers der einzige, welcher niedergeschlagen wird? Auch hierauf war die Antwort nicht minder befriedigend. Alle Dämpfe haben diese Eigenschaft, verdichtet zu werden, vorausgesetzt nur, daß die Lichtwirkung hinreichend lange gedauert habe.

Mit diesen so erweiterten Thatsachen tritt das Licht nunmehr in die Reihe der allgemein wirkenden physikalischen Kräfte, und ist berechtigt, einen hohen Rang unter ihnen zu fordern. Denn in der Oekonomie der Körperwelt gibt es kaum einen Proceß von größerer Bedeutung als denjenigen, durch welchen der Aggregatzustand einer Substanz, d. h. ihr Erscheinen in der Form des Festen, Flüssigen oder Dampfförmigen bedingt wird. Die Wärme hatte bis jetzt allein das Geschäft, diesen Aggregatzustand zu ändern. Wenn das Wasser sich fest als Eis, oder gasförmig als Wasserdampf oder endlich sich in seiner gewöhnlichen Form zeigte, so appellirte man an die Wärme, den Grund dafür anzugeben. Man sagte, wenn Wasser verdampft, so geschähe das durch ein Hinzutreten von Wärme, und wenn der Dampf wieder zurück in die Form von Nebel tritt, so geschähe das durch ein Entziehen von Wärme. Dieses in der Natur immense Geschäft der Verwandlung des Wassers in Dampf, und umgekehrt, fiel allein ausschließlich der Wärme zu, und machte sie zu einer der wichtigsten, einflußreichsten Kräfte.

Allein diese Ansicht ist in ihrer Ausschließlichkeit nicht ferner richtig; das Licht vermag ebenfalls den Aggregatzustand zu ändern. Nehmen Sie an, man hätte eine jodirte Silberplatte, wie sie aus der *camera obscura* kömmt. Sie trägt ein Bild, obgleich nicht das Mindeste davon auf ihr zu sehen ist. Bringen Sie diese Platte in einen Raum, der Quecksilber in Dampfform enthalte, so wird dieser Dampf an einzelnen Stellen der Platte reducirt, er kann daselbst die Form des Dampfes nicht länger behalten. Es entsteht an dieser Stelle ein Nebel von Quecksilber, welcher haftet und das Bild erzeugt. Somit ist hier durch eine Lichtwirkung, und durch sie allein, der Aggregatzustand eines Dampfes geändert, und man kann also nicht behaupten, daß eine solche Aenderung nur der Wärme zustehe. Ich habe bereits gesagt, daß der Dampf des Quecksilbers nicht der einzige sei, welcher nach einer stattgefundenen Lichtwirkung niedergeschlagen werde; daß dasselbe unter Umständen für alle Dämpfe gelte. Ja auch der Uebergang flüssiger Körper in die feste Form kann durch Lichtwirkungen bedingt werden, obgleich darüber bis jetzt nur wenige Versuche gemacht worden sind.

Wenn man das Vorangehende erwägt, so hat also das Licht auf dieser Erde noch einen andern Zweck, als bloß für das Sehen zu dienen, und ein leuchtender Strahl hat ihn nicht verfehlt, auch wenn er das Ende seiner Bahn in einem Auge nicht gefunden.

Aber nun von diesem Auge zu sprechen, ist es denn wahrscheinlich, daß das Licht zweierlei Wirkungen haben sollte, die eine auf alle Körper, die andere bloß auf das Auge? Newton hat für die Untersuchung der Natur drei Regeln aufgestellt, von denen die erstere vorschreibt, der Ursachen nicht mehr anzunehmen, als die Erscheinungen nothwendig machten. Denn die Natur, setzt er erläuternd hinzu, treibt mit den Ursachen keinen Luxus. Sollte sie jedoch, kann man fragen, mit den Wirkungen einen Luxus treiben? Das Auge setzt sich aus klaren, durchsichtigen Theilen zusammen, die größtentheils kugelförmig gekrümmt sind, und die Lichtstrahlen brechen, wie unsere Glaslinsen. Die Strahlen, die von einem Punct der Außenwelt das Auge treffen und auseinander fahren, werden von diesem optischen Theil des Organs wiederum zu einem Punct vereinigt, und da dasselbe für alle Puncte des äußeren Gegenstandes geschieht, so entsteht ein Bild desselben im Innern des Auges. Von der andern Seite dringt aus dem Gehirn ein starker Nerve, verbreitet sich flächenförmig im Auge, nimmt das Bild auf, und leitet es dahin, wo es wahrgenommen wird. Zwei Wissenschaften theilten sich bis jetzt in die Untersuchung des Sehprocesses: die Physik und die Physiologie. Der Physik fiel natürlich der durchsichtige Theil des Organs zu; denn hier liegen ähnliche Aufgaben vor, wie bei den gewöhnlichen Glaslinsen. Auch nahm die Physik ihre Aufgabe gerade so, als wenn es sich dabei um einen optischen Apparat handelte, dessen Vollendung, im üblichen Sinne des Worts, nach-

zuweisen wäre. Natürlich: wir schleifen Linsen, setzen Instrumente zusammen, wo uns Alles auf die Deutlichkeit und Schärfe der Bilder ankömmt; wir erreichen diesen Zweck mehr oder minder. Im Auge hat nun aber die Natur einen optischen Apparat gebildet. Dieser wird also wahrscheinlich die Vollkommenheit besitzen, die wir anstreben und nur annäherungsweise erreichen. Die Untersuchung der Physiker ist meistens nach dieser Seite gerichtet gewesen, und beinahe vollständig gescheitert. Das Auge ist kein vollkommenes Instrument, in dem Sinne nicht, in welchem wir die Güte eines Fernrohres oder einer *camera obscura* beurtheilen; es ist nicht einmal achromatisch. Es ist nicht vollkommen, und eine Vollkommenheit dieser Art hätte auch gar keinen Werth. Das Bild im Auge hat nicht die Bestimmung, absolut scharf zu sein; es soll vielmehr ins Bewußtsein treten, d. h. es muß durch Nervenfäden mit dem Gehirn in Verbindung treten. Diese Fäden können sehr dünn sein, so dünn als man will, nur nicht unendlich dünn; und das müßten sie doch, wenn wir die einzelnen, mathematischen Puncte eines Bildes sollten percipiren können. Je klarer man dies einsieht, um so mehr muß die physikalische Betrachtung des Auges, in der Art, wie sie bis dahin geführt worden, an Interesse verlieren. Lassen sie uns nun sehen, wie die Physiologie ihren Theil der Aufgabe behandelt hat.

Eine ganz eigenthümliche Betrachtungsweise, glaubte man, hebe überall da an, wo Nervensubstanz ins Spiel komme; denn in der Nervensubstanz sieht man das Specifische, Charakteristische des Lebens. Sowie daher das Bild der Außenwelt auf die flächenförmige Ausbreitung des Nerven angelangt war, nahm man an, daß das Weitere, das Hinübertragen des Bildes ins Bewußtsein, ein Act der Lebensthätigkeit sei, und in der Sphäre der unbelebten Körper keine Analogie fände. Das Auge schien vor allen übrigen Sinneswerkzeugen das Walten freier Lebensthätigkeit zu postuliren, denn es ist vorzugsweise vor allen übrigen Organen weit entfernt, mit seinen Aussagen sich immer strenge dem gegebenen Aeußerlichen anzuschließen. Es gibt vielmehr subjective Gesichtserscheinungen, durch welche das Auge uns Phänomene einredet, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden sind. Im gesunden Zustand seiner Thätigkeit verändert es die vorhandenen Farben, läßt ganz neue hervortreten, zu denen der äußere Grund fehlt, läßt sie hinter einander auftreten, oder abklingen, wie man das nennt. Künstler und Dichter, Leonardo da Vinci und Goethe, haben diese Erscheinungen vielfach untersucht und mit Vorliebe einen Gegenstand behandelt, der, wie es schien, von den strengen Regeln der unbelebten Natur sich befreiete. Unter diesen Umständen blieb für die Physiologie hier nichts zu thun, als die Erscheinungen zu beobachten, und wo es sich um deren Erklärung handelte, die Lebensthätigkeit vorzuschützen, — jenes weite, bequeme Hilfsmittel, welches die Aufgaben nicht löst, sondern nur fortschiebt. Zum Glück fangen die berühmten Physiologen unserer Zeit an eines solchen Hilfsmittels satt zu werden und treten dem Organismus näher heran als mit unbestimmten Begriffen von Lebenskraft und Lebensthätigkeit, wie sie in frühern Zeiten gebraucht wurden. Sie werden in ihrem ernsten Bestreben durch die Betrachtung des Auges bedeutend gefördert werden, denn hier wird es sich zeigen, daß eine Kraft wie das Licht auf den Nerven nicht anders wirke, als auf die übrigen Körper, daß hier also die Nervensubstanz den Gesetzen aller Materie unterworfen sei, und daß selbst diejenigen Erscheinungen, welche aus einer freien, schöpferischen Thätigkeit der Lebenskraft hervorzugehen scheinen, keine andere sind, als welche das Licht auf den übrigen Substanzen, auf einer jodirten Silberplatte z. B., in derselben Art hervorbringt.

Ich setze voraus, die Einerleiheit zweier Processe wie derjenige, durch welchen wir sehen und der andere, durch welchen Bilder auf Silberplatten erzeugt werden, sei der Art, um etwas länger dabei verweilen zu dürfen.

Wenn das Licht auf alle Körper wirkt, so ist dies nur so zu verstehen, daß sich die Wirkung auf die äußerste Oberfläche bis zu einer sehr geringen Tiefe erstrecke. Es ist wichtig, dies bei der vorliegenden Frage wohl im Auge zu behalten, damit man nicht in den Fall zu kommen befürchte, der Nervensubstanz eine zu tiefgehende Veränderung zuschreiben zu müssen. Die Schicht von Jodsilber z. B., welche wir zu Daguerre'schen Bildern verwenden, schätzt man noch nicht ein Milliontheil einer Linie dick, und doch wird diese geringe Schicht selbst von einer anhaltenden Sonnenwirkung nicht ganz durchdrungen. Sie wird vielmehr nur oberflächlich geschwärzt und hat darunter noch immer unverändertes, für Licht empfindliches Jodsilber. Folglich ist der gewöhnliche Einfluß des Lichtes auf die Oberfläche beschränkt, und die materiellen Veränderungen, die er hervorbringt, erstrecken sich nicht tief, — hierin, beiläufig gesagt, von der Wirkung der Wärme so sehr unterschieden.

Auf welche Weise das Licht die Theilchen eines Körpers an seiner Oberfläche verändere,

weiß man nicht, wie ich schon sagte, und man erfährt es vielleicht niemals. Genug, diese Veränderung gibt sich kund, wenn man Dämpfe auf den Körper wirken läßt, und es gibt noch andere Mittel der Erkennung, obgleich diese uns hier nicht interessiren. Wollte man es nun in Abrede stellen, daß die Nervensubstanz dieselbe Veränderung durch das Licht erfahre — wozu keine mir bekannte Thatsache auch nur den geringsten Grund liefern würde —, dann bliebe wegen des Sehens kein anderer Ausweg, als daß das Auge jene hunderte Billionen von Schwingungen zähle, welche das Licht nach wohlbegründeten physikalischen Sätzen in einer Secunde macht. Zwischen zweien solcher Theorien, dem Empfinden materieller Veränderungen auf dem Nerven und dem Zählen dieser Billionen von Schwingungen, wird man, wie ich denke, nicht lange zögern.

Es gibt einen Umstand beim Vorgang des Sehens, der für sich allein schon entschieden auf materielle Aenderungen hinweiset, und dieser ist, daß die **Zeit** dabei eine Rolle spielt. Feinere Versuche lehren, daß wir nicht in demselben Augenblicke sehen, in welchem die Lichtstrahlen das Auge treffen, daß es vielmehr dazu einer gewissen, wenn auch sehr kleinen Zeit bedarf. Ebenso wenig verschwinden die einmal wahrgenommenen Objecte in dem Moment, wo sie unserm Blick entzogen werden. Das Auge behält immer Nachbilder der Gegenstände zurück, welche, wenn bei starker Beleuchtung und etwas anhaltend gesehen wird, überaus störend werden können, und ihre Dauer auf Minuten, Stunden und unter Umständen sogar auf länger ausdehnen. Dann, muß man sagen, ist die Veränderung der Nervensubstanz zu beträchtlich gewesen, und sie bedarf einer langen Ruhe, um den normalen Zustand ihrer Erregbarkeit wieder zu erreichen. Das ist der Grund, weßhalb das Auge so schwer auf einen Gegenstand zu fixiren ist, viel schwerer als man gewöhnlich glaubt. Der starke Muskelapparat, der es in Bewegung setzt, ist größtentheils unserer Willkür unterworfen, und doch reicht der entschiedenste Wille nicht hin, es eine halbe oder ganze Minute fest und unverändert in seiner Stellung zu erhalten. Sein normaler Zustand ist der beständiger Bewegung.

Alles dieses würde schlecht mit der Ansicht zusammenstimmen, daß beim Sehen bloß Schwingungen wahrgenommen und gezählt werden, ist aber in gutem Einklang mit dem, was nach der Ansicht zu erwarten ist, die ich Ihnen mitgetheilt habe. Materielle Veränderungen werden bei fortgesetzter Wirkung immer bedeutender und bedeutender; das Auge ist in beständiger Unruhe, sich ihnen zu entziehen. Bei allen materiellen Einwirkungen spielt die Zeit eine Rolle; dies Element ist beim Sehen vorhanden und ist dort nur sehr verringert. Es ist wahr, die Nervensubstanz im Auge wird rasch vom Licht afficirt, rascher vielleicht als die übrigen Substanzen, mit welchen wir Versuche angestellt haben. Wir können dies zugeben, ohne daß es erlaubt wäre, daraus auf einen specifischen Unterschied zu schließen. Unterschiede der Empfindlichkeit sind es, womit uns die Natur bei allen Kräften hinlänglich vertraut gemacht hat; wir legen eine besondere Wichtigkeit niemals darauf. Um nur bei dem Licht selbst stehen zu bleiben, so ist das reine Silber, wie jeder andere Körper, für dessen Wirkung empfänglich, aber außerordentlich weniger empfindlich als das Jodsilber, welches Daguerre anwendet. Daguerre hatte uns die Eigenschaften seiner Substanz kaum mitgetheilt, als das Bestreben, lebende, bewegliche Dinge abzubilden, dahin führte, das Jodsilber durch Hinzufügen von Chlor und Brom noch viel empfindlicher zu machen, so daß man jetzt mit Secunden da ausreicht, wo Daguerre der Minuten bedurfte, und wo man mit reinem Silber Tage nöthig hätte. Es ist kein Grund abzusehen, warum man hierin nicht weiter vorschreiten sollte; denn die ganze Sphäre ist noch sehr jugendlich. Allein es bedarf nicht mehr viel, und wir wären mit unsern gehörig zubereiteten Silberplatten der Nervensubstanz an Empfindlichkeit sehr nahe. Und um endlich das wahre Sachverhältniß anzugeben: es läßt sich schon jetzt nicht behaupten, daß wir mit den Silberplatten hinter der Erregbarkeit der Nervenhaut zurückstünden. Wir vergleichen die kurze Zeit, welche das Auge braucht, einen Gegenstand wahrzunehmen mit der längern, deren die jodirte Silberplatte bedarf, ein Daguerre'sches Bild zu liefern. Ist dieser Vergleich billig und erlaubt? Ich denke nicht, denn wir messen mit verschiedenem Maße und der Nachtheil ist gänzlich auf Seiten der jodirten Platte. Wir verlangen von ihr, sie soll Quecksilberdampf niederschlagen, viel Quecksilberdampf; denn wir wollen möglichst starke und weiße Bilder haben. Das Bild ist aber auf der Platte, ehe es viel Quecksilberdampf niederschlägt, ja es ist auf der Platte, ehe auch nur ein Atom davon reducirt wird. Man kann beweisen, daß schon in dem funfzigsten Theil der Zeit, welche wir für nöthig halten, das Bild in aller Ausführlichkeit dem Jodsilber eingeprägt ist, nur noch nicht für den Quecksilberdampf. Bei dem Sehen dagegen ist das Auge mit den ersten Graden der

Lichtwirkung so vollkommen zufrieden, daß es sich den späteren mit aller Macht entzieht. Man vergleiche also in beiden Vorgängen erst gleiche Stufen der Wirkung und dann wird es sich zeigen, daß die Substanz des Nerven nicht so viel leichter erregbar sei, als unser Jodsilber.

Ich kehre nunmehr auf den eigentlich physikalischen Boden zurück, der einen Augenblick verlassen werden mußte, um die Nervenmaterie in gleiche Reihe mit allen übrigen zu stellen, und den um so allgemeineren Satz aussprechen zu können, daß das Licht auf alle Körper wirke, und auf alle in derselben Art. Es ist ein Satz von Inhalt; denn er verlangt, daß wir mit der alten Ansicht vom Licht brechen. Licht hieß bis jetzt das Agens, welches auf das Auge wirkt; *Licht muß nunmehr dasjenige Agens heißen, welches auf die Körper jene Wirkung ausübt, die ich beschrieben habe, und welche durch die Dämpfe z. B. kundgegeben wird.* Das Privilegium, welches das Auge am Licht besaß, ist hiernach aufzuheben.

Zwei und ein halbes Jahrhundert sind es her, daß ein ähnliches Privilegium an der Wärme zurückgenommen werden mußte. Das Gemeingefühl besaß damals dieses Privilegium. Eine bestimmte Empfindung wurde Wärme genannt, eine andere Kälte. Da entdeckte man eine allgemeine Wirkung, die Ausdehnung, welche jene Kraft auf alle Körper ausübt, und nun geschah, was in solchen Fällen geschehen muß, die allgemeine Wirkung wurde zum Charakteristischen, zur Definition der Kraft benutzt; den Organismus gab man in dieser Beziehung auf. Das Thermometer trat an die Stelle desselben, sowie ich nicht zweifle, daß nunmehr die jodirte Silberplatte an die Stelle des Auges treten werde. Man lernte nun, besser ausgerüstet, nach und nach Wärme kennen, welche gar nicht gefühlt werden kann; man lernte eine gebundene Wärme kennen, eine solche nämlich, welche unter gewissen Umständen gefühlt wird, unter anderen unfühlbar ist. Hätte man die Wärme von der Empfindung, welche sie in uns erregt, nicht emancipirt, wie hätten solche Entdeckungen erfolgen sollen?

Das Bestreben, die Kräfte der Natur aus der Sphäre des Belebten, Organischen zu entheben, ist übrigens kein müßiges, auch beruht es nicht auf einer unbestimmten Vorstellung von der verwickelteren Art, wie diese Kräfte dort wirken. Es ist möglich, deutlicher hierüber zu sprechen, und die Vorliebe, welche der Physik innewohnt, oder innewohnen sollte, die Untersuchung der Kräfte, soviel es angeht, den unorganischen Körpern anzuvertrauen, zu rechtfertigen. Unseren Empfindungen liegen gewisse Gesetze zu Grunde, welche jede physikalische Untersuchung trüben; ich werde eines derselben anführen. Wir empfinden nicht den absoluten Grad der Einwirkung, welche die Außenwelt auf uns übt, sondern nur den relativen, und zwar wird der jedesmalige Sinneseindruck nach gleichzeitigen oder vorhergegangenen derselben Art beurtheilt. Auf uns macht des Abends ein Kerzenlicht einen starken Eindruck, das wir bei Tage kaum erkennen würden, oder welches wir nur schwach empfinden, wenn wir aus einem erhellteren Raume treten. Die Größe der Gegenstände, ja ihre Farbe, sind zu einem beträchtlichen Grade diesem Gesetze unterworfen. Es ist, wie man bei einiger Ueberlegung einsieht, ein schönes Gesetz, darauf berechnet, uns mit der Welt zu versöhnen, in die wir jedesmal versetzt sind. Aber von unseren physikalischen Instrumenten müssen wir verlangen, daß sie in ihren Aussagen sich einer absoluteren Ausdrucksweise bedienen, und solche relative Rücksichten nicht nehmen. Im vorigen Jahrhundert gieng der berühmte Bouguer nach der heißen Zone, und schildert die Kälte, die er dort bei irgend einer Gelegenheit empfunden. In diesem Jahrhundert erzählt uns der Capitain Parry von der Hitze, die er im hohen Norden, im Freien, habe erdulden müssen, so daß er genöthigt gewesen sei, einen Theil seiner Bekleidung abzulegen. Wenn Bouguer in der heißen Zone nicht gefroren, und Parry in den Polargegenden vor Hitze nicht gelitten haben würde, so hätten sie, und das Menschengeschlecht im Allgemeinen, von so weiten Reisen höchst wahrscheinlich abstehen müssen. Allein mit der physikalischen Kenntniß über die Wärmeverhältnisse auf der Erde sähe es traurig aus, wenn nicht ein Thermometer solche Reisende begleitet hätte. Nur einem so unbestechlichen Gewährsmann kann man es glauben, daß Bouguer fror bei 17 Grad Reaumur'scher Wärme, und Parry Kleider ablegte bei 10 Grad Kälte!

Wir bedürfen eines ebenso sicheren Gewährsmannes für das Licht, als die Wärme ihn im Thermometer seit so langer Zeit gefunden hat. Ich habe gefunden, daß es *dunkles* oder *unsichtbares Licht* gebe; eine kräftige Lichtstrahlung da, wo für das *Auge* nur vollkommene Finsterniß ist. Also müssen wir bei unseren Untersuchungen uns von diesem Auge unabhängig machen, mit dessen Angaben die Finsterniß so wenig erhellt würde, daß man vielmehr sagen muß, es ist das Auge, durch welches dieser

Zustand von Finsterniß recht eigentlich der Natur angedichtet wird. Ich bin hiermit bei demjenigen Punct angelangt, auf den ich Ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich lenken möchte; ich werde ihn daher mit der nöthigen Ausführlichkeit behandeln.

Erinnern wir uns der Wirkung, welche das Licht auf die Körper ausübt, und welche darin besteht, daß Dämpfe sich hernach an den afficirten Stellen niederschlagen und haften. Keine uns bekannte Kraft hat diese Wirkung, mindestens keine in dieser Art. Alle übrigen Kräfte haben schon das eigenthümlich, daß, wenn sie an einer Stelle eines Körpers erregt worden, sie sich nach allen Richtungen in demselben, und jedenfalls längs seiner Oberfläche verbreiten. Das ist nicht der Charakter der Lichtwirkung; sie zeigt keine Spur einer solchen Verbreitung, auch bei der anhaltendsten Dauer nicht. Wie wäre sonst auch die Schärfe der Daguerre'schen Bilder zu erklären? Wenn es also Licht ist, welches einen Effect hervorgebracht, so kann man darüber nicht in Zweifel sein, aus dem einfachen Grunde, weil keine andere Kraft in der Natur diesen so sehr bestimmten Effect hervorzubringen vermöchte. Das Licht der Sonne besteht aus den sieben Regenbogenfarben; jede von ihnen hat auf die Körper dieselbe Wirkung. Diese Farben unterscheiden sich nur durch die Zeit, welche sie brauchen, um die Wirkung bis zu einem gewissen Grade zu steigern. Sonst sind sie gleich, und daher geben auch diese verschiedenen Modificationen des Lichtes sich auf eine und dieselbe Weise kund, auf eine Weise, die nicht verkannt werden kann.

Dies vorausgesetzt, wollen wir uns denken, daß man eine polirte Oberfläche, am besten eine metallische, einem Körper nahe bringe, beide einige Zeit in dieser Nähe erhalte, und alles sichtbare Licht ausschließe. Wenn man die Platte jetzt entfernt, so zeigt sie nichts; allein in Dämpfe gebracht, zeigt sie das Abbild des Körpers, der sich in ihrer Nähe befunden hat. Dieser Körper hat folglich ganz so gewirkt, als wenn Licht von ihm ausstrahlte, und Licht muß von ihm ausgehen, denn nur dieses bringt Wirkungen solcher Art hervor. Das Licht kann jedoch dem Körper nur eigenthümlich sein, weil das fremde erborgte Licht, durch welches wir sehen, gänzlich ausgeschlossen worden ist. Ich habe diese Versuche in finstern Zimmern, in der Nacht, sogar ohne Kerzenlicht, angestellt, unter Umständen demnach, wo kein anderweitiges Licht auf die Körper fiel, und auch keines das Abbilden derselben hätte hervorbringen können. Seit jener Zeit habe ich die Eigenschaften, oder wenn man so sagen darf, die Farbe dieses unsichtbaren Lichtes bestimmt (Farbe in einem physikalischen Sinn genommen), und gefunden, daß das unsichtbare Licht vom sichtbaren sich so unterscheidet, wie die violette Farbe von der rothen. Es unterscheidet sich, und daraus folgt also, daß wenn nach allen getroffenen Vorkehrungen doch noch gewöhnliches Licht in die Räume gedrungen wäre, in welchen die Versuche angestellt wurden, dieses Licht das Abbilden der Körper nicht zu erklären vermöchte.

Ich werde Einiges diesem Fundamentalversuch hinzufügen.

Was die Oberfläche anbetrifft, auf welcher das Bild sich zeigen soll, so versteht es sich von selbst, daß sie rein und möglichst polirt sein muß; sonst ist man in der Wahl derselben wenig beschränkt. Es scheint z. B. ganz gleichgültig, aus welchem Metall die Platte bestehe. Anderen Substanzen gibt man so leicht nicht die nöthige Politur, die Abbildungen fallen daher in der Regel bei ihnen nicht besonders scharf aus; aber die Wirkung findet stets auf ihnen statt. Ich habe auf Glas, Porzellan, auf Glimmer, Harzen, selbst auf flüssigem Quecksilber, Körper in der Finsterniß sich abbilden lassen. Sonach wird Niemand daran zweifeln, daß die Oberfläche jeder Substanz dazu geeignet sei.

Was die abzubildenden Körper betrifft, so sind die verschiedenartigsten untersucht worden, keiner ohne Erfolg. Ob die Körper im Tageslicht diese oder jene Farbe haben, ob sie weiß oder schwarz erscheinen, das ist für die Versuche im Finstern von keiner Erheblichkeit. Die dunkelsten Körper — und hierzu gehören schwarzer Sammet und Lampenruß — senden so gut eigenthümliches Licht aus und bilden sich durch dasselbe ab, als die übrigen, ja, wie ich gefunden habe, häufig noch besser.

Also von der einen Seite alle Körper, welche unsichtbares Licht aussenden, von der anderen keine Substanz, deren Oberfläche davon nicht afficirt würde, und man gelangt zu dem interessanten Satz, daß in der Natur jeder Körper auf jedem sich abbilde, versteht sich mit hinlänglicher Schärfe und Deutlichkeit nur dann, wenn sie beide einander genähert sind, und die Strahlen nicht zu weit aus einander fahren. Der Act des Sehens, d. h. der objective Theil desselben, ist also der allgemeine Fall in der Natur, der in der Körperwelt überall vorkommt. Dieser Act individualisirt sich bei den lebenden Wesen

dahin, daß vermittelst eines brechenden Apparats die scharfe Abbildung selbst eines sehr entfernten Gegenstandes möglich wird. Dafür ist aber bei denselben Wesen, und mindestens gewiß bei uns Menschen, die Wahrnehmung des selbstä Lichtes der Körper verhindert, und wir erk sie, die doch ihr eigenthümliches Licht be nur in einer fremden Beleuchtung.

II. Chemie.

8. Einleitendes.

(*Justus Liebig*, Chemische Briefe [1844] S. 6–16.)

Wie ein Samenkorn von einer reifen Frucht trennte sich vor sechzig Jahren die Chemie als selbständige Wissenschaft von der Physik; mit Cavendish, Priestley fängt ihre neue Zeitrechnung an. Die Medicin, die Pharmacie, die Technik hatten den Boden vorbereitet, auf welchem das Samenkorn sich entwickeln, auf welchem es gedeihen sollte.

Die Grundlage ist, wie man weiß, eine dem Anschein nach sehr einfache Ansicht über die Verbrennung. Wir wissen jetzt, was sich daraus entwickelt, welche Wohlthaten, welchen Segen sie verbreitet hat. Seit der Entdeckung des S a u e r s t o f f s hat die civilisirte Welt eine Umwälzung in Sitten und Gewohnheiten erfahren. Die Kenntniß der Zusammensetzung der Atmosphäre, der festen Erdrinde, des Wassers, ihr Einfluß auf das Leben der Pflanzen und Thiere, knüpften sich an diese Entdeckung. Der vortheilhafte Betrieb zahlloser Fabriken und Gewerbe, die Gewinnung von Metallen steht damit in der engsten Verbindung. Man kann sagen, daß der materielle Wohlstand der Staaten um das Mehrfache dadurch seit dieser Zeit erhöht worden ist, daß das Vermögen eines jeden Einzelnen damit zugenommen hat.

Eine jede einzelne Entdeckung in der Chemie hat ähnliche Wirkungen in ihrem Gefolge, eine jede Anwendung ihrer Gesetze ist fähig, nach irgend einer Richtung hin dem Staate Nutzen zu bringen, seine Kraft, seine Wohlfahrt zu erhöhen.

In vielen Beziehungen besitzt die Chemie Aehnlichkeit mit der Mathematik; sowie diese letztere uns lehrt, Felder zu vermessen, Häuser zu bauen, Lasten zu heben, ist sie, wie die Rechenkunst ein Instrument, dessen geschickte Handhabung augenfälligen Nutzen bringt. Auf der andern Seite befähigt die Mathematik den Menschen, richtige Vernunftschlüsse nach bestimmten Regeln zu ziehen; sie lehrt ihn eine eigenthümliche Sprache kennen, die ihm erlaubt, eine Reihe von rungen auf eine außerordentlich einfache Linien und Zeichen auszudrücken, die Jede ständlich sind, der diese Sprache kennt; sie ihn durch gewisse Operationen, die mit Linien und Zeichen vorgenommen werden, heiten aufzufinden; sie lehrt ihn, klare E in vorher dunkle und unbekannte Verhältni gewinnen.

Der Mechaniker, der Physiker, der Ast benutzen die Mathematik wie ein völlig behrliches Instrument, welches ihnen als dient, um gewisse Zwecke zu erreichen; si sen in seiner Handhabung, in seinem Geb so geübt sein, daß ihre Anwendung zu ein chanischen Fertigkeit wird, die nur ihr Ge niß in Anspruch nimmt; aber das Instr macht ja das Werk nicht, sondern der m liche Geist. Sie werden zugeben, daß ihne Urtheil, ohne Scharfsinn und Beobachtun alle mathematischen Kenntnisse nutzlos sin

Sie können sich einen Menschen denke begünstigt durch ein großes Gedächtniß, s allen Lehrsätzen der Mathematik aufs vo menste vertraut gemacht hat, der es zu großen Fertigkeit gebracht hat, mit diese strumente umzugehen, ohne daß er im Sta sich selbst eine Aufgabe zu geben. We ihm die Aufgabe, wenn Sie ihm die Beding zur Lösung einer Frage geben, so gelingt e durch die Vornahme der ihm geläufigen tionen zu einer Antwort zu gelangen, ausge in einer Formel, in gewissen Zeichen, dere ihm durchaus unverständlich ist, weil zur theilung der Wahrheit dieser Formel ihm andere Bedingungen fehlen. Dies ist ein Rechner; sobald er aber die Fähigkeit u Talent besitzt, sich selbst eine Frage zu und die Wahrheit seiner Rechnung zu prüf wird er zum Naturforscher; denn wo sonst

die Aufgabe hergenommen sein, wenn nicht aus der Natur oder aus dem Leben?

Sie nennen ihn Mechaniker, oder Astronom, oder mathematischen Physiker, wenn er, von der Beobachtung ausgehend, den Zusammenhang gewisser Erscheinungen zu ermitteln, wenn er die Ursachen aufzufinden weiß, durch die sie hervorgebracht werden, wenn er die Resultate seiner Forschung nicht nur in einer Formel, in der Sprache des Mathematikers auszudrücken vermag, sondern wenn er überdies noch die Fähigkeit besitzt, eine Anwendung davon zu machen; wenn er die Formel also in einer Erscheinung wiedergeben und hierdurch ihre Wahrheit prüfen kann.

Der Astronom, der Physiker, der Mechaniker bedarf demnach zu der Mathematik, die er als Instrument gebraucht, noch der Kunst, Beobachtungen zu machen, die Erscheinungen zu interpretiren: es gehört dazu die Fähigkeit, einen Vernunftschluß in einer Erscheinung, in einer Maschine, durch einen Apparat wiederzugeben, eine Reihe von Schlüssen durch Versuche zu beweisen.

Der Physiker stellt sich die Lösung einer Frage, er will die Bedingungen einer Erscheinung, die Ursachen ihres Wechsels erforschen, und er gelangt, wenn die Frage richtig gestellt und alle Factoren in Rechnung genommen sind, durch Hilfe mathematischer Operationen zu einem einfachen Ausdruck der unbekannten Größe oder des gesuchten Verhältnisses. Dieser Ausdruck erklärt, in Worte übersetzt, den Zusammenhang der beobachteten Erscheinungen, der von ihm angestellten Versuche; er ist wahr, wenn er ihm erlaubt, eine gewisse Reihe von andern Erscheinungen hervorzurufen, welche Folgerungen dieses Ausdrucks sind.

Sie sehen leicht ein, wie die Mathematik mit der Naturforschung zusammenhängt, daß neben der Mathematik ein hoher Grad von Einbildungskraft, Scharfsinn und Beobachtungsgabe dazu gehört, um nützliche Entdeckungen in der Physik, Astronomie oder Mechanik zu machen. Es ist ein ganz gemeiner Irrthum, daß man die Entdeckungen der Mathematik zuschreibt, es geht damit, wie in tausend Dingen, wo man den Effect mit der Ursache verwechselt. So schreibt man den Dampfmaschinen zu, was dem Feuer, den Steinkohlen, was dem menschlichen Geiste angehört. Zu Entdeckungen in der Mathematik gehört dieselbe Geisteskraft, derselbe Scharfsinn, das nämliche Denkvermögen wie für Lösung andrer schwieriger Probleme, in Beziehung auf ihre Anwendungen sind es Vervollkommnungen des Instruments, unzähliger nützlicher Anwendungen fähig, allein die Mathematik macht in der Wissenschaft der Naturforschung, von sich selbst ausgehend, keine Entdeckungen, sie verarbeitet stets nur das Gegebene, das durch die Sinne Beobachtete, den durch den Geist geschaffenen neuen Gedanken.

Der mathematischen Physik gegenüber steht die Experimentalphysik; diese ist es, welche Thatsachen entdeckt, untersucht und dem mathematischen Physiker vorbereitet. Die Aufgabe der Experimentalphysik ist, die Gesetze, die aufgefundenen Wahrheiten durch Erscheinungen auszudrücken, die mathematische Formel durch Versuche zu erläutern und den Sinnen anschaulich zu machen.

Die Chemie verfährt in der Beantwortung ihrer Fragen in derselben Weise, wie die Experimentalphysik. Sie lehrt die Mittel kennen, welche zur Kenntniß der mannigfaltigen Körper führen, woraus die feste Erdrinde besteht, welche Bestandtheile des thierischen und vegetabilischen Organismus bilden.

Wir studiren die Eigenschaften der Körper, die Veränderungen, die sie in Berührung mit andern erleiden. Alle Beobachtungen zusammengenommen bilden eine Sprache; jede Eigenschaft, jede Veränderung, die wir an den Körpern wahrnehmen, ist ein Wort in dieser Sprache.

Die Körper zeigen in ihrem Verhalten gewisse Beziehungen zu andern, sie sind ihnen ähnlich in der Form, in gewissen Eigenschaften, oder weichen darin von ihnen ab. Diese Abweichungen sind ebenso mannigfaltig, wie die Worte der reichsten Sprache; in ihrer Bedeutung, in ihren Beziehungen zu unsern Sinnen sind sie nicht minder verschieden.

Die Körper sind verschieden in ihrer Qualität; was ihre Eigenschaften uns sagen, ändert sich, je nachdem sie geordnet sind; wie in jeder andern, haben wir in der eigenthümlichen Sprache mit der die Körper zu uns reden, Artikel, Fälle, alle Beugungen der Haupt- und Zeitwörter, wir haben eine Menge Synonymen. Dieselben Quantitäten der nämlichen Elemente bringen je nach ihrer Stellung ein Gift, ein Arzneimittel, ein Nahrungsmittel, einen flüchtigen oder einen feuerbeständigen Körper hervor.

Wir kennen die Bedeutung ihrer Eigenschaften, der Worte nämlich, in denen die Natur zu uns spricht, und benutzen das Alphabet, um zu lesen.

Eine Mineralquelle in Savoyen heilt Kröpfe; ich stelle an sie gewisse Fragen, und alle Buchstaben zusammengestellt, sagt sie mir, daß sie Jod enthält.

Ein Mann ist nach dem Genusse einer Speise mit allen Zeichen der Vergiftung gestorben; die Sprache der Erscheinungen, welche dem Chemiker geläufig ist, sagt ihm, der Mann sei an Arsenik oder an Sublimat gestorben.

Der Chemiker bringt ein Mineral durch seine Fragen zum Sprechen; es antwortet ihm, daß es Schwefel, Eisen, Chrom, Kieselerde, Thonerde, oder irgend eins der Worte der chemischen Sprache der Erscheinungen, in gewisser Weise geordnet enthält. Dies ist die chemische Analyse.

Die Sprache der Erscheinungen leitet den Chemiker zu Combinationen, aus denen unzählige nützliche Anwendungen sich ergeben; sie führen ihn zu Verbesserungen in Fabriken und Gewerben, in der Bereitung von Arzneien, in der Metallurgie. Er hat den Ultramarin entziffert, es handelt sich jetzt darum, das Wort durch eine Erscheinung wiederzugeben, den Ultramarin mit allen seinen Eigenschaften wieder darzustellen. Dies ist die angewandte Chemie.

Kaum ist bis jetzt eine Anforderung der Gewerbe, der Industrie, der Physiologie durch die wissenschaftliche Chemie unbefriedigt geblieben. Eine jede Frage, scharf und bestimmt gestellt, ist bis jetzt gelöst worden; nur wenn der Fragende selbst nicht klar über den Gegenstand war, über den er Erläuterung begehrte, blieb er ohne Antwort.

Die letzte und höchste Aufgabe der Chemie ist die Erforschung der Ursachen der Naturerscheinungen, ihres Wechsels, sowie der Factoren, welche verschiedenartige Erscheinungen miteinander gemein haben; der Chemiker ermittelt die Gesetze, nach denen die Naturerscheinungen vor sich gehen, und er gelangt zuletzt, indem er alles durch die Sinne Wahrnehmbare und Erkannte zusammenfaßt, zu einem geistigen Ausdruck der Erscheinungen, zu einer Theorie.

Um aber in dem mit unbekannten Chiffern geschriebenen Buche lesen zu können, um es zu verstehen, um die Wahrheit einer Theorie klar einzusehen und die Erscheinungen, worauf sie gestützt, und die Kräfte, durch die sie hervorgebracht sind, unserm Willen unterthan zu machen, muß man nothwendig erst das Alphabet kennen lernen, man muß sich mit dem Gebrauch dieser Zeichen bekannt machen, man muß sich Uebung und Gewandtheit in ihrer Handhabung verschaffen, man muß die Regeln kennen lernen, welche den Combinationen zu Grunde liegen.

Aehnlich wie die höhere Mechanik, die Physik eine große Geübtheit in der mathematischen Analyse voraussetzt, muß der Chemiker als Naturforscher sich die vertrauteste Bekan
mit der chemischen Analyse erworbe
Alle seine Schlüsse, seine Resultate dr
durch Versuche, durch Erscheinungen au

Jeder Versuch ist ein Gedanke, der d
nen wahrnehmbar gemacht ist durch eine E
nung. Die Beweise für unsere Gedanken,
sere Schlüsse, sowie ihre Widerlegunge
Versuche, sind Interpretationen von wil
hervorgerufenen Erscheinungen.

Es war eine Zeit, wo die Chemie, ähnl
die Astronomie, die Physik und Mathemati
ter nichts als eine durch Erfahrung ausge
und in Regeln gebrachte Experimentirkun
seitdem man aber die Ursachen und Gesetz
die diesen Regeln zu Grunde liegen, hat
perimentirkunst ihre Bedeutung verloren.

Das mühsame, zeitraubende Erlernen vo
griffen und Methoden, von Vorsichtsmaßr
den chemischen Gewerben, in der Indust
Pharmacie, die sonderbaren Attribute de
mikers früherer Zeit, ihre Oefen und Gefäß
zu Curiositäten geworden; Alles dies erle
nicht mehr, sondern es versteht sich von
da man die Ursachen kennt, die sie noth
gemacht haben. Das Gelingen eines Ve
einer Operation hängt weit weniger von d
chanischen Geschicklichkeit, als von Ken
ab; das Mißglücken beruht auf der mang
Erkenntniß; das Entdecken auf Gewandt
Combiniren und auf dem Denkorgan.

In den Vorlesungen lehren wir das A
in den Laboratorien den Gebrauch dieser Z
der Schüler erwirbt sich darin Fertigkeit
sen der Sprache der Erscheinungen, e
die Regeln der Combinationen, sowie Ge
heit und die Gelegenheit, sie in Anwend
bringen.

Sobald sich die Buchstaben und Zeic
einer geistigen Sprache gestaltet haben,
liert und verwischt sich ihre Bedeutun
mehr. Mit ihrer Kenntniß ist er ausgerüs
unbekannte Länder zu erforschen, sich
zu belehren und Entdeckungen zu mach
ihre Zeichen gelten; sie ist das Mittel zu
ständniß der Sitten, der Gewohnheiten,
dürfnisse, die in diesen Gegenden herrsch
kann zwar auch ohne die Kenntniß dieser S
die Grenzen dieser Länder überschreiten,
er setzt sich zahllosen Mißverständnissen u
thümern aus. Er fordert Brod, und man g
einen Stein.

Die Medicin, die Physiologie, di
logie, die Experimental-Physik,

:kannten Länder, deren Gesetze, deren gen und Regierungsformen er kennen . Ohne die Sprache der Erscheinungen zu kennen, ohne die Kunst, sie zu interpretiren, bleibt ihm nichts darin zu entdecken übrig, als die Kenntniß der Formen und äußern Beschaffenheiten.

---

9. Chemische Kräfte, Verwandtschaften, Verbindungen.

(Dasselbe Buch, S. 33—42.)

ne klare Anschauung der wunderbaren und Regelmäßigkeit zu haben, in wel- Körper Verbindungen eingehen, muß daran erinnern, was der Chemiker mit g oder Zersetzung bezeichnet. Das Ro- Eisens, das Bleichen der Farben an der Ausbringung der Metalle aus ihren Er- Darstellung von zahllosen Gegenständen els und der Gewerbe, von Arzneien, neuen Formen oder Erscheinungen, wel- beim Zusammenbringen verschiedenarti- er den Sinnen darbieten, sie beruhen ehr wenige Ausnahmen auf einer Ver- der Zersetzung. Die letzten Ursachen Formen und Erscheinungen sind die n Kräfte, von allen andern dadurch un- n, daß wir ihre Existenz in ihren Aeuße- r bei unmittelbarer Berührung der Kör- ehmen; in einer jeden meßbaren Ent- ußern sie keine Art von Wirkung. Diese Erscheinungen begrenzen das Gebiet ie; die Schwere, die elektrische, die ne Kraft, die Wärme haben Einfluß auf schen Vorgänge; allein als Kräfte, die n wirken, Bewegungen, Ortsverände- überhaupt Naturerscheinungen bedingen, Ermittelung ihrer Natur und ihrer Ge- engeren Sinne der Physik an.

isen rostet an der Luft, Schwefel und er werden zu Zinnober; es ist die che- raft, die zwischen den Theilchen des d einem Bestandtheil der Luft, die zwi- Theilchen des Schwefels und Eisens durch welche der Wechsel ihrer Eigen- bewirkt wurde; sie ist die Ursache der ng eines Körpers mit neuen veränder- schaften, einer chemischen Verbin-

Zinnober, den wir mit Eisen erhitzen, wir wieder Quecksilber; aus Eisenrost, mit Kohle glühen, erhalten wir wieder nes Eisen; wir zersetzen den Zinnober sen, den Eisenrost durch Kohle; die Ursache ist immer die chemische Kraft, der Erfolg beruht stets auf der Bildung einer Verbindung; das Eisen, welches das Quecksilber ausschied, verbindet sich mit dem Schwefel, wir hatten Schwefelquecksilber und bekommen Schwefeleisen, die Kohle, welche aus dem Eisenrost metallisches Eisen wieder hervorgehen macht, sie geht mit dem Bestandtheil der Luft, den das Eisen beim Rosten aufgenommen hatte, eine Verbindung ein. Die unendlich große Anzahl von chemischen Zersetzungen zusammengesetzter Körper, die Ausscheidung von einem ihrer Bestandtheile, sie beruht stets darauf, daß ein neu hinzukommender Körper mit den übrigen Bestandtheilen eine Verbindung eingeht. Es ist einleuchtend, daß diese Körper unter den gegebenen Bedingungen keine Art von Wechsel in ihren Eigenschaften erfahren könnten, wäre zwischen ihren Theilchen nicht die Ursache thätig, die wir als chemische Kraft bezeichnen. Ganz dem gewöhnlichen Sprachgebrauch und der Bedeutung des Wortes entgegen, hat man die chemische Kraft Verwandtschaft, Affinität genannt. Man sagt: zwei Körper haben Verwandtschaft zu einander, wenn sie, mit einander in Berührung, die Fähigkeit zeigen, sich mit einander zu verbinden. Dieser Ausdruck ist entschieden falsch, wenn man damit sagen wollte, daß solche Körper verwandt mit einander wären.

Die sechsundfünfzig einfachen Körper durch einander auf einem Tische auf einen Haufen gebracht, würde ein Kind nach ihrer äußeren Beschaffenheit in zwei großen Classen ordnen können: in eine Classe, deren Glieder metallisches Ansehen besitzen, und in eine zweite, wo den einzelnen Individuen das metallische Ansehen abgeht. Die erste umfaßt die Metalle, die andern heißen Metaloide. Diese großen Classen lassen sich nun wieder je nach der Aehnlichkeit in andern Eigenschaften in kleinere Gruppen scheiden, in denen man also diejenigen vereinigt, die sich am nächsten stehen. In ganz gleicher Weise zeigen zusammengesetzte Körper Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten in ihren Eigenschaften, und wenn

[illegible]

[illegible] Verwandtschaft ist, so ist leicht einzusehen, daß durch den bloßen Effect der Hitze [illegible] Verwandtungen in ih[illegible] und zwar [illegible] die Wärme die Entf[illegible] wird, als die [illegible] Hierdur[illegible] nimmt die [illegible] wieder ei[illegible] der Näh[illegible]. Wir [illegible] meßbar [illegible] sich mit [illegible] stärkste Ve[illegible] weil die [illegible] Aeußerun[illegible]. So waren [illegible] zu ein[illegible] Temper[illegible] [illegible] Sauerstoff [illegible] Pulver. [illegible] dieses Pulver in Sauerstoffga[illegible] Quecksilber[illegible]

Wenn wir eine Mischung von Eisen [illegible] mit Schwefel in einem Tiegel zusammen[illegible], so trennt sich das Eisen vom Blei [illegible] sich mit dem Schwefel, so lange [illegible] Eisen in dem Blei ist, tritt kein T[illegible] Schwefel an das Blei, sondern nur an da[illegible] ist alles Eisen an den Schwefel getreten, [illegible] sich jetzt der Schwefel mit dem B[illegible] man leicht bemerkt, haben beide Meta[illegible] wandtschaft zu dem Schwefel, allein die [illegible] ist weit größer, als die des Bleies [illegible] kommt es denn, daß, wenn, wie es im [illegible] geschieht, das in der Natur vorkommende [illegible] Schwefelblei (Bleiglanz) mit Eisen zusammengesc[illegible] wird, sich das Blei geschmolzen im reine[illegible] lischen Zustande abscheidet: das Eisen [illegible]

mit dem Schwefel, zu dem es eine weit
re Verwandtschaft besitzt.
Ähnlicher Weise zerlegt das Eisen in der
itze den Zinnober und treibt das Quecksilber
indem es sich mit dem Schwefel verbindet,
in diesem Fall ist die Verwandtschaft des
zum Schwefel nicht der einzige Grund der
zung. Niemand hat bis jetzt Quecksilber
thglühenden Zustande gesehen, wie Eisen,
in der Esse des Schmieds; während das
in der Hitze das Feuer nicht verläßt, ver-
lt sich das Quecksilber unter denselben Um-
n in einen unsichtbaren Dampf; seine Theile
en durch die Wärme das Vermögen, Gas-
d anzunehmen; die Fähigkeit eines Kör-
Gaszustand anzunehmen, beruht nun auf
Vermögen oder Streben seiner Theile, sich
oßen, sich von einander zu entfernen, und
Streben behaupten die Körper in ihren
schen Verbindungen. Das Quecksilber be-
lie Fähigkeit zu verdampfen, schon bei ge-
icher Temperatur; ein Tropfen Quecksilber
mpft allmählig in der Luft, er braucht hierzu
e Zeit als ein Wassertropfen, allein er ver-
idet nach und nach. Durch die Hitze wird
Verdampfung außerordentlich beschleunigt.
Zinnober verdampft unter diesen Umständen
, was offenbar darauf beruht, daß dem Stre-
des Quecksilbers, Luftform anzunehmen und
von den Schwefeltheilchen loszureißen oder
tfernen, ein Widerstand entgegenwirkt, und
ist die chemische Verwandtschaft des Schwe-
es ist dies ein Widerstand, der bei gewöhn-
r Temperatur nicht überwunden wird. Wird
der Zinnober auf den Punct erhitzt, auf wel-
das Quecksilber luftförmig wird, so wird
nur die Verwandtschaft zwischen Schwefel
Quecksilber geschwächt, sondern auch das
en des Quecksilbers, sich von dem Schwefel-
chen loszureißen, wird dadurch erhöht. Kommt
der Wärme eine wenn auch nur schwache Ver-
tschaft zu Hilfe, die des Eisens z. B. zum
efel, so erfolgt eine Trennung desselben vom
ksilber, die ohne das Zusammenwirken die-
verschiedenen Ursachen nicht erfolgt wäre.
pielt denn das Streben eines Körpers, in ge-
n Temperaturen Luftform anzunehmen, eine
ige Rolle in allen Zersetzungs- und Verbin-
sprocessen des Chemikers, es ändert, erhöht
vermindert die Aeußerungen der Verwandt-
t.
ganz ähnlicher Weise nimmt die Fähigkeit
Theilchen eines Körpers, ihren Zusammen-
hang zu behaupten gegen alle Ursachen, die ihn zu vernichten streben, Antheil an dem Spiele der Verwandtschaft. Wir können durch die Hitze den Zucker, das Kochsalz schmelzen, ihre Theile leicht beweglich nach allen Richtungen hin machen, ihren festen Zustand aufheben und vernichten. Dasselbe können wir durch Wasser; in dem Wasser, in welchem Zucker und Kochsalz schmelzen, ist es nicht die Wärme, sondern die chemische Verwandtschaft des Wassers, wodurch ihr Streben, zusammenhängend zu bleiben, aufgehoben wird. Ein Stück von einem weißgebrannten Knochen ist unlöslich in Wasser und alkalischen Flüssigkeiten, das Streben seiner Theile, ihren Zustand zu behaupten, oder, wie man in diesem Falle sagt, ihre Cohäsionskraft, ist größer, wie die Verwandtschaft der Flüssigkeit. In einer Menge saurer Flüssigkeiten, z. B. in Essig, tritt das Gegentheil ein, es löst sich darin auf. Es ist mithin einleuchtend, daß, wenn wir die Bestandtheile dieses Knochenstückes (Phosphorsäure und Kalk) in einer sauren Flüssigkeit mit einander zusammenbringen, wir keine Art von Veränderung eintreten sehen, weil beide, gleichgiltig in welcher Form, in der sauren Flüssigkeit löslich sind; bringt man sie aber in Wasser oder in einer alkalischen Flüssigkeit zusammen, die der Vereinigung ihrer Bestandtheile zu einem festen Körper kein Hinderniß entgegensetzt, so sehen wir Knochenerde als weißes Pulver zu Boden fallen; es entsteht, wie man sagt, ein N i e d e r s c h l a g.

In dieser Weise benutzt der Chemiker die ungleiche Löslichkeit der Körper in verschiedenen Flüssigkeiten, ihr Verhalten in der Wärme, als mächtige Mittel zur Scheidung, zur Analyse. Alle Mineralien ohne Ausnahme lassen sich durch geeignete Wahl in Flüssigkeiten auflösen; indem er nun durch Zusatz von andern Materien die Natur der Flüssigkeit ändert, wechselt damit die Löslichkeit der Bestandtheile des Minerals in dieser Flüssigkeit, und es gelingt ihm auf diese Weise, einen nach dem andern daraus zu scheiden. Dies ist der eine Weg der Analyse; der andere besteht darin, daß man der Auflösung einer Verbindung, welche fünf, sechs und mehr Bestandtheile enthält, nach und nach verschiedene andere Substanzen zusetzt, die mit einem oder dem andern der Bestandtheile eine unlösliche Verbindung eingehen. Dies geschieht in einer gewissen Reihenfolge, und zwar so, wie wenn die Bestandtheile in verschiedenen Fächern lägen, zu deren Oeffnung man ebenso viele verschiedene Schlüssel braucht.

10. Chemische Proportionen und Aequivalente.

(Dasselbe Buch, S. 43—49.)

Bei diesen Zersetzungen und Verbindungen liegt die Frage ganz nahe, wie viel man von dem einen Körper, von dem Eisen z. B., nöthig hat, um einen andern, das Quecksilber, aus dem Zinnober auszutreiben und in seiner Schwefelverbindung zu vertreten.

Alle diese Fragen sind auf das Erschöpfendste beantwortet.

Nimmt man in dem berührten Falle zu wenig Eisen, so bleibt ein Theil Zinnober unzersetzt, wird zu viel Eisen genommen, so bleibt der Ueberschuß außer Verbindung mit dem Schwefel.

Zu allen diesen Zersetzungen sind immer ganz bestimmte Mengen nöthig, die für alle Fälle unveränderlich sind, was offenbar nur darauf beruhen kann, daß sich die Körper nach unveränderlichen Gewichtsverhältnissen mit einander verbinden; denn eine Zersetzung ist ja nur der Erfolg einer Verbindung.

Um 117 Theile Zinnober zu zerlegen, brauche ich 27 Theile Eisen; ich erhalte 101 Theile Quecksilber und 43 Theile Schwefeleisen.

Es finden sich hiernach vereinigt

16 Theile Schwefel mit 101 Theilen Quecksilber, welche abgeschieden und vertreten werden durch 27 Theile Eisen.

Es folgt hieraus von selbst, daß sich 27 Theile Eisen vereinigt haben mit 16 Theilen Schwefel.

Es zeigt sich nun, daß das Gewichtsverhältniß des Eisens und Quecksilbers, in dem sie sich in ihrer Schwefelverbindung vertreten, oder in dem sie sich mit Schwefel vereinigen, überall und in allen den Fällen, wo der eine Körper durch den andern ersetzt und vertreten wird, das nämliche bleibt. Wenn aus irgend einer andern Verbindung des Quecksilbers, mit Sauerstoff, Chlor, Jod, Brom etc., das Quecksilber ausgeschieden und ersetzt wird durch Eisen, so habe ich für je 101 Theile Quecksilber immer und unabänderlich 27 Theile Eisen nöthig; die Erfahrung zeigt ferner, daß, wenn irgendwie 101 Theile Quecksilber in Verbindung treten mit einem Körper, dessen Gewicht a heißen mag, so geht das Gewicht a dieses Körpers auch mit 27 Theilen Eisen eine Verbindung ein.

Alles dieses sind reine Erfahrungen, welche die Chemiker mit der Wage in der Hand ermittelt haben, und diese festen Verhältnisse zeigen sich nicht nur für die wenigen der hier benannten Körper, sondern wir beobachten sie überall und an allen Körpern. So z. B. ve[rbin]gen sich

16 Schwefel mit 8 Sauerstoff
und mit . . . . . 1 Wasserstoff,

und überall, wo in einer Verbindung Wasse[rstoff] durch Sauerstoff, oder Sauerstoff durch Wa[sser]stoff vertreten wird, beobachtet man, daß f[ür] 8 Gewichtstheile Sauerstoff 1 Gewichtstheil Wa[sser]stoff, und für 1 Gewichtstheil Wasserstoff 8 [Ge]wichtstheile Sauerstoff in Verbindung treten.

Aber es bleiben sich nicht nur die Beziehu[ngen] der Gewichte Wasserstoff und Sauerstoff in [an]dern Verbindungen einander gleich, sondern die Gewichtsverhältnisse des Schwefels, sein[e Ge]wichtsbeziehungen zu diesen beiden Körpern unveränderlich fest in der Art, daß, wen[n in] irgend einer Schwefelverbindung der Schwefel [ver]treten wird durch Sauerstoff, oder Wassersto[ff, so] treten an die Stelle des Schwefels die Hälft[e sei]nes Gewichtes Sauerstoff oder das Sechsze[hntel] seines Gewichtes Wasserstoff.

1 Wasserstoff verbindet sich mit 16 Schwe[fel]
diese 16 Schwefel sind vertretbar
durch . . . . 8 Sauers[toff]

Der Erfolg dieser Vertretung ist die Verbi[ndung] von 8 Sauerstoff mit 1 Wasserstoff zu 9 W[asser] oder

8 Sauerstoff verbindet sich mit 16 Schwef[el]
diese 16 Schwefel sind vertretbar durch . . . . 1 Wasse[rstoff]

Das Resultat ist wieder eine Verbindung [von] Wasserstoff mit 8 Sauerstoff.

Man sieht leicht, daß, wenn das Gewic[ht be]kannt ist, in dem sich ein Körper mit zwei, [drei,] vier und mehr andern (denn sie lassen sic[h im]mer zu zwei und zwei paaren) verbinde[n, so] drücken diese Gewichte auch die Mengen a[us, in] welchen sich diese verschiedenen Körper [unter] einander verbinden. 16 Schwefel verbinden [sich] mit 8 Sauerstoff, 1 Wasserstoff, 101 Queck[silber,] 27 Eisen; aber es verbinden sich genau 8 S[auer]stoff mit 101 Quecksilber, mit 27 Eisen zu [den] Oxyde des Quecksilbers, Eisens etc. Kenn[t man] zuerst das Verhältniß, in dem sich ein K[örper,] ganz gleichgiltig welcher, mit allen übrige[n ver]bindet, so weiß man die Quantitäten, in w[elchen] sich alle Körper, wenn sie überhaupt die [Fähig]keit, nämlich Verwandtschaft zu einander [haben,] untereinander verbinden. Die folgende T[abelle] bedarf kaum einer Erläuterung.

Sauerstoff	O.	8	Kalium	K.	39,2
Wasserstoff	H.	1	Calcium	Ca.	20,5
Kohlenstoff	C.	6	Silicium	Si.	14,8
Schwefel	S.	16	Blei	Pb.	103,8
Stickstoff	N.	14	Kupfer	Cu.	31,8
Phosphor	P.	31,4	Quecksilber		101,4.

Diese Zahlen drücken die Gewichtsmengen einiger einfachen Körper aus (sie sind von allen bekannt), in denen sie sich untereinander verbinden, oder wenn man will, es sind die Gewichte, in denen sie sich in ihren Verbindungen vertreten.

Es ist ganz besonders hervorzuheben, daß diese Verhältnisse sich auch in den Fällen nicht ändern, wo ein Körper mit einem zweiten, dritten etc. mehr wie eine Verbindung bildet. So verbinden sich 14 Stickstoff mit 8 Sauerstoff zu dem sog. Lustgas; es gibt eine zweite Verbindung, ein farbloses Gas, welches in der Luft rothe Nebel bildet, und das auf 14 Stickstoff 16 Sauerstoff (zweimal 8), es gibt eine dritte, welche 24 (dreimal 8), eine vierte, die 32 (viermal 8), eine fünfte, die Salpetersäure, welche 40 Sauerstoff (fünfmal 8) immer auf 14 Stickstoff enthält. So vereinigt sich Kohlenstoff mit Sauerstoff in zwei Verhältnissen; die erste Verbindung, ein brennbares Gas, enthält auf 6 Kohlenstoff 8 Sauerstoff, die andere auf 6 Kohlenstoff 16 Sauerstoff; die letztere ist die bekannte Kohlensäure.

In allen Fällen, wo die Elemente sich zu irgend einer Verbindung vereinigen, zeigen sich diese festen, unveränderlichen Verhältnisse.

Aus der Analyse der Essigsäure ergibt sich, daß sie in 100 Gewichtstheilen 47,06 Kohlenstoff, 5,88 Wasserstoff und 47,06 Sauerstoff enthält. Ich weiß, wie viel Sauerstoff und Wasserstoff mit 47,06 Kohlenstoff verbunden sind, und nichts ist leichter, als zu berechnen, wie viel Sauerstoff und Wasserstoff auf 6 Kohlenstoff sich darin befinden. Es ist dies ein einfaches Regel de tri-Exempel. Auf 6 Kohlenstoff befinden sich darin $3/4$ Wasserstoff und 6 Sauerstoff, oder in ganzen Zahlen 24 Kohlenstoff (viermal 6), 3 Wasserstoff (viermal $3/4$) und 24 Sauerstoff (dreimal 8).

Oder ich weiß, wie viel Kohlenstoff und Wasserstoff in der Essigsäure mit 46,06 Sauerstoff vereinigt sind, und berechne, wie viel von diesen beiden Elementen auf 8 Sauerstoff (auf eine andere der obigen unveränderlichen Zahlen) kommen. Ich erhalte, auf 8 Sauerstoff sind 1 Wasserstoff und 8 Kohlenstoff; dreimal genommen gibt dies das nämliche Verhältniß.

Die Zusammensetzung aller chemischen Verbindungen ohne Ausnahme läßt sich ganz in der nämlichen Weise durch diese festen Zahlen ausdrücken, die man eben darum Mischungsgewichte, und in Beziehung auf ihre gegenseitige Vertretung Aequivalente genannt hat, weil sie wirklich die Quantitäten ausdrücken, in denen die Körper Mischungen (besser Verbindungen) eingehen, oder in denen sie gleiche Effecte, gleiche Wirkungen hervorbringen. Um eine chemische Action auszuüben, habe ich zu irgend einem Zwecke 8 Sauerstoff nöthig, und wenn ich anstatt des Sauerstoffes zu gleichem Zweck Schwefel verwenden kann und will, so brauche ich stets 16 Schwefel; diese Mischungsgewichte drücken gleiche Wirkungswerthe aus.

---

11. Atomistische Theorie.

(Dasselbe Buch, S. 55—61.)

Man wird sich leicht denken können, daß die Frage nach dem Warum, nach der Ursache dieser festen, unveränderlichen Gewichte, den philosophischen Geist der Chemiker beschäftigen mußte. Es muß eine Ursache geben, welche das Zusammentreten der Elemente in anderen Verhältnissen unmöglich macht, welche einer Verkleinerung oder Vergrößerung derselben ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzt. Die festen Verhältnisse sind Aeußerungen dieser Ursache, allein mit denselben ist das Gebiet der Forschung begrenzt, sie selbst ist nicht sinnlich wahrnehmbar und kann nur Gegenstand der Speculation, des geistigen Vorstellungsvermögens sein.

Wenn ich es versuchen werde, die Ansicht zu entwickeln, welche in diesem Augenblick über die Ursache der chemischen Proportionen herrschend geworden ist, so muß man nicht vergessen, daß ihre Unwahrheit oder Wahrheit mit dem Gesetze selbst nicht das Geringste zu thun hat; dieses letzte bleibt als ein Ausdruck der Erfahrung immer wahr und ändert sich nicht, wie sich auch die Vorstellungen über den Grund ändern mögen.

Eine sehr alte Vorstellung über die Natur der

Materie, die sogenannte atomistische, eignet sich in der That vortrefflich zum sinnlichen Verständniß der chemischen Proportionen; sie setzt nämlich voraus, daß in einem Raum, den ein fester, flüssiger oder luftförmiger Körper einnimmt, nicht alle Theilchen des Raumes mit fester Masse, mit Materie ausgefüllt seien, sondern daß ein jeder Körper Poren habe, nicht etwa wie bei einem Stücke Holz, an dem sie sichtbar sind, sondern unendlich viel kleiner. Ein Körper besteht nach dieser Ansicht aus sehr kleinen Theilchen, die sich in einer gewissen Entfernung von einander befinden; zwischen je zwei Theilchen ist also ein, nicht durch die Materie des Körpers ausgefüllter Raum vorhanden.

Die Wahrscheinlichkeit dieser Idee ist in die Augen fallend; wir können ein Volumen Luft in einen tausendmal kleinern Raum zusammenpressen, und auch feste und flüssige Körper nehmen unter der Gewalt eines mechanischen Druckes einen kleinern Raum ein. Eine Billardkugel, mit einiger Kraft auf einen harten Körper geworfen, plattet sich ab und nimmt nach dem Abspringen die Kugelform wieder an. Alle Körper nehmen beim Erwärmen einen größeren, beim Erkälten einen kleineren Raum ein.

Es ist aus diesen wohlbekannten Erfahrungen leicht ersichtlich, daß der Raum, den ein Körper gerade einnimmt, von zufälligen Umständen abhängt, daß er wechselt mit den Ursachen, die ihn größer oder kleiner zu machen streben. Wenn man sich nun denkt, daß an dem Orte, wo sich ein kleines Theilchen Materie, das eigentlich Raumerfüllende in einem Körper, befindet, nicht gleichzeitig ein zweites und drittes Theilchen Platz hat, so führt dies von selbst auf die Vorstellung, daß die Vergrößerung oder Verkleinerung des Volumens eines Körpers eine Folge ist von der größeren oder kleineren Entfernung seiner raumerfüllenden Theilchen. In einem Pfunde flüssigen Wassers sind offenbar die Wassertheile näher bei einander, als in einem Pfunde Dampf, der bei gewöhnlichem Drucke einen 1700mal größeren Raum einnimmt.

Diese Vorstellung gewährt Einsicht in eine Menge Erscheinungen, welche, gleich einfach, bis jetzt durch keine andere Ansicht erklärbar sind.

Die atomistische Theorie setzt ferner voraus, daß die kleinen Theilchen, woraus die Masse eines Körpers besteht, nicht weiter in kleinere theilbar seien, daher denn der Name Atome für diese kleinsten Theilchen.

Es ist für den Verstand durchaus unmöglich, sich kleine Theilchen Materie zu denken, welche
absolut untheilbar sind; im mathematisch
unendlich klein, ohne alle Ausdehnung kö
nicht sein, eben weil sie Gewicht besitze
so klein auch ihr Gewicht angenommen
mag, wir können die Spaltung des einen Th
in zwei Hälften, in drei, in hundert The
für unmöglich ansehen. Aber wir können
denken, daß diese Atome nur physikal
theilbar sind, so daß sie sich nur unsere
nehmung nach so verhalten, wie wenn si
weiteren Theilung mehr fähig wären; ei
kalisches Atom würde in diesem Sinne eine
von viel kleineren Theilchen sein, die du
Kraft oder durch Kräfte zu einem Ganzen
mengehalten werden, stärker wie alle
Erdkörper zu ihrer weiteren Spaltung uns
bote stehenden Kräfte.

Mit diesen Atomen, und was der C
darunter meint, verhält es sich wie mi
Elementen. Die 56 bekannten einfachen
sind nur Elemente beziehungsweise zu de
ten und Mitteln, die uns zu Gebote steh
sie in noch einfachere zerfallen zu mache
können es nicht, und die Grundsätze de
forschung festhaltend, nennen wir sie s
einfache Körper, bis uns die Erfahrung ei
seren überführt. Die Geschichte der Wiss
ist in Hinsicht auf diese Methode reich
lichen Lehren; Rückschritte, Irrthümer
sche Ansichten ohne Zahl waren stets die
telbaren Folgen der Ueberschreitung des
der Erfahrung. Ohne die Theilbarkeit
terie ins Unendliche zu bestreiten, behau
Chemiker nur den festen Grund und Bode
Wissenschaft, wenn er die Existenz ph
scher Atome als eine ganz unbestreitbare
heit annimmt.

Ein Tübinger Professor hat diese Ansich
ein geistreiches Bild versinnlicht; er vergle
Atome mit den Himmelskörpern, die in Be
zu dem Raum, in welchem sie schweben,
lich klein, d. h. Atome sind. Alle diese
ligen Sonnen mit ihren Planeten und Tr
bewegen sich in abgemessenen Entfernung
einander; sie sind untheilbar in Hinsicht
Existenz von Kräften, die von ihnen etw
terielles losreißen, oder ihre Gestalt und G
einem so bemerklichen Grade zu ändern ve
ten, daß damit ihr Verhältniß zu den ande
melskörpern gestört werden könnte; aber
nicht untheilbar an sich. Das Weltall s
diesem Sinne einen großen Körper dar,
Atome, die Himmelskörper, untheilbar u
veränderlich sind.

Der atomistischen Ansicht gemäß ist demnach ein Stück Glas, ein Stück Zinnober, ein Stück Eisen etc. ein Haufwerk von Atomen Glas, Zinnober, Eisen, deren Zusammenhang durch die Cohäsionskraft bedingt wird; das allerkleinste denkbare Theilchen Eisen ist immer Eisen, aber was den Zinnober betrifft, so wissen wir mit der größten Bestimmtheit, daß ein physikalisch nicht weiter in kleinere Theile spaltbares Theilchen Zinnober noch kleinere Theile enthält, nämlich Schwefel- und Quecksilbertheilchen, von denen wir sogar das Gewichtsverhältniß kennen, in welchem beide darin vorhanden sind.

Das Eisen besteht aus gleichartigen Atomen Eisen, das Zinnober aus gleichartigen Atomen, von denen jedes Zinnober ist; aber diese letzteren sind nicht einfach, wie die des Eisens, sondern sie sind einer weiteren Spaltung fähig; für die Sinne sind sie gleichartig, allein wir wissen, daß sie zusammengesetzt sind; wir können durch Reiben, Pulvern, Feilen etc. ein Stück Zinnober in viel kleinere Stückchen zertheilen, allein durch keine mechanische Gewalt sind wir im Stande, die Kraft zu überwinden, mit welcher die ungleichartigen Theilchen, die Bestandtheile eines zusammengesetzten Atoms zusammengehalten werden. Darin unterscheidet sich eben die chemische Verwandtschaft von der Cohäsionskraft, daß sie sich nur bei Berührung der ungleichartigen Atome thätig zeigt, und da sich die Atome einander nicht durchdringen können, so folgt von selbst, daß die zusammengesetzten Atome durch Nebeneinanderlegung der einfachen, in Folge der zwischen ihnen thätigen Verwandtschaftskraft entstehen; sie gruppiren sich zu zwei, drei, zu hundert etc., und jede dieser Gruppen stellt einen gleichartigen Theil der ganzen Masse dar. Wir können uns das kleinste Theilchen Zinnober als eine Gruppe von zwei Atomen denken, von denen das eine ein Quecksilberatom, das andere ein Schwefelatom ist.

Wenn man erwägt, daß tausend Pfund Zinnober das nämliche Verhältniß Schwefel und Quecksilber enthalten, wie ein Pfund oder ein Gran, und sich denkt, daß ein Stück Zinnober eine Million Zinnoberatome enthalte, so ist klar, daß in einem einzigen Atom, wie in der Million Atome, sich stets für je 16 Schwefel 101 Quecksilber befindet. Zerlegen wir den Zinnober durch Eisen, so tritt das Quecksilberatom aus und sein Platz wird nun von einem Eisenatom eingenommen. Ersetzen wir den Schwefel im Zinnober durch Sauerstoff, so tritt ein Sauerstoffatom an die Stelle des Schwefelatoms.

Man sieht leicht ein, daß nach dieser Vorstellung über die Zusammensetzung der Körper und ihre gegenseitige Vertretung, die Acquivalentenzahlen nichts anders ausdrücken, als das relative Gewicht der Atome. Wie schwer ein einzelnes Atom wiegt, sein absolutes Gewicht, ist nicht bestimmbar, wie viel der eine aber mehr Gewicht mitbringt in eine chemische Verbindung wie der andere, das relative Gewicht der Atome, dies kann ermittelt werden.

---

12. Chemische Technik.

(Dasselbe Buch. S. 85—90.)

Wenn man von den Fortschritten und der Entwickelung der neueren Chemie reden will, so kann man nicht umhin, den Mitteln und Werkzeugen, die der Chemiker zu seinen Arbeiten benutzt, eine Lobrede zu halten. Ohne Glas, ohne Kork, Platin und Kautschuk wären wir heute vielleicht nur halb so weit. Zu Lavoisier's Zeiten war es nur wenigen und zwar nur sehr reichen Leuten, der Kostspieligkeit der Apparate wegen, gestattet, chemische Untersuchungen zu machen.

Die wunderbaren Eigenschaften des Glases kennt Jedermann: durchsichtig, hart, farblos, unveränderlich durch Säuren und die meisten Flüssigkeiten, in gewissen Temperaturen geschmeidiger und biegsamer wie Wachs, nimmt es in der Hand des Chemikers, vor der Flamme einer Oellampe, die Form und die Gestalt aller zu seinen Versuchen dienenden Apparate an.

Welche kostbare Eigenschaften vereinigen sich im Kork! Wie wenig vermögen Andere seinen Werth zu schätzen und seine Tugenden anzuerkennen! Vergebens würde man sich den Kopf zerbrechen, um den Kork als ganz gewöhnlichen Verschluß einer Bouteille durch etwas Anderes zu ersetzen. Man denke sich eine weiche, höchst elastische Masse, welche die Natur selbst mit einer Substanz getränkt hat, die zwischen Wachs, Talg und Harz steht (dem Suberin), wodurch sie die Eigenschaft erhält, völlig undurchdringlich für Flüssigkeiten, ja selbst bis zu einem gewissen

Grade für alle Gase zu sein. Wir verbinden durch Kork weite mit engen Oeffnungen, und mittelst Kautschuk und Kork construiren wir die zusammengesetztesten Apparate von Glas, ohne dazu den Metallarbeiter und Mechanikus, Schrauben und Hähne zu bedürfen. Die Apparate des Chemikers sind ebenso wohlfeil als rasch und schnell zu Stande gebracht und erneuert.

Ohne Platin wäre eine Mineralanalyse nicht ausführbar. Das Mineral muß aufgelöst, es muß aufgeschlossen, d. h. zur Auflösung vorbereitet werden. Glas und Porcellan, alle Arten von nicht metallischen Schmelztiegeln, werden durch die zur Aufschließung dienenden Mittel zerstört, Tiegel von Silber und Gold würden in hohen Temperaturen schmelzen; das Platin ist wohlfeiler wie Gold, härter und dauerhafter wie Silber, in allen Temperaturen unserer Oefen unschmelzbar, es wird durch Säuren, es wird von kohlensauren Alkalien nicht angegriffen, es vereinigt in sich die Eigenschaften des Goldes und des unschmelzbaren Porcellans. Ohne Platin würde heute vielleicht die Zusammensetzung der meisten Mineralien noch unbekannt sein. Ohne Kork und Kautschuk würden wir den Mechanikus bei allen unsern Arbeiten nicht entbehren können. Ohne Kautschuk allein wären die Apparate kostspieliger und zerbrechlicher; aber der Hauptvortheil, den beide gewähren, liegt in dem Gewinn an der unendlich kostbareren Zeit.

Das Laboratorium des Chemikers ist heutzutage nicht mehr das feuerfeste, dumpfe, kalte Gewölbe des Metallurgen, oder das mit Retorten und Destillirapparaten überladene Laboratorium des Pharmaceuten, es ist ein helles, warmes, freundliches Zimmer; statt der Schmelzöfen und Kohlen dienen ihm vortrefflich construirte Lampen; sein Feuer gibt ihm die reine und geruchlose Weingeistflamme. Mit diesen einfachen Hilfsmitteln, wozu noch die Wage kommt, macht der Chemiker seine umfassenden Untersuchungen.

Wägen und Messen unterscheidet die Chemie von der Physik, ja es gibt zwischen beiden keinen andern Unterschied. Seit Jahrhunderten haben die Physiker gemessen, allein erst seit fünfzig Jahren fiengen sie an zu wägen. Alle große Entdeckungen Lavoisier's, er verdankt sie der Wage, diesem unvergleichlichen Instrumente, das alle Beobachtungen und Entdeckungen festhält, die Zweifel besiegt und die Wahrheit ans Licht stellt, was uns zeigt, daß wir uns geirrt haben, oder daß wir uns auf dem wahren Wege befinden. Mit der Wage hatte das Reich des Aristoteles ein Ende; seine Methode, die Erklärung einer Naturerscheinung zu einem Spiele des Geistes zu machen, machte der eigentlichen Naturforschung Platz; drei von seinen Elementen waren von da an nur Bilder für Zustände. Alles Bestehende auf der Erde besaß nach wie vor den Zustand der Festigkeit, der Flüssigkeit oder der Luftform; allein Erde, Wasser und Luft gehörten als Elemente der Geschichte an, das Feuer war der sichtbare und fühlbare Repräsentant einer Aenderung dieser Zustände.

Die Ermittelung der Zusammensetzung der festen Erdrinde war die Hauptaufgabe für die auf Lavoisier folgende Generation, die Zusammensetzung der Atmosphäre, die des Wassers, sie war von ihm festgestellt. Zu den achtzehn Metallen, die man kannte, kamen als Bestandtheile von Mineralien vierundzwanzig neue. Die große Kluft zwischen dem Sauerstoff und den Metallen, sie füllte sich zu einem allmähligen Uebergang. Die Hauptmasse der Mineralien zeigte sich aus zwei und mehr Oxyden in festen, unveränderlichen Verhältnissen zusammengesetzt, als Verbindungen von metallischen Oxyden einerseits mit andern Oxyden, deren Radical, Kohle oder Silicium in seinen Eigenschaften von den Metallen wesentlich abwich. Eine andere Classe von Mineralien waren Schwefelverbindungen, Sulphide, in denen Schwefel die Rolle des Sauerstoffs spielte; bis auf ein Chlorid (das Kochsalz) war die Masse der übrigen Verbindungen, die Fluoride, Arsenide etc., verschwindend klein.

Die Mineralchemie begnügte sich nicht mit der Analyse, sie zeigte die Bildung des Bimssteins, des Feldspaths, Glimmers, der Schwefelmetalle etc. durch Synthese. Die Krone von allen Entdeckungen der Mineralchemie in Beziehung auf die Hervorbringung von Mineralien war unstreitig die künstliche Darstellung des Lasursteins. Kein Mineral konnte wohl mehr das Interesse erregen als dieses. Von dem schönsten Himmelblau, unveränderlich an der Luft und im stärksten Feuer, lieferten seine subtilsten Theile die kostbarste Malerfarbe. Der Ultramarin war theurer wie Gold, seine Darstellung schien unmöglich zu sein, denn vergebens hatte die Analyse nach einem Pigment gesucht; es enthielt kein Pigment: Kieselerde, Thonerde, Natron, drei farblose Materien — Schwefel und Eisen, die beide nicht blau sind — man hatte außer diesen keinen Körper gefunden, dem man die Farbe zuschreiben konnte. Aus Kieselerde, Thonerde, Natron, Eisen und Schwefel werden jetzt Tausende von Pfunden Ultramarin dargestellt, schöner noch wie der natürliche, und für die nämliche Summe, für die

man früher nur eine Unze bekam, kauft man heute mehrere Pfunde.

Man kann sagen, daß mit der Darstellung des künstlichen Lasursteins die Hervorbringung der Mineralien aufhörte Gegenstand einer wissenschaftlichen Aufgabe für den Chemiker zu sein. Ob sie damit aufhören darf, die Geologen zu beschäftigen, wer könnte hierüber zweifelhaft sein? — aber lange noch wird es dauern, ehe die Geologen sich zu Versuchen entschließen, die von den Chemikern nicht mehr erwartet werden können, eben weil für sie alles Interesse daran erschöpft ist; für den Chemiker bleibt in dieser Beziehung keine Frage mehr zu lösen.

Nach der Kenntniß der Bestandtheile der festen Erdrinde, des gegenseitigen Verhaltens der nicht weiter spaltbaren Stoffe, der Metalle und Metalloide, mußte nach dem natürlichen Gange der Naturforschung die höhere Potenzirung gewisser Elemente durch die Lebensthätigkeit in der Pflanze und im Thiere ein unmittelbar folgender Gegenstand der Arbeiten der Chemiker werden. Eine neue Wissenschaft, unerschöpflich wie das Leben selbst, entwickelt sich auf dem gesunden und festen Stamm der anorganischen Chemie; nach den Knospen, Blättern und Zweigen muß die Blüthe, nach der Blume sich die Frucht entwickeln; die Pflanzen- und Thierchemie sucht im Verein mit der Physiologie die geheimnißvollen Quellen des organischen Lebens zu erforschen.

DRITTE ABTHEILUNG.

Concrete Naturwissenschaft.

I. Kosmologie*.

13. Keppler und seine Entdeckungen.

(*Whewell's* Geschichte der inductiven Wissenschaften [1837], übersetzt von *J. J. v. Littrow*. I. S. 416—427.)

§. 1. Intellectueller Charakter Keppler's.

Verschiedene Schriftsteller, besonders der neueren Zeiten, die uns eine Uebersicht der Entdeckungen Keppler's (1571—1631) gegeben haben, waren überrascht und gleichsam unzufrieden damit, daß seine scheinbar so willkürlichen und phantastischen Conjecturen zu so großen und wichtigen Entdeckungen geführt haben. Sie wurden durch die Lehre ganz in Schrecken gesetzt, die ihre Leser aus der Erzählung des abenteuerlichen Zuges nach dem goldenen Vließe der Erkenntniß ziehen möchten, in welcher der grillenhafte, eigenwillige Held alle herkömmlichen Gesetze des Denkens, wie sie glauben, verletzt, und doch am Ende den glänzendsten Triumph gefeiert habe. — Vielleicht läßt sich aber dieses Paradoxon durch einige einfache Bemerkungen erklären.

Zuerst dürfen wir sagen, daß die Hauptidee, die Kepplern in allen seinen Versuchen leitete, nicht nur völlig wahr, sondern daß sie auch zugleich eine sehr philosophische und scharfsinnige Idee gewesen ist, daß nämlich irgend ein algebraisches oder geometrisches Verhältniß zwischen den Distanzen der Planeten, und zwischen ihren Umlaufzeiten oder Geschwindigkeiten existiren müsse. Die feste und unerschütterliche Ueberzeugung von dem Dasein einer solchen Wahrheit regelte alle seine Versuche, so sonderbar und phantastisch sie auch scheinen mochten.

Dann läßt sich aber auch wohl behaupten, daß große Entdeckungen gewöhnlich nicht ohne Wagniß des kühnen Entdeckers aufzutreten pflegen. Das Auffinden neuer Wahrheiten setzt ohne Zweifel Sorgfalt in der Ueberlegung und genaue Prüfung des Gegenstandes, aber ebenso gut auch eine schnelle Auffassung und eine lebendige Befruchtung desselben voraus. Die Erfindungskraft besteht in dem Talente, alle Fälle, die eintreten können, schnell zu übersehen, und aus ihnen die geeigneten auszuwählen. Wenn die ungeeigneten einmal als solche erkannt und verworfen sind, so werden sie auch gewöhnlich bald ganz vergessen,

*) Astronomie.

und nur wenige jener Entdecker haben es für gut gefunden, uns auch ihre verunglückten Hypothesen und ihre mißlungenen Versuche mitzutheilen, wie Keppler es gethan hat. Wer immer eine Wahrheit fand, mußte gewöhnlich manchen Irrweg zurücklegen, um zu ihr zu gelangen, und jeder jetzt als wahr erkannte Satz mußte aus mehreren anderen unwahren hervorgesucht und ausgewählt werden. Wenn Keppler so viele Versuche unternahm, die bei einer genaueren Prüfung zum Irrthume führten, so handelte er darin nicht unphilosophischer, als wohl Andere auch gethan haben. Der Geist des Entdeckers geht nicht so vorsichtig auf dem gebahnten Wege einher, der am kürzesten zum Ziele führt. Irrwege und selbst ganz falsche Versuche sind hier oft unvermeidlich. Aber darauf kommt es an, die Falschheit derselben schnell zu entdecken, und den Irrweg nicht länger zu verfolgen, sondern sich sogleich wieder der Wahrheit zuzuwenden. Keppler ist auch dadurch ein so merkwürdiger Mann geworden, daß er uns erzählt, wie er seine Irrthümer selbst zu widerlegen suchte, und daß er uns dies ebenso umständlich als offenherzig erzählt. Dadurch sind seine Schriften in hohem Grade lehrreich und interessant geworden, indem sie uns ein treues Gemälde von dem Verfahren geben, das der menschliche Geist bei seinen Entdeckungen zu befolgen pflegt. Sie zeigen, wir wagen es zu sagen, den gewöhnlichen (obschon etwas carrikirten) Weg des inventiven Talents; sie zeigen uns die Regel, und keineswegs, wie manche bisher geglaubt haben, die Ausnahme von dem Verfahren, welches das Genie bei seinen Unternehmungen zu verfolgen pflegt. Setzen wir noch hinzu, daß wohl manche von Keppler's Einfällen uns phantastisch und selbst absurd erscheinen, jetzt wo Zeit und Nachdenken sie längst widerlegt haben, daß aber auch andere, die in seinen Tagen ganz ebenso willkürlich und grundlos waren, in der Folgezeit auf eine Weise bestätigt worden sind, daß sie nun uns höchst scharfsinnig und bewunderungswürdig erscheinen, wie z. B. seine Behauptung von der Rotation der Sonne um ihre Achse, die er noch vor der Erfindung des Fernrohres gemacht hat, oder seine Ansicht von der Abnahme der Schiefe der Ekliptik, die ihm zufolge noch lange dauern, aber dann inne halten und endlich wieder in eine Zunahme übergehen wird. Wie richtig, wie poetisch schön ist sein Gemälde von der Art, wie er die Wahrheit suchte, die sich bald vor ihm zurückzog, bald wieder zur Nachfolge reizte, und wie glücklich spielt er dabei auf die liebliche Stelle in Virgil's Eklogen an:

Malo me Galatea petit, lasciva puella,
Et fugit ad salices et se cupit ante videri.

Als eine andere Eigenthümlichkeit des seltnen Mannes mag die Umständlichkeit und Mühseligkeit des Verfahrens betrachtet werden, durch welches er sich selbst von den Irrthümern seiner ersten Einfälle zurückzubringen suchte. Eines der nothwendigsten Talente eines erfindungsreichen Geistes ist die leichte Geschicklichkeit, diejenigen Mittel schnell zu ergreifen, die ihn von den eingeschlagenen falschen Wegen wieder auf den wahren führen. — Dieses Talent scheint Keppler nicht besessen zu haben. Er war nicht einmal ein guter, sicherer Rechner, da er oft Rechnungsfehler machte, von denen er mehrere selbst entdeckte, wo er denn die darauf verwendete Zeit betrauerte, von denen ihm aber auch mehrere andere bis an sein Ende verborgen blieben. Aber dieser Mangel wurde bei ihm reichlich ersetzt durch Muth und durch Ausdauer, die er in allen seinen Unternehmungen zeigte. Nie erlaubte er sich, durch vergebliche Arbeiten, so lang und mühsam diese auch waren, zu irgend einer Abneigung von dem Gegenstand, zur Verlassung seiner ersten Idee verführt zu werden, so lange nur diese selbst noch einige Wahrscheinlichkeit für sich hatte, und der einzige Lohn, den er gleichsam sich selbst für alle seine Mühsale gönnte, war der, daß er dieselben in seiner lebendigen, oft selbst scherzhaften Weise, seinen Lehrern auf das Umständlichste vorerzählte.

Der mystische Theil seiner Ansichten von der Natur scheint auf seine Entdeckungen keinen nachtheiligen Einfluß gehabt, sondern vielmehr seine Erfindungskraft und seine ganze geistige Thätigkeit nur noch mehr aufgereizt zu haben. Hieher gehört sein Glaube an die Astrologie, von dem er sich noch immer nicht ganz losmachen konnte; seine Meinung, daß die Erde ein lebendes Thier sei, und endlich seine Ahnung von geistigen Wesen, durch die er die Planeten um die Sonne führen und das ganze Weltall leiten läßt. In der That sieht man oft, daß, wenn nur überhaupt klare Begriffe über einen bestimmten Gegenstand in dem menschlichen Geiste vorherrschen, mystische Ansichten über andere Gegenstände dem glücklichen Auffinden der Wahrheit nicht eben hinderlich scheinen.

Wir erblicken daher in dem Bilde Keppler's die allgemeinen Charakterzüge des erfindungsreichen Geistes, obschon allerdings einige von diesen Zügen zu sehr ausgeprägt, und andere wieder nur schwach angedeutet zu sein scheinen. Seine Entdeckungskraft war ohne Zweifel sehr thätig und

fruchtbar, und dadurch, sowie durch die Unermüdlichkeit seiner Ausdauer in der Verfolgung seines Zweckes, kam er dem Mangel an mathematischer Kenntniß und Methode zu Hilfe. Was ihn aber vor allen andern wesentlich unterscheidet, das ist das erwähnte Verweilen bei seinen eigenen Fehlern, seine ganz vorzügliche Lust an der Beschreibung aller der Irrwege, die er auf seiner Bahn zur Wahrheit durchwandert ist; Beschreibungen, die seinem Charakter Ehre machen, die für uns sehr lehrreich sind, und die von den meisten andern verheimlicht oder auch ganz vergessen werden, weil sie gewöhnlich Mittel gesucht und gefunden haben, diese ihre schwachen Seiten mit einem dichten Schleier zu bedecken. Er selbst drückt sich darüber im Anfange seines Werkes mit folgenden Worten aus: „Wenn Columbus, wenn Magellan, wenn die Portugiesen wegen der Erzählung ihrer Irrwege von uns nicht nur entschuldigt, sondern selbst gelobt werden, und wenn wir durch die Unterdrückung dieser Erzählungen viel Vergnügen verloren hätten, so wolle man auch mich nicht tadeln, wenn ich dasselbe thue.“ Keppler's Talente waren ein guter, fruchtbarer Boden, den er mit unsäglicher Mühe und Anstrengung, und zugleich unter großem Mangel an allen Kenntnissen und Hilfsmitteln des Landbaues bearbeitete; Waizen und Unkraut wucherte gleich gut auf allen Seiten dieses Feldes, und die Ernte, die er auf demselben erhielt, hatte das Eigenthümliche, daß dabei beide Gattungen von Pflanzen mit gleichem Fleiße und mit derselben Sorgfalt in die Scheuer gebracht wurden.

§. 2. Entdeckung des dritten Keppler'schen Gesetzes.

Indem wir nun von den astronomischen Speculationen und Entdeckungen Keppler's einen kurzen Bericht geben wollen, bemerken wir zuvörderst, daß sein erster Versuch, ein Verhältniß zwischen den verschiedenen Entdeckungen der Planeten von der Sonne zu finden, ein Fehlgriff war. Dieser Versuch war ohne allen festen Grund angestellt, obschon er die Resultate desselben mit einer Art von Triumph in seinem Werke »*Mysterium Cosmographicum*« vortrug, das in dem Jahre 1596 erschien. Die Nachricht, die er uns von dem Gang seiner Gedanken über diesen Gegenstand mittheilt, nämlich die verschiedenen Hypothesen, die er zu diesem Zwecke aufgebaut und wieder zerstört hat, sind allerdings aus den bereits oben angeführten Gründen für uns sehr interessant und belehrend. Demungeachtet wollen wir hier nicht länger bei ihnen verweilen, da sie doch nur zu einer nun längst und allgemein verworfenen Meinung geführt haben. Diese neue Lehre aber, welche die Verhältnisse der Planetenbahnen enthalten sollte, wurde mit den folgenden Worten aufgestellt: „Die Erdbahn ist ein Kreis. Wenn man um die Kugel, zu der dieser größte Kreis gehört, ein Dodekaëder beschreibt, so gibt die diesem letzten Körper eingeschriebene Kugel die Marsbahn. Beschreibt man dann um diese Bahn ein Tetraëder, so stellt der demselben eingeschriebene Kreis die Jupitersbahn vor. Beschreibt man aber um die Jupitersbahn einen Kubus, so wird der demselben eingeschlossene Kreis die Saturnusbahn sein. — Ebenso beschreibt man in jener ersten Kugel der Erdbahn ein Ikosaëder, so wird der diesem letzten Körper eingeschriebene Kreis die Bahn der Venus vorstellen, und beschreibt man endlich in der Venusbahn ein Octaëder, so wird der diesem Körper eingeschriebene Kreis die Mercursbahn bezeichnen.“ — Die fünf hier erwähnten polyëdrischen Körper sind bekanntlich die einzigen regulären Körper dieser Art.

Obschon aber dieser Theil des *Mysterium Cosmographicum*, wie gesagt, ein Fehlgriff war, so hörten demungeachtet ähnliche Betrachtungen nicht auf, den Geist desselben Mannes zu beschäftigen, und zweiundzwanzig Jahre später leiteten sie ihn endlich zu der einen von jenen drei merkwürdigen Entdeckungen, die nun unter der Benennung der „Keppler'schen Gesetze“ bekannt sind. Er gelangte aber zu dieser Entdeckung, indem er die mittleren Distanzen der Planeten von der Sonne mit den Umlaufszeiten derselben verglich. Er drückt dieses Gesetz in der Sprache der Algebra mit den Worten aus, »daß die Quadrate der Umlaufszeiten den Würfeln der mittleren Distanzen proportionirt sind.« Dieses Gesetz war für Newton, zur Auffindung der anziehenden Kraft der Sonne, von der größten Wichtigkeit.

Man kann diese Entdeckung Keppler's als die Folge seines früheren, so eben angeführten Gedankenganges betrachten. Er sagt im Eingange seines Mysteriums: „Im Jahre 1595 brütete ich mit der ganzen Kraft meines Geistes über der Einrichtung des Copernicanischen Systems. Darin suchte ich unablässig vorzüglich von drei Dingen die Ursachen, warum sie eben so und nicht anders sich verhalten; nämlich von der Anzahl, von der Größe und von der Bewegung der Planetenbahnen.“ — Wir haben gesehen, wie er es anfieng, um den beiden ersten Fragen zu genügen. Er hatte auch hier mehrere Versuche gemacht, die Geschwindigkeiten der Planeten mit

ihren Distanzen in Verbindung zu bringen, aber er war hierin mit dem Erfolge seiner Bemühungen selbst nicht sehr zufrieden. In dem fünften Buche seiner „*Harmonice mundi*“ aber, die i. J. 1619 erschien, sagt er: „Was ich vor zweiundzwanzig Jahren, als ich die fünf regulären Körper zwischen den Planetenbahnen fand, versprochen hatte; was ich schon glaubte, ehe ich die Harmonie des Ptolemäus gesehen hatte; was ich meinen Freunden schon in dem Titel des Buches (über die vollkommene Harmonie der himmlischen Bewegungen) versprach, das ich ihnen nannte, noch ehe ich meiner Entdeckung selbst sicher war; was ich noch sechszehn Jahre später als eine immer noch zu machende Erfindung ansah; das, weswegen ich nach Prag gieng und mich mit Tycho Brahe verband; und endlich das, dem ich den größten und besten Theil meines Lebens geopfert habe — das habe ich endlich gefunden und ans Licht gebracht, und die Wahrheit desselben auf eine Weise erkannt, die selbst meine glühendsten Wünsche noch übersteigt.“

Das Gesetz selbst wird in dem dritten Capitel des fünften Buches mit den Worten aufgestellt: „Es ist völlig gewiß und sehr genau, daß das Verhältniß von den periodischen Umlaufszeiten je zweier Planeten das *sesquiplicate* von dem Verhältniß der mittleren Distanzen, d. h., von den Halbmessern der Bahnen ist. Die Umlaufszeit der Erde z. B. beträgt ein Jahr, und die des Saturns dreißig Jahre. Wenn man aber die Kubikwurzel von der Zahl dreißig nimmt, und diese Zahl aufs Quadrat erhebt, so findet man genau das Verhältniß der mittleren Distanz der Erde und des Saturnus von der Sonne. Denn das Quadrat der Kubikwurzel von Eins ist 1; die Kubikwurzel von 30 aber ist etwas größer als 3, und daher das Quadrat dieser Wurzel auch etwas größer als 9. Saturn's mittlere Distanz von der Sonne aber ist ebenfalls nur etwas größer, als neunmal die Distanz der Erde von der Sonne.“ — Wenn wir nun zurücksehen auf die lange Zeit und auf die große Mühe, die Keppler zur Auffindung dieses Gesetzes verwendet hat, so scheint es uns, als müßte er blind gewesen sein, daß er dasselbe nicht schon viel früher gesehen hat. Sein Zweck war, so müssen wir voraussetzen, irgend einen Zusammenhang zwischen den Distanzen und den Umlaufszeiten der Planeten zu finden. Welche Art des Zusammenhanges aber, kann man sagen, ist einfacher und natürlicher als die, daß die eine dieser Größen wie irgend eine **Potenz** der anderen Größe sich verhalten soll? Das Problem einmal so gestellt, war also die Frage, welcher Potenz der Umlaufszeiten sind die I zen der Planeten proportionirt? Und darauf l die Antwort nun nicht schwer sein, daß die l zen der Potenz $^2/_3$ (oder daß sie der Kubik aus den Quadraten) der Umlaufszeiten pro nirt sind. — Allein diese erst hintendrein be Leichtigkeit der Entdeckungen ist eine Täus der wir in Beziehung auf gar manche der tigsten Dinge ausgesetzt sind. In Rücksic den gegenwärtigen Fall muß man zuerst l ken, daß die Verbindung mehrerer Größen, Hilfe ihrer verschiedenen Potenzen, nur von ausgehen kann, die mit den algebraische meln innig bekannt sind, und daß zu Ke Zeit die Algebra noch nicht in die Geometr geführt war, wo sie jetzt als eines der v lichsten Hilfsmittel bei allen mathematisch tersuchungen erscheint. Auch kann man setzen, daß Keppler seine **formellen** G immer nur auf dem Wege des **physische** sonnements zu suchen pflegte, und dieses auch wenn es nur unbestimmt und selbst haft war, bestimmte doch allein die Nat mathematischen Zusammenhangs, die er angenommen hatte. So wurde er in seinem *sterium*« durch seine Ideen von dem bewe Geist der Sonne unter anderen auf die maßung geführt, daß bei den Planeten d wachs der Umlaufszeiten das Doppelte v Differenz der Distanzen sei, und diese V setzung gab ihm, wie er sah, wenigste Annäherung an das wahre Verhältniß, all schien ihm selbst nicht genau genug, um s ihr zufrieden zu stellen.

§. 3. Entdeckung des ersten und des zw Gesetzes.

Die zwei ersten Gesetze Keppler's sind folgenden Worten enthalten: 1) die Bahn Planeten sind Ellipsen, in deren einem puncte die Sonne ist; und 2) die von dem Vector der Planeten beschriebenen Räum den Zeiten proportional.

Gelegenheit zur Entdeckung dieser zw setze gab der Versuch, die beobachteten gungen des Planeten Mars der alten epicyk Theorie anzupassen. Die Folge dieses Ve war die gänzliche Verwerfung der alten T und damit zugleich die Aufstellung der neue der **elliptischen Theorie** der Planet Auch war die Astronomie jetzt reif geword diese totale Metamorphose mit sich vornehi lassen. Denn nachdem Copernicus gezeigt daß die Bahnen der Planeten sich auf die

als auf ihren gemeinschaftlichen Mittelpunct beziehen, so entstand auch zugleich die Frage, welches die wahre Gestalt dieser Bahnen, und welches die wahre Bewegung jedes Planeten in dieser seiner Bahn sein möge? Copernicus suchte die Längen der Planeten, wie wir bereits gesagt haben, durch excentrische Kreise und durch Epicykel darzustellen; die Breiten derselben aber erklärte er sich durch gewisse Librationen oder durch ein Auf- und Niederschwanken dieser Epicykel. Wenn ein guter Geometer mehrere wahre und vollständige Ortsbestimmungen eines Planeten am Himmel erhalten könnte, so würde er daraus die Gestalt seiner Bahn und die Art seiner Bewegung in dieser Bahn, in Beziehung auf die Sonne oder auf die Erde, durch Rechnung ableiten können. Allein solche vollständige Ortsbestimmungen der Planeten sind uns unmöglich, da wir von der Erde nur die geocentrische Länge und Breite, nicht aber auch die Entfernungen der Planeten durch Beobachtungen bestimmen können. — Als daher Keppler sich anschickte, die wahren Bahnen der Planeten zu suchen, mußte er die beobachteten Längen und Breiten derselben unter verschiedenen Modificationen der epicyklischen Theorie mit einander vergleichen, und dieses Geschäft setzte er so lange fort, bis er endlich, am Ende aller seiner mißlungenen Versuche, sich entschloß, diese Theorie als unrichtig gänzlich zu verwerfen, und ihr eine neue, die elliptische Theorie zu substituiren. Bemerken wir noch, daß er bei jedem Schritt seiner langen und mühsamen Laufbahn, wenn seine alten Truppen, wie er sich in seiner bilderreichen Sprache ausdrückte, geschlagen wurden, neue Hilfsvölker herbeirief, oder daß er seine früheren Hypothesen, wenn er sie unhaltbar fand, sofort wieder durch neuere zu ersetzen suchte. Dies ist auch ohne Zweifel der wahre Weg, der zu Entdeckungen führt. Nur diejenigen gelangen zu dem Besitze neuer Wahrheiten, die von einem Puncte ihrer Erkenntniß zu anderen oft sehr entfernten lebhaft überspringen und sie mit jenen verbinden können, nicht aber die, die an jeder Stelle vorsichtig stehen bleiben und warten, bis sie von außen getrieben werden, weiter zu gehen.

Keppler vereinigte sich mit Tycho Brahe im Jahre 1600 zu Prag, wo er diesen mit Longomontan eifrig beschäftigt fand, die Theorie des Planeten Mars durch die von ihm angestellten Beobachtungen zu verbessern. Keppler warf sich sogleich mit aller Kraft auf denselben Gegenstand. Die Resultate seiner Arbeiten machte er im Jahr 1690 in seinem vortrefflichen Werke: *De Motibus stellae Martis* bekannt. In dieser, wie in allen seinen zahlreichen Schriften, erzählt er mit der größten Offenheit nicht nur seine gelungenen, sondern auch alle seine mißglückten Versuche; die verschiedenen Hypothesen, die er aufgestellt hat; die Wege, wie er zu ihnen gekommen ist, oder wie er den Irrthum derselben entdeckt hat, und die ganze lange Reihe von Entwürfen und Hoffnungen, von Niederlagen und Siegen, durch welche er endlich zu seinem Ziele gelangte.

---

14. Die uns zugewandte Mondoberfläche.

(*W. Beer* und *J. H. Mädler*, Der Mond [1837] S. 124—126, 132—135.)

§. 1. Schon dem bloßen Auge zeigen sich, am deutlichsten im Vollmonde, größere und kleinere graue Flecke, theils scharf getrennt vom reineren Mondlicht, theils allmählig in dieses übergehend und mit ihm sich vermischend. Man hat sie Meere genannt und in früheren Zeiten auch dafür gehalten, obwohl schon Hevel, der diese Benennung zuerst bestimmt einführte, sich gegen weitere daraus gezogene Schlüsse verwahrt und sie nur deshalb so nennt, „weil er sie mit nichts Anderem besser zu vergleichen wisse.“ Spätere Untersuchungen zeigten aber immer deutlicher, daß wenigstens die Vorstellung einer allgemeinen Wasserbedeckung des Grundes hier nicht stattfinde. Denn Unebenheiten der verschiedensten Art ziehen durch sie hin; ihre Farbe ist nichts weniger als monoton und man bemerkt in ihnen leerstehende Tiefen, wie die Umrisse des Schattens deutlich zeigen. Wenn nun gleich hiermit noch nicht absolut behauptet werden soll, daß das Wasser, oder eine diesem ähnliche Flüssigkeit dem Monde gänzlich fehle, so geht doch hervor, daß wir unter Mare hier nichts anderes verstehen können als eine große graue, gegen ihre hellere Umgebung vertiefte und verhältnißmäßig ebene Fläche.

Völlig isolirt und von allen Seiten umschlossen finden sich auf der diesseitigen Mondhemisphäre

nur zwei von mäßiger Größe, das *Mare Crisium* und das *Mare Humorum.* Die größeren, wie das *Mare Serenitatis*, sind nur theilweise bestimmt begrenzt; denn nicht nur stehen sie, wie die Oceane unsrer Erde, unter einander in Verbindung, sondern auch gegen die helleren Landschaften mangelt eine Umrißlinie oft gänzlich. Dies ist besonders der Fall beim Mare Nubium, obgleich es der Mondmitte sehr nahe liegt, ferner beim Oceanus Procellarum, dem größten der uns sichtbaren. Auch zeigt sich nach den Rändern zu eine etwas geringere Differenz der Lichtstärke unter den Flächenstrichen, im Ganzen betrachtet.

§. 2. Die helleren Landschaften des Mondes sind fast ohne Ausnahme gebirgig, und die Berge des Mondes übertreffen die höchsten der Erde zwar nicht an absoluter Erhebung, wohl aber an Steilheit. Zuweilen, doch aber seltner als auf dem Erdkörper, bilden sich einfache Reihen mit einzelnen Gipfeln und kleinen Ausläufern, wie die Montes Hercynii und Cordilleras (Bergketten); gewöhnlicher aber zeigen sie sich in neben einander gelagerten breiten Massen mit tief einschneidenden oder auch ganz hindurchgehenden Querthälern, die jedoch nicht das Ansehen einer Durchspülung haben (Massengebirge). Oder es erhebt sich ein bedeutender Theil der Oberfläche über die umliegenden helleren sowohl als dunkleren Landschaften als Hochland empor (wie das der Alpen und Apenninen) und trägt dann auf seinem Plateau eine Menge der verschiedenartigsten Gebirgsformen, an einer Seite aber ein hohes Gebirg, welches mit gewaltigen Abstürzen sich plötzlich in die graue Ebene hinabsenkt (Randgebirg).

Der Apennin, das bedeutendste dieser Randgebirge, dessen Gipfel sich bis zu 18,000 Fuß erheben, ist (wie aus *Plutarchus de facie in orbe lunae* hervorzugehen scheint) schon von den Alten gesehen und für ein Gebirge gehalten worden. Es bildet zur Zeit der Viertel eine so bedeutende Protuberanz in der Nachtseite, daß eine Wahrnehmung mit scharfen unbewaffneten Augen keineswegs unglaublich erscheint.

§. 3. Was die Frage über Stromsysteme auf dem Monde betrifft, so steht diese in genauester Verbindung mit derjenigen über die Natur der großen grauen Flächen. Sind dies keine wirklichen Meere, so werden wir vergebens nach Flußgebieten ähnlich denen der Erde uns umsehen. Allein wir bemerken in allen diesen Flächen, auch außer den Ringgebirgen und den hellen glänzenden Kuppen, die man etwa für Inseln ansehen könnte, eine Menge flacher breiter Rücken, welche sie überall durchziehen und die sich gleichwoh größeren Theile nach an Farbe von den ti Gegenden durchaus nicht unterscheiden, wa wohl stattfinden müßte, wenn jene flache höhungen Land und das Uebrige Wasser Um die Zeit der Quadraturen nehmen sogar Flächentheile, die im Vollmonde zu den he Gegenden gehören, eine dunklere, den ganz gleiche Färbung an, obgleich sie gan schieden continental sind; ja es gibt Ber schaften, wie die große Hügelgegend nördli Schröter, die im Vollmonde noch dunkler a Mare selbst erscheinen, obgleich man, wei an die Lichtgrenze rücken, auf den ersten die Unmöglichkeit einsieht, daß sie zu den serbedeckten Theilen gehören könnten. lich kann aus der dunkleren Färbung eine gend durchaus auf keine Wasserbedeckun schlossen werden. Auf der jenseitigen Hal aber dürfte man die Meere wohl noch w erwarten, wenn sie auf der diesseitigen, wo der Zug der Erde ihre Bildung mehr als do günstigen mußte, nicht gefunden werden.

§. 4. Diese Betrachtungen stehen im ge sten Zusammenhange mit der bekannten über die Mondatmosphäre. Man hat für da sein einer solchen theils Beobachtungen an gen, theils andere Gründe geltend machen w Schröter will in der Nachtseite des Mondes mentlich längs dem dunkeln Rande, währen erleuchtete Theil nur eine schmale Sichel bi Spuren einer Dämmerung wahrgenommen h und er berechnet aus diesen Beobachtunge Dichtigkeit der Mondatmosphäre auf $^1/_{28}$ der rigen. — Melanderhjelm suchte theoretisc zeigen, daß die Dichtigkeit der Atmosphär der Oberfläche zweier Weltkörper sich wi Quadrate der Fallhöhen an diesen Oberfl verhalten müsse, was $^1/_{36}$ für die Dichtigkei Mondluft ergäbe; offenbar aber muß sein S auf die Bedingung beschränkt werden, daß ü haupt so viel Atmosphäre vorhanden ge sei. Die Tragkraft eines Magneten berec heißt noch nicht beweisen, daß an einem ge nen Magneten in einem gegebenen Momente lich so und so viel Last hänge. Aus der gemeinheit eines Weltäthers (widerstehe Mittels) aber läßt sich gewiß nichts der Art s ßen, so lange wir über die wahre Natur dieses w stehenden Mittels noch so gänzlich in Ungewi sind. Alles was man darüber sagen kann daß es noch unendlich viel dünner sei, als die leichteste und verdünnteste Gasart, w wir kennen. Nichts berechtigt uns zu der

g, daß es die Basis der Atmosphären aus- und diese selbst im Grunde weiter nichts, ielle Verdichtungen des Weltäthers wären. nosphäre der Erde kann gar wohl ihre ravitation bestimmte Grenze haben; wäre r auch nicht der Fall, bliebe das Mariotte- setz auch für die äußersten Entfernungen Strenge giltig, so würde z. B. auf halbem wischen Erde und Mond die Dichtigkeit atmosphäre durch einen Bruch

$$\frac{1}{1000000..........}$$

Anzahl der Nullen des Nenners über usend gienge! ausgedrückt werden. Wird f eine solche Basis eine Mondatmosphäre ollen?

Bessel hat gezeigt (s. dessen Berech- den Astron. Nachrichten Nr. 263), daß ei der größten Höhe, die man den Mond- an welchen die bedeckten Sterne ver- en, zugestehen kann (4000 Toisen), bei isten noch möglichen Annahme für eine Refraction bewirkte Differenz der be- en Mondhalbmesser[1]) (2'') und einer von rfläche bis zur Höhe von 4000 gleichblei- Temperatur von 0° R., also bei Annah- elche die möglichst günstigen für ßere Dichtigkeit der Mondatmosphäre sind, chtigkeit an der Oberfläche des Mondes 1/968 der Dichtigkeit unserer Luft betra- ne, wenn sie qualitativ dieser gleich ist. ch die Annahme anderer Gasarten, die g auf Strahlenbrechung untersucht sind, nderer Temperaturen, geben Resultate, obigen ähnlich sind, und das Sauerstoff- welches nach diesen Berechnungen noch lte Dichtigkeit herauskommt, gibt 1/863, einer Temperatur von — 240° R., 1/500. man nun noch den Umstand hinzu, daß ne, wenn sie in den dunkeln Mondrand , stets plötzlich und in ungeschwäch- anze verschwinden, so bleibt nichts an- rig, als dem Monde jede Atmosphäre, unsrigen in irgend einer Art vergleichbar bzusprechen.

Der Mond kann also keine Meere sowohl seine sichtbare als seine unsicht- nisphäre sind nach ihrem ganzen Umfange ental. Nichts berechtigt uns, die unbe- und unerforschlichen Regionen der an- ondhälfte willkürlich mit oceanischen oder ner für Formen, die sich in den bekann- len nicht finden, zu erfüllen, bloß des- eil sie auf der Erde angetroffen werden und uns unentbehrlich sind. Und ebenso wenig kann er, selbst wenn unsere Ferngläser nicht im Stande wären, uns vom Gegentheile zu überzeugen, Stromsysteme nach der Analogie seines Hauptplaneten haben.

Mit diesem eigenthümlichen Verhältniß stehen die Gebirgsformen im genauesten Zusammenhange. Die convexe Böschungsform, verbunden mit einer Steilheit, die auf der Erde nur an wenigen Puncten vorkommt, sind auf dem Monde vorherrschend. Böschungen von 45° und darüber gehören dort so sehr zu dem Gewöhnlichen, daß eine Mondkarte, nach dem Zahlenverhältniß der Lehmannschen Bergzeichnungstheorie dargestellt, ein überaus grelles Bild geben und nicht nur die helleren Flächentheile, sondern stellenweis selbst die Maren mit Felsenpartien überdecken würde. Nun aber ist die Dichtigkeit des Mondes nur wenig über die Hälfte (0,57) der Dichtigkeit der Erde; und es ist daher nicht wohl möglich anzunehmen, daß starre Felsenmassen dort häufiger als bei uns vorkommen. Gleichwohl würden selbst diese kaum im Stande sein, den Wirkungen der atmosphärischen und anderer Gewässer auf die Dauer zu widerstehen und sich in dieser Steilheit zu behaupten. Wir finden große Ringgebirge von so regelmäßiger Form nach innen und außen, wie sie sich bei den auf der Erde stattfindenden Einflüssen nie und nirgend erhalten könnte, sie waren also seit ihrer Entstehung frei von diesen Einflüssen. Die Bildung der Thäler, die auf dem Monde (wenn man die Kraterformen abrechnet) vergleichungsweise so selten, und dann in ganz anderen Verhältnissen als bei uns vorkommen, namentlich die gänzliche Abwesenheit aller nur einigermaßen bedeutenden Längenthäler muß jeden Terrainkundigen belehren, daß hier niemals Ströme flossen. Ebenso fehlt die Form der Stufenländer; der Abhang der Hochgebirge stürzt unmittelbar, gleich einer Mauer, nicht in ein ausgebildetes Thal, sondern in die Niederung hinab. Die Terrassenbildung ist nur im Innern der großen Ringgebirge gewöhnlich, sonst selten, und die vorhandenen sind meistens undurchbrochen. So zeigt unser Trabant, was unser eigner Planet uns nicht mehr zu zeigen vermag, die ursprüngliche Form seiner Gebirge.

[1]) Man kann den scheinbaren Durchmesser des Mondes sowohl durch directe Messung, als auch durch die Zeit erhalten, welche zwischen dem Eintritt und Austritt eines bedeckten Sternes verfließt. Fände nun eine Refraction statt, so müßte uns der

Stern am Mondrande später verschwinden und früher wieder erscheinen, als ohne dieselbe geschehen würde, der Durchmesser müßte also nach der letzten Methode **kleiner** gefunden werden; dies ist aber nicht der Fall. Die obige Annahm ist nur die Größe, um welche die Result Methoden **möglicherweise** noch von d heit abweichen können.

---

15. Die Nebelflecke und Nebelsterne.

(*A. von Humboldt*, Kosmos [1845] I. S. 86—89.)

Die Erfindung des teleskopischen Sehens hat seit drittehalb Jahrhunderten den späteren Generationen eine Macht verliehen, deren Grenze noch nicht erreicht ist. Die erste und allgemeinste Betrachtung im Kosmos ist die des **Inhalts der Welträume**, die Betrachtung der Vertheilung der Materie, des **Geschaffenen**, wie man gewöhnlich das Seiende und Werdende zu nennen pflegt. Wir sehen die Materie theils zu rotirenden und kreisenden Weltkörpern von sehr verschiedener Dichtigkeit und Größe geballt, theils selbstleuchtend dunstförmig als Lichtnebel zerstreut. Betrachten wir zuerst die Nebelflecke, den in bestimmte Formen geschiedenen Weltdunst, so scheint derselbe in steter Veränderung seines Aggregatzustandes begriffen. Er tritt auf, scheinbar in kleinen Dimensionen, als runde oder elliptische Scheibe, einfach oder gepaart, bisweilen durch einen Lichtfaden verbunden; bei größerem Durchmesser ist er vielgestaltet, langgestreckt, oder in mehrere Zweige auslaufend, als Fächer oder scharf begrenzter Ring mit dunklem Inneren. Man glaubt diese Nebelflecke mannigfaltigen, fortschreitenden Gestaltungsprocessen unterworfen, je nachdem sich in ihnen der Weltdunst um einen oder um mehrere Kerne nach Attractionsgesetzen verdichtet. Fast drittehalbtausend solcher **unauflöslichen** Nebelflecke, in denen die mächtigsten Fernröhre keine Sterne unterscheiden, sind bereits aufgezählt und in ihrer örtlichen Lage bestimmt worden.

Die genetische Entwickelung, die perpetuirliche Fortbildung, in welcher dieser Theil der Himmelsräume begriffen scheint, hat denkende Beobachter auf die Analogie organischer Erscheinungen geleitet. Wie wir in unseren Wäldern dieselbe Baumart gleichzeitig in allen Stufen des Wachsthums sehen, und aus diesem Anblick, aus dieser Coexistenz den Eindruck fortschreitender Lebensentwickelung schöpfen, so erkennen wir auch in dem großen **Weltgarten** die verschiedensten Stadien allmähliger Sternbildung. Der Proceß der Verdichtung, den Anaximenes und die g sche Schule lehrte, scheint hier gleichs unsern Augen vorzugehen. Dieser G des Forschens und Ahnens ist vorzugsv ziehend für die Einbildungskraft. Wa Kreisen des Lebens und aller inneren t Kräfte des Weltalls so unaussprechlich f minder noch die Erkenntniß des **Seins** des **Werdens**; sei dies Werden auch n vom eigentlichen Schaffen als einer-Thatl vom Entstehen, als »Anfang des Seins Nichtsein«, haben wir weder Begriff no rung) ein neuer Zustand des schon mate handenen.

Nicht bloß durch Vergleichung der denen Entwickelungsmomente, in denen gegen ihr Inneres mehr oder minder ve Nebelflecke zeigen, auch durch unmitte einander folgende Beobachtungen hat glaubt, zuerst in der Andromeda, später i Argo und in dem isolirten fasrigen T Orionnebels wirkliche Gestaltveränderung merken. Ungleichheit der Lichtstärke i gewandten Instrumenten, verschiedene unseres Luftkreises, und andere optisch nisse machen freilich einen Theil der als wahrhaft **historische** Ergebnisse z

Mit den eigentlichen vielgestalteten **flecken**, deren einzelne Theile einen u Glanz haben und die mit abnehmenden sich vielleicht zuletzt in Sterne concent sogenannten **planetarischen Nebel** runde, etwas eiförmige Scheiben in alle eine völlig gleiche milde Intensität de zeigen, sind nicht die **Nebelsterne** wechseln. Hier projiciren sich nicht etw Sterne auf fernem nebligem Grunde; dunstförmige Materie, der Lichtnebel bi Masse mit dem von ihm umgebenen Bei der oft sehr beträchtlichen Größe ihr baren Durchmessers und der Ferne, in aufglimmen, müssen beide, die plane

Nebelflecke sowohl als die Nebelsterne, ungeheure Dimensionen haben. Neue und scharfsinnige Betrachtungen über den sehr verschiedenen Einfluß der Entfernung auf die Intensität des Lichtes einer Scheibe von meßbarem Durchmesser oder eines einzelnen selbstleuchtenden Punctes machen es nicht unwahrscheinlich, daß die planetarischen Nebelflecke sehr ferne Nebelsterne sind, in denen der Unterschied zwischen dem Centralsterne und der ihn umgebenden Dunsthülle selbst für unser teleskopisches Sehen verschwunden ist.

Die prachtvollen Zonen des südlichen Himmels zwischen den Parallelkreisen von 50° und 80° sind besonders reich an Nebelsternen und zusammengedrängten, nicht aufzulösenden Nebelflecken. Von den zwei Magelhanischen Wolken, die um den sternleeren, verödeten Südpol kreisen, erscheint besonders die größere, nach den neuesten Untersuchungen, „als ein wundersames Gemenge von **Sternschwärmen**, von theils kugelförmigen Haufen von Nebelsternen verschiedener Größe, und von unauflöslichen Nebelflecken, die, eine allgemeine Helligkeit des Gesichtsfeldes hervorbringend, wie den Hintergrund des Bildes darstellen.“ Der Anblick dieser Wolken, des lichtstrahlenden Schiffes Argo, der Milchstraße zwischen dem Scorpion, dem Centaur und dem Kreuze, ja die **landschaftliche** Anmuth des ganzen südlichen Himmels haben mir einen unvergeßlichen Eindruck zurückgelassen. Das Zodiakallicht, das pyramidenförmig aufsteigt (ebenfalls in seinem milden Glanze der ewige Schmuck der Tropennächte), ist entweder ein großer zwischen der Erde und Mars rotirender Nebelring oder, doch mit minderer Wahrscheinlichkeit, die äußerste Schicht der Sonnenatmosphäre selbst. Außer diesen Lichtwolken und Nebeln von bestimmter Form verkündigen noch genaue und immer **mit einander** übereinstimmende Beobachtungen die Existenz und die allgemeine Verbreitung einer wahrscheinlich nicht selbst leuchtenden, unendlich fein zertheilten Materie, welche, **Widerstand leistend**, in dem Encke'schen und vielleicht auch in dem Biela'schen Kometen durch Verminderung der Excentricität und Verkürzung der Umlaufszeit sich offenbart. Diese hemmende ätherische und kosmische Materie kann als bewegt, trotz ihrer ursprünglichen Tenuität als gravitirend, in der Nähe des großen Sonnenkörpers verdichtet, ja seit Myriaden von Jahren, durch ausströmenden Dunst der Kometenschweife, als vermehrt gedacht werden.

II. Geologie*.

16. Die ältesten Weltansichten.

(*L. F. Kämtz*, in Ersch und Gruber's Encyklopädie, I. Sect. Theil 36 [1842] S. 368–370.)

Von den Vorstellungen, welche die alten Indier von der Erde hatten, ist uns nur wenig bekannt, poetische Vorstellungen wechseln mit guten Beschreibungen, aber, wie Bohlen bemerkt[1]), so sind viele Schriften, welche sich auf Geographie und Physik beziehen, noch nicht näher untersucht. Aber Abulfeda benutzte geographische Werke der Inder und gab ihnen sogar einen Vorzug vor denen der Griechen. Die Gelehrten scheinen nach Bohlen eine tiefere Einsicht in die Gestalt der Erde gehabt zu haben, welche sehr von der Volksansicht abweicht; so wird in den Jyotish, dem alten Kalender der Vedas, die Erde als ein Sphäroid betrachtet, dessen Durchmesser 1600 und Umkreis 5059 Yojanas enthält. Da nun der Yojana etwa $1\frac{1}{3}$ deutscher Meile gleich ist, so erhalten wir sehr nahe die wahre Größe; auch erwähnt bereits Strabo, daß die Inder der Erde die Gestalt einer Kugel geben. Davon weicht sehr die Ansicht des Volkes ab, von welcher uns Bohlen und K. Ritter[2]) Darstellungen gegeben haben.

Es wird danach die Erde unter dem Bilde einer Lotosblume gedacht, welche auf der Fläche des Oceanes schwimmt[3]). In der Mitte dieser Lotosblume, der Padma, erhebt sich der Fruchtknoten, Pistill, Meru genannt, als Hochland der Erde. Dieser Meru ist die Mitte der Erde. Dieser Berg, der ebenso hoch empor wie tief hinabreicht,

*) Und Geographie, aber als Naturwissenschaft, die physische und physikalische Geographie, Geognosie, Hydrographie, Atmosphärologie (Meteorologie) und Klimatologie, Phyto-, Zoo- und Anthropogeographie, Geohistorie u. s. w.

wird durch viele Sagen verherrlicht. In dem Gedichte *Mahabharata* heißt er der goldene Berg, wie die Sonne leuchtend und rauchlosem Feuer vergleichbar; an dessen Seiten liegen die reinen Zufluchtsörter, wo die glücklichen Menschen wohnen, die Gehänge, an denen die verschiedenen Stufen des Paradieses gedacht werden. Er ist vierseitig nach den Thibetanern, convex und geschwellt nach den Buddhisten, oder ein Kegel. Der Gipfel dieses Meru oder Su-Meru (d. h. schöner Mann) ist eine kreisrunde Fläche von unermeßlicher Ausdehnung, von Bergkränzen, Ilawradam, umgeben, um den sich Sonne, Mond und Sterne bewegen und auf welchem Bramah seinen Götterhof hält, weshalb er auch von allen anwohnenden Völkerschaften bis auf den heutigen Tag verehrt wird. Nach den vier Weltgegenden wird dieser Fabelberg durch metallene Wände verschiedener Art, von Gold, Silber, Kupfer, Eisen oder auch von edlen Steinen, gestützt, daher auch seine Gehänge von mancherlei Farben, roth, weiß, gelb, schwarz sind, wie die Meere, zu denen sich nach den vier Weltgegenden seine Hauptströme ergießen. Diese großen Ströme heißen nach Süden der Ganga und Sindhu (Ganges und Indus), aus denen nicht bloß reine, sondern auch unreine Völker das Wasser trinken; gegen Osten strömt der Sitâ, gegen Norden der Bhadra, nach Wilson wahrscheinlich der Irtysch, gegen Westen der Apara Gandica oder Chacschu, der Oxus der Alten, den die Anwohner seines oberen Laufes noch jetzt Cocsha nennen. Rund um den Meru liegen Bergreihen oder Seen, welche die ganze Erdfläche in sieben Gürtel oder Inseln (*dvipa*) theilen. Die südlichste dieser Dwipas umfaßt Indien oder Bharatakhanda, dessen äußerste Spitze Lanka oder Ceylon bildet; ihm gegenüber liegen die nördlichen Kuru (Nordländer, etwa Sibirien) und ebenso in Osten und Westen. Rings um die seeumgürtete Erde strömt der Ocean, dann folgt ein hohes Gebirge (Lokâloka) und darüber hinaus ist das Land der Finsterniß und die Wohnung böser Dämonen, besonders im dunkeln und niedrigen Süden, wo als eine Art Gegenpol des erhabenen Meru (Su-Meru), der niedrige Meru (Ku-Meru) und das Reich des Todtenrichters Yama sich befindet. Die Nachbarländer Indiens scheinen völlig unbekannt, wenn auch durch Wallfahrer einige Kunde vom hohen Norden sichtbar wird, desto besser aber kennen die alten Schriften ihre eigene Heimath: selbst die Eigenthümlichkeit der Luftspiegelung in den Sandwüsten ist bekannt und konnte nur durch Pilger bemerkt werden. Nach Ritter ist offenbar in dieser ganzen Darstellung des Erdbaues von Asien nicht zu verkennen, daß die Ein
Hauptidee vom gemeinsamen asiatischen
lande und seinem Einflusse auf das ganz
nent derselben zum Grunde liegt. Der Mer
ganze Plateau der hohen Tatarei und Thib
hiernach richtet sich das Uebrige in der
Ausführung. Denn im Süden und Nord
Meru oder Hochlande streichen von Ost
Westen je drei und drei Bergketten in p
Richtung, wodurch nun sammt den Land
im Norden und Süden und dem Meru in d
sieben Zonen als Haupteintheilungen der E
Norden nach Süden gebildet werden,
ganze feste Land Asien die natürliche
eintheilung seiner Landschaften erhält.

Wenig läßt sich von den geographischen
nissen der Hebräer sagen; wir erfahren
nur Einiges über die Sitze der westasi
Völker, und wenn ihre Nachrichten weite
so scheinen sie zum Theil die Nachrich
den Phöniziern entlehnt zu haben, von de
leider keine unmittelbaren Nachrichten hab
welche mit großer Eifersucht einen jede
den verhinderten, in ihre Fußtapfen zu
worin ihnen auch später die Karthager fo

Moses erklärt sich weder über den allg
Bau der Erde, noch über den Lauf der
und Flüsse. Von Bergen werden nur vorz
der Sinai und Ararat erwähnt, letzterer wo
tisch mit dem gleichnamigen Berge im
Armenien. Alle Nationen des westlichen
werden von ihm auf drei Familien zurückg
die des Sem, Ham und Japhet[4]); schwe
es aber sein, in der Bezeichnung ihrer S
Stellen aufzufinden, an denen sie wohnte
Gesichtskreis des Moses scheint sich im
bis zum schwarzen Meere zu erstrecken,
wohnten wohl die Gog und Magog. Ob
schisch das Tarsus der Cilicier sei, läßt si
entscheiden, das gleichnamige Land abe
welchem zu Salomon's Zeiten Phönizier un
von dem Hafen Eziongeber ausfuhren,
nach den Bemerkungen von Gosselin[5]) ni
das offene Meer zu bedeuten. Ebenso we
sich etwas über Ophir sagen, wahrschein
dieses in Indien. Deutlicher tritt die Ve
schaft der vorder- und mittelasiatischen
aus der in der Bibel gegebenen Stammta
vor. Lebhafter Handelsverkehr durch Ka
verband entfernte Gegenden, und die
Kriegführung, Ueberrumpelung durch P
war ebenso wie noch jetzt bei den räub
Stämmen.

Die Geographie der ältesten Griechen

sten aus den Gedichten Homer's kennen. childe, welchen Vulkan für den Achil- iedet hatte, und welcher im 18. Ge- liade beschrieben wird, finden wir eine ; der ganzen Erde. Diese wird dar- eine auf allen Seiten von dem Ocean Scheibe dargestellt[7], welchen sich Ho- uß vorstellt, eine Vorstellung, die wir r Folge sehr oft bei Dichtern wieder- Hesiodus[8]) beschreibt sogar die am Ende der Erde liegenden Quellen die- s. Dieses Erdenrund war mit einer hung bedeckt, unter der die Gestirne Volken getragenen Wagen rollen; am eg die Sonne aus dem östlichen Ocean, ı Abende im westlichen unter, und ein ı gearbeitetes Schiff brachte sie wäh- Nacht von Westen durch Norden gegen ıck. Unter der Erde befand sich der in welchem die Titanen lebten, wohin ıde noch die Strahlen der Sonne ka- ußerhalb der Grenzen der Erde, wo el anfieng, lag das Chaos, welches Göttern furchtbar war[10]); die Erde den Vorstellungen Homer's durch das ägäische und mittelländische Meer in e getheilt, den nördlichen und den süd- lchen Anaximander später die Namen ıd Asien beilegte. Diese Eintheilung h mit manchen Modificationen bis zu des Eratosthenes, und daher sahen so Schriftsteller den Phasis für die Grenze a und Asien an: man glaubte, dieser ınde das schwarze und östliche Meer s die Meerenge des Hercules das mit- e Meer mit dem westlichen Ocean. He- elcher den Nil (*Aegyptus* bei Homer) ritte Verbindung zwischen dem Mittel- l dem Ocean hielt, gab der Idee eines ·lttheiles, Lybien, den Ursprung, jedoch später Herodot Asien und Lybien für s Europa. In der Mitte der Erdscheibe ıenland mit seinen Inseln. Im Norden bene der Pelasger[11]). Die Grenze der riechen bewohnten Länder bildete gegen er Peneus. Die Insel Scheria (Corfu) Homer schon außer Griechenland und ıachbarin des Oceanes[12]). Die südliche liens lag am Ende der civilisirten Welt, Meerenge, wodurch Sicilien von Italien n wird, bildete den Eingang in die fabel- lt; daher wird Sicilien mit vielen Wun- estattet, doch ist es auch das Land, aus die Griechen ihre Sclaven erhielten. Westlich von Sicilien ist das eigentliche Land der Fabeln. Das Mittelmeer selbst erstreckt sich so wenig nach Westen, daß Ulysses nur einen Tag gebrauchte, um von der Insel Circe zum Eingange des Oceanes zu kommen, eine Vorstellung, wel- che auch lange nachher beibehalten wurde. Was von den westlich liegenden Ländern der Cimme- rier, und im Ocean von dem Lande der Glück- lichen (Elysium) gesagt wird, beruht wahrschein- lich auf dichterischen Fictionen; vielleicht waren es auch dunkle Nachrichten, welche sich auf den Bernsteinhandel der Phönizier bezogen. Aber die Nachrichten von jenen glücklichen Inseln und den darauf lebenden Makrobiern waren zu reizend, als daß man es nicht hätte versuchen sollen, sie in der Folge allenthalben zu suchen. Ebenso wenig läßt sich über die Hyperboreer und die riphäischen Berge sagen, auch diese wurden allen- thalben gesucht, und Herodot[13]) bedauert sehr, nichts von den Hyperboreern entdeckt zu haben. Eben so wenig läßt sich etwas von der Lage des zuerst von Hesiod genannten Eridanus sagen. Die Idee von diesem Flusse, der sich in den Ocean ergoß, nachdem er das Land der Celten durch- flossen hatte, erhielt sich im ganzen Alterthume. Bald sollte es der Po, bald Rhone, bald Rhein sein.

In Asien kannte Homer genau die Gegenden, in denen der trojanische Krieg geführt wurde, alle spätern Untersuchungen haben diese Genauig- keit in das hellste Licht gesetzt; ganz dasselbe gilt von den benachbarten Ländern. Erst gegen das äußerste Ende des schwarzen Meeres wird die Geographie Homer's wieder fabelhaft; die Ama- zonen, Kolchis u. s. w. zeigen, daß der Verkehr nach jenen Gegenden unbedeutend war. Ebenso kennt Homer die Küsten Kleinasiens, wo Pelasger und Mäonier wohnten, deren Wohnsitze erst spä- ter von den Joniern besetzt wurden. Auch die Werke der Sidonier werden gerühmt[14]). Von Aegypten hatte Homer ebenfalls einige Begriffe. Er rühmt die Kenntnisse seiner Bewohner, na- mentlich in der Medicin, und erwähnt Theben mit seinen hundert Thoren, sowie den Nil. Sehr weit aber scheint sich nach seiner Vorstellung Afrika nicht gegen Westen erstreckt zu haben. Aber eine Reise nach Aegypten schien eine der größten Unternehmungen, zu welcher Menelaus acht Jahre gebrauchte[15]). Auch der ferne Osten und Süden wurden mit fabelhaften Erzählungen angefüllt. Hier wohnten die Aethiopier, von denen ein Theil gegen den Aufgang, der andere gegen den Untergang der Sonne gerichtet ist[16]).

Etwas abgeändert, jedoch im Ganzen mit dem

Gegebenen übereinstimmend, erscheint die Geographie im Zuge der Argonauten, und nur aus den unrichtigen Vorstellungen der Alten von der Erde lassen sich mehrere Thatsachen auf diesem Zuge erklären.

In den folgenden Jahrhunderten erweiterten die Griechen ihre Kenntnisse, besonders durch die Anlegung der Colonien. Die Milesier und Megarenser legten deren am schwarzen Meere an, Korinth in Sicilien und Groß-Griechenland. Später wurden Sardinien, Corsica und das südliche Frankreich von den Phocäern besucht und Koläos von Lemnos segelte um 780 v. Chr. durch die Säulen des Hercules ins atlantische Meer, wozu er vielleicht Nachrichten und Charten von den Phöniziern erhalten hatte. Die erste Charte von Griechenland soll Anaximander von Milet verfertigt haben[17], die in der Folge von Hekatäos verbessert wurde, aber jedenfalls sehr unrichtig war, da Anaximander die Erde als einen Cylinder ansah.

Durch Herodot (450 v. Chr.) wurden die geographischen Kenntnisse der Griechen schnell erweitert. Er war wahrscheinlich Kaufmann und wußte sich vorher völlig unbekannte Wege zu eröffnen. Er kam bis zu den Päoniern, wahrscheinlich im heutigen Serbien, besuchte die griechischen Colonien am Pontus Euxinus, durchwanderte einen Theil des südlichen Rußlands zwischen Borysthenes und Phasis; kam nach Babylon und Susa, und zog hier Nachrichten über Persien ein. Aegypten lernte er ebenfalls kennen und zum Theil die Karavanenstraßen, welche von hier ins Innere Afrika's gehen. Ebenso besuchte er Groß-Griechenland. In Tyrus scheint er mit eifersüchtigen Augen angesehen worden zu sein, da seine Nachrichten über Phönizien unbedeutend sind. So groß seine Kenntnisse auch waren, und so sehr sie die seiner Zeitgenossen übertrafen, so vereinigte er sie doch in kein System; nur das geht aus seinen Beschreibungen hervor, daß ihm die Welt nach den herrschenden Vorstellungen zu klein war; auch bemerkt er, es sei ihm unmöglich gewesen, den Oceanfluß zu finden. Er kennt die Grenzen Asiens gegen Süden, indem Darius eine Flotte vom Indus bis zu den Grenzen Aegyptens schickte, aber die Umschiffung Afrika's zieht er in Zweifel. Bei ihm finden wir die erst richten vom kaspischen Meer, welche v tiger waren, als das, was spätere Ge darüber gesagt haben. Er kennt die a delsstraße von Indien nach Europa d kaspische Meer.

In die Zeit Herodot's fällt wahrschein die Reise des Karthagers Hanno, welche Westküste Afrika's nach Süden fuhr, neue Colonien anzulegen[18], und welchei ner Rückkehr einen Bericht in einen Te graben ließ, der später ins Griechische wurde. Genau lassen sich die von ihm benen Gegenden nicht bestimmen. G glaubt, der südlichste Punct sei das V Nun gewesen. Malte Brun[20]) ist der daß in dem Berichte von zwei Reisen sei, und daß er bis zur Weihrauchküste men sei. Er ist um so mehr dazu ge Himilkon um dieselbe Zeit bis Albion Zinn gefunden wurde, also Cornwallis; k Karthager aber so weit nach Norden, wahrscheinlich, daß sie auch nach Sü dringen konnten.

1) Das alte Indien II. 209.

2) Erdkunde II. 5.

3) Ritter a. a. O. Nach Bohlen wird als eine gerundete Fläche gedacht, welc ner Schildkröte oder vier Elephanten r alte Indien II. 210. I. 222.

4) 1 Mos. 10, 2—4.

5) *Recherches sur la géographie ancienne* Vergl. Wahl's Indostan I. 203.

6) Habakuk 1, 69. — 7) *Ilias* XVIII. 6

8) *Theogonia* 775. — 9) *Ilias* VIII. 16.

10) *Hesiod. Theog.* 736. — 11) *Ilias* II. 6

12) *Odyss.* VI, 8. — 13) *Herodot.* IV. 32

14) *Ilias* VI. 289. VIII. 741.

15) *Odyss.* III. 73. XIV. 257.

16) *Odyss.* I. 22—26. V. 282. *Ilias* I. 42 206. — 17) *Diog. Laert.* II. 1.

18) Hannonis Periplus in Hudson's *Geog min.* I.

19) *Rech. sur la Géogr. anc.* I. 61.

20) Geschichte der Erdkunde I. 102.

17. Die grossen Entdeckungen im XV. und XVI. Jahrhundert.

(Dasselbe Buch, S. 379—382.)

Die Schifffahrt hatte sich bis dahin nur bis zum Cap Nun an der Westküste Afrika's erstreckt; was jenseit dieses für die Seereisenden so gefährlichen Vorgebirges lag, war unbekannt. Gilianez gieng 1433 weiter. Während der Stürme, welche seine Reise so sehr verzögerten, landeten Johann Gonzalez Zarco und Tristan Vaz an den Inseln Porto Santo und Madera. In den großen Waldungen der letzteren Insel gründeten die Portugiesen ihre erste Colonie; Menschen, zahme Thiere, Zuckerrohr und Wein wurden dahin verpflanzt. Um dieselbe Zeit scheinen auch die Azoren entdeckt zu sein. Gonzalo Velho Cabral landete 1432 an der Insel Santa Maria und bis 1450 wurden die übrigen der Gruppe entdeckt; noch fehlt es an genauen Zeitangaben. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß diese Inseln vor Ankunft der Portugiesen unbewohnt waren; ja es soll nicht einmal ein vierfüßiges Thier vorhanden gewesen sein. Indessen sind auf mehreren Charten des 14. Jahrhunderts Inseln in jenen Gewässern. Die karthaginiensischen und cyrenäischen Münzen, welche auf Corvo gefunden sind, scheinen für eine ältere Bekanntschaft mit ihnen zu sprechen, obgleich andere es für möglich halten, daß Araber, und selbst Normannen, die von einem afrikanischen Heerzuge zurückkamen, die Münzen dahin gebracht haben. Anfänglich hielt man diese Inseln für die Antillen des Marco Polo, und Martin Behaim zeichnete auf seiner Charte westlich von ihnen die Küste von Cathai.

Indessen dauerte der Krieg mit den Mauren jenseit des Vorgebirges Bojador fort. Im J. 1442 sah man in Lissabon die ersten schwarzen Sclaven, welche die Muhammedaner als Lösegeld für einige ihrer Mitbürger gegeben hatten. Im J. 1445 drangen die Portugiesen bis zum Senegal, wo sie die ersten heidnischen Neger fanden. Im J. 1456 entdeckte Aloysio de Cadamosto in Gesellschaft einiger Genueser die Inseln des grünen Vorgebirges. Bald nachher erreichte Peter von Cintra zuerst die Küste von Guinea und fuhr bis ans Vorgebirge Mesurado. Auch als Prinz Heinrich 1463 gestorben war, behielten die Portugiesen denselben Hang zu Entdeckungen. Besonders trug dazu die afrikanische Handelsgesellschaft Vieles bei, welche das Recht hatte, ganz allein nach den Gegenden zu handeln, welche südlich von Sierra Leone lagen. Im J. 1472 wurden die Inseln St. Thomas und Annabon entdeckt, von denen namentlich die erstere von verwiesenen Juden bebaut wurde, welche sich dabei der Negersclaven bedienten. Bald nachher fand Diego Cam den Zairefluß, dessen Nachbarschaft er durch Errichtung eines steinernen Kreuzes für Portugal in Besitz nahm, woher der Name Rio Pedrao bei Martin Behaim stammt. Alfonso d'Aveira entdeckte zu derselben Zeit Benin und brachte von daher Pfeffer nach Lissabon. Hier hörte er, daß 250 Meilen östlich von diesen Gegenden ein christlicher Fürst wohne, und es wurde nun der Priester Johann dahin versetzt. Um diese Zeit begann in Portugal lebhafter der Handel mit Negersclaven.

Nach mancherlei Beschwerden erreichte Bartholomäus Diaz im J. 1486 die südliche Spitze von Afrika, welcher Johann II. den Namen des Vorgebirges der guten Hoffnung gab, da er es jetzt nicht mehr für unmöglich hielt, Afrika zu umschiffen. Schon früher hatte dieser König zwei Mönche nach Jerusalem geschickt, um von den hier anwesenden Pilgern Nachrichten über den Priester Johann einzuziehen, aber ihre Unkenntniß der arabischen Sprache vereitelte diesen Plan. Darauf giengen Peter Covilham und Alfonso de Paira nach Alexandrien, um dort Nachrichten über die entfernten Gegenden einzuziehen. Covilham gieng nach Suez, dann besuchte er Goa, Calicut und die Goldminen von Sofala in Afrika. Paira war inzwischen nach Habessinien gegangen, aber daselbst gestorben. In Folge der Berichte von Covilham und derer, welche zwei portugiesische Juden gaben, die sich lange in Ormus und Calicut aufgehalten hatten, wurde man überzeugt, daß südlich von Afrika ein Land läge, und so wurde Vasco de Gama 1497 beauftragt, auf diesem Wege Indien zu suchen; zugleich wurde er beauftragt, mit dem Priester Johann ein Bündniß zum Schutze des Handels gegen Araber und Mauren zu schließen. Nachdem er das Cap doublirt hatte, besuchte er einen Theil der Kafferküste (Natal), entdeckte, ohne Sofala zu berühren, Mozambique, wo er in Mombaze eine arabische Colonie fand; von hier gieng er nach Melinde, wo großer Luxus herrschte, der Handel blühete und er Steuermänner fand, welche ihn weiter führten. Im J. 1498 landete er zu Calicut an der Küste Malabar, seine Gefährten giengen nach verschiedenen Häfen, und es wurden dadurch die Größe und Wichtigkeit Indiens bekannter.

Erst die Nachfolger Gama's vervollständigten

unsere Kenntnisse von der Ostküste Afrika's. Peter Alvarez Cabral kam 1500 nach Quiloa, der Hauptstadt eines mächtigen arabischen Königreiches an der Küste Zanguebar. Albuquerque entdeckte 1503 die Insel Zangibar in der Nähe von Mombaze, und hier, sowie an verschiedenen andern Puncten, wurde Tribut erhoben. Tristan d'Acunha untersuchte 1508 die Insel Madagaskar, wo er arabische Colonisten traf. Um dieselbe Zeit landeten andere portugiesische Seefahrer an der Küste Ajan, womit die Araber alle Länder zwischen dem Quilmance und dem Cap Guardafui bezeichnen, wo Magadoxo einen sehr lebhaften Handel trieb. Als Albuquerque die Araber 1513 aus Aden vertrieben hatte, wurde das rothe Meer besucht.

Auch die Kenntniß von Asien wurde um dieselbe Zeit sehr erweitert. Nachdem Vasco de Gama in Calicut gelandet war, verbreiteten sich die Portugiesen sehr schnell an der Westküste Hindostans bis an den Meerbusen von Camboge. Im J. 1510 eroberte Albuquerque Goa in Decan, welches späterhin der Mittelpunct der portugiesischen Besitzungen wurde: außerdem wurde nach eine große Zahl anderer Puncte besetzt. Im J. 1514 kam Johann von Silveira in Bengalen an. Die Küste Coromandel wurde weniger besucht. Ebenso wurden die benachbarten Inseln aufgesucht. Im J. 1512 wurde Simon d'Andrade nach den Maldiven verschlagen, die wegen ihrer Kokosnüsse bald berühmt wurden. Seit 1506 hatten sie Ceylon besucht und Colombo erbaut, von wo aus bald die Herrschaft über die ganze Insel erlangt wurde. Lopez Sequeira gieng 1509 nach Malakka und dieses wurde 1511 von Albuquerque erobert. Dann wurden Siam und Pegu bekannt. Im J. 1516 landete Ferdinand Perez in China, wo es nicht mehr erlaubt wurde zu landen, sondern die Portugiesen mußten ihre Waaren auf der Insel Tamon absetzen: ein Gesandter, welcher bald darauf nach Peking gieng, wurde nicht zur Audienz gelassen: er starb mit seinen Begleitern zu Canton im Gefängnisse. Seit 1511 durchkreuzten portugiesische Schiffe den ganzen Archipel östlich von Indien. Sumatra wurde genauer untersucht: 1513 Borneo gefunden: seit demselben Jahre lebhafter Verkehr mit der Nordküste Java's: im J. 1511 die Molukken, 1521 Celebes untersucht. Indessen war der Verkehr mit diesen östlichen Inseln sehr unbedeutend, da die Bewohner allen Umgang mit Fremden mieden. Im J. 1542 entdeckte Antonio de Mota Japan, wo die Portugiesen gut aufgenommen wurden, und wo die Jesuiten bald ihre Arbeiten anfiengen.

Während Portugal die Kenntnisse des Ostens erweiterte, wurde Spanien gleichsam unwillkürlich durch die klugen Projecte eines Ausländers nach Westen zu ähnlichen Großthaten hingerissen. Christoph Columbus, der Sohn eines genuesischen Schiffers, seit seiner Jugend mit dem Meere vertraut, mit einem wohlgebauten, festen Körper, hatte durch eifriges Studium der nautischen Wissenschaften richtigere Ansichten von dem Bau der Erde, als die meisten seiner Zeitgenossen. Ueberzeugt von der Kugelgestalt der Erde, vielleicht auch bekannt mit den früheren Reisen der Normannen, führten ihn die Entdeckungen der Portugiesen zu dem Gedanken, nach jenen reichen Ländern Indiens gebe es nach einen Weg nach Westen. Da die älteren Charten dem Festlande Asiens nach Osten eine viel zu große Ausdehnung gaben, so glaubte er, die Reise auf diesem Wege sei sehr kurz. Voll von dieser Idee bot er zuerst seinem Vaterlande seine Dienste zu diesem Unternehmen an: von Genua zurückgewiesen, wendete er sich nach Portugal: auch hier abgewiesen, gieng er nach Spanien, während sein Bruder Bartholomäus in derselben Absicht zu Heinrich VII. von England gieng. Zum Theil von dem vornehmen spanischen Pöbel in den Umgebungen des Königs verlacht, verfolgte er seine Idee mit Beharrlichkeit: aber erst nach acht Jahren war es möglich, die nöthigen Mittel zu erhalten. Kaum ist wohl je eine Expedition erbärmlicher ausgerüstet worden. Nur 90 Mann, auf drei kleine Fahrzeuge vertheilt, wurden ihm zugestanden, und mit ihnen verließ er am 3. August 1492 den Hafen Palos. Bei den canarischen Inseln trat er in ein ihm völlig unbekanntes Meer, aber bald verlor seine Mannschaft den Muth. Die Magnetnadel zeigte Abweichung, was Columbus aus einer Verrückung des Polarsterns ableitete: die beständigen Ostwinde, welche er hier zuerst kennen lernte, machten seine Begleiter unruhig, indem sie glaubten, sie würden keine günstigen Winde für die Rückreise antreffen; als die Expedition durch das Sargassomeer gieng, stieg die Unruhe immer mehr: dazu die lange Dauer der Reise. Columbus beschwichtigte seine Leute zum Theil dadurch, daß er eine falsche Schiffsrechnung führte, nach welcher die Entfernung von Europa nicht so groß erschien. Mehrmals wollten seine Leute umkehren, und es schienen ernstliche Meutereien ausbrechen zu wollen. Als er aber am 7. October zuerst das westliche Land durch ein sich dort hin und her bewegendes Licht entdeckte, da sah dieser zaghafte Pöbel sofort mit Verehren an dem so eben verwünschten Ausländer als ein überirdisches Wesen hinauf und bat knieend um Verzeihung. Am folgenden Tage stieg er auf der Insel Guanahani, einer der

Lucaien, ans Land, nannte sie St. Salvador und nahm davon im Namen des Königs Ferdinand von Castilien förmlich Besitz. Sein Betragen machte ihm die Bewohner geneigt, und zum Theil durch deren Hilfe wurde es ihm möglich, binnen wenigen Wochen noch acht benachbarte Inseln zu entdecken. Am 27. October lief er in dem Flusse Lima auf der Nordostküste von Cuba ein. Als er diese Insel umfuhr und an der Südküste hinsegelte, erblickte er am 3. December die Berge von Hayti, und am 4. December legte er sich daselbst im Hafen St. Nicolas an dem Nordwestcap vor Anker; die Insel nannte er wegen der Aehnlichkeit ihres Klima's mit dem von Spanien, Klein-Spanien (*Hispaniola*).

Nachdem Columbus diese wenigen Puncte eines westlich von Europa gelegenen Landes gefunden hatte, kehrte er nach Europa zurück. Seine Ankunft in Spanien glich einem wahren Triumph; bald erkannte man, daß er nicht sowohl einen neuen Weg nach Ostindien, als vielmehr eine völlig neue Welt mit neuen Menschenracen, neuen Producten und goldenen Schätzen gefunden habe. Spanien wachte mit Eifersucht darüber, die Früchte dieser wichtigen Entdeckung allein zu genießen. Portugal vermuthete, daß diese Länder mit Ostindien zusammenhiengen, welches von ihm nach so vielen Anstrengungen erreicht war. Zwischen beiden Ländern entstand ein Streit, welcher jedoch binnen Kurzem durch den Papst beigelegt wurde. Alexander VI. erließ im Mai 1493 eine Bulle, in welcher er vermittelst einer Linie, die von einem Pole zum andern gieng und 100 Meilen westlich von den canarischen Inseln gezogen wurde, die Grenzen zwischen den auswärtigen Besitzungen der Spanier und Portugiesen bestimmt werden sollten; späterhin kamen beide Mächte darin überein, daß diese Linie noch 300 Meilen weiter westlich gelegt werden sollte. Mit Recht wirft dabei Paw die Frage auf, wie wohl Europa eine Bulle des großen Lama von Tibet aufnehmen würde, wodurch dieser einem Kalmückenführer Spanien oder Italien schenkte, weil es von einem seiner Leute entdeckt wäre.

Columbus bereitete sich indessen zu einer zweiten Reise vor. Am 25. September 1495 verließ er den Hafen von Cadiz. Im November war der größte Theil der Antillenreihe entdeckt, im Juni 1496 kehrte er nach Spanien zurück, um sich gegen mehrere Verleumdungen zu vertheidigen.

Indessen hatten andere Mächte große Lust, an dem Vortheile dieser Entdeckungen Theil zu nehmen, und namentlich trat England in die Schranken. Als Bartholomäus Columbus nach England gieng, wurde er unterwegs von Seeräubern gefangen genommen; aus der Gefangenschaft entflohen, kam er in England in so dürftigen Umständen an, daß er sich einige Zeit mit dem Zeichnen von geographischen Karten so viel verdienen mußte, um sich mit Anstand bei Hofe einführen zu lassen. Heinrich VII. war sogleich bereit zu einer Unterstützung, allein gerade damals hatte Christoph bereits von Isabellen die Mittel zur Reise erhalten. Indessen suchte Heinrich diesen Zufall zu seinem Nutzen gut zu machen. Er schickte 1496 den Venetianer Sebastian Cabot, welcher in Bristol lebte, nach Westen, und im folgenden Jahre machte er eine zweite Reise. Er entdeckte Labrador und Newfoundland, sowie einen großen Theil der Küstenstrecke bis Florida. So also wurde von ihm zuerst das Festland gefunden. Columbus entdeckte dieses erst später, denn erst auf seiner dritten Reise entdeckte er am 1. August 1498 die Insel Trinidad an der Mündung des Orinoco; die gewaltsame Strömung, mit welcher die Gewässer dieses mächtigen Flusses gegen das Meer meilenweit hinausgetrieben wurden, ließen ihn ahnen, daß er es mit einem großen Lande zu thun habe. Er verfolgte nun die Küste bis in die Gegend von Cumana, und kehrte hierauf, durch Kränklichkeit genöthigt, nach Domingo zurück. Schon früher hatte Americus Vespucius das Festland gefunden, obgleich diese Thatsache zweifelhaft erscheint; bestimmter ist, daß derselbe in den J. 1501—1503 Brasilien entdeckte, an dessen Küsten bereits Cabral im J. 1500 durch einen Sturm geworfen war. Er gab ihm den Namen des heiligen Kreuzes und verfolgte die Küste von 5—17 Grad südlicher Breite. Erst 28 Jahre später gab ihm der Engländer John Hawkins den Namen Brasilien, von dem rothen, feuerfarbenen Holze. Im J. 1507 entdeckten die Spanier Pinzon und Diaz de Solis die Halbinsel Yucatan, und drei Jahre später erreichten Ojeda und Nicuessa die Landschaft Darien, 1518 Grivalva das Reich Mexico. Schon früher hatte Nugnez Balbao den Weg nach Peru angetreten und auf diesem sah er 1513 den großen Ocean, welchen er im Namen seines Königs in Besitz nahm.

So hatte man auch das stille Meer, welches Columbus so sehnlich gesucht hatte, gefunden. Ferdinand Magelhaens, ein Portugiese, fuhr nun zuerst um die Erde. Von Portugal für seine großen Verdienste in Ostindien mit Undank belohnt, trat er in die Dienste Carl I. von Spanien und bot diesem an, einen Weg nach den Molukken durch oder um Südamerika zu suchen. Am 10. August 1519 trat er die Reise an; er überwinterte

in dem von ihm am Ende von Südamerika entdeckten Hafen St. Julian, und lernte hier die kolossalen Patagonier kennen. Am 21. October 1520 erreichte er bei einem Vorgebirge, welches er nach den 11.000 Jungfrauen benannte, den Eingang in die nach ihm benannte Straße; alle seine Gefährten hielten diese Meerenge nur für eine tiefe, aber verschlossene Bucht, während er überzeugt war, daß hier eine Durchfahrt in den großen Ocean vorhanden wäre; mehrere frühere Meutereien hatte er schon mit der Hinrichtung der Rädelsführer gedämpft. Eins seiner Schiffe kehrte von hier nach Europa zurück, ein anderes legte den Weg durch die Straße bis in den großen Ocean zurück. Am 28. November erreichte die Expedition dieses Meer, welches von ihm wegen seiner Schifffahrt auf Stille den Namen des stillen erhielt. Auch noch jetzt wollte ein Theil seiner Leute zurückkehren. Ohne widrige Winde gieng die Reise ziemlich schnell von statten, aber die Lebensmittel wurden täglich elender. So segelte

er 3 Monate und 20 Tage, ohne etw
zu sehen, als zwei wüste Inseln, die
die andere in 15° S. Am 6. März 1
die Insel Juoaguana, Acaca und Set
Bewohner Alles nahmen, dessen sie
werden konnten, weshalb er sie I
(Ladronen) nannte. Einige Tage späte
er für Spanien den Archipel der Phili
30. März gieng er auf Magindanao
darauf besuchte er noch andere Inseln
am 26. April 1521, als er für den Köni
gegen den König von Matan kämpfte
mando folgten ihm Odoard Barbosa
Serrano, die aber bald darauf vom
Zebu ermordet wurden. Unter Pigaf
sie im Juni nach Borneo, und am 8
zu den Molukken, dem Ziele ihrer
verließen Timor am 11. Februar 1522
um das Cap, worauf sie am 7. Sept
in dem Hafen von St. Lucar ankamen
nach ihrer Rechnung erst der 6. Septe

---

18. A. von Humboldt's amerikanische Reise.

(Dasselbe Buch S. [illegible])

Die Reise von Alexander von Humboldt wurde im J. 1799 angetreten; als Gefährte begleitete ihn Aimé Bonpland. Ueber Teneriffa gieng er nach Cumana und blieb im J. 1800 in Neu-Andalusien, worauf er die Provinzen von Venezuela, Neu-Barcellona und das spanische Guiana durchstreifte. Hierauf wurden Rio Apure und Orinoco befahren, die Quellen des Rio Negro aufgesucht und die Verbindung der beiden großen Ströme Südamerika's erwiesen. Nach Cumana zurückgekehrt, gieng er nach Cuba und von hier nach Carthagena, später nach Santa Fé de Bogota und Quito, bestieg den Pichincha und Chimborazzo; nach einer beschwerlichen Reise über die Anden besuchte er den Amazonenstrom und später Peru. Von Lima segelte er nach Guayaquil, Acapulco und besuchte Mexico, segelte über Vera Cruz nach der Havannah und von hier über Philadelphia nach Europa, wo er 1804 ankam. Kein früherer Reisender hat die Erdkunde so gefördert: er hatte die Geduld, ein einzelnes Phänomen bis in's kleinste Detail zu verfolgen, aber auch das Talent, aus einzelnen Erscheinungen zugleich das Allgemeine herzuleiten und durch bewunderungswürdige Combinationen die verwickeltsten Naturgesetze aufzuhellen und in ihrer Einfach
stellen.

Nicht bloß die Geographie im engeren
dern alle Theile der Naturwissenschaft
mit der Geographie in Verbindung ste
aus diesem Unternehmen den größten
zogen. Die Pflanzengeographie wu
schaftlicher und ausführlicher
früheren Werken: die großartigen Eru
welche die Vulkane der Andenkette
zeigten, daß die damals herrschend
Werner's über die Bildung der Erd
allgemein gültig sein könne, und es
die neuere Lehre von der vulkanisch
der Gebirge, welche Humboldt mit sein
L. v. Buch vorzugsweise begründete;
von den Meeresströmungen wurde wi
licher behandelt, die regelmäßigen
Bewegungen des Barometers, sowie d
tung der Wärme auf der Erdoberfläche
Nur wenige Reisende können sich mit
nicht sowohl in Betreff der Größe des
Landstriches, als vielmehr in Betreff
tate ihrer Arbeiten vergleichen: am
ihm noch neuer Ansicht Hanns Gu

Saussure aus Genf, welcher in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die Gebirge seines Vaterlandes besuchte; ebenso wie Humboldt das Große und Kleine beachtete und in seinen Reisen durch die Alpen einen großen Schatz der schönsten Erfahrungen niederlegte und Gesetze aufstellte, die zwar öfter bezweifelt, zum Theil unbeachtet, durch Erfahrungen, welche ich fast ein halbes Jahrhundert später machte, auf das Vollkommenste bestätigt worden sind.

---

19. Werner's neptunische Erdbildungsansicht.

(*Fr. Hoffmann*, Hinterlassene Werke II. [1838] S. 92—94.)

Es bleibt uns übrig, auch von Werner's allgemeinen und so lange von vielen Forschern angenommenen Erdbildungsansichten zu sprechen, und da müssen wir vorläufig im Allgemeinen bemerken, daß er in denselben weit weniger glücklich gewesen sei, als in den eben berührten Verhältnissen. Die Ursachen davon liegen indeß auch sehr nahe.

Werner schöpfte seine Vorstellungsweisen von der Entstehung der Erdrinde und der auf ihr vorkommenden Unebenheiten aus dem Anblicke und der genauern Kenntniß einer Gegend, welche verhältnißmäßig nur sehr wenige auffallende Thatsachen zeigt, die den Gegensatz neptunischer und vulkanischer Gebilde hervortreten lassen und die nothwendig zur Vermeidung einer gewissen Einseitigkeit bei der Auffassung solcher Vorstellungen gekannt werden müssen. Als er sein System schuf, kannte er wohl kaum mehr als das Erzgebirge und einen Theil seiner nächsten Umgebungen, besonders an der Südost- und Nordwestseite. In diesen Gegenden aber zeigen sich überall in großen Erstreckungen nur Spuren einer sehr einförmigen, ruhigen und ununterbrochenen Ausbildung der einzelnen Gebirgsglieder. Störende Einflüsse, die Wirkungen gewaltsamen Eingreifens vulkanischer Kräfte, hatte er niemals zu beobachten Gelegenheit gehabt. Kein Wunder daher, daß er denselben bei Ausführung seiner Ansichten nur einen geringen und beschränkten Einfluß verstattete, und bei seinen Vorstellungen von der Bildung der Erdrinde sich eine rein neptunische, zwar sehr consequente, aber doch einseitige und nicht allgemein giltige Ansicht ausbildete.

Nach ihm war der ganze Erdkörper ausschließlich aus dem Wasser hervorgegangen. Ihm war die Schichtung, als allen Gebirgsarten zukommend, das Product eines ruhigen Niederschlages, und alle die Unebenheiten unserer Erdoberfläche, alle die verschiedenartigen Lagerungsverhältnisse der Gebirgsarten waren nach ihm durchaus in dem Zustande und an der Stelle ursprünglich gebildet, in welcher sie gegenwärtig noch ruhend vorkommen. Verrückungen ganzer Gebirgsmassen aus ihrer ursprünglichen Lage, Erhebungen ganzer Länder aus der Tiefe des Meeresgrundes blieben ihm fremdartige und unerwiesene Erscheinungen. Um nun aber das Entstehen der Continente, welche einst Meeresgrund waren, und den mehrfach wiederholten Untergang früherer organischer Schöpfungen zu erklären, nahm er ein wiederholtes Anschwellen und Zurückziehen des Meeres an, von welchem er freilich die Ursache anzugeben nicht im Stande war. Nach den ihm bekannten Verhältnissen des Niveau's, in welchem sich die verschiedenen Gebirgsarten in und an dem Erzgebirge gelagert finden, bildete er sich ein System von fünf nach einander erfolgten Meeresbedeckungen (zwei in der Urzeit, eine in der Uebergangszeit und zwei in der Flözzeit), bei welchen jedesmal das Wasser nur einen bestimmten Stand sollte erreicht haben. Die Veränderungen, welche die Vulkane hervorbringen, verwies er in das beschränkte Feld rein örtlicher Entzündungen von Lagerstätten brennbarer Mineralien, besonders der Steinkohlenflöze. Vulkane waren daher nach ihm nur erst in sehr neuen Schichten, nach der Entstehung organischer Körper möglich, und er glaubte überhaupt, daß man dieselben als ganz außerwesentlich für die Bildung der Erdrinde füglich bei Seite setzen oder nur als Nebensache behandeln könne.

Wenn nun gleich dieses Bild rein das Gepräge der Kenntniß des beschränkten Gebirgsbezirkes trägt, in welchem es entsprungen war, so bleibt es doch immer bewundernswürdig, wie viel allgemein Anwendbares, das sich später auch in entfernten Theilen des Erdballs bestätigte, aus diesem einseitigen Standpuncte hat aufgefaßt werden können.

---

20. Ueber die geognostischen Systeme von Deutschland.

(*L. von Buch*, Geognostische Briefe, herausg. von *v. Leonhard* [1824] S. 265—271.)

Wenige Linien, glaube ich, werden hinreichen, die geognostischen Systeme, in welche Deutschland zerfällt, deutlich hervortreten zu lassen. Auch bedürfen diese Linien nur wenig Erläuterung. Nur die Begrenzungen verlangen einige Rechtfertigung.

Diese Systeme sind folgende:

I. Das Niederländische,
II. Das Nordöstliche,
III. Das Rhein-System,
IV. Das Alpen-System.

Wie alle Ketten in der **zweiten** dieser Abtheilungen, mit gar wenigen Ausnahmen, von Nordwest nach Südost sich hinziehen, ist so offenbar, vorzüglich in den nördlichen Theilen, daß man eine geognostische Charte nur aufzuschlagen braucht, um die Bemerkungen dieser Richtungen von Jedem zu hören, der solche Charte ansieht. Die Flüsse, als Hauptniederungen, bezeichnen im Allgemeinen diese Richtung. So bilden Oder, Spree, Elbe, von Havelberg bis zur Mündung, solchen, die Richtung des Ganzen bezeichnenden, Canal; dann wieder die Elbe von der Mitte von Böhmen bis Magdeburg, dann die Aller und die Weser bis zur Mündung. Herr Hoffmann hat das Detail dieser Erscheinung vorgetragen in Gilbert's Annalen B. 76. 33. Unstrut, Werra, und selbst die Donau, von Regensburg bis Linz, fließen unter denselben Verhältnissen. Die Donau folgt dem Laufe des Böhmer Waldgebirges, und die kleinere Kette in der Oberpfalz, wie die kleine, ausgezeichnete Granitreihe, welche von Schwarzenfeld an der Nab sich gegen Cham zieht, durch welche die Fortsetzung dieses Systems bis an die Donau so deutlich erwiesen ist.

Nördlich von Regensburg wird die Grenze durch die Kette des Jura bei Nürnberg bestimmt. Der Jura in der Schweiz gehört gänzlich in das Alpensystem, bis zu den Ufern des Doubs, der mit Alpen und Jura in gleicher Richtung fortlauft. Seit dem Schwarzwalde verläßt der Jura die Richtung der Alpen, und scheint fast ebenso sehr vom näheren Schwarzwalde, als von den entfernteren Alpen gezogen. Daher wird man in Deutschland die Jurakette selbst, die rauhe Alp als die Grenze beider Systeme machen können.

Seit dem merkwürdigen Einschnitte aber, in diesem Gebirge, von Berching und Berlingris, in Aichstädt bis an die Altmühl, wendet sich das Juragebirge, und fällt nun ganz in die Richtung des Böhmer Wald- und Fichtelgebirges seinem Ende bei Lichtenfels, an den U Mains; daher wird denn die Höhe diese ges die Grenze des Systems bezeichn Richtung der scharfen Ketten des Musch bei Rodach und Hildburghausen beweis sie noch innerhalb des zweiten Systems die Richtung der Berge des Muschelkal Melrichsstadt gegen Kissingen, daß sie s Wirkung unterworfen sind, die vom O und Spessart ausgeht. Die sehr auffalle scheinungen im Thale der Fulda, von thenburg bis gegen Melsungen, das so Hervortreten des Gypses in so großer keit, verbunden mit der Richtung de selbst, lassen auch hier noch den Ein nordwestlichen Richtung bemerken. Die kann daher nur erst auf der Höhe in von Rothenburg gesetzt werden. Wie Höhen des Teutoburger Waldes und ih setzung südlich von Osnabrück bis in die dischen Niederungen gänzlich das geog Ansehen der Gegend von beiden Seite Höhen verändern, ist aus nicht fehlende rialien hinreichend bekannt.

Ungeachtet nun so viele verschiedene nungen benutzt werden müssen, diese Gr zufinden, ungeachtet sie an drei andere hinläuft, so erscheint die Richtung dieser zung doch als eine fortlaufende Linie, u von der Richtung des ganzen Systems den. Schwer ist es zu glauben, daß die nem bloßem Zufalle beruhe.

Das Erzgebirge ist das einzige ver Glied in anderer Richtung; aber nur bi von Freiberg. Die Umgebungen von Dre Lagerung der Steinkohlen von Potschap der schwarzen Porphyre, scheinen ganz e von Schlesien. Ob das Mittelgebirge, we Fuße des Erzgebirges mit ihm parallel l seine Erscheinung oder Richtung irge Einfluß haben mag? Basaltische For scheinen doch darinnen von schwarzen ren wesentlich verschieden, daß sie w teaus erheben, aber nicht scharfe, for Ketten.

Das Mährische Gebirge ist weit mehr Plateau, als eine Kette; dagegen aber zi die Grenzen des Transitionsgebirges bei P des Gneißes östlich von Kolin und von

ganz in der Richtung des Systems und der Elbe in diesem Theile des Landes.

Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß die Alpenkette, seit ihrer Gabelung westlich von Gräz, durch Schwanberger- und Pacheralp- und Matzelgebirge, ganz in die nordwestliche oder südöstliche Richtung übergeht, welche seitdem völlig die herrschende wird, und sich über einen großen Theil der Erdfläche ausdehnt. Alle griechische Ketten, selbst die Inseln des Archipelagus, folgen dieser Richtung; alle Ketten von Albanien und Epirus. Schon das adriatische Meer bezeichnet durch seinen Lauf die große Herrschaft dieses Gesetzes.

Noch scheint es nothwendig, die angenommenen Grenzen des Rheinsystems in Nordwest zu vertheidigen. Das große und breite Grauwackengebirge, welches der Rhein von Bingen bis Bonn durchschneidet, hat bei seinem ersten Auftreten in Südwest völlig den Charakter eines Kettengebirges. Die Grenze läuft von Südwest in Nordost, von der Saar bis nach Friedberg, und schwarze Porphyre (die Erhebungsursache), laufen in gleicher Richtung am Fuße hin. Diese Richtung ist aber zugleich die der Steinkohlengebirge und der Dolomitlager darinnen, zwischen Hardt und Hundsrück. Endlich ist der scharfe Abfall der Hardt selbst, bei Bliescastel, Homburg, Landstuhl, Kaiserslautern, völlig in dieser Richtung. Das ist nicht mehr die Richtung, welche Vogesen, Schwarzwald, Odenwald vorschreiben. Daher, scheint es, müsse man die Wirkung des neuen Systems bis zum Fuße der Hardt ausdehnen. Dann nach Oppenheim, dann über den Vogelsberg weg. Denn zu deutlich zeigen alle sogenannte Salzquellen, welche man zwischen der Nidda und der Lahn benutzt hat, daß sie noch zum System des Taunus gehören. Es sind Alles Sauerquellen, und größtentheils sehr starke; und überall, wo man Gestein unter den basaltischen Formationen entdeckt, gehört es der Grauwackenformation.

Je weiter gegen Norden, um so mehr verliert dies Gebirge das Auszeichnende einer Kette. Auch wird man immer weniger an schwarze Porphyre und Gebirgsspalten erinnert. Es tritt der schwarze Kalkstein hervor, und die Steinkohlengebirge mit ihm in so naher Verbindung, daß man sie dem Kalksteine untergeordnet geglaubt hat, ein Irrthum, den die ausgezeichneten Geognosten, die Herrn von Oeynhausen und von Dechen scharfsinnig und gründlich widerlegt haben. Ein Verhältniß, welches dem übrigen Deutschland, und vorzüglich dem nordöstlichen Systeme so gänzlich fremd ist.

Es folgen nun sogleich die oberen Formationen; rothes Todtes, rother Sandstein, Muschelkalk, werden so wie rothe Porphyre, im ganzen niederländischen Systeme fast vergebens gesucht. Ob es zufällig sein mag, daß der große Busen in der Grauwacke, in dem Kölln und Bonn liegen, correspondirend durch Zeeland und Zuydersee wiederholt ist?

---

21. Bau und Wirkungsart der Vulkane.

(*A. v. Humboldt*, Ansichten der Natur [1826] II. S. 126 — 178.)

Wenn man den Einfluß betrachtet, den seit Jahrhunderten die erweiterte Erdkunde und wissenschaftliche Reisen in entfernte Regionen auf das Studium der Natur ausgeübt haben, so erkennt man bald, wie verschiedenartig derselbe gewesen ist, je nachdem die Untersuchung auf die Formen der organischen Welt oder auf das todte Erdgebilde, auf die Kenntniß der Felsarten, ihr relatives Alter und ihre Entstehung gerichtet war. Andere Gestalten von Pflanzen und Thieren beleben die Erde in jeglicher Zone, sei es, wo in der meergleichen Ebene die Wärme des Luftkreises nach der geographischen Breite und den mannigfaltigen Krümmungen der isothermen Linien, oder wo sie fast scheitelrecht, an dem steilen Abhange der Gebirgsketten, wechselt. Die organische Natur gibt jedem Erdstrich seinen eigenen physiognomischen Charakter; nicht so die unorganische, da wo die feste Rinde des Erdkörpers von der Pflanzendecke entblößt ist. Dieselben Gebirgsarten, gruppenweise sich anziehend und abstoßend, erscheinen in beiden Hemisphären vom Aequator an bis zu den Polen hin. In einem fernen Eilande, von fremdartigen Gewächsen umgeben, unter einem Himmel, wo nicht mehr die alten Sterne leuchten, erkennt oft der Seefahrer, freudig erstaunt, den heimischen Thonschiefer, die wohlbekannte Gebirgsart des Vaterlandes.

Die Unabhängigkeit der geognostischen Verhältnisse von der gegenwärtigen Constitution der

Klimate mindert nicht den wohlthätigen Einfluß, welchen zahlreiche, in fremden Weltgegenden angestellte Beobachtungen auf die Fortschritte der Gebirgskunde und der physikalischen Geognosie ausüben; sie gibt derselben nur eine eigenthümliche Richtung. Jede Expedition bereichert die Naturkunde mit neuen Pflanzen- und Thiergattungen. Bald sind es organische Formen, die sich an längst bekannte Typen anreihen, und uns das regelmäßig gewebte, oft scheinbar unterbrochene Netz belebter Naturbildungen in seiner ursprünglichen Vollkommenheit darstellen. Bald sind es Bildungen, die isolirt auftreten, als entkommene Reste untergegangener Geschlechter, oder als unbekannte, Erwartung erregende Glieder noch zu entdeckender Gruppen. Eine solche Mannigfaltigkeit gewährt freilich nicht die Untersuchung der festen Erdrinde. Sie offenbart uns vielmehr eine Uebereinstimmung in den Gemengtheilen, in der Auflagerung verschiedenartiger Massen und in ihrer periodischen Wiederkehr, welche die Bewunderung des Geognosten erregt. In der Andeskette, wie in dem Centralgebirge Europa's scheint eine Formation gleichsam die andere herbeizurufen. Gleichnamige Massen gestalten sich zu ähnlichen Formen: in Zwillingsberge, Basalt und Dolorit; als prallige Felswände, Dolomit, Quadersandstein und Porphyr; zu Glocken oder hochgewölbten Domen der glasige, feldspathreiche Trachyt. In den entferntesten Zonen sondern sich gleichartig, wie durch innere Entwickelung, größere Krystalle aus dem dichten Gewebe der Grundmasse ab, umhüllen einander, treten in untergeordnete Lager zusammen, und verkündigen oft, als solche, die Nähe einer neuen unabhängigen Formation. So spiegelt sich, mehr oder minder klar, in jedem Gebirge von beträchtlicher Ausdehnung die ganze unorganische Welt; doch um die wichtigen Erscheinungen der Zusammensetzung, des relativen Alters und der Entstehung der Gebirgsarten vollständig zu erkennen, müssen Beobachtungen aus den verschiedensten Erdstrichen mit einander verglichen werden. Probleme, die dem Geognosten lange in seiner nordischen Heimath räthselhaft erschienen, finden ihre Lösung nahe am Aequator. Wenn die fernen Zonen, wie schon oben bemerkt ward, uns nicht neue Gebirgsarten liefern, das heißt unbekannte Gruppirungen einfacher Stoffe, so lehren sie uns dagegen die großen, überall gleichen Gesetze enthüllen, nach denen die Schichten der Erdrinde sich wechselseitig tragen, sich gangartig durchbrechen, oder mittelst elastischer Kräfte gehoben werden.

Bei dem so eben geschilderten Nutz
unser geognostisches Wissen aus Untersu
zieht, welche große Länderstrecken umfas
es uns nicht befremden, daß eine Classe
scheinungen lange um so einseitiger b
worden ist, als die Vergleichungspuncte
riger, man könnte fast sagen, mühevolle
finden sind. Was man bis gegen das E
verflossenen Jahrhunderts von der Ges
Vulkane und dem Wirken ihrer unteri
Kräfte zu wissen glaubte, war von zwei
des südlichen Italiens, dem Vesuv und de
hergenommen. Da der erste zugänglicher
(wie alle niedrige Vulkane) häufiger ausw
hat ein Hügel gleichsam zum Typus gedie
welchem man sich eine ganze ferne W
mächtigen an einander gereihten Vulka
Mexiko, Süd-Amerika, und den asiatische
gebildet dachte. Ein solches Verfahren m
Recht an Virgil's Hirten erinnern, der i
engen Hütte das Vorbild der ewigen St
königlichen Roms, zu sehen wähnte.

Allerdings hätte eine sorgfältigere Unter
des ganzen Mittelmeeres, besonders der
Inseln und Küstenländer, wo die Mensch
erst zu geistiger Cultur und edlern Gefü
wachte, eine so einseitige Naturansicht ve
können. Aus dem tiefen Meeresgrunde ha
hier, unter den Sporaden, Trachytfelsen
erhoben, dem azorischen Eilande ähnlich
drei Jahrhunderten dreimal, fast in gleich
abständen, periodisch erschienen ist. Z
Epidaurus und Trözene bei Methone hat
loponnes einen *Monte nuovo*, den Stra
schrieben, und Dodwell wieder gesel
höher als der *Monte nuovo* der phlegräisc
der bei Bajä, vielleicht selbst höher als
Vulkan von Xorullo in den mexikanisc
nen, den ich von mehreren tausend klein
der Erde herausgeschobenen, noch geg
rauchenden Basaltkegeln umringt gefund
Auch im Becken des Mittelmeeres bricht
kanische Feuer nicht bloß aus permanent
tern, aus isolirten Bergen aus, die eine
Verbindung mit dem Innern der Erde hab
Stromboli, der Vesuv und der Aetna. Au
am Epomäus, und, wie es nach den B
der Alten scheint, auch in der Lelantische
bei Chalcis sind Laven aus Erdspalten g
die sich plötzlich geöffnet haben. Nebe
Erscheinungen, die in die historische Zeit
enge Gebiet sicherer Traditionen fallen,
che Ritter in seiner meisterhaften E
sammeln und erläutern wird, enthalten di

des Mittelmeeres noch mannigfaltige Reste älterer Feuerwirkungen. Das südliche Frankreich zeigt uns in Auvergne ein eigenes geschlossenes System an einander gereiheter Vulkane, Trachytglocken, abwechselnd mit Auswurfskegeln, aus denen Lavaströme bandförmig sich ergießen. Die lombardische seegleiche Ebene, welche den innersten Busen des adriatischen Meeres bildet, umschließt den Trachyt der Euganeischen Hügel, wo Dome von körnigem Trachyt, von Obsidian und Perlstein sich erheben, drei aus einander sich entwickelnde Massen, die den feuersteinhaltigen Jurakalk durchbrochen, aber nie in schmalen Strömen geflossen sind. Aehnliche Zeugen alter Erdrevolutionen findet man in vielen Theilen des griechischen Continents und in Vorder-Asien, Länder, die dem Geognosten einst reichen Stoff zu Untersuchungen darbieten werden, wenn das Licht dahin zurückkehrt, von wo es zuerst über die westliche Welt gestrahlt, wenn die gequälte Menschheit nicht mehr unter der wilden Barbarei der Osmanen erliegt.

Ich erinnere an die geographische Nähe so mannigfaltiger Erscheinungen, um zu bewähren, daß der Kessel des Mittelmeeres mit seinen Inselreihen dem aufmerksamen Beobachter Alles hätte darbieten können, was neuerlichst unter mannigfaltigen Formen und Bildungen in Süd-Amerika, auf Teneriffa, oder in den Aleuten, der Polargegend nahe, entdeckt worden ist. Die Gegenstände der Beobachtung fanden sich zusammengedrängt; aber Reisen in ferne Klimate, Vergleichungen großer Länderstriche in und außerhalb Europa waren nöthig, um das Gemeinsame der vulkanischen Erscheinungen und ihre Abhängigkeit von einander klar zu erkennen.

Der Sprachgebrauch, welcher oft den ersten irrigen Ansichten der Dinge Dauer und Ansehen gibt, oft aber auch instinctmäßig das Wahre bezeichnet, der Sprachgebrauch nennt **vulkanisch** alle Ausbrüche unterirdischen Feuers und geschmolzener Materien; Rauch- und Dampfsäulen, die sporadisch aus den Felsen aufsteigen, wie bei *Colares* nach dem großen Erdbeben von Lissabon; **Salse**, oder feuchten Koth, Asphalt und Hydrogen auswerfende Lettenkegel, wie bei Girgenti in Sicilien, und bei Turbaco in Süd-Amerika, heiße Geiser-Quellen, die von elastischen Dämpfen gedrückt, sich erheben, ja im Allgemeinen alle Wirkungen wilder Naturkräfte, die ihren Sitz tief im Innern unseres Planeten haben. In Mittel-Amerika (Guatemala) und in den Philippinischen Inseln unterscheiden die Eingebornen sogar förmlich zwischen **Wasser- und Feuervulkanen**, *Volcanes de agua y de fuego*. Mit dem ersten Namen bezeichnen sie Berge, aus welchen bei heftigen Erdstößen und mit dumpfem Krachen, von Zeit zu Zeit, unterirdische Wasser ausbrechen.

Ohne den Zusammenhang der so eben genannten Phänomene zu leugnen, scheint es doch rathsam, dem physischen wie dem oryktognostischen Theile der Geognosie eine bestimmtere Sprache zu geben, und mit dem Worte Vulkan nicht bald einen Berg zu bezeichnen, der sich in einen permanenten Feuerschlund endigt, bald jegliche unterirdische Ursache vulkanischer Erscheinungen. Im gegenwärtigen Zustande der Erde ist freilich in allen Welttheilen die Form isolirter Kegelberge (die des Vesuvs, des Aetna, des Pics von Teneriffa, des Tunguragua und Cotopaxi) die gewöhnlichste Form der Vulkane; ich habe sie von dem niedrigsten Hügel bis zu 17,700 Fuß über der Meeresfläche anwachsen sehen; aber neben diesen Kegelbergen findet man auch permanente Feuerschlünde, bleibende Communicationen mit dem Innern der Erde auf langgedehnten zackigen Rücken und zwar nicht einmal immer in der Mitte ihrer mauerartigen Gipfel, sondern am Ende derselben, gegen den Abfall hin. So der Pichincha, der sich zwischen der Südsee und der Stadt Quito erhebt, und den Bouguer's früheste Barometerformeln berühmt gemacht haben; so die Vulkane, die in der 10,000 Fuß hohen Steppe de los Pastos sich erheben. Alle diese Gipfel von mannigfaltigen Gestalten bestehen aus Trachyt, sonst Trapp-Porphyr genannt, einem körnigen, rissig zerklüfteten Gesteine von glasigem Feldspath und Hornblende, welchem Augit, Glimmer, blättriger Feldspath und Quarz nicht ganz fremd sind. Wo die Zeugen des ersten Ausbruches, ich möchte sagen, das alte Gerüste sich vollständig erhalten hat, da umgibt die isolirten Kegelberge circusartig eine hohe Felsmauer, ein Mantel, aus aufgelagerten Schichten zusammengesetzt. Solche Mauern oder ringförmige Umgebungen heißen **Erhebungs-Krater**, eine große, wichtige Erscheinung, über welche der erste Geognost unserer Zeit, **Leopold v. Buch**, aus dessen Schriften ich auch in dieser Abhandlung mehrere Ansichten entlehne, unserer (der Berliner) Akademie vor fünf Jahren eine denkwürdige Abhandlung vorgelegt hat.

Mit dem Luftkreise durch Feuerschlünde communicirende Vulkane, konische Basalthügel und glockenförmige, kraterlose Trachytberge, letztere bald niedrig wie der Sarcouy, bald hoch wie der Chimborazo, bilden mannigfaltige Gruppen. Hier zeigt uns die **vergleichende Erdkunde** kleine Archipele, gleichsam geschlossene Bergsysteme,

zureihen. Um eine periodische Wiederkehr, oder überhaupt die Gesetze fortschreitender Naturveränderungen zu ergründen, bedarf es gewisser fester Puncte, sorgfältig angestellter Beobachtungen, die, an bestimmte Epochen gebunden, zu numerischen Vergleichungen dienen können. Hätte sich nur von tausend zu tausend Jahren die mittlere Temperatur des Luftkreises und der Erde in verschiedenen Breiten, oder die mittlere Höhe des Barometers an der Meeresfläche bestimmt werden können, so würden wir wissen, in welchem Verhältniß die Wärme der Klimate zu- oder abgenommen, ob die Höhe der Atmosphäre Veränderungen erlitten hat. Eben dieser Vergleichungspunkte bedarf man für die Neigung und Abweichung der Magnetnadel, wie für die Intensität der magnetisch-elektrischen Kräfte, über welche zwei treffliche Physiker, Seebeck und Erman, ein so großes Licht verbreitet haben. Wenn es ein rühmliches Geschäft gelehrter Gesellschaften ist, den kosmischen Veränderungen der Wärme, des Luftdruckes, der magnetischen Richtung und Ladung beharrlich nachzuspüren, so ist es dagegen die Pflicht des reisenden Geognosten bei Bestimmung der Unebenheiten der Erdoberfläche hauptsächlich auf die veränderliche Höhe der Vulkane Rücksicht zu nehmen. Was ich vormals in den mexikanischen Gebirgen, am Toluca, Nauhcampatepetl und Jorullo, in den Anden von Quito am Pichincha versucht, habe ich Gelegenheit gehabt, seit meiner Rückkehr nach Europa zu verschiedenen Epochen am Vesuv zu wiederholen. Saussure hatte diesen Berg im Jahr 1773 in einer Zeit gemessen, wo beide Ränder des Kraters, der nordwestliche und südöstliche, ihm gleich hoch schienen. Er fand ihre Höhe über der Meeresfläche 609 Toisen. Die Eruption von 1794 verursachte einen Absturz gegen Süden, eine Ungleichheit der Krater-Ränder, welche das ungeübteste Auge selbst in großer Entfernung unterscheidet.

Wir maßen, Herr v. Buch, Gay-Lussac und ich, im Jahre 1805 den Vesuv dreimal und fanden den nördlichen Rand, der der Somma gegenüber steht, la Rocca del Palo, genau wie Saussure; den südlichen Raud aber 75 Toisen niedriger, als 1773. Die ganze Höhe des Vulkan's hatte gegen Torre del Greco hin, (nach einer Seite, gegen welche seit 30 Jahren das Feuer gleichsam vorzugsweise hinwirkt,) um 1/8 abgenommen. Der Aschenkegel verhält sich zur ganzen Höhe des Berges am Vesuv wie 1 zu 3, am Pichincha wie 1 zu 10, am Pic von Teneriffa wie 1 zu 22. Der Vesuv hat also verhältnißmäßig den höchsten Aschenkegel, wahrscheinlich schon darum, weil er, als ein niedriger Vulkan, am meisten durch seinen Gipfel gewirkt hat. Vor wenigen Monaten ist es mir geglückt, nicht bloß meine früheren Barometer-Messungen am Vesuv zu wiederholen, sondern auch, bei dreimaliger Besteigung des Berges, eine vollständigere Bestimmung aller Krater-Ränder zu unternehmen. Diese Arbeit verdient vielleicht darum einiges Interesse, weil sie die Epoche großer Eruptionen von 1805—1822 umfaßt, und vielleicht die einzige in allen ihren Theilen vergleichbare Messung ist, welche man bisher von irgend einem Vulkane bekannt gemacht hat. Sie beweist, daß die Ränder der Krater, nicht bloß da, wo sie, (wie am Pic von Teneriffa und an allen Vulkanen der Andeskette) sichtbar aus Trachyt bestehen, sondern überall ein weit beständigeres Phänomen sind, als man bisher nach flüchtig angestellten Beobachtungen geglaubt hat. Einfache Höhenwinkel aus denselben Punkten bestimmt, eignen sich zu diesen Untersuchungen noch mehr, als vollständige trigonometrische und barometrische Messungen. Nach meinen letzten Bestimmungen hat sich der nordwestliche Rand des Vesuv's seit Saussure, also seit 49 Jahren, vielleicht gar nicht, der südöstliche Rand, gegen Bosche Tre Case hin, welcher 1794 um 400 Fuß niedriger ward, kaum um 10 Toisen verändert.

Wenn man in öffentlichen Blättern, bei der Beschreibung großer Auswürfe, so oft der gänzlich veränderten Gestalt des Vesuvs erwähnt findet, wenn man diese Behauptungen durch die pitoresken Ansichten bewährt glaubt, welche in Neapel von dem Berge entworfen werden, so liegt die Ursache des Irrthums darin, daß man die Umrisse der Kraterränder mit den Umrissen der Auswurfskegel verwechselt, welche zufällig in der Mitte des Kraters auf dem, durch Dämpfe gehobenen Boden des Feuerschlundes sich bilden. Ein solcher Auswurfskegel, von Rapilli und Schlacken locker aufgethürmt, war in den Jahren 1816 und 1818 allmählig über dem südöstlichen Kraterrand sichtbar geworden. Die Eruption vom Monat Februar 1822 hatte ihn dergestalt vergrößert, daß er selbst 100 bis 110 Fuß höher, als der nordwestliche Kraterrand, (die Rocca del Palo) geworden war. Dieser merkwürdige Kegel nun, den man sich in Neapel als den eigentlichen Gipfel des Vesuvs zu betrachten gewöhnt hatte, ist bei dem letzten Auswurf, in der Nacht vom 22sten October, mit furchtbarem Krachen eingestürzt, so daß der Boden des Kraters, der seit 1811 ununterbrochen zugänglich war, gegenwärtig 750 Fuß tiefer liegt als der nördliche, 200 Fuß tiefer, als der südliche Rand des Vulkans. Die veränderliche Gestalt

und relative Lage der Auswurfskegel, deren Oeffnungen man ja nicht, wie so oft geschieht, mit dem Krater des Vulkan's verwechseln muß, gibt dem Vesuv zu verschiedenen Epochen eine eigenthümliche Physiognomie, und der Historiograph des Vulkans könnte aus dem Umriß des Berggipfels, nach dem bloßen Anblicke der Hackertschen Landschaften im Palaste von Portici, je nachdem die nördliche oder südliche Seite des Berges höher angedeutet ist, das Jahr errathen, in welchem der Künstler die Skizze zu seinem Gemälde entworfen hat.

Einen Tag nach dem Einsturz des 400 Fuß hohen Schlackenkegels, als bereits die kleinen, aber zahlreichen Lavaströme abgeflossen waren, in der Nacht vom 23sten zum 24sten October, begann der feurige Ausbruch der Asche und der Rapilli. Er dauerte ununterbrochen 12 Tage fort, doch war er in den ersten 4 Tagen am größten. Während dieser Zeit wurden die Detonationen im Innern des Vulkans so stark, daß die bloße Erschütterung der Luft (von Erdstößen hat man durchaus nichts verspürt) die Decken der Zimmer im Palaste von Portici sprengten. In den nahe gelegenen Dörfern Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata und Bosche Tre Case zeigte sich eine merkwürdige Erscheinung. Die Atmosphäre war dermaßen mit Asche erfüllt, daß die ganze Gegend, in der Mitte des Tages, mehrere Stunden lang in das tiefste Dunkel gehüllt blieb. Man gieng mit Laternen in den Straßen, wie es so oft in Quito, bei den Ausbrüchen des Pichincha, geschieht. Nie war die Flucht der Einwohner allgemeiner gewesen. Man fürchtet Lavaströme weniger als einen Aschenauswurf, ein Phänomen, das in solcher Stärke hier unbekannt ist, und durch die dunkle Sage von der Zerstörungsweise von Herculanum, Pompeji und Stabiä die Einbildungskraft der Menschen mit Schreckbildern erfüllt.

Der heiße Wasserdampf, welcher während der Eruption aus dem Krater aufstieg und sich in die Atmosphäre ergoß, bildete beim Erkalten ein dickes Gewölk um die neuntausend Fuß hohe Aschen- und Feuersäule. Eine so plötzliche Condensation der Dämpfe und, wie Gay-Lussac gezeigt hat, die Bildung des Gewölkes selbst vermehrten die elektrische Spannung. Blitze fuhren schlängelnd nach allen Richtungen aus der Aschensäule umher und man unterschied deutlich den rollenden Donner von dem innern Krachen des Vulkans. Bei keinem andern Ausbruche war das Spiel der elektrischen Schläge so auffallend gewesen.

Am Morgen des 26sten Octobers verbrei
die sonderbare Nachricht: ein Strom si
Wassers ergieße sich aus dem Krater un
den Aschenkegel herab. Monticelli, de
und gelehrte Beobachter des Vulkans, e
bald, daß eine optische Täuschung dies ir
rücht veranlaßt habe. Der vorgebliche St
eine große Menge trockener Asche, die a
Kluft in dem obersten Rande des Krate
Triebsand, hervorschoß. Nachdem eine,
der verödende Dürre dem Ausbruch des
vorangegangen war, erregte, gegen das E
selben, das so eben beschriebene vulka
Gewitter einen wolkenbruchartigen, ab
anhaltenden Regen. Solch eine Erscheinu
rakterisirt, unter allen Zonen, das End
Eruption. Da während derselben gewöhn
Aschenkegel in Wolken gehüllt ist und da
ner Nähe die Regengüsse am stärksten s
sieht man Schlammströme von allen Seiten
fließen. Der erschrockene Landmann häl
ben für Wasser, die aus dem Innern des
aufsteigen und sich durch den Krater e
der getäuschte Geognost glaubt in ihne
wasser zu erkennen oder kothartige Erz
des Vulkans, sogenannte *éruptions boueuse*
wie die alten französischen Systematiker
Producte einer feurig-wässrigen Liquefact

Wenn die Gipfel der Vulkane (wie di
in der Andeskette der Fall ist) über die
region hinausreichen, oder gar bis zur zw
Höhe des Aetna anwachsen, so werden,
schmolzenen einsinternden Schnees wegen
eben beschriebenen Inundationen überau
und verwüstend. Es sind Erscheinungen,
den Eruptionon der Vulkane meteorolog
sammenhängen, und durch die Höhe der
den Umfang ihrer stets beschneieten Gi
die Erwärmung der Wände der Aschenke
fach modificirt werden: aber als eigentli
kanische Erscheinungen dürfen sie nicht be
werden. In weiten Höhlen, bald am A
bald am Fuß der Vulkane entstehen unte
Seen, die mit den Alpenbächen vielfach
niciren. Wenn Erdstöße, die allen Feue
chen der Andeskette vorhergehen, die ganz
des Vulkans mächtig erschüttern, so öff
die unterirdischen Gewölbe und es entstürz
zugleich Wasser, Fische und tuffartiger S
Dies ist die sonderbare Erscheinung, wel
Wels der Cyklopen *(Pimelodes Cyclopum)*
den die Bewohner des Hochlandes vo
Preñadilla nennen und den ich kurz n
ner Rückkunft beschrieben habe. Als

vom Chimborazo in der Nacht vom 19ten zum 20sten Junius 1698 der Gipfel des 18000 Fuß hohen Berges Carguairazo einstürzte, da bedeckten Schlamm und Fische, auf fast zwei Quadratmeilen, alle Felder umher. Ebenso wurden, sieben Jahre früher, die Faulfieber der Stadt Ibarra einem ähnlichen Fischauswurfe des Vulkans Imbaburu zugeschrieben.

Ich erinnere an diese Thatsachen, weil sie über den Unterschied zwischen dem Auswurf trockener Asche und schlammartiger, Holz, Kohle und Muscheln umwickelnder Anschwemmungen von Tuff und Traß einiges Licht verbreiten. Die Aschenmenge, welche der Vesuv neuerlichst ausgeworfen, ist, wie alles, was mit den Vulkanen und andern großen, schreckenerregenden Naturerscheinungen zusammenhängt, in öffentlichen Blättern übermäßig vergrößert worden, ja zwei neapolitanische Chemiker, Vicenze Pepe und Giuseppe di Nobilli, schrieben sogar, trotz der Widersprüche von Monticelli und Covelli, der Asche Silber- und Goldgehalt zu. Nach meinen Untersuchungen hat die in zwölf Tagen gefallene Aschenschicht gegen Bosche Tre Case hin, am Abhange des Konus, da wo Rapilli beigemengt waren, nur 3 Fuß, in der Ebne höchstens 15 bis 18 Zoll Dicke erreicht. Messungen dieser Art müssen nicht an solchen Stellen geschehen, wo die Asche, wie Schnee oder Sand, vom Winde zusammengeweht, oder durch Wasser breiartig angeschwemmt ist. Die Zeiten sind vorüber, wo man, ganz nach Art der Alten, in den vulkanischen Erscheinungen nur das Wunderbare suchte, wo man, wie Ktesias, die Asche des Aetna bis nach der indischen Halbinsel fliegen ließ. Ein Theil der mexikanischen Gold- und Silbergänge findet sich freilich in trachytartigem Porphyr; aber in der Vesuv-Asche ist keine Spur von Gold oder Silber zu erkennen.

So entfernt auch die Resultate, die ich hier entwickele und welche Monticelli's genauern Beobachtungen entsprechen, von denen sind, die man in den letzten Monaten verbreitet hat, so bleibt doch der Aschenauswurf des Vesuvs vom 22sten zum 28sten October der denkwürdigste, von dem man, seit des ältern Plinius Tode, eine sichere Nachricht hat. Die Menge ist vielleicht dreimal größer gewesen, als alle Asche, welche man hat fallen sehen, so lange vulkanische Erscheinungen mit Aufmerksamkeit beobachtet werden. Eine Schicht von 15 bis 18 Zoll scheint, auf den ersten Anblick, unwichtig gegen die Masse, mit der wir Pompeji bedeckt finden; aber ohne auch der Regengüsse und Anschwemmungen zu gedenken, die freilich wohl diese Masse, seit Jahrhunderten, vermehrt haben mögen, ohne den lebhaften Streit wieder aufzuregen, der, jenseits der Alpen, über die Zerstörungsursachen der campanischen Städte mit vielem Skepticismus geführt worden ist, darf man wohl hier in Erinnerung bringen, daß die Ausbrüche eines Vulkans, in weit von einander entfernten Zeitepochen, ihrer Intensität nach, keinesweges mit einander zu vergleichen sind. Alle auf Analogieen gestützte Schlüsse sind unzureichend, wenn sie sich auf quantitative Verhältnisse, auf Menge der Lava und Asche, auf Höhe der Rauchsäulen, auf Stärke der Detonationen beziehen.

Aus der geographischen Beschreibung des Strabo und einem Urtheil des Vitruvius über den vulkanischen Ursprung des Bimsteins ersieht man, daß bis zu Vespasian's Todesjahre, d. h. bis zum Ausbruch, der Pompeji bedeckte, der Vesuv mehr einem ausgebrannten Vulkan, als einer Solfatara ähnlich sah. Wenn plötzlich nach langer Ruhe die unterirdischen Kräfte sich neue Wege eröffneten, wenn sie Schichten von uranfänglichem Gestein und Trachyt wiederum durchbrachen, so mußten Wirkungen sich äußern, für welche die später erfolgten kein Maaß abgeben können. Aus dem bekannten Briefe, in welchem der jüngere Plinius den Tod seines Oheims dem Tacitus berichtet, ersieht man deutlich, daß die Erneuerung der Ausbrüche, man könnte sagen, die Wiederbelebung des schlummernden Vulkans mit Eruption der Asche anfieng. Eben dieses wurde bei Xorullo bemerkt, als der neue Vulkan im September 1759, Syenit- und Trachytschichten durchbrechend, sich plötzlich in der Ebene erhob. Die Landleute flohen, weil sie auf ihren Hütten Asche fanden, welche aus der überall geborstenen Erde hervorgeschleudert ward. Bei den gewöhnlichen periodischen Wirkungen der Vulkane endigt dagegen der Aschenregen jede partielle Eruption. Ueberdies enthält der Brief des jüngern Plinius eine Stelle, welche deutlich anzeigt, daß gleich Anfangs, ohne Einfluß der Anschwemmungen, die aus der Luft gefallene trockene Asche eine Höhe von 4 bis 5 Fuß erreichte. „Der Hof," heißt es im Verfolg der Erzählung, „durch den man in das Zimmer trat, in welchem Plinius Mittagsruhe hielt, war so mit Asche und Bimstein angefüllt, daß wenn der Schlafende länger gezögert hätte, er den Ausgang würde versperrt gefunden haben." In dem geschlossenen Raume eines Hofes kann die Wirkung Asche zusammenwehender Winde wohl eben nicht beträchtlich gewesen sein.

Ich habe es gewagt, meine vergleichende

[illegible]

Canal, wiederum geschlossen ist. Gän[illegible]
salt, Dolorit und Porphyr, welche in [illegible]
den Erzstrichen fast alle Formationen [illegible]
ien, Syenit, Augitporphyr und Mand[illegible]
[illegible] die neuesten Schichten des [illegible]
[illegible] und die älteste Schicht des Fl[illegible]
charakterisiren, sind wahrscheinlich [illegible]
[illegible] Weise gebildet worden. In dem [illegible]

[illegible]

Uebersicht der Vulkane durch einzelne, am Vesuv angestellte Beobachtungen zu unterbrechen, theils des großen Interesses wegen, welches der letzte Ausbruch erregt hat, theils aber auch, weil jeder starke Aschenregen uns fast unwillkührlich an den classischen Boden von Pompeji und Herculanum erinnert.

Wir haben bisher die Gestalt und die Wirkungen derjenigen Vulkane betrachtet, die durch einen Krater in einer dauernden Verbindung mit dem Innern der Erde stehen. Ihre Gipfel sind gehobene, durch Gänge mannigfaltig durchschnittene Massen von Trachyt und Laven. Die Permanenz ihrer Wirkungen läßt auf eine sehr zusammengesetzte Structur schließen. Sie haben, so zu sagen, einen mehr individuellen Charakter, der in langen Perioden sich gleich bleibt. Nahe gelegene Berge geben meist ganz verschiedene Producte, Leucit- und Feldspathlaven; Obsidian mit Bimstein und olivenhaltige, basaltartige Massen. Sie gehören zu den neuern Erscheinungen der Erde, durchbrechen meist alle Schichten des Flötzgebirges, und ihre Auswürfe und Lavaströme sind spätern Ursprungs, als unsere Thäler. Ihr Leben, wenn man sich dieses figürlichen Ausdrucks bedienen dürfte, hängt von der Art und Dauer ihrer Verbindung mit dem Innern des Erdkörpers ab. Sie ruhen oft Jahrhunderte lang, entzünden sich plötzlich wieder und enden als Wasserdampf, Gasarten und Säuren ausstoßende Solfataren. Bisweilen, wie an dem Pic von Teneriffa, ist ihr Gipfel bereits eine solche Werkstatt regenerirten Schwefels geworden, und doch entfließen noch mächtige Lavaströme den Seiten des Berges, basaltartig in der Tiefe, obsidianartig mit Bimstein nach oben hin, wo der Druck geringer ist.

Unabhängig von diesen mit permanenten Kratern versehenen Vulkanen, gibt es eine andere Art vulkanischer Erscheinungen, die seltener beobachtet werden, aber, vorzugsweise belehrend für die Geognosie, an die Urwelt, d. h. an die frühesten Revolutionen unseres Erdkörpers erinnern. Trachytberge öffnen sich plötzlich, werfen Lava und Asche aus und schließen sich wieder, vielleicht auf immer. So der mächtige Antisana in der Andeskette, so der Epomäus auf Ischia im Jahre 1302. Bisweilen geschieht ein solcher Ausbruch selbst in der Ebene, wie im Hochlande von Quito, in Island fern von Hecla, und in Euböa in den lelantischen Gefilden. Viele der gehobenen Inseln gehören zu diesen vorübergehenden Erscheinungen. Die Verbindung mit dem innern Erdkörper ist dann nicht permanent: die Wirkung hört auf, sobald die Kluft, der communicirende

Canal, wiederum geschlossen ist. Gänge v
salt, Dolorit und Porphyr, welche in versc
nen Erdstrichen fast alle Formationen durchs
den, Syenit, Augitporphyr und Mandelste
sen, welche die neuesten Schichten des Ueber
gebirges und die älteste Schicht des Flötzge
charakterisiren, sind wahrscheinlich auf ein
liche Weise gebildet worden. In dem Juge
unseres Planeten drangen die flüssig geblie
Stoffe des Innern durch die überall gebo
Erdrinde hervor; bald erstarrend als kö
Ganggestein, bald sich überlagernd und sch
weise verbreitend. Was die Urwelt vo
schließlich sogenannten vulkanischen Gebirg
uns überliefert hat, ist nicht bandartig, w
Laven unserer isolirten Kegelberge, gefl
Die Gemenge von Augit, Titaneisen, gl
Feldspath und Hornblende mögen zu versc
nen Epochen dieselben gewesen sein, bal
Basalt, bald dem Trachyt näher; die chem
Stoffe mögen sich (wie es Herrn Mitscher
neue wichtige Arbeiten und die Analogie
licher Feuerproducte uns lehren) in besti
Mischungsverhältnissen krystallinisch an ei
gereiht haben; immer erkennen wir, daß
zusammengesetzte Stoffe auf sehr verschi
Wegen an die Oberfläche der Erde gek
sind, entweder bloß gehoben, oder mittel
porärer Spalten durch ältere Gebirgsschi
d. h. durch die früher oxydirte Erdrinde,
brechen, oder aus Kegelbergen, die einen
nenten Krater haben, als Lavaströme er
Die Verwechselung dieser so verschieden
Erscheinungen führt die Geognosie der V
in das Dunkel zurück, dem eine große Za
gleichender Erfahrungen sie allmählig zu en
angefangen hat.

Es ist oft die Frage aufgeworfen worde
in den Vulkanen brenne, was die Wärme
bei welcher Erde und Metalle sich schm
mischen. Die neuere Chemie antwortet: v
brennt, sind die Erden, die Metalle, die A
selbst, d. h. die Metalloide dieser Stoff
feste, bereits oxydirte Erdrinde scheidet d
gebende sauerstoffhaltige Luftmeer von den
baren unoxydirten Stoffen im Innern unser
neten. Die Erfahrungen, die man unter al
nen in Bergwerken und Höhlen gemacht
ich mit Herrn Arago in einer eigenen A
lung zusammengestellt, beweisen, daß s
geringer Tiefe die Wärme des Erdkörpers
les höher, als an demselben Orte die mittler
peratur des Luftkreises ist. Eine so merkw
und fast allgemein bewährte Thatsache s

Verbindung mit dem, was die vulkanischen Erscheinungen uns lehren. Laplace hat sogar die Tiefe zu berechnen versucht, in welcher man den Erdkörper als eine geschmolzene Masse betrachten könne. Welche Zweifel man auch, trotz der gerechten Verehrung, die einem so großen Namen gebührt, gegen die numerische Gewißheit einer solchen Rechnung erheben kann, so bleibt es doch wahrscheinlich, daß alle vulkanischen Erscheinungen aus einer sehr einfachen Ursache, aus einer steten oder vorübergehenden Verbindung zwischen dem Innern und Aeußern unseres Planeten entstehen. Elastische Dämpfe drücken die geschmolzenen, sich oxydirenden Stoffe durch tiefe Spalten aufwärts. Vulkane sind, so zu sagen, intermittirende Erdquellen; die flüssigen Gemenge von Metallen, Alkalien und Erden, die zu Lavaströmen erstarren, fließen sanft und stille, wenn sie, gehoben, irgendwo einen Ausgang finden. Auf ähnliche Weise stellten sich die Alten (nach Plato's Phädon) alle vulkanischen Feuerströme, als Ausflüsse des Pyriphlegethon vor.

Diesen Betrachtungen sei es mir erlaubt, eine andere noch gewagtere anzuschließen. Vielleicht liegt auch in der innern Wärme des Erdkörpers, auf welche Thermometer-Versuche und Beobachtungen über die Vulkane hindeuten, die Ursache eines der wunderbarsten Phänomene, welche die Petrefactenkunde uns darbietet. Tropische Thiergestalten, baumartige Farrenkräuter, Palmen und Bambus-Gewächse liegen vergraben im kalten Norden. Ueberall zeigt uns die Urwelt eine Vertheilung organischer Bildungen, mit der die dermalige Beschaffenheit der Klimate im Widerspruch steht. Zur Lösung eines so wichtigen Problems hat man mehrerlei Hypothesen ersonnen, Annäherung eines Kometen, veränderte Schiefe der Ekliptik, vermehrte Intensität des Sonnenlichtes. Keine derselben hat den Astronomen, den Physiker und den Geognosten zugleich befriedigen können. Ich meines Theils lasse gern unverändert die Achse der Erde, oder das Licht der Sonnenscheibe, aus deren Flecken ein berühmter Sternkundiger Fruchtbarkeit und Mißwachs der Felder erklärt hat, aber ich glaube zu erkennen, daß in jeglichem Planeten, unabhängig von seinen Verhältnissen zu einem Centralkörper und von seinem astronomischen Stande, mannigfaltige Ursachen der Wärmeentbindung liegen, durch Oxydationsprocesse, Niederschläge und chemisch veränderte Capacität der Körper, durch Zunahme elektrisch-magnetischer Ladung, durch geöffnete Communication zwischen den innern und äußern Theilen.

Wo in der Vorwelt die tief gespaltete Erdrinde aus ihren Klüften Wärme ausstrahlte, da konnten vielleicht Jahrhunderte lang, in ganzen Länderstrecken, Palmen und baumartige Farrenkräuter und alle Thiere der heißen Zone gedeihen. Nach dieser Ansicht der Dinge, die ich in meinem Werke »Geognostischer Versuch über die Lagerung der Gebirgsarten in beiden Hemisphären« bereits angedeutet habe, wäre die Temperatur der Vulkane die des innern Erdkörpers selbst, und dieselbe Ursache, welche jetzt so schauervolle Verwüstungen anrichtet, hätte einst, auf der neu oxydirten Erdrinde, auf den tiefzerklüfteten Felsschichten, unter jeglicher Zone, den üppigsten Pflanzenwuchs hervorrufen können.

Ist man geneigt anzunehmen, um die wunderbare Vertheilung der Tropenbildungen in ihren alten Grabstätten zu erklären, daß langbehaarte elephantenartige Thiere, jetzt von Eisschollen umschlossen, einst den nördlichen Klimaten ursprünglich eigen waren und daß ähnliche, demselben Haupttypus zugehörige Bildungen, wie Löwen und Luchse, zugleich in ganz verschiedenen Klimaten leben konnten, so würde eine solche Erklärungsweise sich doch wohl nicht auf die Pflanzenproducte ausdehnen lassen. Aus Gründen, welche die Physiologie der Gewächse entwickelt, können Palmen, Pisang-Gewächse und baumartige Monokotyledonen nicht die nordische Kälte ertragen, und in dem geognostischen Problem, das wir hier berühren, scheint es mir schwer, Pflanzen- und Thierbildungen von einander zu trennen. Dieselbe Erklärungsart muß beide Bildungen umfassen.

Ich habe am Schluß dieser Abhandlung den Thatsachen, die in den verschiedensten Weltgegenden gesammelt worden sind, unsichere hypothetische Vermuthungen angereiht. Die philosophische Naturkunde erhebt sich über die Bedürfnisse einer bloßen Naturbeschreibung. Sie besteht nicht in einer sterilen Anhäufung isolirter Beobachtungen. Dem neugierig regsamen Geiste des Menschen sei es bisweilen erlaubt, aus der Gegenwart in die Vorzeit hinüberzuschweifen, zu ahnen, was noch nicht klar erkannt werden kann, und sich an den alten, unter vielerlei Formen wiederkehrenden Mythen der Geognosie zu ergötzen. [1823.]

22. J. R. Forster, Pallas, Humboldt, Steffens und Ritter über Gestalt der Erdtheile.

(*Fr. Hoffmann*, Physik. Geogr. [Hinterl. W, I. 1837] S. 71—81.)

Es scheint auf den ersten Blick, als ob die Umrisse der Massen des Festlandes gegen das Meer nur ein Gewebe von unregelmäßigen Verschlingungen seien, Einbuchten, Vorsprünge, Engpässe beider Elemente gegen einander, wie zufällige Umstände sie zu erzeugen im Stande waren; allein bei genauerer Ansicht zeigt sich, daß in dieser Beziehung ganz entschieden einige eigenthümliche und wie es scheint gesetzmäßige Verhältnisse stattfinden, deren Ursachen uns bisher noch verborgen blieben. — Schon Baco von Verulam, zu den Zeiten der Königin Elisabeth, hat auf dergleichen Verhältnisse Gewicht gelegt. Er bemerkt zuerst, daß die Südenden der beiden großen Continente, Afrika und Amerika, gegen das große südliche Polarmeer in eine Spitze auslaufen, gegen Norden dagegen breit endigen, und er rechnete diese Eigenschaften sehr sinnreich unter die *similitudines physicae in configuratione mundi.* Eine ganz andere Entwickelung aber gab diesem Gedanken zuerst Joh. Reinhold Forster[1]).

Nach ihm sind es hauptsächlich drei Eigenthümlichkeiten; durch welche die Umrisse der größern Continente einander aus unbekannten Ursachen analog gebildet erscheinen. Er machte nämlich darauf aufmerksam:

1) Daß die schmalen Südspitzen aller Continente felsig und hoch sind, die äußersten Enden nordwärts fortlaufender Gebirgszüge, welche plötzlich und ohne allen Verband abbrechen. So endigt Amerika steil und schroff mit dem Cap Horn, dem letzten südlich mehrmals querdurch zerrissenen Zweige der hohen Andeskette, — Afrika mit dem felsigen Cap der guten Hoffnung in dem 4182′ hohen Tafelberge, — Asien mit der Halbinsel diesseits des Ganges mit dem felsigen Cap Comorin, dem südlichen Ende der hohen Ghatskette, und die Südspitze Neuhollands bildet endlich die steile südliche Felsenspitze von van Diemensland (genannt Südost-Cap).

2) Daß es eine allen Continenten zukommende Eigenschaft ist, an der östlichen Seite ihrer Südspitze eine oder mehrere größere Inseln zu besitzen. Für Amerika sind dies die Falklands-Inseln und Staaten-Eiland, für Afrika die Insel Madagascar, für die Südspitze von Asien ist es Ceylon und für Neuholland sind
es die beiden Inseln, welche Neu-Se
sammensetzen.

3) Daß eine nicht minder auffallende E
lichkeit aller Welttheile darin bestel
rer Westseite durch einen großen M
ausgehöhlt zu sein. Dies ist zunäch
Westküste Südamerika's, unter den
kreis des Steinbocks, sehr merkb
liegt nahe am Nordende desselben
in seiner tiefsten Einbiegung. Un
deutender indeß ist dies in Afrika
großen Meerbusen von Guinea, ausg
Asien zeigt dies nur unbedeutend in
jenseits Cambaya, in dem Bogen
Mündung des Indus; sehr ausgezeic
ist es in Neuholland, und nimmt do
ganze Ausdehnung der Südküste e
busen von Nuits-Land).

Forster war geneigt die Veranlass
überraschenden Gleichförmigkeit der Ges
irgend einer gemeinsamen Ursache zu su
hielt dazu die zerstörende Wirkung
Südwest nach Nordost gegangenen Flutl
reichend. Sie habe, so meint er, die
auslaufenden Gebirgsarme zerschellt un
sie das umgebende Land von ihnen abst
ihrem Ueberstürzen nach Osten Inseln
abgerissen; auf der Seite ihres Anpral
mußte sie den großen westlichen (gegen
geöffneten) Meerbusen einwühlen.

Diese in der That überraschende Ans
ster's wurde von mehreren seiner Zei
getheilt, und insbesondere hat sie P
seiner geistreichen Abhandlung von de
der Gebirge mit einigen anziehenden B
gen begleitet; auch er war geneigt, z
rung erdgeschichtlicher Phänomene ei
meine Fluth aus Süden anzunehmen
seiner Ansicht nach auch die große M
Ueberresten südlicher Thiere, der M
Rhinoceronten u. s. w. aus Süden nac
versetzt hätte (ebenso die südlichen Pf
men). Ihr schrieb er dann ganz insbeson
die vielen südwärts geöffneten Meerb
welche den Körper unserer Continente
den; besonders auffallend sind diese an
seite von Asien (der arabische und b
Meerbusen mit dem daran hängenden roth

ı persischen Golf, das Meer von Siam,
ıking, das gelbe, tatarische und ochots-
c.). Pallas machte ferner noch zur Un-
ng seiner Ansicht darauf aufmerksam, daß,
ın die ganze Centralmasse von Asien als
oßen Gebirgskörper betrachte, das süd-
ın demselben liegende Vorland doch äu-
bedeutend zu der ungeheuren Ausbreitung
andes in Norden sei, welches dazu noch
: aus zusammengeschwemmten Massen be-
anz einen ähnlichen Fall sieht er ferner
ika, wo das westliche Vorland der großen
en-Kette so ganz schmal und geringfügig
Verhältniß zu seiner Ausdehnung an den
gesetzten Abhängen. Gewiß immer ein
les Verhältniß.
finden später in den Schriften Alex. v.
ldt's Stellen[2]), welche beweisen, daß
auf diese wichtigen Verhältnisse, die auf
etzmäßigkeit in der Bildung des Festlan-
enten, sehr aufmerksam gewesen ist. Er
ganz insbesondere die Kenntniß einer zu-
ıt beachteten Eigenthümlichkeit in der
der Küsten des atlantischen Meeres, in-
zeigte, daß dasselbe wesentlich die Gestalt
oßen Thales habe, welches durch einen
us Südwest könnte gebildet worden sein.
· und einspringenden Winkel seiner Thal-
Cap St. Roque und der Meerbusen von
Cap Verde und der Meerbusen von Me-
d die einander parallele Richtung der Kü-
lche die Verbindungslinien dieser Puncte
entsprechen auch wirklich im Großen in
m Maaße diesem Bilde, wie es nur bei
im Innern des Festlandes der Fall zu sein

e überraschende Erscheinung kann jedoch
ein anziehendes Bild betrachtet werden,
h die allgemeinen Eigenthümlichkeiten in
staltung der Länder und der Meere ein-
h zu machen, indem wir sie aus einem
inen Standpuncte auffassen. Denn die ein-
Verhältnisse der so eben supponirten gro-
eresfluth sind am Ende doch in der That
icht füglich zu erklären. Denn wo soll die
masse derselben dauernd den Fall her er-
haben, als es zur Aushöhlung eines solchen
beckens doch nöthig war? Ebenso wenig
ist wohl einzusehen, wo die große Masse so
nerten Festlandes könne geblieben sein,
s einst diese Lücken ausfüllte. Auch haben
nnten Forscher kaum gewagt, etwas über
chen und den näheren Verlauf dieser wich-
Ereignisse anzudeuten.

Diesen und verwandten Ansichten über die Gesetzmäßigkeit in den Begrenzungen des Festlandes hat übrigens neuerdings Steffens einen bedeutend höhern Grad von Ausbildung gegeben. Seine Darstellung davon gewährt einen trefflichen Ueberblick, wenn gleich wir auch sie nur ohne Rücksicht auf irgend eine Erklärung entwickeln können.

Zunächst bemerkt Steffens ganz allgemein, das Festland dränge sich gegen den Norden der Erde zusammen, laufe aber gegen Süden in Spitzen aus, und zwar thun dies nicht nur die Hauptkörper aller großen Continente, sondern auch alle Erdzungen und Halbinseln von irgend einiger Bedeutung, welche daran hängen. Diese Gestalt haben Schweden und Norwegen, Spanien und Portugal, Italien, Griechenland etc.; wir finden sie wieder in Indien diesseits und jenseits des Ganges, in Corea, Kamtschatka, Grönland, Californien, Florida etc. Wir unterscheiden ferner naturgemäß drei große Welttheile, welche eine merkwürdige Uebereinstimmung in ihrer Zusammensetzung zeigen. Die Grundzüge ihrer Bildung aber bestehn darin, daß erstlich jeder Welttheil aus zwei großen Länderabtheilungen besteht, welche an einer ihrer Ecken durch einen Isthmus mit einander verbunden werden; wo ferner beide Abtheilungen sich in diesen Isthmus ausstrecken, da tragen sie auf der einen Seite vor sich einen Archipelagus und auf der entgegengesetzten eine Halbinsel.

Der [illegible]ste Typus dieser gemeinsamen Grundgestalt [illegible]et sich in Amerika ausgedrückt; beide Hälften, Nord- und Süd-Amerika, sind von fast gleicher Größe, ähnlich in ihrer Gestalt und halten daher einander nahe das Gleichgewicht[3]), — die eine bis 70° nördlicher, die andere bis 56° südlicher Breite. Der Isthmus, welcher beide Hälften verbindet, ist lang und schmal, etwa zehn Breitengrade (von 8 bis 18° nördlicher Br.). Der östliche Archipelagus (die Antillen, Bermudas, Cuba, Domingo, Portorico, Jamaica etc.) ist ansehnlich, die Halbinsel auf der gegenüberliegenden Seite (Californien) zwar nicht groß, aber deutlich.

Etwas verschieden von diesem rein symmetrischen Bilde ist die Zusammensetzung der beiden andern Welttheile. Steffens sieht die beiden nördlichen Hälften derselben als verwachsen an, und begreift damit Europa und Asien. Die südlichen Hälften dagegen mit dem Isthmus, Archipelagus und Inseln erscheinen getrennt, und werfen sich die eine ganz auf die östliche, die andere ganz auf die westliche Seite. Europa und der Theil von Asien, welchen der Kaukasus und von

[illegible] Weltheil erstreckt sich am [illegible] gegen Norden und Süden, vom [illegible] Cap [illegible] bis zum Cap der guten Hoffnung [illegible] Breite.

Der dritte Welttheil scheint viel glücklicher als der vorige combinirt, und bildet ein sehr passendes Gegenstück zu dem ersten. Seine nördliche Hälfte bildet die Hauptmasse von Asien, die südliche Neuholland. Der Isthmus zwischen beiden ist zerrissen, doch noch sehr vollständig bezeichnet durch die Verlängerung der Halbinsel Malacca, und ihre Fortsetzung durch Sumatra, Java, Sumbawa, [illegible], Timor und Neuguinea; er ist der längste von allen (10° nördlicher bis 10° südlicher Br.) und zugleich der südlichste. Die Aehnlichkeit der so gebildeten Ländermassen mit Amerika ist in der That sehr auffallend, und auch schon außer Steffens von Lamarck und von [illegible] bemerkt worden. Der Archipelagus, der den Isthmus auf der einen Seite begleitet, ist sehr ansehnlich, der größeste von allen (Sunda, Celebes, Philippinen, Ladronen etc.), ebenso die Halbinsel auf der andern Seite, Ost Indien diesseits des Ganges. Dieser Welttheil reicht im Norden und im Süden weiter als die vorigen ([illegible]° nördlicher Br. bis [illegible]° südlicher Br.), und hat [illegible] gerade das umgekehrte Verhältniß in den beiden Hälften statt, die [illegible] der nördlichen ist weit überwiegend, [illegible]

[illegible]

[illegible] ganz andere: [illegible] dieser Erscheinungen [illegible] der Zukunft zu [illegible]

Carl Ritter endlich ist [illegible] der neueste, welcher [illegible] über die äußere Gestalt [illegible] anzustellen. Nach der ihm [illegible] die Oberflächengestalt [illegible] nach den Grundbedingungen [illegible] welche sie der Entwickelung [illegible] darbietet, wird der [illegible] auf einige neue Verhältnisse [illegible]

Zuförderst unterschied Ritter [illegible] angeführt wurde, die Oberfl[illegible] in eine Land- und eine Wasserhalb[illegible] zeigte, wie sich das Festland in [illegible] ausdehnungen auf der erstern lager[illegible] dagegen nur keilförmig verengte H[illegible] einzelne Glieder zustreckt, welche sic[illegible] und mehr den Hauptländermassen [illegible] und zuletzt endlich in Inseln und [illegible] verloren gehn. Dieser Hauptlände[illegible] es wesentlich zwei, nämlich die alte [illegible] Welt, denn die dritte liegt schon [illegible] der Wasserhalbkugel: diese aber z[illegible] Formen einige auffallende Gegens[illegible] Charaktere einer zum Theil sehr [illegible] Individualisirung.

Zunächst was die Längen- und B[illegible] nung betrifft, so ist der Contrast zwi[illegible] sehr in die Augen springend. Asien [illegible] ihm verwachsene Europa, als die Ha[illegible] alten Welt, haben ihre Hauptlänge[illegible] gen von Osten nach Westen, und sie [illegible] dieser Richtung die halbe Erdkugel [illegible] östlicher Br.), ihre Breitenausdehnun[illegible] nach Norden dagegen ist viel geringer; i[illegible] ganz im Norden des Aequators zurückbl[illegible] sie nicht ein Viertel des Erdumfanges [illegible] nicht ein Sechstel. Ganz das Gegent[illegible] zeigt Amerikas Lagerung; seine größ[illegible] nung von Süden nach Norden nimm[illegible] Drittel (128°) des Erdumfanges ein; [illegible] eine doppelartig wechselnde Breite von [illegible] Westen, und diese beträgt kaum ein [illegible] Erdumfanges; es streckt sich gerade [illegible] pelt so viel Zonen und Klimate hin, a[illegible] Europa, und umfaßt daher einen sehr [illegible] ren Wechsel seiner innern Erschein[illegible] gleich größer und interessanter [illegible] trast, welchen beide Ländermassen in [illegible] ckelung ihrer Umrisse zeigen, und [illegible] genthümlichste in Ritters Darstellung[illegible]

Bei weitem die einfachste Erschei[illegible]

r Rücksicht Afrika dar; es zeichnet sich
en drei Erdtheilen der alten Welt durch
st inselartige Abgeschiedenheit aus, seine
bgeschlossene Erdgestalt nähert sich der
h zugerundeten Figur mit sehr einförmiger
eripherie. Der Längendurchmesser die-
ır ist dem Breitendurchmesser fast gleich
nso klimatisch gleichartig auf der Nord-
lseite des Aequators hingestreckt. Ohne
Buchten, Einschnitte oder Meeresarme, ist
fang seiner Küstenkrümmung etwa 3800
lang, und sein Binnenland hat durch diese
e Gestadeform die möglichst geringste Be-
mit dem Ocean erhalten.
n, nur auf drei Seiten vom Meere umflos-
ift namentlich an seinen Ost- und Süd-
in weit vorspringende Landzungen, Vor-
und Halbinseln aus, welche als mehr oder
getrennte Glieder des großen breiten Erd-
a betrachten sind. — Von der Nordostspitze
Kamtschatka, Corea, dem chinesischen
le, den beiden Indien, Arabien, Kleinasien
en u. s. w., nehmen diese Gliederformen
ehr ansehnlichen Flächenraum ein. Nichts
weniger übrigens bleibt im Binnenlande
noch immer ein sehr bedeutender Raum
welcher nicht unmittelbar von einschnei-
Meeren oder dazu gehörigen Länderfor-
rührt wird, der sich als Stamm des Gan-
gt. Dieser Stamm ist seiner Ausdehnung
och immer sehr vorherrschend über die
[5]); Afrika dagegen ist nur ein Stamm ohne
igung und Gliederung. Seinem Flächenin-
ach ist Asien reichlich um ein Viertheil
als Afrika, und seine Küstenlänge beträgt
s Doppelte, nahe an 7000 Meilen.
opa dagegen ist in seinen Umrissen der
faltigste und am eigenthümlichsten entwi-
unter den Erdtheilen. Sein von Osten nach
n gedehnter langer, schmaler Stamm ist
einschneidende Meeresarme und Mittelmeere
e große und kleine Halbinseln getheilt, von
n einige wieder mannigfaltig gegliedert er-
en, wie z. B. die in dieser Hinsicht ganz
e Gestalt Griechenlands. Das Eindringen
eere bis in das tiefste Innere dieses Erd-
ist so bedeutend, daß die durch ihn ein-
ossenen Binnenmeere etwa die Hälfte des
seiner trocknen Länderräume ausmachen,
ie Länge des Küstenrandes wird dadurch
iltlich größer als die von Afrika, nämlich
Meilen, ungeachtet sein Flächenraum drei-
mal geringer, ja selbst viermal kleiner als Asien
ist. Europa ist daher der zugänglichste Erdtheil
von der Seeseite, und dies bedingte seinen großen
Einfluß auf den Culturgang des Menschengeschlech-
tes[6]), seine Herrschaft über die andern. Bei ihm
verhalten sich die Glieder zum Stamm etwa wie
1 zu 2, bei Asien dagegen etwa wie 1 zu 4.

Amerika vereinigt in sich gewissermaßen die
Gegensätze und die Verdoppelung der Formen der
alten Welt. Im Gegensatze gegen Afrika ist es
durch ein mittelländisches Meer in seiner Mitte in
ein doppeltes Continent verwandelt worden, und
der beide verbindende Isthmus scheidet doch
strenge den Norden vom Süden, während die zwi-
schen beiden liegende neutrale Inselgruppe die
Trennung vermittelt. — Beide Hälften haben in
ihren Umrissen sehr viel Analoges (größere Breite
in Norden, Zuspitzung nach Süden); am einför-
migsten in ihrer Küstenumsäumung, Afrika am
ähnlichsten ist die Südhälfte, doch weicht sie im
Innern völlig davon ab, durch ein ganz verschie-
denes oro- und hydrographisches System. Eine
größere Mannigfaltigkeit in der Küstenumsäumung
zeigt die nördliche Hälfte, besonders an der dem
atlantischen Oceane zugekehrten Seite, welche
durch tiefe Buchten und Binnenmeere Europa sehr
ähnlich wird, eine Thatsache, welche sich auch in
den Cultur-Verhältnissen ihrer Bewohner bestätigt.

[1]) Bemerkungen über Gegenstände der physika-
lischen Erdbeschreibung etc. Berlin 1783.

[2]) S. *Journ. de Phys. Tome LIII. p.* 33. *Relat. histor. V. p.* 46. *note.*

[3]) Wir erinnern uns hier an den Ausdruck von
Alex. von Humboldt: Süd-Amerika ist eine jener
großen Triangularmassen, welche die drei Conti-
nental-Abtheilungen der südlichen Halbkugel unse-
rer Erde bilden.

[4]) S. Abhandlungen der K. Akademie der W. zu
Berlin: Ueber geographische Stellung und horizontale
Ausbreitung der Erdtheile, 14. December 1826.

Bemerkungen über Veranschaulichungsmittel
räumlicher Verhältnisse bei graphischen Darstellun-
gen durch Form und Zahl, 17. Januar 1828.

Erdkunde II. Einleitung zu Asien, p. 20 u. folg.

[5]) Der große Einfluß einer so mannigfaltig ent-
wickelten Küstenform auf den Reichthum, und die
Vervielfältigung aller Natur- und Völkerverhältnisse
des Erdtheiles springt von selbst in die Augen.

[6]) Es entwickelte sich hier auf dem kleinsten
Erdenraume die größeste historische Mannigfaltig-
keit im Menschengeschlechte.

[illegible] nach L. von Buch's Ansicht.

([illegible] Buch, S. 103—111 u. 121—126.)

[illegible] welche [illegible] der Conti- [illegible] Reich bil- [illegible] vereinzelte oder zu- [illegible] Theiles unse- [illegible] durch das Was- [illegible] scheint uns zunächst in [illegible] Natur derselben der Zu- [illegible] durchgreifende Gesetz- [illegible] und demgemäß finden wir [illegible] Geographen einstimmig [illegible] ausgesprochen, daß die Inseln nur [illegible] vertheilten Spitzen der [illegible] andeuten, welche die vom Was- [illegible] Theile der festen Erdkugel ebenso [illegible] Theile des Festlandes besetzen. Seit- [illegible] genauer mit der Beschaffenheit [illegible] mit der innern Bildung dieser [illegible] Länder bekannt geworden ist, hat man auch [illegible] tief in der Natur begründete Eigenthümlichkeiten (Contraste) aufgefunden, und nächst einigen Bemerkungen aus früherer Zeit, welche wir Steffens[1]) verdanken, hat ganz besonders L. von Buch sich das Verdienst erworben, fruchtbare neue Ansichten in diesen Zweig der physikalischen Erdbeschreibung einzuführen. — Das Wesentlichste derselben besteht in Folgendem:

L. von Buch machte zuerst darauf aufmerksam[2]), daß wenn wir die Inseln vergleichend betrachten, zunächst in der Form ihrer Umrisse sich eine sehr bemerkenswerthe Verschiedenheit darbietet; die einen derselben nämlich sind von langgestreckter schmaler Gestalt, die einander gegenüberliegenden Enden meist in Spitzen auslaufend, die andern dagegen nähern sich in ihrem Haupttypus mehr der kreisrunden oder elliptischen Form; L. v. Buch nennt daher auch die einen ohne Weiteres die langgestreckten, die andern die runden Inseln, und wir werden zugleich sehen, daß dieses Kennzeichen der Umrisse von hoher Bedeutung für unsere Vorstellungen von der Bildung derselben und von ihren Beziehungen zum Festlande sei.

Die langgestreckten Inseln pflegen gewöhnlich reihenweise hintereinander zu liegen; sie bilden mehr oder minder deutlich in Bezug auf einander stehende Ketten, so daß die Spitze der einen immer der entgegengesetzten Spitze der nächstfolgenden zugekehrt ist, und daher liegen ihre Längenachsen sämmtlich für gewisse größere Räume in einerlei Richtung. Dieser ihr[illegible] genausdehnung entspricht ferner, wie eine[illegible] Untersuchung zeigt, auch die Hauptaus[illegible] von einer oder mehreren parallel in ihrer[illegible] fortlaufenden Bergketten, und es ist dies[illegible] fallender Beziehung ganz der Charakter [illegible] ßeren Continente und der an ihnen befi[illegible] Halbinseln, deren Hauptlängenerstreckun[illegible] von weiter unten noch ausführlicher die R[illegible] wird, immer von der Längenrichtung der i[illegible] auftretenden Bergketten abhängig ist. — [illegible] Charakter aber nicht nur allein erinnert [illegible] den langgestreckten Inseln an die Continer[illegible] dern ebenso sehr noch der Umstand, daß [illegible] niemals beträchtlich von den Küsten der [illegible] Continente entfernen, nie dem hohen offne[illegible] selbst angehören, wie die andern Inseln, [illegible] können sie daher in jeder Beziehung m[illegible] Continental-Inseln nennen.

In der That können wir uns die En[illegible] derselben nicht besser versinnlichen, als v[illegible] sie als abgerissene Splitter der zertrü[illegible] Ränder des Festlandes betrachten, zert[illegible] durch unterirdisch hebende oder durch [illegible] oben nieder zertheilend wirkenden Kräfte [illegible] wässers, und dafür spricht nicht nur in [illegible] Grade ihre geognostische Beschaffenheit, [illegible] mehr noch die Eigenschaft, daß diese I[illegible] häufig im Großen und Ganzen den gegen[illegible] Rändern des Festlandes parallel liegen, gl[illegible] die vereinzelten Conturen seiner vormalig[illegible] risse andeutend.

Ein ausgezeichnetes Beispiel von dem V[illegible] men solcher Inseln, auf welches L. v. B[illegible] besonderes Gewicht gelegt hat, zeigt sich [illegible] halben Umgebung von Neuholland, a[illegible] O. und N.-Seite. Hier bildet sich ein wa[illegible] sammengehöriger Circus, welcher in S. [illegible] beiden langgestreckten Inselhälften von N[illegible] land anfängt. Die Hauptlängenausdehnu[illegible] selben ist von SW. nach NO., parallel de[illegible] überliegenden Küste des Continents, doch a[illegible] ende derselben streckt eine langgedehnt[illegible] insel sich weitvorlaufend gegen NW.; die [illegible] krümmung von Neuholland in NO. gleichs[illegible] andeutend. Es setzt sich dann eine Ve[illegible] der hier begonnenen Insellinie fort, d[illegible] kleine Norfolk-Insel, Neu Caled[illegible] die vorliegende Reihe der neuen Heb[illegible] der Salomons-Inseln, Neu-Brita[illegible]

lannover und -Irland, Louisiade,
uinea u. s. w., von wo aus sich die bis-
hgewiesene, ziemlich einfache Reihe in die
ken zersplittert. L. v. Buch nennt diese
lie westaustralische Kette, und er-
aren Zusammenhang nicht nur durch die
e Längenrichtung ihrer Inseln, sondern
irch die bisher bekannt gewordenen Noti-
r ihre geognostische Beschaffenheit. Schon
ı wurde dieselbe als das Fragment eines
ochenen Küstensaumes angesehn, welcher
nalige Ausdehnung von Neuholland andeu-
id insbesondere hat Steffens darauf auf-
n gemacht, daß wenn wir dasselbe nach
ilten Umrissen restauriren wollen, es eine
oder Süd-Amerika sehr ähnliche Gestalt
was denn seiner Ansicht, daß es die Süd-
les dritten Welttheiles bildet, sehr gün-

ımein ausgezeichnet noch ist das Beispiel
tretens der langgestreckten Inseln in einer
rtsetzungen der westaustralischen Kette
ie größeren Molucken, Java, und Su-
; dort ist zugleich die Continentalnatur
n durch den äußern Augenschein, durch
ammenhang mit der Halbinsel Malacca
n, vollständiger als je irgendwo anders,
r haben daher auch bereits diese Inseln
Steffens Vorgange) als ein naturgemäß
enhängendes Ganzes, als den Isthmus zu
en, welcher die beiden Continental-Hälften
ten Welttheiles verbindet.
s ähnlich ferner ist das Verhältniß einer
Inselreihe, welche sich in S. aus dem ver-
n Archipelagus der Philippinen
t. Sie geht von dort nach Formosa über,
ie Likejo-Inseln nach Japan, und
rt nach Jesso durch die Kurilen nach
chatka. Schon oft ist in dieser nur we-
erbrochenen Kette der ursprüngliche Saum
n Ostküste von Asien erkannt worden,
die beiden Continente (Asien und Neuhol-
n ihrer Ostküste also so zahlreiche Spuren
rtrümmerung zeigen, so hat man schon
ch daraus auf einen von O. nach W. fort-
nden allmäligen Wechsel in der Verthei-
wischen Festland und Meer schließen wol-
S. u. a. Lamark Hydrogeologie, Wrede
ische Länder u. s. w.)
beiden andern großen Welttheile zeigen uns
ispiel der langgestreckten Inseln zwar stets
sehr untergeordnetem Grade, aber doch
sehr ausgezeichneter Deutlichkeit. Afrika
r ein isolirt stehendes Vorkommen derselben
in der hoch gebirgigen, der Küste des Festlandes ausgezeichnet parallellaufenden Insel Madagascar. Amerika zeigt uns ein schönes Beispiel derselben im Golf von Mexiko, durch Portorico, San Domingo, Jamaica und Cuba, welche sich sichtbar durch die Halbinsel Yucatan dem Festlande anschließen, und welche sich zu Süd-Amerika etwa ebenso stellen, wie die Kette von Neu-Guinea und Neu-Irland zu Neuholland.

An seinem Nord- und Südende ferner ist das Festland von Amerika auf eine sehr ausgezeichnete Weise in eine Menge Continental-Inseln zersplittert. Schon oben ist gezeigt, daß ganz Grönland und die Länder nordwärts der Hudsons-Bay in diese Kategorie gehören; an der NW.-Küste ist in dieser Beziehung ganz besonders die Gegend längs Neu-Norfolk, -Cornwall, -Hannover und -Georgien merkwürdig, welche durch Vancouvers Aufnahme so bekannt ward, und in neuester Zeit haben wir durch Capit. King[3]) kennen gelernt, in wie hohem Grade Feuerland mit seinen Umgebungen dem eben erwähnten Bilde der Zertrümmerung alten Festlandes entspricht.

In Europa endlich sind die Beispiele des Auftretens solcher langgestreckten Inseln sehr häufig und deutlich, wenn gleich nirgend in so großartigem Maßstabe vorhanden. Zunächst im N. sind sie im höchsten Grade auffallend, denn die ganze Küste von Norwegen und ein Theil der von Schweden ist durch tief eindringende Felsschluchten zerspalten, und das Land endet in zahllosen Splittern, welche Skären (Scheeren) genannt werden, und seiner Küstenumsäumung einen ganz eigenthümlichen Charakter geben. In der Ostsee entsprechen diesem Bilde viele Inseln, und ich nenne nur Gottland, Oeland, Bornholm u. s. w. An der Nordküste von Deutschland tritt uns diese Erscheinung recht deutlich, wenn gleich sehr im Kleinen an der Inselreihe von Texel, Vlieland bis nach Neuwerk entgegen; England repräsentirt ungemein schön eine Continental-Insel, und an ihm hängen in N. seine Trümmerreihen in den Hebriden, Orkaden und Shetlands-Inseln. Ebenso vollkommen ferner entfalten sich dieselben Verhältnisse im Mittelmeere. Dort gehören zu den Continental-Inseln zunächst alle größer bekannten zwischen den Halbinseln Italien und Spanien, die Balearen, ferner Sicilien, Corsica, Sardinien und die ihnen nahe stehenden kleineren, Elba, Giglio u. s. w.; von diesen letztern namentlich erweist sich die Beziehung auf das Festland un-

gemein schön durch ihre geognostischen Verhältnisse, denn sie bilden nur ein Glied in der großen Kette des Gebirgssystemes, welches zusammenhängend die ganze Pyrenäen- und Apenninenkette ausmacht.

Parallel diesem Systeme ziehn sich im O. von Italien die Gebirgsketten längs der Küste des adriatischen Meeres in Dalmatien und Albanien, und hier ist es denn auch nun wieder eine ungemein schön ausgeprägte Reihe von Continental-Inseln, welche aus dem Golf von Istrien bis nach Ragusa (Meleda, Sabioncello) hier auftritt. Sie setzt weiter südlich in den Jonischen Inseln fort, von Corfu bis Cerigo.

Ungemein schön aber kommt ein solches Verhältniß wieder zum Vorschein auf der entgegengesetzten Seite von Griechenland, in dem Archipelagus der Cykladen, welchen wir an den Schluß dieser Betrachtung setzen. L. v. Buch hat uns in neuesten Zeiten über den innern Zusammenhang dieser Inseln ein sehr anziehendes Bild gegeben[4]). Er sagt nämlich; »Die griechischen Inseln sind nicht sporadisch zerstreut oder cykladisch versammelt, sondern sie haben ganz die Natur der norwegischen und schwedischen Scheeren, durch sie werden die Gebirgsreihen des festen Landes in gleicher Reihe und mit gleichen Gebirgsarten fortgesetzt, bis in weiter Entfernung die einzelnen Erhebungen nicht mehr als Inseln aus dem Meere steigen können. Sie sind daher nothwendige und wesentliche Bestandtheile von Griechenland selbst, und so sehr, daß man mit vollem Rechte und bloß von der Natur geleitet auf den äußersten Felsen von Stampalia setzen könnte: hier ist Europa und nicht Asien, und auf den westlichen von Kos und Kallimene: hier ist Asien und nicht Europa.«

L. v. Buch zeigt dann, wie ganz Griechenland in der Hauptsache von aus NW. nach SO. streichenden hohen Parallelgebirgsketten durchzogen wird. Zwei derselben, welche zu dem Systeme der großen Pinduskette gehören, setzen einander parallel fort, die eine durch Euboea, die andere durch Böotien und Attika nach Cap Sunium; die erstere geht mit unverändert geognostischem Charakter hinaus in die Inselreihe von Andros, Tine, Mykoni (Delos), die andere durch Zea, Syra, Paros, Naxia, Amorgos, Stamparia. Beide Inselreihen bestehen aus granitischen Gesteinen, Gneis, Glimmerschiefer und oft sehr ansehnlichen Marmorlagern. »Keine dieser Inseln steht daher durch ihre Natur einzeln und abgesondert von den übrigen, und deßhalb kann keine von ihnen, selbst Delos nicht, einzeln aus dem Grunde des Meeres emporgestieg[...] (p. 171.)

Sehr verschieden dagegen von diese[...] nental-Inseln ist der Charakter der run[...] seln; sie haben keine der Eigenschaften, [...] oben von den langgestreckten erwähnte[...] parallelen Bergketten, die sich auf eina[...] ziehn, auch halten sie sich nicht nothw[...] das Festland, als dessen Splitter sie dahe[...] weges können betrachtet werden. Sie si[...] mehr, wie sogleich gezeigt werden soll, [...] gige selbständige Individuen, in sich abg[...] sen, entweder theilweise Producte des [...] oder doch wahrscheinlich ausdrücklich da [...] den, wo es an Continental-Massen [...] Wir thun daher unstreitig wohl recht, [...] seln die pelagischen oder Meeres-[...] zu nennen.

Vorzugsweise gehörte in diese Classe [...] lose Menge vereinzelt stehender Inseln, [...] das Becken des großen Oceans zum Sch[...] einer eigenthümlichen, von den Continen[...] schiedenen Welt machen. Es sind die ohn[...] sicht auf den Lauf der benachbarten Küs[...] streut liegenden Gruppen, welche wir un[...] Namen der Freundschafts-, Soci[...] Marquesas-, Sandwichs-Inseln [...] kennen, und welche zuerst Forster [...] übersichtlichen Darstellung zusammenfaßt[...] den von diesem ausgezeichneten Naturfors[...] gebenen Ansichten, welche seither stets [...] angenommen wurden, unterscheiden sic[...] Inseln ihrer natürlichen Beschaffenheit n[...] wesentlich in zwei Hauptabtheilungen, [...] er die hohen und die niedern Inseln nan[...] überaus wesentlicher und tief in ihrer Zus[...] setzung begründeter Umstand.

Die hohen Inseln, welche sich me[...] minder ansehnlich über dem Meeresspieg[...] ben, sind der Zahl sowohl als der Grö[...] über die niedern bedeutend vorwaltend. [...] eigentlich mehr oder minder ein für sich [...] der einziger Berg, von stumpf kegelförm[...] stalt, und daher kreisähnlicher Basis, of[...] Höhen emporsteigend, welche denen der h[...] bekannten Puncte des Festlandes nahe glei[...] men (z. B. Mowna Roa 14894 Fuß, O[...] 10230, Bourbon 10200, Pic von Te[...] 11206). Unstreitig aber von ganz besondere[...] tigkeit ist die bisher überall bestätigte W[...] mung, daß sie sämmtlich vulkanischen Urs[...] sind. Sie alle gleichen daher einander n[...] völlig in ihrer äußern Gestalt, sondern [...]

ammensetzung, in der Beschaffenheit und ng ihrer Bestandtheile, und wir verdanentlich von diesem letztgenannten Ver- L. v. Buch eine sehr vollkommene und e Schilderung.

iedern pelagischen Inseln, welche der Zahl als der Größe nach an Bedeu- hohen sehr nachstehen, sind nicht minwürdig, wie durch ihre, vollkommen dem ntergeordnete Bildung; denn sie alle sind, bekannt ist, ein Werk des Baues der enthiere. In der Art, wie die Ausbilselben vorgeht, bemerkt man unerwartet oder als bei den vorher beschriebenen nen merkwürdigen Zug der Gesetzmäßigkcher zuerst insbesondere durch R. Forrvorgehoben, und später durch die Darn von Chamisso, Quoy und Gaimard, erlichst durch die Untersuchungen von eechey[5]) vollkommen entwickelt wor-

igen nämlich die meisten der Korallenche in den Tropengegenden der Südsee, hen Meere u. s. w. zerstreut liegen, eine hnet ringförmige, nahe kreisrunde oder stalt. Einen Damm von mehr oder minist nur von sehr geringer Breite bildend, sie sich durch allmähliges Wachsthum re bis an die Oberfläche der Wassermasse. die Korallenthiere nahe die Oberfläche eraben, wenn sie bei tiefen Ebben bereits gelegt zu werden anfangen, so hören sie u bauen auf. Dann brandet das Meer ge- ihm entgegengestellten Damm, welcher nur nach der Breite zu vergrößern trachnagt an der Zusammensetzung desselben, oße Blöcke von dem aus den Polypengegebildeten Gestein los, und rollt sie auf der Oberfläche der Dämme zusammen. Mehr oder minder zerriebne Muschelschalen, Fischknochen, Brocken von andern Seethiergehäusen, Wurmröhren, Echinusstacheln u. dgl., werden als Sand von den Wellen in die Zwischenräume dieser Blöcke geworfen, welche dadurch in ihrer aufgehäuften Lage befestigt werden. Das Ganze endlich verkittet sich, unter dem Einflusse der brennend heißen Sonne, zu einer zusammenhängenden Masse, und so erheben sich denn an einzelnen Stellen über dem Riff niedrige feststehende Inselstücke, wie sie der Zufall zusammenführte. An die Küsten derselben wirft nun das Meer die in ihm umherschwimmenden Pflanzensamen und Baumstämme, viele derselben, und unter ihnen ganz besonders die Cocospalmen, Pandanus, Brodfrucht, Pisang u. s. w., beginnen zu keimen, schlagen Wurzel und bekleiden die nackten, blendendweißen Korallenfelsen mit ihrem wohlthätigen Grün. Mit ihnen kommen kleine Thiere, wie Eidechsen, Insecten u. s. w., hinübergeschwommen, die Seevögel nisten am Strande und auf einzeln hervorragende Felsspitzen verirrte Landvögel nehmen ihre Zuflucht zu den Gebüschen, und wie Chamisso sehr schön sagt: (Reisebemerk. S. 187.)

„Und ganz spät, nachdem die Schöpfung längst geschehen, findet sich auch der Mensch ein; schlägt seine Hütte auf der fruchtbaren Erde auf, welche durch Verwesung der Baumblätter entstanden, und nennt sich Herr und Besitzer dieser Welt."

[1]) Steffens Schriften 1821, Th. I. p. 193—219.
[2]) Leonh. Taschenbuch 1821, p. 393. Anm.
[3]) *Geographical Journal.* Vol. I. p. 155.
[4]) S. Poggend. Annal. X. 169. sq.
[5]) *Narrative of a Voyage I*, 157 *etc.*

24. Die niederen Inseln.

(J. R. Forster's Reise um die Welt, 1772—75, herausg. von G. Forster. [1778] 1. 188—189.)

hmittags sahen wir eine Insel gerade vor aus einer Reihe von niedrigen Felsen bewelche vermittelst verschiedner Klumpen umen zusammenhiengen. Der Lage und sehen nach zu urtheilen, mußte es eben sein, welche Capitain Cook auf seiner Reise *Chain-Island* oder Ketten-Insel genannt hatte. Damit wir indessen diese Nacht nicht, wie in der vorigen, wiederum beilegen und dadurch in unserm Laufe aufgehalten werden möchten, ließ der Capitain ein Boot mit einer Laterne vor dem Schiffe her segeln, und befahl den Leuten, uns, sobald sie irgendwo eine gefährliche Stelle antreffen sollten, durch Signale Nachricht

davon zu geben. Diese Vorsicht war der vielen niedrigen Inseln wegen nöthig, die man, wie ich schon gesagt habe, in der Südsee, zwischen den Wende-Cirkeln antrifft und die mehrentheils von ganz sonderbarer Bauart sind. Sie bestehen nämlich aus Felsen, die vom Grunde des Meeres auf senkrecht wie die Mauern emporsteigen, an den mehresten Stellen aber kaum über dem Wasser hervorragen, und auch da, wo sie am höchsten sind, doch nicht mehr als etwa 6 Fuß über die Oberfläche der See hervorstehen. Oft sind sie von cirkelförmiger Gestalt und haben in der Mitte ein Bassin von Seewasser, und rings an den Ufern her ist das Meer überall unergründlich. Ohne Zweifel muß es auf denselben nur wenig Gewächse geben, und unter diesen mag der Coco-Nußbaum noch das beste und nutzbarste sein. Einer so armseligen Beschaffenheit und ihres oft nur geringen Umfangs ohnerachtet, sind dennoch manche bewohnt. Wie sie aber mögen bevölkert worden sein, ist ebenso schwer zu bestimmen, als wie die höhern Inseln der Südsee mit Einwohn setzt worden. Der Commodore, (jetzige A Byron, und nach ihm Capitain Wallis sch als sie auf ihren Reisen um die Welt diesen niedrigen Inseln vorüber kamen, ihrer Leute an die Küste, gegen welche s Einwohner scheu und eifersüchtig bewiesen. sind sie vielleicht ihrer geringen Anzahl weg derenwillen sie fürchten müssen leicht üb tigt zu werden; eifersüchtig aber, weil sie genug haben mögen auf ihren kleinen Fels zirken für sich selbst den nöthigen Unter finden, und folglich die Fremden nicht mit gültigen Augen ansehen können, da sie ihn selben zu schmälern drohen. Bei so bew Umständen können wir von ihrer Abstamm nichts sagen, weil ihre Sprache und Geb uns bis jetzt noch gänzlich unbekannt, und gleichwohl die einzigen Merkmale sind, a eben sich das Herkommen solcher Völker e läßt, die keine Schriften und Urkunden b

---

25. Bewegungen des Meeres.

(*A. v. Humboldt*, Kosmos I. [1845] S. 321—330.)

Störungen des Gleichgewichts und die dadurch erregte Bewegung des Wassers sind: theils unregelmäßig und vorübergehend vom Winde abhängig, und Wellen erzeugend, die fern von den Küsten im offenen Meere, im Sturm, über 35 Fuß Höhe ansteigen; theils regelmäßig und periodisch durch die Stellung und Anziehung der Sonne und des Monds bewirkt (Ebbe und Fluth); theils permanent, doch in ungleicher Stärke, als pelagische Strömung. Die Erscheinungen der Ebbe und Fluth, über alle Meere verbreitet (außer den kleinen und sehr eingeschlossenen, wo die Fluthwelle kaum oder gar nicht merklich wird), sind durch die Newton'sche Naturlehre vollständig erklärt, d. h. »in den Kreis des Nothwendigen zurückgeführt.« Jede dieser periodisch wiederkehrenden Schwankungen des Meerwassers ist etwas länger als ein halber Tag. Wenn sie im offenen Weltmeer kaum die Höhe von einigen Fußen betragen, so steigen sie als Folge der Configuration der Küsten, die sich der kommenden Fluthwelle entgegensetzen, in St. Malo zu 50, in Acadien zu 65 bis 70 Fuß. »Unter der Voraussetzung, daß die Tiefe des Meeres vergleichungsweise mit dem Halbmesser der Erde nicht bedeutend sei, hat die Analyse des großen Geometers Laplace be wie die Stetigkeit des Gleichgewichts d res fordere, daß die Dichte seiner Flü kleiner sei als die mittlere Dichte der In der That ist die letztere, wie wir obe hen, fünfmal so groß als die des Wasser hohe Land kann also nie überfluthet werd die auf den Gebirgen gefundenen Ueberre Seethieren können keinesweges durch e höhere Fluthen (durch die Stellung der So des Mondes veranlaßt) in diese Lage gek sein.« Es ist kein geringes Verdienst d lyse, die in den unwissenschaftlichen Krei sogenannten bürgerlichen Lebens vorneh schmäht wird, daß Laplace's vollendete der Ebbe und Fluth es möglich gemacht unseren astronomischen Ephemeriden die der bei jedem Neu- und Vollmonde zu er den Springfluthen vorherzuverkündigen und Küstenbewohner auf die eintretende, be bei der Mondnähe noch vermehrte Gefa merksam zu machen.

Oceanische Strömungen, die einen s tigen Einfluß auf den Verkehr der Nation auf die klimatischen Verhältnisse der Küst

üben, sind fast gleichzeitig von einer Menge sehr verschiedenartiger, theils großer, theils scheinbar kleiner Ursachen abhängig. Dahin gehören: die um die Erde fortschreitende Erscheinungszeit der Ebbe und Fluth; die Dauer und Stärke der herrschenden Winde; die durch Wärme und Salzgehalt unter verschiedenen Breiten und Tiefen modificirte Dichte und specifische Schwere der Wassertheilchen; die von Osten nach Westen successiv eintretenden und unter den Tropen so regelmäßigen stündlichen Variationen des Luftdruckes. Die Strömungen bieten das merkwürdige Schauspiel dar, daß sie von bestimmter Breite in verschiedenen Richtungen das Meer flussartig durchkreuzen, während daß nahe Wasserschichten unbewegt gleichsam das Ufer bilden. Dieser Unterschied der bewegten und ruhenden Theile ist am auffallendsten, wo lange Schichten von fortgeführtem Seetang die Schätzung der Geschwindigkeit der Strömung erleichtern. In den unteren Schichten der Atmosphäre bemerkt man bei Stürmen bisweilen ähnliche Erscheinungen der begrenzten Luftströmung. Mitten im dichten Walde werden die Bäume nur in einem schmalen Längenstreifen umgeworfen.

Die allgemeine Bewegung der Meere zwischen den Wendekreisen von Osten nach Westen (Aequatorial- oder Rotationsstrom genannt) wird als eine Folge der fortschreitenden Fluthzeit und der Passatwinde betrachtet. Sie verändert ihre Richtung durch den Widerstand, welchen sie an den vorliegenden östlichen Küsten der Continente findet. Das neue Resultat, welches Daussy aus der Bewegung aufgefangener, von Reisenden absichtlich ausgeworfener Flaschen geschöpft hat, stimmt bis auf 1/18 mit der Schnelligkeit der Bewegung überein (10 französische *milles marins*, jede zu 952 Toisen, alle 24 Stunden), welche ich nach der Vergleichung früherer Erfahrungen gefunden hatte. Schon in dem Schiffsjournal seiner dritten Reise (der ersten, in welcher er gleich im Meridian der canarischen Inseln in die Tropengegend zu gelangen suchte) sagt Christoph Columbus: »Ich halte es für ausgemacht, daß die Meereswasser sich von Osten gen Westen bewegen, wie der Himmel (*las aguas van con los cielos*)«; d. i. wie die scheinbare Bewegung von Sonne, Mond und allen Gestirnen.

Die schmalen Ströme, wahre oceanische Flüsse, welche die Weltmeere durchstreifen, führen warme Wasser in höhere, oder kalte Wasser in niedere Breiten. Zu der ersten Classe gehört der berühmte, von Anghiera und besonders von Sir Humfrey Gilbert bereits im sechzehnten Jahrhundert erkannte atlantische Golfstrom: dessen erster Anfang und Impuls südlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung zu suchen ist, und der in seinem großen Kreislaufe aus dem Meer der Antillen und dem mexicanischen Meerbusen durch die Bahamastraße ausmündet; von Südsüdwest gen Nordnordost gerichtet, sich immer mehr und mehr von dem Littoral der Vereinigten Staaten entfernt und, bei der Bank von Neufundland ostwärts abgelenkt, häufig tropische Samen (*Mimosa scandens*, *Guilandina bonduc*, *Dolichos urens*) an die Küsten von Irland, der Hebriden und von Norwegen wirft. Seine nordöstliche Verlängerung trägt wohlthätig zu der minderen Kälte des Seewassers und des Klima's an dem nördlichsten Cap von Scandinavien bei. Wo der warme Golfstrom sich von der Bank von Neufundland gegen Osten wendet, sendet er unweit der Azoren einen Arm gegen Süden. Dort liegt das Sargasso-Meer, die große Fucus-Bank, welche so lebhaft die Einbildungskraft von Christoph Columbus beschäftigte und welche Oviedo die Tang-Wiesen (*Praderias de yerva*) nennt. Eine Unzahl kleiner Seethiere bewohnen diese ewig grünenden, von lauen Lüften hin und her bewegten Massen von *Fucus natans*, einer der verbreitetsten unter den geselligen Pflanzen des Meeres.

Das Gegenstück zu diesem, fast ganz der nördlichen Hemisphäre zugehörigen Strom im atlantischen Meeresthale zwischen Afrika, Amerika und Europa bildet eine Strömung in der Südsee, deren niedrige, auch auf das Klima des Littorals bemerkbar einwirkende Temperatur ich im Herbst 1802 zuerst aufgefunden habe. Sie bringt die kalten Wasser der hohen südlichen Breiten an die Küsten von Chili, folgt den Küsten dieses Landes und denen von Peru erst von Süden gegen Norden, dann (von der Bucht bei Arica an) von Südsüdost gegen Nordnordwest.

Mitten in der Tropengegend hat dieser kalte oceanische Strom zu gewissen Jahreszeiten nur 15°,6 (12½° R.), während daß die ruhenden Wasser außerhalb des Stromes eine Temperatur von 27°,5 und 28°,7 (22—23° R.) zeigen. Wo das Littoral von Südamerika, südlich von Payta, am meisten gegen Westen vorspringt, beugt der Strom sich plötzlich in derselben Richtung von dem Lande ab, von Osten gegen Westen gewandt: so daß man, weiter nach Norden schiffend, von dem kalten Wasser plötzlich in das warme gelangt.

Man weiß nicht, wie weit die oceanischen Ströme, warme und kalte, gegen den Meeresboden hin ihre Bewegung fortpflanzen. Die Ablenkung der süd-afrikanischen Strömung durch die, volle

70—80 Brassen tiefe Lagullasbank scheint eine solche Fortpflanzung zu erweisen. Sandbänke und Untiefen, außerhalb der Strömungen gelegen, sind mehrentheils, nach der Entdeckung des edlen Benjamin Franklin, durch die Kälte der Wasser erkennbar, welche auf denselben ruhen. Diese Erniedrigung der Temperatur scheint mir in dem Umstande gegründet, daß durch Fortpflanzung der Bewegung des Meeres tiefe Wasser an den Rändern der Bänke aufsteigen und sich mit den oberen vermischen. Mein verewigter Freund Sir Humphry Davy dagegen schrieb die Erscheinung, von der die Seefahrer oft für die Sicherheit der Schiffahrt praktischen Nutzen ziehen könnten, dem Herabsinken der an der Oberfläche nächtlich erkalteten Wassertheilchen zu. Diese bleiben der Oberfläche näher, weil die Sandbank sie hindert, in größere Tiefe herabzusinken. Das Thermometer ist durch Franklin in ein Senkblei umgewandelt. Auf den Untiefen entstehen häufig Nebel, da ihre kälteren Wasser den Dunst aus der Seeluft niederschlagen. Solche Nebel habe ich, im Süden von Jamaica und auch in der Südsee, den Umriß von Bänken scharf und fern erkennbar bezeichnen gesehen. Sie stellen sich dem Auge wie Luftbilder dar, in welchen sich die Gestaltungen des unterseeischen Bodens abspiegeln. Eine noch merkwürdigere Wirkung der wasser-erkältenden Untiefen ist die, daß sie, fast wie flache Korallen- oder Sandinseln, auch auf die höheren Luftschichten einen bemerkbaren Einfluß ausüben. Fern von allen Küsten, auf dem hohen Meere, bei sehr heiterer Luft, sieht man oft Wolken sich über die Punkte lagern, wo die Untiefen gelegen sind. Man kann dann, wie bei einem hohen Gebirge, bei einem isolirten Pic, ihre Richtung mit dem Compaß aufnehmen.

26. Regen zwischen den Wendekreisen.

(*L. F. Kämtz*, Vorlesungen über Meteorologie [1840] S. 165—169.)

Die Erscheinungen, welche der Regen in Betreff seiner Häufigkeit in den einzelnen Jahreszeiten zeigt, hängen so innig mit andern klimatischen Eigenthümlichkeiten zusammen, daß wir im Stande sind, die Erde darnach in verschiedene Regionen zu theilen. Wir wollen hier zunächst die Gegenden zwischen den Wendekreisen betrachten, weil sich hier eine weit größere Regelmäßigkeit zeigt, als bei uns.

Da, wo der Passat mit Regelmäßigkeit auf dem Meere weht, regnet es nicht, der Himmel ist stets heiter, zumal wenn die Sonne in der andern Halbkugel sich befindet. Nur in der Region der Calmen regnet es häufig; der aufsteigende Luftstrom reißt eine Menge Dämpfe mit sich in die Höhe, welche hier an der Grenze des oberen und unteren Passates condensirt werden. Die Sonne geht hier meistens bei heiterem Himmel auf, gegen Mittag zeigen sich einzelne Wolken, aus denen in kurzer Zeit ungeheure Wassermassen von heftigen Windstößen begleitet herabfallen, gegen Abend lösen sich die Wolken auf und die Sonne geht bei heiterem Himmel unter. So verlieren also die Luftmassen, welche sich in der Höhe nach beiden Polen bewegen, ihr Wasser größtentheils da, wo sie aufgestiegen sind, und hierin liegt wohl der Grund des Regenmangels da, wo in größerer Entfernung vom Aequator der Ostwind regelmäßig weht.

Auf dem Lande finden wir zwischen den Wendekreisen meistens in einem Theile des Jahres eine Störung in dem regelmäßigen Verlaufe der Passate, in Folge deren wir das Jahr dort in zwei Jahreszeiten theilen müssen, die trockene und die nasse: eine Eintheilung, welche die Europäer bei allen Bewohnern jener Gegenden getroffen haben, und welche um so charakteristischer ist, da oft Monate in der trockenen Jahreshälfte vergehen, ohne daß sich sogar eine Spur von Wolken zeigt.

Obgleich sich in Betreff dieses Verhaltens manche locale Verschiedenheiten zeigen, so finden wir doch eine große Uebereinstimmung im Laufe der Erscheinungen. Ohne daher dieselben in mehreren Tropengegenden zu betrachten, will ich hier den Gang so angeben, wie er von A. v. Humboldt beobachtet worden ist, um so mehr, da die von ihm gegebene Arbeit so vieles Licht über die Verhältnisse in unseren Gegenden verbreitet hat.

In demjenigen Theile Südamerikas, welcher nördlich vom Aequator liegt, ist der Himmel vom December bis zum Februar ungemein heiter, der Wind weht mit großer Regelmäßigkeit aus O oder ONO, dabei ist die Luft sehr trocken und die

Pflanzen haben ihre Blätter verloren. Gegen Ende des Februar und im Anfange des März ist das Blau des Himmels weniger tief, das Hygrometer zeigt größere Feuchtigkeit, die Bäume fangen an sich zu belauben; das helle Licht der Sterne wird zuweilen durch eine Nebelschicht verhüllt, und sie, die bis dahin ruhig waren, funkeln jetzt zuweilen bis in die Nähe des Zenithes. Der regelmäßige Wind wird weniger stark und oft von Windstillen unterbrochen. Nach und nach häufen sich gegen SSO Gebirgen ähnliche Wolken, die nicht selten den ganzen Himmel mit ungeheurer Schnelligkeit durchlaufen. Am Ende des März zeigen sich elektrische Explosionen am südlichen Himmel, dann geht der Wind wohl auf mehrere Stunden nach W und WSW, dabei nimmt die Luftelektricität zu, namentlich ist sie zur Zeit des Sonnenunterganges stark, und dieses ist ein sicheres Zeichen von der Nähe der nassen Jahreszeit, welche am Orinoco zu Ende Aprils beginnt. Der Himmel wird dann trübe und sein Blau verwandelt sich in ein gleichmäßiges Grau. Nachmittags, wenn die Wärme der Luft am größten ist, erhebt sich auf der Ebene ein Gewitter mit heftigem Regen. Anfänglich zeigen sich Bewölkung und Regen nur in den heißen Nachmittagsstunden und verschwinden gegen Abend; so wie jedoch die Jahreszeit weiter rückt, besonders dann, wenn die Sonne im Scheitel steht, fangen beide schon am Vormittage an, kehren aber gegen das Ende dieser Jahreszeit wieder in die Nachmittagsstunden zurück.

In vielen Gegenden ist die Nacht meistens heiter, in anderen regnet es auch während der Nacht, zuweilen sogar mehr als am Tage, doch scheint es, als ob Gebirgszüge wegen ihres Einflusses auf die Winde dazu am meisten beitragen. So fand dieses Boussingault auf den Höhen und in den Thälern der Anden, eben dieses sah Lyall in Madagascar, Roussin in Cayenne, und ähnliche, weniger umfassende Nachrichten sind uns von anderen Reisenden mitgetheilt worden.

Alle Phänomene deuten darauf, daß durch den aufsteigenden Luftstrom, welcher an dem Orte am stärksten ist, in dessen Scheitelpunkt sich die Sonne befindet, eine Störung im Gleichgewichte der Atmosphäre erzeugt wird; daher anfänglich nur ein Funkeln der Sterne, späterhin eine Veränderung in der Richtung der Winde. Durch die Verdunstung des am vorigen Tage gefallenen Wassers wird dieser Proceß längere Zeit unterhalten. Die Luft ist dann so feucht, daß selbst mitten in dem durch seine Trockenheit berüchtigten Afrika Kleider, Schuhe und andere Gegenstände, welche nicht unmittelbar am Feuer stehen, feucht werden und die Einwohner sich in einer Art von Dampfbad befinden: eine Zeit, in welcher Fieber und andere Krankheiten in Menge entstehen. Eben so wie in Südamerika, so kündigt sich auch in Afrika die nasse Jahreszeit durch den Wechsel der Winde an.

Da diese Niederschläge von dem aufsteigenden Luftstrome abhängen, letztere aber mit der Sonne fortrückt, so findet eine ähnliche Fortrückung dieser Jahreszeit Statt. In Afrika z. B. beginnt die nasse Jahreszeit in der Nähe des Aequators schon im April; zwischen 10 Grad nördlicher Breite und dem Wendekreise, namentlich in den Gegenden, durch welche der Senegal fließt, dauert sie vom Anfange des Junius bis zum Anfange des November. Aehnlich ist es im Innern des Landes, wie dieses die Berichte von Mungo Park, Denham, Browne, Bruce u. a. beweisen. Eben so zeigen sich an der Westküste Amerikas in Panama die Regen schon im Anfange des März, dagegen in San Velas de California regnet es selten vor der Mitte des Junius. Da die Sonne durch den Scheitelpunkt jedes Ortes zwei Mal hindurchgeht, so finden wir, daß an Orten, welche in geringer Entfernung von den Wendekreisen liegen, die herabfallenden Wassermassen zwei Mal einen größten Werth erreichen; an denen aber, welche am Aequator liegen, sind die Zeiten des Durchganges durch den Scheitel durch ein größeres Intervall getrennt, und wir treffen daher daselbst meistens zwei nasse und zwei trockene Jahreszeiten.

Wie weit sich diese periodischen Regen nach Norden oder Süden erstrecken, ist noch nicht bekannt. In der Havannah auf Cuba und in Rio Janeiro zeigen sich schon stark hervortretende Uebergänge zu den Verhältnissen in höheren Breiten. In der Sahara scheint ihre Grenze in etwa 16 Grad nördlicher Breite zu liegen, doch erstreckt sie sich an den beiden diesen Erdtheil begrenzenden Meeren einige Grade weiter nach Norden.

Eben so, wie wir dieses früher von dem Verhalten der Winde kennen lernten, so zeigt uns auch der Wechsel der Jahreszeiten in Hindostan eine Abweichung von dem allgemeinen Gange der Witterung zwischen den Wendekreisen. Die Westküste dieser Halbinsel hat nämlich ihre nasse Jahreszeit während des SW-, die östliche während des NO-Moussons. Wenn nämlich der vom Meere kommende SW-Wind genöthigt wird, an der Bergkette der Ghats in die Höhe zu steigen, so werden die in die Höhe gerissenen Dämpfe hier condensirt, heftige Gewitterstürme zeigen sich dann fast täglich. Weiter im Lande fallen nur einzelne schwache

Regen, und an der Ostküste ist jetzt der Himmel heiter. Am heftigsten ist hier der Regen etwa im Julius. Dasselbe geschieht während des NO-Moussons an der Küste von Coromandel, nur ist hier das Gebirge weniger steil und daher die Regen nicht so bedeutend. Gleichzeitig ist dann der Himmel an der Westküste völlig heiter. Das Plateau von Dekan nimmt an den Jahreszeiten beider Küsten Theil, jedoch ist die herabfallende Wassermasse weit geringer als hier; die Vertheilung des Regens aber im Laufe des Jahres hängt von der Entfernung der einzelnen Orte von der Küste ab; je nachdem sie der Ost- oder Westküste näher liegen, richtet sich der Lauf der Witterung nach dem an diesen Küsten beobachteten; ja Orte in der Mitte der Halbinsel haben wohl zu allen Zeiten des Jahres einzelne Regen, oder sie zeigen zwei Maxima im Jahre.

Die Wassermenge, welche während der gen Monate der nassen Jahreszeit herabfäl mehrfach größer als die bei uns im ganze herabkommende. Wir können an den in de der Küste liegenden Orten 70 bis 120 Zoll j annehmen. Bedenken wir dabei, daß dies während weniger Monate geschieht, ja daß e in diesen meistens nur täglich einige Stunden dann fällt der Unterschied mit den bei uns achteten Verhältnissen lebhaft in die Auge Tropfen bestehen aus großen Kugeln, welch gedrängt und mit Heftigkeit auf dem Bod kommen.

Wenn wir aber tiefer landeinwärts u zu bedeutenden Höhen gehen, dann nim Regenmenge ab: so ist sie in Seringapat Hindostan und Bogota in Amerika kaum als in Deutschland.

---

27. Isochimenen und Isotheren.

(Dasselbe Buch, S. 208—210.)

Um eine Uebersicht über die klimatischen Verhältnisse zu erlangen, könnte man auf einer Charte diejenigen Orte verbinden, deren Temperatur in derselben Jahreszeit gleich wäre, so daß die so gezeichneten Linien ein Bild von der Wärmevertheilung der Erde gäben. Linien, welche auf diese Art gezeichnet, die Orte verbänden, deren Winterwärme gleich wäre, können wir Isochimenen (ἴσος gleich, und χειμὼν der Winter) nennen, diejenigen aber, durch welche die Orte mit gleicher Sommertemperatur verbunden werden, können Isotheren (ἴσος gleich, und θέρος warm) heißen. Bis jetzt reichen die vorhandenen Thatsachen noch nicht aus, um diese Linien mit hinreichender Genauigkeit zu zeichnen, aber die vorhandenen Materialien zeigen bereits, daß beide Classen von Linien sehr bedeutend von den Linien abweichen, durch welche auf einer Charte die Orte von gleicher Polhöhe verbunden werden, denn im Winter senken sich diese Isochimenen mit Schnelligkeit nach Süden, wenn wir von der Westküste Europas ins Innere des Landes gehen, indem die östlich liegenden Orte weit kältere Winter haben, als die westlicher liegenden. Die Isotheren dagegen heben sich von der Westküste aus gegen Nordosten, und erst weiter im Festlande scheinen die Sommer bei einerlei Breite auch gleiche Temperatur zu haben. Etwas Aehnliches zeigt sich in Nordamerika, denn bei gleicher Breite haben die Orte w von den Aleghanis kältere Winter und wärmere Sommer, als die an dem Meere lie Gegenden.

Daß Verhältnisse dieser Art auf das Leb Pflanzen und Thiere vom größten Einflusse ja zum Theil deren geographische Verb bedingen, ist wohl von selbst einleuchten einige wenige Bemerkungen mögen zum B dieser Behauptung dienen. Viele Thiere, n lich Vierfüßer, welche nicht so bedeutende W rungen machen können als die Vögel, sowohl große Wärme als Kälte, und nam ist ihnen die letztere zuwider. Wenn wir die nördlichsten Punkte, an denen diese sich zeigen, durch Linien verbinden, so f so gebildete Grenze ihres Verbreitungsb sehr nahe mit den Isochimenen zusammen. zeigt sehr deutlich die von C. Ritter geze Charte über die Verbreitung der gezähmte wilden Säugethiere in Europa. So gedeih in Schweden das Elennthier noch in einer von 65°, aber im Innern Sibiriens wird es nördlich von 55° getroffen.

Eben so auffallend zeigen uns dieses die zen; aber bei Betrachtung dieser Verhä müssen wir die perennirenden oder mehrj von denen unterscheiden, welche sich im

hres aus Samen vollständig entwickeln
ı der Reife des Samens sterben. Peren-
Gewächse können der Kälte nur bis zu
ewissen Grade Widerstand leisten, und
zugleich so beschaffen, daß nur kurze 5
Entwickelung der Blüthe und dem Reifen
ens erforderlich ist, dann treffen wir sie
Küste des atlantischen Meeres in sehr be-
n Breiten, während sie im Innern des
ich nur bis zu Punkten zeigen, welche 10
icher liegen. So zeichnet sich das süd-
gland, namentlich die Gegend von Pen-
ndurch aus, daß mehrere Culturpflanzen,
ben, Camelien, Fuchsien und Buddlejen
en Winter im Freien ausdauern können, 15
der Sommer freilich nicht immer genügt,
Früchte zu erzeugen, was bei diesen
wegen ihrer Verbreitung durch Stecklinge
niger nöthig ist. Ganz dasselbe gilt vom
nent Finisterre in Frankreich. Eben dieses 20
vildwachsende Pflanzen. So gedeiht die
Fagus sylvatica) in Norwegen noch in der
n 59°, ihre Polargrenze liegt an der West-
hwedens in 58°, in Småland in 57°, und
Ostküste in der Gegend von Calmar; in 25
ı liegt sie zwischen 54 bis 55°, in den
n in etwa 49°, und in den Gebirgen der
n etwa 45°. Die schöne Stechpalme *(Ilex
m)*, welche in Norwegen und Schottland
bedeutenden Breiten vorkommt, ist in der 30
von Berlin und Halle mehrmals im Winter
Völlig ähnliche Verhältnisse zeigen meh-
n von *Erica*, *Betula alnus*, *Populus nigra*,
vulgaris, *Hedera helix*, *Viscum album*,
Berberis vulgaris, *Vaccinium myrtillus* u. s. w.
Etwas anders gestalten sich die Verhältnisse von einjährigen Gewächsen, und unter diesen verdienen besonders die Getraidearten unsere Beachtung. Mögen die Winter kalt oder warm sein, sie haben wenig Einfluß darauf, wichtiger für sie ist die Temperatur derjenigen Periode, während welcher sie sich entwickeln; daher laufen ihre Polargrenzen nahe mit den Isotheren parallel. Im Innern von Norwegen und Lappland kann noch in einer Breite von 70° Getraide gebaut werden, was an der Meeresküste erst mehrere Grade weiter südlich möglich ist. Aber weiter gegen Osten sinkt die Grenze nach Süden, und in Sibirien werden die Cerealien nicht mehr nördlich von 60° gebaut. Eine völlig ähnliche Biegung zeigt uns die Polargrenze des Mais in Frankreich. An der Küste des atlantischen Meeres liegt sie südlich von Rochelle in 45° 30′, berührt aber den Rhein zwischen Straßburg und Mannheim in etwa 49° nördlicher Breite.

Selbst perennirende Culturgewächse, welche sich vor der strengen Kälte des Winters schützen lassen, aber zu ihrem Gedeihen warme Sommer verlangen, zeigen an der Westküste Europas eine von den Isotheren abhängige Gestalt ihrer Polargrenze. So kann der Wein im westlichen Frankreich nicht mehr nördlich von 47° 30′ mit Vortheil gebaut werden, aber schon im Innern des Landes geht die Grenze bis 49° und erreicht den Rhein nördlich von Koblenz in 50° 20′. Dann aber hält sich diese Grenze in Deutschland sehr nahe in 51° und scheint bedeutend nach Osten hin in dieser Polhöhe zu bleiben.

---

28. Isothermen.

(Dasselbe Buch. S. 224—227.)

ı wir auf einer Landcharte diejenigen Punkte
oder verbinden, deren mittlere Temperatur
it, so erhalten wir dadurch Linien, welche
on **Humboldt** gezeichnet wurden, und
r den Namen **Isothermen** gab. (Vom
chen ἴσος gleich und θερμός warm.) Da jedoch
me der Orte desto geringer wird, je weiter
über dem Meere erheben, so müssen wir
nperaturen auf das Niveau des Meeres
n. Durch diese Arbeit, einen der wich- 45
tigsten Beiträge, welche wir je über einen Gegenstand der Meteorologie erhalten haben, lernten die Physiker das großartige der Gesetze der Wärmevertheilung kennen; seit der ersten Bekanntmachung dieser Arbeit ist die Zahl der Temperaturbestimmungen vielfach größer geworden; im Jahre 1831 50 versuchte ich es, eine neue Charte zu zeichnen, welche zwar im Allgemeinen mit der von **Humboldt** übereinstimmte, aber in einzelnen Punkten davon abwich. Die Thatsachen, welche ich seit

jener Zeit kennen gelernt habe, stimmen damit im Allgemeinen überein, und nur im Innern der Continente und im hohen Norden ist eine geringe Aenderung nöthig geworden. Ich will hier die Resultate dieser Untersuchung angeben:

1. Die Punkte, welche in jedem Meridiane die höchste Temperatur besitzen, scheinen nicht immer mit dem Aequator zusammenzufallen, sondern etwas von diesem entfernt zu sein.

2. Der terrestrische Aequator hat an den Küsten der Meere eine Temperatur von etwa 27½°; an den Westküsten der beiden großen Continente scheint diese Temperatur etwas geringer, weil kältere, von den Polen kommende Meeresströme durch ihre Kälte die Wärme dieser Gegenden etwas deprimiren. Im Innern der beiden Continente ist die Wärme des Aequators etwas höher als an den Küsten, es scheint die Regenmenge und die Bewölkung des Himmels geringer und dadurch die Einwirkung der Sonne mächtiger zu sein. Dieser Einfluß des Landes scheint in Amerika wegen der geringern Ausdehnung des Landes kleiner als in Afrika, wo über der großen Sandwüste eine ungeheure Erwärmung der Luft statt findet, welche dann ihren Einfluß auf die benachbarten Gegenden äußert. In Afrika scheint die Temperatur des Aequators die Größe von 29° zu erreichen oder noch zu übersteigen.

3. Die Isotherme von 25° durchschneidet die Westküste Amerikas etwas nördlich von Acapulco, läuft durch Vera-Cruz und nördlich von der Havannah (Temp. 25°,49) fort; etwas östlich von dem Meridiane der Havannah erreicht die Isotherme einen nach Norden convexen Scheitel und senkt sich gegen die Westküste Afrikas, welche sie etwa in der Mitte zwischen dem weißen Vorgebirge und der Mündung des Senegal (18 bis 19° nördlicher Breite) erreicht. Von hier hebt sie sich schnell gegen Norden, läuft durch den nördlichen Theil des rothen Meeres und in der Nähe von Abusheher am persischen Meerbusen (Breite 28° 15′, Temp. 25°,03) fort, und erreicht in dieser Gegend wahrscheinlich ihre größte Annäherung an den Pol. Denn weiter östlich senkt sie sich nach Süden und durchschneidet die Gruppe der Philippinen im nördlichen Theile der Insel Luzon in einer Breite von 16 bis 17°. (Manilla Breite 14° 36′, Temp. 25°,60.)

4. Die Isotherme von 20° durchschneidet die Westküste Amerikas etwa in der Mitte von Alt-Californien (Breite 28° bis 29°), hebt sich dann etwas nach Norden und läuft nahe dem Aequator parallel, bis sie die Ostküste Amerikas in Süd-Carolina in etwa 32° nördlicher Breite durch-
schneidet (Fort Johnston, Breite 34°
19°,22; Cantonnement Jesup, Breite 31° 3
20°,12), sie senkt sich dann sehr we
Süden und läuft südlich von Bermuda (Bre
Temp. 19°,74) fort, indem sie zwischer
und Teneriffa fortgeht (Funchal auf Made
19°,78, Sta. Cruz auf Teneriffa, Temp.
In Afrika sich schnell gegen Norden heb
sie in der Nähe von Algier und Tunis for
sich jedoch hier zugleich mit der Küste d
etwas nach Süden zu senken und zwisc
(Breite 35° 29′, Temp. 17°,94) und Kai
30° 3′, Temp. 22°,19) fortzugehen. E
wahrscheinlich, daß sie sich im Inner
wieder etwas hebt, jedoch senkt sie si
die Ostküste dieses Landes etwas und du
det letztere nördlich von Formosa.

5. Die Isotherme von 15° durchsch
Westküste Nordamerikas in der Gegend d
von San Francisco in Neu-Californien u
von hier ziemlich genau nach Osten zu l
sie in dem Staate Delaware eine Brei
bis 38° erreicht (Fort Savern, Breite 38° 5
13°,91; Chapel Hill, Breite 35° 54′, Tem
Nashville, Breite 36° 5′, Temp. 15°,43).
hebt sie sich allmählig nach Norden und e
Westküste Europas etwa an der Grenze
nien und Portugal (Lissabon, Breite
Temp. 16°,34), geht dann nördlich von Ro
15° 48′) und durch den nördlichen Theil d
fort. Die Ostküste Asiens erreicht diese
südlichen Theile von Korea und Japan (
Breite 32° 45′, Temp. 16°,01).

6. Die Isotherme von 10° durchschn
Westküste Amerikas an der Mündung des
flusses (Fort George, Breite 46° 18′, Te
Fort Vancouver, 45° 36′ Br., Temp. 10°
sich dann nach Südosten und geht durch
lichen Theil des Staates Ohio und erre
bei Neu-York die Küste des atlantische
(Kingston, Neu-York, Breite 41° 55′, T
North-Salem, Breite 41° 20′, Temp. 10°
am westlichen Ufer des atlantischen M
die Isotherme von 10° auffallend einen
Aequator convexen Scheitel, schnell he
gegen Europa und läuft in der Nähe vo
fort (London, Breite 51° 31′, Temp. 9°,8
Breite 53° 21′, Temp. 9°,56). Hier im
Europa aber erreicht diese Isotherme i
Norden convexen Scheitel, denn bei i
teren Verlaufe senkt sie sich nach Sü
durch Böhmen (Prag, Breite 50° 61′,
Toisen, Temp. 9°,97; Dresden, Breite 51
60 Toisen, Temp. 8°,31) und den nördli

warzen Meeres (Nikolaïeff, Breite 46° 58′, 9°,43; Sevastopol, Breite 44° 35′, Temp. Die Ostküste Asiens durchschneidet diese ielleicht im nördlichen Theile der japanisel Nipon.

)ie Isotherme von 5° durchschneidet die ste Amerikas nördlich von Neu-Archangelsk Insel Sitcha (Breite 57°, Temp. 7°,09), cheint sie zu diesem Orte bereits aus einer rn Lage gekommen zu sein, da Iluluk auf l Unalaschka in der Breite von 53° 53′ nur mperatur von 4°,03 hat. Schnell senkt sie en Südosten, durchschneidet den Michiganrt Brady, Breite 46° 39′, Höhe 93 Toisen, l°,89) und die Ostküste Amerikas im Staate Eastport, Breite 44° 54′, Temp. 5°,43; Hareite 44° 44′, Temp. 4°,77). Dann durch llichen Theil Neufundlands gehend, läuft dlich von den Faröern fort und durchst die Küste Norwegens etwa in der Gegend ntheim (Breite 63° 26′, Temp. 4°,48). So über die scandinavischen Alpen gegangen kt sie sich nach Südosten, läuft nördlich ristiania (Breite 59° 55′, Temp. 5°,33) und Stockholm (Breite 59° 21′, Temp. 5°,64), südlich von Moskau und Kasan fort, und erreicht die Küste Asiens etwa in der Mitte der Kurilenkette.

8. Die Isotherme von 0° senkt sich aus dem nordwestlichen Theile von Nordamerika gegen Südosten, scheint durch den südlichen Theil des Winipeg-Sees zu gehen und den südöstlichen Winkel von Labrador zu durchschneiden. Von hier schnell nach Nordosten aufsteigend, durchschneidet sie die Nordspitze Norwegens (Nord-Cap, Breite 71° 10, Länge 26° 1′, Temp. 0°,07), senkt sich aber im Innern Lapplands schnell nach Süden, ja vielleicht der Bergkette parallel nach Südwesten (Enontekis, Breite 68° 30′, Länge 20° 47′, Höhe 226 Toisen, Temp. — 2°,86). Von hier läuft sie durch den nördlichen Theil des finnischen Meerbusens, (Uleo, Breite 65°, Temp. 0°,66), läuft nördlich von Kasan, Slatoust (Breite 55° 8′, Höhe 185 Toisen, Temp. 0°,54) und Bernaul (Breite 53° 20′, Höhe 61 Toisen, Temp. 1°,73) fort, hebt sich aber gegen die Ostküste Asiens hin nordöstlich und durchschneidet diese etwa in einer Breite von 56° in der Mitte von Kamtschatka (Petropaulowsk, Breite 53°, Temperatur 2°,04).

29. Verbreitung der Pflanzen und Thiere.

(*A. v. Humboldt*, Kosmos I. [1845] S 369—377.)

lem ich in den Ansichten der Natur elebtheit der Erdoberfläche, die Verbreir organischen Formen nach Maßgabe der d Höhe geschildert habe, ist unsere Kenntb in dieser Richtung durch Ehrenberg's le Entdeckungen „über das Verhalten des ten Lebens in dem Weltmeere wie in e der Polarländer“ auf eine überraschende und zwar nicht durch combinatorische :, sondern auf dem Wege genauer Beob-, vermehrt worden. Die Lebenssphäre, chte sagen der Horizont des Lebens, hat r unseren Augen erweitert. »Es gibt r ein unsichtbar kleines, mikroskopisches, rochen thätiges Leben in der Nähe beider ı wo längst das größere nicht mehr gedeiht; roskopischen Lebensformen des Südpolauf der antarktischen Reise des Capitain loß gesammelt, enthalten sogar einen ganz ren Reichthum bisher ganz unbekannter, zierlicher Bildungen. Selbst im Rückles geschmolzenen, in rundlichen Stücken umherschwimmenden Eises, unter einer Breite von 78° 10′, wurden über fünfzig Arten kieselschaliger Polygastren, ja Coscinodisken, mit ihren grünen Ovarien, also sicher lebend und gegen die Extreme strenger Kälte glücklich ankämpfend, gefunden. In dem Golf des Erebus wurden mit dem Senkblei in 1242 bis 1620 Fuß Tiefe 68 kieselschalige Polygastren und Phytolitharien, und mit ihnen nur eine einzige kalkschalige Polythalamia heraufgezogen.“

Die bisher beobachteten oceanischen mikroskopischen Formen sind in weit überwiegender Menge die kieselschaligen, obgleich die Analyse des Meerwassers die Kieselerde nicht als wesentlichen Bestandtheil zeigt (und dieselbe wohl nur als schwebend gedacht werden kann). Der Ocean ist aber nicht bloß an einzelnen Puncten und in Binnenmeeren, oder den Küsten nahe, mit unsichtbaren, d. h. von nichtbewaffneten Augen ungesehenen Lebens-Atomen dicht bevölkert; man kann auch nach den von Schayer auf seiner Rückreise aus Van Diemens Land geschöpften Wasser-

proben (südlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung in 57° Breite, wie mitten unter den Wendekreisen im atlantischen Meere) für erwiesen annehmen, daß der Ocean in seinem gewöhnlichen Zustande, ohne besondere Färbung, ohne fragmentarisch schwimmende, den Oscillatorien unserer süßen Wasser ähnliche Filze kieselschaliger Fäden der Gattung Chaetoceros, bei klarster Durchsichtigkeit zahlreiche mikroskopische selbständige Organismen enthalte. Einige Polygastren von den Cockburn-Inseln, mit Pinguin-Excrementen und Sand gemengt, scheinen über die ganze Erde verbreitet, andere sind beiden Polen gemeinsam.

Es herrscht demnach, und die neuesten Beobachtungen bestätigen diese Ansicht, in der ewigen Nacht der oceanischen Tiefen vorzugsweise das Thierleben, während auf den Continenten, des periodischen Reizes der Sonnenstrahlen bedürftig, das Pflanzenleben am meisten verbreitet ist. Der Masse nach überwiegt im allgemeinen der vegetabilische Organimus bei weitem den thierischen auf der Erde. Was ist die Zahl großer Cetaceen und Pachydermen gegen das Volum dichtgedrängter riesenmäßiger Baumstämme von 8—12 Fuß Durchmesser in dem einzigen Waldraum, welcher die Tropenzone von Südamerika zwischen dem Orinoco, dem Amazonenfluß und dem Rio da Madeira füllt! Wenn auch der Charakter der verschiedenen Erdräume von allen äußern Erscheinungen zugleich abhängt; wenn Umriß der Gebirge, Physiognomie der Pflanzen und Thiere, wenn Himmelsbläue, Wolkengestalt und Durchsichtigkeit des Luftkreises den Totaleindruck bewirken, so ist doch nicht zu leugnen, daß das Hauptbestimmende dieses Eindrucks die Pflanzendecke ist. Dem thierischen Organismus fehlt es an Masse, und die Beweglichkeit der Individuen entzieht sie oft unsern Blicken. Die Pflanzenschöpfung wirkt durch stetige Größe auf unsere Einbildungskraft; ihre Masse bezeichnet ihr Alter, und in den Gewächsen allein sind Alter und Ausdruck der stets sich erneuernden Kraft mit einander gepaart. In dem Thierreiche (und auch diese Betrachtung ist das Resultat von Ehrenberg's Entdeckungen) ist es gerade das Leben, das man das kleinste im Raume zu nennen pflegt, welches durch seine Selbsttheilung und rasche Vermehrung die wunderbarsten Massenverhältnisse darbietet. Die kleinsten der Infusorien, die Monadinen, erreichen nur einen Durchmesser von $^1/_{3000}$ einer Linie, und doch bilden die kieselschaligen Organismen in feuchten Gegenden unterirdische belebte Schichten von der Dicke mehrerer Lachter.

Der Eindruck der Allbelebtheit der Natur, anregend und wohlthätig dem fühlenden Me gehört jeder Zone an; am mächtigsten gegen den Aequator hin, in der eigentlich der Palmen, der Bambusen und der bau Farn, da, wo von dem mollusken- und k reichen Meeresufer der Boden sich bis zur Schneegrenze erhebt. Die Ortsverhältni Pflanzen und Thiere umfassen fast alle und Tiefen. Organische Gebilde steigen Innere der Erde herab; nicht bloß da, w den Fleiß des Bergmanns große Weitun standen sind, auch in natürlichen Höhl zum ersten male durch Sprengarbeit geöff den, und in die nur meteorische Tagewa Spalten eindringen konnten, habe ich schn Stalaktitenwände mit dem zarten Geflech *Usnea* bedeckt gefunden. Podurellen dri die Eisröhren der Gletscher am Monte R Grindelwald und dem Oberen Aargletsche *naea araneoides*, von Dalman beschrieb die mikroskopische *Discerea nivalis* (eins *coccus*) leben im Schnee der Polarlände dem unserer hohen Gebirge. Das Rot des alten Schnees war schon dem Ar wahrscheinlich in den macedonischen G bekannt geworden. Während auf hohen der Schweizeralpen nur Lecideen, Parme Umbilicarien das von Schnee entblößte farbig, aber sparsam überziehen, blüh vereinzelt in der Tropengegend der Ande 14000 und 14400 Fuß Höhe schöne Phaner das wollige *Culcitium rufescens*, *Sida pich* und *Saxifraga Boussingaulti*. Heiße Que halten kleine Insecten (*Hydroporus th* Galionellen, Oscillatorien und Conferven; ken selbst die Wurzelfasern phanerog Gewächse. Wie Erde, Luft und Wasser verschiedensten Temperaturen belebt sind es auch das Innere der verschiedensten T Thierkörper. Es gibt Blutthiere in den wie im Lachse; nach Nordmann sind oft a sigkeiten der Fischaugen mit einem Sa (*Diplostomum*) gefüllt: ja in den Kiemen d lebt das wundersame Doppelthier (*Diplozo doxum*), welches der eben genannte Natu entdeckt hat, ein Thier kreuzförmig ver mit zwei Köpfen und zwei Schwanzenden

Wenn auch die Existenz von sog Meteor-Infusorien mehr als zweifelha darf doch die Möglichkeit nicht geleugnet daß, wie Fichtenblüthenstaub jährlich Atmosphäre herabfällt, auch kleine Infusi mit dem Wasserdampf passiv gehoben, lang in den Luftschichten schweben

Umstand ist bei dem uralten Zwiste über ıatterlose Zeugung *(generatio spontanea)* le Betrachtung zu nehmen: um so mehr enberg, wie schon oben bemerkt, entdeckt ß der nebelartig die Luft trübende Staub- welchem Seefahrer häufig in der Nähe der ischen Inseln und bis in 380 Seemeilen ang von der afrikanischen Küste ausgesezt teste von 18 Arten kieselschaliger poly- her Thierchen enthält.

Fülle der Organismen, deren räumliche lung die Geographie der Pflanzen ıiere verfolgt, wird entweder nach der edenheit und relativen Zahl der Bildungs- also nach der Gestaltung der vorhandenen en und Arten, oder nach der Zahl der ıen betrachtet, welche auf einem gegebenen raume einer jeden Art zukommt. Bei den a wie bei den Thieren ist es ein wichtiger chied ihrer Lebensweise, ob sie isolirt (ver-) oder gesellig lebend gefunden werden. :ten, welche ich gesellige Pflanzen t habe, bedecken einförmig große Strecken. gehören viele Tang-Arten des Meeres, en und Moose in den öden Flachländern rdlichen Asiens, Gräser und orgelartig auf- de Cacteen, Avicennia und Manglesträu- ı der Tropenwelt, Wälder von Coniferen ken in den baltischen und sibirischen Ebnen. ırt der geographischen Vertheilung bestimmt, der individuellen Form der Pflanzengestalt, hrer Größe, Blatt- und Blüthenform, haupt- h den physiognomischen Charakter iegend. Das bewegliche Bild des Thierle- so mannigfaltig und reizend, so mehr an- :t es unseren Gefühlen der Zuneigung oder scheues ist, bleibt fast demselben fremd, wenigstens minder mächtig auf ihn. Die ıuenden Völker vermehren künstlich die haft geselliger Pflanzen, und so an vielen n der gemäßigten und nördlichen Zone den t der Einförmigkeit der Natur; auch bereiten dwachsenden Pflanzen den Untergang, und andere, die dem Menschen auf fernen :rungen folgen, absichtlos an. Die üppige ler Tropenwelt widersteht kräftiger diesen ıamen Umwandlungen der Schöpfung.

ıbachter, welche in kurzer Zeit große Land- a durchzogen, Gebirgsgruppen bestiegen , in denen die Klimate schichtenweise über er gelagert sind, mußten sich früh angeregt von einer gesetzmäßigen Vertheilung der :nformen. Sie sammelten rohe Materialien le Wissenschaft, deren Name noch nicht ausgesprochen war. Dieselben Zonen (Regionen) der Gewächse, welche als Jüngling der Cardinal Bembo am Abhange des Aetna im sechzehnten Jahrhundert beschrieb, fand Tournefort am Ararat wieder. Er verglich scharfsinnig die Alpenflor mit der Flor der Ebenen unter verschiedenen Breiten; er bemerkte zuerst, daß die Erhöhung des Bodens über dem Meeresspiegel auf die Vertheilung der Gewächse wirke, wie die Entfernung vom Pole im Flachlande. Menzel in einer unedirten Flora von Japan sprach zufällig den Namen der Geographie der Pflanzen aus. Dieser Name findet sich wieder in den phantastischen, aber anmuthigen Studien der Natur von Bernardin de St. Pierre. Eine wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes hat erst angefangen, als man die Geographie der Pflanzen mit der Lehre von der Vertheilung der Wärme auf dem Erdkörper in innige Verbindung brachte, als man die Gewächse nach natürlichen Familien ordnen, und so numerisch unterscheiden konnte, welche Formen vom Aequator gegen die Pole ab- oder zunehmen, in welchem Zahlenverhältniß in verschiedenen Erdstrichen jede Familie zu der ganzen daselbst wachsenden Masse der Phanerogamen stehe. Es ist ein glücklicher Umstand meines Lebens gewesen, daß zu der Zeit, in welcher ich mich fast ausschließend mit Botanik beschäftigte, meine Studien, durch den Anblick einer großartigen, klimatisch contrastirten Natur begünstigt, sich auf die eben genannten Gegenstände der Untersuchung richten konnten.

Die geographische Verbreitung der Thierformen, über welche Buffon zuerst allgemeine und großentheils sehr richtige Ansichten aufgestellt, hat in neueren Zeiten aus den Fortschritten der Pflanzengeographie mannigfaltigen Nutzen gezogen. Die Krümmungen der Isothermen, besonders die der Isochimenen, offenbaren sich in den Grenzen, welche gewisse Pflanzen- und nicht weit wandernde Thierarten gegen die Pole zu, wie gegen den Gipfel schneebedeckter Gebirge, selten übersteigen. Das Elennthier z. B. lebt in der skandinavischen Halbinsel fast zehn Grad nördlicher als im Innern von Sibirien, wo die Linie gleicher Winterwärme so auffallend concav wird. Pflanzen wandern im Ei. Der Saamen vieler ist mit eigenen Organen zur weiten Luftreise versehen. Einmal angewurzelt, sind sie abhängiger vom Boden und von der Temperatur der Luftschicht, welche sie umgibt. Thiere erweitern nach Willkühr ihren Verbreitungsbezirk von dem Aequator gegen die Pole hin: da vorzüglich, wo die Isotheren sich wölben und heiße Sommer auf eine strenge Winterkälte folgen. Der Königstiger, von dem ostindischen gar

nicht verschieden, streift jeden Sommer im nördlichen Asien bis in die Breite von Berlin und Hamburg, wie Ehrenberg und ich an einem anderen Orte entwickelt haben.

Die Gruppirung oder Association der Gewächsarten, welche wir Floren (Vegetationsgebiete) zu nennen gewohnt sind, scheint mir, nach dem, was ich von der Erde gesehen, keineswegs das Vorherrschen einzelner Familien so zu offenbaren, daß man berechtigt sein könnte, Reiche der Umbellaten, Solidago-Arten, Labiaten oder Scitamineen geographisch aufzustellen. Meine individuelle Ansicht bleibt in diesem Punkte abweichend von der Ansicht mehrerer der ausgezeichnetsten und mir befreundeten Botaniker Deutschlands. Der Charakter der Floren in den Hochländern von Mexico, Neu-Granada und Quito, vom europäischen Rußland und von Nord-Asien liegt, wie ich glaube, nicht in der relativ größern Zahl der Arten, welche eine oder zwei natürliche Familien bilden; er liegt in den viel com Verhältnissen des Zusammenleben Familien und der relativen Zahlenwe Arten. In einem Wiesen- und Steppenla schen allerdings die Gramineen und Cy in unsern nördlichen Wäldern die Zapf Cupuliferen und Betulineen vor; aber di herrschen der Formen ist nur schein täuschend wegen des Anblickes, den g Pflanzen gewähren. Der Norden von Eu Sibirien in der Zone nördlich vom Altai wohl nicht mehr den Namen eines Rei Gramineen oder der Coniferen als losen Llanos zwischen dem Orinoco und kette von Caracas oder als die Fichtenw von Mexico. In dem Zusammenleben der die sich theilweise ersetzen, in ihrer Gruppirung liegt der Gesammteindruck und Mannigfaltigkeit oder von Armuth förmigkeit der vegetabilischen Natur.

---

30. Vorderindien.

(*K. Ritter*, Erdkunde von Asien Bd. IV, I. Abth. [1835] S. 421—433.)

Unter den Dwipas, oder Halbeilanden der indischen Erdwelt, der Padma (s. Einleitung Asien Bd. I. S. 6, Bd. III. S. 896) nimmt Vorder-Indien, als einfaches Lotosblatt die mittlere Stellung zwischen den übrigen ein, dessen breite Wurzel am Fruchtboden des erhabenen, schneereichen Meru haftet, und von ihm seinen Honigseim, seine Befruchtung, seine Bewässerung, durch die beiden großen Stromsysteme Indus und Ganges erhält, indeß Dekan (Dakschinapathas im Sanskr., d. h, der Weg nach Süden oder die südliche Landschaft daher Δαχιναβάδης bei Arrian), die gegen den Süden gerichtete Spitze dieses kolossalen Gewächses, vom Ocean gebadet, mit dem zugehörigen Vorlande Ceylon, bis auf wenige Grade sich gegen den Erdgleicher hin, ausbreitet. Es verknüpft daher das Halbinselland Vorder-Indiens durch seine plastischen Gestaltungen die Erscheinungen der Tropenwelt mit denen der Polarwelt, welche letztere hier auf der großen absoluten Höhe der Himalaya-Ketten (unter 30° N. Br.), durch die verticale Erhebung des Bodens, von mehr als 20,000 Fuß über dem Meeresspiegel, in ihren wesentlichsten Erscheinungen dem Aequator um mehr als dreißig grade näher gerückt ist, indeß die ers Tropenwelt, welche hier mit dem trocknen, dürren, sonnengebrannten, äthi Afrika zwar in gleichen Parallelen lie keineswegs eine Unnahbarkeit wie dort sondern vielmehr durch Wasserumgebung strömung, Windsysteme, Thalbildungen u höhen gekühlt und umfächelt, in allen und Verhältnissen gemildert und seit Jahrt für die Völker und ihre Culturen zugän scheint.

Daß dieses Vorderindien unter d sten Gliederungen des Erdtheiles die Mi tropischen Ostgruppe der Halbins Asiens einnimmt, und daß schon dur Weltstellung gegen die hinterindische im Osten und die Araber im maritimen sein Culturcharakter für den Entwic gang der Menschengeschichte im bedingt ward, wie der von Italien zwisch chenland im Osten und Hesperien im We Occident, ist schon früher dargelegt (s. As Einl. S. 63—65). Wie aber dieser i Süden Asiens, durch seine Gebir

ı in seinem Norden, sammt den Quel-
ler obern Stufenländer des Ganges
s, mit dem centralen Asien auf das
igste verknüpft ward, durch Natur- und
hältnisse, ist umständlich in den Unter-
ı über den Südrand Hochasiens und
system des Himalaya nachgewiesen
ı. Asien Bd. II. S. 407—1203 und Bd. IV.
). Hier bleibt daher nur noch die Be-
des vorderindischen Tieflandes
tufenländer, welche dieses mit jenem
, durch die Stromsysteme des mitt-
nd untern Indus und Ganges in
lung setzen, übrig (s. Asien Bd. I, Einl.
), so wie die nähere Untersuchung des
en, insularischen Hochlandes von
(s. ebend. S. 62) mit seinen nächsten
ngebungen. Doch vorher ein Ueberblick
Umfang und Zusammenhang des Ganzen.
merkwürdigen Weltstellung Vorder-
entspricht die bedeutende Ausbreitung
chenraumes, den es zwischen 5° bis
. und 85° bis 110° O. L. v. Ferro ein-
zu welchem man von außen, von zwei
r, nur über weite Meeresflächen schiffen,
ande ebenfalls nur von zwei Seiten, von
NW, nach sehr beschwerlicher Ueber-
hoher Gebirgsketten vordringen kann,
ie südlichen und östlichen Rand-
der Plateaulandschaften Tübets
s bilden, von denen das nördliche Vorder-
türlich begrenzt wird. In dieser Aus-
, mit dem Gebirgslande des Himalayasy-
welches die wasserreichen Quellarme der
Hauptströme überall zahlreich durch-
gleicht die Halbinsel Vorderindiens
etrischen Figur nach, wie der große W.,
ı seiner berühmten Rede über die Hindus
Eröffnung der Societät der Wis-
ften in Calcutta schon im Jahre
sprach, ungefähr einem Trapeze, oder
rschobenen Rhombus, der zur verglei-
Uebersicht leicht in zwei fast gleich-
Dreiecke sich zerfällen läßt, wenn
mittelst ihrer gemeinsamen Grundlinie,
Indus- und Ganges-Mündung, die ganze
indostans von W nach O durchschneidet,
große Ausdehnung von 330 geogr. Meilen,
r in Europa zwischen Bayonne und
ıntinopel.
eiden dadurch gebildeten Triangel-
ragen mit ihren spitzen Winkeln gegen
ı Ladakh am obern Indus (unter 34° 9'
und gegen Süden bis zum Cap Kumari,

oder Comorin der Europäer (unter 8° 4' N. Br.) vor; sie breiten sich nach entgegengesetzten Richtungen von der gemeinsamen Basis auf eine ähnliche Weise aus, als die continentalen und maritimen Hälften der indischen Landschaft im Norden und Süden. Die Höhe dieses großen, nördlichen Triangels, der Nord-Indien bildet, ist nur etwas geringer als die des südlichen, der den Süden Indiens, oder die eigentliche Halbinsel Dekan ausmacht. Die gerade Entfernung von Ladakh, über Agra, bis zum Narmada, oder Nerbudastrome der Europäer beträgt 170 geogr. Meilen; von da an würde man aber noch 225 geogr. Meilen zu durchschneiden haben, um auf dem kürzesten Wege bis zum Cap Comorin zu gelangen. Die gesammte Höhe beider, oder die ganze Ausdehnung Indiens, vom äußersten Süden bis zum äußersten bekannt gewordenen Nordende am Indusstrome, wäre demnach gegen 400 geogr. Meilen, doppelt so weit, als von Odessa bis St. Petersburg, gleichweit wie von Bordeaux bis Moskau, oder von Neapel bis Archangel. Es sind Entfernungen, die man sich auf Generalkarten von Asien, weil sie gewöhnlich dieselbe Größe europäischer Generalkarten haben, nie groß genug zu denken pflegt, da Asien, als Flächenraum, immer als das fünffache von Europa betrachtet werden muß. Die Schenkel des südlichen Triangels streichen von dem gemeinsamen Winkelpunkte am Cap Comorin gegen NW und NO, als Küstenlinie von Malabar und Koromandel bis zum zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten Breitenparallel, innerhalb dessen der Nerbuda, der gefeierte Scheidestrom des Südens und Nordens der indischen Welt, wirklich seinen sonderbaren, wenig gekrümmten, fast allen andern Stromsystemen der Halbinsel widersinnigen Lauf von Ost gegen West gewinnt. Das große Triangelland des nördlichen Indiens ist etwas gegen den NW verschoben, und weniger regulär in seinen Dimensionen; in seinen beiden Schenkeln liegen das Indisch-Persische Grenzgebirge, dessen Richtung der begleitende Induslauf von NO gegen SW bezeichnet, und der große Gebirgswall des Himalaya von NW gegen SO, dessen vorliegende Ebenen der Gangesstrom in gleicher Direction durchfluthet. In der nördlichsten Höhe dieses aufsteigenden Triangels liegen die Hauptquellen der vier großen Ströme Indiens, des Indus, Satadru, Ganges und Brahmaputra, die von da aus ihren Wassersegen in weite Fernen spenden.

zu dieser Summe von 21.725 Quadratmeilen noch den flachen, sehr beengten Westsaum der Malabar-Küste 1450 und den etwas breitern Ostsaum der stark bevölkerten und städtereichen Koromandel-Küste 4230 Quadratmeile hinzu, so gibt dies insgesammt ein Areal von 27,405 Quadratmeilen tiefliegender Länderflächen, die im Contrast jener hochliegenden, eben wegen ihrer niedern Lage, dem ganzen Einflusse der schwülen Tropennatur ausgesetzt sind, indeß jene, von kühleren Luftschichten und Berglüften gefächelt, der Gluthhitze durch ihre höhere Lage, wenn auch nicht ganz, doch den größern Theil des Jahres entrückt sind, und auf den untern Stufen mildere Frühlingstemperatur genießen, auf den hohen selbst Winterkälte haben, ja auf den höchsten in die ewige Schneeregion hinein ragen, wenn sie schon nicht sehr weit entfernt vom Wendekreise des Krebses, der über den Mündungsländern des Indus und Ganges hinwegzieht, im subtropischen Gebiete des Erdtheils liegen.

Alle diese großen Naturformen der indischen Landschaft werden von einer unzähligen Menge von strömenden Wasseradern in tausend und tausend Bergklüften, Felsspalten, Thalgründen, Einsenkungen und Einspülungen von den größten Höhen bis zu dem flachen Strande der entgegengesetzten Meeresgestade durchzogen. In dem nördlichen Indien sammeln sich alle Quellen aus unzähligen Verzweigungen, die gemeinsamen Stämmen zuwachsen, nur zu zwei alpinen Stromsystemen, die mit ihren weiten Quellgebieten und Stufenländern, von denen sie ihre Schneewasser aus den Höhen zu den Tiefen wälzen, zu den größten der Erde gehören, und in jeder Hinsicht wahrhaft kolossaler Art genannt zu werden verdienen. Sie eilen alle ohne Ausnahme in weiten Bogenlinien oder *Zickzackläufen* den berühmtesten Strömen des Indus und Ganges zu, deren Gefälle von gemeinsamen, nahe beisammenliegenden Quellhöhen ihre reichen Wasserschätze zu Mündungen einander entgegengesetzter Meeresbuchten fortreißt. Der Ganges in einer Länge von nahe an 300 geogr. Meilen, mit einem Stromgebiete von 20,000 Quadratmeilen, der Indus mit einer Länge von 340 geogr. Meilen und einem Stromgebiete von 15,200, oder beide zusammen mit einem von ihnen bewässerten Areale von nahe 40,000 Quadratmeilen.

Das südliche Indien oder De[...]
dagegen durch eine weit größere Anzahl,
geringerer, jedoch selbstständig sich z[...]
mündender Ströme bewässert, deren [...]
Wasserfülle vom Norden gegen Süden
in gleicher Proportion wie die Halbinsel
sich verengt, immer mehr und mehr ab[...]
daß die südlichsten nur zu kurzen, meist
baren Küstenflüssen werden. Die beid[...]
chern, Nerbuda und Tapti haben di[...]
barkeit, daß sie der allgemeinen Senkung
widersinnig von Ost gegen West in ih[...]
Felsthälern gleichsam in geradlinigen u[...]
parallelen Erdspalten zur Malabark[...]
indeß die Quellen der übrigen wie die [...]
very, Kistnah, Penaur, Palaur,
und anderer insgesammt ganz dicht an
bar-Küste dem dortigen hohen Gebirgs[...]
Dekan-Plateau's, dessen westlichem Ra[...]
nämlich dem Ostabhange der Ghat-
entquellen, und dann erst mit vielen Kr[...]
und nördlichen wie südlichen Zuflüssen [...]
Plateauebenen gegen Osten durchziehen
über verschiedene Stufenabsätze stürzen
halb des Ostabfalles des ganzen Dekan
an der flachen, niedern Koromandel-Kü[...]
bengalische Meer einmünden. Indem wir
dieser großen Hauptformen näher ins Au[...]
ihre Gegeneinanderstellung und ihre W[...]
kungen aufsuchen, wird das Bild de[...]
von selbst uns entgegentreten, in seine[...]
sten Beziehungen zu seinen Bewohnern un[...]
denn deren Besitzergreifung der Landsch[...]
überall bedingt durch die natürliche [...]
ihrer Beschaffenheiten. Diese ist es, [...]
Mittelpuncte einheimischer Cultur im G[...]
wie in der Ebene, am Stromgebiete od[...]
stade bestimmte, und den Herrschern un[...]
gründern ihre Residenzen anwies: sie ist [...]
durch ihre Naturstraßen, Gebirgspässe, St[...]
Küstenströmung und Hafenbildung den [...]
die Wege bahnte, oder den friedlichen K[...]
der Pilger und Handelsleute die Wege [...]
Märkten, Tempeln, heiligen Badestellen [...]
fahrtsorten zeigte: sie ist es, welche die F[...]
überseeischen Fremdlinge in ihre Meere[...]
aufnahm, und stromauf wie landein zu den
Kornkammern der Binnenländer und wei[...]
Besitznahme und Beherrschung des Gan[...]

wenige, minder begünstigte Erdräume mit
Einerlei von Oberflächen bedeckt sind. Seit
rhunderten vor und nach Christi Geburt,
en Reisende die indischen Landschaften
gen, schilderten sie diese labyrinthischen
l von Bergen und Thälern, von Frucht-
[illegible]chbevölkerten Provinzen, von Wüsten
[illegible]ldern, von Stromgebieten und Küsten-
i, ein jeder von seinem beschränkten Stand-
aus, von dem er in diese neue Welt oft
en Blick hinein gethan, und so blieb es
derte hindurch sehr schwierig, ja unmög-
ch aus dieser Mannigfaltigkeit unzusam-
gender Daten eine richtige Vorstellung des
Ländergebietes zu verschaffen. Diese ver-
wir erst den astronomischen Bestimmungen
esten Zeit, den Meridianmessungen, den
und Provinzenaufnahmen der Britten in
und ihren seit ein paar Jahrzehenden sehr
gestellten Höhenmessungen, geognostisch-
hen und klimatischen Beobachtungen, wo-
erst die Naturbeschaffenheit, zumal das
Relief des Landes zu unserer Kunde ge-
n und in die Karte von Hindostan einge-
ist.

der mächtigsten Erhebung, dem Gebirgs-
es Himalaya-Systemes, welches mit seinen
erregenden Massen und dem Wunder-
en seiner Erscheinungen den Norden
ans umsäumt, und als Randgebirge des
n Plateau's gegen Hindostan einen Raum
nigstens 12,000 Quadratmeilen überdeckt,
ber nach den Abtheilungen der Mittel-
e, der Ost- und der West-Gruppen,
ich die Rede gewesen. Aber auch im
es des Industromes streichen von NNO
SSW ebenfalls bedeutende Gebirgsketten,
liman-Gebirge, als Naturgrenzen von
tan vorüber; sie bilden aber das östliche
gebirge des hohen Tafellandes von Ost-
i, oder des Theiles von Iran, der von den
en beherrscht und bevölkert ist. Sie sind
r Natur wie jenes Gebirgsland des Himalaya,
ören nicht mehr zu Hindostan, sie senden
ine Thäler und Ströme zu, sie bilden nur
öden, klippigen und felsigen, westlichen
all, der seine genauere Betrachtung erst
ammenhange mit dem Plateau von Iran
n kann.

zweite größte Massenerhebung Hindostans
r das Tafelland von Dekan, oder das
land der südlichen Halbinsel; es wird nicht
bloße langgedehnte, wenn auch noch so
erlich zu ersteigende Gebirgszüge gebildet,
deren bedeutendste die Ghats im Westen sind,
sondern es dehnt sich in fast eben so großer Breite
als Länge durch die weite Mitte der Halbinsel aus,
als aufsteigendes Tafelland, oder als erhabene
Berglandschaft, die wirklich mit weiten Hoch-
ebenen überzogen ist, oder von Hügel- und Berg-
Landschaften überdeckt, deren Basis aber schon
auf ihrer gemeinsamen Erhebung ruhet. Nicht die
Riesenhöhe dieser Bergflächen und Berggipfel gibt
dieser Naturform ihren wesentlichen Charakter,
wodurch das tübetische Hochland und der Himalaya
so ausgezeichnet sind, sondern die mäßige, jedoch
geschlossene Gesammterhebung ihres weiten und
breiten Gebietes, ohne zwischenliegende Tiefthäler,
über den Spiegel der Meeresfläche zu beiden Sei-
ten, wodurch ihr breiter Rücken einer erhabenen
Insel gleich wird, die sich überall um einige tau-
send Fuß höher als ihre Umgebungen in eine
kühlere Region emporhebt. In dieser emporge-
hobenen Plateaugestalt mit der mannigfaltig-
sten Oberflächenbildung breitet sich dieser Theil
des hohen Dekans von den Tschumbul, Sone
und Nerbude-Quellen südwärts, nur mit
einer einzigen verhältnißmäßig geringen Unter-
brechung bis gegen Cap Comorin, über ein
Ländergebiet von mehr als 24,500 Quadratmeilen
aus. Will man die vorliegende Nachbarinsel
Ceylon, als ihre Fortsetzung, obwohl in abge-
rissener Inselgestalt, als abgesprengte Gliederung
der Plateaumasse betrachten, so würde man noch
das Areal von etwa 1250 Quadratmeilen hinzufü-
gen müssen. Diese beiden großen Hochlän-
der Indiens im Norden und im Süden, mit
der kleinern abseits gegen Westen abgerückten,
gebirgigen, isolirten Halbinsel Guzurate's, ähn-
licher Größe wie Ceylon (1050 Quadratmeilen),
nehmen demnach zusammen die größere Hälfte
Indiens, einen Flächenraum von nahe an 38,000
Quadratmeilen ein.

Alles übrige, also die geringere Hälfte des
ganzen Hindostan ist Niederung, tiefliegende
Ebene, oder niederes Hügelland, von den beiden
großen Stromsystemen des Indus und Ganges
mit ihren Zuflüssen reichlich bewässert, oder flacher
Küstensaum.

Das Tiefland, welches der Indusstrom
nebst seinen Zuflüssen, den Penjab (Fünf-
stromland) durchzieht, nimmt einen Flächen-
raum von etwa 7550 Quadratmeilen ein; die
Sandwüste Sind, mit beweglichen von Winden
verwehten Flugsand-Dünen, etwa 3125; die Morast-
flächen von Cutch 325; das Tiefland der Gan-
gesströme nebst der Niederung an der Brahma-
putra-Mündung in Bengalen 10,700. Fügen wir

[illegible]

[illegible] Monte [illegible] ... erreicht [illegible] ... Sowohl diese [illegible] als [illegible] sind hauptsächlich aus Urgebirgsarten gebildet.

Die Temperaturverhältnisse ergeben sich aus folgender Uebersicht.

	Breite.	Jahr.	Winter.	Sommer.
Milano	[illegible]	10½	2	18
Bologna	44½ [uncertain]	11	2	19½
Florenz	43½ [uncertain]	12	5½	19
Nizza	43½ [uncertain]	12½	7½	18
Rom	42	12½	6½	18½
Neapel	41	13½	8	19
Palermo	38	14	9	19

Die Südseite und die Nordseite der nördlichen Apenninen bietet einen auffallenden Contrast dar: die Lombardei und selbst Bologna hat einen verhältnißmäßig kalten Winter und warmen Sommer (ein Continental-Klima). Von Bologna nach Florenz ist die Wintertemperatur um 3½ Grad, von Bologna nach Nizza um 5½ Grad gestiegen, während die Sommerwärme ungefähr dieselbe bleibt oder

[illegible]

ist in Palermo selten, und in 30 Jahren [illegible] Thermometer, nach den Beobachtungen [illegible] dortigen Observatorio, nicht unter den [illegible] punct gefallen.

Am Fuße des Hauptkraters vom Et[na] [illegible] über der Meeresfläche, ist ein Haus [illegible] (das englische Haus oder das Haus [illegible] nellaro), wahrscheinlich die höchste [illegible] in ganz Europa. Noch im Juni ist die[s] [illegible] unter einer Schneedecke begraben und i[m] [illegible] fällt schon der neue Schnee. Nach The[r] [illegible] Beobachtungen, die in den Monaten Juli [illegible] gust hier angestellt sind, war die mittle[re] [illegible] dieser Monate nur 5°, während sie nac[h] [illegible] zeitigen Beobachtungen in Catania am [illegible] stade 21½° betrug.

Sehr bedeutend ist die Regenmeng[e] [illegible] telbar am Fuße der Alpen, 50—60″, ni[mmt] [illegible] in der lombardischen Ebene gegen Süde[n] [illegible] ab, daß sie am nördlichen Fuße der Nor[d] [illegible]

31. Italien.

(*J. F. Schouw*, Europa [1833] S. 75—86.)

ch die Alpen und das mittelländische Meer
itürlich begränzt, liegt diese Halbinsel zwi-
38—46½° N. B.; ihre Form ist länglich
er bedeutenden Bucht am südöstlichen Ende;
ißte Ausdehnung ist von NW bis SO und
. 130 Meilen.
ı größten Theil der Halbinsel nehmen die
i**nen** ein, eine langgestreckte Gebirgsmasse,
n als ein Zweig der Alpen betrachten kann.
ichtung ist anfangs WSW bis ONO, von
idwestlichen Theile der Alpen an bis Genua,
NW bis OSO zwischen Genua und Bologna.
erändert sich wieder die Richtung und bleibt
ı bei weitem größten Theil des Gebirges bis
o in Calabrien NW bis SO., d. h. der
ng der Halbinsel gleich; endlich in dem
lichen Vorsprung der Halbinsel NNO bis
Die Längenausdehnung der Apeninen beträgt
160 Meilen, die Breite 5—15. Nur wenige
weige von einiger Bedeutung treten seit-
hervor; die beiden größten sind: der Neben-
im Norden der Stadt Aquila und der, wel-
n Osten von Sulmona zum adriatischen
sich ausdehnt. Dagegen liegen neben den
und in geringer Verbindung mit den-
mehrere Gebirgsmassen, wie die **apuani-**
Alpen zwischen Carara und Fivizzano, und
birgsmasse zwischen den pontinischen Süm-
d dem Garigliano-Flusse. Von den Apeninen
getrennt sind: der **Gargano** (am adriatischen
) der **Vesuv** (bei Neapel), das **Albaner-**
ge (bei Rom), die Euganäen (bei **Padua**),
ei letzteren sind vulkanischen Ursprungs.

Die Mittelhöhe der Apeninen beträgt:

on den Alpen	bis	Mt. Cimone	3500′
Mt. Cimone	„	Mt. Sibilla	4500
Mt. Sibilla	„	Mt. Matese	6000
Mt. Matese	„	Mt. Pollino	2500
Mt. Pollino	„	Nicastro	4500
Nicastro	„	Aspromonte	3000

mittlere Theil zwischen Sibilla und Matese
bruzzen und ein Theil des päpstlichen Ge-
ist demnach der höchste; hier treten auch
chsten Bergspitzen hervor, und das Gebirge
ch hier seine größte Breite.

den Apeninen selbst bemerken wir folgende
pfel:

Mt. Cimone	6600′
Alpe de Camporaghena	6200
Mt. Sibilla	6800
Gransasso d'Italia	8900′
La Majella	8800
Mt. Pollino	7000
La Sila	5000
Aspromonte	6000

Die höchsten Puncte der von den Apeninen fast getrennten oder völlig isolirten Gebirgsmassen, so wie der kleineren italiänischen Inseln sind:

Pizzo di Uccello (Apuanische Alpen)	5800′
Mt. Amiata (bei Siena)	5400
Schiena d'Asino	4500
Mt. Albano	3000
Gargano	3000
Vesuv	3800
Die Euganäen	1800
Elba	3100
Stromboli	2000

Unter den Bergpässen bemerken wir:

La Bocchetta	2400′
Pietra mala	3000
Ariano	2400

Italien hat eine sehr große **Ebene** zwischen den Alpen und den nördlichen Apeninen belegen, die jedoch auch als ein großes Thalgebiet, das Po-Thal, betrachtet werden kann. Die übrigen Ebenen von einiger Bedeutung sind die von Puglien am adriatischen Meere, die römische Campagna, die pisanische Ebene und die bei Neapel.

Die Nordapeninen, deren Hauptrichtung von West nach Ost ist, schicken an der Nordseite ihre Gewässer dem Po zu; an der dem Meere sehr nahe liegenden Südseite treiben nur unbedeutende Flüsse hervor. Südlicher sind die wichtigsten in den Apeninen entspringenden Flüsse: der **Arno**, die **Tiber**, der **Garigliano** und der **Volturno** an der Westseite: die **Pescara** und der **Sangro** an der Ostseite. Keiner von diesen apeninischen Flüssen ist von bedeutender Größe, sie troknen wegen Mangel an Sommerregen und Schneemassen oft im Sommer aus, wodurch diese Apeninenflüsse sich wesentlich von den auch im Sommer wasserreichen Alpenflüssen unterscheiden. Der bedeutendste Wasserfall der Apeninen ist der von Terni (*Caduta di Marmora*) circa 300′ hoch.

Außer den bereits oben gedachten Landseen am Fuße des südlichen Abhanges der Alpen kommen in Italien auch mehrere in den Apeninen oder am Fuße derselben vor, als *Lago di Bientina*, *Lago di Perugia*, *Lago di Bolsena*, *Lago Fucino*; letzterer liegt 2000′ über die Meeresfläche. Auch

trifft man mehrere Sümpfe, als die pontinischen, die Küstengegenden im Norden von Pisa, bei Commacchio u. a. m. Italien hat mehrere warme mineralische Quellen (auf Ischia, bei Pisa, San Filippo, in den Euganäen).

Die Hauptmasse der Apeninen besteht aus einem grauen dichten Kalksteine ohne Versteinerungen; jedoch kommen Granit und andere Gebirgsarten sowohl in dem südlichen als in dem nördlichen Theile vor. Die Insel Elba hat Eisengruben; sonst sind in den Apeninen Metalle nur sparsam vorhanden. Merkwürdig sind die Marmorbrüche bei Carara. Die getrennten Berge sind mehrentheils vulkanisch, unter diesen sind der Vesuv und Stromboli noch thätig.

Sicilien, zwischen 38—36¾ N. B., besteht größtentheils aus einer oben wellenförmigen Gebirgsmasse von beiläufig 1500—2000′, auf welcher sich höhere Gebirge erheben. Unter diesen sind die Madonien die bedeutendsten und höchsten, sie erreichen 6100′ über der Meeresfläche. Diese Gebirgsmassen bestehen größtentheils aus dem Kalksteine der Apeninen. Weit höher steigt der isolirte kegelförmige Vulkan Etna, dessen Höhe 10,500′ beträgt und demnach die höchsten Berggipfel der Apeninen übertrifft.

In Sardinien (39—41°) liegt an der Ostseite ein flaches längliches Gebirge, dessen höchster Gipfel Genargentu 5600′ erreicht; im Westen sind bedeutende Ebenen und einige getrennte Gebirgsmassen.

Die Insel Corsica (41½—43°) ist sehr gebirgig und die Berge von bedeutender Höhe. Mt. Rotondo erreicht 8500′, Mt. d'oro 8200′. Sowohl diese Insel als Sardinien sind hauptsächlich aus Urgebirgsarten gebildet.

Die Temperaturverhältnisse ergeben sich aus folgender Uebersicht.

	Breite.	Jahr.	Winter.	Sommer.
Milano	45½	10½	2	18
Bologna	44½	11	2	19½
Florenz	43½	12	5½	19
Nizza	43½	12½	7½	18
Rom	42	12½	6½	18½
Neapel	41	13½	8	19
Palermo	38	14	9	19

Die Südseite und die Nordseite der nördlichen Apeninen bietet einen auffallenden Contrast dar; die Lombardei und selbst Bologna hat einen verhältnißmässig kalten Winter und warmen Sommer (ein Continental-Klima). Von Bologna nach Florenz ist die Wintertemperatur um 3½ Grad, von Bologna nach Nizza um 5½ Grad gestiegen, während die Sommerwärme ungefähr dieselbe bleibt oder niedriger wird. Dieser Unterschied in der jäh Vertheilung der Wärme hat auf die wildw den und angebauten Pflanzen einen wese Einfluß, dessen Wirkungen dem Beobacht fallen, der von Piemont nach Genua oder von Modena nach Lucca oder von Bologn Florenz kommt. Erst durch Uebersteigu Nord-Apeninen erreicht man das Klima Vegetation, welche die Küstenländer des ländischen Meeres charakterisiren. Von ab steigt ferner die Wärme des Winters be gegen Süden, die jährliche Mittelwärme nur und die Sommerwärme gar nicht. Hierbei ist nicht zu übersehen, daß die Herbsttem gegen Süden bedeutender zunimmt als die S temperatur, oder, mit andern Worten, Sommerwärme sich in den Herbst hinein gert. So ist in Milano und in Bologna d wärmer als der September; in Florenz und Neapel sind beide Monate einander in Palermo aber und in Cagliari ist der Se wärmer als der Juni. Die jährliche Mitte von Palermo ist der Sommerwärme von hagen gleich, die Winterwärme entspri Temperatur vom Mai in letztgenannter Sta Frühling von Palermo ist fast wärmer als d tember in Kopenhagen oder der Sommer i burgh; und die Herbstemperatur von Pale höher als die Temperatur des wärmsten in Kopenhagen. Und doch ist das Klima in P kühler als sonst in Siciliens Küstenländer diese Stadt, gegen Süden von Bergen un den Nordwinden ausgesetzt ist. Die Mitte an der Südküste erreicht wahrscheinlich 16°. ist in Palermo selten, und in 40 Jahren Thermometer, nach den Beobachtungen a dortigen Observatorio, nicht unter den punct gefallen.

Am Fuße des Hauptkraters vom Etna über der Meeresfläche, ist ein Haus au (das englische Haus oder das Haus v mellaro), wahrscheinlich die höchste W in ganz Europa. Noch im Juni ist diese unter einer Schneedecke begraben und im fällt schon der neue Schnee. Nach Therm Beobachtungen, die in den Monaten Juli u gust hier angestellt sind, war die mittlere dieser Monate nur 5°, während sie nach zeitigen Beobachtungen in Catania am Me stade 21½° betrug.

Sehr bedeutend ist die Regenmenge telbar am Fuße der Alpen, 50—60″, nimn in der lombardischen Ebene gegen Süden ab, daß sie am nördlichen Fuße der Norda

[illegible]

rakter [illegible]
Thalebene [illegible] Wasser [illegible] Fruchtbarkeit stehen sie fast alle unter Wasser, weshalb an Ansiedelungen darin nicht zu denken ist. Wie anders ist das am obern Mississippi! Dort sind die Hügel überall so nahe, daß man sie vom Strome aus sehen kann. Die Thalebene selbst ist entweder mit den schönsten Baumarten bedeckt, oder mit Wiesengräsern, die nicht selten

[illegible] fünf bis sechs Fuß hoch emporsch[illegible]
[illegible] Stellen kann die höchste Fluth [illegible]
Die angrenzenden Hügel aber sind bein[illegible]
[illegible] mit Hochwald bedeckt, wenn au[illegible]
[illegible] dünne, daß sie Obstgärten gleichen.
Boden, der in Deutschland immerhin [illegible]
[illegible] berechnet werden würde, hier j[illegible]
die Lage der schwarzen Dammerde [illegible]
[illegible] scheint, einstweilen unberührt [illegible]
man Gräser wie auf den fettesten W[illegible]
diese Gräser von Eichen, Wallnußbäum[illegible]
Linden und anderen Bäumen in solche[illegible]
[illegible] beschattet, als wenn es von [illegible]
[illegible] angelegte Obstgärten wären. [illegible]
[illegible] werden wohl Barrens genannt.
[illegible] im Wörterbuche allerdings dürre
[illegible]. Allein man hüte sich dabei, an[illegible]
[illegible], die in Europa unfruchtbar [illegible]
Wälder um die Savannen sind meist [illegible]
[illegible].

Man kann sich die Landschaften [illegible] wünschen, als sie sich oberhalb des[illegible] [illegible]. Man stelle sich bloß den Th[illegible] Antons-Fällen bis zur Mündung des M[illegible] eine Strecke von sechs Breitengraden [illegible] Fruchtbarkeit, die in Europa fabelhaf[illegible] dem schönsten Klima, mit den reichste[illegible] der besten Wasserstraße, von Wildp[illegible] [illegible] wimmelnd, unter einem Schut[illegible] [illegible] und Sitten, der Raub und Di[illegible] ganz ausschließt: und diese Gegend [illegible] von Ansiedlern. Sie gehört an der [illegible] [illegible] zum Nordwestgebiete, unten z[illegible] [illegible] (von 42° 2' an), an der Wests[illegible] zum Missourigebiete, unten zum [illegible] (von 40° 2' an).

Nunmehr blicke man weiter um [illegible] [illegible] nochmals zu den Quellen des Mi[illegible] [illegible], einzig zu dem Zwecke, um, [illegible] Flüsse und Bäche die das Thal be[illegible] Bergketten geöffnet haben, seitwärts [illegible] nur auch dort die unzähligen Stätten [illegible] [illegible], welche auf Ansiedler warten. [illegible] Gedanken an hindernde Indiane[illegible] [illegible], braucht man sich nur zu erinne[illegible] in dem ganzen Gebiete der Vereinigt[illegible] jenseits der Felsengebirge[1]) nicht viel [illegible] [illegible] Köpfe geben soll. Die [illegible] oberhalb der Antons-Fälle [illegible] schön sie auch sind, doch vorerst noch [illegible] Siedler anziehen. Ich eile deshalb de[illegible] mündenden Flüssen vorüber, ohne m[illegible] merken, als daß die Ufer des von W[illegible] menden und bei den Antons-Fällen ein[illegible]

ers-Flusses mit seinen vielen Zweigen als s anmuthig geschildert werden. Hier war Carver unter den Indianern gelebt hat. Long liefert eine interessante neuere Beung dieser Gegend. Die Gewässer sollen lden Reis erzeugen, wovon, außer den In-, zahllose Schaaren von wildem Gefieder Ueberhaupt muß dieser Strich des Missiietes von Wildpret aller Art, insbesondere ffein voll sein. Bis jetzt werden die theils ub-, theils mit Nadelhölzern, theils mit bedeckten Hügel und Ebenen jenseits der Fälle nur von solchen Weißen besucht, die n Indianern im Handelsverkehre stehen, Pelzjägern. Dafür gibt es auch einige ssungen; außerdem einen militärischen in dem St. Antons-Fort, wo etwa ein Ba-Infanterie ist. Die Sioux oder Dacotas hier. Sie zerfallen in mehrere (etwa 6) , und haben an Zahl, Gebiet und Anen ersten Rang unter den Indianern west-oberen Missisippi, wie die Chippeways). Unterhalb der Antons-Fälle sieht ben den vielen kleineren Flüssen und Bäelche die Wände des Missisippithales durchhaben, manche Flüsse, die sehr weit r sind, wie z. B. zwischen dem 45. und de der von Osten kommende St. Croix ge-Meilen schiffbar sein soll; und etwas un-, mit dem Namen des Sees Pepin belegten, rung des Missisippi (dessen Umgebung als ft paradiesisch geschildert wird), der Chip-Fluß (gleichfalls von Osten kommend) über Meilen. Unterhalb dieser Erweiterung folner kurz nach einander noch mehrere beche Flüsse von Osten, wie der Buffalo, r Bluff-Fluß; sodann zwischen dem 43. und eitengrade ebenso beträchtliche von Wewie der obere Jowa und der Gelbe Fluß, on Osten der La-Croix. Nicht weit vom rade trifft man auf den von Osten kommen-isconsin, der mit einer Mündung von 1800 den Missisippi fällt, mehrere hundert Meichiffbar ist und mit dem Flusse Montreal, ich in den Obern See (*lac superior*) ergießt, usammenhängt. Zwischen dem Wisconsin dem Fuchsflusse, der in den See Michigan ist nur ein Tragplatz von kaum einer Meile, eine Fläche, die bei der Fluth eine Wassere von einem Flusse zum andern, wenigstens Kähne darbietet[3]). Nahe bei der Mündung Wisconsin liegt das Städtchen Prairie-du-chien len Hunde-Indianern, die früher hier hausten, mt. Schon vor hundert Jahren hatten hier die Franzosen einen militärischen Posten. Jetzt sind dort im Fort Crawfurd zwei Compagnien Infanterie. Zwischen dem Wisconsin und dem Rockriver sind viele Bleibergwerke; dort ist auch der Fever-River (oder Feve, Bean-River, wie ihn Einige nennen), wohin der Zug der Metallgräber ziemlich stark zu werden scheint[4]). Die Minen sind vorzüglich an den Hügeln, welche mit den *Smoky mountains* zusammenhängen. An der Westseite des Missisippi streichen diese Hügel fort dem obern Missouri zu, wo sie auch wahrscheinlich viel Blei enthalten. Der Rockriver mündet etwa unter $41\frac{1}{2}^{0}$ ein; wo wieder auch eine Veste der Vereinigten Staaten, Armstrong genannt, mit einer Compagnie Infanterie ist. Zwischen dem 41. und 40. Breitengrade fallen unter mehreren andern Flüssen ein, von der Westseite, der Des-Moines mit einer Mündung von mehr als 400 Fuß. Er soll über zweihundert Meilen für Boote schiffbar sein und mit seinen verschiedenen Zweigen eine sehr anmuthige Gegend durchströmen. Dann folgen gleichfalls an der Westseite: der Waconda, der Fabba, der Salzfluß (*Salt river*), der Kupferfluß (von den Franzosen auch wohl *Boeuf* genannt) und der Dardenne. Alle diese Flüsse sind für Boote eine Strecke weit schiffbar und bewässern köstliche Thäler. Am Salzflusse, der gegen fünfzig Meilen schiffbar ist, und am Kupferflusse sind schon bedeutende Ansiedelungen. Besonders scheint das Städtchen Troy (am Cuivre) sich heben zu wollen. Wenige Meilen unterhalb des 39. Breitengrades mündet der Illinois ein, der beträchtlichste Zweig des Missisippi oberhalb des Missouri, fast 400 Meilen schiffbar, durch einen seiner Zweige (den Des-Plaines) mit einem Flusse des Michigan-Sees (dem Chicago) zur Fluthzeit verbunden. Ich nenne die kleineren Flüsse, deren es unzählige gibt, gar nicht. Wenn es in Deutschland bekannt genug wäre, welche Gegenden hier zu Ansiedelungen frei sind, so würde eine wahre Auswanderungswuth zu befürchten sein.

Endlich treffe ich auf den mächtigen Missouri, der eine ähnliche Theilung der Aufmerksamkeit verlangt, als der Missisippi. Er entspringt etwa in derselben Breite, wie der Missisippi, aber viel weiter westlich, im Felsengebirge. Seine drei Hauptzweige, Jefferson (der nördliche), Gallatin (der mittlere) und Madison (der südliche), sind nach den Präsidenten der Vereinigten Staaten benannt. Diese, sämmtlich reißend, vereinigen sich innerhalb der hohen Berge und gelangen durch das sogenannte Thor der Felsengebirge (eine Felsenschlucht von etwa sechs Meilen Länge, deren

[illegible]

Seitenflüssen, wo große Räume auf Ansiedler wa
ten. Der Ohio bildet aber mit seinen Zweig
ein Netz, das gleichfalls für sich betrachtet we
den muß. Dort ist es schon nicht mehr die N
tur, was hauptsächlich die Aufmerksamkeit a
regt. Eine Menge blühender Städte, Canäle u
Heerstraßen regen hier zu Gedanken an, wov
die europäische Statistik nichts kennt. Ein eur
päischer Statistiker fühlt sich überhaupt nirge
weniger an seiner Stelle, als in Nordamerika. I
Europa kann man sich träge auf mechanische A
fülungen von Rubriken beschränken. Weil d
Leben dort so stationär ist, wird ein solches Ma
werk lange Zeit gute Dienste leisten. Hier h
gegen ist eine gewöhnliche Statistik kaum
Jahr brauchbar, und wer den Europäern ein E
von dem nordamerikanischen Leben beibrin
will, der muß sich um etwas bekümmern, wa
sich die Statistiker nie bekümmern, nämlich
das Lebensprincip selbst. Er muß die Kräfte k
nen zu lernen suchen, wovon die in statistis
Schriften bloß rubricirten Merkwürdigkeiten
geben. Er muß den Lesern das Gesetz, w
nach sich hier so rasch alles Statistische ve
dert, zeigen können. Wie die Mathematiker
Astronomen für die Kenntniß bestimmter Fig
das Gesetz der Bewegung aufsuchen, wodurch
beschrieben werden, so hat auch er sich hier n
den innern Kräften umzusehen; da es für
nicht minder schwierig und mühsam ist,
deren schaffende Aeußerungen zu verfolgen,
für den Astronomen sich unaufhörlich mit B
achtungen und Messungen des veränderten S
des der Gestirne zu beschäftigen.

Zuletzt wäre eine neue Wanderung anzust
len, um die Reihe der Klimate an diesem Va
der Ströme näher kennen zu lernen. An d
Quellen des Missisippi dauert der Winter üb
ein halbes Jahr: unterhalb der Antons-Fälle
zum Missouri, in der obern Hälfte etwa d
Monate, in der untern Hälfte etwa 1½ Mo
Vom Missouri bis zum Arkansas nimmt er bis
Einem Monat ab, vom Arkansas bis zum rot
Flusse bis zu drei Wochen, und zu Neu-Orle
ist er ganz verschwunden. — Hinsichtlich
Klimas am Missouri berichtet man, daß die
sten hundert Meilen jenseits des Missourista
keine besondere Aenderung zu spüren sei. D
aber steigt die Höhe des Bodens; und der
des Felsengebirges soll gegen 4000 Schuh ü
der Meeresfläche sein, was natürlich sehr auf
Temperatur einwirkt, die am oberen Miss
selbst im Sommer zuweilen Schnee und F
zuläßt. Die Bevölkerung dürfte sich deshalb

sten Zeit den Missouri entlang nicht weiter der Krümmung, wo sein Lauf gerade von n kommt, ausdehnen, und dann an den :hen Seitenflüssen fortgehen.

Nach Andern etwa 200,000 Köpfe, und in- ılb des Felsengebirges und jenseits noch 0,000, im ganzen Gebiete der Vereinigten ı also gegen 300,000.

Die Chippeway-Sprache ist die Hauptsprache ıdianer des Nordens. Jedoch westlich des ppi macht ihr die Sprache der Sioux (oder -Indianer) den Rang streitig. Im Süden sind :h des Missisippi die Sprachen der Muskogees ı) und der Cherokesen die Hauptsprachen. :h des Missisippi am rothen Flusse, Arkansas issouri herrschen die Sprachen der Osagen und der Panis. Man will alle anderen Sprachen als Dialekte von diesen sechs betrachtet wissen.

³) Dort ist eine Stadt, *Portage summit* genannt, die rasch zunehmen soll.

⁴) An diesem Flusse ist die Stadt Galena, etwa zehn bis zwölf Meilen von seiner Mündung in den Missisippi; sie soll jetzt (1832) über 300 Häuser und über 1000 Einwohner haben.

⁵) In meinem Reiseberichte heißt es, daß der Missouri etwa alle dreißig Jahre einmal aus seinen Ufern trete und dies im Jahre 1824 der Fall gewesen sei. Dabei ist jedoch vergessen worden, zu bemerken, daß er im Jahre 1811 gleichfalls große Ueberschwemmungen verursachte, weshalb die Franzosen es noch das Jahr der Fluthen (*l'année des eaux*) nennen.

III. Morphologie *).

Die Mineralogie als morphologische und als geologische Wissenschaft.

(*H. F. Link*, Handbuch der physikalischen Erdbeschreibung.)

s Innere der Erdrinde erscheint uns als satz der Oberfläche. Hier ist das Orgache herrschend, dort hingegen sehen wir nur, stens jetzt, unorganische Massen. Wir nen- die unorganischen Körper, sofern sie Theile Erdrinde sind, Mineralien. Das Wasser, les die Erdschichten durchdringt, auch sich den im Innern sammelt, wird angesehen als außen eingedrungen, und macht keinen Theil Erdrinde aus. Auch Bergöl und alle flüssigen er, welche sonst noch in der Erde vorkom- sind gleichsam nur vorübergehend in der rde, ohne einen festen und bestimmten Ort ist zu haben. Die Luft in den Höhlungen der Oberfläche muß ebenfalls nur als ein ig von oben oder von unten eingedrungener r angesehen werden, welcher bei jeder Geheit zu entweichen, und in die Atmosphäre ine Heimath überzugehen strebt. Es scheint sehr gezwungen, wenn die Mineralogen von asen und vom Wasser anfangen, und Bruch- :, gleichsam Geschiebe, eines chemischen ms liefern, welche man in dem Mineralsystem nicht sucht und nicht braucht. Und doch vergessen dieselben Schriftsteller die verschiedenen Mineralwasser vollständig aufzuführen, welche man hier suchen möchte und brauchen könnte.

Die Mineralien nehmen in ihrem ausgebildeten Zustande eine regelmäßige oder vielmehr symmetrische Gestalt an, sie erscheinen als Krystalle. Der Ausdruck regelmäßig ist gewöhnlich, aber man muß bedenken, daß er nicht mathematisch richtig ist, denn ein mathematisch regelmäßiger Körper ist in gleiche Flächen eingeschlossen, welches Kennzeichen nur an wenigen Krystallen angetroffen wird. Einen symmetrischen Körper nennen wir aber einen Körper, welcher durch einen Schnitt in zwei gleiche Hälften kann getheilt werden. Die organischen Körper sind ebenfalls symmetrische Körper, und doch von den Krystallen sehr verschieden; wir müssen also hinzufügen, daß die Krystalle in Ebenen eingeschlossen sind, welche sich in Kanten schneiden und in Ecken zusammen treffen. Wir haben allerdings Ausnahmen an dem unsymmetrischen eingliedrigen Krystallsystem und im organischen Reiche an den Plattfischen; aber in der Natur gibt es, man möchte sagen der Natur nach, keine Regel ohne Ausnahme, und überall werden die letzteren als solche leicht erkannt.

*) Naturgeschichte (Naturbeschreibung) der drei e, nebst Anatomie, Physiologie, Entwickelungs- ichte u. s. w.

So wie die organischen Körper auf der Oberfläche der Erde entspringen, und in Kraut und Blüthe sich verwandeln, so dringen die Krystalle aus dem Felsen hervor und zwar an dessen innerer Oberfläche, in den Höhlungen, Spalten und Drusen, als dessen Blüthe und höchste Vollkommenheit. Schon daraus könnte man folgern, daß die Mineralogie, welche mit der Botanik und Zoologie das Feld der Naturgeschichte einnimmt, auf die Krystallgestalt sich gründen müsse. Allein es kommt noch ein wichtiger Grund dazu. Die Botanik und Zoologie gehen von Individuen aus, denn die Arten, welche in jenen Wissenschaften eigentlich geordnet und bestimmt werden, beruhen auf Individuen, und solche Individuen, wie sie jene Wissenschaften vor sich haben, findet die Mineralogie nur in den Krystallen. Das Individuum zeigt eine bestimmte Gestalt; das unkrystallisirte Mineral, wie es von einem Felsen geschlagen, oder von der Oberfläche der Erde aufgenommen wird, zeigt eine höchst zufällige, oft willkürliche Gestalt. Der Verfasser hat schon früh den Gedanken geäußert, daß im Mineralreiche keine Individualität sich finde, ausgenommen in den Krystallen. Karsten, der Mineraloge, behauptete das Gegentheil, indem er nicht sowohl die Sache, als das in dieser Bedeutung vielleicht fremde Wort angriff, und ängstlich nach Definitionen bei den Philosophen suchte, um das geologische oder geognostische System nicht verlassen zu dürfen, dem er anhieng. Noch bei seinem Leben mußte Karsten sehen, daß die Mineralogie unter Hauy's Bearbeitung fast ganz zur Krystalllehre wurde.

Die Art, wie sie dem botanischen und so auch dem zoologischen System zum Grunde liegt, ist das Beständige in der Reihe der Generationen, das Beständige in der äußerlichen und zufälligen Veränderlichkeit, welcher der organische Körper ausgesetzt ist. Uebertragen auf die Mineralogie ist die Art das Beständige der Gestaltung in der Veränderlichkeit der Bildung überhaupt, also die Grundgestalt des Krystalls, von der sich die andern Gestalten ableiten lassen. So reiht sich das Mineralsystem dem botanischen und zoologischen System in der Naturgeschichte ungezwungen an. Werner, der durch die Einführung der äußern Kennzeichen in die Mineralogie und durch die genaue Bestimmung derselben diese Wissenschaft zu einem gleichen Range mit der Botanik und Zoologie erhob, gieng zu weit in der Ausschließung chemischer Kennzeichen, und Mohs ist ihm darin gefolgt. Die Verschiedenheit der chemischen Mischung im organischen Reiche ist zu gering, um die Aufmerksamkeit sehr auf sich zu ziehen, aber man darf sie keineswegs gan nachlässigen. Mehr als einmal hat man ver die Gegenwart oder die Menge des Stickstof ein Kennzeichen des Thierreichs anzusehen wenn es auch zur Unterscheidung nicht hinr sollte, so dient es doch neben andern Kennze die Stelle eines Naturkörpers in einer Rei sichern. Ebenso ist man gar zu ängstlich sen, in der Mineralogie Kennzeichen zuzul welche einige Vorbereitung erfordern. M Schmelzungsversuche erfordern nicht so viel bereitung und Mühe, als in der Kapsel der das innere Peristom zu beobachten, wonac Gattungen und Arten dieser Pflanzen bes sind. Die Bequemlichkeit steht überall i Naturgeschichte der Genauigkeit nach.

Es ist der Natur der Bezeichnung in de turgeschichte gemäß, die Art, wie wir sie als das Beständige in dem Veränderliche stimmt haben, allein zu benennen. Ursprü benannte man in der Botanik nur Arten, dieser Theil der Naturgeschichte bildete sic erst und allein aus; aber bald sah man ein man nicht scharf genug unterschieden hatte so entstand es, daß man die künstliche, wi liche Abtheilung, die Gattung nämlich, mit Hauptworte benannte, und die Art nur durc Nebenwort unterschied, welches man dem I worte beifügte. Die Zoologie, welche sich nach der Botanik ausbildete, machte ihre B nungen auf gleiche Weise. Es ist fehlerhaft, nicht zu ändern. Die Zahl der Arten ist zu um jeder ein besonderes Nennwort zu geben überdies läßt sich jetzt nicht mehr eine S verwirrung unternehmen. Sehr richtig bena Werner und Hauy die Arten in der M logie mit Hauptwörtern, und wenn Karste che Arten Gattungen nannte, um die Nomen der botanischen und zoologischen ähnlich machen, so war dieses nicht richtig. Aber zweckwidriger scheint es mir, wie Mohs g höhern als jenen willkürlichen Abtheilungen Benennungen zu geben, und dadurch eine S verwirrung herbeizuführen, welche ganz unnöt

In dem oben erwähnten Streite, ob die ralien außer den Krystallen Individuen dars hatte Oken gesagt, die Individualität des rals bestehe in dem bestimmten Verhältniss chemischen Bestandtheile. Sehr richtig, a ist die Individualität der Moleculen, wovo Individualität der Krystalle als Gegensatz d geformten Minerals ganz verschieden ist. Es det sich indessen allerdings auf jene Individ das chemische System, welches in neuern

großem Glück bearbeitet ist, und welches von Chemie ebenso sollte unterschieden werden, lie Physiologie der Thiere und Pflanzen von systematischen Aufstellung der Thier- und zengattungen und Arten. Man sieht auch nicht ein, warum in dem Laboratorium erte Salze nicht ebensowohl eine Aufnahme ysteme verdienen, als im botanischen Garten gte Pflanzen. Nicht sowohl durch Betrachen dieser Art, als durch seine eigenen Arn für die Gründung und Erweiterung der sie veranlaßt, entwarf Berzelius ein Minestem nach den bestimmten Verhältnissen der ndtheile, wie es sich von dem größten Cher dieser Zeit erwarten läßt. Es ist aber ein l des erwähnten chemischen Systems und kein Mineralsystem, bis es durch die äuße Kennzeichen das Gepräge des letztern erhalat. Doch da das chemische System in seinem schreiten auf die chemische Zusammensetzung Mineralien treffen muß, so ist es am bequem-, das System nach chemischen Kennzeichen theilen und die Bestimmung und Beschrei- der Arten vorzüglich nach den äußeren Kennen zu machen. Wirklich haben auch seit rner fast alle Mineralogen die Mineralogie dem chemischen System eingetheilt, und bei den Beschreibungen und Bestimmungen Arten und Abarten nur der äußeren Kennen bedient. Die Eintheilungen, welche Mohs äußeren Kennzeichen allein gemacht hat, so unnatürlich und so schwach bezeichnet, man sie den chemischen Bestimmungen wohl verziehen wird.

So läßt sich also Werner's und Hauy's Veren in der Systematik der Mineralogie nach allen Rücksichten rechtfertigen. Aber in der Mineralogie tritt noch ein Bedürfniß anderer Art auffallend hervor. Die Natur ist in der Erzeugung der Krystalle auf verschiedenen Stufen der Entwickelung erstarrt, und hat diese Stufen beständig gemacht. Sie ist ebenso auf verschiedenen Stufen der Zerstörung stehen geblieben, und wir sehen noch die Mineralien auf diesen verschiedenen Stufen. Es sind endlich mancherlei Veränderungen der schon gebildeten Körper geschehen, und auch hier bemerken wir, daß die verschiedenen Grade der Veränderung beständig wurden und dauernde Erzeugnisse gaben. Von der erdigen Bergmilch steigt die Natur zum krystallisirten Kalkspath auf und ganze Berge bestehen aus splittrigem und blättrigem Kalkstein, der ein gestörter oder zerstörter Krystall ist, und der gemeine Chlorit erscheint als ein veränderter blättriger Chlorit. In dem organischen Reiche ist dieses Alles nicht der Fall; die Natur eilt rasch von Einem zum Andern; was sich nicht entwickelt, vergeht als unbedeutend, und was zerstört wird, entgeht früher oder später seinem Untergange nicht. Es ist daher ein anderes System für das Mineralreich nothwendig, wovon in der Naturgeschichte des organischen Reiches die Rede nicht sein kann, ein geologisches oder geognostisches Mineralsystem, worin die verschiedenen Stufen der Entwickelung, der Zerstörung und der Veränderung der Mineralien bestimmt und durch Worte bezeichnet werden. Es ist allerdings nur ein Anhang, wenn man will, oder ein Zusatz, eine Erweiterung des eigentlichen Mineralsystems, welches sich aber frei und selbständig ausbilden muß, ohne sich von Formen des andern Systems beschränken zu lassen, die sich dafür nicht schicken.

---

34. Die Krystallologie.

(*Jul. Fröbel*, Grundzüge eines Systems der Krystallologie [1843] S. 5—7, 11—14.)

Nachdem in der neuesten Zeit die Kenntniß Mineralien eine gewisse Erweiterung und Ausung erhalten hatte, war man wenigstens dagelangt, daß die Principien der Classification Sprache kommen mußten. Die große Schwieeit lag nur hier in dem Umstande, daß die suche einen wesentlichen Zusammenhang zwien der chemischen Zusammensetzung der Milien und ihren äußeren Eigenschaften aufzuen, durchaus keinen Erfolg zeigten. Classificirte man daher die Mineralien nach ihren Bestandtheilen, so kamen in eine und dieselbe Gruppe Körper zusammen, die sich in ihren äußeren Eigenschaften auf das Wesentlichste unterschieden; classificirte man aber nach den äußeren Eigenschaften, so mußte man nicht selten Körper von der unähnlichsten chemischen Zusammensetzung in einer Gruppe vereinigen. Nun erschien unter den Mineralogen den Einen die chemische Zusammensetzung, den Andern der äußere Habitus

als das rechte Classificationsprincip. So theilten sich die Mineralogen in zwei Parteien, die der **Chemiker** und die der **Naturhistoriker**, welche über den Gegenstand in ziemlich lebhaften Kampf gerathen sind und deren Zwiespalt selbst bis auf diesen Augenblick fortdauert.

In dem, was von beiden Parteien in Hinsicht auf Ausführung des mineralogischen Systems geleistet wurde, treten **Berzelius** und **Mohs** als die bedeutendsten Erscheinungen auf. Diese haben die Mineralogie überhaupt auf die entgegengesetzteste Weise betrachtet. **Berzelius** findet das einzige eigenthümliche Princip der Naturgeschichte in dem **Leben**. Nur darum weil von der Chemie das Leben bis jetzt nicht erklärt werden kann — und vielleicht nie wird erklärt werden können —, tritt ihm für die organische Natur die Naturgeschichte als eine eigene, von der Chemie getrennte Wissenschaft auf. Aber für die unorganische Natur fällt dieses Princip hinweg, weshalb, nach ihm, eine Naturgeschichte der unorganischen Körper im eigentlichen Sinne des Wortes gar nicht möglich ist und die Betrachtung dieser Körper ganz ins Gebiet der Chemie fällt. Die Mineralogie ist für **Berzelius** nichts anderes, **als die — ihrer Natur nach nothwendig chemische — Lehre von den in der festen Erdrinde vorkommenden unorganischen Körpern**; — nichts, als ein **physisch-geographisches Excerpt aus der Chemie**. — Von einem ganz anderen Gesichtspuncte geht **Mohs** aus. Er findet das Princip der Naturgeschichte in ihrer **empirischen** Methode, die von allem **Theoretischen** rein gehalten sein soll. Da sie keinen theoretischen Zweck kennt, so hat sie auch keinen Grund mit den Körpern Experimente vorzunehmen. Sie beschreibt nur, was sie vorfindet und so wie sie es vorfindet, und es liegt ganz außer ihren Grenzen, diejenigen Eigenschaften der Körper in Betracht zu ziehen, welche nur durch Veränderungen, die der Mensch mit ihnen vornimmt, zu Tage kommen. Darum kann, nach **Mohs** und seinen Anhängern, die chemische Zusammensetzung der Mineralien keinen naturhistorischen Charakter derselben ausmachen.

Diese beiden sich schroff gegenüberstehenden Ansichten sind auf verschiedene Weise angegriffen worden. Gegen **Berzelius** ist die Selbständigkeit der Naturgeschichte auch der unorganischen Körper behauptet worden, gegen **Mohs** die Zulässigkeit, ja Unentbehrlichkeit der chemischen Zusammensetzung als eines naturhistorischen Charakters der Mineralien. Durchläuft man aber die zahlreichen Erörterungen über diese streitigen Meinungen, sowie die späteren Versuch Wissenschaft nach einer oder der anderen Ansicht zu bearbeiten, so muß man in de von der Erscheinung überrascht werder das eigentliche naturhistorische Princip, v in der Mineralogie enthalten ist, von A auch von den sogenannten Naturhistorikern sehen worden ist. Darum leiden alle S seien sie chemische oder auf äußere Eige ten gestützte, an dem gleichen Fehler, ihnen die Mineralogie als **physisch-ge phische**, aber nicht als **naturhistor** Wissenschaft erscheint.

Auch Berzelius hat also den Begriff de vidualität ganz übersehen oder wenigstens sprungen. Vielleicht ist er der Meinung, dividualität lasse sich, wenigstens in der in welcher sie in der unorganischen Nat tritt, durch die Chemie erklären. Es wi aber zeigen lassen, daß dies, wenn man n die letzten Principien der Wissenschaften z geht, nicht der Fall ist. Und der Nutzen v richtigen und scharfen Eintheilung der W schaften ist gerade der, daß sich durch di und die daraus hervorgehende Behandlun selben diese letzten Principien klar herauss was gerade zu den höchsten und allgeme Zwecken der Wissenschaft gehören muß. französische Mineralog **Beudant** erkennt a die Individualität das Princip der Naturgesc sei und daß es eine Naturgeschichte der u nischen Körper gebe. Aber das wahre der Individualität begreift derselbe darum nicht, so daß er nur scheinbar auf Seite ist, welche eine wahre Naturgeschichte der ganischen Körper für möglich halten, in heit aber mit **Berzelius** übereinstimmt. **unorganische Individuum ist ihm n anderes, als eine Substanz von best ter stöchiometrischer Zusammense** also eine eigentliche chemische Verbindung **weiter nichts**.

Auch Hausmann verkennt den Begriff d dividualität über dem des Organismus und in der unorganischen Natur nur die Substa Princip. „Wollte man vergleichen," sagt e würde man ein einfaches Mineral nur irgend eigenthümlichen thierischen oder vegetabili Substanz, z. B. der Knochensubstanz, der zenfaser, gegenüber stellen dürfen."

Es muß, nach allem diesem, zuerst unte werden, ob es unorganische Individuen gebe nicht. Unter einem Individuum in der organi

, wo die Existenz von Individuen außer
l ist, verstehen wir einen Körper, des-
xistenz durch eine in ihm wohnende
hl qualitativ als quantitativ be-
nte Krafteinheit eine nothwendige 5
bgeschlossene innere und äußere
erhalten hat. Dieser Begriff nun schließt,
dem eines Thieres und einer Pflanze, auch
egriff der Natur gewisser unorganischer Kör-
, die man Krystalle nennt. Auch diese 10
durch eine in ihnen vorhandene sowohl
tive als quantitative Krafteinheit eine noth-
e und abgeschlossene innere und äußere
t erhalten. Es gibt also wahre unor-
che Individuen. 15
se Erkenntniß ist ein nothwendiger Theil
llgemeinen Weltansicht, und als solche für
istige Leben fruchtbarer, denn die Kennt-
r Hälfte aller Thiere und Pflanzen. Sie ist
roberung auf dem Gebiete des wesenhaf- 20
eins. Der individuelle Zustand — dies muß
ch zum Bewußtsein bringen — ist der ein-
für welchen das metaphysische Verhältniß
esen und Eigenschaft vorhanden ist, denn
dividuen sind Wesen. In Bezug auf andere 25
substituirt bloß die Logik ihr formales Ver-
von Subject und Prädicat für jenes reale,
ysische, — aus dem Inbegriff aller Prädi-
ird im Subject ein fingirtes Wesen hinge-
auf welches die einzelnen Prädicate als 30
chaften bezogen werden; — aber dieser
ndige formale Proceß kann nie mit dem
Verhältniß des wesenhaften Daseins ver-
elt werden. So wenn wir von den Eigen-
n irgend eines chemischen Stoffes reden; 35
bject — z. B. Sauerstoff, Weingeist — ist
ieder nur ein Inbegriff von Prädicaten, ein
s Wesen, das sich in seine Eigenschaften
t, für die das Wesen nur in der Grundlage
größeren Ganzen, z. B. des Erdkörpers, des 40
nsystems, des Weltalls, gefunden werden
e, dem diese Stoffe angehören, wie das

Holz dem Baum, die Knochen und das Fleisch dem Thiere. — Hat man sich dies klar gemacht, so ist der Einwurf von selbst beseitigt, daß die innere Krafteinheit zwar allerdings bei den organischen Individuen auf einem besonderen Principe, nämlich dem Leben beruhe, bei den unorganischen aber ganz in das Gebiet chemischer Verhältnisse falle. Diesen chemischen Verhältnissen fehlt ja eben die Wesenhaftigkeit, in welcher die Individualität beruht. — Indessen möchte dieser Betrachtungsgang für Manchen zu abstract sein. Wir können ihn entbehren. Schon äußerlich ist jede gasförmige, flüssige, aber amorphe starre Substanz ein Beispiel, das der Chemismus mit allen seinen Eigenschaften auftreten kann, ohne sich an dem Zustande der Individualität zu zeigen, oder diesen hervorzurufen. Wenn im Chemismus anziehende und abstoßende Molecularkräfte wirken, so wirken sie eben nur so, daß dadurch der chemische Proceß mit seinen stöchiometrischen und verwandtschaftlichen Verhältnissen hervorgebracht wird, und nichts Anderes, — und was im Krystall Anderes zum Vorschein kommt, die symmetrisch-polarische Wirksamkeit dieser Kräfte, ihre bestimmte Größe in einem gegebenen Falle, also die Ausdehnung ihres Wirkungskreises, wie sich diese in der von inneren Bedingungen der Krafteinheit abhängigen äußeren Begrenzung ausspricht, — für das müssen besondere Bestimmungen hinzugekommen sein, die nicht im Wesen des Chemismus liegen. Dies gilt also, wie man sieht, für die unorganische Individualität so gut wie für die organische. Der Unterschied zwischen diesen beiden ist wohl überhaupt verhältnißmäßig zu wichtig genommen worden; denn die Kluft zwischen dem amorphen Zustande und der Individualität überhaupt ist weit größer, als die zwischen der unorganischen und organischen Individualität. Nicht nur die organische, sondern auch die unorganische Individualität hat also ihr eigenes Princip, durch welches sich die Wissenschaft derselben scharf von der Chemie absondert.

35. Bedeutung der Chemie für die Mineralogie.

(*W. Whewell*, Geschichte der inductiven Wissenschaften, deutsch von Littrow III. [1841] S. 256–259.)

itdeckung des Isomorphismus. Mit-
lich. — Die Entdeckung, von der wir nun
en wollen, wird manchem Leser auf den
Blick zu umfassend erscheinen, um sie in

die Geschichte der Krystallographie aufzunehmen, wird auch wohl von mehreren in die Geschichte der Chemie verwiesen werden. Es muß jedoch bemerkt werden, daß die Krystallographie von

der Zeit an, wo sie in der Hand Haüy's eine höhere Wichtigkeit erlangte, ihre Ansprüche auf eine nähere Verwandtschaft mit der Chemie nicht mehr aufgegeben hat. Die Krystallform war seitdem eine bestimmte Eigenschaft von etwas Körperlichem geworden; aber worin dieses Etwas besteht, und auf welche Weise dasselbe modificirt werden kann, ohne etwas Anderes zu werden, das konnte von der Krystallographie selbst nicht entschieden, das mußte dem hülfreichen Beistande der Chemie überlassen werden. Haüy hatte als allgemeines Resultat seiner Untersuchungen angenommen, daß dieselben chemischen Elemente, in denselben Verhältnissen unter einander verbunden, auch immer wieder dieselben krystallinischen Formen hervorbringen werden, und ebenso auch umgekehrt, daß dieselben Formen und Winkel (mit Ausnahme des bekannten tesseralischen Systems) auch wieder dieselbe chemische Constitution voraussetzen. Aber dieses Dogma konnte nur als eine annähernde Vermuthung betrachtet werden, von der sich gar manche auffallende und unerklärbare Ausnahmen zeigten. Viele dieser Ausnahmen wurden auf eine sehr schöne Weise durch die Entdeckung erläutert, daß es verschiedene Elemente gebe, die unter einander isomorph (gleichgestaltig) sind, das heißt, solche Elemente, deren eines an die Stelle des andern treten kann, ohne die krystallinische Form zu ändern, so daß also die chemische Composition eines Körpers gar sehr geändert werden kann, während der krystallographische Charakter desselben ganz unverändert bleibt.

Diese Entdeckung hat, wahrscheinlich aber nur als eine Vermuthung, schon Fuchs im Jahre 1815 gemacht. Er sagt bei Gelegenheit eines neuen Minerals, das man Gehlenit genannt hat: „Ich halte das Eisenoxyd für keinen wesentlichen Bestandtheil dieses Geschlechts, sondern bloß für ein stellvertretendes Element, durch welches ebenso viel Kalk ersetzt wird. Wir werden die Resultate unserer Analysen der Mineralien aus diesem Gesichtspuncte zu betrachten gezwungen sein, wenn wir anders wünschen, sie von der einen Seite mit der Lehre von den chemischen Verhältnissen in Uebereinstimmung zu bringen, und auf der andern Seite die Anzahl der Geschlechter nicht unnöthiger Weise zu vermehren.“ In einer Vorlesung „über den gegenseitigen Einfluß der Chemie und Mineralogie“ (München 1820) richtet er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer wieder auf diesen seinen Ausdruck von den vicarirenden Elementen, durch den ohne Zweifel das [illegible] gemeint wird, welches später (1822) von Mitscherlich aufgestellt worden ist.

Dabei setzen wir aber keineswegs vo
durch dieses Zuvorkommen jenes Natu
der von Mitscherlich gemachte Schritt ei
licher und ohne weitere Wichtigkeit gew
Der ganze Begriff von den vicarirenden I
war von sehr geringem Werthe, ehe
zahlreiche und sorgfältige Analysen sei
und seine gegenwärtige Bedeutung erhi
leicht war Niemand fähiger, jede neue in
mischen Welt auftretende Idee zu ihre
Vortheil zu benutzen, als Berzelius,
finden wir ihn (Versuch über die Th
chemischen Verhältnisse, S. 122) noch
Jahr 1820 bei einer vagen Ansicht die
verweilen, „daß die Oxyde, die gleich
von Oxygen enthalten, auch ihre allgem
genheiten gemeinschaftlich haben müsse
diesen Gegenstand zu einem bestimmten
zu bringen. Sein Schüler, Mitscherlich,
diesem Satze erst seine wahre krystallog
Bedeutung. So fand er, daß das Carbo
lensaure Salz) der Magnesia, des Eisen-
und des Mangan-Protoxyds in vielen Be
auf ihre Gestalt übereinstimmen, währen
neigten Winkel derselben um einen
Grade verschieden sind; ebenso fand er
Carbonat von Baryt, Strontium, Blei
(Arragonit) sehr unter einander überein
daß die verschiedenen Arten des Feldsp
durch die Substitution des einen Kalis,
andern unterschieden sind, und daß die
(phosphorsaure Salze) beinahe identisch
den Arseniaten (arseniksauren Salzen)
schiedner Basis. Diese und ähnliche
wurden so ausgedrückt, daß man sagte
allen solchen Fällen die Basis, Kalk
Protoxyd und so fort, isomorph (glei
tig) ist, oder, wie bei dem letzten Beisp
die Arsenik- und die Phosphorsäure
sind.

Da in einigen von den erwähnten Fäll
die Substitution eines Elementes der iso
Gruppe für das andere der Winkel nur
nig geändert wird, so hat man diese Gru
siomorphose genannt.

Diese Entdeckung des Isomorphismus
wichtig und erregte daher auch die Aufm
keit aller Chemiker Europa's in hohem
Die eigentliche Geschichte ihrer Aufnah
ihres weiteren Fortgangs gehört jedoch,
theils wenigstens, in das Capitel von de
fication der Mineralien, da die erste
dieser Entdeckung eine gänzliche Umg
der bisherigen chemischen Anordnungsys

st. Aber selbst diejenigen Chemiker sowohl, stallographen, die sich um systematische cationen nur wenig kümmerten, wurden ırch die nun neu eröffnete Aussicht kräftig , daß endlich auch auf diesem Wege das wünschte Gesetz von der Verbindung der inischen Gestalt der Körper mit ihrer che- Constitution entdeckt werden möchte. Un- ıngen zu diesem Zwecke wurden bald und mit großem Eifer unternommen. So analysirte erst in den neuesten Zeiten Amprih eine Menge von tessularischen Mineralien, den rothen und schwarzen Spinell (Edelsteine), den Gahnit, Franklinit und das chronische Eisenoxyd, und nicht ohne guten Erfolg scheint er den chemischen Formeln dieser Mineralien einen gemeinsamen Typus gegeben zu haben, wie sie denselben auch schon in ihrer Krystallisation besitzen.

36. Bedeutung der Chemie für die Mineralogie.

(*J. Liebig*, Chemische Briefe [1844] S. 74—76.)

: besonders wichtig und bedeutungsvoll liese schöne, von einem Deutschen ge- Entdeckung (des Isomorphismus) für die ıgie. Bei dem Versuche, die Mineralien ren Bestandtheilen und ihrer Zusammen- zu ordnen, ergaben sich zahllose Ver- ıgen und Schwierigkeiten; die gewissen- ı Chemiker widersprachen sich in der ensetzung der am besten charakterisirten en.

and der Eine in dem Granat von Aren- er 13 Procent Bittererde, die in dem lun, vom Vesuv etc. gänzlich fehlte; in len Granat ergab die Analyse 27 Procent le, von welcher in dem gelben von Alte- ine Spur aufzufinden ist. — Welche Be- eile gehören denn zu dem Granat? wie ist ıtlich zusammengesetzt? — Alles dies hat ır einfach entwirrt; wo die Thonerde fehlte, h das isomorphe Eisenoxyd, wo die Bitter- hlte, fand sich der isomorphe Kalk; es ich, daß der Granat wechselnde Mengen her Oxyde, von Eisenoxyd und Thonerde, alk, Manganoxydul, Eisenoxydul enthält, ınder ohne Aenderung der Form der Ver- ; zu vertreten vermögen.

ıuere Messungen der Krystalle haben spä- gethan, daß die ähnlichen Verbindungen her Substanzen nicht immer ganz vollkommen die nämliche Form zeigen, daß also die Winkel, welche die Flächen mit einander bilden, nicht immer ganz identisch sind, und es ist sicher die schönste Begründung unserer Ansichten über die Existenz der Atome gewesen, daß diese Abweichungen durch Betrachtungen erklärbar wurden, die sich an die atomistische Theorie knüpfen ließen.

Versinnlichen wir uns in der That einen Krystall, entstanden durch Nebeneinanderlagerung von Atomen, von denen jedes eine gewisse Gestalt besitzt, und die Gestalt des ganzen Krystalls, als abhängig von der Form seiner kleinsten Theile, so wird das Thonerde-Atom in dem Alaun-Atom einen gewissen Raum ausfüllen. Wenn wir das Thonerde-Atom in diesem Krystall herausnehmen und an seine Stelle ein Eisenoxyd-Atom bringen, so wird der Alaunkrystall seine geometrische Gestalt behalten, wenn das Eisenoxyd-Atom die nämliche Form hat wie das Thonerde-Atom, aber nur dann, wenn es auch ebenso groß ist, wenn sein Volumen gleich ist dem Volumen des Thonerde-Atomes, wird die Form des Alaunkrystalls absolut dieselbe bleiben; füllt aber im Allgemeinen das isomorphe Oxyd den Raum des zu vertretenden nicht vollkommen aus, ist sein Volumen kleiner oder größer, so muß sich dies in der gegenseitigen Neigung der Kanten des Krystalls zu seiner Achse zu erkennen geben.

37. Die Botanik bei den Griechen und Römern.

(*A. P. Decandolle* und *K. Sprengel*, Grundz. d. wissenschaftl. Pflanzenk. [1820] S. 377—382.)

Die wissenschaftliche Botanik verdankt ihren Ursprung den philosophischen Schulen des alten Griechenlands. Es ward aber vielmehr die Naturlehre der Gewächse, als die beschreibende Botanik bearbeitet, theils, weil man bei der geringen Anzahl bekannter Pflanzen, die sich bei den Griechen und Römern kaum etwas über tausend belief, nicht nöthig fand, an Classification, an Theorie derselben, an schulgerechte Beschreibungen und regelrechte Namengebung zu denken; theils, weil der Sinn der Alten für die Naturgegenstände sich lediglich auf Erklärung der Erscheinungen und auf Anwendung der Naturkörper in den Künsten und Gewerben beschränkte; theils endlich, weil die Naturlehre der Gewächse ebenso wie die Naturlehre überhaupt aus Verstandesbegriffen hergeleitet wurde. Daher findet man in den Schriften und Bruchstücken der griechischen Philosophen nur einzelne Andeutungen der Lehre von dem Leben und der Ernährung der Pflanzen, die sie nach der Analogie mit dem Thierreich zu erklären suchten, dabei aber manche glückliche Idee über die Stufe, welche die Gewächse in der Reihe der Naturkörper einnehmen, und über ihre Verwandtschaften mit den Thieren äußerten.

Zwar beschäftigten sich in den Zeiten des blühendsten Zustandes der athenischen Republik, zum Behuf der Künste, besonders der Medicin, mehrere Männer, die man Rhizotomen nannte, ausschließlich mit dem Wurzelgraben und Kräutersuchen. Einige von ihnen, die auch Pharmakopolen genannt werden, scheinen selbst aus den Schulen der Philosophen ausgegangen zu sein und sich eine umfassende Kenntniß von Gewächsen erworben zu haben, woher man diese Physiker nannte; allein die meisten trieben ihr Gewerbe wie Marktschreier und beobachteten eine Menge abergläubischer Gebräuche, weshalb sie vielmehr für Handlanger als für wissenschaftlich gebildete Männer gehalten werden müssen.

Der erste Gründer der Naturlehre der Gewächse ist zwar Aristoteles von Stagira, dem selbst der Beiname: Pharmakopole, gegeben wurde, weil er eine Zeit lang das Geschäft des Einsammelns der Arzneipflanzen getrieben; allein seine echten Schriften über die Pflanzen sind verloren gegangen, und was wir jetzt unter diesem Namen besitzen, ist das abgeschmackte Machwerk eines unwissenden Griechen aus dem Mittelalter.

Aristoteles' Nachfolger und Lieblingsschüler, Tyrtamus aus Lesbos, dem er selbst, we sen Beredsamkeit den Namen Theophr schöpfte unstreitig seine Grundsätze aus terricht seines großen Lehrers; auch bearl die Pflanzenkenntniß ganz in dem Sinn der p schen Schule: doch scheint er wenige Wan und Reisen unternommen zu haben, inde immer auf das Zeugniß der Wurzelgräber, hauer und der Gebirgsbewohner beruft. da er vom Jahr 371 bis 286 vor Christo gab ihm der ewig denkwürdige Feldzug ßen Alexander durch Asien und Afrika heit, mehrere ausländische Gewächse k lernen. Obwohl er diese nur gelegent ohne genaue Beschreibungen anführt, so noch seine Werke, unter dem Titel: G der Pflanzen und von den Ursachen der G unsterbliche Denkmäler seiner unbefange merksamkeit auf die Pflanzenwelt und sei lichen Beobachtung der Erscheinungen selben. Man darf indessen weder eine schaftliche Anordnung der Gegenstände eine systematische Aufzählung der ihm b Gewächse erwarten, sondern muß das G das Erzeugniß eines Philosophen anseh fast ohne Vorgänger, zuerst versuchte, kenden Verstand mit den Erscheinunge Pflanzenwelt zu beschäftigen. Die beste seiner Schriften ist von Schneider besorg vier Octavbänden zu Leipzig 1818 herau men. Auch war Theophrast der erste, d Pflanzengarten unterhielt, und in sein mächtniß ernannte er einige seiner Sc Verwaltern dieser Anstalt.

Seitdem Griechenland von den Römer jocht war, giengen die Kenntnisse der I dergestalt zu den Siegern über, daß diese geneigt, nur das Nützliche zu erforsc Pflanzenkenntniß auch nur insofern bea als sie den Gewerben und Künsten Vort währt.

In den Werken der ältern Römer: Cat und Columella von der Landwirthschaft, di der 1794 zu Leipzig am besten heraus findet man, sowie in Virgil's Gedichten v bau und in dessen Eklogen, eine Menge genannt, die im Garten- und Ackerbau werden. Es ist sehr zu bedauern, daß Schriften des jüngern Juba, Königs von nien, den Cäsar in Rom hatte erziehe

›hr besitzen. Sie bestanden in einer Na-, in einer Beschreibung der von ihm ent-canarischen Inseln, in Denkwürdigkeiten und in einer Geschichte von Arabien. schilderte er, wie die Alten bezeugen, ızen der Länder sehr sorgfältig.
berühmteste Schriftsteller unter den älte-anikern ist Pedacius Dioskorides aus Ana-in Cilicien. Er lebte in der Mitte des Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, war ıd folgte den römischen Heeren auf ihren ın durch den größten Theil des römischen Das Werk, welches wir von ihm besitzen, sen beste Ausgabe Sarracenus zu Frank-l in Folio besorgt, hat den Titel: *Materia* und enthält also eine Aufzählung aller flanzen, die den Alten bekannt waren. 'erden in ziemlich willkürlicher Ordnung ırt, und nicht bloß mit den üblichen grie-ı, sondern auch mit den römischen, puni-der afrikanischen und andern barbarischen bezeichnet, oft sehr vollständig beschrie-r Standort angegeben, und von ihrer me-hen Wirksamkeit Zeugnisse beigebracht. Dieses Werk hat, nebst dem des ältern Plinius, die längste Herrschaft über die Schulen ausgeübt, indem länger als anderthalb Jahrtausende hindurch dasselbe von allen Nationen für die einzige Quelle naturhistorischer, besonders botanischer Kenntnisse gehalten wurde.

Cajus Plinius Secundus, der Aeltere zugenannt, Feldherr und Staatsmann in der Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, hinterließ einen Inbegriff aller Wissenschaften, Kenntnisse und Künste, die er größtentheils aus griechischen und einigen römischen Schriftstellern zusammentrug. Das Werk führt den Titel einer Natur- und Weltgeschichte, und ist nach Harduin am besten von Franz in Leipzig 1778 bis 1791 in zehn Octavbänden herausgegeben. Die Pflanzen sind darin in alphabetischer Ordnung nach Theophrast und Dioskorides abgehandelt, auch hier und da eigene Bemerkungen hinzugefügt, und Gewächse beschrieben, die seine Vorgänger nicht kannten; wie er denn selber erzählt, daß er in seiner Jugend die Pflanzenkenntniß sich in dem Garten des Antonius Castor, eines Schwiegersohns des bekannten Königs Dejotarus, erworben habe.

38. Wichtigkeit der Entwickelungsgeschichte der Pflanzen.

(*M. J. Schleiden*, Grundz. der wissenschaftl. Botanik I. [1845] S. 135—141.)

ist die Pflanze ein lebendiger Organismus, ist ein bestimmt angeordnetes System von lichen Theilen, in denen durch ein in regel-r Periodicität sich selbst erhaltendes Spiel äften ein beständiger Abfluß veränderlicher de bedingt wird. Sie besteht also gewisser-aus drei Theilen, dem Thätigen der Gegen-den Ruinen der Vergangenheit und den ı der Zukunft, oder mit andern Worten, es ır jeden gegebenen Moment drei Betrach-eisen der Pflanze. Wir können sie einmal ı als das Resultat der vorangegangenen erungen, als das Product einer lebendigen keit, die aber jetzt nicht mehr existirt — ıs können wir in derselben nur den Com-ı lebendiger Wechselwirkung begriffener annehmen und eine Verbindung auf einan-rkender Organe, die zu ihrer Erhaltung sich eitig Zweck und Mittel sind — endlich drit-können wir die vorhandene Thätigkeit als dem Bestreben begriffen auffassen, den rtigen Zustand aufzulösen und zu vernichten, um einen zukünftigen noch nicht vorhandenen vorzubereiten und herbeizuführen. Es ist aber für sich klar, daß jede einzelne dieser Betrachtungsweisen, und wenn sie noch so scharfsinnig und geistreich durchgeführt wird, nur ein todtes unbrauchbares Bruchstück geben kann, da uns zwei Dritttheile des Lebens fehlen, daß sie daher um so sicherer auf Einseitigkeiten und Falschheiten führt, je consequenter sie verfolgt wird. Aber es ist ebenso leicht einzusehen, daß von jenen drei Betrachtungsweisen in einem gegebenen Momente nur die zweite möglich ist; denn aus dem, was ist, läßt sich weder das, was war, noch was sein wird, ableiten, wenn wir nicht erst anderweitig das Gesetz des Fortschritts gefunden haben. Wir können also überhaupt nie vollständige wissenschaftliche Einsicht in einen einzelnen gegebenen Zustand erlangen, wenn wir nicht seine Ableitung aus dem vorigen und damit erst seine Bedeutung erkennen. Diese Ableitung aus dem vorigen kann uns aber wiederum nur durch Einsicht in die Gesetzmäßigkeit der Ablei-

anderen Zustand müssen wir gewöhnlich einem anderen Exemplare entnehmen, und da hat man sich sehr zu hüten, daß man nicht bloß individuelle Abweichungen mit zwischen die wirklichen Entwickelungsstufen einschiebt; dadurch verwirrt man wenigstens Andern den Ueberblick, oft sich selbst. Ich möchte hier beispielsweise Mohl's Entwickelung der Sporen bei *Anthoceros laevis* [4]) anführen, wo der gründliche Mohl, wie ich glaube, eher zu viel als zu wenig mitgetheilt hat; mir scheinen nach der Analogie mit ähnlichen Entwickelungen, z. B. der Pollenkörner bei der *Oenothera elata* u. a., hier gar viele bloß zufällige Verschiedenheiten als Entwickelungsstufen aufgeführt zu sein, abgesehen davon, daß hier wahrscheinlich die Circulation übersehen und die Strömchen z. B. Taf. V. Fig. 9—20 zu festen Stäbchen oder Scheidewänden geworden sind. Dagegen scheint der in Fig. 1, 3, 10, 14, 15, 17—19, 21 und 22 deutlich vorhandene Cytoblast in den dazwischen liegenden Nummern nicht beachtet zu sein, weil er wahrscheinlich auf der andern Seite der Zelle unter dem dichteren Schleim sich verbarg. So bleiben, wie mir scheint, nur 1, 4, 5, 10, 22—29 als wirkliche Entwickelungsstufen übrig.

Die Entwickelungsgeschichte, wie ich hier ihre Aufgabe gestellt, ist die reichste Quelle für neue Entdeckungen und wird es noch für lange Zeit bleiben. Kaum ist noch ein einziges Organ, oder eine einzige Pflanze so vollständig, wie es die Wissenschaft verlangt, in ihrer ganzen individuellen Entwickelung verfolgt worden, und man kann getrost zugreifen, wo man will, und sicher daß man bei treuer, redlicher und stetiger [B]eachtung einen Schatz neuer Thatsachen und auch neue Gesetze zu Tage fördert, währen[d] sogenannte Speculiren über halb unbekannte, mißverstandene Thatsachen, wie wir es na[mentl]ich in der Schelling'schen Schule finden, die [Wis]senschaft mit einem Wust unbrauchbaren [Ge]schwätzes verwirrt, und man höchstens den [...] hat, von einigen unklaren, unphilosophische[n Kö]pfen eine Zeit lang angestaunt zu werden, b[is die] gesund sich entwickelnde Wissenschaft über [kurz] oder lang die *materia peccans* auswirft und [das] närrische Zeug in die große Polterkammer me[nsch]licher Thorheiten kommt.

Ich spreche hier also als allgemeines R[esulta]tiv aus: jede Hypothese, jede Induction i[n der] Botanik ist unbedingt zu verwerfen, welche [nicht] durch Entwickelungsgeschichte orientirt ist.

[1]) Ueberall findet man die *palea superi[or]* [von] Oryza als dreinervig beschrieben, weil man ge[glaubt] hat, ein gekieltes Blatt müsse am Kiel auch [...] Nerven haben; Oryza weicht aber ebenso wen[ig ab] als irgend ein anderes Gras.

[2]) Meyen, noch einige Worte über den Be[fruch]tungsact und die Polyembryonie der Phanerog[amen]. Berlin, 1840.

[3]) *Notes pour servir à l'histoire de l'embry[ogénie] végétale; Voy. Comptes rendus des séances de [l'Aca]démie des sciences; séance du* 18 *mars* 1839.

[4]) *Linnaea* Bd. 13, S. 273.

---

39. Die mexicanischen Arten der Gattung Musa.

(*F. A. v. Humboldt*, Vers. üb. d. pol. Zust. d. K. Neuspanien III. [1812] S. 12—20.)

Was die Getraidegrasarten, der Waizen, die Gerste und der Roggen für West-Asien und Europa, und die mannigfachen Reisarten für die Länder jenseits des Indus, besonders für Bengalen und China, sind, das ist der Bananasbaum für alle Bewohner der heißen Zone. Auf beiden Continenten, auf allen Inseln in dem ungeheuren Raum der Aequinoctialmeere, überall, wo der mittlere Wärmestand des Jahres über 24 Grade (des 100 grad. Thermom.) hat, ist die Bananasfrucht einer der wichtigsten Culturzweige für den Lebensunterhalt der Menschen. Der berühmte Reisende Georg Forster und andere Naturhistoriker nach ihm haben behauptet, daß diese köstliche Pflanze vor Ankunft der Spanier ni[cht in] Amerika vorhanden gewesen, sondern zu A[nfang] des sechszehnten Jahrhunderts aus den canari[schen] Inseln dahin gebracht worden sei. Wirklic[h sagt] auch Oviedo, der in seiner Naturgeschicht[e von] Indien die einheimischen Vegetabilien vo[n den] erst dahin verpflanzten sorgfältig untersch[eidet,] bestimmt, daß die ersten Bananasbäume im [Jahr] 1516 von einem Mönch aus dem Prediger[orden] Namens Thomas Berlangas [1]), auf die Insel S[an Do]mingo gebracht worden seien. Auch vers[ichert] er, die Musa selbst in Spanien, bei der [Stadt] Almeria, in Granada und in dem Franzisk[aner]kloster der Insel, la Gran Canaria, gebaut ge[sehen]

›n, an welchem letztern Ort Berlangas die
ıge genommen hatte, die nach Hispaniola
a da allmälig nach den übrigen Inseln und
rra firma verpflanzt wurden. Ueberdies
man für Herrn Forsters Meinung noch
anführen, daß in den ersten Nachrichten
n Reisen Colomb's, Alonzo Negro's, Pin-
Vespucci's [2]) und Cortes oft vom Mais, von
ropha Manihot und der Agave, aber nie
n Bananasbaum die Rede ist. Indeß be-
las Stillschweigen dieser ersten Reisenden
re geringe Aufmerksamkeit auf die natür-
Erzeugnisse des mexicanischen Bodens. Her-
, welcher, außer den Heilpflanzen, auch
ıdere mexicanische Vegetabilien beschreibt,
:hts von dem Musa. Nun lebte dieser Bo-
ein halbes Jahrhundert nach Oviedo, und
elche den Musa als dem neuen Continente
ınsahen, bezweifeln wenigstens die Allge-
:t seiner Cultur in Mexico gegen Ende des
hnten Jahrhunderts nicht, also zu einer
a eine Menge von Vegetabilien, die von
ringerem Nutzen für den Menschen sind,
ınien, den canarischen Inseln und von Peru
ebracht worden waren. Das Stillschweigen
ıriftsteller ist demnach kein hinreichender
zu Gunsten von Herrn Forster's Meinung.
st vielleicht mit dem wahren Vaterland des
s, wie mit dem der Birn- und Kirsch-
Der Vogelkirschbaum (*Prunus avium*),
t in Deutschland und Frankreich einhei-
und von Alters her, gleich der Rotheiche
:r Linde, in unsern Wäldern vorhanden;
;egen andere Kirschgattungen, welche man
ständige Varietäten ansieht, und die viel
:khafter sind als die Vogelkirschen, durch
mer aus Klein-Asien [3]) und besonders aus
:önigreich Pontus zu uns gekommen sind.
anzt man auch in den Aequinoctial-Gegen-
und bis zum Parallelkreis vom 33. oder 34.
unter dem Namen des Bananasbaums eine
Gewächse, die durch die Form ihrer Früchte
verschieden von ihm sind, und vielleicht
:h eigene Gattungen bilden. Wenn es daher
;anz unerwiesen ist, daß alle zahme Birn-
von dem wilden Birnbaum als von einem
ıschaftlichen Stammvater herkommen, so
ıan doch wohl noch eher daran zweifeln,
e Menge beständiger Varietäten des Bana-
ıms von der Musa Troglodytarum abstamme,
ıf den molukischen Inseln gepflanzt wird,
nach Gärtner, vielleicht nicht einmal eine
sondern eine Gattung von Adanson's Ra-
geschlecht ist.

Man kennt in den spanischen Colonien noch nicht alle Musa's oder Pisang's, welche Rumphius und Rheede beschrieben haben; doch unterscheidet man in denselben drei Gattungen, die von den Botanikern nur noch sehr unvollkommen beschrieben worden sind, den eigentlichen Platano oder Arton (*Musa paradisiaca*, Lin.), den Camburi (*Musa sapientum*, Lin.), und den Dominico (*Musa regia*, Rumph.). In Peru habe ich noch eine vierte, ganz besonders schmackhafte Gattung bauen sehen, nämlich den Meiya, aus der Süd-See, der auf dem Markt von Lima Platano de Taiti heißt, weil die Fregatte Aguila die ersten Stämme davon aus der Insel Otahiti hingebracht hat. Nun ist es eine in Mexico und auf dem ganzen festen Lande von Süd-Amerika allgemein verbreitete Sage, daß der Platano Arton und der Dominico daselbst lange vor Ankunft der Spanier gebaut wurden, daß aber eine Abweichung des Camburi, der Guineo, wie schon sein Name beweist, von der afrikanischen Küste gekommen ist. Der Peruaner, Garcilasso de la Vega [4]), welcher die verschiedenen Epochen, in denen der amerikanische Landbau mit fremden Producten bereichert wurde, am sorgfältigsten bemerkt hat, sagt ausdrücklich, daß zur Zeit der Incas der Mais, die Quinoa und die Erdäpfel, und in den heißen und gemäßigten Gegenden die Bananen die hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Bewohner gewesen seien. Er beschreibt die Musa aus den Theilen der Antis, und unterscheidet sogar die seltenste Gattung, mit kleiner, süßer, gewürzhafter Frucht, nämlich den Dominico, von der gemeinen Banane oder Arton. Auch der Pater Acosta [5]) bestätigt es, wiewohl nicht so nachdrücklich, daß die Musa vor Ankunft der Spanier von den Amerikanern gebaut wurde. Die Banane, sagt er, ist eine Frucht, die man in beiden Indien antrifft, unerachtet einige behaupten wollen, sie stamme eigentlich aus Aethiopien, und sei von da erst nach Amerika gekommen. An den Ufern des Orinoco, des Cassiquiare, oder des Beni, zwischen den Gebirgen von Esmeralda und den Quellen des Caronyflusses, mitten in den dichtesten Wäldern, beinahe überall, wo man indianische Dorfschaften findet, die noch in keiner Verbindung mit europäischen Niederlassungen gestanden sind, stößt man auf Manioc- und Bananaspflanzungen.

Dem Pater Thomas von Berlangas gelang es, bloß von den canarischen Inseln diejenige Musagattung nach St. Domingo zu bringen, welche jetzt daselbst gebaut wird, nämlich den Camburi (*caule nigrescente striato, fructu minore ovalo-elongato*), nicht aber den Platano arton oder Japalote,

der Mexicaner (musa [illegible] fructu longiore, apicem versus attenuato, [illegible]). Ueberhaupt kommt bloß die erstere von diesen verschiedenen Gattungen in den gemäßigten Klimaten, auf den canarischen Inseln, in Tunis, in Algier und auf der Küste von Malaga fort. Auch in dem Thal von Caracas, unter dem 10° 30' der Breite, aber von einer absoluten Höhe von 900 Meters findet man bloß den Camburi und den Dominico (musa alba-sinensis, fructu minore obtuso, trigono), nicht aber den Platano arton, dessen Früchte nur in sehr hoher Temperatur reifen. Nach diesen vielen Beweisen ist wohl kein Zweifel, daß der Bananas, welchen mehrere Reisende auf Amboina, in Gilolo und auf den Marianischen Inseln wild gefunden haben wollen, lange vor der Ankunft der Europäer in Amerika gebaut wurde. Letztere vermehrten bloß die Zahl der eingebornen Gattungen. Dabei darf man sich jedoch nicht wundern, daß keine Musa vor dem Jahr 1516 auf der Insel St. Domingo war. Gleich gewissen Thieren, nähren sich die Wilden meistens nur von einer einzigen Pflanzengattung, und die Wälder der Guayana enthalten viele Menschenstämme, deren Plantationen (Conucos) Manihot, Arum oder Dioscorea, aber nicht Einen Bananasstamm enthalten.

Trotz der großen Ausdehnung des mexicanischen Plateau's, der hohen Gebirge, die sich den Küsten nähern, hat der Raum, dessen Temperatur dem Anbau der Musa günstig ist, über 50,000 Quadratmeilen Umfang und nahe an anderthalb Millionen Bewohner. In den heißen, feuchten Thälern der Intendantschaft Veracruz, am Fuß der Cordillera von Arizaba, erreicht die Frucht des Platano arton zuweilen eine Länge von drei Decimeters und oft 20 bis 22 Centimeters (7 bis 8 Zoll). In diesen fruchtbaren Gegenden, besonders in der Nähe von Acapulco, San Blas und dem Rio Guasacualco enthält ein Regime Bananen 160 bis 180 Früchte und wiegt 30 bis 40 Kilogramme.

Ich glaube nicht, daß es auf dem Erdboden noch eine andere Pflanze gibt, die auf einem so kleinen Fleck Bodens eine so ansehnliche Masse nahrhafter Substanz hervorbringt. Acht bis neun Monate, nachdem der Schößling gepflanzt ist, fängt der Bananas an, sein Regime zu entwickeln, und im zehnten oder eilften Monat kann man die Früchte pflücken. Haut man den Stamm ab, so findet man unter den vielen Schößlingen, welche Wurzeln getrieben haben, immer einen Sprossen [illegible] der zwei Drittel von der Höhe der Mutterpflanze hat, und drei Monate nachher Früchte

trägt. So erhält sich dann eine [illegible]
die man in den spanischen Colonie[illegible]
[illegible] nennt, von selbst, ohne d[illegible]
weiter für sie zu thun braucht, [illegible]
abzuschneiden, deren Früchte ger[illegible]
ein- oder zweimal des Jahres die
Wurzeln her leicht aufzuhacken.
hundert Quadratmetern Flächeninha[illegible]
stens 30 bis 40 Bananasstämme fas[illegible]
werfen in Einem Jahre, wenn man Ei[illegible]
nur zu 15 bis 20 Kilogrammen Ge[illegible]
über 2000 Kilogramme oder 4000
hafte Substanz ab. Welch eine V[illegible]
zwischen diesem Product und den
gräser in den ergiebigsten Theilen
der Waizen bringt, wenn man ih[illegible]
nicht nach chinesischer Weise gepf[illegible]
zu einer zehnfältigen Erndte gerech[illegible]
Strich Bodens von 100 Quadratm[illegible]
bloß 15 Kilogramme, oder 30 Pfun[illegible]
vor. In Frankreich wird z. B. der [illegible]
oder der Arpent von 1344 ½ Quad[illegible]
vortrefflichem Boden mit 160 Pfun[illegible]
mittelmäßigem und schlechtem Grun[illegible]
Pfund eingesäet, und das Product hi[illegible]
zwischen 1000 bis 2500 Pfunden au[illegible]
Die Kartoffel gibt, nach Herrn Tessi[illegible]
auf 100 Quadratmetern wohl beste
gedüngten Landes 45 Kilogramme,
Wurzeln, und auf einem Arpent le[illegible]
Pfund aus. Der Ertrag verhält sic[illegible]
dem des Waizens, wie 133 zu 1,
Kartoffeln wie 44 zu 1.

Wer in Europa Bananasse, die
sern gereift sind, gekostet hat, kann
fen, daß eine Frucht, welche dur[illegible]
Süßigkeit den getrockneten Feigen
ähnlich ist, die Hauptnahrung von [illegible]
lionen Menschen beider Indien sein
vergißt aber zu leicht, daß die n[illegible]
mente, je nachdem sie sich vereini[illegible]
nen, in dem Vegetationsact sehr
chemische Mischungen bilden. We[illegible]
in dem milchigen Schleime, den
gräser, bevor die Aehre gereift ist,
kuchen der Cerealien erkennen, we[illegible]
sten Völker der gemäßigten Zone [illegible]
Musa geht die Bildung des Stärkest[illegible]
che der Reifung voran, und man [illegible]
der grün gepflückten Bananas, und
auf dem Blumenstiel hat gelb werde[illegible]
unterscheiden. In der letzten ist der
ganz ausgebildet und mit dem Ma[illegible]
und zwar in solcher Menge, daß ma[illegible]

errohr in der Region der Bananen gebaut
e, füglich aus der Frucht der letztern Zucker
rößerem Vortheil ziehen könnte, als in Eu-
aus den Runkelrüben und Trauben geschieht.
rün gepflückte Bananas enthält dasselbe Nah-
princip, das wir im Getraide, im Reis, in
nolligen Wurzeln und im Sago finden, näm-
Stärkmehl mit einem kleinen Theil vegetabi-
n Glutens verbunden. Knetete ich Mehl
in der Sonne getrockneten, Bananen im
er, so erhielt ich nur einige Atome von der
stärkbaren Masse, welche in dem Mutter-
n der Cerealien, und besonders in dem
tkeim derselben in Menge vorhanden ist.
er auch das Gluten, welches mit den ani-
chen Stoffen so viel Analoges hat, und in
litze aufschwillt, bei der Verfertigung des
s von großem Nutzen, so ist es andererseits
gerade unumgänglich nöthig, um eine Wur-
ler Frucht nahrhaft zu machen. Herr Proust
s Gluten in den Bohnen, den Aepfeln und
Quitten, nicht aber in Kartoffel gefunden.
beweisen die Gummis, wie z. B. das vom
s *nilotica* (*Acacia vera*, Willd.), womit sich
re afrikanische Völkerschaften während ihrer
durch die Wüste nähren, daß eine vegeta-
e Substanz ein sehr gutes Nahrungsmittel
nn, ohne darum weder Gluten noch Stärke-
n enthalten.

wer würde es sein, die vielen Zubereitungs-
zu beschreiben, durch welche die Ameri-
die Frucht der Musa, vor und nach ihrer
, zu einer gesunden und angenehmen Speise
n. Oft habe ich, da ich an den Strömen
reiste, die Eingebornen noch, wenn sie
t ermüdet waren, ein völliges Mittagessen
n wenig Manioc und drei Bananen (Platano
) von der größeren Gattung zurüsten sehen.
n man den Alten glauben darf, so waren die
sophen im Indostan zu Alexanders Zeit noch
mäßiger. »*Arbori nomen palae pomo arienae, quo sapientes Indorum vivunt. Fructus admirabilis succi dulcedine, ut uno quaternos satiet.*« (Plin. XII. 12.) Ueberhaupt sehen die Bewohner von heißen Ländern die zuckerhaltigen Substanzen nicht nur als für den Augenblick sättigende, sondern wirklich nahrhafte Speisen an, und ich habe auf den Küsten von Caraccas oftmals gesehen, daß die Maulthiertreiber, welche unser Gepäck führten, rohen Zucker (Papelon) dem frischen Fleische zum Essen vorzogen.

[1]) *De plantis esculentis commentatio botanica*, 1786, S. 28. *Histoire naturelle et générale des Iles et terre ferme de la grande mer océane*, 1556, S. 112 bis 114.

[2]) *Christiphori Columbi Navigatio. De gentibus ab Alonzo repertis. De navigatione Pinzoni socii admirantis. Navigatio Alberici Vesputii.* S. *Grynaei orbis nov.* Ausg. von 1555, S. 64, 84, 85, 87, 211.

[3]) *Desfontaines, histoire des arbres et arbrisseaux qui peuvent être cultivés sur le sol de la France*, 1809, Bd. II. S. 208, ein Werk, das sehr gelehrte und merkwürdige Untersuchungen über das Vaterland der nützlichen Vegetabilien und ihren ersten Anbau in Europa enthält.

[4]) *Comentarios reales de los Incas*, Bd. I. S. 282. Die kleine gewürzhafte Bananas, der Dominico, dessen Frucht mir in der Provinz Jaën de Bracamorros, an den Ufern des Amazonenstroms und des Chamaya am schmackhaftesten vorgekommen ist, scheint mit Jacquin's Musa maculata (*hortus Schoenbronnensis, Tab.* 446), und mit des Rumphius: *Musa regia* identisch zu sein. Letztere Gattung ist vielleicht überhaupt nur eine Varietät der *Musa mensaria*. In den Wäldern von Amboina gibt es, was sehr merkwürdig ist, einen wilden Bananas, dessen Frucht keine Körner hat, dies ist der Pisang jacki (Rumph. V. S. 138.)

[5]) *Historia natural de Indias*, 1608. S. 250.

40. Begriff der Pflanzenzelle.

(*C. Nägeli* in Schleiden's und Nägeli's Zeitschrift, 2. Heft [1845] S. 18—22.)

ir haben den Begriff des zellenartigen Ele-
rorganes überhaupt darin gefunden, daß eine
iduelle Partie von organischen Stof-
mit einer Membran sich bekleidet,
h dieselbe nach außen durch Auf-
ne und Abgabe von Stoffen correspondirt, und im Innern sich chemisch und plastisch verändert. Die eigentlichen Zellen aber, im Gegensatz zu den zellenförmigen Bläschen des Inhaltes, zeichnen sich dadurch aus, daß sie die primären und unmittelbaren Elemente des Organismus sind,

und daß sie bei ihrem Entstehen ein Kernbläschen einschließen. Dieser Begriff der Zelle gilt gleichmäßig für das vegetabilische und das animalische Elementarorgan. Um den Begriff der Pflanzenzelle ins Besondere zu bestimmen, muß sie von der Thierzelle unterschieden werden.

Pflanzen- und Thierzelle scheinen auf den ersten Blick wenig verschieden zu sein. Sie stimmen in der Formbildung, in der Art der Fortpflanzung und andern wichtigen Lebensäußerungen mit einander überein. Und wenn auch sowohl die Pflanzenzelle für sich, als die Thierzelle für sich ganz verschiedene Erscheinungsreihen durchlaufen und ausbilden, so können doch diese selbst nicht einen absoluten Unterschied begründen, weil sie einerseits nicht allen Pflanzenzellen oder allen Thierzellen eigenthümlich sind, ihrem Begriffe also nicht der Nothwendigkeit nach, sondern bloß der Möglichkeit nach angehören, und weil anderseits nicht einmal nachgewiesen ist, daß diese Erscheinungen der einen oder der andern Classe von Zellen vollkommen mangeln. So kann z. B. die Verholzung, namentlich die spiralige, als eine solche charakteristische Eigenthümlichkeit der vegetabilischen Zelle, das Verschmelzen einer einfachen Zellenreihe durch Resorption der Wände zu einem Canal und die Zerfaserung einer Zelle (zu Zellgewebsfibrillen) als vorzugsweise Attribute der animalischen Zelle gelten. Diese Eigenthümlichkeiten können aber aus den angegebenen Gründen keine Begriffsunterschiede abgeben.

Der begriffsmäßige Unterschied darf nicht in einem Merkmal gefunden werden, das bloß vorzugsweise hier vorhanden und dort abwesend ist. Sondern es muß in der ganzen Wachsthumsgeschichte ein Moment sich zeigen, das ohne Ausnahme überall entweder hier auftritt und dort fehlt, oder hier so und dort absolut anders ist. Daß dieser ausschließliche Unterschied zwischen Thier- und Pflanzenzelle wirklich existire, läßt sich schon aus der verschiedenen Entwickelungsgeschichte der beiden Reiche vermuthen. Denn die Möglichkeit derselben muß schon in der besondern Organisation des Elementarorganes liegen.

Der Unterschied zwischen Pflanzen- und Thierzelle muß in dem Inhalte oder in der Membran liegen, da die Zelle nur aus diesen beiden besteht. Der Inhalt zeigt eine so große Mannigfaltigkeit, daß es noch unmöglich scheint, einen Gesammtausdruck für alle Erscheinungen in dem einen und dem andern Reiche zu finden. In Betreff der Membran aber kann mit allgemeiner Gültigkeit gesagt werden, daß die vegetabilische Zellmembran aus ternären Verbindungen (O, I
die animalische Zellmembran aus quaternen
bindungen (O, H, C und N) bestehe. Die Me
der Pflanzenzelle ist Gallerte, Stärke, ode
gewöhnlichsten Membranstoff, und gehört
jener vegetabilischen Stoffreihe an, deren G
lage die Formel 12 C, 16 H, 8 O bildet.
Membran der Thierzelle dagegen besteht a
weiß oder Faserstoff, also wahrscheinlich a
ner Verbindung von Protein (40 C, 62 H,
5 N). — Alle animalischen Substanzen sin
O, H, C und N zusammengesetzt, mit Ausn
einiger Säuren, der Fette und Oele, der I
des Milchzuckers und einiger Farbstoffe.
genannten Stoffe bilden aber keine Zellmemb
Es kann somit als empirisches Gesetz ausge
chen werden, daß die Pflanzenzellmem
aus stickstofflosen ternären, die T
zellmembran aus stickstoffhaltigen
ternären Substanzen bestehe.

Dieser Unterschied von Pflanzen- und T
zelle darf nicht identificirt werden mit eine
den Empirikern längst aufgegebenen Ansicht
die Pflanze aus drei, das Thier aus vier El
ten gebildet werde. Es ist sogar keinem Z
unterworfen, daß jede Pflanzenzelle im le
kräftigen Alter unter ihren Contenta eine g
Menge stickstoffreicher Substanzen enthalte.
gegen beweist die Uebereinstimmung aller
sachen bis zur größten Gewißheit, daß die
branen in keinem Theil der Pflanze und zu
Zeit der Entwickelung stickstoffhaltig seien.

Aus der Verschiedenheit der Membran ist
wendig auf die Verschiedenheit des Inhalte
zückzuschließen, da die Membran das Pr
des letztern ist. Der Inhalt der Pflanzen-
der Thierzelle muß seiner Organisation na
ganz verschiedener sein, da der eine nur te
der andere nur quaternäre Stoffe zur Membr
dung abscheidet. Den Ausdruck für dies
genthümlichkeit zu finden, liegt noch in de
gabe der Wissenschaft. Es darf aber hier g
wohl schon auf einige wesentliche Moment
merksam gemacht werden. Einige orga
Stoffe, nämlich die bloß als Zelleninhalt vo
men, finden sich nicht im Thierreich und
in der Pflanzenzelle eine sehr allgemeine Ve
tung. Hieher gehören vorzüglich Gummi, S
und Chlorophyll. Das erstere fehlt wahrs
lich nie in der jungen Pflanzenzelle; es s
der Stoff zu sein, aus dem alle Membrane
bilden. Amylum ist, mit Ausnahme der
fast in allen Zellen der übrigen Pflanzen zu
einer Zeit in größerer oder geringerer Meng

ı. Diese zwei Stoffe fehlen der Thierzelle
h, sowie überhaupt die ganze Reihe von
bilischen Stoffen, welche aus 12 C, 16 H,
it mehr oder weniger Wasser zusammen-
sind; einzig der Zucker ausgenommen.
Stoffe spielen im Leben der Pflanzenzelle
htigste Rolle. In jeder sind sie als Mem-
und zum größeren oder geringeren Theil
ls Inhalt vorhanden. Ihr organischer Grund-
ms dem sie sich bilden, ist höchst wahr-
ich das Gummi, so daß sich die Eigenthüm-
t der Pflanzenzelle auf die Erzeugung von
l aus den rohen Nahrungsstoffen und auf
lung des Gummi zurückführen läßt. — Chloro-
ist wegen seiner großen Verbreitung im
nreiche und seines Mangels im Thierreiche
ls als charakteristisch für die Pflanzenzelle
nen. Sein Verhältniß zum Gummi und den
dten Stoffen ist chemisch noch nicht er-
Die Entwickelungsgeschichte von Chloro-
und Amylumkügelchen zeigt, daß wenig-
ine gewisse organische Relation zwischen
existirt.

· sehen also, daß die Pflanzenzelle in allen
als nothwendige Bedingung einen Stoff be-
ler der Thierzelle mangelt, nämlich 12 C,
8 O + Aq. Es würde sich nun fragen,
Thierzelle ihrerseits ebenfalls als nothwen-
Product ihrer Lebensthätigkeit einen Stoff
m kann, welcher in der Pflanzenzelle nicht
den ist. Es ist dies unwahrscheinlich, da
meinsame Grundstoff des Eiweißes und des
Faserstoffes, das Protein (40 C, 62 H, 12 O, 5 N)
ohne Zweifel auch in dem Schleim (Eiweiß) der
Pflanzen vorhanden ist. Dabei darf aber nicht
unberücksichtigt bleiben, daß Kern und Membran
der Thierzelle als chemisch verschieden angenom-
men werden, da sie sich gegen Lösungsmittel ver-
schieden verhalten. Es könnte also leicht möglich
sein, daß Kern und Membran verschiedene Modi-
ficationen jenes Grundstoffes repräsentiren, und
daß der Kern und die übrigen stickstoffhaltigen
Substanzen der Pflanzenzellen mit dem Kerne der
Thierzellen chemisch identisch wären. In diesem
Falle würde die animalische Zelle eine Modifica-
tion des gemeinsamen Grundstoffes besitzen, wel-
che der vegetabilischen Zelle überhaupt mangelte.
Wenn diese Voraussetzung aber sich als unrichtig
erweist, so wäre dann bloß ein morphologischer
Unterschied der stickstoffhaltigen Substanzen vor-
handen, indem das Eiweiß in der Pflanze bloß als
Zelleninhalt, im Thier zugleich als Zellmembran
auftritt. — Eine gründliche Untersuchung könnte
hier ein wichtiges theoretisches Resultat zu Tage
fördern.

Der Begriff der Pflanzenzelle reducirt sich nun
auf folgenden Ausdruck: daß eine individuelle
Partie von organischen Substanzen, wel-
che als nothwendige Elemente ternäre
(12 C, 16 H, 8 O + Aq.) und quaternäre
(C, H, O und N) Stoffe enthalten, und wel-
che einen Kern (Kernbläschen) einschlie-
ßen, sich mit einer aus 12 C, 16 H, 8 O
+ Aq. gebildeten Membran bekleidet.

41. Zur geographischen Botanik.

(*A. v. Humboldt*, Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, 1807.)

Geographie der Pflanzen untersucht, ob
nter den zahllosen Gewächsen der Erde ge-
Urformen entdecken, und ob man die spe-
e Verschiedenheit als Wirkung der Ausar-
und als Abweichung von einem Prototypus
hten kann. Sie löset das wichtige und oft
tene Problem, ob es Pflanzen gibt, die allen
ten, allen Höhen und allen Erdstrichen ei-
nd. Wenn ich es wagen dürfte, allgemeine
ungen aus dem zu ziehen, was ich selbst
m geringen Theile beider Hemisphären be-
tet; so sollte ich vermuthen, daß einige
ganische Pflanzen die einzigen sind, welche
tur überall hervorbringt. *Dicranum scopa-
rium*, *Polytrichum commune*, *Verrucaria sanguinea*
und *Verrucaria limitata Scopoli* wachsen unter al-
len Breiten, in Europa wie unter dem Aequator,
auf dem Rücken hoher Gebirge, wie an den
Meeresküsten, überall, wo sie Schatten und Feuch-
tigkeit finden.

Am Ufer des Madalenenflusses zwischen Honda
und der Aegyptiaca, in einer Ebene, wo das
Thermometer ununterbrochen 25 bis 28 Grade
zeigt, am Fuße der Ochroma und des großblättri-
gen Macrocnemum, haben wir Moosdecken gefun-
den, so dicht gewebt und von so frischem Grün, als
man sie nur in schwedischen oder norddeutschen
Wäldern beobachtet. Wenn andere Reisende be-

haupten, daß Laubmoose und alle Kryptogamen überhaupt in der heißen Zone selten sind, so liegt der Grund dieser Behauptung darin, daß sie nicht tief genug ins Innere der Wälder eindrangen, sondern nur dürre Küsten oder cultivirte Inseln besuchten. Von den Flechten finden sich sogar viele derselben Art unter allen Graden der Breiten in der Nord- und Südzone. Sie scheinen fast unabhängig vom Einflusse des Klimas, wie die Gebirgsarten, auf denen sie wachsen, und von denen kaum eine irgend einem Theile der Erde ausschließlich zugehört.

Unter den phanerogamischen Pflanzen kenne ich keine, deren Organe biegsam genug sind, um sich allen Zonen und allen Höhen des Standorts anzueignen. Mit Unrecht hat man drei Gewächsen, der *Alsine media*, der *Fragaria vesca* und dem *Solanum nigrum*, den Vorzug dieser Biegsamkeit zugeschrieben, dessen sich der Mensch allein und einige Hausthiere erfreuen, die ihn umgeben. Schon die pensylvanische und canadische Erdbeere ist von unserer europäischen verschieden. Von der letzteren glaubten wir zwar, Bonpland und ich, einige Pflanzen in Südamerika entdeckt zu haben, als wir zu Fuße über die Schneegebirge von Quindiu aus dem Madalenenthale in das Flußthal des Cauca kamen. Die wilde Natur dieses Theiles der Andeskette, die Einsamkeit jener Wälder von Wachspalmen, duftendem Styrax und baumartigen Parsifloren, die Uncultur der angrenzenden Gegenden, alle diese Umstände scheinen den Verdacht auszuschließen, als hätten Vögel oder gar die Hand des Menschen zufällig den Samen dieser Erdbeeren verstreut. Fanden wir aber wirklich *Fragaria vesca?* Würde die Blüthe, wenn wir sie gesehen hätten, uns nicht Verschiedenheiten zwischen der andesischen und europäischen *Fragaria* gezeigt haben, da so manche andere Arten dieses Geschlechts durch die feinen Nüancen von einander abweichen? Mehrere deutsche und schwedische Gewächse, welche man ehemals auf den Granitklippen des Feuerlandes, der Staateninsel, und an den Küsten der magellanischen Meerenge beobachtet zu haben glaubte, sind, bei näherer Untersuchung des Charakters, von Decandolle, Willdenow und Desfontaines als analoge, aber von den europäischen verschiedene Species erkannt worden.

Ich darf mit Zuversicht behaupten, daß in den vier Jahren, die ich in Südamerika in beiden Hemisphären herborisirt, ich nie ein einziges wild wachsendes, dem neuen Continente vor seiner Entdeckung zugehöriges europäisches Gewächs beobachtet habe. Von vielen Pflanzen, z. B. *Alsine media*, *Solanum nigrum*, *Sanchus* [illegible]
Apium graveolens und *Portulaca oleracea* [illegible]
bloß behaupten, daß sie, wie die Völker [illegible]
kasischen Race, über einen beträchtlich[illegible]
der nördlichen Erdstriche verbreitet sind.
auch in den südlichern Ländern existiren,
chen man sie bisher noch nicht entdeckt
eine unzubeantwortende Frage. Naturfors[illegible]
bisher noch so wenig in das Innere des
schen, südamerikanischen und neuhollä[illegible]
Continents eingedrungen, wir dürfen un[illegible]
nig schmeicheln, die Flora dieser Län[illegible]
ständig zu kennen, während daß man i[illegible]
täglich unbeschriebene krautartige Gewä[illegible]
dem viel besuchten Pensylvanien sogar un[illegible]
bene Bäume entdeckt, daß es vorsicht[illegible]
sich über diesen Punct aller allgemeinen
schen Aussprüche zu enthalten. Der [illegible]
würde sonst leicht in den Fehler der Ge[illegible]
verfallen, von denen viele den ganzen E[illegible]
nach dem Modelle der Hügel construire[illegible]
che ihnen zunächst liegen.

Um über das große Problem von der [illegible]
rung der Vegetabilien zu entscheiden, [illegible]
Geographie der Pflanzung in das Innere [illegible]
hinab, um dort die Denkmäler der Vo[illegible]
befragen, als versteintes Holz, Gewächsa[illegible]
Torflagen, Steinkohlen, Flötze und Da[illegible]
welche die Grabstätte der ersten Veget[illegible]
seres Planeten sind. Betroffen findet sie
sche Früchte, Palmenstämme, baumartige
kräuter, Pisangblätter und den Bambus [illegible]
penländer in den Erdschichten des kalten
vergraben. Sie untersucht, ob diese Pflanze[illegible]
Klimate, wie Elephantenzähne, Tapir-, [illegible]
und Didelphis-Gerippe, die man neuer[illegible]
Europa entdeckt hat, zur Zeit allgemein
serbedeckungen, durch die Gewalt der
ströme vom Aequator her, in die ge[illegible]
Zonen angeschwemmt worden sind, oder
diese nördlichen Klimate selbst Pisang[illegible]
und Elephanten, Krokodile und baumartig[illegible]
busschilf erzeugten.

Die Pflanzen, welche den Thieren in
auf Reizempfänglichkeit der Organe, und
Natur reizender Potenzen so nahe verwa[illegible]
unterscheiden sich von den Thieren w[illegible]
durch die Epoche ihrer Wanderungen.
wenig beweglich in der früheren Kindhe[illegible]
lassen ihre Heimath erst, wenn sie hera[illegible]
sen sind; jene, an den Boden gewurzelt n[illegible]
Entwickelung, stellen ihre Reisen noch im
korne, gleichsam im Ei, an, welches durc[illegible]
kronen, Luftbälge, Flügelansätze und e[illegible]

Elater oder *Catenula* der Morchantien) zu
id Wasserreisen geschickt ist. Herbst-
Meeresstürme und Vögel begünstigen diese
ingen; aber ihr Einfluß, so groß er auch
chwindet gegen den, welchen der Mensch
Verbreitung der Gewächse auf dem Erd-
isübt.

Pflanzen, welche der Gegenstand des Gar-
Ackerbaues sind, haben seit den fernsten
lerten das wandernde Menschengeschlecht
m Erdstriche zu dem andern begleitet.
lgte in Europa die Weinrebe den Grie-
is Korn den Römern, die Baumwolle den
Im neuen Continente haben die Tul-
as unbekannten nordischen Ländern über
strom einbrechend, den Mais über Mexico
südlichen Gegenden verbreitet. Kartoffeln
iea findet man überall, wo die Gebirgs-
r des alten Condinamarka (Neu-Granada)
ogen sind. Die Wanderungen dieser eß-
lanzen sind gewiß; aber ihr erstes ur-
hes Vaterland bleibt uns ein ebenso räth-
Problem, als das Vaterland der ver-
en Menschenracen, die wir schon in den
Epochen, zu welchen Völkersagen auf-
last über den ganzen Erdboden verbreitet
üdlich und östlich vom caspischen Meere,
des Oxus, und in den Thälern von Kur-
essen Berge mit ewigem Schnee bedeckt
det man ganze Büsche von Citronen-,
Birnen- und Kirschbäumen. Alle Obst-
welche unsere Gärten zieren, scheinen
zu wachsen. Ich sage scheinen, denn
hr ursprüngliches Vaterland sei, oder ob
einst gepflegt, nachmals verwildert sind,
n so ungewisser, als uralt die Cultur des
ngeschlechts, und daher auch der Garten-
iesen Gegenden ist.

lehrt die Geschichte wenigstens, daß jene
ren Gefilde zwischen dem Euphrat und
zwischen dem caspischen See und dem
en Meerbusen Europa die kostbarsten ve-
ichen Producte geliefert haben. Persien
den Nußbaum und die Pfirsiche, Arme-
las heutige Haikia) die Aprikose, Klein-
den süßen Kirschbaum und die Kastanie;
die Feige, die Granate, den Oel- und
erbaum geschenkt. Zu Cato's Zeiten kann-
Römer weder süße Kirschen, noch Pfir-
noch Maulbeerbäume. Hesiod und Homer
en schon des Oelbaums, der in Griechen-
id auf den Inseln des ägyptischen Meeres
wurde. Unter Tarquin dem Alten existirte
aum desselben, weder in Italien, noch in
Spanien, noch in Afrika. Unter dem Consulate des Appius Claudius war das Oel in Rom noch sehr theuer, aber zu Plinius Zeiten sehen wir den Oelbaum schon nach Frankreich und Spanien verpflanzt.

Die Weinrebe, welche wir jetzt cultiviren, scheint Europa fremd zu sein. Sie wächst wild an den Küsten des caspischen Meeres, in Armenien und Caramanien. Von Asien wanderte sie nach Griechenland, von Griechenland nach Sicilien. Phocäer brachten den Weinstock nach dem südlichen Frankreich, Römer pflanzten ihn an die Ufer des Rheins und der Donau. Auch die Vitisarten, welche man wild in Neu-Mexico und Canada findet, und welche dem zuerst von Normännern entdeckten Theile von Amerika den Namen Wineland verschafften, sind von der jetzt über Pensylvanien, Mexico, Peru und Chili verbreiteten *Vitis vinifera* specifisch verschieden.

Ein Kirschbaum mit reichen Früchten beladen schmückte den Triumph des Lucullus. Die Bewohner Italiens sahen damals zum ersten Male dieses asiatische Product, welches der Dictator nach seinem Siege über den Mithridates aus dem Pontus mitbrachte. Schon ein Jahrhundert später waren Kirschen gemein in Frankreich, in England und Deutschland [1]).

So verändert der Mensch nach Willkür die ursprüngliche Vertheilung der Gewächse, und versammelt um sich die Erzeugnisse der entlegensten Klimate. In Ost- und West-Indien, in den Pflanzungen der Europäer bietet ein enger Raum den Kaffee aus Jemen, das Zuckerrohr aus China, den Indigo aus Afrika, und viele andere Gewächse dar, welche beiden Hemisphären zugehören: ein Anblick, der um so interessanter ist, als er in der Phantasie des Beobachters das Andenken an eine wunderbare Verkettung von Begebenheiten hervorruft, welche das Menschengeschlecht über Meer und Land, durch alle Theile der Erde getrieben haben.

Wenn aber auch der rastlose Fleiß ackerbauender Völker eine Zahl nutzbarer Pflanzen ihrem vaterländischen Boden entrissen, und sie gezwungen hat, alle Klimate und alle Berghöhen zu bewohnen: so ist durch diese lange Knechtschaft ihre ursprüngliche Gestalt doch nicht merklich verändert worden. Die Kartoffel, welche in Chili 3500 Meter (fast 11,000 Fuß) hoch über dem Meere cultivirt wird, trägt dieselbe Blüthe, als die, welche man in die Ebenen von Sibirien verpflanzt hat. Die Gerste, welche die Pferde des Atriden nährte, war unbezweifelt dieselbe, als die, welche wir heute noch einernten. Alle

Pflanzen und Thiere, welche gegenwärtig den Erdboden bewohnen, scheinen seit vielen Jahrtausenden ihre charakteristische Form nicht verändert zu haben. Der Ibis, welchen man unter Schlangen- und Insectenmumien in den ägyptischen Katakomben findet, und dessen Alter vielleicht selbst über das der Pyramiden hinausreicht; dieser Ibis ist identisch mit dem, welcher gegenwärtig an dem sumpfigen Ufer des Nils fischt. Diese Uebereinstimmungen, diese Beständigkeit der Form beweisen, daß die kolossalischen Thiergerippe und die wunderbar gestalteten Pflanzen, welche das Innere der Erde einschließt, nicht einer Ausartung jetzt vorhandener Species zuzuschreiben sind, sondern daß sie vielmehr einen Zustand unseres Planeten ahnen lassen, welcher von der jetzigen Anordnung der Dinge verschieden und zu alt ist, als daß die Sagen des vielleicht später entstandenen Menschengeschlechtes bis zu ihm aufsteigen könnten.

Indem der Ackerbau die Herrschaft fremder eingewanderter Pflanzen über die einheimischen begründet, werden diese nach und nach auf einen engen Raum zusammengedrängt. So macht die Cultur den Anblick des europäischen Bodens einförmig, und diese Einförmigkeit ist den Wünschen des Landschaftmalers, wie denen des im Freien forschenden Botanikers gleich entgegen. Zum Glücke für beide ist aber dies scheinbare Uebel nur auf einen kleinen Theil der gemäßigten Zone eingeschränkt, in welchem Volksmenge und moralische Bildung der Menschen am meisten zugenommen haben. In der Tropenwelt ist menschliche Kraft zu schwach, um eine Vegetation zu besiegen, welche den Boden unserm Auge entzieht, und nichts unbedeckt läßt, als den Ocean und die Flüsse.

Die ursprüngliche Heimath derjenigen Gewächse, welche das Menschengeschlecht seit seiner frühesten Kindheit zu begleiten scheinen, ist in eben solches Dunkel vergraben, als das Vaterland der meisten Hausthiere. Wir wissen nicht, woher jene Grasarten kommen, auf deren mehlreichem Samen hauptsächlich die Nahrung aller kaukasischen und mongolischen Völker beruht. Wir kennen nicht die Heimath der Cerealien, des Waizens, der Gerste, des Hafers und des Roggens. Diese letztere Grasart scheint noch nicht einmal von den Römern cultivirt worden zu sein. Zwar suchen altgriechische Mythen den Ursprung des Waizens in den Fluren von Enna in Sicilien; zwar haben Reisende behauptet, Gerste in Nord-Asien, am Ufer des Samara asiatischen Kaptschak, im Lande Orenburg), in die Wolga fließt, den Spelz in Persien[2] Hamadan, und den Roggen in Kreta wildwach entdeckt zu haben: aber diese Thatsachen b fen einer genaueren Untersuchung; es ist so l einheimische Pflanzen mit fremden zu verw seln, die, der Pflege und Herrschaft des Mens entflohen, verwildernd ihre alte Freiheit in Wäldern wiederfinden. Auch die Gewächse, welchen der Reichthum aller Bewohner der ßen Zone beruht, Pisang, Melonenbäume, C palme, Jatropha und Mais, hat man noch nirg ursprünglich wildwachsend beobachtet. Fr habe ich mehrere Stämme der erstern, fern menschlichen Wohnungen, mitten in den Wäl am Cassiquiare und Tuamini gesehen: viell aber hat sie doch die Hand des Menschen d versetzt; denn der Wilde dieser Regionen, dü ernst und mißtrauischen Gemüths, wählt ab gene Schluchten, um seine kleinen Pflanzu anzulegen, Pflanzungen, die er, wechselliel nach kindischer Art, bald wieder verläßt und andern umtauscht. Die verwilderten Pisangstä und die Melonenbäume[3]) scheinen dann bald zeugnisse des Bodens, auf dem sie sich mit heimischen Gewächsen zusammengesellen. Eb wenig habe ich je erfahren können, wo im n Continente die Kartoffel wild wachse: diese w thätige Pflanze, auf deren Cultur sich großent die Bevölkerung des unfruchtbaren nördlichen ropa gründet, hat man nirgends in uncultivi Zustande gefunden, weder in Nordamerika, in der Andeskette von Neu-Granada, Quito, P Chili und Chiquitos; ungeachtet die Spanier m reren Gebirgsebenen den täuschenden Namen *ramo de las Papas* geben.

[1]) Einige Botaniker behaupten, daß die kl Varietät von *Prunus avium* in Deutschland wild Von Pflaumen und Birnen haben die Römer die größeren schöneren Abarten aus Syrien ei führt.

[2]) Auf einem Berge, vier Tagereisen von madan, fand Michaux wilden Spelz. Er vermut daß *Triticum hibernum* und *Triticum aestivum* in sien einst ebenfalls wildwachsend entdeckt we würden.

[3]) Ich meine *Carica papaya*; denn *Carica pos* glaube ich oft ursprünglich wild gesehen zu ha

42. Definition und bisherige Erforschungsweise der geographischen Botanik.

(*A. P. Decandolle* und *K. Sprengel*, Grundz. d. wissenschaftl. Pflanzenk. [1820] S. 333—334.)

Die Geographie der Pflanzen lehrt die gegenwärtige Vertheilung der Gewächse auf der Erde und im Wassern kennen, und sucht dieses Vorkommen aus äußeren Bedingungen herzuleiten. Sie ist also ein Theil der Physiologie der Pflanzen, da sie die Gesetze erforscht, nach welchen Klima, Temperatur, Boden, Höhe über der Meeresfläche und Entfernungen vom Aequator, sowie zufällige äußere Umstände auf das Vorkommen der Pflanzen wirken. Sie hängt gewissermaßen mit der Geschichte der Pflanzen zusammen, oder mit der Untersuchung über Entstehung, Wanderung und allmälige Verbreitung der Gewächse. Doch muß sie von dieser gesondert werden, und hat, wenn man sichere Thatsachen zum Grunde legt und ausmittelt, einen wesentlichen Einfluß auf den Garten- und Ackerbau, auf das Forstwesen und andere bürgerliche Gewerbe.

Man kann aber die Regeln der Vertheilung der Pflanzenfamilien und Gruppen in den verschiedenen Klimaten auf zwiefache Weise erforschen. Man theilt nämlich zuvörderst die Oberfläche der Erde in gewisse Zonen, in welchen man die vorkommenden Pflanzen aufsucht und allgemeine Resultate daraus zieht. Zwar ist diese Methode mühsam, und deswegen besonders schwierig, weil wir bis jetzt alle Theile jeder Erdzone noch nicht genau kennen, weil auch von den meisten Reisenden die niederen Pflanzenfamilien gewöhnlich vernachlässigt werden. Indessen kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit von den bekannten Gewächsen auf die unbekannten schließen; wenigstens gewährt diese Methode mehr Sicherheit als die folgende, in welcher man sich bisher fast allein versucht hat. Man nimmt nämlich bei dieser zweiten Methode die Floren der Länder verschiedener Klimate zur Hand, vergleicht die aufgeführten Pflanzen, und schließt daraus auf ihre Vertheilung. Da nun nicht von allen Ländern und einzelnen Gegenden genaue Floren vorhanden sind, so kann es nicht fehlen, daß Trugschlüsse und Widersprüche entstehen, weil man die Gewächse angrenzender oder zwischen den untersuchten liegender Länder nicht mit in Anschlag bringt. Auch kann man nur die Floren nach einzelnen Graden der Breite oder der Länge, nicht aber nach der ganzen Zone gebrauchen, da die meisten Verfasser von Floren sich nur innerhalb eines bestimmten Bezirks mit der Vegetation bekannt gemacht haben.

43. Die Alpenpflanzen.

(*J. F. Schouw*, Naturschilderungen, 1840.)

Wir kennen alle den mächtigen Einfluß, den die **Wärme** auf die Pflanzenwelt ausübt; wir wissen, daß der Mangel an hinreichender Wärme das Pflanzenleben bei uns im Winter hemmt, daß die beginnende Frühlingswärme Stengel und Blätter hervorruft, die höhere Sommerwärme die Blüthe hervorlockt, die Frucht und den Samen reift, daß das wärmere Klima Südeuropa einen größeren Pflanzenreichthum verleiht als Nordeuropa, und das noch wärmere Klima innerhalb der Wendekreise den höchsten Pflanzenreichthum und die reichste, größte Pflanzenfülle hervorruft. Die Wärme zeigt sich also als der mächtige Wecker des Pflanzenlebens.

Die Pflanzen sind aber von sehr verschiedener Natur: der Wärmegrad, welcher bei der einen die Lebensäußerungen hervorruft, vermag nicht, sie bei einer andern zu wecken. Wir wollen uns jetzt mit denen beschäftigen, die durch den geringsten Wärmegrad ins Leben gerufen werden, mit denen, welche gleichsam am ersten den Sieg über die Feinde des Pflanzenlebens, Frost und Schnee, erringen, und welche also von dem klimatischen Standpuncte aus, Flora's Erstgeborne genannt zu werden verdienen, wie jene Farrenkräuter, deren Ueberreste wir in den Steinkohlenschichten finden, es von dem historischen Gesichtspuncte aus sind.

Diese Gewächse, welche der geringste Wärmegrad hervorzurufen vermag, haben ein eigenes Gepräge, machen eine eigene Flora aus. Wir finden sie in den Polarländern des Nordens (selbst in Ebenen und an der Küste), in dem nördlichen Lappland, in den nördlichsten Theilen Sibiriens

und Spitzbergens und auf den Inseln des nördlichen Eismeeres; wir finden diese Flora in Gegenden, wo während acht bis zehn Monate des Jahres Schnee die Erde bedeckt und die Seen zugefroren sind, und wo mitten im Sommer Eisberge auf dem Meere umhertreiben.

Aber wir finden dieselbe Flora südlicher wieder, wenn wir die Gebirge bis zu einer hinreichenden Höhe besteigen. Wenn wir von den Küsten des mittelländischen Meeres im südlichen Frankreich eine Wanderung auf die See-Alpen unternehmen, so kommen wir zuerst durch Orangengärten, Olivenhaine und Gebüsche von Myrten, Lorbeerbäumen und immergrünen Eichen, über welche Pinien und hier und da eine einzelne Dattelpalme sich erheben; auf einer größern Höhe verlassen wir diesen Pflanzenwuchs, wir durchwandern nun Wälder von Kastanien und Eichen mit abfallendem Laube; höher oben treffen wir unsern alten nordischen Freund, die Buche, und noch höher oben die finstern Wälder von Tannen, Fichten und Lärchen; zuletzt verlassen uns auch diese Bäume, aller Baumwuchs hört auf, niedriges Buschwerk begleitet uns noch eine Weile, macht aber bald kleinern Kräutern Platz; endlich setzt der ewige Schnee, der selbst in den wärmsten Sommermonaten die Erde bedeckt, allem Pflanzenwuchs ein Ziel. So können wir, indem wir vom mittelländischen Meere aus bis zur Schneelinie hinaufsteigen, beim Durchwandern der verschiedenen Höhengürtel auf derselben Gebirgsmasse, in einem einzigen Tage Augenzeuge von eben so vielen verschiedenen Floren sein, als wenn wir in Monaten von dem mittelländischen nach dem Eismeere reisen.

Denjenigen Gürtel, welcher zwischen der oberen Grenze des Baumwuchses (der Baumgrenze) und der unteren Grenze des ewigen Schnees (der Schneegrenze) liegt, nennen wir den Alpengürtel (Gebirgsgürtel), und die Gewächse, welche hier gefunden werden, Alpenpflanzen (Gebirgskräuter). Diese Flora hat eine so bemerkliche Uebereinstimmung mit der Polarflora, daß sie mit derselben Eine ausmachen muß. Nicht nur alle Pflanzenfamilien und die allermeisten Pflanzengeschlechter sind fast dieselben, sondern selbst eine sehr bedeutende Anzahl der Arten ist beiden gemeinschaftlich: eine Thatsache, welche um so bemerkenswerther ist, da zwischen den Alpen und den nächsten nordischen Gebirgen, wo man dieselbe Flora wieder findet, ausgedehnte Ebenen oder doch nur Gebirgsmassen liegen, die nicht so hoch sind, daß diese Pflanzen auf denselben fortkommen könnten; eine Thatsache, welche es

nothwendig zu machen scheint, anzun
dieselben Arten ursprünglich auf meh
in weiter Entfernung von einander ent
indem ein Transport zwischen den
Norwegens Gebirgen sehr unwahrscheinl
hauptsächlich da es sich hier nicht
wenige gemeinschaftliche Gewächse,
den Pflanzenwuchs im Ganzen hand
die Pflanzen an beiden Orten in Gege
den werden, wo der Boden nicht bea
und wo die Menschen fast gar nicht a
eingewirkt haben.

Die Polarflora aber, oder, wie w
nennen können, die Alpenflora, finde
nur in den höheren Regionen der
höchsten Gebirgsmasse Europa's, sie
überall in Europa, im nördlichen As
Amerika wieder, wo Gebirgsmassen h
hoch genug, um in ihren oberen Thei
sen Gewächsen passendes Klima zu
Wir finden daher diese Flora in de
wieder, in der Sierra Nevada, in den
und auf dem Kaukasus, in den no
schottischen und isländischen Gebirgen
finden Spuren derselben in den höch
spitzen der Apenninen und der griech
birgsmassen; wir sehen sie auf dem
den Gebirgen Tauriens und auf den h
birgsmassen des nördlichen Amerika.

Welche Züge charakterisiren nun

Der erste Charakterzug ist: Mang
men; selbst Büsche findet man nur
tern Theile des Alpengürtels, und hie
den Alpen die Alpenrosen (*Rhodod*
Hauptrolle, indem sie an den meisten
dichtes Gebüsch bilden. Der kurze S
zwei bis drei Monate beschränkt, und
frost, welcher selbst in dem wärms
vorkommt, machen es leicht begreiflic
Gewächs hier lange Schößlinge treiben
große gewichtige Schneemasse, die g
Winde auf diesen Höhen machen es ei
daß kein junger Stamm oder Ast hie
knicken entgehen kann; und daß al
und Aeste, wo sie hervorkommen, si
nige Zoll hoch über die Erde erheb
oder jedenfalls, wenn sie sich etwas
genöthigt sind, auf der Erde oder an
zukriechen.

Bäume sind im Allgemeinen diej
wächse, deren Lebensdauer am läng
Das entgegengesetzte Extrem liefern di
gemäßigten Klima so häufigen Sommer
(einjährige Gewächse), welche in dems

ie aus dem Samen hervorkommen, wachsen, ihren Samen zur Reife bringen und wiegehen. Gleichwie nun Bäume in der Al-d Polarflora fehlen, so vermißt man dort e einjährigen Gewächse. Auch dieses ist rklärlich: der Sommer ist allzu kurz, als ganze Lebenscyclus einer Pflanze in dem-beendigt werden könnte; der Samen würde it haben, reif zu werden; würde derselbe einem günstigen Jahre reifen, so würde ch in einem minder günstigen nicht ge-, und die Art würde dann leicht für im-sterben.

sind daher nur mehrjährige Kräuter zelne kleine Sträucher, die diese Flora et; Gewächse, von denen entweder nur die l oder zugleich ein kurzer Stengel den über erhalten wird. Da das Wachsthum icht auf die Höhe so sehr beschränkt ist, d die Entwickelung durch Wurzelschößlinge ert; so erzeugen manche Alpenpflanzen Bü-ron kurzen, aus einer und derselben Wur-rvorsprießenden Stengeln, die oft mit ihren n und Blumen eine Art kleiner Kissen .

diesem Gürtel bildet sich sehr selten eigent-Dammerde: der Erdboden besteht entweder ckten Felsen, in deren Spalten die Pflanzen n, worin sich Wasser ansammelt und Moose atz für die größeren und entwickelteren n vorbereiten; oder in Bergkies, fein auf-m Gebröckel, welches von dem niederströ-n geschmolzenen Schneewasser durchsickert rtwährend durch neues von oben herabkom-s Gebröckel vermehrt wird. Damit eine unter solchen Verhältnissen gedeihen könne, nge Wurzeln erforderlich; wir sehen auch, ese bei den meisten Alpengewächsen sich en und hauptsächlich bei denen, welche im achsen.

n wir die kurzen Stengel der Alpenpflan-l ihre Blätter betrachten, so wird uns eine Eigenschaft derselben auffallen, nämlich ngel an Haaren und Dornen. Die Alpen-n sind platt, und, wie man es sehr unbe-nd nennt, unbewaffnet. Hieraus ersieht ie unrichtig die Meinung ist, daß die Haar-ng den Pflanzen zum Schutz gegen die egeben sei; denn sollte irgend eine Art nzen desselben bedürfen, so müßten es e Alpenpflanzen sein. Betrachten wir die aus einem allgemeinen Standpuncte, so sich, daß ein feuchter Erdboden glatte, ner behaarte und mit Dornen versehene Gewächse nährt; da nun der Erdboden der Alpenpflanzen durch den herabströmenden geschmolzenen Schnee immer feucht ist, so sehen wir hierin die Ursache jener Eigenthümlichkeit der Alpenpflanzen.

Während ihr Stengel so klein ist, sind hiergegen die Blumen, im Verhältniß zur ganzen Pflanze, oft sehr groß. Kaum ist der Schnee geschmolzen, noch liegt er in der Nähe, und doch hat die Alpenpflanze schon Blumen; es ist, als ob sie sich in ihrer Entwickelung beeile, um den so außerordentlich kurzen Sommer zu benutzen, als ob die ganze Kraft des Gewächses dazu angewendet würde, so schnell wie möglich die Blumen zu entwickeln, welche daher, vermittelst des kurzen, zum Theile im Kiese verborgenen Stengels, unmittelbar aus der Erde hervorzuwachsen scheinen. Die bedeutende Größe der Blumen, im Verhältniß zum Stengel, ist ein sehr auffallender Zug der Alpenflora, und er tritt besonders deutlich hervor bei der Vergleichung mit den Pflanzen der Ebene, welche zu denselben Geschlechtern gehören.

Ein anderer Charakterzug bei den Alpenpflanzen sind die schönen reinen, unvermischten Farben, welche die Blumen darbieten: die reinste schneeweiße Farbe (*Dryas*, verschiedene Draba- und Saxifraga-Arten); die schönste himmelblaue (*Gentiana*, *Soldanella*, *Veronica*, *Campanula*, *Phyteuma*, das Zwerg-Vergißmeinnicht *Myosotis nana*, welches an Schönheit bei weitem seine berühmten Anverwandten in der Ebene übertrifft); die schönste rosenrothe Farbe (Primula-Arten, *Azala*, *Silene acaulis*); eine reine gelbe Farbe (*Ranuncula Potentilla*, *Viola biflora*, *Papaver*). Vergleicht man die Blumen der Ebene, zumal des Küstenlandes, mit denen dieser Gebirgpflanzen, so ist es auffallend, wie unrein, wie schmutzig jene im Allgemeinen gegen diese gehalten erscheinen. Dabei sind gesprenkelte Blumen, oder eine Vermischung mehrerer Farben in einer und derselben Blume, seltener bei den Alpenpflanzen.

Während die Alpenflora durch ihre großen Blumen, die reinen Farben und anmuthigen Formen derselben dem Blicke einen reichen Genuß gewährt, ist sie hingegen nicht im Stande, einen andern Sinn des Menschen zu ergötzen. Die Blumen der Alpengewächse sind alle — vielleicht bis auf einige wenige Ausnahmen, die jedoch Pflanzen betreffen, welche nur in dem untern Theile des Höhengürtels wachsen — ohne Geruch. Da ein höherer Wärmegrad, im Allgemeinen auch die Trockenheit des Erdbodens und der Luft, die Entwickelung von Secretionsstoffen befördern,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Araber, nach dem sechsten Jahrhundert,
nach nichts Erkleckliches für die Zoologie
Einige christliche Schriftsteller im west-
Europa, wie Isidorus Hispalensis, Albertus
von Bollstädt bei Lauingen, verdienen
er Erwähnung.
s unter die Naturforscher zu rechnen, weil
Thiere in der Bibel stehen, ist sonderbar.
haben sogar mit Adam angefangen, weil
Thieren Namen gegeben hat.
alte Zeit hat demnach nur eine Periode,
in keine Epochen theilen läßt.
ach der Erfindung der Buchdrucker-
gab es sogleich eine Menge Naturforscher,
r in allen Fächern.
derselben wohnten die Wissenschaften im
es Privatmanns, auf dem Landgut eines
, in dem engeren Kreise einer Privatge-
t, einer Kaste oder eines Standes, hin
ler in einer Schule; nicht im Staate, des-
ierung sich überhaupt um die Wissen-
wenig bekümmerte.
derselben traten die Wissenschaften plötz-
ihren Verließen hervor und breiteten sich
Welt aus. Nicht mehr Stand, Kaste, ge-
esellschaft, Kloster verschlossen die Kennt-
r dem Volk; durch die Presse bekamen
el und drangen in die Hütten der Armen
die Paläste der Mächtigen. Von nun an
sie Staatsangelegenheit, theils um sie zu
cken, theils um sie zu schützen, je nach
oder Bildung, Einfalt oder Einsicht, nach
der Muth. So ergieng es auch der Natur-
te. Anfangs aus Aberglauben von der
nheit verfolgt, welche Alles aus Gespen-
ler Wundern erklären will, was sie nicht
, hat sie sich unter wechselseitigem Druck
flug so ausgebreitet, so bereichert und so
gemacht, daß sie in unserer Zeit, mit
, nicht mehr schädlichen Ausnahmen, sich
falls und der Pflege sowohl der Regieren-
der Völker erfreut, und hat hinsichtlich
eistigen Werthes einerseits und ihres ma-
n Nutzens anderseits solche Anerkennung
n, daß sie überall, wo sie einkehrt, mit
lichkeit und Ehren aufgenommen wird.
Gerade zu der Zeit, als die Buchdruckerei
nz erfunden wurde, eroberten die Türken
ntinopel. Theodor von Gaza floh nach Ca-
, übersetzte daselbst den Aristoteles ins
sche, überreichte das Werk nach 1470 dem
Sixtus IV., von dem er 50 fl. erhielt, die
die Tiber warf, um wieder arm Rom zu
en, in welchem, wie er sagte, die fettesten
Esel das beste Korn verschmäheten. Aus diesem
Wurf ist die neuere Zoologie entstanden, wie aus
einem älteren die Menschen hervorwuchsen.

Für die Zoologie wurden fast gleichzeitig um
1500 in Italien Salviani und Aldrovandi, in Deutschland
Conr. Gesner, in Frankreich Rondelet und
Belon, in England Watton geboren, welche plötzlich
mit großen Werken meist über die oberen
Thierclassen, und zwar schon mit Abbildungen
geschmückt, hervortreten; Gesner und Belon zuerst
1551, dann Watton 1552, Rondelet und Salviani
1554, Aldrovandi erst 1599.

Darauf erfolgte ein Stillstand fast von 100 Jahren,
als wenn die Welt so lang gebraucht hätte,
um diese Masse von Material in Fleisch und Blut
zu verwandeln. Sie hat sich aber während dieser
Zeit, Vesal aus Brüssel voran, so ernstlich mit
der menschlichen Anatomie, durch Aquapendente,
Harvey und Swammerdam und Malpighi mit der
vergleichenden beschäftigt, daß sie in der Folge
eine große Reihe von Männern hervorbringen
konnte, welche nun, mit ganz neuen Kenntnissen
ausgestattet, im Stande waren, das Thierreich
nicht mehr einzeln in seinen Bruchstücken aufzufassen
und zu beschreiben, sondern als ein Ganzes
zu betrachten, zu ordnen, und mit wenigen
Worten die Unterschiede der einzelnen Thiergattungen
hervorzuheben. Der Engländer Ray war
der erste, welcher dieses mit Erfolg 1693 versuchte
und so gewissermaßen einbrachte, was seine
Landsleute vorher versäumt und andern Völkern
überlassen hatten.

2) So wanderte diese Wissenschaft von Süden
nach Norden, aus Griechenland nach Italien,
Deutschland und Frankreich, und von da nach
einiger Rast nach England. Nun erst wachte der
Norden auf, sein kräftiger Leib und Geist genährt
von den reichen Früchten und Lehren des
Südens.

Es war Linné, der Schwede, geboren 1707,
gestorben 1778, dem es schon 1740 gelang, alle
bekannten Naturkörper zu ordnen, mit kurzen
Worten zu unterscheiden und denselben Namen
zu geben. Sein Natursystem hat bald die ganze
Welt durchflogen, thut es noch nach Ablauf eines
Jahrhunderts, und wird es thun, so lang als die
Wissenschaften leben.

In der neueren Zeit ist es daher eigentlich nur
Linné, welcher eine Epoche bezeichnet, indem
alle, welche vor ihm wirkten, nur als Sammler
und Vorbereiter betrachtet werden können. Vor
ihm war nichts Ganzes, nichts Verbundenes; keine
Einsicht in die Menge der Geschöpfe und in ihre
unterscheidenden Charaktere.

[illegible] wie sie die Natur
[illegible] sie muß außer i[illegible]
[illegible] Verwandtschaften. [illegible]
[illegible] wie nur durch das Verk[illegible]

ickelungsgeschichte möglich wird. Das
liche System muß daher ein Entwicke-
n, ein genetisches oder ein physiologi-
sches sein, eine Aufgabe, woran man jetzt arbeitet, die aber freilich noch lang ihrer Lösung entgegensehen wird.

45. Entdeckung des Kreislaufs des Blutes.

(*W. Whewell*, Geschichte III. S. 455—459.)

glückliche Servet, der von Calvin zu
1553 als Ketzer verbrannt wurde, war
der von der sogenannten »kleinen Cir-
ler von derjenigen mit Bestimmtheit
das Blut von dem Herzen zu den
l von da wieder zurück zu dem Her-
Sein Werk, *Christianismi Restitutio*,
lls verbrannt, und nur zwei Exemplare
viel man weiß, entgiengen den Flam-
em Werke ist es, daß er die hier in
le Lehre, als ein Seitenargument oder
uterung zu seinem Hauptgegenstande,
„Die Communication zwischen der
linken Herzkammer,« sagt er, „wird
an gewöhnlich glaubt, durch die Thei-
rzens gemacht, sondern das Blut wird
merkwürdigen Kunstgriff (*magno arti-*
der rechten Kammer in einen großen
ch die Lunge geführt, wird von der
earbeitet, gelb gefärbt und dann von
teriosa in die *arteria venosa* hinüber-
— Dieser wahre Uebergang wird übri-
m mit verschiedenen traditionellen Phan-
engt, von dem *spiritus vitalis* z. B., der
prung in der linken Kammer haben soll
och läßt sich wohl noch zweifeln, wie
l diese seine Meinung auf Thatsachen
auf Vermuthungen und auf hypotheti-
hten gestützt hat, die er sich über sei-
en Geist“ entworfen hat. Man wird da-
cht mit größerem Rechte die eigentliche
g des Blutumlaufs durch die Lunge, als
tive Wahrheit, dem Realdus Columbus
n, dem Schüler und Nachfolger von
Padua, der in seinem Werke (*De re*
1559) diese Entdeckung als sein Eigen-
imirt.

s Cäsalpin, den wir bereits oben als
Väter der neueren inductiven Wissen-
sen gelernt haben, und der durch seine
chen Speculationen nicht weniger als
e physischen Untersuchungen ausge-
t, hat in seinen *Quaestiones Peripateticae*
die Circulation des Blutes durch die Lunge noch viel vollständiger beschrieben, als die vorerwähnten Schriftsteller, und er scheint selbst an dem Vorabend der Entdeckung des »großen Kreislaufes“ gestanden zu sein. Er war es nämlich, der das Aufschwellen der Venen unter dem Verbande bemerkte, und der daraus den Schluß auf ein Zurückfließen des Blutes in diesen Gefäßen gezogen hat.

Allein noch war die Entdeckung einer anderen Structur übrig, die jener von dem Blutumlaufe vorausgehen mußte. Diese Entdeckung aber wurde von Fabricius ab Acquapendente gemacht, einem aus der langen Reihe von berühmten Professoren der Arzneikunde zu Padua, der auch daselbst über fünfzig Jahre gelehrt hatte. Der bereits oben erwähnte Sylvius entdeckte die Klappen an den Venen, aber Fabricius bemerkte zuerst, daß alle diese Klappen gegen das Herz gerichtet sind. Indem er diese Stellung mit jener der Herzklappen selbst verglich und sie mit dem Mangel aller Klappen in den Arterien zusammenstellte, mochte er leicht zu dem Schlusse kommen, daß das Blut in den Arterien nach einer ganz anderen Richtung sich bewege als in den Venen, und so hätte er auch wohl zu der eigentlichen Entdeckung des wahren Blutumlaufs gelangen können.

Allein dieser Ruhm war einem ganz anderen, war Wilhelm Harvey aufbehalten: So wahr ist es, was Cuvier sagt, daß wir oft ganz nahe an dem Rande einer Entdeckung stehen, ohne sie auch nur zu ahnen, und so wahr ist es, wollen wir hinzusetzen, daß immer eine gewisse Folge von Zeit und von einzelnen Geistern im Allgemeinen erfordert wird, um die Menschen mit einer Idee vertraut zu machen, ehe sie es wagen, von ihr zu den nächstfolgenden neuen Gedanken überzugehen.

William Harvey war i. J. 1578 zu Holkestone in Kent geboren. Seine ersten Studienjahre brachte er in Cambridge zu, und gieng dann nach Padua, wohin der Ruhm des Fabricius ab Acquapendente aus allen Theilen Europa's junge Männer gezogen

[illegible]

[illegible] Herzens zurückkehrt. Er zeigte zu[illegible] diese doppelte Bewegung durch die Er[illegible] Pulses, sowie auch durch die bek[illegible] bei den Oeffnungen der Adern [illegible] wird. Endlich bewies er auc[illegible] [illegible]bewegung nur eine Fortsetzung [illegible] Bewegung ist, und sonach wa[illegible] [illegible] von dieser Doppelbewegu[illegible] [illegible] Körper vollständig [illegible]

Harvey [illegible] zu diesem Zwec[illegible] [illegible] gemacht. [illegible] Ansicht ers[illegible] [illegible] Allein das [illegible] vorg[illegible] [illegible] Muse[illegible] [illegible] 1616 [illegible] enthält alle [illegible] ist. Er[illegible] [illegible] Vorlesungen [illegible] vor A[illegible] [illegible]

[illegible] Aufgabe, Quelle und Methode der Physiologie.

[illegible]

[illegible]

s da, um die Wißbegierde aufzuhalten und sagen: Begnüge dich damit, daß das orga- Leben nur seine eigenen Gesetze kennt. Erst n man diese Richtung verlassen und ange- hat, überall zuerst die Erscheinungen aus nalogen der anorganischen Natur zu erklä- und die Gesetze, welche in dieser letzteren , auch in den Erscheinungen des organi- Lebens aufzusuchen sich bestrebt, erst seit Zeit hat die Physiologie wahrhafte Fort- e in der Richtung gemacht, die wir oben neten. Und weit davon entfernt, in einen Mechanismus zu verfallen, wie man der physiologischen Richtung so oft vorwarf, es gerade, welche uns zu der tiefsten Ehr- ng vor den im organischen Reiche herr- en schöpferischen Gedanken zwingt. Wahr- wenn man dem Spiele der auf so einfache gewendeten Kräfte seine Aufmerksamkeit t, wenn man sieht, wie die Gesetze, wel- e Bewegung des Weltalls und seiner Ge- regieren, auch bei unseren Bewegungen nwendung finden, wie alle Ressourcen, die lacht werden können, mit unendlicher Weis- a der Maschine des Organismus angebracht dann wird man zur Verehrung des Planes issen, der so folgerecht aus den einfachsten ien die herrlichsten Wirkungen zu entwickeln g.

sen einfachsten Kräften und ihrem Spiel- in dem Organismus nachzuspüren, ist die be der Physiologie, der Lehre vom Leben. rer Erforschung wendet sie theils die Beob- g, theils den Versuch an, und jeder Fort- t in den hilfreichen Doctrinen kann nicht Rückwirkung auf die physiologische Wissen- bleiben. Der Physik entlehnt sie die Er- g der Bewegungen, der Sinneseindrücke. r findet sie die Gesetze des Pendels, nach en unsere in Bewegung gesetzten Glieder ngen; bei ihr die Statik des Hebels, auf er die Erklärung der Bewegung unserer Kno- beruhen. Bei der Physik holen wir uns über die mechanische Seite des Kreislaufs, die Thätigkeit des Herzens, der Gefäße; lort aus erhalten wir unsere Resultate über ptischen Gesetze des Auges, die akustischen chtungen des Gehör- und Stimmorganes. Der k verdanken wir die wichtigen Thatsachen die Anwendung des luftleeren Raumes bei Construction unserer Gelenke. Die Chemie l noch ein weiteres Feld der Untersuchung nung und Aufsaugung, Ernährung, Abson- g und Athmung, alle vegetativen Processe im Allgemeinen, welche die Erhaltung des Individuums bezwecken, alle diese Processe gehören dem Chemiker als gemeinschaftliches Gebiet an, und können nur mit seiner Beihülfe erläutert und verstanden werden.

Den bedeutendsten Einfluß indeß hat das morphologische Studium der Organismen. Anatomie und Physiologie gehen miteinander Hand in Hand; die eine kann keinen Schritt vorwärts thun, ohne daß ihn die andere mitmacht. Allein nicht bloß die äußeren Verhältnisse der Lage, Gestalt und Verbindung der Theile unter einander kann dem Physiologen genügen. Der ganze Körper muß nicht nur für ihn, wie für den guten Chirurgen, durchsichtig sein, so daß er die Lage der Theile kennt: er muß den Körper auch in seinen kleinsten Theilen vergrößert vor Augen sehen, um einem jeden Blutkörperchen auf seinem Wege folgen und einer jeden Nervenfaser in ihren Schlingenzügen nachgehen zu können. Nur wenn er auf diesem Puncte steht, nur dann kann er sich zu wirklich freier Anschauung der durch die morphologischen Verhältnisse bedingten Umstände erheben. Man hat das Mikroskop viel und oft verdächtigt; man hat auf die Streitigkeiten hingewiesen, welche bei gewissen Untersuchungen entstanden, und namentlich diejenigen, welche keinen Begriff von dem Instrumente und seiner Behandlung hatten, schrieen am ärgsten ihre Verdammungsurtheile in die Welt hinein. Und dennoch wäre ohne dieses unschätzbare Instrument unsere ganze heutige Physiologie noch nicht einmal geboren, geschweige denn im fröhlichen Wachsthum. Es gibt freilich nichts Vollkommenes auf Erden; allein wenn wir falsch sehen, so liegt dies nicht an dem unschuldigen Glase, sondern an uns selbst und an unserer Interpretation des Gesehenen. Wie mancher bittere Streit ist nicht über Dinge entstanden, die nur mit den natürlichen Augen untersucht waren und wo dennoch die größten Beobachtungsfehler mit unterliefen. Sollen wir deshalb unsere Augen als unbrauchbar ausreißen oder wegwerfen?

Nicht minderen Eifer als das Mikroskop unter den älteren Bekennern der Wissenschaft haben oft die physiologischen Versuche in dem Publicum erregt und es gibt wohl wenig Universitätsstädte, wo nicht der Professor der Physiologie die Angriffe der Antithierquälvereine oder ihrer stillschweigenden Verehrer auszuhalten gehabt hätte. Der physiologische Versuch ist der nothwendige Prüfstein unserer Ansichten, und die Gewandtheit im Experimentiren, die ein wesentliches Bedingniß für das Gelingen des Versuches ist, wird nur

durch häufige Uebung errungen. Die Anstellung von Versuchen und Vivisectionen ist demnach dem wissenschaftlich thätigen Physiologen ebenso unbedingt nöthig, als dem Astronomen das Betrachten des Himmels. Freilich hat man dieses Bedürfniß an einigen Orten ins Luxuriöse getrieben; wohl Mancher wird sich erinnern, gewissen Vorlesungen in Frankreichs Hauptstadt beigewohnt zu haben, wo nach der Stunde der Professor von Dutzenden verstümmelter Thierleiber umgeben war und wo die Stärke des Beweises nach der Zahl der Schlachtopfer, die er gekostet, abgeschätzt wurde. Wir haben uns glücklicherweise in Deutschland von solchen Extremen fern gehalten und wir benutzen als Herren der Schöpfung unser Recht oder Unrecht über die Thiere mit mehr Mäßigung. Nichts desto weniger erkennen wir, namentlich für die nur während des Lebens statthabenden Processe der Nervenwirkungen und des Blutumlaufes, den Versuch, die Section und die Untersuchung lebender Thiere als eine unentbehrliche klare Quelle unserer Kenntnisse an. Zwar springt uns eine solche auch in der Pathologie, in der Betrachtung der krankhaften Zustände des menschlichen Körpers; allein leider fließt sie meist nur trübe. Man sollte glauben, es sei nichts leichter, als das Ziehen klarer physiologischer Schlüsse aus den krankhaften Erscheinungen. Man beobachtet diese oder jene Abweichung von dem Normalzustande, man entdeckt, welches Organ des Körpers dabei angegriffen und verletzt ist; — was natürlicher als nun zu schließen, daß die abnorme Function auch dem abnormen Organe angehöre? Allein die Natur stellt ihre Experimente nicht rein an, sie greift mehrere Organe zugleich an, oder, wenn nur Einzelnes vorzugsweise leidet, so wird durch die Org[...] tion des Körpers an sich schon das Ganze i[...] leidenschaft gezogen. Es gibt ein einziges [...] in der Physiologie, wo wir einzig und alle[...] die aus der Pathologie zu entnehmenden [...] sachen angewiesen sind. Dies ist die Frage [...] den Zusammenhang der Gehirntheile mit de[...] stesthätigkeiten; eine Frage, die man unheil[...] Weise durch die sogenannte Phrenologie [...] wissenschaftlichen Standpuncte entrückt und [...] Gebiet des Charlatanismus hinüber gepflanz[...] Der Einfluß des Gehirns und seiner einz[...] Theile auf die Functionen des Körpers k[...] wir auch an Thieren untersuchen; allein ein [...] ein Kaninchen gibt uns keinen Aufschluß üb[...] Veränderungen, welche in seinen geistigen F[...] keiten vorgehen, nachdem man ihm diesen [...] jenen Hirntheil weggenommen hat. Dies k[...] einzig nur der Mensch, und an dem darf di[...] tur nur allein experimentiren. Hirnkrankh[...] organische Fehler des Seelenorganes sind [...] selten, sie werden häufig von den Aerzten [...] achtet; allein den Sitz der Desorganisation [...] man nur an den krankhaften Erscheinunge[...] kennen, welche sich im Körper zeigen, a[...] Lähmungen der einzelnen Körpertheile, ni[...] an den vorkommenden Störungen der Ge[...] functionen. Wir wissen durchaus nichts Posi[...] absolut Nichts über die Beziehung der einz[...] Gehirntheile zu den Geistesthätigkeiten; in [...] einzigen Puncte, wo die Pathologie auf sich [...] angewiesen war, hat sie nichts geleistet. [...] man sich wundern, wenn der Physiologe nu[...] Mißtrauen sich ihrer bedient?

Auf solchen Stützen nun, theils wanke[...] theils sicheren, ruht das Gebäude der Physio[...]

---

47. Definition und Hilfsmittel der Physiologie.

(*G. Valentin*, Lehrbuch der Physiologie des Menschen I. [1844] S. 1—8.)

Die Physiologie des Menschen beschäftigt sich mit der Erläuterung der Erscheinungen und Gesetze der materiellen und materiell-psychischen Thätigkeiten des lebenden menschlichen Organismus, während die Darstellung der Normen der reinen Geistesfunctionen den Gegenstand der Philosophie, vorzüglich der Logik und der Psychologie, bildet. Bei der innigen Beziehung aber, in welcher die Aeußerungen der Geistesthätigkeiten zu den materiellen Verhältnissen des Kör[...] insbesondere des Nervensystemes stehen, b[...] ren einander Physiologie und Psychologie [...] mehrfache Weise. Die letztere kann gegenw[...] nicht mehr durch bloße einfache Beobachtung[...] Formen unseres Erkenntnißvermögens und [...] darauf fußende, fernere Speculation erschö[...] behandelt werden, sondern muß die von der [...] siologie gelieferten, ihre Forschungen interess[...]

atsachen in sich aufnehmen und, soweit
ohne Verletzung der Wahrheit möglich ist,
ndig zu ihren Zwecken verarbeiten.
sich unser Körper entweder in einem re-
ten oder einem regelwidrigen Zustande be-
und demgemäß auch die oben genannten
nen desselben und die seiner einzelnen Or-
rmal oder abnorm wirken, so haben wir
r Beziehung eine Physiologie des norma-
eine solche des kranken Organismus oder
eine zwar nicht ganz logische, jedoch bei
gliederung der anatomischen Wissenschaf-
emein gebräuchliche Ausdrucksweise über-
— eine normale und eine pathologische
gie. Nach der bis jetzt üblichen Behand-
ise der medicinischen Disciplinen wurde
re von den krankhaften Thätigkeiten des
ichen Organismus mehr zersplittert und
er allgemeinen, theils der speciellen Pa-
und Therapie einverleibt. Die von gesun-
ctionen unseres Körpers handelnde Wis-
t führte den Namen der Physiologie oder
Biologie im engeren Sinne des Ausdrucks.
Thätigkeit eines Organismus oder eines
wird durch die anatomischen, die physi-
chemischen und die aus diesen Qualitäten
n oder (nach unseren bisherigen Kennt-
neben ihnen existirenden virtuellen Eigen-
desselben bestimmt. Hieraus ergibt sich
aß die Physiologie des menschlichen Kör-
Geweblehre, die specielle Anatomie, die
und die Chemie desselben voraussetzt,
Resultaten dieser Wissenschaften als be-
Grundlagen ausgeht und nach ihnen so-
e rein physikalischen und chemischen Ver-
gen unseres lebenden Körpers, als auch
en seiner functionellen Erscheinungen, wel-
nach physikalisch-chemischen Principien
len Natur nicht erläutern lassen, bespricht.
male Physiologie verhält sich daher zu der
ie, der Physik und Chemie wie eine an-
te Wissenschaft zu den ursprünglichen Di-
n, deren praktische Corollarien sie bildet.
idet aber auch selbst die gleiche Anwen-
elche sie von den genannten Naturwissen-
oft macht, nicht minder häufig von der
gischen Physiologie.
Anatomie dient der Physiologie in doppel-
ziehung. Zuvörderst liefert sie gewisser-
wenn ich mich so ausdrücken darf, die
ben, in welchen die Sprache der physio-
n Lehren mitgetheilt werden muß. Um
bewundernswerthes Kunstwerk, als der
menschliche Organismus darstellt, soweit
es angeht, zu verstehen, müssen wir dessen Einrichtung möglichst genau kennen. Nur unter Voraussetzung der Bekanntschaft mit dem Bau eines thierischen Theiles kann von den Functionen desselben gesprochen werden: denn jede genügende Erörterung des Ganges irgend einer Maschine setzt natürlicherweise eine vollständige Kenntniß der Form, der Beschaffenheit und der Gliederung des Räderwerkes voraus. Durch sie allein wird jedes Urtheil über die Thätigkeit des Apparates möglich gemacht. Außerdem aber, daß auf diese Weise die Anatomie die Basis der Physiologie, wie die aller übrigen medicinischen Wissenschaften bildet, gibt uns häufig schon die bloße Betrachtung der morphologischen Verhältnisse eines Theiles Gelegenheit, auf die Thätigkeit desselben zu schließen. Wenn wir z. B. in dem Auge einen linsenartigen, biconvexen, durchsichtigen, aus concentrischen und das Licht verschieden brechenden Schichten zusammengesetzten Körper, wie die Krystalllinse, so gestellt finden, daß die durch die Hornhaut, die wässerige Feuchtigkeit, die Pupille und die Linsenkapsel hindurchtretenden Strahlen denselben durchsetzen müssen, so folgern wir alsdann unmittelbar, daß wir es hier mit einer physikalisch brechenden und concentrirenden Vorrichtung zu thun haben. Noch häufigere Schlüsse erlauben die allgemein anatomischen Resultate, vorzüglich sobald sie mit der Beobachtung der physikalisch-chemischen und der vitalen Erscheinungen verbunden werden. Wenn wir z. B. wahrnehmen, daß alle Horngebilde unseres Körpers, wie die Epithelien, die Oberhaut, die Nägel und die Haare, in ihrem Innern weder Blutgefäße noch Nerven haben und nichts desto weniger in ihren Elementartheilen Phänomene selbständiger Entwickelungs- und Wachsthumsverschiedenheiten der Formen darbieten, so nehmen wir dann mit Recht an, daß die specielle Organisation der Zellen und Blättchen, welche jene Horngebilde zusammensetzen, eine selbständige ist und von den unmittelbaren Einflüssen des Blutes und der Nerven nicht abhängt. Sehen wir ferner, daß selbst in den blutgefäß- und nervenreichen Theilen die Gewebeelemente mehr oder minder entfernt von den Blutcanälen und den Nervenfasern liegen und nichts desto weniger automatisch wachsen und Veränderungen erleiden, so beweist uns dieses, daß auch hier nur ein vermittelter Einfluß des Blutes stattfinden könne. Wir schließen daraus, daß dieses bloß die Mutterflüssigkeit liefere, aus welcher sich die einzelnen Gewebtheile selbständig hervorbilden.

Die physikalisch-chemischen Eigenschaften der

ıchten, um eine Reihe von Thatsachen, den Mechanismus dieser Zustände erläu- gewinnen. Wir dürfen nur die eingeath- d die ausgeathmete Luft vergleichend ana- um die Grundthatsachen der Chemie un- hmungsprocesses kennen zu lernen. Da viele Puncte der Art, bei der Kleinheit ıjecte, der optischen Hilfsmittel, bei der hrer Wirkungen, anderer physikalischen ızelner chemischen Apparate und bei der nen Lage der meisten inneren Organe der ıen und gewaltsamen Bloßlegung derselben nden Körper bedürfen, so bedingt diese r einfache Untersuchungsweise häufig Ne- ente oder erfordert Vorbereitungen, wel- ıt von vorn herein Störungen verursachen dem sie gleich einem physiologischen Ex- ;e eingreifen und den Organismus seinen rmalen Verhältnissen entrücken, zu un- ligen oder unrichtigen Resultaten führen ır den Zweck der Untersuchung gänzlich ı können. Wollte ich z. B. in einem durch- ı thierischen Theile, wie der Schwimmhaut eches, den Capillarkreislauf beobachten, le sich mir oft ein unregelmäßiger oder scher Blutlauf darstellen, oder es würde de Circulation fehlen, sobald ich in der Alles recht deutlich zu erfassen, die nhaut zu sehr ausspannte. Versuchte ich gen der ausgeathmeten Kohlensäure und pirirten Wassers dadurch zu bestimmen, die ausströmende Luft durch Röhren, wel- k und Schwefelsäure enthalten, streichen nd sorgte nicht dafür, daß die Wandungen bindungsrohres erwärmt blieben, so würde ısser an diesem ansetzen. Die durch die szunahme des Schwefelsäurerohres zu be- ıde Wasserquantität fiele dann natürlicher- ı gering aus. Hätte ich zum Zweck, die ische Darmbewegung zu untersuchen, töd- ıer ein Thier, öffnete unmittelbar darauf Bauchhöhle und fände, daß der plötzlich ınde Reiz der atmosphärischen Luft sehr peristaltische Bewegungen hervorruft, so ich leicht schließen, daß die Muskelhaut mes stets auf adäquate Reize sehr heftig — eine Folgerung, die schon durch den n Organismus theilweise beschränkt wird ı ich auch nicht in dieser Ausdehnung ge- ıaben würde, hätte ich bei einem lebenden die Bauchhöhle geöffnet. Denn dann würde t schon eine weniger stürmische Peristaltik :t haben. Wollte ich einfach beobachten, ı Harn innerhalb einer bestimmten Zeit von einem Thiere abgesondert wird, öffnete daher dessen Bauchhöhle, präparirte den Harnleiter frei heraus, trennte ihn in zwei Hälften, befestigte an sein oberes Durchschnittsende einige Canäle und leitete diese durch die wieder zugehefteten Bauchdecken nach außen, so würde ich in dem dann tropfenweise abgehenden Urine ein zu geringes Quantum erhalten, weil die Entzündung als eine nothwendige Folge der Verwundung, des Eintrittes der atmosphärischen Luft in die Bauchhöhle und des Reizes der Canäle und der diese befestigenden Ligatur die Absonderungsmenge verkleinert.

Der physiologische Versuch, welcher immer auf einem mehr oder minder bedeutenden und meist auf einem sehr gewaltsamen Eingriffe in den Organismus beruht, zwingt entweder einen Theil, in seiner eigenthümlichen Thätigkeitsäußerung unter gewissen uns bekannten anregenden Bedingungen hervorzutreten; oder er versetzt den Körper durch Zerstörung einer gewissen Partie desselben oder durch Einführung fremdartiger und dem Organismus direct oder indirect schädlicher Stoffe in einen krankhaften Zustand, dessen Symptome dann die Basis für Rückschlüsse und für fernere Folgerungen liefern; oder er ergänzt eine Function, die vorher dem Körper auf irgend eine Art entzogen worden ist, durch eine künstliche Vorrichtung. Durch Druck auf unseren Augapfel z. B., wodurch dann auch natürlicherweise unsere Netzhaut mittelbar getroffen wird, zwingen wir letztere, eine dieser Einwirkung entsprechende subjective Lichterscheinung hervorzurufen. Wollen wir uns von den schmerzempfindenden Eigenschaften des dreigetheilten Nerven überzeugen, so legen wir diesen an seinem Ursprunge bloß und reizen ihn mechanisch, galvanisch oder chemisch, oder greifen ihn bei Integrität des Schädelgewölbes durch das Neurotom an. In allen diesen Fällen dringen wir ihm einen äußern Reiz auf, den er adäquat, d. h. durch Schmerz beantworten muß. Die zweite Art von physiologischen Versuchen beruht, um mich so auszudrücken, auf negativen Verhältnissen, von denen dann rückwärts auf positive des gesunden Körpers geschlossen wird. Wir durchschneiden den Antlitznerven und sehen, daß dann die Gesichtsmuskeln der entsprechenden Seitenhälfte für den Einfluß des Willens gelähmt sind. Wir schließen daraus mit Recht, daß durch den N. facialis die Effecte unseres Willens auf die genannten mimischen Muskeln vermittelt werden. Wir finden nach Verletzung des Stammes oder des Augenastes des dreigetheilten Nerven secundäre Entzündung, Vereiterung und selbst fernere Zerstörung des Augapfels, und folgern alsdann,

[illegible] für den [illegible] der Ernährung des [illegible] die Integrität der gesammten Nerven noth-wendig ist. [illegible] Vorrichtungen [illegible] auf eine einzelne Stelle oder ein ein-zelnes Organ. Allein [illegible] vermittelt auf irgend eine Art den ganzen Körper oder einen großen und wesentlichen Theil desselben in eine Reihe [illegible] Prozesse. Entweder geschieht die-ses dadurch, daß wir ihm eine größere oder ge-ringere Menge von Bedingungen, welche zu seiner Existenz nothwendig sind, wie z. B. den Sauer-stoff zum Athmen, den [illegible] in seinen Nah-rungsmitteln entziehen, oder daß wir seine Nor-malbedingungen [illegible], ponderable oder impon-derable Stoffe in ihn einführen, ihn z. B. durch Einleiten von Kohlenwasserstoff in seine Lungen, durch Einbringen von Morphin in seinen Magen vergiften oder zu hohen Kälte- oder Wärmegraden aussetzen, galvanische Ströme durch ihn treten lassen u. dgl. mehr. Rief aber die zweite Ver-suchsweise Zustände hervor, welche an die Ein-griffe des Chirurgen erinnern, so bedingt diese dritte Art von Experimenten Verhältnisse, welche den rein medicinischen Krankheiten in höherem Grade entsprechen. Auch hier können wir oft aus dem Negativen, durch welches das Leiden verur-sacht wird, auf die normalen Functionen oder die einwirkenden Schädlichkeiten oder auf beide zu-gleich schließen. Doch nur zu häufig fehlen uns die Zwischenglieder, welche zu den Endresultaten überführen und welche allein erst eine befriedi-gende Anschauung des ganzen Herganges zu lie-fern im Stande wären. Nur wo die einfachsten Bedingungen der künstlich erzeugten Krankheits-processe gegeben sind, wird auch hier eine voll-ständigere und genügendere Auffassung möglich. Nach der Einspritzung von Wasser in das Blut z. B. sehen wir in den sogenannten serösen Höh-len und dem verbindenden, vorzüglich dem sub-cutanen Zellgewebe eine mit thierischen Stoffen mehr oder minder geschwängerte Flüssigkeit aus-treten, während zugleich die äußere Haut reich-liche Wasserdünste entläßt. Der Grund dieser vermehrten exosmotischen Strömung, die Ursache, weshalb das aus dem Blute wieder austretende Wasser aufgelöste organische Stoffe mit sich hin-wegführt, leuchtet von selbst ein. Ebenso klar wird uns die Todesursache, wenn das injicirte Wasser kalt war und theils hierdurch, theils durch seine Menge die Reizbarkeit der Muskeln und unter diesen auch die des Herzens gelähmt hat. Allein so wie wir die Bedingungen verwickelt stellen, entgeht uns auch jede befriedigende Ein-

[illegible] nur zu [illegible]. [illegible] das Blut, sondern entziehen ihm [illegible] stoff, so erhalten wir nach einiger [illegible] schwärze — eine Erscheinung, deren [illegible] noch größtentheils unbekannt ist. [illegible] dieses der Einflüsse der narkotischen [illegible] wir mit Bestimmtheit erfahren, da[illegible] Vermittelung des Blutes auf das [illegible] wirken. Allein durch welche spe[illegible] glieder diese ihre Endeffecte hervor[illegible] geht uns eben so gut, als der innere [illegible] hang der mannigfaltigen Erscheinun[illegible] z. B. ein Typhöser von dem Anfange s[illegible] heit bis zu seinem Tode darbietet. B[illegible] ten Art physiologischer Experimente [illegible] setzen wir dem Körper einen The[illegible] Thätigkeit, die ihm vorher in irgen[illegible] nicht entzogen worden, auf künstliche[illegible] erläutern hierdurch entweder gewisse [illegible] len der fehlenden oder außer Functi[illegible] Partie oder die Beziehungen derselben [illegible] Organen und Thätigkeiten. Wenn wi[illegible] eines Stückes der Schlagader eines le[illegible] res eine elastische Röhre einbringen [illegible] nehmen, daß hierdurch der Kreisla[illegible] sentlich gestört wird, so erhellt hiera[illegible] hydraulische Centralorgan, das Herz, [illegible] wegung des arteriellen Blutes im [illegible] nur elastischer Röhren, wie die A[illegible] bedarf. Haben wir beide herumschwe[illegible] ven durchschnitten und retten das Th[illegible] Erstickungstode, indem wir eine L[illegible] anlegen, in diese eine Canüle mit [illegible] weiter Mündung einführen und so [illegible] Thätigkeit gehemmte Stimmritze k[illegible] setzen, so erhellt hieraus, daß das du[illegible] vendurchschneidung erzeugte Hinder[illegible] mens eben nur in dem gestörten Ver[illegible] Kehlkopfmuskeln, welche die Form [illegible] bestimmen, liege. Hat man ein Thie[illegible] leitet durch einen in den Durchschn[illegible] röhre in der Richtung nach den Lun[illegible] geführten doppelten Blasebalg die kü[illegible] mung ein, und stellt sich so der frü[illegible] Herzschlag nebst einer der Intensitä[illegible] entsprechenden Ausdehnung des Kre[illegible] der her, so zeigt dieses Experime[illegible] Athmungsveränderungen des Blutes [illegible] culation bethätigend wirken, gleichwi[illegible] bei Mangel der Herzthätigkeit kein K[illegible] mithin keine Arterialisation des Blu[illegible] ist, mit einem Worte, daß Circulation [illegible] tion des Erwachsenen in gewisser Hinsi[illegible] selseitig bedingender Beziehung zu ein[illegible]

aber die physiologische Beobachtung häu- m physiologischen Versuch als vorberei- Nebenmoment voraussetzt, so erfordern ngekehrt viele physiologische Experimente chfolgende objective Beobachtung der Ver- igen, welche der durch den Versuch te Eingriff nach sich zieht. Die ganze Wiedererzeugung der Gewebe z. B. handelnde Lehre beruht auf solchen Studien. Hier beantwortet erst die längere Zeit nach dem Versuche anzustellende Prüfung, ob das verloren gegangene Gewebe wieder ersetzt wird und ob ihm gleichartige oder ungleichartige Elemente gebildet worden sind, mit einem Worte, das Problem, dessen Lösung man sich zur Aufgabe gestellt hat. —

---

48. Bedeutung der Chemie für die Physiologie.

(*J. Liebig*, Chemische Briefe [1844] S. 225—233.)

neueste Zeit hat, als eine der bemerkens- ten Erscheinung in der Wissenschaft, eine der Physiologie mit der Chemie zu Wege t, der wir über den Lebensproceß im Thier der Pflanze ungeahnte Aufschlüsse ver- Ueber das, was Gift, Nahrungs- oder imittel genannt werden muß, ist man nicht n Zweifel; der Begriff von Hunger und wegt sich nicht mehr um eine bloße Be- mg von Zuständen. Wir wissen jetzt mit r Gewißheit, daß die Speisen der Men- n zwei große Classen zerfallen, von denen e zur eigentlichen Ernährung und Repro- , die zweite hingegen zu ganz andern n im Thierkörper dient. Mit mathemati- Schärfe läßt sich nachweisen, daß Bier ahrhaft ist, daß kein Bestandtheil davon t, zu Blut, zu Muskelfaser, zu irgend ei- heil eines Trägers der Lebensthätigkeit zu . Die völlige Umkehrung aller früheren Be- über den Antheil, den Bier, Zucker, Amy- ummi etc. an den Lebensprocessen nehmen, t einer näheren Kenntniß der neuesten ungen und Ansichten in diesem Gebiete für größeren Kreis gewiß einiges Interesse.

den ersten Bedingungen der Unterhaltung ierischen Lebens gehört die Aufnahme von g (Stillung des Hungers) und von Sauer- us der Luft (Athmungsproceß). In jedem lichen seines Lebens nimmt der Mensch die Organe der Respiration Sauerstoff auf. l, so lange das Thier lebt, ein Stillstand lich. Die Beobachtungen der Physiologen , daß der Körper eines erwachsenen Men- nach 24 Stunden bei hinlänglicher Nah- an Gewicht weder zu- noch abgenommen dennoch ist die Menge von Sauerstoff, die er Zeit in seinen Organismus aufgenommen wurde, höchst beträchtlich. Nach Lavoisier's Versuchen werden von einem erwachsenen Mann in einem Jahre 746 Pfund, nach Menzies 837 Pfund Sauerstoffgas aus der Atmosphäre in seinen Körper aufgenommen und dennoch finden wir sein Gewicht zu Anfang und zu Ende des Jahres entweder ganz unverändert, oder die Ab- und Zunahme bewegt sich um wenige Pfunde. Wo ist, kann man fragen, dieses enorme Gewicht an Sauerstoff hingekommen, das ein Individuum im Verlaufe eines Jahres in sich aufnimmt? Diese Frage ist mit befriedigender Sicherheit gelöst: kein Theil des aufgenommenen Sauerstoffs bleibt im Körper, sondern er tritt in der Form einer Kohlenstoff- oder einer Wasserstoffverbindung wieder aus. Der Kohlenstoff und der Wasserstoff von gewissen Bestandtheilen des Thierkörpers haben sich mit dem durch die Haut und Lunge aufgenommenen Sauerstoff verbunden, sie sind als Kohlensäure und Wasserdampf wieder ausgetreten. Mit jedem Athemzuge, in jedem Lebensmomente trennen sich von dem Thierorganismus gewisse Mengen seiner Bestandtheile, nachdem sie mit dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft eine Verbindung in dem Körper selbst eingegangen sind. Wenn wir, um einen Anhaltspunct zu einer Rechnung zu haben, mit Lavoisier und Seguin annehmen, daß der erwachsene Mensch täglich 65 Loth Sauerstoff (46037 Kubikzoll = 15661 Gran franz. Gewicht, in sich aufnimmt) und wir seine Blutmasse zu 24 Pfund bei einem Wassergehalt von 80 Procent annehmen, so ergibt sich aus der bekannten Zusammensetzung des Blutes, daß zu einer völligen Verwandlung des Kohlenstoffs und Wasserstoffs im Blut, in Kohlensäure und Wasser 66040 Gran Sauerstoff nöthig sind, die in vier Tagen und fünf Stunden in den Körper eines erwachsenen Menschen aufgenommen werden.

Gleichgültig, ob der Sauerstoff an die Bestandtheile des Blutes tritt oder an andere kohlen- und wasserstoffreiche Materien im Körper, es kann dem Schlusse nichts entgegengesetzt werden, daß dem menschlichen Körper in vier Tagen und fünf Stunden so viel an Kohlen- und Wasserstoff in seinen Nahrungsmitteln wieder zugeführt werden muß, als nöthig wäre, 24 Pfund Blut mit diesen Bestandtheilen zu versehen, vorausgesetzt, daß das Gewicht des Körpers sich nicht ändern, daß er seine normale Beschaffenheit behaupten soll. Diese Zufuhr geschieht durch die Speisen. Aus der genauen Bestimmung der Kohlenstoffmenge, welche durch die Speisen in den Körper aufgenommen wird, sowie durch die Ausmittelung derjenigen Quantität, welche durch die Fäces und den Urin unverbrannt, oder wenn man will, in einer andern Form, als in der Form einer Sauerstoffverbindung, wieder austritt, ergibt sich, daß ein erwachsener Mann, im Zustande mäßiger Bewegung, täglich 27,8 Loth Kohlenstoff verzehrt. Diese $27\frac{8}{10}$ Loth Kohlenstoff entweichen aus Haut und Lunge in der Form von kohlensaurem Gas. Zur Verwandlung in kohlensaures Gas bedürfen diese 27,8 Loth Kohlenstoff 74 Loth Sauerstoff. Nach den analytischen Bestimmungen von Boussingault (*Ann. de chim. et de phys. LXX.* 1, *p.* 136) verzehrt ein Pferd in 24 Stunden $158\frac{3}{4}$ Loth Kohlenstoff, eine milchgebende Kuh $141\frac{1}{2}$ Loth. Die hier angeführten Kohlenstoffmengen sind als Kohlensäure aus ihrem Körper getreten, das Pferd hat in 24 Stunden für die Ueberführung des Kohlenstoffs in Kohlensäure $13\frac{7}{32}$ Pfund und die Kuh $11\frac{2}{3}$ Pfund Sauerstoff verbraucht. Da kein Theil des aufgenommenen Sauerstoffs in einer andern Form als in der einer Kohlen- oder Wasserstoffverbindung wieder aus dem Körper tritt, da ferner bei normalem Gesundheitszustande der ausgetretene Kohlen- und Wasserstoff wieder ersetzt wird durch Kohlen- und Wasserstoff, den wir in den Speisen zuführen, so ist klar, daß die Menge von Nahrung, welche der thierische Organismus zu seiner Erhaltung bedarf, in geradem Verhältniß zu dem aufgenommenen Sauerstoff steht. Zwei Thiere, die in gleichen Zeiten ungleiche Mengen von Sauerstoff durch Haut und Lunge in sich aufnehmen, verzehren in einem ähnlichen Verhältniß ein ungleiches Gewicht von der nämlichen Speise. In gleichen Zeiten ist der Sauerstoffverbrauch ausdrückbar durch die Anzahl der Athemzüge; es ist klar, daß bei einem und demselben Thiere die Menge der zu genießenden Nahrung wechselt, je nach der Stärke und Anzahl der Athemzüge. Ein Kind, dessen Respirationswerkzeuge sich in

größerer Thätigkeit befinden, muß hä[...] verhältnißmäßig mehr Nahrung zu sic[...] als ein Erwachsener, es kann den Hu[...] ger leicht ertragen. Ein Vogel stirbt [...] an Nahrung den dritten Tag; eine Sch[...] in einer Stunde, unter einer Glasglocke [...] kaum so viel Sauerstoff verzehrt, daß [...] erzeugte Kohlensäure wahrnehmbar ist, [...] Monate und länger ohne Nahrung. I[...] der Ruhe beträgt die Anzahl der Athe[...] niger als im Zustand der Bewegung u[...] Die Menge der in beiden Zuständen [...] gen Nahrung muß in dem nämlichen [...] stehen.

Ein Ueberfluß von Nahrung und [...] eingeathmetem Sauerstoff (an Bewegun[...] starke Bewegung (die zu einem größe[...] von Nahrung zwingt) und schwache Ve[...] organe sind unverträglich mit einander. [...] des Sauerstoffs, welche ein Thier durch [...] aufnimmt, ist aber nicht allein abhängi[...] Anzahl der Athemzüge, sondern auch [...] Temperatur der eingeathmeten Luft. [...] höhle eines Thiers hat eine unveränderlic[...] mit jedem Athemzug tritt eine gewisse [...] ein, die in Beziehung auf ihr Volumen [...] bleibend angesehen werden kann. Ab[...] wicht, und damit das Gewicht des dar[...] tenen Sauerstoffs, bleibt sich nicht glei[...] Wärme dehnt sich die Luft aus, in [...] zieht sie sich zusammen. In einem glei[...] lum kalter und warmer Luft haben wi[...] gleiches Gewicht Sauerstoff.

Im Sommer enthält die atmosphäri[...] Wassergas, im Winter ist sie trocken; d[...] den der Wasserdampf in der warmen [...] nimmt, wird im Winter von Luft eing[...] d. h. sie enthält bei gleichem Volum i[...] mehr Sauerstoff wie im Sommer.

Im Sommer und Winter, am Pole u[...] tor athmen wir ein gleiches Luftvolumen[...] kalte Luft erwärmt sich beim Einathm[...] Luftröhre und den Lungenzellen, und [...] Temperatur des Körpers an. Um ein [...] Sauerstoffquantum der Lunge zuzuführe[...] Winter ein geringerer Kraftaufwand n[...] im Sommer; für denselben Kraftverbrau[...] man im Winter mehr Sauerstoff ein.

Es ist einleuchtend, daß wir bei eine[...] Anzahl von Athemzügen in der Tiefe de[...] eine größere Menge Sauerstoff verzehren[...] Bergen; daß die Menge der austretenden [...] säure, sowie das eingesaugte Sauersto[...] dem Barometerstande sich ändert.

genommene Sauerstoffgas tritt im Som-
Winter, in ähnlicher Weise verändert,
, wir athmen in niederer Temperatur
em Luftdrucke mehr Kohlenstoff aus,
ierer, und wir müssen in dem nämli-
iltniß mehr oder weniger Kohlenstoff
isen genießen; in Schweden mehr wie
, in unsern Gegenden im Winter ein
itel mehr wie im Sommer. Selbst wenn
ewicht nach gleiche Quantitäten Speise
ind warmen Gegenden genießen, so hat
liche Weisheit die Einrichtung getrof-
diese Speisen höchst ungleich in ihrem Kohlenstoffgehalte sind. Die Früchte, welche der Südländer genießt, enthalten im frischen Zustande nicht über 12 Procent Kohlenstoff, während der Speck und Thran des Polarländers 66 bis 80 Procent Kohlenstoff enthalten. Es ist keine schwere Aufgabe, sich in warmen Gegenden der Mäßigkeit zu befleißigen, oder lange Zeit den Hunger unter dem Aequator zu ertragen, allein Kälte und Hunger reiben in kurzer Zeit den Körper auf. Die Wechselwirkung der Bestandtheile der Speisen und des durch die Blutcirculation im Körper verbreiteten Sauerstoffs ist die Quelle der thierischen Wärme.

49. Die Varietäten der Menschenspecies.

(*J. Fr. Blumenbach*, Handbuch der Naturgeschichte [1807] S. 67—70.)

...t nur Eine Gattung (*species*) im Men-
...hlecht; und alle uns bekannte Völker
...n und aller Himmelsstriche können von
...schaftlichen Stammrace abstammen [1]).
...ral-Verschiedenheiten in Bildung und
...s menschlichen Körpers sind um nichts
...r oder unbegreiflicher, als die, worin
...ndere Gattungen von organisirten Kör-
...l unter den Hausthieren, gleichsam un-
...n Augen ausarten. Alle diese Verschie-
...ßen aber durch so mancherlei Ab-
...und Uebergänge so unvermerkt zusam-
...sich daher auch keine andere, als sehr
...e Grenzen zwischen ihnen festsetzen
...och habe ich das ganze Menschenge-
...och am füglichsten unter folgende fünf
bringen geglaubt:

1) Die kaukasische Race:
...naturhist. Gegenst., tab. 3 und 51.
...oder weniger weißer Farbe mit rothen
...langem, weichem, nußbraunem Haar
...einerseits ins Blonde, anderseits ins
...übergeht); und der nach den europäi-
...griffen von Schönheit musterhaftesten
...und Gesichtsform. Es gehören dahin
...päer, mit Ausnahme der Lappen und
...nnen; dann die westlicheren Asia-
...eits des Ob, des caspischen Meeres und
...s, nebst den Nordafrikanern; —
...fähr die Bewohner der den alten Grie-
...Römern bekannten Welt.

2) Die mongolische Race:
Abbild. n. h. Gegenst., tab. 1.
meist waizengelb (theils wie gekochte Quitten, oder wie getrocknete Citronenschalen); mit wenigem, straffem, schwarzem Haar; enggeschlitzten Augenlidern, plattem Gesicht; und seitwärts eminirenden Backenknochen. Diese Race begreift die übrigen Asiaten, mit Ausnahme der Malayen, dann die finnischen Völker in Europa (Lappen etc.), und die Eskimos im nördlichen Amerika von der Beringsstraße bis Labrador.

3) Die äthiopische Race:
Abbild. n. h. Gegenst., tab. 5.
mehr oder weniger schwarz; mit schwarzem, krausem Haar; vorwärts prominirenden Kiefern, wulstigen Lippen und stumpfer Nase. Dahin die übrigen Afrikaner, namentlich die Neger, die sich dann durch die Fulahs in die Mauren etc. verlieren, sowie jede andere Menschenvarietät mit ihren benachbarten Völkerschaften gleichsam zusammenfließt.

4) Die amerikanische Race:
Abbild. n. h. Gegenst., tab. 2.
lohfarb oder zimmetbraun (theils wie Eisenrost oder angelaufenes Kupfer); mit schlichtem, straffem, schwarzem Haar, und breitem, aber nicht plattem Gesicht, sondern stark ausgewirkten Zügen. Begreift die übrigen Amerikaner außer den Eskimos.

5) Die malayische Race:

Abbild. n. h. Gegenst., tab. 4.

von brauner Farbe (einerseits bis ins helle Mahagony, anderseits bis ins dunkelste Nelken- und Kastanienbraun); mit dichtem schwarzlockigem Haarwuchs; breiter Nase; großem Mund. Dahin gehören die Südsee-Insulaner oder die Bewohner des fünften Welttheils und der Marianen, Philippinen, Molucken, sundaischen Inseln etc. nebst den eigentlichen Malayen[2]).

Von diesen fünf Hauptracen muß nach allen physiologischen Gründen die kaukasische als die sogenannte Stamm- oder Mittelrace angenommen werden. Die beiden Extreme, worin sie ausgeartet, ist einerseits die mongolische, anderseits die äthiopische. Die andern zwei Racen machen die Uebergänge. Die amerikanische den zwischen der kaukasischen und mongolischen, so wie die malayische den zwischen jener und der äthiopischen.

1) Ich habe dies in der vierten Au Schrift *de generis humani varietate nativa* v geführt.

2) „Jede dieser fünf Hauptracen beg gens wieder ein und das andere Volk, durch seine Bildung mehr oder minder vor den übrigen derselben Abtheilung a Und so könnten z. B. die Hindus von kasischen; die Chinesen und Japane mongolischen; die Hottentotten von pischen; sowie die Nordamerikaner in der südlichen Hälfte der neuen die schwarzen Papus auf Neuholland et braunen Otaheiten u. a. Insulanern Oceans, als eigene Unterarten abgesondert Beitr. zur Naturgesch. S. 72 der zweiten .

---

50. Die Augen bei verschiedenen Thieren.

([illegible] deutsch von C. Fischer II. [1802] S. 399—403.)

Alle rothblütigen Thiere, ohne Ausnahme, haben zwei bewegliche Augen in den Höhlen des Schädels, welche Augenhöhlen genannt werden, die aus denselben wesentlichen Theilen bestehen, wie die des Menschen. Keines derselben hat weder mehrere, noch wenigere. Es gibt nur anscheinende Ausnahmen, wenn die Nerven durch die Haut bedeckt sind, wie in der Blindmaus (*rat zemni: mus typhlus*), oder wenn dasselbe Auge mit zwei Pupillen doppelt scheint, wie in dem Fische, den man Schmerling (*Cobitis* [illegible]) genannt hat.

Dasselbe findet auch in den Cephalopoden oder den Dintenfischen statt.

Die meisten Gasteropoden haben auch zwei Augen, die aber sehr klein sind, und entweder am Kopfe oder auf Stielchen und beweglichen Fühlfäden, in einigen nämlich an der Base dieser Fühlfäden, in andern hingegen auf ihrer Mitte oder an ihrer Spitze sitzen, wie man es in den Büchern der Naturbeschreiber finden kann. Nur die Geschlechter Clio, Scyllea, Lernea sind zu dieser ganzen Ordnung der Augen beraubt.

Man findet in keinem Wurme aus der Ordnung der Acephalen Augen.

Die Augen der Insecten scheinen von den Augen der übrigen Thiere, von welchen wir bisher gesprochen haben, verschieden zu sein. Sie lassen sich in zusammengesetzte (*compo grinés*), deren Oberfläche dem Vergröße eine Menge Hügel darstellt, und in theilen, die nur ein einziges Auge dar

Alle Käfer und Tagschmetterli bloß zwei zusammengesetzte Augen, fache Augen dabei zu haben. Diese A zuweilen durch eine Querwand getheilt, nen alsdann doppelt zu sein; dies find den Schwimmkäfern (*Gyrinus*). Ma tet, in einigen Nachtvögeln einfache gesehen zu haben.

Die Ordnungen Orthoptera, He Hymenoptera, Nevroptera, Dip ben, bis auf einige Ausnahmen, zwei z gesetzte und drei einfache Augen, welch den beiden andern sich finden. Zu di nahmen gehören die Tagfliegen und sereulchen (*phryganea*), die nur zw Augen haben, welche in einigen Gatt ersten Geschlechts außerordentlich gro Stinkfliegen ([illegible]) und die A löwen, welche keine einfachen Augen

Keinem geflügelten Insecte fehlen z gesetzte Augen.

Unter denen, welche ohne Flügel si einige nur zusammengesetzte, wie die essel; andere haben einfache: nämlich d

ie Spinnen und Scorpionen sechs oder
die Vielfüße (*Julus*) und Scolopender
emlich große Anzahl; andere endlich, die
rgäste (*lepisma*), Polypheme (*limu-*
enoceros) u. a. haben beide Arten von

Krebse haben beinahe alle zusammen-
e Augen, die auf beweglichen Stielen stehen.
Insectenlarven, die sich nur zur Hälfte ver-
n, haben ihre vollkommenen Insecten ähn-
ugen; aber diejenigen, die sich vollkom-
rwandeln, haben immer nur zwei einfache
, welche in den verschiedenen Gattungen
hl nach sehr veränderlich sind. Die Rau-
. B. haben deren auf jeder Seite sechs;
lterraupen oder die Larven der Säg-
n nur zwei, wie die der Bienen, Stra-
n u. a. Mehrere Larven mit vollkommener
ndlung haben gar keine Augen.

würde eine unendliche Menge anderer Be-
ngen über die Gestalt, die Lage, die Rich-
ler Insectenaugen und ihrer Larven, und
ie Wirkung, welche für ihr Gesicht daraus
de, zu machen sein; da sich aber alle diese
von außen sehen lassen, müssen wir sie
turbeschreibern überlassen.

er den articulirten Würmern findet man
mal kleine Hügel, welche den einfachen
der Insecten beinahe gleichen, wenn man
en dafür ansehen will. Einige Blutegel
deren zwei, vier, sechs oder acht. Man
leren in einigen Nereiden zwei oder vier;
gen Naiden nur zwei, u. s. w.

n Zoophyt hat bisher etwas gezeigt, was
ähnlich wäre.

Augen liegen stets am Kopfe, in einigen
n ohne Flügel ausgenommen, wo sich der
mit dem Brustschilde vermischt, d. h. in
pinnen, den Webern, den Scorpio-
. a. m.

relative Größe des Auges ändert sich ohne
ein Verhältniß mit den Classen, selbst nicht
n natürlichen Geschlechtern ab. Die sehr
Thiere haben indeß gemeiniglich nach Ver-
ein kleines Auge: z. B. die Wallfische,
ophanten, die Rhinoceros, die Nil-
e.

Es ist auch sehr klein in Thieren, welche stets unter der Erde leben, in den Maulwürfen, Spitzmäusen, den Blindmäusen, einigen Feldmäusen.

Die Säugethiere, welche von Körnern leben, auf die Bäume klettern, haben gemeiniglich sehr große Augen, wie die Maki, die Eichhörnchen, die Siebenschläfer, u. a.

Ein sehr großes Auge ist oft ein Zeichen, daß das Thier im Dunkeln sehen kann. Die Fledermäuse sind keine wahre Ausnahme von der Regel, weil sie nicht ihr Gesicht im Fluge zu leiten scheint, wie wir bei der Abhandlung vom Gefühl sehen werden.

Die Fische haben beinahe alle große Augen, ohne Zweifel weil sie in einem an sich dunklern Mittel leben.

Die Kopffüßler haben sehr große Augen, besonders der Calmar, während sie in den Gasteropoden, die deren haben, kaum sichtbar sind.

Wenn man alle zusammengesetzten und platten Augen der Insecten untersucht, so wird man finden, daß dieselben dem Lichte verhältnißmäßig größere Ocularflächen darbieten, als irgend ein Thier der andern Classen, obgleich jedes Auge insbesondere sehr klein ist.

Die Augen des Menschen und der Affen liegen nach vorn; bei den letzteren stehen sie selbst der mittleren Linie näher, als beim Menschen.

In den anderen Vierfüßern entfernen sich die Augen immer mehr von einander, und wenden sich nach den Seiten. In den Wallfischen liegen sie ein wenig nach unten. Die Vögel haben sie seitwärts gerichtet, die Eulen ausgenommen, in welchen sie nach vorn stehen, wie im Menschen.

Alle Reptilien haben die Augen auf der Seite.

Bei den Fischen herrscht sehr viel Verschiedenheit in dieser Hinsicht; indem einige, wie der Sternseher (*Uranoscopus*), sie ganz nach oben, andere (die Leier, Callionymi, und die Rochen) sie sehr schief gerichtet haben; bei einigen liegen sie alle beide auf einer Seite, wie bei den Schollen; indeß hat sie doch der größte Theil der Fische zur Seite.

Alle Thiere, deren Augen so liegen, können die Gegenstände nur mit einem Auge auf einmal betrachten.

ERSTE ABTHEILUNG.

Formale ethische Wissenschaften.

A. Aesthetik.

53. Begriff dessen, was Herbart Aesthetik nennt.

(*J. F. Herbart*, Allgemeine praktische Philosophie [1808] S. 42—47.)

ıine Aesthetik, wie wir sie gegenwärtig
ıt haben, eine Aesthetik als Aufstellung
cher Principien, eigentlich zu leisten
ı wäre? Nicht definiren, nicht demonstri-
deduciren, selbst nicht sowohl Kunstgat-
ıterscheiden und über vorhandene Kunst-
isonniren, als vielmehr — versetzen
uns in die Auffassung der gesammten
en Verhältnisse, so viele es deren
ıg, die beim vollendeten Vorstellen Bei-
l Missfallen erzeugen. Inne wer-
en wir durch sie eben des specifischen
ınd des specifischen Mißfallens, welches
den einzelnen Verhältnisse ursprünglich
Auf diesem Wege würde sie allen den
ssen, die zu einer Kunstsphäre gehören,
ichmäßige Aufmerksamkeit schaf-
dadurch den unbewußten Tact berich-
lcher in der Scheidung des Schönen vom
ı zwar ursprünglich beschäftigt ist, aber
:u oft an individuellen Einseitigkeiten lei-
ihn hindern, einer ungestümen Phantasie
·igen Schranken zu setzen. — Darf man
, daß die musikalischen Lehren, die den
ı Namen Generalbaß führen, das einzige
'orbild sind, welches für eine echte Aesthe-
:tzt vorhanden ist?[1]) Dieser Generalbaß
und gewinnt, für seine einfachen Inter-
corde und Fortschreitungen, absolute Be-
g, ohne irgend Etwas zu beweisen oder
en. — Nicht anders sollen hier, weiter-
hältnisse von Willen vorgelegt werden,
ch jenen Verhältnissen von Tönen, in
Beifall und absolutes Mißfallen zu ver-
setzen. Rein abgeschnitten sein werden hier
wie dort alle Fragen nach der Möglichkeit
solcher Beurtheilung. Genug, wenn sie von Statten
geht! Der einzige Unterschied ergibt sich
von selbst, daß der Musiker nur nöthig hat, die
Töne erklingen zu lassen, um die Verhältnisse
vorzulegen; hier aber zu gleichem Zweck Begriffe
von Willen mit speculativer Vorsicht werden
zu bestimmen sein, da diese Verhältnisse
nur im Denken, nicht sinnlich, vernommen werden
können. Ein Beitrag wird dadurch geliefert
sein zu einer künftigen Poëtik, sofern unter
deren Elementarverhältnissen die der Willen
sich wieder finden müssen. Die übrigen Grundverhältnisse
aufzusuchen und beizufügen wird
alsdann vielleicht Andern eher gelingen. Das
Rhythmische, nicht der Worte, sondern der Gedankenfolge,
— und überhaupt das, was die successiv
darstellende Kunst charakterisirt, — dürfte
zunächst in Frage kommen.

Auch wird sich die Aesthetik vielleicht nicht
fernerhin verhehlen wollen, daß sie ihrem Schüler
ähnliche, wenn schon nicht ganz gleichartige,
noch gleich harte, — Kämpfe, — anmuthet, wie
die Moral dem ihrigen. Daraus nämlich, daß
dem Geschmack die vereinzelten Elemente seiner
Verhältnisse gleichgültig sind, — zusammengenommen
mit der allgemeinen Möglichkeit, daß
jede Vorstellung, aufstrebend im Gemüth gegen
eine innere Hemmung, den Charakter der Begierde
annehmen könne, folgt unmittelbar, daß,
wofern einmal ein Element eines ästhetischen
Verhältnisses sich als Begehrung äußert, gar leicht
ein Mißfallen mit dieser Begehrung zusammen-

Gleichgültig, ob der Sauerstoff an die Bestandtheile des Blutes tritt oder an andere kohlen- und wasserstoffreiche Materien im Körper, es kann dem Schlusse nichts entgegengesetzt werden, daß dem menschlichen Körper in vier Tagen und fünf Stunden so viel an Kohlen- und Wasserstoff in seinen Nahrungsmitteln wieder zugeführt werden muß, als nöthig wäre, 24 Pfund Blut mit diesen Bestandtheilen zu versehen, vorausgesetzt, daß das Gewicht des Körpers sich nicht ändern, daß er seine normale Beschaffenheit behaupten soll. Diese Zufuhr geschieht durch die Speisen. Aus der genauen Bestimmung der Kohlenstoffmenge, welche durch die Speisen in den Körper aufgenommen wird, sowie durch die Ausmittelung derjenigen Quantität, welche durch die Fäces und den Urin unverbrannt, oder wenn man will, in einer andern Form, als in der Form einer Sauerstoffverbindung, wieder austritt, ergibt sich, daß ein erwachsener Mann, im Zustande mäßiger Bewegung, täglich 27,8 Loth Kohlenstoff verzehrt. Diese $27^{8}/_{10}$ Loth Kohlenstoff entweichen aus Haut und Lunge in der Form von kohlensaurem Gas. Zur Verwandlung in kohlensaures Gas bedürfen diese 27,8 Loth Kohlenstoff 74 Loth Sauerstoff. Nach den analytischen Bestimmungen von Boussingault (*Ann. de chim. et de phys. LXX.* 1, *p.* 136) verzehrt ein Pferd in 24 Stunden $158^{3}/_{4}$ Loth Kohlenstoff, eine milchgebende Kuh $141^{1}/_{2}$ Loth. Die hier angeführten Kohlenstoffmengen sind als Kohlensäure aus ihrem Körper getreten, das Pferd hat in 24 Stunden für die Ueberführung des Kohlenstoffs in Kohlensäure $13^{7}/_{32}$ Pfund und die Kuh $11^{2}/_{3}$ Pfund Sauerstoff verbraucht. Da kein Theil des aufgenommenen Sauerstoffs in einer andern Form als in der einer Kohlen- oder Wasserstoffverbindung wieder aus dem Körper tritt, da ferner bei normalem Gesundheitszustande der ausgetretene Kohlen- und Wasserstoff wieder ersetzt wird durch Kohlen- und Wasserstoff, den wir in den Speisen zuführen, so ist klar, daß die Menge von Nahrung, welche der thierische Organismus zu seiner Erhaltung bedarf, in geradem Verhältniß zu dem aufgenommenen Sauerstoff steht. Zwei Thiere, die in gleichen Zeiten ungleiche Mengen von Sauerstoff durch Haut und Lunge in sich aufnehmen, verzehren in einem ähnlichen Verhältniß ein ungleiches Gewicht von der nämlichen Speise. In gleichen Zeiten ist der Sauerstoffverbrauch ausdrückbar durch die Anzahl der Athemzüge; es ist klar, daß bei einem und demselben Thiere die Menge der zu genießenden Nahrung wechselt, je nach der Stärke und Anzahl der Athemzüge. Ein Kind, dessen Respirationswerkzeuge sich in größerer Thätigkeit befinden, muß häufi[g] verhältnißmäßig mehr Nahrung zu sich [n]als ein Erwachsener, es kann den Hunge[r] ger leicht ertragen. Ein Vogel stirbt bei an Nahrung den dritten Tag; eine Schlan[ge] in einer Stunde, unter einer Glasglocke a[…] kaum so viel Sauerstoff verzehrt, daß die erzeugte Kohlensäure wahrnehmbar ist, l[…] Monate und länger ohne Nahrung. Im [Zustand] der Ruhe beträgt die Anzahl der Athemz[üge] niger als im Zustand der Bewegung und Die Menge der in beiden Zuständen noth[wendi]gen Nahrung muß in dem nämlichen Ve[rhältniß] stehen.

Ein Ueberfluß von Nahrung und Man[gel an] eingeathmetem Sauerstoff (an Bewegung), starke Bewegung (die zu einem größere[n …] von Nahrung zwingt) und schwache Verd[auungs]organe sind unverträglich mit einander. Die [Menge] des Sauerstoffs, welche ein Thier durch die aufnimmt, ist aber nicht allein abhängig [von der] Anzahl der Athemzüge, sondern auch v[on der] Temperatur der eingeathmeten Luft. Die [Brust]höhle eines Thiers hat eine unveränderliche [Größe;] mit jedem Athemzug tritt eine gewisse Men[ge Luft] ein, die in Beziehung auf ihr Volumen als bleibend angesehen werden kann. Aber i[hr Ge]wicht, und damit das Gewicht des darin [enthal]tenen Sauerstoffs, bleibt sich nicht gleich. [In der] Wärme dehnt sich die Luft aus, in der [Kälte] zieht sie sich zusammen. In einem gleich[en Volu]lum kalter und warmer Luft haben wir [ein un]gleiches Gewicht Sauerstoff.

Im Sommer enthält die atmosphärisch[e Luft] Wassergas, im Winter ist sie trocken; der [Raum,] den der Wasserdampf in der warmen Lu[ft ein]nimmt, wird im Winter von Luft eingen[ommen,] d. h. sie enthält bei gleichem Volum im [Winter] mehr Sauerstoff wie im Sommer.

Im Sommer und Winter, am Pole und [Aequa]tor athmen wir ein gleiches Luftvolumen ei[n; die] kalte Luft erwärmt sich beim Einathmen [in der] Luftröhre und den Lungenzellen, und nim[mt die] Temperatur des Körpers an. Um ein g[leiches] Sauerstoffquantum der Lunge zuzuführen, [ist im] Winter ein geringerer Kraftaufwand nöth[ig als] im Sommer; für denselben Kraftverbrauch [athmet] man im Winter mehr Sauerstoff ein.

Es ist einleuchtend, daß wir bei einer g[leichen] Anzahl von Athemzügen in der Tiefe des [Meeres] eine größere Menge Sauerstoff verzehren, [als auf] Bergen; daß die Menge der austretenden K[ohlen]säure, sowie das eingesaugte Sauerstoffg[as mit] dem Barometerstande sich ändert.

ıufgenommene Sauerstoffgas tritt im Som-
l Winter, in ähnlicher Weise verändert,
ıns, wir athmen in niederer Temperatur
ıerem Luftdrucke mehr Kohlenstoff aus,
höherer, und wir müssen in dem nämli-
ırhältniß mehr oder weniger Kohlenstoff
ıpeisen genießen; in Schweden mehr wie
en, in unsern Gegenden im Winter ein
ıchtel mehr wie im Sommer. Selbst wenn
Gewicht nach gleiche Quantitäten Speise
ı und warmen Gegenden genießen, so hat
ıdliche Weisheit die Einrichtung getrof-
ß diese Speisen höchst ungleich in ihrem
Kohlenstoffgehalte sind. Die Früchte, welche der Südländer genießt, enthalten im frischen Zustande nicht über 12 Procent Kohlenstoff, während der Speck und Thran des Polarländers 66 bis 80 Procent Kohlenstoff enthalten. Es ist keine schwere Aufgabe, sich in warmen Gegenden der Mäßigkeit zu befleißigen, oder lange Zeit den Hunger unter dem Aequator zu ertragen, allein Kälte und Hunger reiben in kurzer Zeit den Körper auf. — Die Wechselwirkung der Bestandtheile der Speisen und des durch die Blutcirculation im Körper verbreiteten Sauerstoffs ist die Quelle der thierischen Wärme.

49. Die Varietäten der Menschenspecies.

(*J. Fr. Blumenbach*, Handbuch der Naturgeschichte [1807] S. 67—70.)

ibt nur Eine Gattung (*species*) im Men-
ıchlecht; und alle uns bekannte Völker
ten und aller Himmelsstriche können von
meinschaftlichen Stammrace abstammen[1]).
tional-Verschiedenheiten in Bildung und
les menschlichen Körpers sind um nichts
der oder unbegreiflicher, als die, worin
andere Gattungen von organisirten Kör-
mal unter den Hausthieren, gleichsam un-
rn Augen ausarten. Alle diese Verschie-
ı fließen aber durch so mancherlei Ab-
ın und Uebergänge so unvermerkt zusam-
ıß sich daher auch keine andere, als sehr
liche Grenzen zwischen ihnen festsetzen
Doch habe ich das ganze Menschenge-
t noch am füglichsten unter folgende fünf
za bringen geglaubt:

1) Die kaukasische Race:
bild. naturhist. Gegenst., tab. 3 und 51.
ehr oder weniger weißer Farbe mit rothen
n, langem, weichem, nußbraunem Haar
iber einerseits ins Blonde, anderseits ins
rze übergeht); und der nach den europäi-
Begriffen von Schönheit musterhaftesten
ıl- und Gesichtsform. Es gehören dahin
ıropäer, mit Ausnahme der Lappen und
ı Finnen; dann die westlicheren Asia-
iesseits des Ob, des caspischen Meeres und
anges, nebst den Nordafrikanern; —
ıgefähr die Bewohner der den alten Grie-
nd Römern bekannten Welt.

2) Die mongolische Race:
Abbild. n. h. Gegenst., tab. 1.
meist waizengelb (theils wie gekochte Quitten, oder wie getrocknete Citronenschalen); mit wenigem, straffem, schwarzem Haar; enggeschlitzten Augenlidern, plattem Gesicht; und seitwärts eminirenden Backenknochen. Diese Race begreift die übrigen Asiaten, mit Ausnahme der Malayen, dann die finnischen Völker in Europa (Lappen etc.), und die Eskimos im nördlichen Amerika von der Beringsstraße bis Labrador.

3) Die äthiopische Race:
Abbild. n. h. Gegenst., tab. 5.
mehr oder weniger schwarz; mit schwarzem, krausem Haar; vorwärts prominirenden Kiefern, wulstigen Lippen und stumpfer Nase. Dahin die übrigen Afrikaner, namentlich die Neger, die sich dann durch die Fulahs in die Mauren etc. verlieren, sowie jede andere Menschenvarietät mit ihren benachbarten Völkerschaften gleichsam zusammenfließt.

4) Die amerikanische Race:
Abbild. n. h. Gegenst., tab. 2.
lohfarb oder zimmetbraun (theils wie Eisenrost oder angelaufenes Kupfer); mit schlichtem, straffem, schwarzem Haar, und breitem, aber nicht plattem Gesicht, sondern stark ausgewirkten Zügen. Begreift die übrigen Amerikaner außer den Eskimos.

5) Die malayische Race:
Abbild. n. h. Gegenst., tab. 4.

von brauner Farbe (einerseits bis ins helle Mahagony, anderseits bis ins dunkelste Nelken- und Kastanienbraun); mit dichtem schwarzlockigem Haarwuchs; breiter Nase; großem Mund. Dahin gehören die Südsee-Insulaner oder die Bewohner des fünften Welttheils und der Marianen, Philippinen, Molucken, sundaischen Inseln etc. nebst den eigentlichen Malayen[2]).

Von diesen fünf Hauptracen muß nach allen physiologischen Gründen die kaukasische als die sogenannte Stamm- oder Mittelrace angenommen werden. Die beiden Extreme, worin sie ausgeartet, ist einerseits die mongolische, anderseits die äthiopische. Die andern zwei Racen machen die Uebergänge. Die amerikanische den zwischen der kaukasischen und mongolischen, so wie die malayische den zwischen jener Mit und der äthiopischen.

[1]) Ich habe dies in der vierten Ausgal Schrift *de generis humani varietate nativa* weit geführt.

[2]) „Jede dieser fünf Hauptracen begreif gens wieder ein und das andere Volk, da durch seine Bildung mehr oder minder auf vor den übrigen derselben Abtheilung ausze Und so könnten z. B. die Hindus von de kasischen; die Chinesen und Japaner v mongolischen; die Hottentotten von der pischen; sowie die Nordamerikaner von in der südlichen Hälfte der neuen Welt die schwarzen Papus auf Neuholland etc. v braunen Otaheiten u. a. Insulanern des Oceans, als eigene Unterarten abgesondert we Beitr. zur Naturgesch. S. 72 der zweiten Ausg

50. Die Augen bei verschiedenen Thieren.

(*G. Cuvier*, Vorl. üb. vergl. Anat., deutsch von *G. Fischer* II. [1802] S. 399—403.)

Alle rothblütigen Thiere, ohne Ausnahme, haben zwei bewegliche Augen in den Höhlen des Schädels, welche Augenhöhlen genannt werden, die aus denselben wesentlichen Theilen bestehen, wie die des Menschen. Keines derselben hat weder mehrere, noch wenigere. Es gibt nur anscheinende Ausnahmen, wenn die Nerven durch die Haut bedeckt sind, wie in der Blindmaus (*rat zemni; mus typhlus*), oder wenn dasselbe Auge mit zwei Pupillen doppelt scheint, wie in dem Fische, den man Schmerling (*Cobitis anablebs*) genannt hat.

Dasselbe findet auch in den Cephalopoden oder den Dintenfischen statt.

Die meisten Gasteropoden haben auch zwei Augen, die aber sehr klein sind, und entweder am Kopfe oder auf fleischigen und beweglichen Fühlfäden, in einigen nämlich an der Base dieser Fühlfäden, in andern hingegen auf ihrer Mitte oder an ihrer Spitze sitzen, wie man es in den Büchern der Naturbeschreiber finden kann. Nur die Geschlechter Clio, Scyllea, Lernea sind in dieser ganzen Ordnung der Augen beraubt.

Man findet in keinem Wurme aus der Ordnung der Acephalen Augen.

Die Augen der Insecten scheinen von den Augen derjenigen Thiere, von welchen wir bisher gesprochen haben, verschieden zu sein. Sie lassen sich in zusammengesetzte (*composés e grinés*), deren Oberfläche dem Vergrößerun eine Menge Hügel darstellt, und in ein theilen, die nur ein einziges Auge darstell

Alle Käfer und Tagschmetterlinge bloß zwei zusammengesetzte Augen, ohn fache Augen dabei zu haben. Diese Auge zuweilen durch eine Querwand getheilt, und nen alsdann doppelt zu sein; dies findet s den Schwimmkäfern (*Gyrinus*). Man b tet, in einigen Nachtvögeln einfache Aug sehen zu haben.

Die Ordnungen Orthoptera, Hemip Hymenoptera, Nevroptera, Diptei ben, bis auf einige Ausnahmen, zwei zusa gesetzte und drei einfache Augen, welche zw den beiden andern sich finden. Zu dieser nahmen gehören die Tagfliegen und die sereulchen (*phryganea*), die nur zwei ei Augen haben, welche in einigen Gattunge ersten Geschlechts außerordentlich groß sin Stinkfliegen (*Hemerobius*) und die Ame löwen, welche keine einfachen Augen hal

Keinem geflügelten Insecte fehlen zusa gesetzte Augen.

Unter denen, welche ohne Flügel sind, einige nur zusammengesetzte, wie die K esel; andere haben einfache: nämlich die W

ZWEITES BUCH.

Reine ethische Wissenschaften.



ERSTE ABTHEILUNG.

Formale ethische Wissenschaften.

A. Aesthetik.

53. Begriff dessen, was Herbart Aesthetik nennt.

(*J. F. Herbart*, Allgemeine praktische Philosophie [1808] S. 42—47.)

Was eine Aesthetik, wie wir sie gegenwärtig noch nicht haben, eine Aesthetik als Aufstellung ästhetischer Principien, eigentlich zu leisten verbunden wäre? Nicht definiren, nicht demonstriren, nicht deduciren, selbst nicht sowohl Kunstgattungen unterscheiden und über vorhandene Kunstwerke raisonniren, als vielmehr — versetzen sollte sie uns in die Auffassung der gesammten einfachen Verhältnisse, so viele es deren geben mag, die beim vollendeten Vorstellen Beifall und Missfallen erzeugen. Inne werden sollten wir durch sie eben des specifischen Beifalls und des specifischen Mißfallens, welches einem jeden einzelnen Verhältnisse ursprünglich eigen ist. Auf diesem Wege würde sie allen den Verhältnissen, die zu einer Kunstsphäre gehören, eine gleichmäßige Aufmerksamkeit schaffen, und dadurch den unbewußten Tact berichtigen, welcher in der Scheidung des Schönen vom Häßlichen zwar ursprünglich beschäftigt ist, aber nur gar zu oft an individuellen Einseitigkeiten leidet, die ihn hindern, einer ungestümen Phantasie die gehörigen Schranken zu setzen. — Darf man es sagen, daß die musikalischen Lehren, die den seltsamen Namen Generalbaß führen, das einzige richtige Vorbild sind, welches für eine echte Aesthetik bis jetzt vorhanden ist?[1]) Dieser Generalbaß verlangt, und gewinnt, für seine einfachen Intervalle, Accorde und Fortschreitungen, absolute Beurtheilung, ohne irgend Etwas zu beweisen oder zu erklären. — Nicht anders sollen hier, weiterhin, Verhältnisse von Willen vorgelegt werden, um, gleich jenen Verhältnissen von Tönen, in absoluten Beifall und absolutes Mißfallen zu versetzen. Rein abgeschnitten sein werden hier wie dort alle Fragen nach der Möglichkeit solcher Beurtheilung. Genug, wenn sie von Statten geht! Der einzige Unterschied ergibt sich von selbst, daß der Musiker nur nöthig hat, die Töne erklingen zu lassen, um die Verhältnisse vorzulegen; hier aber zu gleichem Zweck Begriffe von Willen mit speculativer Vorsicht werden zu bestimmen sein, da diese Verhältnisse nur im Denken, nicht sinnlich, vernommen werden können. Ein Beitrag wird dadurch geliefert sein zu einer künftigen Poëtik, sofern unter deren Elementarverhältnissen die der Willen sich wieder finden müssen. Die übrigen Grundverhältnisse aufzusuchen und beizufügen wird alsdann vielleicht Andern eher gelingen. Das Rhythmische, nicht der Worte, sondern der Gedankenfolge, — und überhaupt das, was die successiv darstellende Kunst charakterisirt, — dürfte zunächst in Frage kommen.

Auch wird sich die Aesthetik vielleicht nicht fernerhin verhehlen wollen, daß sie ihrem Schüler ähnliche, wenn schon nicht ganz gleichartige, noch gleich harte, — Kämpfe, — anmuthet, wie die Moral dem ihrigen. Daraus nämlich, daß dem Geschmack die vereinzelten Elemente seiner Verhältnisse gleichgültig sind, — zusammengenommen mit der allgemeinen Möglichkeit, daß jede Vorstellung, aufstrebend im Gemüth gegen eine innere Hemmung, den Charakter der Begierde annehmen könne, folgt unmittelbar, daß, wofern einmal ein Element eines ästhetischen Verhältnisses sich als Begehrung äußert, gar leicht ein Mißfallen mit dieser Begehrung zusammen-

stoßen könne; in welchem Falle denn der innere Streit im Gemüthe nur durch Nachlassen der Begehrung gehoben werden wird, da das absolute Mißfallen seiner Natur nach nicht nachgeben kann. So muß der Künstler manchmal eine Vorliebe aufopfern, um sein Werk rein zu erhalten; und so sehen wir auf der Bühne geschehen, was wir nicht wünschen, damit nur der Form unser Beifall gewonnen werde. Wird man etwa hier von einer beschränkenden Natur der Aesthetik reden? — Sei denn die Hoffnung erlaubt, es werde keiner weitläuftigen Erörterung der beschränkenden Eigenschaft der Sittenlehre bedürfen, woran sich Manche zu stoßen pflegen. Wo dem Geschmack Willensverhältnisse vorliegen, da ergibt es sich von selbst, daß sein

Mißfallen — entweder dauern, oder diese beschränken muß. Richtige Charaktere ab schränken sich selbst mit Leichtigkeit, w Geschmack ihre herrschende Kraft ist; t kann in ihnen das Gefühl, beschrän werden, nicht aufkommen. Ebenso bei v Künstlern. Nur das haben die übrigen The Aesthetik, wenn man will, voraus vor der lehre, daß sie den Unfolgsamen ganz ab können. Der schlechte Dichter, sagt die l soll nicht dichten. Aber hat es einen Sir sagen: der schlechte Mensch soll nicht wol

[1]) Es muß hier ausdrücklich bemerkt werd von einer vollständigen Theorie der Musik der ralbaß nur noch ein sehr kleiner Theil sein

---

54. Die theoretische und die ästhetische Auffassung; ästhetisches un moralisches Urtheil.

(*J. F. Herbart*, Kurze Encyklopädie der Philosophie [1831] S. 80—81.)

Die ersten Bestimmungen dessen, was pflichtmäßig zu thun und zu lassen sei, sind keine Werke der Willkür; sondern den Thaten und den darin sich äußernden Gesinnungen kommt ihr Werth oder Unwerth, das heißt, die Festsetzung ihres Vorzugs oder ihrer Verwerflichkeit, ursprünglich aus einem unwillkürlichen, willenlosen Vorziehen oder Verwerfen.

Nun setzt aber alles Vorziehen und Verwerfen zuerst voraus, die Gegenstände desselben seien wahrgenommen, oder wenigstens durch irgend eine Vorstellung, wenn auch nur in der Einbildung, aufgefaßt worden. Die bloße Vorstellung, ohne den Zusatz des Vorziehens oder Verwerfens, heißt eine theoretische; bleibt es dabei allein, so wird der Gegenstand als ein gleichgültiger vorgestellt. Hingegen der Zusatz: vorzüglich oder verwerflich gibt dem Gegenstande, als dem logischen Subjecte, ein Prädicat. Die Verbindung zwischen Subject und Prädicat heißt nun bekanntlich allemal ein Urtheil. Diejenige Art von Urtheilen aber, welche das Prädicat der Vorzüglichkeit oder Verwerflichkeit unmittelbar und unwillkürlich, also ohne Beweis und ohne Vorliebe oder Abneigung, den Gegenständen beilegt, heißt ästhetisches Urtheil.

Wenn aus den ersten, willenlosen Werthbestimmungen, welche unmittelbar in dem Gedanken

irgend eines möglichen Wollens entstehe wirklicher Vorsatz sich erzeugt hat, fe hin keiner unlöblichen Willensregung Ra lassen: alsdann geben die nunmehr folge Begierden und Handlungen Anlaß, sie mit Vorsatze zu vergleichen. Indem sie nun d ben mehr oder weniger angemessen gefunde den, entsteht ein moralisches Urtheil. Vorsatz nämlich ist ein gebietender Wille; e sich, ob demselben gehorcht werde; und da dieses Gehorsams ist das Maß des sittlichen W Demnach geht das ästhetische Urtheil vora dem moralischen aber wird jenes im Stille ausgesetzt, meistens ohne abgesondert betr zu werden.

Jedermann weiß, daß die Sphäre der ä schen Urtheile sehr viel größer ist, als di moralischen. In der That gibt es solcher Ur die ein unwillkürliches Vorziehen und Ver ausdrücken, sehr viele und von ganz versc ner Art in den mancherlei Künsten. Ihnen wirft sich der Künstler; und daraus entste ihn eine eigene Art des Gewissens, w ihm Zeugniß gibt von dem Grade der angewa Sorgfalt in Ausübung der Kunst. Aber wer Künstler ist, bekümmert sich nicht darum; aus seinen ästhetischen Urtheilen über vo mende Gegenstände wurden keine Vorsätze,

sein Gewissen. Noch mehr: der Künstler klebt nicht an der Kunst; er läßt sie, wenn beliebt, und ihn sonst nichts treibt, ruhen, gibt sie ganz auf. Daß es sich mit den Bemerkungen über den Werth des Willens ganz verhält, liegt am Tage; denn das Wollen man nicht aufgeben; es ist der Sitz des geistigen Lebens.

Dennoch hat man, wie es scheint, nicht gedaß ästhetische Urtheile unter andern auch moralischen zum Grunde liegen. Im gemeinen Leben braucht man es nicht zu wissen [1]); aber wenn die Schulen es auch nicht wissen, so gerathen die Systeme in Verwirrungen, die man wohl kennt.

[1]) Hiebei noch eine Bemerkung. Oftmals werden moralische Forderungen als ein Druck von außen empfunden. Das liegt daran, daß die ästhetischen Urtheile nicht als eigene innerlich reif, sondern als fremde Urtheile und Vorschriften gelehrt und gelernt wurden.

55. Einleitung in die Aesthetik.

(*J. F. Herbart*, Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie [1834] S. 102—108.)

s Schöne und Häßliche, insbesondere das he und Schändliche, besitzt eine ursprüng- Evidenz, vermöge deren es klar ist, ohne t und bewiesen zu sein. Allein die Evidenz dringt nicht immer die Nebenvorstellungen, theils begleitend, theils von jenem selbst acht, sich einmischen. Daher bleibt es oftunbemerkt; oft wird es gefühlt, aber nicht schieden; oft durch Verwechselungen und Erklärungen entstellt. Es bedarf also, gehoben und in ursprünglicher Reinheit estimmtheit gezeigt zu werden. Dieses voll- zu leisten, und die, theils unmittelbar ge- en, theils durch die Aufgabe, das Miße zu meiden, herbeigeführten Musterbe- (Ideen) geordnet zusammenzustellen, ist che der allgemeinen Aesthetik; worauf rschiedenen Kunstlehren sich stützen , welche Anleitung geben, wie unter Vor- ung eines bestimmten Stoffes, durch Ver- g ästhetischer Elemente, ein gefallendes könne gebildet werden.

Einleitung in die Aesthetik hat das Ge- die ersten Schwierigkeiten hinwegzuräu- welche entstehen, wenn sich die verschie- hier in Betracht kommenden, Reihen von en verwirren. Das Geschäft ist also das e der Auseinandersetzung und Anordnung. lich nun liegt das Schöne im allgemeinsten (das *καλον*, welches das sittlich Gute unter faßt), in einer Reihe anderer Begriffe, welch ein Vorziehen und Verwerfen ausdrücken; sen muß es gesondert werden.

man es aus diesen herausgehoben, so ist nnen Kenntniß wegen nöthig, gewisse Ausdrücke subjectiver Gemüthszustände zu bemerken, welche Irrthum veranlassen, wenn in ihnen eine Erkenntniß des Schönen gesucht wird. Die Reihe der Erregungen muß abgesondert werden.

Ferner ist bei Seite zu setzen, was sich auf den Standpunct des Zuschauers, als Bewunderers oder Kritikers bezieht, der im letzteren Falle Vorschriften, Imperative, aufzustellen unternimmt.

Alsdann erst kann auf die wahren Elemente des Schönen hingewiesen und von den Kunstlehren übersichtlich Etwas hinzugefügt werden.

Der gemeinen Verwechselung des Schönen und Guten mit dem Nützlichen und Angenehmen muß zuerst Erwähnung geschehen, obgleich diejenigen davor beinahe sicher sind, welche mit irgend einer Kunst oder Wissenschaft sich gehörig, d. h. deren innere Vortrefflichkeit anerkennend, beschäftigen.

Das Nützliche hat einen außer ihm liegenden Beziehungspunct; es setzt irgend etwas Anderes voraus, wozu es nütze [1]).

Zu dem Angenehmeren im weiteren Sinne wird die Befriedigung der Begierden mit gerechnet, welche sich von dem Schönen und Guten, als einem stetigen und sich gleich bleibenden Gegenstande sehr leicht unterscheidet, indem die Befriedigung eine Begehrung voraussetzt, das Begehren aber ein zeitlich wechselnder, zufälliger Zustand ist.

Allein das Angenehme und sein Gegentheil im engeren Sinne ist in der That mit dem Gefallenden und Mißfallenden sehr nahe verwandt. Es besteht nämlich in derjenigen unmittelbaren Empfindung, vermittelst deren wir ein Empfundenes, ohne weiteren Grund, und selbst ohne Begierde

oder Abscheu, vorziehen oder verwerfen. Man kann sogar das Unangenehme, z. B. einen elektrischen Schlag, begehren (während man experimentirt), das Angenehme dagegen verabscheuen (aus Furcht vor üblen Folgen); und bei aller Lebhaftigkeit jener Begierde und dieses Abscheues dennoch des Angenehmen und Unangenehmen als solchen sich bewußt bleiben. — Zu der unwillkürlichen Beurtheilung, wodurch das Schöne und Gute erkannt wird, fehlt hier nichts weiter, als ein Gegenstand der Beurtheilung, der uns gegenüber trete. Denn das Angenehme und Unangenehme schreiben wir als ein Gefühl uns selbst zu. Das Nämliche ereignet sich bei jeder mangelhaften Auffassung des Schönen, wo wir auch nicht wissen, was uns eigentlich gefallen habe. Daher auf der einen Seite die Leichtigkeit der Verwechselung, während auf der andern Seite doch der nämliche Umstand auch die Unterscheidung erleichtert. Denn wer das Schöne schärfer betrachtet, der findet allemal einen Gegenstand, welcher ihm zu denken gibt; das Angenehme hingegen bleibt immer nur gegenwärtig in augenblicklichen Gefühlen, aus denen sich weiter nichts machen läßt, und über welche man eben deshalb durch's Nachdenken sich mehr oder minder hinweggesetzt findet[2]).

Während nun das Angenehme und Unangenehme, aus dem eben angegebenen Grunde, bei fortschreitender Bildung immer mehr als etwas Geringfügiges und Vorübergehendes zurückgestellt wird: hebt sich dagegen das Schöne, als etwas Bleibendes von unläugbarem Werthe, immer mehr hervor. Aber aus dem übrigen Schönen selbst scheidet sich das Sittliche heraus, als dasjenige, was nicht bloß als eine Sache von Werth besessen wird, sondern den unbedingten Werth der Personen selbst bestimmt. Endlich aus dem Sittlichen sondert das Rechtliche sich ab, als dasjenige, worauf die gegenseitigen Forderungen der Menschen dringen, und ohne dessen Beachtung die unentbehrliche gesellschaftliche Einrichtung nicht bestehen könne.

So erlangen die verschiedenen Gegenstände des unmittelbaren und willkürlosen Vorziehens und Verwerfens ein ganz verschiedenes Gewicht in der Schätzung der Menschen. Allein das darf die Wissenschaft nicht hindern, die Gleichartigkeit aller dieser Gegenstände anzuerkennen[3]).

Da das Schöne gegenständlich oder objectiv sein soll: so wird jetzt, um es zu genauerer Kenntniß hervorzuheben, nöthig, die subjectiven Gemüthszustände abzusondern, durch welche es anscheinend Prädicate bekommt, die in die ver-

schiedensten Gattungen des Schönen zugle
greifen. Man nennt es z. B. bald prächti
lieblich, bald niedlich, welche Prädicate
gut einem Werke der Poesie, als der Plas
der Musik zukommen können, wobei desh
der für poetische Gedanken, noch für pl
Umrisse, noch für musikalische Töne irge
sie selbst betreffende Bestimmung ge
wird. Um das objective Schöne und Häß
der Poesie zu erkennen, müßten Unte
solcher und anderer Gedanken nachgewies
den; es müßte also wenigstens von Gedanke
haupt die Rede sein. Um das objective
und Häßliche in der Plastik zu erkennen,
Unterschiede solcher und anderer Umriss
gewiesen werden; es müßte also von U
die Rede sein. Um das Schöne und Häß
der Musik zu erkennen, müßten Unterschi
cher und anderer Töne nachgewiesen wer
müßte also von Tönen die Rede sein. N
halten die Prädicate prächtig, lieblich,
(und viele ähnliche), nichts von Tönen,
sen, Gedanken; sie geben also auch nicht
kennen vom objectiven Schönen, weder
Poesie, noch Plastik, noch Musik. Wo
begünstigen sie die Einbildung: es gebe
jectives Schönes, welchem Gedanken, U
Töne gleich zufällig seien; und dem m
annähern könne, indem man poetische, pl
musikalische Eindrücke von ähnlicher Art
empfange, die Gegenstände aber allmählich
den lasse, und nur die erregten Gemüthsz
zu verlängern suche. Das ist der Weg zur
schen Anschauung! Wenn sie bekennt, das
angeschauet zu haben, so hat sie beinahe

[1]) Bei älteren Schriftstellern, auch bei d
sischen Alten, ist nichts gewöhnlicher als
wechselung oder Vermengung des Nützlic
dem Guten. Man findet diese Verwechsel
herrschenden Hauptgedanken in Xenophons
rabilien; Platon und Aristoteles erheben si
sie mit einiger Anstrengung; und die Stoik
man wieder darin zurückgleiten. (Des Ar
Meinung von der Tugend als einem Mittle
schen zwei Extremen gehört jedoch nicht
sie trifft gar nicht das eigentliche Wesen
lichen, sondern sie ist eine Art von mathem
Bemerkung darüber, daß die menschlichen
lungen und Gewöhnungen ein Maximu
Angemessenheit haben, jenseits dessen sie
dem Löblichen sowohl durch ein Zuviel al
ein Zuwenig entfernen können.) Die Stoike
nen beim Cicero fast noch in zu günstigen

n; denn während Panaitios (der Vorgänger
ro in dem Werke von den Pflichten) das
und *utile* sorgfältig scheidet, um es wie-
'ereinigen, berichtet dagegen *Sextus* (*Pyrrh.*
, 20, *etc.*) von der Schule im Allgemeinen
lere Lehren. Z. B. *φασιν όι Στωϊκοι, αγα-*
ι ωφελειαν, — το δι έαυτο άιρετον, — το
ιτον προς ευδαιμονιαν. ευδαιμονια δε εστιν
ιον. Aus dem allem, sagt Sextus, lernt
ıt, was das Gute an sich sei. Kennte man
ı, so würde man zugeben, daß es nütze,
seiner selbst willen gewählt werden müsse.
ırwärts (*cap.* 25) heißt es: *τῳ διομαλισμῳ*
ξεων καταλαμβανομεν τον εχοντα την περι
ι τεχνην. Diesen *διομαλισμος* könnte man
auf die Idee der inneren Freiheit (§. 80);
enso gut kann es die leere Consequenz sein,
ıe sich dieselbe verwandeln würde, wenn
tt der übrigen Ideen (§. 81—84) bloße Maxi-
Willkür oder der Klugheit setzte. — Gleich
verden aus den Schriften des Zeno von Cit-
d des Chrysipp so unanständige Dinge an-
daß Sextus hinzusetzt, sie möchten schwer-
en, solchen Lehren gemäß zu leben, außer
lopen und Laistrygonen. — Alle Dialektik
ker konnte den ästhetischen Sinn nicht er-
der ihnen fehlte; daher verdarben sie das
as sie vom Platon hatten. — Mit Spinoza,
ıtiges Tages Vielgepriesenen, steht es im
n nicht im mindesten besser. Sein eigent-
auptgrundsatz ist das *suum utile quaerere.*
t liebt mit unendlicher Liebe **sich selbst.**
ιμαλισμος kann diesen Egoismus veredeln;
äth am stärksten der **Staat** des Spinoza.
Ianche bedienen sich beim Nützlichen und
ımen des Ausdrucks: **es gefällt.** Dabei
ıt zu erinnern, daß das Nützliche, welches
cht gefällt, aber doch **vorgezogen wird,**
ttelbar, und nicht, wie hier allenthalben
esetzt wird, **unmittelbar,** einen Vorzug
ıem Gegentheil, dem Schädlichen, hat. Was
s Angenehme anlangt, so verwechselt man
ähnlich mit dem, was die Begierden befrie-
ıd im Zuge dieser Verwechselung mag denn
mand, der im Kartenspiel **gewinnt,** wohl
das Spiel sei ihm **angenehm,** und, **es ge-**
hm, — wo beides gleich unrichtig gespro-
t. Nimmt man das Angenehme in seinem
Sinne, so kommt es dem Schönen, wie
schon oben gesagt, allerdings nahe; und viel näher,
als Denjenigen willkommen ist, die, um recht er-
haben zu scheinen, auch das Verwandte gern durch
unübersteigliche Klüfte trennen mögen. Dennoch
wird auch hier der Sprachgebrauch verwirrt, wenn
Jemand sagt, **der Geruch der Hyacinthe ge-
fällt mir besser als der Geruch der Lilie.**
Denn bei dem Ausdrucke: **es gefällt,** wird Et-
was, **das** da gefalle, als etwas bestimmt vor Augen
zu Stellendes vorausgesetzt; Niemand aber kann den
Geruch einer Blume, der eine Empfindung **in ihm**
ist, Andern mittheilen, noch darauf, als auf ein
Object der Betrachtung, hinweisen. — Uebrigens ist
im ästhetischen Gebiete die Sprachverwirrung so
groß, daß täglich vom **schönen** Wetter, statt vom
angenehmen Wetter geredet, auch von einer
Medicin gesagt wird, sie schmecke **häßlich.** Doch
aber macht es der gemeine Sprachgebrauch nicht
so arg, wie manche Philosophen, die sogar den
assensus logicus auf deutsch mit **Beifall,** anstatt
mit **Zustimmung,** übersetzen. Denn außer den
Schulen sagt Niemand, **ein viereckiger Cirkel
mißfällt mir,** — oder gar: **es gefällt mir,
daß der Cirkel rund ist!**

[3]) Einer von den allgemeinsten Einwürfen, der,
wenn er Grund hätte, nicht bloß auf die Darstel-
lung der praktischen Philosophie, sondern der gan-
zen Aesthetik gienge, ist folgender: es werde eine
unbedingte Beurtheilung von Verhältnissen ange-
kündigt, die gleichwohl **bedingt** sei durch Ab-
straction vom Realen, und Reflexion auf die Be-
griffe, die zu Gliedern der Verhältnisse dienen
sollen. — Um die Verwechselung, worauf dieser
Einwurf beruht, fühlbar zu machen, darf man nur
fragen: ob es denn wohl jemals eine Erkenntniß,
oder eine Meinung, vom Unbedingten gegeben habe,
die nicht auf ähnliche Weise bedingt gewesen sei
durch tausende von Abstractionen und Reflexionen.
Kein Mensch wird geboren mit der Anschauung des
Unbedingten; jede wissenschaftliche Darstellung trifft
ihre Vorkehrungen, um den Lernenden allmählig
auf den rechten Standpunct zu stellen. **Steht** er
auf diesem Puncte, **hat** er ins Auge gefaßt, was
man ihm zeigt: dann erwartet man von ihm eine
Entscheidung und Anerkennung, die man ihm nicht
mittheilen, und die Er aus keinen Prämissen fol-
gern kann; **darum** heißt sie unbedingt, wiewohl
sie im psychologischen Sinne eine Menge von Be-
dingungen hat.

56. Zur Einleitung in Aesthetik und Ethik.

(*G. Hartenstein*, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften [1844] S. 8—25.)

Um zuerst die verschiedenen Arten des Vorziehens und Verwerfens auf gewisse Classen zu bringen, ist es nicht nöthig, den Kreis bekannter, auch der gewöhnlichen Vorstellungsweise zugänglicher Begriffe zu überschreiten. Denn daß das Nützliche, das Angenehme im weitesten Sinne des Wortes, das Schöne und das Gute zwar sämmtlich vorgezogen, und ihre Gegensätze verworfen, daß sie aber auch nicht auf dieselbe Weise vorgezogen und verworfen werden, dafür spricht schon das Bedürfniß, für diese verschiedenen Begriffe verschiedene Worte auszubilden. Es macht sich nämlich sogleich ein Unterschied bemerklich, der nicht nur das Schöne und Gute von dem bloß Nützlichen bestimmt trennt, sondern auch das Gebiet des Angenehmen in zwei ungleiche Theile zerlegt. Diese Unterscheidung ist dadurch kenntlich, daß das Schöne und Gute wenigstens den Anspruch macht, Gegenstand eines gleichbleibenden und allgemeinen Beifalls zu sein, während das bloß Nützliche einer veränderlichen, von besonderen Verhältnissen abhängigen Beurtheilung unterworfen ist; und da jener Anspruch überhaupt nicht möglich sein würde, wenn der Werth des Schönen und Guten von irgend welchen fremdartigen, dem Gegenstande selbst zufälligen Rücksichten bedingt wäre, so bekommt jener Unterschied sogleich die Bedeutung, daß die eine Art des Vorziehens oder Verwerfens unabhängig von jeder andern Rücksicht dem Gegenstande selbst, die andere nicht ihm selbst und unmittelbar, sondern ihm um irgend einer Beziehung willen auf irgend etwas außer ihm gilt. Demgemäß zerfällt alles Vorziehen und Verwerfen, aller Beifall und alles Mißfallen in ein absolutes und ein relatives.

Darüber nun, daß das Nützliche, das Brauchbare, das was Vortheil bringt, oder durch welche andere Ausdrücke man diesen Begriff bezeichnen will, durchaus nur etwas nur relativ Vorzügliches bezeichnet, ist wohl kaum nöthig, ausführlich zu werden. Das Nützliche ist seinem ganzen Begriffe nach charakterisirt durch seine Beziehung auf ein anderes, zu welchem es nütze; das Vorziehen desselben hat seinen Beziehungspunct nicht in ihm, sondern außer ihm; fällt dieser Beziehungspunct weg oder ändert er sich in irgend einer Art, so verschwindet oder ändert sich auch die Bedeutung des Nützlichen; an sich selbst hat es als solches keinen Werth.

Nicht ganz so einfach ist die Entscheid
das Angenehme. In den Umfang die
griffs fällt nämlich offenbar eine Reihe v
pfindungen und Gefühlen, für deren einze
der die Art, wie das Empfundene vorgezog
verworfen wird, nicht ganz dieselbe ist
die Empfindung des Angenehmen bald una
ist von einer vorausgehenden Begierde, ba
diese bedingt. In dem ersteren Falle ents
Angenehme im engeren Sinne; die
Classe angenehmer Empfindungen wird m
ser thun, durch den Begriff des Lustbr
den, des die Begierde Befriedigen
bezeichnen. Was nun zunächst diese
Classe betrifft, so springt es hier wo mögl
deutlicher in die Augen als bei dem Nü
daß der Gegenstand der Begehrung an si
kommen gleichgültig, ja sogar an sich
lich sein, und doch eben wegen der Be
sehr heftig vorgezogen werden und insofe
scheinbaren Werth bekommen kann. Ab
nur einen scheinbaren, der seinen
Grund nicht nur in der Beziehung des
auf das Subject überhaupt, sondern möglic
ausschließend in der individuellen, gera
vorhandenen Gemüthslage des Subjects h
ches den Gegenstand vorzieht, weil es
gehrt. Darin eben liegt das Schwanke
Unsichere, das Flüchtige und Wechseln
jenigen Vorziehens und Verwerfens, wel
das launenhafte Spiel der Neigungen und
schaften gefesselt ist, welches die Gege
des Strebens, die Zielpuncte des Hande
Motive des Hoffens und Fürchtens hin
läßt in den Wirbel und den Kampf in sic
haltungsloser Begierden und dem Zuscha
Anblick eines bald lächerlichen, bald wid
bald bemitleidenswerthen Drängens und
darbietet. Was das Begehrte sei, und
werth sei an sich, darnach fragt viell
der Zuschauer, wenn er etwas kennt, w
Werth an sich hat; aber darnach fragt ni
Begierde; sie will Befriedigung, nichts
was ihr diese verspricht oder vorspiegelt,
greift sie; nicht um sein selbst, sondern
der Befriedigung willen. So erlöscht sie
nuß und mit ihr der Werth des Genossen
der bloßen Lust dient, dessen Werth
nichtig an sich selbst, mit ihr. Darum w
sie sich niemals einem Gegenstande, son

n an sich; darum greift sie unruhig hin-
lie Zukunft; sie kennt nichts und will
ls sich selbst und was ihr dient; und die
bung, die sie austheilt, ist so vergäng-
sie selbst.
verwickelt und schwierig nun auch die
gische Untersuchung über die Natur, die
ng, den Wechsel der Begierden und die
der sehr mannigfaltigen Gefühle sein
elche die Befriedigung und Nichtbefriedi-
selben begleiten, so ist doch nicht nöthig,
nzugehen, um der Thatsache ihre Aner-
zu sichern, daß neben demjenigen Vor-
nd Verwerfen, welches sich als durch-
n der Begierde abhängig darstellt,
Angenehme im engeren Sinne auf
enthümliche Bedeutung Anspruch macht.
ine Menge Empfindungen, deren Annehm-
oder Unannehmlichkeit, ganz unabhängig
vorausgehenden Begierde, unmittelbar an
assung des Gegenstandes selbst geknüpft
deutlichsten wird dieser Unterschied, wo
ssung des Angenehmen oder Unangeneh-
ällig zusammentrifft mit einer Begierde
schen dem Gefühle der Annehmlichkeit
Befriedigung der Begierde ein Gegensatz
tend macht. Der unvermuthete Besuch
ge Zeit nicht gesehenen Freundes kann,
man gerade jetzt begehrt hat, ihn zu
ehr angenehm sein, und doch in einem
icke eintreten, wo er der Befriedigung
erde, eine nothwendige Arbeit zu vollen-
mmend entgegentritt; oder der Kranke,
die antiperistaltische Bewegung des Ma-
e an sich unangenehme Empfindung ist,
och begehren, daß es bei ihm bis zum
en kommen möge, und so in unzähligen
Fällen. Möge nun auch ein großer Theil
was für den Menschen angenehm oder
nehm ist, wie die verschiedenen Arten der
acks-, der Geruchs-, der Gefühlsempfin-
, abhängen von dem Verhältnisse seines
mus zu den ihm dargebotenen Genießmit-
ler andern constanten Verhältnissen seines
dens, das Angenehme erhebt sich demun-
t durch seine größere Allgemeinheit und
mäßigkeit, durch seine Unabhängigkeit von
uellen Gemüthslagen über das, was nur
efriedigung der Begierde dient, merklich
, und die Annehmlichkeit, welche eine re-
ig fortgesetzte, von glücklichem Erfolge
ete Lebensordnung, die freie Entwickelung
spräches mit gebildeten Menschen, eine reine
ende Morgenluft, die erquickende Kühle
des Abends nach einem heißen Tage ungesucht
und unbegehrt, eben indem sie sich darbieten,
mit sich führen, kann in einzelnen Fällen ganz
nahe an die Grenze des ästhetischen, ja selbst
des sittlichen Wohlgefallens streifen.

Aber eben deshalb weil der Begriff des Angenehmen durch diese Unabhängigkeit von den Zufälligkeiten der individuellen, gerade jetzt so oder anders aufsteigenden Begierde sich von dem des blos Lustbringenden unterscheidet, — eine Unterscheidung die für den Begriff auch dann noch gültig ist, wenn der Genuß des Angenehmen vermöge der psychischen Reproduction die Veranlassung einer auf die Wiederholung dieses Genusses und somit auf den Gegenstand desselben gehenden Begierde wird, — und weil dadurch das Angenehme in Verwandtschaft mit dem Schönen und Guten tritt, während das Lustbringende den reinen Gegensatz dazu bildet, ist es nöthig zu fragen, welcher Werth in der Empfindung des Angenehmen dem Gegenstande beigelegt wird, und ob das Angenehme den Anspruch machen kann, daß das in ihm enthaltene Vorziehen streng genommen dem Gegenstande selbst gelte. Sollte nun dieser Anspruch vollkommen gültig sein, so müßte sich der angenehme Gegenstand genau und bestimmt von der Empfindung ablösen, es müßte sich in Begriffen angeben lassen, was an ihm eigentlich vorgezogen und verworfen wird; dieses Was müßte also fähig sein, die Stelle eines logischen Subjects einzunehmen, auf welches unabhängig von der subjectiven Empfindung das Prädicat des Angenehmen oder Unangenehmen bezogen würde, mit einem Worte: der angenehme oder unangenehme Gegenstand müßte als solcher einer Beurtheilung unterworfen werden können. Das nun gelingt bei dem Angenehmen und Unangenehmen nicht; wie genau man auch die Empfindung desselben zu zerlegen bemüht ist, der Gegenstand läßt sich nicht von ihr, der Empfindung, absondern, nicht für sich, losgelöst von ihr hinstellen; er ist und bleibt als angenehmer mit der Empfindung verschmolzen und entzieht sich somit einer Beurtheilung in Begriffen. Das Angenehme eines guten Weines, das Unangenehme des Gliederschmerzes bleibt immer Empfindung; nicht der Wein oder die Glieder sind angenehm oder unangenehm, sondern die Empfindung des Geschmackes oder des Schmerzes; und das ist der allgemeine Grund, aus welchem sich das Angenehme und Unangenehme nicht bloß zufällig, sondern wesentlich in bloßen Gefühlen kund thut, und sich kein absoluter Maßstab desselben in der Form der denkenden Erkenntniß

aufstellen läßt. Wie weit es aber gelingen möchte, jene Sonderung wirklich auszuführen und somit das Angenehme nicht bloß von der Befriedigung der Begierde zu unterscheiden, sondern auch ihr entgegenzusetzen, so weit würde das Angenehme auch den Charakter des bloß Angenehmen verlieren und in das Gebiet des eigentlich Schönen hinübertreten, so daß in einzelnen Fällen, die in der Wirklichkeit gar nicht selten sind, derselbe Gegenstand von verschiedenen Auffassenden hier als Object einer bloß angenehmen Empfindung, dort als Object einer ästhetischen Beurtheilung könnte betrachtet werden.

Soll mithin das Schöne und Gute als Gegenstand eines absoluten Beifalls von dem bloß Angenehmen sich unterscheiden lassen, so darf es sich nicht bloß der Empfindung und dem Gefühle, sondern es muß sich der Beurtheilung in festbestimmten Begriffen darbieten. Es liegt dies streng genommen schon in dem Begriff eines absoluten Beifalls, der dem Gegenstande selbst, d. h. ihm unabhängig von jeder nicht in ihm selbst liegenden Beziehung und Rücksicht gelten soll. Denn soll dies möglich sein, so muß auch der Gegenstand seiner eigenen Beschaffenheit nach aufgefaßt, er, seinem eigenen Was nach, als logisches Subject hingestellt und nun ihm unmittelbar das Prädicat des Schönen oder Guten beigelegt werden. Der Beifall würde dabei nicht als abhängig gedacht werden von der besondern Beschaffenheit und Gemüthslage, oder gar von der Willkür des auffassenden Subjects, sondern im strengen Gegensatze zu der Begierde, die in die Zukunft greift und deren Vorziehen mit der Gegenwart des Begehrten in der Befriedigung erlöscht, würde er durch die Gegenwart des Objects in einem willenslosen (unwillkürlichen) Urtheile dergestalt bestimmt sein müssen, daß von jeder Intelligenz, die nur nichts eingemischte von subjectiver Vorliebe und Abneigung, dasselbe Urtheil über das Object erwartet werden könnte. Gegen diese Forderung einer rein objectiven Beurtheilung wird man in dem Umstande, daß doch auch das Schöne und Gute, um überhaupt als solches beurtheilt zu werden, von irgend einem Subject aufgefaßt werden müsse, daß also darin doch eine Beziehung zwischen diesem und dem Objecte liege, keinen Einwurf zu finden glauben, sobald man sich besinnt, daß hier nicht von einer Beziehung des Objects auf das Subject, durch welche das Object bestimmt würde, sondern umgekehrt von einer des Subjects auf das Object, durch welche das Subject in seinem Urtheile bestimmt werden soll, die Rede ist; mit andern Worten: daß der Inhalt theils nicht abhängig sein soll von dem, w Auffassenden als solchem eigenthümlicl Auch der streng bewiesene mathematisch satz muß, um als wahr erkannt zu von irgend einer Intelligenz aufgefaßt u dacht werden; aber diese Wahrheit kom nicht vom Denken und Auffassen, sond Fürwahrhalten ist abhängig von der Qual Gedachten und der darin liegenden apodil Nothwendigkeit; ebenso muß das Schöne u damit es gefalle und geschätzt werde, irgen gefallen; aber diese Schätzung muß, falls genstand wirklich das Prädicat des Schön Guten verdient, durchaus nur abhängig s der Beschaffenheit des Aufgefaßten. Die sung macht und gibt hier nicht den Wer findet ihn und erkennt ihn an; und obw Sprache diese unwillkürliche Anerkennung thigt ist durch die Begriffe des absoluten der Werthgebung, der Achtung u. s. w. zeichnen, welche sämmtlich den Ausdruck Anerkennung von der Seite des Subjects heben, so ist es doch nicht schwer, die ständnisse, welche daraus hervorgehen k durch das eben Bemerkte aufzuhellen und seitigen.

Steht es nun fest, daß das Schöne un darin übereinkommt, daß beides einen r und unbedingten Beifall als unwill chen Erfolg der durchaus vollendeten, be und leidenschaftslosen Auffassung des Geg des in der Form eines, durch die Bescha des letzteren festbestimmten, folglich allg gültigen Urtheils in Anspruch nimmt, es dadurch nicht nur ein- für allemal de Nützlichen, Lustbringenden und selbst d genehmen gegenüber, sondern es lieger auch die bestimmten Merkmale, durch che es ihnen gegenüber tritt. Dadurch für die Classe desjenigen Vorziehens, dess genstände einen eigenen Werth habe ihn nicht erst durch ihre Brauchbarkeit o pathologische Interesse bekommen, welch an sie knüpft, zugleich das Bedürfniß ein rakteristischen Namens; und so lange man n dem Puncte der Untersuchung steht, w keine Veranlassung hat, auf die specifische renzen des Guten und Schönen ein bes Gewicht zu legen, genügt dafür der des ä tischen Wohlgefallens, des Geschm urtheils vollkommen. Die Mißverständni Mißdeutungen, welchen dieser Name aus ist, werden verschwinden, sobald man s

ibt, ihn genau in der Bedeutung zu neh-
ı welcher er hier eingeführt ist. Bekannt
ıt, daß der Begriff des Aesthetischen ge-
h bloß von dem Schönen und zwar vor-
se von dem Kunstschönen gebraucht wird.
aben nun auch die Kunst in ihren vollen-
roducten sein möge und wie wenig man
ım Hinblick auf das Ideal Bedenken ge-
ıat, das Schöne und das Gute schlechthin
ıtisch zu erklären, — eine Identificirung,
ıde ebenso falsch ist, als wenn man etwa
ıerbel und die Ellipse deshalb für iden-
klären wollte, weil sie beide unter den
der Kegelschnitte fallen, — so üben doch
ıste zum großen Theil auch ein so heite-
muthwilliges Spiel, und die Gesinnung,
diesem Spiele hingibt und die man häufig
ıack zu nennen beliebt, ist der Laune, dem
ıiß der Aufregung, Erholung und Unterhal-
vielfach unterworfen, daß es wohl auch
'as ganz Willkürliches erscheint, ob man
ı Schönen „Geschmack finde“, und sich
af diese als eine andere Art ergötzen las-
lle. Damit contrastirt denn freilich die
sittlicher Forderungen, der schwere Ernst
cht, der es nicht im mindesten in unser
n stellt, ob wir an dem Sittlichen oder an
ısittlichen „Geschmack finden“ wollen, zu
als daß, wo jene Bedeutung des Wortes
ıack die herrschende ist, man nicht die
tung hegen sollte, daß von der Würde des
ın nicht nur Etwas, sondern Alles einge-
erde, wenn man das Gute und das Böse
: solche Parallele mit dem Schönen und
äßlichen stellt. Dann glaubt man voraus-
und voraussagen zu dürfen, daß „auf dem
wo jeder früher eine schöne Seele, als
rnünftige sein und lieber edel heißen, als
l sein will,“ man dahin kommen werde, zu
„das Laster bestehe nur noch in einem
ıten und verdorbenen Geschmack.“ Nun
ht das Laster gewiß nicht bloß in einem
ıten Geschmack; aber die Verkehrtheit des Ur-
die das Laster mit der Tugend verwechselte
n absoluten Beifall, welcher dieser gebührt,
ıs übertrüge, würde mindestens geschmack-
ı, wenn man unter Geschmack ganz allge-
ie Fähigkeit versteht, sich in seinem Ur-
ınd weiterhin in seinem Interesse durch
rth des Gegenstandes selbst bestimmen zu
also das Gute als gut, das Schöne als
das Würdevolle und das Nichtswürdige in
Würde und Nichtswürdigkeit auch wirklich
ennen. Umgekehrt kann man ebensowohl

von einem künstlerischen, als von einem sittlichen Gewissen sprechen, sobald man nichts weiter dabei im Auge hat, als die Möglichkeit, daß dem, der das Schöne producirt, die ästhetischen Anforderungen an die Vollendung seines Werkes ebenso lebendig vor der Seele stehen, wie dem sittlichen Menschen die Forderungen der Tugend und der Pflicht. Daß aber darum der gewissenhafte Künstler auch schon ein gewissenhafter Mensch sei, daß die Vortrefflichkeit des von ihm hervorgebrachten Kunstwerkes auch schon ihm als Person das Prädicat der sittlichen Vortrefflichkeit verschaffe, das folgt daraus nicht im geringsten. Ein Musikstück, welches in lauter Quinten fortschreitet, ist in seiner Art so häßlich, als ein aus Lug und Trug zusammengesetzter Charakter in seiner Art ist; aber die Häßlichkeit des Musikstücks ist kein Prädicat des Charakters, und es gehört eine sehr geringe Uebung des Denkens oder übler Wille dazu, daraus, daß zwei Begriffe, hier die des musikalischen und sittlichen Beifalls, in gewissen Merkmalen zusammenstimmen und somit sich der Subsumtion unter einen und denselben höheren Begriff darbieten, zu schließen, daß sie nicht durch nähere Determinationen sehr streng von einander geschieden werden, und sich daraus sehr verschiedenartige Folgen entwickeln können.

Ehe nun die Frage aufgeworfen wird: welche bestimmte Stelle in dem weiten Gebiete der Geschmacksurtheile dem ethischen Urtheile zukomme? muß, um dem allgemeinen Begriffe der ästhetischen Beurtheilung so viel wie möglich abzugewinnen, erörtert werden, ob sich nicht schon aus den allgemeinen Bedingungen jedes Geschmacksurtheiles darüber etwas werde bestimmen lassen, was an dem Gegenstande desselben die Beurtheilung hervorrufe und bestimme. Denn daß sich ein solches Was nachweisen lasse, ist die Bedingung des Versuchs, über das Schöne und Gute in bestimmten Begriffen etwas auszumachen, die Bedingung der Möglichkeit einer Wissenschaft von demselben; dadurch eben sollte das Schöne und Gute sich von dem bloß Angenehmen unterscheiden. Faßt man nun diese Forderung scharf auf, so zeigt sich eine Verwickelung. Einen Gegenstand als das, was er ist, auffassen, heißt zunächst ihn theoretisch auffassen. So faßt der Psycholog die geistigen Zustände, der Physiker und Chemiker die Kräfte und Eigenschaften der Dinge, der Geometer die Gestalten, der Metaphysiker die Erscheinungen überhaupt in der Absicht auf, zu bestimmen, was sie sind, und dieses Was zum Inhalt des

Wissens über sie zu machen. Aber in der rein theoretischen Auffassung liegt nichts von Beurtheilung, von Werthbestimmung. Ob eine Gestalt schön oder häßlich, ob eine Leidenschaft sittlich oder unsittlich ist, ist dem Geometer, dem Psychologen als solchen gleichgültig; die theoretische Auffassung hat kein Auge für den Zusatz im Urtheile, der den Gegenstand als einen nicht gleichgültigen, sondern als einen vorzüglichen oder verwerflichen bezeichnet[1]). Deshalb sind auch die Aufgaben der theoretischen Untersuchung ganz allgemein, während die ästhetische Auffassung auf einen verhältnißmäßig kleinen Theil des Gegebenen beschränkt ist. Aber innerhalb dieses Gebietes, wie groß oder wie klein es sein möge, treffen beide ihrer Natur nach verschiedenartigen Auffassungen an denselben Gegenständen zusammen. Nun scheint es nothwendig zu sein, daß ein und derselbe Gegenstand, rein an sich und ohne alle fremde Zuthat aufgefaßt, auch nur eine und dieselbe Auffassung hervorrufe und bedinge, und daraus würde folgen, daß theoretische und ästhetische Auffassung identisch sei. Gegen diese Folge streitet aber die Thatsache, daß gewisse Gegenstände nicht bloß als gleichgültige, sondern auch als an sich gefallende oder mißfallende aufgefaßt werden, daß sie nicht bloß Object einer Untersuchung, die von ihrem Werthe keine Notiz nimmt, sondern auch Gegenstände einer Beurtheilung sind, die lediglich auf diesen Werth geht. Es entsteht also der Widerspruch, daß ein und derselbe Gegenstand eine doppelte, specifisch verschiedene Auffassung bedingen soll und doch nicht bedingen kann. Dieser Widerspruch würde nicht vorhanden sein, wenn sich behaupten ließe, daß es gar nicht derselbe Gegenstand sei, welcher die doppelte Auffassung hervorruft; aber diese Ausflucht ist abgeschnitten, sobald man nicht ganz willkürlich die Thatsache leugnen will, daß die ästhetische Beurtheilung sich wirklich in vielen Fällen auf dieselben Gegenstände bezieht, welche zugleich Gegenstand der theoretischen Untersuchung sind. Oder glaubt man wirklich behaupten zu können, daß z. B. die Töne, die eine bestimmte Harmonie bilden, ganz andere Töne sind, als die, für welche die Akustik eine bestimmte Anzahl von Luftschwingungen als Kennzeichen ihrer Höhe und Tiefe nachweist? Folglich liegt auch in dem obigen Widerspruche die deutliche Anzeige, daß ohne etwas Fremdes zu dem Gegenstande hinzuzunehmen, in ihm selbst Unterschiede liegen müssen, welche die verschiedenen Auffassungen desselben möglich machen. Ein schlechthin Einfaches aber schließt jeden Unter-

schied aus; folglich: sollen in dem Gege
Unterschiede liegen, so darf er nicht ei
sondern muß zusammengesetzt sein.
aber die Theile, aus welchen er zusamme
ist, für sich und jeder abgetrennt von de
gen aufgefaßt, so würde in dieser Zerspl
die Auffassung des Gegenstandes als G
verloren gehen. Ein Ganzes aber, nicht
nen Einzelnheiten oder als bloßes Aggreg
Summe, sondern als Complexion einander
seitig und dadurch das Urtheil bestimmend
der auffassen, heißt: es den in ihm lieg
Verhältnissen nach auffassen; und nu
sich die Möglichkeit, das thatsächliche Vorh
sein zweier verschiedenartiger Auffassungen
Identität des Gegenstandes zu vereinigen u
obigen Widerspruch aufzulösen, in dem
was ästhetisch gefällt oder mißfäll
fällt oder mißfällt nicht als ein v
zeltes Element, sondern als Glied
Verhältnisses, welches sich muß be
nachweisen lassen; und die Gesammtheit a
dem Gegenstande nachweisbaren ästhetische
hältnisse ist das, was an ihm gefällt.
steht sich von selbst, daß dieser Satz als
mein bejahender, sich nicht rein umkehre
in dem Urtheile: was an dem Gegenstand
eines Verhältnisses ist, gefällt oder mißfä
kann an ihm eine Menge Verhältnisse
welche gänzlich gleichgültig sind und ga
Gegenstand ästhetischer Beurtheilung
können; aber es reicht auch vollkomme
wenn es allgemein feststeht, daß das eige
Object der ästhetischen Beurtheilung überal
hältnisse sind, und die Allgemeinheit un
wendigkeit dieses Satzes liegt eben darin,
Gegenfalle in dem Begriffe des Gegenstande
cher thatsächlich einer verschiedenartigen
sung unterliegt, ein Widerspruch entstehen

Dieses Resultat einer ganz allgemein
jeder bestimmten Erfahrung unabhängig
trachtung wird nun auch durch die Erf
vollkommen bestätigt. Ein einzelner To
isolirter Punct u. s. w. sind kein Gegenst
nes ästhetischen Wohlgefallens; Accorde un
folgen, die Umrisse einer Gestalt u. s. w.
schon eine Menge von Verhältnissen in sic
so wie in der Kunst dieselben Elemente,
anders verbunden, eine verschiedene Sc
erlangen, so liegen in den sittlichen Begrif
Gerechtigkeit, der Liebe, der Treue u. s. w.
bar Verhältnisse, ohne welche diese Begrif
bestimmte Bedeutung verlieren würden.
ist Zweierlei zu bemerken: erstlich, d

des Verhältnisses hier ganz allgemein und
der Beschränkung zu nehmen sei, die er
Mathematik hat. Mathematisch stehen zwei
in einem Verhältniß, wenn die eine als
andern entstanden betrachtet werden kann;
ist in der Mathematik der Begriff des
nisses durch den der Größe im strengsten
es Wortes determinirt und somit lediglich
hältnisse der Größen beschränkt. Zu ei-
chen Beschränkung findet sich hier gar
eranlassung, sondern der Sinn des obigen
ist ganz einfach der: daß keinem der Glie-
sich der Beifall gilt, sondern jedem nur
, als es sich mit den anderen zugleich der
ing darbietet. Ob die Glieder als ausein-
bgeleitet, oder als nur zufällig zusammen-
zu betrachten sind, ist dabei zunächst
leichgültig. Damit hängt zweitens zu-
, daß man nicht über dem Begriffe dieser
nisse die Auffassung des Gegenstandes,
Verhältnisse sie sind, und somit durch
weit getriebene Abstraction den Gegen-
elbst über den Verhältnissen aus dem
erlieren dürfe. In der unmittelbaren An-
ung eines Kunstwerks, eines Charakters
ist zwar zu diesem Fehler wenig Veran-
vorhanden; im Gegentheile tritt hier dies
te Bewußtsein der einzelnen Verhältnisse
leicht hinter den Gesammteindruck des
zurück. Wohl aber kann es in der wis-
tlichen Reflexion geschehen, daß der
e Begriff des bloßen Verhältnisses, abge-
on den Gliedern desselben und dem Ge-
le, dessen Bestandtheile sie sind und
ch sie als Glieder eines Verhältnisses so
ders charakterisirt wird, eine Bedeutung
selbst in Anspruch zu nehmen scheint.
ch dies würde eine leere Abstraction
fern man unter leeren Abstractionen die-
versteht, bei welchen die bestimmte Be-
eines Begriffes in Beziehung auf die ge-
tzt vorliegende Aufgabe verloren geht. Die
ng des Begriffes: Verhältniß, für Objecte
hetischen Auffassung ist immer daran ge-
, daß der Gegenstand durch die in ihm
en Verhältnisse, — nicht diese ohne den
tand aufgefaßt werden, und deshalb darf
fassung des letzteren nicht verloren gehen
r abstrahirenden Reflexion auf jene.
bisherigen Erörterungen über das Schöne
te haben nun allerdings insofern nur einen
hetischen Charakter, als sie auf dem
en ruhen: gesetzt, es gäbe etwas, was
ch darauf machen könnte, im Gegensatze
zu dem bloß Nützlichen, Lustbringenden und Angenehmen durch jene Begriffe bezeichnet zu werden, wie müßte es denn beschaffen sein? welcherlei Art ist der Beifall, der ihm gebühren würde? und worauf müßte sich die Aufmerksamkeit richten, um diesen Beifall in Form eines Urtheils auszusprechen? Gesetzt nun, es gäbe nichts wahrhaft Schönes und Gutes, so würde zwar die unmittelbare äußere Veranlassung zu dem Versuche einer Wissenschaft von demselben wegfallen; aber der allgemeine Begriff der Aufgabe einer solchen Wissenschaft würde dadurch nicht aufgehoben werden; vielmehr würden für ein Denken, welchem es gelänge, sich in die Anschauung solcher Verhältnisse zu versetzen, deren vollendete Vorstellung von einem willenlosen Urtheile des Beifalls unmittelbar begleitet würde, eine Mehrheit vorbildender Urtheile entstehen, die zugleich einen Maßstab und somit die Principien für die Beurtheilung der größeren oder geringeren Vorzüglichkeit oder Verwerflichkeit alles desjenigen enthalten würden, was dem Begriffe oder der Wirklichkeit nach in den Umfang jener Urtheile irgendwie fallen könnte. Nur würde für die Lösung einer solchen Aufgabe der allgemeine Begriff des Schönen und Guten ganz unbrauchbar sein. Denn dieser ist nichts, als das Abstractum, der allgemeine Ausdruck für die durch den Gegenstand selbst bestimmte absolute Werthgebung, und eben deshalb kann und darf in ihm nichts von dem bestimmten Inhalte der einzelnen ästhetischen Urtheile liegen. Wer Gemälde, Melodien, Gedichte, Bildsäulen durch den gemeinschaftlichen Begriff des Schönen bezeichnet, der denkt darin nichts von dem, was das specifisch Schöne des einen oder des andern ist, und die Idee des Schönen oder durch welchen anderen Ausdruck man dieses leere Abstractum bezeichnen möge, ist, man möge sie zergliedern so viel man wolle, ebenso unfähig darüber Aufschluß zu geben, als etwa in der Idee des Guten eine Bestimmung darüber liegt, was das specifisch Verwerfliche der Lüge oder des Neides oder das specifisch Vorzügliche der Wahrhaftigkeit, der Gerechtigkeit u. s. w. sei. Vielmehr gestaltet sich jene Aufgabe der Natur der Sache gemäß so, daß man auszugehen habe von den einzelnen Verhältnissen selbst, welche für ein bestimmtes Gebiet Gegenstand des Beifalls oder des Mißfallens sind, um inne zu werden des Urtheils, welches sie hervorrufen; daß man diese Verhältnisse vollständig kennen zu lernen bemüht sein müsse; daß man dann erst fortschreiten könne zur Verbindung einer Mehrheit solcher Verhältnisse, welche

[illegible] Vernunft [illegible] Verhältnissen [illegible] Weise die [illegible] Bestim-[illegible] bildet [illegible] Begriffen des Schönen [illegible] dann würde sich [illegible] Verhältnisse der Töne [illegible] wie sich [illegible] Natur [illegible] die natürlichen [illegible] Wissenschaft [illegible] indem [illegible] Reihe von Verhält-[illegible] darstellt [illegible] solche Untersuchung [illegible] Wissenschaft [illegible] Untersuchung [illegible] Anlage [illegible] ästhetische [illegible] eine solche Aufgabe [illegible] Untersuchung [illegible] Ohren [illegible] Aufnahme [illegible] Objekt [illegible] beurtheilende Urtheil.

[illegible] die psychischen Erregungen [illegible] neben und zum Theil [illegible] die ästhetische Wirkung [illegible] im Auffassenden sehr [illegible] Wenigstens ist es ein sehr [illegible] mit welchem man an eine [illegible] Untersuchung geht, daß die Gefühle [illegible] Freude, des Schmerzes, der Bewunderung [illegible] die man von dem Kunstwerke [illegible] man aus einer ästhetischen Untersuchung [illegible] sollen, und [illegible] hält [illegible] die Erregung dieser oder anderer Gem[illegible] nicht mehr [illegible] selbst- und begier[illegible] sogar [illegible] hinweisen [illegible] Effect zu machen [illegible] Werth eines Kunst[illegible] als verdächtig [illegible] Interesse über das [illegible] Werke [illegible] Erregun[illegible] [illegible] die Gemüth an die [illegible] Zuschauer [illegible].

[illegible] intelligere [illegible] vitae [illegible] propr[illegible] enthalten der reinen Ausdruck [illegible] Aufnahme und Beurtheilung kann nur auch [illegible]

B. Ethik.

57. Historisch-kritische Einleitung in die Ethik.

(*J. F. Herbart*, Kleinere Schriften und Nachlass III. [1843] S. 178—187.)

r Mensch berathschlagt für sich und seine e, was zu thun und zu lassen sei. Am andelt Mancher ohne festen Entschluß.

r pflegt sich als Theil eines größeren Ganbetrachten. Dann genügt kein beliebiger uß, sondern die Berathschlagung muß eieinschaftlichen Willen ergeben, den Alle besten erkennen.

r Geschichte und Religion veranlassen noch s eine Art von Ueberlegung, wobei wir iisch urtheilen wollen, indem wir persöntweder nicht vom Gegenstande der Beıg berührt werden, oder doch ihn gar ı der Gewalt haben.

tigkeit, Allgemeingültigkeit und teilichkeit der Entschlüsse, die wir für er im Namen Anderer fassen, hat man eit ein paar Jahrtausenden durch die praktiilosophie zu sichern gesucht, welche zu Zwecke theils in die innersten Gesinnunıeils in alle menschliche Verhältnisse bis größten hinauf, eindringen muß.

e Wissenschaft war durch Pythagoras vor-, gewann durch Sokrates und Plato festen wurde von den Stoikern ausführlich vorn, vom Cicero nach griechischen Mustern ch dargestellt, späterhin von den römiuristen und zu christlichen Religionsvorbenutzt; und kam nach der Wiederher- der Wissenschaften in doppelter Gestalt zum Vorschein; nämlich als Naturrecht ıral. Nämlich die Moral redete mit den ın Menschen von der Sünde und den guten ı; daneben aber redete Hugo Grotius (nach Vorgängern) über Krieg und Frieden mit chtigen, um ihnen den Menschen als ein es Wesen darzustellen, während Hobbes dränge der Menschen gegen einander ins ıßte.

ıntlich bearbeitete man eine und dieselbe schaft von zwei Puncten her. Hätte man ehler gearbeitet, so wären allmählig beide lungen in einander gefallen. Allein Thomeinte in der Unterscheidung des *justum nestum* und *decorum* eine Grenzbestimmung Wissenschaften zu finden, welche durch griff des rechtlichen Zwanges von Grund- d Gerhard befestigt werden sollte. Seitdem ı allmählig die Juristen, nur das Naturrecht, die Theologen nur die Moral nöthig zu haben, indem die Einen zu hohen Staatswürden, die Andern zum Himmel hinauf schaueten. Wolff aber, der zwei Theile der praktischen Philosophie unter den Namen Ethik und Politik anerkennt (dessen Logik §. 63), das Naturrecht dagegen (als *scientia actionum bonarum et malarum*) in der Ethik und Politik will vorgetragen wissen (zwischen welche er übrigens noch die Oekonomik, die Lehre von der häuslichen Gesellschaft einschiebt), hatte auch von einer *philosophia practica universalis* geredet, welche die allgemeinsten Grundlehren enthalten sollte.

Dieser Zustand der Wissenschaft spiegelt sich noch in Kant's Bearbeitung derselben. Unter den Namen: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und Kritik der praktischen Vernunft, wird von ihm das Allgemeinste der praktischen Philosophie untersucht, um den kategorischen Imperativ als ersten Grundsatz festzustellen. Dann folgen Rechts- und Sittenlehre, geschieden durch den Begriff des Zwangsrechts oder der vollkommenen Pflichten. In eben diesem Sinne arbeitete Fichte, jedoch schon mit bedeutender Entfernung vom kategorischen Imperative. Dahin gehört auch mit vielen Andern das Hufeland'sche Naturrecht.

Allein Hugo nannte das Naturrecht eine Todschlagsmoral, und fordert statt dessen eine Philosophie des positiven Rechts. Schleiermacher nannte es (Krit. d. Sittenl. S. 470) eine Unform, welche von der rechten Ethik müsse zerstört werden. Hegel zog in sein Naturrecht die Grundbegriffe der Moral hinein. Stahl, der Anhänger Schelling's und Savigny's, lehrt eine christliche Rechts- und Staatslehre, die ganz theologisch von der Welt als dem Leibe Gottes und vom Sündenfall beginnt. Droste-Hülshof findet, daß die Rechtslehre sich an die Sittenlehre nothwendig anschließt. Diese Zeugnisse[1]) können vorläufig unsere Behauptung bestätigen, daß die Trennung zwischen Moral und Naturrecht, wenn nicht ganz grundlos, so doch unzweckmäßig ist, und dem heutigen Zustande der Wissenschaft durchaus nicht paßt. Weiterhin wird die Lehre von den praktischen Ideen zeigen, daß man zweierlei Theilung verwechselt hat. Nämlich der Ideen sind fünf, alle diese aber haben eine doppelte Anwendung, theils auf den Einzelnen, theils auf die Gesellschaft und den Staat. Jede dieser beiden Anwendungen erfordert, daß man sämmtliche

Ideen, sowohl die, welche von den Theologen und Moralisten, als die, welche von den Juristen vorzugsweise pflegten benutzt zu werden, bei einander habe und in der engsten Verbindung zugleich vor Augen habe. Eher könnte man die beiden Anwendungen getrennt behandeln; und dies mag immerhin geschehen in den Vorträgen der Theologen und Juristen für ihre nächsten Vorbereitungen zur Amtsführung; allein Niemand darf vergessen, daß er zugleich als Einzelner und als Mitglied der Gesellschaft seine Rechte und Pflichten zu überlegen hat; daher das Getrennte sich wieder vereinigt.

Die Begriffe von **Rechten**, **Gütern**, **Tugenden** und **Pflichten** sind demjenigen, der sich zur praktischen Philosophie wendet, nicht mehr fremd. Denn er weiß, daß sie alle sich auf unser Thun und Lassen beziehen; und daß die Bearbeitung solcher Begriffe es ist, welche der Name, praktische Philosophie, ankündigt. Es ist ferner bekannt genug, daß bei **Rechten** an Erlaubtes, bei Gütern an Begehrtes zu denken ist; daß Tugenden gelobt, Pflichten geboten werden. Daraus ergibt sich, daß ein Zusammenhang unter jenen Begriffen stattfinden müsse. Wo Erlaubnisse nöthig sind, da gibt es auch Verbote; wo Erlaubnisse benutzt werden, da wird etwas begehrt oder verabscheuet; vom Lobe aber ist das Gegentheil der Tadel, und dieser bleibt nicht aus, wo das Unerlaubte begehrt oder gar vollzogen wird. Es fragt sich nun, wo man beginnen müsse, um zur Darstellung dieses Zusammenhangs den rechten Faden zu finden?

Beginnt man beim **Rechte**, so geräth man sogleich in das Gedränge der Ansprüche, wodurch die Menschen einander ihre Freiheit beschränken. Denn Jeder ist geneigt, dieselbe so weit als möglich auszudehnen; bald unter dem Namen ursprünglicher Menschenrechte; bald durch Vorgreifen und Berufung auf älteres Recht; bald durch größere oder engere gesellschaftliche Verbindungen. Daraus würde ein wechselseitiger, aber sehr veränderlicher Zwang entstehen, indem die Macht der Menschen bald wächst, bald abnimmt, wenn nicht Verbote, um Einhalt zu thun, hinzukämen. Mag nun Jeder in seinem Innern solche Verbote aussprechen, oder ein höherer Wille wirksam sein, von welchem das Verbieten ausgeht: jedenfalls führt uns der Gehorsam, wodurch dem Verbote Folge geleistet werden soll, vom Rechte auf den Begriff der Pflicht zurück, wäre es auch nur durch den sehr gewöhnlichen Schluß, was nicht verboten, das sei erlaubt.

Wir können also beim Recht die Unte
jenes Zusammenhangs nicht anfangen, d
falls zuerst die Pflicht muß erwogen wer
das Erlaubte vom Verbotenen zu sonder

Unter den drei Begriffen von **Güte**
genden, **Pflichten** scheint ein solcher
menhang stattzufinden, als ob man nu
hätte, irgend einen derselben, gleichviel
zu entwickeln, um daraus die richtige Bes
auch der andern beiden zu gewinnen. De
die Güter als Zielpuncte festgesetzt w
würde die Tugend den Anfangspunct der
die Pflicht aber den Weg selbst bezeichn
her möchte es im Wesentlichen einerlei
man den Weg unmittelbar beschriebe,
sen Anfang sammt der Richtung festse
welcher fortgehend die Zielpuncte nicht
werden könnten, oder ob aus der Kenntn
letztern auf den Weg und dessen An
schlossen würde. So gäbe es drei gleich
Formen der Sittenlehre, welche sämm
kennen nur der Vollständigkeit wegen b
so wichtigen Gegenstande nöthig wäre,
die Form einer Güterlehre, Tugendle
Pflichtenlehre.

Was nun zuvörderst die **Güterle**
langt, so warnt gegen sie, inwiefern sie
gend- und Pflichtenlehre die Grundlage
würde, theils schon die Auctorität Kant
aber ist auf der Stelle klar, daß man
fremde Gestalt aufzwingen würde, wen
Gütern nur diejenigen Gegenstände sol
standen werden, wonach der Mensch
strebt, als er tugendhaft ist und Pflichte
Ein Gut ist jeder Gegenstand in dem M
er begehrt wird. Der Wille also gibt
Maßstab. In der Sittenlehre aber wird
der Begriffe von Pflicht und Tugend
setzt, der Wille solle selbst gemessen
welches nicht möglich ist, wenn er das
gibt. Der Wille, sofern er **gut** oder **bö**
wird gemessen; er unterliegt demnach
ganz anderen Betrachtung, als dort, wo
die Güter und Uebel abgemessen werden

Dennoch ist es ein großer Fehler,
Güterlehre, ohne andere als zurückweis
wähnung, in der praktischen Philosop
übersprungen wird. Um den Willen r
beurtheilen, muß man ihn wenigstens er
mäßig, und ohne Vorurtheile falscher Psy
vor Augen haben. Es gibt aber im
nicht bloß Einen Willen, sondern Will
der Name für ein mannigfaltiges Wo
Nicht-Wollen, welchem eine noch größere

t des Begehrens und Verabscheuens, der
ıg und Abneigung, mehr oder weniger
h und stark, theils vereinzelt, theils ver-
nd gegenseitig bedingt, zum Grunde liegt;
ergibt sich aus der Gunst oder Ungunst
nsumstände, womit dies Alles zusammen-
ne nicht geringere Mannigfaltigkeit von
zuständen, Gefühlen und Affecten. Von
n Gütern ist deshalb noch weit bis zum
n und der Fröhlichkeit; vollends bis zur
nheit, Heiterkeit, Glückseligkeit; ebenso
eiden sich einzelne Uebel, Entbehrungen,
ten, von Unbehaglichkeit, Verstimmung,
denheit, Unglück, Pein, Qual. Betrachtet
n den Willen als bildsam: so kann die
igkeitslehre nach äußeren und nach in-
Bedingungen abgehandelt werden; ihre
Hälfte wird dann leicht den Schein der
lehre annehmen, indem der Wille sich
einrichtet, mit den Umständen zufrieden
Aber auch inwiefern dies nicht ausführ-
wegen natürlicher Bedürfnisse und Strebun-
e sich nicht ändern lassen), weiß der
im Allgemeinen, daß man ihm Vorwürfe
würde, wenn er, sein Wohl für sich und
igen vernachlässigend, Fremden zur Last
ieraus, ohne nähere Ueberlegung, was
viel von Recht, Tugend, oder Pflicht sol-
rwürfen zum Grunde liegen möchte, folgt
die Nothwendigkeit, Bedürfnisse, Mittel
dernisse mit Rücksicht auf das Veränder-
Laufe des Lebens in Betracht zu ziehen.
also gefragt, was schwerer, was leichter
gen und zu entbehren sei. Dies muß zum
s Individuum sich selbst beantworten;
eils aber gehören hieher die Lehren des
gsreichen Alters an die unerfahrene Ju-
Bleibende Güter müssen von Scheingütern
ieden werden; die unvermeidliche Folge
schiedenen Lebensperioden soll im Voraus
ut sein. Hieher gehört auch Kenntniß
hältnisse, in Ansehung des Staates, des
tes, der Culturstufen; und nothwendige
lugheit wegen des, gleichviel ob vermeid-
der unvermeidlichen, jedenfalls wirksamen
s Anderer, und der Bedingungen, unter
es möglich ist, demselben sich entweder
ließen oder ihm auszuweichen, um irgend
llung unter Menschen zu behaupten. Aus
Allen soll sich eine Lebensordnung und
nsplan ergeben, verbunden wo möglich
igkeit in der Befolgung, nöthigenfalls aber
giebigkeit gegen die Umstände. So ent-
nun allerdings Vorschriften, welche Pflich-
ten bestimmen; und ein Lob oder Tadel, wodurch ein Unterschied zwischen Tugend und Laster hervorgeht. Denn der Mensch soll seine Empfindlichkeit mäßigen sowohl in Genuß als Entbehrung; er soll Bedürfnisse und Ansprüche beschränken, die Kräfte schonen, üben, stärken; das Nöthige erwerben, sichern, vertheidigen, planmäßig gebrauchen. Er soll dies Alles aus dem Standpuncte einer Glückseligkeitslehre ansehen, welche die höheren Begriffe von Tugend und Pflicht nicht gerade leugnet; aber, so lange diese nicht entscheidend hervortreten, ihn vorläufig durch ihre Anweisungen in Thätigkeit setzt, damit er den Weg des Lebens überschaue und möglichst zu ebnen suche. Bleibt dagegen die Glückseligkeitslehre allein stehen, so endigt sie in Gemächlichkeit, in falscher Tröstung wegen unvermeidlicher Schmerzen, und oft in Lebensüberdruß.

Wenden wir uns an den Begriff der Tugend, so bemerken wir bald in ihm eine eigenthümliche Dunkelheit, derentwegen er nicht geschickt ist, einen Anfangspunct der Untersuchung darzubieten. Tugend ist das eigentlichste Lob für eine Person, nicht für ihre äußere Erscheinung, sondern für ihr Innerstes, für ihr wahres geistiges Wesen. Was aber ist eine Person, und zwar in ihrem verborgensten Innern? Und wie verknüpft man mit dem Begriffe hievon ein Urtheil des Lobes? — Persönlichkeit ist Einheit des Ich, welches in allem Wechsel des Lebens Sich Selbst erkennt. Aber was das Ich in Sich findet, das ist nach Zeiten und Umständen höchst verschieden. Wie besteht dabei die Einheit? Und was in dieser, an sich gleichgültigen Einheit, ist in dem Einen der Gegenstand des Lobes, im Andern der Gegenstand des Tadels? — Sollte die Beantwortung dieser Fragen den Anfang der praktischen Philosophie ausmachen, so müßte die Metaphysik vorausgegangen sein. Die Metaphysik aber ist seit ein paar Jahrtausenden der Schauplatz für streitige Meinungen, während die Begriffe von Tugend und Pflicht Jedem klar, wenigstens zugänglich sein sollen. Daher gab Kant ein sehr übles Beispiel, als er von einer Metaphysik der Sitten redete. Uebrigens muß der Metaphysik überlassen werden, zu zeigen, daß sie schlechterdings nicht im Stande ist, die praktische Philosophie zu begründen.

Sucht man denjenigen Begriff von Tugend auf, welcher im gemeinen Leben im Umlauf ist, so findet man denselben veränderlich und sehr unsicher; und ebenso die Begriffe von den Gegentheilen, von der Untugend, dem Laster, der Bosheit. Man hört von einzelnen Tugenden, z. B.

Mäßigung, Vorsicht, Muth, von denen nicht klar ist, ob sie nicht der Glückseligkeitslehre angehören. Man findet nicht bloß eine thätige Tugend, sondern auch eine leidende, in Gefühlen, Aufopferungen, Unterlassungen. Man findet eine spartanische Tugend, aber auch eine andere in frommen Kasteiungen; nicht selten auch einen Heroismus, der auf Meinungen und Ehrenpuncten beruht; und ihm gegenüber das Lob der Unschuld. Ob die Tugend im Kampfe bestehe und nach seiner Größe gemessen werde, oder ob sie über allen Kampf hinaus in der ursprünglichen Individualität liege, darüber wird gezweifelt. Bestimmter sind die Warnungen vor Lastern; am bestimmtesten die allgemeine Anweisung, daß der Mensch sich selbst achten und beachten solle. Daraus lernt man aber nur, daß in der Persönlichkeit die Tugend zu suchen sei; nicht, **was** sie eigentlich sei. Selbst die allgemeinen Ermahnungen zu Besserung und Buße sagen nicht, was eigentlich solle gebessert werden; die Erfahrung zeigt aber manchmal eine Neigung der Menschen, sich Fehler anzudichten, und hintennach einen Stolz mitten in der Buße.

Nicht viel klärer ist ursprünglich der Begriff der **Pflicht**. Zwar führt derselbe sogleich das Merkmal eines unter höherem Befehle stehenden Willens bei sich. Allein woher dieser Befehl, und woher die Nothwendigkeit ihm zu gehorchen? Die gemeine Unterwürfigkeit ungebildeter Menschen begnügt sich, einen Mächtigeren, welcher lohnen und strafen könne, hinzuzudenken; daher im Verborgenen zu sündigen erlaubt scheint. Ist denn der Wille dieses Mächtigeren nicht verpflichtet? Diese Frage würde bis zu dem Mächtigsten hinaufsteigen, wenn nicht unter Gebildeten schon vorausgesetzt würde, daß Jeder in sich selbst einen höheren Willen trägt, durch welchen er mit anderen, besseren Menschen in Gemeinschaft steht, so daß der ehrliche Mann sich auf die, welche ihm gleichen, verlassen kann, indem die niederen Begierden der Einzelnen einem allgemeinen Gesetze unterworfen, und auch ohne Zwang von außen, dem inneren Gesetze gehorsam sind. Allein damit ist noch nicht Rechenschaft gegeben über die eigentliche Verknüpfung der Glieder in dem Verhältnisse des Gehorchenden zum Gebietenden. Je ähnlicher der gehorchende Wille des Gebildeten, welcher dem inneren Gesetze folgt, dem Gehorsam dessen, der unter strengem äußeren Zwange steht: desto ähnlicher scheint auch der gebietende innere Wille einem von außenher gebietenden Zwingherrn. Mag immerhin das Gewissen mächtig genug sein, zu lohnen und strafen, so entsteht nur desto lender die Schwierigkeit, dieses Gewiss einer Tyrannei zu unterscheiden, die un weniger zu dulden wäre, weil es nur v eigenen Wollen abhängt, ihr ein Ende zu n und weil ein Zwang, der von gar keinem Puncte ausgeht, in den Verdacht einer l chen Selbsttäuschung gerathen kann.

Solchem Verdacht einen Anschein von heit zu geben, ist um desto leichter, da d nungen über die Pflicht verschieden sind u Gewöhnungen abhängen, deren Ursprung aus und Lehre nicht zu verkennen ist.

Die Rechtspflichten werden durch Zwa geschärft. Die Wirkungen der Lehre reiche viel weiter; sie umfassen auch die soge unvollkommenen oder Gewissenspflichten, Zumuthung, Jeder solle sich selbst derg auferlegen. Wie nun Manche sich durch Drohungen einschüchtern lassen, denen zu stehen sie Kräfte und Mittel genug haben so und noch häufiger beugen sich die sch ren Köpfe vor Auctoritäten. Man kennt d sterherrschaft; die Strenge, womit sie ein ren Ceremoniendienst fordert; und die B womit sie Pflichten erfindet, bis zur Verbr der Wittwen oder der Ketzer.

Nichts ist verkehrter, als an diesem Orte fühl der Freiheit aufzuregen, damit es die verscheuche. Gerade umgekehrt: wer sic Freiheitsgefühl hingibt, der sträubt sich nic gegen den Zwang, sondern er spottet au Lehre. Und wie sollte er nicht, wenn die weiter nichts weiß, als daß der gehorchend von dem, gleichviel ob innerlich oder äu gebietenden **Willen** abhänge?

Zwar gibt es eine Idee der inneren F und wir werden uns selbst in der Folge Ausdrucks bedienen, um dadurch die Fä des sittlichen Menschen zu bezeichnen, seinen Begierden nicht nachgebe, sondern widerstehe, und zwar durch den Entschlu ner besten Einsicht gemäß zu leben. Abe Idee ist nicht selbst ein Werk der Freiheit dern sie ist nothwendig und über allem oder Nicht-Wollen erhaben.

Frei fühlt sich jeder Mensch, der schle wie der beste, wenn er von irgend einem lichen oder unrechtlichen Zwange loskomm nerlich kann dies geschehen beim Zurück andringender Begierden, gleichviel ob die Z weisung aus Gründen der Klugheit oder d lichkeit entspringt. Es kann aber auch ges beim Abwerfen einer Auctorität, wiederum

diese Auctorität auf guten oder schlechden beruhet.
frei fühlt sich der sittliche Mensch im icke der Selbstüberwindung nicht. Er h so nicht fühlen, weil diese Selbstüber- nothwendig ist. Sie darf nicht unter- Er fühlt sich stark. Stärke aber ist etleres als Freiheit.
gen denkt sich der sittliche Mensch frei, über sich selbst in ruhigen Stunden nach- Denn er betrachtet seine sittliche Einsicht eigentliches Selbst; er unterscheidet dalurch äußere Gegenstände und wechselnde e aufgeregten Begierden als etwas Fremder findet er sich frei, sobald das Fremde ickzieht vor demjenigen Willen, welcher Einsicht der unmittelbare Ausdruck ist.
it hängt die Kantische Lehre in ihrem Ursprunge zusammen. Die unrichtigen igen, welche Kant daran knüpfte, werden mißverstanden von Denen, welche den n an die Freiheit in eine vorgebliche niß, und die Erkenntniß am Ende gar in ttelbares Gefühl verwandeln, welches nach tischen Lehre ganz unmöglich sein würde. vahre Lehrart der praktischen Philosophie sehr sorgfältig zu verhüten, daß sie nicht Auctorität erscheine, an die man glauben id die man wohl irgend einmal abwerfen ihr ganzes systematisches Verfahren berauf, daß sie nicht selbst gebiete, nicht st als eine Vorschrift gelten mache.
ge sie von Gütern und Uebeln aus, te sie durch Hoffnung und Furcht auf den wirken. Tugenden würde sie darstellen igkeiten und Gewöhnungen, wodurch der sich geschickt machte, sein Wohl zu und sich vor Schaden zu hüten. Es iber der Wille doch am Ende der eignen hätzung, oder dem eignen Verschmähen sen.

Gienge sie von der Tugend aus, so würde sie Lob und Tadel der Person aussprechen. Güter wären die Werke und Werkzeuge des tugendhaften Wirkens; Pflichten die nothwendigen Formen, worin sich die Tugend darzustellen hätte. Aber das Lob der Person würde nach dem Obigen die nöthige Klarheit vermissen lassen. Wer nun gleichwohl sich anstrengte, um solches Lob oder den entgegengesetzten Tadel auch nur zu verstehen, der würde das Selbstgefühl seiner eigenen Persönlichkeit in sich aufregen, indem ja zunächst Jeder selbst aus eigenem Bewußtsein die Persönlichkeit kennen muß, wenn Er die Rede davon verstehen soll. Lob und Tadel also würden gemäß diesem Selbstgefühle theils angeeignet, theils zurückgewiesen werden; und die Folge wäre, daß der Wille sich in den einmal vorhandenen Richtungen behauptete und bestärkte.

Gienge sie von der Pflicht aus, so würde sie Gebote und Verbote verkündigen; und hiemit Tugenden als innere Werkzeuge, als Vorbereitungen zu den geforderten Leistungen; Güter als Belohnungen oder erlaubte Genießungen. Aber in wessen Namen die Verkündigung geschähe? das würde im Dunkeln bleiben. Und wer nicht das Sollen am Ende auf ein bloßes Müssen zurückzuführen geneigt wäre, der fände in der Stelle des Gebieters nur seinen eigenen Willen. Auf die Frage nun, welche Auctorität dem Gebote oder Verbote zum Grunde liege, würde lediglich die Antwort erfolgen: der gebietende und der gehorchende Wille sind als Willen einander gleich. Folglich, da die Gleichheit keinen Grund des Unterschiedes abgeben kann, so ist gar kein Unterschied, also auch gar keine gebietende Auctorität vorhanden, mithin alle Sittlichkeit Werk des Vorurtheils!

[1]) Vergl. noch Mackeldey, Lehrb. d. heut. Röm. R. §. 112. »Die Rücksicht auf Erzwingbarkeit war bei den Römern gar nichts Wesentliches.«

58. Andere historisch-kritische Einleitung in die Ethik.

(*J. F. Herbart*, Analyt. Beleuchtung des Naturrechts und der Moral [1836] S. 1—10.)

ler gebildeten Gesellschaft wird Kenntniß chte und Pflichten nicht bloß gefordert, auch bei Jedem vorausgesetzt; daher es n kann, ein streng wissenschaftliches Stu- bekannter Gegenstände noch neben der positiven Theologie und Jurisprudenz wäre kaum nöthig. Dies Vorurtheil wird am sichersten verhütet durch historische Darlegung der Verwickelungen, in welchen das Mannigfaltige der praktischen Philosophie sich so sehr befangen zeigt,

daß Auseinandersetzung und Zusammenfassung desselben gleich nothwendig ist.

Abgesehen von den Gegensätzen bürgerlicher Ordnung und Unordnung, die schon beim Homer, von den Familienpflichten und Ehrenpuncten, welche beim Sophokles stark hervortreten [1]), und von mancherlei ähnlichen Spuren bei den Dichtern überhaupt; abgesehen auch von den *ἀντιπεπονθός* der Pythagoräer (einem Größenbegriff, da bei der Vergeltung die Gleichheit zu beobachten ist), der *εὐθυμία* des Demokrit u. s. w.: erblicken wir um die Zeit des Sokrates die griechischen Denker in einem lebhaften Streite über die Gültigkeit der sittlichen Begriffe. Auf der einen Seite Sophisten, wie Thrasymachus mit seinem Grundsatze, das Recht sei der Vortheil des Stärkeren, — auf der andern Seite den Sokrates, umgeben von sehr verschiedenartigen Schülern, unter welchen Xenophon mit seiner besonnenen Lehre vom Nützlichen, und Platon mit dem entschiedensten Aufstreben zum absolut Guten, am meisten hervorragen. Um den Abstand zwischen diesen beiden zu bezeichnen, braucht man nur an den Cyrus des einen, und an die Republik des andern (besonders an das zweite, vierte und achte Buch) zu erinnern. Xenophon soll sogar, wie Gellius berichtet, den ersten beiden Büchern der Republik seine Cyropädie absichtlich entgegengesetzt haben [2]).

Viele haben im Platon zu finden geglaubt, was sie suchten. Tennemann suchte und fand bei ihm eine Kantische Pflichtenlehre; Schleiermacher fand Gottähnlichkeit als höchstes Gut, und dieses als das beste Princip der Sittenlehre [3]). Daß weder das eine, noch das andere kann behauptet werden, zeigt Stäudlin [4]). Es kommt hier darauf an, daß man theoretische und praktische Philosophie nicht vermenge; aber auch nicht vom Platon eine strenge Unterscheidung beider fordere. Manche Fragen, die ein heutiger Denker an ihn richten kann, finden bei ihm keine Antwort. Dahin gehört, was sich auf den Pflichtbegriff und die Freiheitslehre bezieht [5]). Stäudlin findet beim Platon Determinismus, und doch die Voraussetzung eigentlicher Freiheit [6]).

Daß, im Widerspruche mit Platon's scharfer Trennung des Sittlichen vom Glück, Andere neben ihm auftraten, die den gegenwärtigen, klug ausgewählten Genuß als den Preis ihrer Beherrschung der Affecten betrachteten; daß bald eine sanfte Erregung angerühmt, bald über die Leiden des Lebens geklagt, bald aber auch das Glück in der Abhärtung und Entbehrung gesucht wurde: dies Alles kann wenig befremden. Beim Aristoteles

könnte man dagegen genau bestimm
erwarten. Anstatt aber dem Platonis
sich anzuschließen, streitet er gegen
Guten, indem er sich in die Vielde
Wortes verwickelt [7]). Die Verwirrun
heilbar, indem er den ganz falsche
stellt, die Tugend werde gelobt wegen
und Thaten, die Glückseligkeit (*εὐδα*
gegen als etwas Höheres und Vollst
schätzt [8]).

Der Fehler ist nur dadurch bedeckt
dem Tugendhaften die Gemüthsstimm
setzt, vermöge deren im Rechthand
die Freude daran soll enthalten sein [9])
von Freude kann aber nicht eher
Freude unterschieden werden, als bis
was Rechthandeln heißt; und sie kan
hauptet werden, wenn das richtige
unübersteigliche Hindernisse stößt.
nun ferner die Tugend in Einsicht un
schieden hat, weiß er keine bessere
für die Einsicht zu finden [10]), als die
zwischen Zuviel und Zuwenig.

Uebrigens sind aus der Rhetorik de
folgende Definitionen schon der Kürz
bemerken [11]): *καλὸν μέν ἐστιν, ὃ ἂν δι*
τὸν ὂν ἐπαινετὸν ᾖ· ἢ ὃ ἂν ἀγαθὸν ὂν
ἀγαθόν. εἰ δὲ τοῦτό ἐστι τὸ καλὸν,
ἀρετὴν καλὸν εἶναι· ἀγαθὸν γὰρ ὂν ἐπα
Ἀρετὴ δὲ ἔστι μὲν δύναμις, ποριστικὴ
φυλακτική. καὶ δύναμις εὐεργετικὴ πολ
γάλων καὶ πάντων περὶ πάντα. Μέρη δ
καιοσύνη, ἀνδρεία, σωφροσύνη, μεγαλο
γαλοψυχία, ἐλευθεριότης, πρᾳότης, φρόν
— *Ἔστι δὲ δικαιοσύνη ἀρετὴ, δι᾽ ἣ*
ἕκαστοι ἔχουσι, καὶ ὡς ὁ νόμος· ἀδικία
τὰ ἀλλότρια, οὐχ ὡς ὁ νόμος. Man sie
die Begriffe des Schönen, des Guten
nehmen, des Nützlichen, des Gesetzl
einander fahren.

Von anderer Art sind die Verwick
Ethik mit der Psychologie. Durch Pl
läre Darstellung (in der Republik) vera
sen sie beim Aristoteles durch seine m
tretende Vermengung der Lebenskra
Seele. Obgleich er es hier unentschie
das *ἄλογον ψυχῆς* von dem *λόγον ἔχον*
schieden, oder nur wie die concave u
Seite eines Kreisbogens unterscheidba
entsteht doch eine gänzlich falsche S
Begriffe, indem er das *ἄλογον* als dasj
auffaßt, welches theils Lebenskraft
theils geistig, aber (wie die Begierde
nunft zu folgen oder nicht zu folge

Eine Zusammenfassung, die so wenig bestehen konnte, machte das Theilen nothwendig; und dazu kommt noch, daß gegen das Ende der Ethik nicht bloß wie beim Platon, der Tugend wegen, sondern auch des Vergnügens wegen Theile in der Seele gemacht werden; denn das Vergnügen soll die Thätigkeiten vollenden [13]; daher werden nothwendig die Classen der Vergnügungen eben so vielerlei Thätigkeiten anzeigen, welches zum Spalten der Seelenvermögen Anlaß geben mußte. Dunkelheiten der Psychologie mußten alsdann Dunkelheiten für den Sittenlehrer werden, der als Eudämonist aus allen möglichen Vergnügungen, nach dem Grade ihrer Haltbarkeit und wahrscheinlichen Erreichbarkeit, die Glückseligkeit zusammen zu setzen hatte, obgleich Aristoteles sich aus der Verlegenheit zu helfen gedenkt, indem er das Unterscheidende des Menschen vor den Thieren so darstellt, als wäre es demselben mehr eigenthümlich (wie wenn die Merkmale der Gattung weniger als die specifischen Differenzen einem Gegenstand zukämen [14]).

Auch derjenige Streitpunct, welcher in neuerer Zeit am meisten Schwierigkeit verursacht, nämlich die Freiheitslehre, ist vom Aristoteles angeregt. Er will zeigen, daß, weil und wiefern die Tugenden, als Fertigkeiten und Beschaffenheiten, von uns selbst abhängen, ebenso auch die Schlechtigkeiten freiwillig sind (ἑκούσιαι) [15]. Auf dem Wege aber zu diesem Ziele begeht er solche Fehler, daß gerade die Hauptpuncte, um derentwillen die Sittenlehre nothwendig ist, in Schatten gestellt werden. Er behauptet, Niemand berathschlage wegen der Zwecke, sondern nur wegen der Mittel [16]; natürlich weil er voraussetzt, der Zweck sei immer die Glückseligkeit. Ferner: er sagt zwar, dem Verdorbenen sei das Bessere nicht mehr möglich [17]. Aber die Verwöhnung sei freiwillig; und: nicht zu wissen, daß aus dem Handeln die Gewöhnungen entspringen, sei gar Sinnlosigkeit [18]. Vielmehr ist es Unachtsamkeit; und denn diese macht beständig die sittlichen Ermahnungen nöthig. Ueberhaupt kommt es beim Besser- und Schlechterwerden bei weitem nicht bloß auf Gewöhnung an; um die Sittenlehre aber stände es schlimm, wenn man, um die Grundbegriffe des Guten und Bösen zu kennen, erst die schwierigen Untersuchungen der Psychologie und Pädagogik vollendet erblicken müßte.

Aristoteles war so sehr gewöhnt, die Tugend als Fertigkeit anzusehen (woraus nothwendig eine Mehrheit von Tugenden entspringt), daß er sogar die Gerechtigkeit als eine solche zu behandeln anfängt, obgleich ihr Grundbegriff, der des Rechts, gar keine persönliche Beschaffenheit anzeigt. Das Schlimmste aber ist, daß er den wahren Begriff des Rechts ganz verfehlt. Denn er schiebt zweierlei unter: erstlich Gesetzmäßigkeit, ohne die verbindende Kraft des Gesetzes zu untersuchen, zweitens Gleichheit, ohne diejenigen Ungleichheiten zu betrachten, welche in dem einmal Zugestandenen und hiedurch Rechtlichen befestigt sind. Den Maßstab der Würdigkeit bei ungleichen Personen in verschiedenen Staatsverfassungen läßt er nach kurzer Erwähnung im Dunkeln liegen [19]. Der Richter heißt bei ihm Vermittler, und soll die Gleichheit wieder herstellen — als ob überall die Gleichheit dem Rechte gemäß wäre [20]. Dagegen ist der Sclave Eigenthum des Herrn, das Kind ein Theil des Vaters; nicht hieher, sondern nur auf solche Personen, die einer Gesetzgebung fähig sind, d. h. die einander in dem Grade gleich sind, daß sie wechselsweise einander regieren und von einander regiert werden, paßt nach Aristoteles der Begriff des Gerechten [21]. Daher stößt sich auch seine Politik nicht an der Sclaverei; außer sofern sie von der Kriegsgewalt abhängt. Daß es Sclaven von Natur gebe, denen es zukomme und nützlich sei, zu dienen, hält er für eine Thatsache [22]; er beruft sich dabei auf die Verschiedenheit der Thiere und Menschen, des Leibes und der Seele; und ist dem spinozischen Satze ganz nahe, das Recht entstehe aus der Gewalt.

Der Skepticismus und Probabilismus der Peripatetiker ist die natürliche Folge der eben bemerkten Fehler. Aber auch die Stoiker, indem sie sich verschiedener Formeln als Principien bedienten, haben besser ermahnt als gelehrt. Der kynische Grundsatz, der Natur gemäß zu leben, war ohne Zweifel gegen die Verkünstelung der Bedürfnisse im Culturzustande gerichtet; zu diesem kehrten die Stoiker zurück von der einfacheren Formel, übereinstimmend zu leben [23]. Ihre Tugendlehre war polemisch [24]; der Vorzug derselben vor der des Aristoteles liegt darin, daß die Tugenden nicht als vereinzelte Fertigkeiten, sondern als zusammengehörig zur Einheit, nämlich zur Weisheit hervortreten [25], während die Güter in mannigfaltiger Unterordnung, die Pflichten [26] vielfach getheilt erscheinen. Die Beurtheilung der Stoiker wird übrigens wegen mangelnder Quellen immer etwas Unsicheres behalten.

Merkwürdig ist Cicero's Auffassung der Stoischen Lehren schon in Ansehung des Naturrechts. Entschieden verschmäht er, das Recht von bürgerlichen Einrichtungen [27] abzuleiten. Vielmehr gibt es nach ihm eine Art von Familienrecht des Menschengeschlechts im Reiche Gottes; und hiemit

eine Gleichartigkeit und allgemeine Verbindung der Menschen untereinander[28]), wodurch nothwendig die Geringschätzung der Barbaren und die Sclaverei ausgeschlossen wird.

Was das Privateigenthum anlangt, so knüpft er dies nur sehr kurz andeutend an eine Art von Verjährung ohne Rücksicht auf den ursprünglichen Rechtstitel[29]). Wichtig ist auch die Verbindung des *decorum* mit der Pflichtenlehre[30]).

Durch das Christenthum mit der Religion in engste Verbindung gesetzt, gewann die Sittenlehre unendlich an Ausbildung und Wirksamkeit. Als aber die Mystik der Neuplatoniker mit jenem wetteiferte[31]), entstanden neue Verwickelungen durch Glaubenspuncte. Drei Principien wurden unterschieden und verbunden: das Gute (dies zugleich das Eine und Seiende), die intelligible Welt (das System der Ideen) und die Weltseele[32]). Diese zweite Benutzung der Platonischen Lehren ist weit verschieden von der früheren durch die Stoiker, weil die Veranlassung verschieden war. Die Stoiker nämlich hatten gegen Skepticismus und Eudämonismus zu kämpfen; hier aber wollte es die Philosophie der Religionslehre gleich thun. Aber hier stieß man nun an die Frage vom Ursprunge des Bösen; und suchte sich zu helfen, indem man das Böse vom Realen ausschloß, wodurch es in Schein, ja in bloße Negation verwandelt wurde[33]).

1) An die Antigone des Sophokles erinnert schon Aristoteles (Rhetor. I, 13) in Beziehung auf das, was von Natur recht sei.

2) Stäudlin's Geschichte der Moralphilosophie, S. 110.

3) Schleiermacher's Krit. d. Sittenlehre, S. 246 und 443.

4) Stäudlin's a. a. O. S. 137 u. 142. Ve[...] taphysik I. S. 412.

5) Ueber den wesentlichen Zusammenhan[...] beiden Puncte vergleiche man hauptsächlich Kritik der prakt. Vernunft §. 5 und 6.

6) A. a. O. S. 166.

7) *Ethic. ad Nicom. I*, 4.

8) *Ibid. I*, 12.

9) *Ibid. I*, 9.

10) *Ibid. II*, 2. *τὰ δ' ἐν ταῖς πράξεσι καὶ* [...] *φέροντα οὐδὲν ἑστηκὸς ἔχει.*

11) *Rhet. I*, 9. — 12) *Ethic. I*, 13.

13) *Ibid. X*, 4.

14) *Ethic. X*, 7 am Ende. *τὸ γὰρ οἰκεῖον τῇ φύσει, κράτιστον καὶ ἥδιστόν ἐσθ' ἑκάσ*[...] *τῷ ανθρώπῳ δὴ ὁ κατὰ τὸν νοῦν βίος, εἴπ*[...] *λιστα τοῦτο ἄνθρωπος.*

15) *Ibid. III*, 7. — 16) *Ibid. III*, 5.

17) *Ibid. III*, 7. *γενομένοις οὐκέτι ἔξεστι μ*[...]

18) *Ibid. τὸ μὲν οὖν ἀγνοεῖν, ὅτι ἐκ τοῦ* [...] *περὶ ἕκαστα αἱ ἕξεις γίνονται, κομιδῇ ἀναισθ*[...]

19) *Ibid. V*, 6. — 20) *Ibid. V*, 7.

21) *Ibid. V*, 10. — 22) *Politicorum I*, 5.

23) Stäudlin a. a. O. S. 252 u. 297; vgl. [...]

24) Schleiermacher, Krit. d. Sittenl. S. 2[...]

25) Schleiermacher a. a. O. S. 180 u. 18[...]

26) Stäudlin S. 348.

27) *Cic. de legibus I*, 15.

28) *Ibid. I*, 7. 10. 11. 12.

29) *Cic. de officiis I*, 7: *eorum, quae nat*[...]*rant communia, quod cuique obtigit, id quisque* [...] wo der Grund dieses *obtigit* nicht weiter in B[...] gezogen wird.

30) *Ibid. I*, 27 *seqq.*

31) Stäudlin a. a. O. S. 440 u. s. w.

32) Stäudlin a. a. O. S. 448.

33) Stäudlin a. a. O. S. 452.

---

59. Abriss der Ethik des Plato.

(*A. Arnold*, Einleitung in die Philosophie durch die Lehre Platon's [1841] S. 69—72)

Der **wohlbegründete** und dann **vollkommen gute** Staat wird **weise**, **tapfer**, **sittlich** (vernünftig, *σωφρων*), und dann auch **gerecht** sein.

1) Die **Weisheit** besitzt der Staat, indem er wohlberathen ist. Dies setzt eine Erkenntniß voraus, nicht etwa das Wissen des Baumeisters, Landwirths u. s. w., sondern diejenige des vollkommenen Wächters und Befehlshabers. Diese werden aber verhältnißmäßig nur Wenige[...] Herangebildete, erlangen.

2) Die **Tapferkeit** — der von der Ve[...] Einsicht geleitete Muth — ist besonders [...] Vertheidigern des Staates zu finden. Sie [...] Beschützerin (*σωτηρια*) der Auffassung (Me[...] welche sich durch die gesetzmäßige Er[...] über das gebildet hat, was furchtbar ist, u[...] nicht. Unter allen Verhältnissen muß sie

Sie entsteht aus der echten Natur und Erziehung zugleich. Die richtige Mei-
er, die hier ohne Erziehung, bloß von
ntsteht, die thierische und die sclavische,
die gesetzmäßige und auch mit anderem
zu benennen [1]).
ie **Sittlichkeit** oder **Vernünftigkeit**
νη) ist eine gewisse Uebereinstimmung
monie [2]). Sie ist Regelung (κοσμος, Ord-
nd Mäßigung der Lüste und Begierden.
welche die furchtbare Gewalt des Bösen
Seele sind, müssen von dem besseren
ı ihr, eben von dieser Vernünftigkeit oder
eit, besiegt werden. Bei der Mehrzahl
nd zunächst bei den Weibern, dem Ge-
ıd dem großen Haufen der sogenannten
eute, ist die Menge und Gewalt der Lüste
auteren Begierden vorherrschend. Nur
gibt es unter diesen, die einfach und
nd und durch Vernunft (νους) oder rich-
nung geleitet werden. Wenn der Weis-
Tapferkeit nur ein Theil der Staatsglie-
haftig ist, so soll diese Vernünftigkeit als
monie alle, die Besseren wie die Schlech-
rselben, umfassen und beherrschen. (427
ı

erechtigkeit. Diese ist im Bisherigen
itbefaßt — in ihnen mit enthalten — ge-
Schon die Bestimmung: daß Jeder sein
mliches und bestimmtes Geschäft haben
ist Gerechtigkeit, oder wenigstens eine
elben. Daß Jeder „das Seinige überhaupt
lles was ihm gebührt, wozu er fähig und
ist eben auch das Gerechte. Ferner ent-
ie drei vorhergenannten Tugenden durch
Vermögen, da zu sein. Denn nur durch
rliche Anlage und die rechte Entwicke-
s Seinige überall thuend, gelangt man zu
nd bleibt auch nur so lange im Besitz
n, als man der Gerechtigkeit theilhaftig
ch das gehört zu ihr, wenn die Richter
ıtssachen schlichtend, Jedem das Seinige,
recht ist — zuerkennen. — Dagegen ent-
esonders dadurch **Ungerechtigkeit**,
eder aus dem ihm zukommenden Kreis
itt, Alles sich durch einander mischt und
hig eine Classe in die andere hinüber-
Jeder in der **erwerbenden**, **beschüz-**
n und **berathenden** Classe bleibe in
phäre und thue das Seinige. (432—434.)
wäre die **Gerechtigkeit** also in dem
n, dem Staate, aufgefunden; es kommt
auf an, sie auch in dem **Einzelnen**
ıweisen. Es werden demnach in dem gerechten Manne auch dieselben **drei** Tugenden (die Gerechtigkeit nämlich, als in allen enthalten, hier nicht mitgezählt), wie im Staate vorhanden sein müssen. Sie würden auch schon deswegen in den Einzelnen anzunehmen sein, weil sie sonst im Staate nicht sein könnten, der doch eben nur aus den Einzelnen besteht. Wenn oft nur eine oder die andere dieser Tugenden in den Einzelnen vorherrscht, so findet sich das auch im Staate, wie das Muthige vorzüglich in Thrazien und Scythien, die Wißbegier in Athen, die Erwerbsbetriebsamkeit — die Geschäftsthätigkeit, — in Phönizien und Aegypten. — Es kann aber die Seele, als **eine**, nicht jene **drei** Tugenden hervorbringen. Es sind daher in ihr, als Verschiedenes jedoch verbunden, drei Grundkräfte zusammen enthalten: 1. das Denkende, die Vernunft; 2. die natürlichen Triebe und Begierden (ἐπιθυμιαι), das Streben nach Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse, das Gedankenlose, was von der Vernunft zu beherrschen ist; 3. das Muthige (θυμος), das bei guter Erziehung gegen die Begierden kämpft und wenn diese mit der Vernunft und Ueberlegung in Streit gerathen, sich auf die Seite der letzteren schlägt. Diese Grundkräfte der Seele stehen den drei Ständen im Staate gegenüber und in ihr muß eben auch jede dieser Kräfte das Ihrige thun. Das Vernünftige muß herrschen und das Muthige ihm gehorsam und verbündet sein. Die rechte Mischung der Musik und Gymnastik wird hier den Einklang hervorbringen und die Begierden dann jenen beiden unterordnen. So kommt dann die **Gerechtigkeit** auch in der Seele des Einzelnen zum Vorschein, indem diese eben überall das Maß, das Verhältniß oder das Angemessene — (d. i. das durch die besonderen Beziehungen, Umstände, Verhältnisse bestimmte Maß im Quantitativen, wie im Qualitativen) — das Rechte — ist. Sie erzeugt im Innern das **richtige Verhältniß** und **die Harmonie der Kräfte**.

Das **Ungerechte** ist das Gegentheil davon: Zwiespalt der drei Arten in der Seele, eine Vieltuerei, ein Thun dessen, was uns nicht zukommt, ein Aufstand eines Theiles gegen das Ganze. Sie besteht aus Unwissenheit, Feigheit, Zügellosigkeit und allen Schlechten. Tugend ist Gesundheit, Schönheit und Wohlbefinden der Seele; Schlechtigkeit aber Krankheit, Häßlichkeit und Uebelbefinden derselben. (434—444.)

[1]) Negativ-dialektische Behandlung des Begriffs »Tapferkeit« im **Laches**.

[2]) Ebenso die Sophrosyne im **Charmides** durchgenommen.

60. Vermengung der Ethik und der Psychologie.

(*G. Hartenstein*, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften [1844] S. 88—90.)

Mannigfaltiger und vielgestaltiger sind dagegen diejenigen Verwickelungen, und zugleich größer die Nachtheile, welche für die Ethik entstehen, wo die Gültigkeit der sittlichen Ideen abhängig gemacht wird von irgend welchen theoretischen Lehrsätzen, welche die Unterlage der Ethik abgeben sollen. Verwickelungen dieser Art können sich theils unabsichtlich, als unbemerkte Fehler, als ein unwillkürliches Abgleiten auf ein fremdes Gebiet in die Untersuchung einschleichen, und dann werden sie selbst im besten Falle wenigstens die regelmäßige und freie Entwickelung der Wissenschaft hemmen; sie können aber auch absichtlich, mit wissenschaftlich ausgebildetem Bewußtsein darüber, was die Unterordnung der Ethik unter die theoretische Untersuchung bedeute, auftreten, und dann wird der ideale, vorbildende Charakter der Ethik selbst in Gefahr kommen. In beiderlei Beziehung gehört hierher zuerst die, wie es scheinen möchte, ganz unvermeidliche Verwickelung der Ethik mit der Psychologie. Ganz unvermeidlich findet die ethische Beurtheilung des Wollens dieses als ein psychisches Phänomen neben andern Phänomen; und wo nicht die Frage nach dem Werthe dieses Wollens als die Grundfrage aller Ethik mit vollkommener Deutlichkeit fest steht, da liegt kaum etwas Anderes so nahe, als der Versuch, durch die Untersuchung über die Natur des Wollens den Quellen des Unterschiedes zwischen einem solchen oder anderen Wollen nachzuspüren. Daher war von Aristoteles bis herab auf Kant nichts gewöhnlicher, als daß man der Ethik durch die Nachweisung der verschiedenen Triebe, Neigungen, Begierden, Leidenschaften u. s. w. ihren Inhalt zu geben suchte und sie so mit Lehnsätzen aus der Psychologie anfüllte. Aber weder die Aufzählung dieser Neigungen, Triebe, Begierden u. s. w., wie sie sich wirklich als Thatsachen darstellen, noch die Nachweisung, wie unter gewissen Bedingungen, mögen diese nun in der Thätigkeit besonderer Vermögen, oder in der, die Begierden anregenden Kraft gewisser Gegenstände oder worin immer sonst gesucht werden, solche Begierden und Aeußerungen des Wollens entstehen, kann den mindesten Aufschluß geben über die Frage: welches Wollen gut und welches Wollen böse sei. Wo man aber wirklich in der Thatsache, daß gewisse Begierden u. s. w. entstehen, vielleicht ganz natürlich, allgemein und

unvermeidlich entstehen, das Kennzeic[...] Löblichkeit dieser Begierden, und so[...] sittliche Rechtfertigung finden zu können [...] da würde wenigstens eine Begründung d[...] durch die Psychologie ganz überflüssig se[...] dern man brauchte bloß zu erwarten, [...] Menschen beliebt, um in diesem Belieben [...] das Gesetz des Handelns zu finden. E[...] hängigkeit der Ethik von der Psychologie [...] sem Sinne würde geradezu in denjenige[...] monismus oder vielmehr Hedonismus hin[...] ren, der höchstens in der klugen Berechn[...] mit der Befriedigung der Begierden und [...] gen verbundenen Genusses einen Grund [...] terscheidung zwischen einem solchen oder [...] Handeln (denn das eigentliche Wollen [...] schon für gleichgültig erklärt) finden ka[...] die eudämonistische Moral, die den M[...] nimmt, wie sie ihn findet, ist zu loben, [...] wenigstens offen genug ist, diese Consequ[...] zusprechen. Wie man sich daher auch [...] chologie ausgebildet denken möge, ihre [...] suchungen sind entweder für die Aufst[...] der ethischen Ideen (deshalb aber nicht [...] Anwendung derselben) vollkommen bedeut[...] oder wenn die Natur des Willens und [...] gesetzmäßiger Verlauf, wie er in seinen [...] ten thatsächlich vorliegt, selbst an die [...] der Ideen gesetzt wird, ist die Gefahr [...] vermeidlich, die Sittenlehre in einer Gü[...] untergehen zu lassen.

Eine minder verderbliche Wendung b[...] die Verschmelzung der Ethik mit der Psy[...] allerdings dann, wenn man unter Anerk[...] der ethischen Ideen, welche dieselben a[...] mögen, doch wenigstens die Frage erh[...] müssen glaubt, wie diese Musterbilder de[...] theilung, die unzweifelhaft nicht anders a[...] nem wirklichen Acte des Urtheiles zum Be[...] kommen, in diesem Bewußtsein und für [...] entstehen, welches mit einem Worte d[...] sprung dieser Ideen sei. Diese Frag[...] nicht abgelehnt werden — für die Psy[...] gie; in dieser muß, falls sie als Theorie [...] stigen Lebens vollständig gefunden wäre, [...] gendwo der Punct, wo, und die Umgeb[...] welcher die Ideen ins Bewußtsein eintrete[...] weisen lassen. Aber demunerachtet h[...] Frage da keine Bedeutung, wo es sich [...] Inhalt dieser Ideen, um ihre Aufstellung [...]

die Darlegung der ethischen Principien Vielmehr, damit jene Frage nach dem nge der Ideen und nach den Ursachen, ben die bloße Vorstellung gewisser Willens-isse ein unwillkürlicher und absoluter Bei- 5 ite, auch nur verständlich sei, müssen selbst schon gekannt und anerkannt d die Ethik hängt hier so wenig ab von der Psychologie, daß erst unter Voraussetzung der Ideen jene Frage an die Psychologie gestellt werden kann. Selbst Kant, so sehr er auch die Seelenvermögen und ihre Functionen als Leitfaden der Heuristik benutzt, macht die Gültigkeit des kategorischen Imperativs nicht abhängig von der Beantwortung der Frage, wie ein solcher Imperativ möglich sei.

. Die Ethik muss Grundlage auch der kirchlichen Moral werden.

(Dasselbe Buch, S. 54—57.)

die Ethik der griechischen Schulen das iel eines mit sehr verschiedener Gesinnung , aber dennoch nicht zu einer ganz kla-scheidung gebrachten Kampfes zwischen 20 terbegriffe und dem Tugendbegriffe , eines Kampfes, der deshalb mit abwech-Glücke geführt werden konnte, weil kei-beiden Begriffen seine ihm mit dem an-llkommen gleichmäßige Abhängigkeit von 25 en nachgewiesen, sondern diese fort-mehr stillschweigend vorausgesetzt und arisch geltend gemacht, als vollständig ent-wurden, so trat in der späteren Zeit der begriff in den Vordergrund der Ethik, 30 rste Spuren bei den Stoikern vorkommen, welchem nach ihrem Beispiele Cicero, ömische, mit der Natur der Rechtsver-sse vielfältig vertraute Denkart sich hier , bekanntlich den Titel zu einer seiner 35 eheren ethischen Abhandlungen entlehnte. nlassung, daß die Behandlung der Ethik r Pflichtenlehre später beinahe die ßlich herrschende wurde, liegt in dem , welchen das Christenthum auf ihre 40 ng gewann. Wenn irgend etwas, so war istenthum geeignet, der Ethik den rich-'eg ihrer Ausbildung vorzuzeichnen. Denn lbar, ohne irgend einen Umweg zu neh-ringt es auf die Gesinnung, auf den Wil- 45 sucht das Gut nicht, wie die alte Welt, Werken und Thaten, in dem, was heraus-die Erscheinung, sondern in der Reinig-d Heiligkeit des Herzens, die man zwar n kann an den Früchten, weil ein guter 50 gute Frucht, ein schlechter Baum aber te bringt, deren eigener Werth aber nicht r Tauglichkeit dieser Früchte zu allerlei n abhängt, sondern in sich selbst, auch da, wo sie nicht eingreift in die Kette äußerer Veränderungen, unerschütterlich gegründet ist [1]). Für den Inhalt dieser Gesinnung bot überdies die Idee Gottes, des Heiligen, Gütigen, Gerechten, Weisen, Haltpuncte dar, die, an Vollständigkeit und Reinheit weit erhaben über die religiösen Vorstellungen und ethischen Grundbegriffe des Alterthums, fast unmittelbar auf die ethischen Ideen selbst führen konnten. Wenn gleichwohl das Christenthum nicht zu einer solchen wissenschaftlichen Ausbildung der Ethik führte, welcher gegenüber der Streit der Schulen hätte verstummen müssen, so ist dieses ganz allgemein darin begründet, daß die Art, wie die Völker und Jahrhunderte die Lehren des Evangeliums auffaßten, durch den Gedankenkreis und die Gesichtspuncte mitbedingt war, aus welchen die Kirche sie als Inhalt des Glaubens und Motiv des Handelns ausbildete. Zweierlei tritt hier als vorzüglich wichtig hervor. Als himmlische Botschaft trat das Christenthum auf im Gegensatze zu dem Irdischen und Weltlichen; abwendend die Gemüther von diesem auf ein Jenseits, in welchem der Gläubige die Vollendung dessen zu erwarten habe, was hier unvollendbar ist. Die ideale Bedeutung dieses Gegensatzes, der bestimmt war, in ethischer Beziehung die Gemüther von dem Nichtigen und Veränderlichen zu dem, was als Inhalt des geistigen Lebens für sich selbst Halt und Bestand hat, hinzulenken, und der diese Bestimmung in den Gemüthern der Besseren auch zu allen Zeiten mehr oder weniger erreicht hat, verschwand aber allmählig hinter einer solchen Auslegung desselben, vermöge deren es dem Menschen vergönnt wurde, die Wünsche und Neigungen, die Hoffnungen und Befürchtungen, die das Herz bewegen, in den einen Begriff der Glückseligkeit zusammenfallen zu lassen und das Jenseits als das

Gebiet zu betrachten, in welchem diese Glückseligkeit zu erwarten stehe. So verlor nicht nur das irdische Leben seine eigene Bedeutung, sondern es verlor auch das eigentlich Ethische seinen absoluten Werth; es wurde herabgesetzt zu einem Mittel für einen außer ihm liegenden Zweck, die Glückseligkeit[2]), und so wie das jüdische Gesetz sagte: du sollst Vater und Mutter ehren, damit es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden, so suchte die Kirche durch die Motive des Lohnes und der Strafe die Kraft zu ersetzen, welche auf dem sittlichen Gebiete den Ideen und nur den Ideen gebührt. Zu diesem allmähligen Abgleiten in den Eudämonismus, der sich mit der wachsenden Ausartung des Katholicismus innerhalb der christlichen Kirche unter dem Deckmantel des religiösen Mysteriums in so roher und unsittlicher Form geltend gemacht hat, als nur irgendwo anders, kommt noch ein zweiter Umstand, der die Ethik von der geraden Richtung ihrer Entwickelung ablenkte. Das Christenthum trat auf als geoffenbarte, als positive Religion; und hierin lag die Veranlassung, daß man auf das Factum der Offenbarung im Laufe der Zeit mehr Gewicht legte, als auf den Inhalt derselben. Für den ethischen Gehalt des Christenthums hatte dies zur Folge, daß die sittlichen Vorschriften nicht von Seiten ihrer inneren Vortrefflichkeit, ihrer Wahrheit, sondern von Seiten ihres Ursprunges zur Nachahmung geltend gemacht zu werden anfiengen. Der Wille Gottes als solcher trat an die Spitze der Ethik; das Gebot Gottes verlangte Gehorsam als Gebot, und die Frage nach der Würde dieses Gebotes trat zurück vor dem Namen dessen, als dessen Gebot es sich ankündigte. So wurde die Moral des Christenthums eine Pflichtenlehre, aber nicht eine solche, die den Grund der Verpflichtung aus den Ideen entlehnt, sondern eine solche, die ihn in dem bloßen Dasein einer allmächtigen Autorität findet; und während das Motiv des sittlichen Handelns in Furcht und Hoffnung lag, quoll der Inhalt der sittlichen Gebote aus positiven Befehlen der Gottheit und der Auslegung, welche die Kirche ihnen zu geben für nöthig erachtete. Hiermit war aber di[e]
schaft, welche die ethische Ueberzeug[ung]
jede andere, nur dem eigenen Forschen
ken zu verdanken haben will, überflüssig
und nur dem unverwüstlichen Bedürf[niss]
Geistes, über seine wesentlichen Intere[ssen]
selbst zu orientiren, verdankt die Ki[rche]
Kampf um die Wahrheit und die Reinig[ung]
Bodens, durch welche es der Wissensc[haft]
lich ward, auf ihm sich wieder anzubau[en]

[1]) Ueber diesen sittlichen Charak[ter des] Christenthums verdient nicht vergesse[n zu wer]den, was Kant Relig. innerh. der Grenz. [d. bl.] Vern. IV. St. 1. Thl. 1. Abschn. (Werke ... S. 339 f.) sagt.

[2]) Wie nahe der religiöse Eudämoni[smus] dem äußerlichsten Epikureismus zusamm[enliegt,] ja wie sehr beide im Princip identisch [sind, hat] in einer Parallele Lavater's und Wielan[d's ...] dings Gervinus (N. Gesch. d. poet. National[lit. ...] S. 304 ff.) treffend nachgewiesen.

[3]) Der Gegensatz zwischen der Berufu[ng auf die] innere Wahrheit des Christenthums un[d ...] die äußere Autorität seines Ursprungs, [...] Philosophie und statutarischer Theologie [...] durch die ganze Geschichte der Kirche [...] Zur Bezeichnung des Unterschiedes, der [...] die Ethik erwächst, mag es genügen, de[...] des Augustinus: *Non ideo malum est, qu[ia vetatur] lege, sed ideo vetatur lege, quia malum est,* [...] Thomas von Aquino: *Volitum divinum sec[undum ra]tionem communem quale sit scire possumu[s. Scimus] enim, quod Deus, quidquid vult, vult sub ra[tione boni,] ideo quicunque vult aliquid sub ratione b[oni, habet] voluntatem conformem voluntati divinae,* [...] zu stellen die Bestimmung des Tertullian: [...] *bonum est, auscultare debemus, sed quia deus* [...] oder die des Occam: *Ea est boni et m[ali] natura, ut cum a liberrima dei voluntate* [...] *ac definita, ab eadem facile possit emoveri* [...] *adeo ut mutata ea voluntate, quod sanctum* [...] *est, possit evadere injustum.*

Die ursprünglichen ethischen Ideen, oder die sittlichen Elemente.

(*J. F. Herbart*, Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie [1834] S. 113—120.)

infachen Elemente, welche die allge-
hetik nachzuweisen hat, können nur Ver-
ein, denn das völlig Einfache ist gleich-
h. weder gefallend noch mißfallend. Die
Elemente sind gefallende und mißfallende
hältnisse. Es ist aber hier nicht die
dem Willen als einer Seelenkraft (die
ht existirt), sondern von einzelnen Acten
ns, und von deren Verhältnissen gegen
Auch kommt es hier nicht auf eine Er-
n, daß solches und anderes Wollen wirk-
ich gehe, sondern auf die Begriffe von
Vollen, und auf die Beurtheilung der Ver-
welche es bilden würde, wenn es
orhanden wäre. Damit diese Beurthei-
voller Bestimmtheit zu Stande komme:
dem Begriff des Wollens alles Schwan-
so aller Unterschied des flüchtigen und
en Begehrens von dem entschlossenen
ürs erste weggelassen werden.

rste sittliche Verhältniß, welches sich
nschaftlichen Betrachtung darbietet, ist
Einstimmung zwischen dem Willen und
ihn ergehenden Beurtheilung überhaupt.
stimmung gefällt absolut: ihr Gegentheil
Der hieraus erwachsende Musterbegriff
immung kann mit dem Namen: Idee
rn Freiheit bezeichnet werden [1].

weite sittliche Verhältniß ist ein forma-
ntsteht, indem ein mannigfaltiges Wollen
ßenbegriffen verglichen wird. Diese Grö-
e sind: Intension; Extension (welches
ier so viel bedeutet als Mannigfaltigkeit
lem Wollen umfaßten Gegenstände); und
ation des mannigfaltigen Wollens zu einer
wirkung, oder die aus der Extension von
ntspringende Intension. Durchgängig ge-
das Größere neben dem Kleineren; eine
Beurtheilung, welche sich im ganzen Ge-
Aesthetik wiederfindet. Ein absoluter
wornach sich der Beifall oder das entge-
nde Mißfallen richten könnte, ist nirgends
n. Allein das in der Vergleichung vor-
le Größere dient dem Kleineren zum
wohin es gelangen müsse, um nicht zu
; und insofern kann man den hervor-
Musterbegriff, die Idee der Voll-
nheit nennen. Das Wort Vollkommen-
lt hier einen bestimmten, und vermöge
hetischen Urtheils gültigen Sinn, während
es gemeinhin die Hülle ist, worin sich die Un-
wissenheit versteckt, was eigentlich das für eine
Fülle sei, wohin ein Anderes kommen solle.

Das dritte Verhältniß besteht zwischen der Vorstellung von einem fremden Wollen, und dem, entweder einstimmenden, oder sich entgegensetzenden, eigenen Wollen. Es ist Befriedigung des fremden Wollens, welche der eigene Wille unmittelbar zu seinem Gegenstande macht. Das so bestimmte Verhältniß ergibt die Idee des Wohlwollens oder Uebelwollens. Dasselbe Verhältniß ist ganz und gar ein Inneres, und eingeschlossen in der Gesinnung einer einzelnen Person. Es ist unter allen sittlichen Verhältnissen dasjenige, welches am unmittelbarsten und bestimmtesten den Werth oder Unwerth der Gesinnung angibt. Völlig fremd ist hier die Frage nach dem Wohlsein, welches aus dem Wohlwollen entspringen könnte; ebenso fremd der Begriff der Passivität, die in der bloßen Mitempfindung liegen würde [2].

Das vierte Verhältniß, ein bloß mißfallendes, ist das des Streits, zu welchem zwei streitende Personen und ein Gegenstand des Streits erfordert werden. Im Streite liegt kein Uebelwollen, denn die beiden Willen sind hier unmittelbar auf den Gegenstand, und nur mittelbar wider einander gerichtet.

Die Vermeidung des Streites führt auf die Nothwendigkeit des Rechts, welches seiner Materie nach allemal positiv, d. h. aus willkürlicher Feststellung mehrerer einstimmenden Willen entsprungen ist. Hingegen die Gültigkeit und Heiligkeit alles Rechts beruht auf dem Mißfallen am Streit; und kann nicht ohne sehr gefährliche Verwechselungen der Begriffe auf andere Grundlagen gebaut werden [3].

Das fünfte Verhältniß, ebenfalls bloß durch ein Mißfallen bezeichnet, entsteht aus absichtlichem Wohl- oder Wehe-Thun, insofern dieses bloß als eine äußere, zur Ausführung gediehene Handlung, ohne Rücksicht auf den Werth der Gesinnung betrachtet wird. Man erkennt das Verhältniß am leichtesten vermöge der daraus entspringenden Idee der Vergeltung oder der Billigkeit [4]. Die unvergoltene That nämlich (welche unter gewissen näheren Bestimmungen in bloßer Nachlässigkeit bestehen kann), führt den Begriff einer Störung mit sich, die durch die Vergeltung getilgt werde. Hierauf beruhen die Begriffe

von **Lohn** und **Strafe**, sofern beides **verdient** ist, und nicht etwa als Mittel zu gewissen Zwecken gebraucht wird[5]).

Hier ist die Reihe der sittlichen Elemente geschlossen. Dies kann jedoch an diesem Orte ebenso wenig bewiesen, als die Reihenfolge der aufgestellten Verhältnisse näher beleuchtet werden. — Soll aber eine **praktische** Philosophie, eine Lehre vom Thun und Lassen, von den unter Menschen zu treffenden Einrichtungen, vom geselligen und bürgerlichen Leben, gewonnen werden, so kann es keinen größeren Fehler geben, als wenn man irgend eine der praktischen Ideen einzeln heraushebt, um die bloß um ihretwillen nothwendigen Anordnungen zu erforschen. Vielmehr nur alle vereinigt können dem Leben seine Richtung anweisen, sonst läuft man die größte Gefahr, einer die übrigen aufzuopfern; und dadurch kann ein von einer Seite sehr vernünftiges Leben von mehreren anderen Seiten höchst unvernünftig werden. Diese Warnung ist um so nothwendiger, weil nicht bloß das sogenannte Naturrecht abgesondert behandelt wird, sondern auch ohne alle wissenschaftliche Verbildung jeder Mensch seine eigene sittliche Einseitigkeit zu haben pflegt; vermöge deren ihm diese oder jene unter den praktischen Ideen lebhafter vorschwebt als die übrigen, die er in gleichem Grade anerkennen und ehren sollte. Der Eine strebt bloß nach Cultur (Vollkommenheit); der Andere kennt nur die Liebe (das Wohlwollen), und achtet nicht der Billigkeit noch des Rechts; ein Dritter möchte die Staaten zu bloßen Zwangsmaschinen machen, im Namen des Rechts, ohne Rücksicht auf die Billigkeit, noch auf wohlwollende und bildende Einrichtungen; ein Vierter verwechselt das Recht mit der Billigkeit, und will, ohne Rücksicht auf vorhandene rechtskräftig gewordene Anordnungen und Urkunden, die gesellschaftlichen Vortheile und Nachtheile ausgleichen, damit Alles, was Menschen einander zugestehen, sich gegenseitig vergelte; ein Fünfter endlich meint den Gipfel der Weisheit zu ersteigen, wenn er die, für sich leere Idee der inneren Freiheit (welche sich, ohne Kenntniß der übrigen Ideen, in bloße Consequenz verwandelt) als die Summa alles Edlen und Guten anpreist. Keine dieser Verirrungen ist verkehrter als die andere, obgleich eine gefährlicher werden kann als die übrigen. Verderblicher aber als gemeine Irrthümer sind die sämmtlichen hier erwähnten darum, weil Jeder von ihnen sich mit einem gewissen Trotz behauptet, den das Bewußtsein der einzelnen zum Grunde liegenden praktischen Idee hervorbringt[6]).

[1]) Von den historischen Vergleichung[...] sich hier darbieten, ist die mit Platon's E[...] der vier Cardinaltugenden (im 4. B. der R[...] schon im ersten Capitel der praktischen Phi[...] angedeutet. Die *σοφια* ist die Beurtheilung, [...] und *σωφροσυνη* zusammen die Beschaffen[...] Willens, *δικαιοσυνη* die Richtigkeit des gan[...] hältnisses. — Adam Smiths unparteiischer Z[...] ist eigentlich die Beurtheilung, nur nicht [...] dacht, sondern vermenget mit sympathetisc[...] fühlen. Kant's Allgemeinheit der Gesetzgeb[...] gänzliche Abweisung aller materialen Tri[...] kann gedeutet werden auf die scharfe und [...] Forderung, daß die beiden Glieder des hi[...] gewiesenen Verhältnisses völlig getrennt, [...] nicht zusammenfließend, gedacht werden [...] Die Beurtheilung soll unbestochen sein, ni[...] den Triebfedern des Willens in sich au[...] Wer hiegegen fehlt, der bildet die Idee n[...] aus, und bekömmt nur eine schwankende G[...] für die praktische Philosophie.

[2]) Die Idee des Wohlwollens ist der [...] danke der christlichen Sittenlehre; sie [...] **Liebe**. Wer hier die gebietende Form [...] sentlich hält; wer das Wohlwollen nicht i[...] Schönheit, das Uebelwollen nicht in sei[...] lichkeit vor Augen hat, der wird auf ebe[...] zwungene Erklärungen verfallen, als Kan[...] Krit. d. prakt. V. S. 147 gegeben hat.

[3]) Cicero, im ersten Buche von den [...] sagt sehr schön: *Omnium, quae in homin[...] rum disputatione versantur, nihil est pra[...] quam plane intelligi, nos ad justitiam esse n[...] que opinione, sed natura constitutum esse jus*[...] ruft sich darüber auf die Gleichheit der M[...] auf die Gemeinschaft der Vernunft und i[...] setzes. Und gewiß, wenn sich Alle auf d[...] punct der begierdenfreien Betrachtung st[...] mißbilligen sie gemeinschaftlich den Streit[...] fen Verabredung, um ihn zu schlichten[...] vermeiden; und **je mehr** diese Verabre[...] eignet ist, sicheren Frieden zu erhalten[...] **vollkommener** ist das Recht, welche[...] meinsam erschaffen. So geht aus der men[...] **Natur ein positives Recht** hervor[...] **positiv**, weil sie es gemeinschaftlich ge[...] ben; es ist **Recht**, und als solches heilig[...] dem Streite vorbeugt: es ist **Naturrecht**[...] in der Natur der Menschen lag, daß es n[...] stiftet und anerkannt werden. — Aber w[...] von das neuere **sogenannte** Naturrecht[...] welches untersucht, ob wohl diese oder je[...] anerkannte Einrichtungen, z. B. die Testam[...] von Natur schon recht sein würden, w[...]

sitive Satzung aufhöbe! Weit davon
sind Occupation und Formation, als einge-
Rechtstitel, wovon jene nichts anders be-
als Drohung des Streites, falls ein Anderer
m Occupirte nehmen würde; diese aber (die
on) nur unter Voraussetzung der Occupation
ist.
ur ganz kurz kann hier erwähnt werden,
se Idee sehr häufig mit der vorigen ver-
t wird, obgleich sie davon durchaus ver-
ist. Der Fehler ist alt; schon Aristoteles,
r (oder der Vf. der *rhet. ad Alex. II*, 4) vom
als einem *εθος αγραφον* spricht, rechnet
οις *ευεργεταις χαριν αποδιδοναι, τους μηδεν*
κον *εργασαμενους μη βλαπτειν, τους κακον*
ντας *τιμωρεισθαι*. Vgl. *Ethic. ad Nic. V*, 6.
xtus Pyrrh. H. I, 14, §. 67.
egen die ganze Reihe der hier aufgestellten
t ein Einwurf von so auffallender Unge-
t gemacht worden, daß man ihn am lieb-
Scherz nehmen würde; allein der ernst-
rtrag fordert eine ernsthafte Antwort. Der
nd das Mißfallen, wovon hier geredet wird,
lich von **logischer Art**! — Der Urheber
nwurfes wolle zuvörderst ja nicht glauben,
unternehmen werde, **ihm** ästhetische Ur-
lie er nicht von selbst fället, anzudemon-
Ungeachtet der ursprünglichen Evidenz
theile bedürfen sie doch, wie schon bemerkt
[S. 157 Nr. 55], herausgehoben zu werden
sie verdunkelnden Nebenvorstellungen und
theilen; und das gelingt nicht bei jedem
m. Wenn demnach der Gegner beim Zu-
stoßen zweier Körper dasselbe Mißfallen em-
wie beim Widerstreite zweier Willen, —
m regelmäßigen Wachsen einer Pflanze das-
Wohlgefallen, wie bei der Zusammenstim-
s Willens mit der ihm von der Beurthei-
setzten Regel: so mag ihm dies anheim ge-
n; ein Anderes aber ist es mit der **Logik**,
die er bei diesem **logischen** Beifall und Mißfal-
len an den Tag legt. Denn eine so tyrannische
Logik ist noch nie erhört gewesen, die nicht dul-
den will, daß **zweierlei**, was **Niemand für
einerlei ausgegeben hat**, neben **einander**
bestehe. Es ist vollkommen **denkbar**, daß der
Wille von der Beurtheilung abweiche, ebenso gut
als daß eine Pflanze grüne Blätter und rothe Blu-
men habe; und gerade so kann auch gegen die
ärgsten Mißverhältnisse der Unvollkommenheit, des
Uebelwollens, des Streites, und der unvergoltenen
Thaten, die Logik nicht den mindesten Einspruch
machen. Das Alles ist von einem Widerstreite der
Merkmale in einem Begriffe himmelweit entfernt.
Das Uebelwollen ist ebenso **verständlich** als das
Wohlwollen, der Streit ebenso **verständlich**,
ja noch **begreiflicher** als das Recht, u. s. f.

[6]) Wer nun den Fehler vermeidet, der hier ge-
rügt worden, — wer vielmehr die aufgestellten
Ideen zusammenzufassen und gleichmäßig in sich
wach zu erhalten sich bemüht, der wird in ihnen
jene **sanfte Führung** finden, von der Platon so
oft redet; freilich aber nicht gewaltsame Nöthigung,
an die man sich seit Kant's kategorischem Impera-
tive so gewöhnt hat, daß sie noch immer, trotz
vielen Widerspruchs, der dagegen längst erhoben
worden, für etwas Unleugbares pflegt gehalten zu wer-
den. Wenn man alle psychologischen Erschleichungen
bei Seite setzt, so bleibt von der schlechthin ver-
bindenden Kraft allerdings etwas übrig, aber nicht
mehr als dies: der Mensch kommt mit seiner
praktischen Ueberlegung nicht eher zu einem
festen Ruhepuncte, als bis er unter allen Motiven,
denen er sich hingeben könnte, die **ganz unver-
änderlichen** obenan zu stellen sich entschließt.
Unveränderlich aber sind allein die Ideen; beharr-
lich ist insbesondere das Mißfallen an der inneren
Unfreiheit, wenn man, ihnen zuwider, anderen
Motiven Raum gibt. Dieses fühlte Kant, als er von
einer absoluten Selbstnöthigung redete.

---

62. Andere Darstellung der ethischen Ideen.

(*M. W. Drobisch*, Grundlehren der Religionsphilosophie [1840] S. 194–200.)

wird bei Feststellung der wahren Principien
ik darauf ankommen, mit systematischer
digkeit die einfachsten **Willensverhält-
aufzufinden**, mit deren Auffassung sich ganz
lich und mit unmittelbarer Evidenz ein
absolutes Wohlgefallen oder Mißfallen verbindet.
Hieraus nämlich bildet sich ein **System sitt-
licher Musterbegriffe**, eine **ethischprakti-
sche Ideenlehre**, in welcher der Kern der
ganzen Ethik und die Grundlage für alle weiteren

Ableitungen und Ausführungen enthalten ist. Wir wollen nun diese Reihe der ursprünglichen sittlichen Ideen in gedrängter Kürze entwickeln.

Zu dem ersten Verhältniß, das zu einem ethischen Urtheil und damit zu einer sittlichen Idee führt, gibt die Thatsache der unwillkürlichen Beurtheilung unsers Willens durch das Gewissen selbst die Veranlassung. Die Beurtheilung ergeht nämlich nicht erst über das wirkliche, sondern schon über das vorgestellte Wollen, nicht erst über die That, sondern schon über das Vorbild derselben, über den Gedanken einer möglichen That. Mit der Billigung oder Mißbilligung nun, welche schon den bloßen Gedanken trifft, ist die nachfolgende wirkliche That in Einstimmung oder Widerstreit. Jene gefällt ebenso unbedingt, wie dieser mißfällt. Daher wird die Harmonie zwischen dem wirklichen bewußten Willen und der ästhetischen Beurtheilung seiner ihm vorangehenden Vorstellung ein sittlicher Musterbegriff, eine ethische Idee, und zwar die erste von allen, weil in ihr der Grundgedanke der Sittlichkeit selbst, der der Uebereinstimmung des Willens mit seiner sittlichen Beurtheilung sich ausspricht. Auf welchen Kriterien diese Beurtheilung beruht, bleibt hier noch ganz dahingestellt: sie wird vorausgesetzt und kann vorausgesetzt werden, weil sie Thatsache ist; man kann und muß sich aber die fernere wissenschaftliche Entwickelung dieser Thatsache vorbehalten, und dafür sind die übrigen Ideen bestimmt. Die gegenwärtig in Rede stehende Idee aber kann aus den angegebenen Gründen die Idee des sittlich Guten, in anderer Hinsicht die der inneren Freiheit heißen. Dieser letztere Name nämlich kommt ihr insofern zu, als ihr, wie wir schon weiter oben gelegentlich bemerkten, dadurch allmählig Genüge geschieht, daß sich der Wille von der natürlichen Dienstbarkeit der sinnlichen Triebe und Begierden befreit, um die Abhängigkeit von dieser launenhaften wandelbaren Herrschaft mit der Unterwerfung unter die ewig sich gleiche Gesetzlichkeit der sittlichen Beurtheilung durch das Gewissen zu vertauschen und so aus dem Zustande der Naturnothwendigkeit in den der sittlichen Freiheit überzutreten.

Auf welchen Hauptmomenten beruht aber nun die sittliche Beurtheilung des Willens? Der Wille muß sich ohne Zweifel als sittlicher durch gewisse nähere Bestimmungen specifisch vom unsittlichen und sittlich-gleichgültigen unterscheiden. Diese Bestimmungen, welche wir qualitative nennen wollen, ebenso vorausgesetzt, wie wir bisher die sittliche Beurtheilung, ohne sie zu zergliedern, voraussetzten, sind daneben noch quantitative Unterschiede an dem sittlichen
zu beachten. Theils nämlich hinsichtl
Menge und Mannigfaltigkeit der Gegenstä
Wollens, der Größe des Wirkungskreis
Extension, — theils hinsichtlich seines Sic
menhaltens, seines Festhaltens an Einen
seiner Beharrlichkeit, Concentration, — the
lich in Beziehung auf Stärke, Energie, I
kann der sittliche Wille einer und der
Person, auch wenn er auf dieselben ihn
rufenden Umstände gerichtet ist, ein gr
oder kleinerer sein. Der größere ge
dem kleinern unbedingt. Daher der Muste
eines möglichst großartigen, über alle K
keit erhabenen sittlichen Wollens, oder di
der sittlichen Vollkommenheit, ei
formale und relative Bestimmung, welche
füllung ihrer Form erst von den nachfo
qualitativen Bestimmungen des sittlichen
zu erwarten hat. Dieser Idee gemäß ist
lich Kleinere, also immer noch Sittliche,
vollkommenere. Will man aber diese
bestimmung auf das Unsittliche übertrage
nicht nothwendig, aber zulässig ist, so h
dasselbe in seinem Gegensatz zum Sittlic
eine negative Größe zu behandeln, deren
Werth im Verhältniß zu der ihr entgege
ten positiven Größe um so kleiner, je gr
absoluter Werth ist. Daher je größer die
tigkeit der Gesinnung oder das Verbrech
so entfernter von sittlicher Vollkommenhe

Für die qualitative Bestimmung d
lichen Willens ist die Annahme mehr a
wollenden Person erforderlich, nachdem d
einzigen die Idee der Vollkommenheit m
Quantitätsunterschieden gegeben hat. Na
lichst einfachen Verhältnissen suchend,
wir also zwei Personen anzunehmen hab
nächst kann nun hier der Wille der ein
gleich sie so gut wirkliche Person ist
andere, nur so weit in Betrachtung gezog
den, in wie weit er von dieser andern
bloß vorgestellt, vorausgesetzt wi
nach dieser Vorstellung, Voraussetzung, d
gens richtig oder unrichtig sein mag, n
wirklichen Willen derselben Person in Be
kommt. Bei dieser Berührung kann nun d
liche Wille der in Rede stehenden Pers
Willen der andern, wie jene ihn vor
vorstellt, entweder entsprechen, sich na
richten, oder ihm widersprechen, sich en
stellen. Jener begünstigende Wille, wenn
allen Nebenabsichten des Eigennutzes, a
eigenen Wohlgefühls, sowie von der Absi

in andern hervorzubringen (was Wohlthat
ärde), frei ist, erregt das reinste, unbe-
te Wohlgefallen, sowie der mißgünstige
auch wenn er nicht zur That schreitet,
bloße Gesinnung bleibt, das entschiedenste
n. Auf diese Weise entspringt die Idee
ohlwollens oder der Güte, mit ihrem
heil, dem Uebelwollen. Durch sie wird
ittelbarster Weise der Werth der innersten
ng bestimmt, von ihr hängt am meisten
was man unter Schönheit der Seele
tehen pflegt.
me jetzt der Wille der zweiten Person
loß als vorgestellter, mithin vorausgesetz-
ndern ebenfalls als wirklicher in Erwä-
o sind zwei Fälle möglich, indem die Be-
g der wollenden Personen nur eine mit-
re oder auch eine unmittelbare sein kann.
tere, bei dem wir zunächst stehen bleiben,
durch möglich, daß ein gemeinschaftlicher
tand des Willens beider Personen auge-
n wird, in Beziehung auf den sie einander
en, welche Begegnung hier offenbar zu-
, absichtslos sein wird. Dieses Zu-
ntreffen der Willen kann aber nichts an-
sein als Streit (in dem jedoch, weil er
sichtslosem und mittelbarem Zusammen-
beruht, an sich noch kein Uebelwollen
und dieser, als disharmonisches Willens-
niß, mißfällt unbedingt und fordert daher
ung, Schlichtung und Verhütung für die
l. So entsteht die Idee des Rechts als
grenzung der Befugniß des Willens in sei-
ßeren Handlungen, zur Schlichtung des
her Weise entstehenden und Verhütung
ftigen Streites, der Grenzbestimmung der
ren Freiheit. Die Ueberschreitung dieser
n bedingt das Unrecht; die Entscheidung,
der streitenden Personen durch Ueber-
tung ihrer Rechtsgrenze und Verletzung des
s der äußeren Freiheit der andern die Ver-
ng zum Streite gegeben hat und also die
der verletzten Rechtsidee trägt, fordert
parteiischen, unbetheiligten Dritten einen
ter.
endlich das Zusammentreffen der wollenden
en ein unmittelbares, der Wille also
e Person selbst gerichtet, so gibt dies eine
chtliche That, die nun allerdings, je
em sie in der dabei passiv sich verhaltenden
Wohlgefühle oder Schmerzgefühle hervor-
, Wohlthat oder Uebelthat ist. Es
aber sehr voreilig sein, hier fordern zu
wollen, daß die Wohlthat für ein absolut Wohl-
gefälliges, die Uebelthat ebenso für ein Mißfälliges
anerkannt werde. Eine Wohlthat kann gefallen,
um des damit verbundenen Wohlwollens willen,
wie die Uebelthat in Folge des Uebelwollens, das
sie veranlaßte, aber damit kämen wir nur auf
eine frühere sittliche Idee zurück und erhielten
keine neue Bestimmung. Um zu einer solchen
zu gelangen, ist es nothwendig, den Einfluß der
übrigen Ideen auf die Beurtheilung des Werthes
einer absichtlichen That sorgfältig abzuhalten. Ab-
gesehen davon nun, wird eine Wohlthat als That
gefallen, wenn sie eine wohlverdiente ist,
das Gleiche läßt sich von derjenigen Wehethat
sagen, die als gerechte Strafe ertheilt wird.
Verdienter Lohn und gerechte Strafe finden alle-
mal unbedingte Billigung. In beiden liegt aber
eine Beziehung auf vorangegangene ähnliche Tha-
ten, denen sie zur Ausgleichung dienen sol-
len; wer Gutes gethan hat, dem gebührt Beloh-
nung, wie dem, der Böses gethan, Strafe. Der
Gegensatz des Guten und Bösen verhält sich also
hier gleichgültig, macht keinen Unterschied. Brin-
gen wir ihn aber in Abzug, so bleibt nur die
That *in abstracto* übrig, der Eingriff in eine an-
dere Persönlichkeit, die sich hierbei bloß passiv,
sowie der Eingreifende bloß activ verhält. Diese
Ungleichheit mißfällt, mag die That eine gute oder
üble sein, und fordert eine Ausgleichung. Man
kann sich über dieses Mißfallen auch dahin aus-
sprechen, daß es über die Verletzung der
persönlichen Würde ergehe: denn der Be-
griff der Persönlichkeit, als des sich bewußten
und seines Werthes oder Unwerthes bewußten
Wollens, ist mit der Nöthigung zu einer bloß pas-
siven, d. h. die Bestrebungen des eigenen Wil-
lens hemmenden oder gar vernichtenden Stellung
unverträglich. Eine jede That ist aber eine Stö-
rung der fremden Persönlichkeit und fordert in-
sofern eine Ausgleichung, die nun freilich nach
Beschaffenheit der That nicht nur einen höchst
mannigfaltigen, sondern auch einen entgegenge-
setzten Charakter annehmen kann. Die allge-
meine Intention ist hiebei immer, den Thäter in
eine Lage zu versetzen, die mit Hinsicht auf
seine Persönlichkeit der Lage als gleichgeltend zu
erachten ist, in welche er eine andere Persön-
lichkeit versetzt hat. Aus diesem Verhältniß geht
die Idee der Vergeltung oder der Billig-
keit hervor, bei welchem letzteren Worte man
jedoch keinesfalls an ein Nachlassen vom strengen
Rechte, sondern nur an die angemessene Aus-
gleichung zu denken hat.

64. Kant's Princip der Ethik.

(*Imm. Kant*, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten [1785] 1. u. 2. Abschn.)

Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein **guter Wille**. Verstand, Witz, Urtheilskraft und wie die Talente des Geistes sonst heißen mögen, oder Muth, Entschlossenheit, Beharrlichkeit im Vorsatze, als Eigenschaften des Temperaments, sind ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswerth; aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll und dessen eigenthümliche Beschaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut ist. Mit den Glücksgaben ist es ebenso bewandt. Macht, Reichthum, Ehre, selbst Gesundheit und das ganze Wohlbefinden und Zufriedenheit mit seinem Zustande, unter dem Namen der Glückseligkeit, machen Muth und hiedurch öfters auch Uebermuth, wo nicht ein guter Wille da ist, der den Einfluß derselben auf's Gemüth, und hiemit auch das ganze Princip zu handeln, berichtige und allgemein-zweckmäßig mache; ohne zu erwähnen, daß ein vernünftiger und unparteiischer Zuschauer sogar am Anblicke eines ununterbrochenen Wohlergehens eines Wesens, das kein Zug eines reinen und guten Willens ziert, nimmermehr ein Wohlgefallen haben kann, und so der gute Wille die unerläßliche Bedingung selbst der Würdigkeit, glücklich zu sein, auszumachen scheint.

Einige Eigenschaften sind sogar diesem guten Willen selbst beförderlich und können sein Werk sehr erleichtern, haben aber demungeachtet keinen inneren unbedingten Werth, sondern setzen immer noch einen guten Willen voraus, der die Hochschätzung, die man übrigens mit Recht für sie trägt, einschränkt und es nicht erlaubt, sie für schlechthin gut zu halten. Mäßigung in Affecten und Leidenschaften, Selbstbeherrschung und nüchterne Ueberlegung sind nicht allein in vielerlei Absicht gut, sondern scheinen sogar einen Theil vom inneren Werthe der Person auszumachen; allein es fehlt viel daran, um sie ohne Einschränkung für gut zu erklären (so unbedingt sie auch von den Alten gepriesen worden). Denn ohne Grundsätze eines guten Willens können sie höchst böse werden, und das kalte Blut eines Bösewichts macht ihn nicht allein weit gefährlicher, sondern auch unmittelbar in unseren Augen noch verabscheuungswürdiger, als er ohne dieses dafür würde gehalten werden.

Der gute Wille ist nicht durch das,
bewirkt oder ausrichtet, nicht durch sein
lichkeit zu Erreichung irgend eines vorg
Zweckes, sondern allein durch das Wol
an sich gut, und, für sich selbst betracht
Vergleich weit höher zu schätzen, als Al
durch ihn zu Gunsten irgend einer Neig
wenn man will, der Summe aller Neigun
immer zu Stande gebracht werden könnt
gleich durch eine besondere Ungunst des
sals, oder durch kärgliche Ausstattung ein
mütterlichen Natur es diesem Willen gän
Vermögen fehlte, seine Absicht durchz
wenn bei seiner größten Bestrebung denno
von ihm ausgerichtet würde und nur der gu
(freilich nicht etwa ein bloßer Wunsch,
als die Aufbietung aller Mittel, so weit si
serer Gewalt sind), übrig bliebe: so w
wie ein Juwel doch für sich selbst glän
etwas, das seinen vollen Werth in sich se
Die Nützlichkeit oder Fruchtlosigkeit kan
Werthe weder etwas zusetzen, noch ab
Sie würde gleichsam nur die Einfassung s
ihn im gemeinen Verkehr besser handh
können, oder die Aufmerksamkeit derer,
nicht genug Kenner sind, auf sich zu
nicht aber um ihn Kennern zu empfeh
seinen Werth zu bestimmen. . . . . .

Da die Vernunft dazu nicht tauglich g
um den Willen in Ansehung der Gegenstä
selben und der Befriedigung aller unserer
nisse (die sie zum Theil selbst vervielfältig
zu leiten, als zu welchem Zwecke ein einge
Naturinstinct viel gewisser geführt haben
gleichwohl aber uns Vernunft als praktische
gen d. i. als ein solches, das Einfluß auf d
len haben soll, dennoch zugetheilt ist, so
wahre Bestimmung derselben sein, eine
etwa in anderer Absicht als Mittel, son
sich selbst guten Willen hervorzu
wozu schlechterdings Vernunft nöthig w
anders die Natur überall in Austheilu
Anlagen zweckmäßig zu Werke gegan
Dieser Wille darf also zwar nicht das ein
das ganze, aber er muß doch das höch
und zu allem Uebrigen, selbst allem V
nach Glückseligkeit, die Bedingung sein,
chem Falle es sich mit der Weisheit d
gar wohl vereinigen läßt, wenn man wa
daß die Cultur der Vernunft, die zur erst
unbedingten Absicht erforderlich ist, die Er

der zweiten, die jederzeit bedingt ist, nämlich der Glückseligkeit, wenigstens in diesem Leben, auf mancherlei Weise einschränke, ja sie selbst unter Nichts herabbringen könne, ohne daß die Natur darin unzweckmäßig verfahre, weil die Vernunft, die ihre höchste praktische Bestimmung in der Gründung eines guten Willens erkennt, bei Erreichung dieser Absicht nur einer Zufriedenheit nach ihrer eigenen Art, nämlich aus der Erfüllung eines Zweckes, den wiederum nur Vernunft bestimmt, fähig ist, sollte dieses auch mit manchem Abbruch, der den Zwecken der Neigung geschicht, verbunden sein.

Um aber den Begriff eines an sich selbst hochzuschätzenden und ohne weitere Absicht guten Willens, sowie er schon dem natürlichen gesunden Verstande beiwohnt und nicht sowohl gelehrt, als vielmehr nur aufgeklärt zu werden bedarf, diesen Begriff, der in der Schätzung des ganzen Werthes unserer Handlungen immer obenan steht und die Bedingung alles Uebrigen ausmacht, zu entwickeln, wollen wir den Begriff der **Pflicht** vor uns nehmen, der den eines guten Willens, obzwar unter gewissen subjectiven Einschränkungen und Hindernissen, enthält, die aber doch, weit gefehlt, daß sie ihn verstecken und unkenntlich machen sollten, ihn vielmehr durch Abstechung heben und desto heller hervorscheinen lassen.

Ich übergehe hier alle Handlungen, die schon als pflichtwidrig erkannt werden, ob sie gleich in dieser oder jener Absicht nützlich sein mögen; denn bei denen ist gar nicht einmal die Frage, ob sie *aus Pflicht* geschehen sein mögen, da sie dieser sogar widerstreiten. Ich setze auch die Handlungen bei Seite, die wirklich pflichtmäßig sind, zu denen aber Menschen unmittelbar *keine Neigung* haben, sie aber dennoch ausüben, weil sie durch eine andere Neigung dazu getrieben werden. Denn da läßt sich leicht unterscheiden, ob die pflichtmäßige Handlung *aus Pflicht* oder aus selbstsüchtiger Absicht geschehen sei. Weit schwerer ist dieser Unterschied zu bemerken, wo die Handlung pflichtmäßig ist und das Subject noch überdem *unmittelbar* Neigung zu ihr hat. Z. B. es ist allerdings pflichtmäßig, daß der Krämer seinen unerfahrenen Käufer nicht übertheuere, und, wo viel Verkehr ist, thut dieses auch der kluge Kaufmann nicht, sondern hält einen festgesetzten allgemeinen Preis für Jedermann, so daß ein Kind ebenso gut bei ihm kauft, als jeder Andere. Man wird also *ehrlich* bedient; allein das ist lange nicht genug, um deswegen zu glauben, der Kaufmann habe aus Pflicht und Grundsätzen der Ehrlichkeit so verfahren; sein Vortheil erfordert es; daß er aber überdem noch eine unmittelbare Neigung zu den Käufern haben sollte, um gleichsam aus Liebe keinem vor dem anderen im Preise den Vorzug zu geben, läßt sich hier nicht annehmen. Also war die Handlung weder aus Pflicht, noch aus unmittelbarer Neigung, sondern bloß in eigennützziger Absicht geschehen.

Dagegen sein Leben zu erhalten, ist Pflicht, und überdem hat Jedermann dazu noch eine unmittelbare Neigung. Aber um deswillen hat die oft ängstliche Sorgfalt, die der größte Theil der Menschen dafür trägt, doch keinen inneren Werth und die Maxime derselben keinen moralischen Gehalt. Sie bewahren ihr Leben zwar *pflichtmäßig*, aber nicht *aus Pflicht*. Dagegen wenn Widerwärtigkeiten und hoffnungsloser Gram den Geschmack am Leben gänzlich weggenommen haben, wenn der Unglückliche, stark an Seele, über sein Schicksal mehr entrüstet, als kleinmüthig oder niedergeschlagen, den Tod wünscht und sein Leben doch erhält, ohne es zu lieben, nicht aus Neigung oder Furcht, sondern aus Pflicht; alsdenn hat seine Maxime einen moralischen Gehalt.

Wohlthätig sein, wo man kann, ist Pflicht, und überdem gibt es manche so theilnehmend gestimmte Seelen, daß sie, auch ohne einen anderen Bewegungsgrund der Eitelkeit oder des Eigennutzes, ein inneres Vergnügen daran finden, Freude um sich zu verbreiten, und die sich an der Zufriedenheit Anderer, sofern sie ihr Werk ist, ergötzen können.. Aber ich behaupte, daß in solchem Falle dergleichen Handlung, so pflichtmäßig, so liebenswürdig sie auch ist, dennoch keinen wahren sittlichen Werth habe, sondern mit anderen Neigungen zu gleichen Paaren gehe, z. E. der Neigung nach Ehre, die, wenn sie glücklicher Weise auf das trifft, was in der That gemeinnützig und pflichtmäßig, mithin ehrenwerth ist, Lob und Aufmunterung, aber nicht Hochschätzung verdient; denn der Maxime fehlt der sittliche Gehalt, nämlich solche Handlungen nicht aus Neigung, sondern *aus Pflicht* zu thun. Gesetzt also, das Gemüth jenes Menschenfreundes wäre vom eigenen Gram umwölkt, der alle Theilnehmung an Anderer Schicksal auslöscht, er hätte immer noch Vermögen, anderen Nothleidenden wohlzuthun, aber fremde Noth rührte ihn nicht, weil er mit seiner eigenen genug beschäftigt ist, und nun, da keine Neigung ihn mehr dazu anreizt, risse er sich doch aus dieser tödtlichen Unempfindlichkeit heraus und thäte die Handlung ohne alle Neigung, lediglich aus Pflicht, alsdann

hat sie allererst ihren echten moralischen Werth. Noch mehr: wenn die Natur diesem oder jenem überhaupt wenig Sympathie ins Herz gelegt hätte, wenn er (übrigens ein ehrlicher Mann) von Temperament kalt und gleichgültig gegen die Leiden Anderer wäre, vielleicht, weil er selbst gegen seine eigenen mit der besonderen Gabe der Geduld und aushaltenden Stärke versehen, dergleichen bei jedem Anderen auch voraussetzt oder gar fordert; wenn die Natur einen solchen Mann (welcher wahrlich nicht ihr schlechtestes Product sein würde) nicht eigentlich zum Menschenfreunde gebildet hätte, würde er denn nicht noch in sich einen Quell finden, sich selbst einen weit höheren Werth zu geben, als der eines gutartigen Temperaments sein mag? Allerdings! gerade da hebt der Werth des Charakters an, der moralisch und ohne alle Vergleichung der höchste ist, nämlich daß er wohlthue, nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht.

So sind ohne Zweifel auch die Schriftstellen zu verstehen, darin geboten wird, seinen Nächsten, selbst unseren Feind zu lieben. Denn Liebe als Neigung kann nicht geboten werden, aber Wohlthun aus Pflicht selbst, wenn dazu gleich gar keine Neigung treibt, ja gar natürliche und unbezwingliche Abneigung widersteht, ist praktische und nicht pathologische Liebe, die im Willen liegt und nicht im Hange der Empfindung, in Grundsätzen der Handlung und nicht schmelzender Theilnehmung; jene aber allein kann geboten werden.

Der zweite Satz ist: eine Handlung aus Pflicht hat ihren moralischen Werth nicht in der Absicht, welche dadurch erreicht werden soll, sondern in der Maxime, nach der sie beschlossen wird, hängt also nicht von der Wirklichkeit des Gegenstandes der Handlung ab, sondern bloß von dem Princip des Wollens, nach welchem die Handlung, unangesehen aller Gegenstände des Begehrungsvermögens, geschehen ist. Daß die Absichten, die wir bei Handlungen haben mögen, und ihre Wirkungen, als Zwecke und Triebfedern des Willens, den Handlungen keinen unbedingten und moralischen Werth ertheilen können, ist aus dem Vorigen klar. Worin kann also dieser Werth liegen, wenn er nicht im Willen, in Beziehung auf deren verhoffte Wirkung, bestehen soll? Er kann nirgend anders liegen, als im Princip des Willens, unangesehen der Zwecke, die durch solche Handlung bewirkt werden können; denn der Wille ist mitten inne zwischen seinem Princip *a priori*, welches formell ist, und zwischen seiner Triebfeder *a posteriori*, welche materiell ist, gleichsam auf einem Scheidewege, und da er doch irgend

wodurch muß bestimmt werden, so wird e
das formelle Princip des Wollens überha
stimmt werden müssen, wenn eine Handl
Pflicht geschieht, da ihm alles materielle
entzogen worden.

Den dritten Satz, als Folgerung aus
vorigen, würde ich so ausdrücken: Pfli
Nothwendigkeit einer Handlung au
tung fürs Gesetz. Zum Objecte als V
meiner vorhabenden Handlung kann ic
Neigung haben, aber niemals Achtun
darum, weil sie bloß eine Wirkung un
Thätigkeit eines Willens ist. Ebenso k
für Neigung überhaupt, sie mag nun mei
eines Anderen seine sein, nicht Achtung
ich kann sie höchstens im ersten Falle
im zweiten bisweilen selbst lieben, d. i
meinem eigenen Vortheile günstig anseh
das, was bloß als Grund, niemals aber a
kung mit meinem Willen verknüpft ist, w
meiner Neigung dient, sondern sie überwie
nigstens diese von deren Ueberschlage
Wahl ganz ausschließt, mithin das bloße
für sich, kann ein Gegenstand der Acht
hiemit ein Gebot sein. Nun soll eine H
aus Pflicht den Einfluß der Neigung und
jeden Gegenstand des Willens ganz ab
also bleibt nichts für den Willen übrig,
bestimmen könne, als objectiv das Gese
subjectiv reine Achtung für dieses pr
Gesetz, mithin die Maxime [1]), einem solch
setze, selbst mit Abbruch aller meiner Nei
Folge zu leisten.

Es liegt also der moralische Werth de
lung nicht in der Wirkung, die daraus
wird, also auch nicht in irgend einem
der Handlung, welches seinen Bewegun
von dieser erwarteten Wirkung zu entleh
darf. Denn alle diese Wirkungen (Anne
keit seines Zustandes, ja gar Beförderung
Glückseligkeit) konnten auch durch and
sachen zu Stande gebracht werden, und es
also dazu nicht des Willens eines vern
Wesens, worin gleichwohl das höchste un
dingte Gute allein angetroffen werden ka
kann daher nichts Anderes, als die Vo
lung des Gesetzes an sich selbst, di
lich nur im vernünftigen Wesen
findet, sofern sie, nicht aber die verhof
kung, der Bestimmungsgrund des Willens
so vorzügliche Gute, welches wir sittlich
ausmachen, welches in der Person selbs
gegenwärtig ist, die darnach handelt, nic
allererst aus der Wirkung erwartet werde

kann das aber wohl für ein Gesetz sein,
Vorstellung, auch ohne auf die daraus er-
Wirkung Rücksicht zu nehmen, den Wil-
immen muß, damit dieser schlechterdings
ie Einschränkung gut heißen könne? Da
Willen aller Antriebe beraubt habe, die
der Befolgung irgend eines Gesetzes ent-
i können, so bleibt nichts als die allge-
esetzmäßigkeit der Handlungen überhaupt
velche allein dem Willen zum Princip die-
, d. i. ich soll niemals anders verfahren,
daß ich auch wollen könnte, meine
ie solle ein allgemeines Gesetz
n. Hier ist nun die bloße Gesetzmäßig-
erhaupt (ohne irgend ein auf gewisse Hand-
bestimmtes Gesetz zum Grunde zu legen),
s dem Willen zum Princip dient und ihm
zu dienen muß, wenn Pflicht nicht überall
rer Wahn und chimärischer Begriff sein
amit stimmt die gemeine Menschenvernunft
r praktischen Beurtheilung auch vollkom-
erein und hat das gedachte Princip jeder-
: Augen.

Frage sei z. B.: darf ich, wenn ich im
ge bin, nicht ein Versprechen thun, in
sicht, es nicht zu halten? Ich mache
icht den Unterschied, den die Bedeu-
er Frage haben kann, ob es klüglich,
b es pflichtmäßig sei, ein falsches Ver-
n zu thun. Das Erstere kann ohne
öfters stattfinden. Zwar sehe ich wohl,
nicht genug sei, mich vermittelst dieser
at aus einer gegenwärtigen Verlegenheit
en, sondern wohl überlegt werden müsse,
aus dieser Lüge nicht hinterher viel größere
genheit entspringen könne, als die sind,
en ich mich jetzt befreie, und da die Fol-
i aller meiner vermeinten Schlauigkeit
e leicht vorauszusehen sind, daß nicht ein
verlornes Zutrauen mir weit nachtheiliger
i könnte, als alles Uebel, das ich jetzt zu
den gedenke, ob es nicht klüglicher ge-
t sei, hiebei nach einer allgemeinen Maxime
fahren und es sich zur Gewohnheit zu ma-
nichts zu versprechen, als in der Absicht,
halten. Allein es leuchtet mir hier bald
aß eine solche Maxime doch immer nur die
lichen Folgen zum Grunde habe. Nun ist
h etwas ganz Anderes, aus Pflicht wahrhaft
i, als aus Besorgniß der nachtheiligen Fol-
ndem im ersten Falle der Begriff der Hand-
n sich selbst schon ein Gesetz für mich
t, im zweiten ich mich allererst anderwärts-
nsehen muß, welche Wirkungen für mich
wohl damit verbunden sein möchten. Denn wenn
ich von dem Princip der Pflicht abweiche, so ist
es ganz gewiß böse; werde ich aber meiner
Maxime der Klugheit abtrünnig, so kann das mir
doch manchmal sehr vortheilhaft sein, wiewohl
es freilich sicherer ist, bei ihr zu bleiben. Um
indessen mich in Ansehung der Beantwortung die-
ser Aufgabe, ob ein lügenhaftes Versprechen pflicht-
mäßig sei, auf die allerkürzeste und doch untrüg-
liche Art zu belehren, so frage ich mich selbst:
würde ich wohl damit zufrieden sein, daß meine
Maxime (mich durch ein unwahres Versprechen
aus Verlegenheit zu ziehen) als ein allgemeines
Gesetz (sowohl für mich, als Andere) gelten solle?
und würde ich wohl zu mir sagen können: es mag
Jedermann ein unwahres Versprechen thun, wenn
er sich in Verlegenheit befindet, daraus er sich
auf andere Art nicht ziehen kann? So werde ich
bald inne, daß ich zwar die Lüge, aber ein all-
gemeines Gesetz zu lügen gar nicht wollen könne,
denn nach einem solchen würde es eigentlich gar
kein Versprechen geben, weil es vergeblich wäre,
meinen Willen in Ansehung meiner künftigen
Handlungen Anderen vorzugeben, die diesem Vor-
geben doch nicht glauben, oder, wenn sie es
übereilter Weise thäten, mich doch mit gleicher
Münze bezahlen würden, mithin meine Maxime,
sobald sie zum allgemeinen Gesetze gemacht würde,
sich selbst zerstören müsse.

Was ich also zu thun habe, damit mein Wol-
len gut sei, dazu brauche ich gar keine weit aus-
holende Scharfsinnigkeit. Unerfahren in Ansehung
des Weltlaufs, unfähig, auf alle sich ereignende
Vorfälle desselben gefaßt zu sein, frage ich nur:
kannst du auch wollen, daß deine Maxime ein
allgemeines Gesetz werde? wo nicht, so ist sie
verwerflich, und das zwar nicht um eines dir,
oder auch Anderen daraus bevorstehenden Nach-
theils willen, sondern weil sie nicht als Princip
in eine mögliche allgemeine Gesetzgebung passen
kann; für diese aber zwingt mir die Vernunft un-
mittelbare Achtung ab, von der ich zwar jetzt
noch nicht einsehe, worauf sie sich gründe (wel-
ches der Philosoph untersuchen mag), wenigstens
aber doch so viel verstehe: daß es eine Schätzung
des Werthes sei, welcher allen Werth dessen,
was durch Neigung angepriesen wird, weit über-
wiegt, und daß die Nothwendigkeit meiner Hand-
lungen aus reiner Achtung für's praktische Ge-
setz dasjenige sei, was die Pflicht ausmacht, der
jeder andere Bewegungsgrund weichen muß, weil
sie die Bedingung eines an sich guten Willens
ist, dessen Werth über Alles geht. . . . . .

Wenn wir unseren bisherigen Begriff der Pflicht

aus dem gemeinen Gebrauche unserer praktischen Vernunft gezogen haben, so ist daraus keineswegs zu schließen, als hätten wir ihn als einen Erfahrungsbegriff behandelt. Vielmehr, wenn wir auf die Erfahrung vom Thun und Lassen der Menschen Acht haben, treffen wir häufige und, wie wir selbst einräumen, gerechte Klagen an, daß man von der Gesinnung, aus reiner Pflicht zu handeln, so gar keine sichere Beispiele anführen könne, daß, wenn gleich manches dem, was Pflicht gebietet, gemäß geschehen mag, dennoch es immer noch zweifelhaft sei, ob es eigentlich aus Pflicht geschehe und also einen moralischen Werth habe. Daher es zu aller Zeit Philosophen gegeben hat, welche die Wirklichkeit dieser Gesinnung in den menschlichen Handlungen schlechterdings abgeleugnet und alles der mehr oder weniger verfeinerten Selbstliebe zugeschrieben haben, ohne doch deswegen die Richtigkeit des Begriffs von Sittlichkeit in Zweifel zu ziehen, vielmehr mit inniglichem Bedauern der Gebrechlichkeit und Unlauterkeit der menschlichen Natur Erwähnung thaten, die zwar edel genug sei, sich eine so achtungswürdige Idee zu ihrer Vorschrift zu machen, aber zugleich zu schwach, um sie zu befolgen, und die Vernunft, die ihr zur Gesetzgebung dienen sollte, nur dazu braucht, um das Interesse der Neigungen, es sei einzeln oder, wenn es hoch kommt, in ihrer größten Verträglichkeit unter einander zu besorgen.

In der That ist es schlechterdings unmöglich, durch Erfahrung einen einzigen Fall mit völliger Gewißheit auszumachen, da die Maxime einer sonst pflichtmäßigen Handlung lediglich auf moralischen Gründen und auf der Vorstellung seiner Pflicht beruht habe. Denn es ist zwar bisweilen der Fall, daß wir bei der schärfsten Selbstprüfung gar nichts antreffen, was außer dem moralischen Grunde der Pflicht mächtig genug hätte sein können, uns zu dieser oder jener guten Handlung und so großer Aufopferung zu bewegen; es kann aber daraus gar nicht mit Sicherheit geschlossen werden, daß wirklich gar kein geheimer Antrieb der Selbstliebe, unter der bloßen Vorspiegelung jener Idee, die eigentliche bestimmende Ursache des Willens gewesen sei, dafür wir denn gern uns mit einem uns fälschlich angemaßten edleren Bewegungsgrunde schmeicheln, in der That aber selbst durch die angestrengteste Prüfung hinter die geheimen Triebfedern niemals völlig kommen können, weil, wenn vom moralischen Werthe die Rede ist, es nicht auf die Handlungen ankommt, die man sieht, sondern auf jene inneren Principien derselben, die man nicht sieht.

Man kann auch denen, die alle Sittlichkeit als bloßes Hirngespinst einer durch Eigendünkel sich selbst übersteigenden menschlichen Einbildung verlachen, keinen gewünschteren Dienst thun, als ihnen einzuräumen, daß die Begriffe der Pflicht (so wie man sich auch aus Gemächlichkeit gerne überredet, daß es auch mit allen übrigen Begriffen bewandt sei) lediglich aus der Erfahrung gezogen werden müßten; denn da bereitet man jenen einen sichern Triumph. Ich will aus Menschenliebe einräumen, daß noch die meisten unserer Handlungen pflichtmäßig seien; sieht man aber ihr Dichten und Trachten näher an, so stößt man allenthalben auf das liebe Selbst, was immer hervorsticht, worauf und nicht auf das strenge Gebot der Pflicht, welches mehrmalen Selbstverleugnung erfordern würde, sich ihre Absicht stützt. Man braucht auch eben kein Feind der Tugend, sondern nur ein kaltblütiger Beobachter zu sein, der den lebhaftesten Wunsch für das Gute nicht sofort für dessen Wirklichkeit hält, um (vornehmlich mit zunehmenden Jahren und einer durch Erfahrung theils gewitzigten, theils zum Beobachten geschärften Urtheilskraft) in gewissen Augenblicken zweifelhaft zu werden, ob auch wirklich in der Welt irgend wahre Tugend angetroffen werde. Und hier kann uns nun nichts vor dem gänzlichen Abfall von unseren Ideen der Pflicht bewahren und gegründete Achtung gegen ihr Gesetz in der Seele erhalten, als die klare Überzeugung, daß, wenn es auch niemals Handlungen gegeben habe, die aus solchen reinen Quellen entsprungen wären, dennoch hier auch davon gar nicht die Rede sei, ob dies oder jenes geschehe, sondern die Vernunft für sich selbst und unabhängig von allen Erscheinungen gebiete, was geschehen soll, mithin Handlungen, von denen die Welt vielleicht bisher noch gar kein Beispiel gegeben hat, an deren Thunlichkeit sogar der, so alles auf Erfahrung gründet, sehr zweifeln möchte, dennoch durch Vernunft unnachläßlich geboten seien, und daß z. B. reine Redlichkeit in der Freundschaft um nichts weniger von jedem Menschen gefordert werden könne, wenn es gleich bis jetzt gar keinen redlichen Freund gegeben haben möchte, weil diese Pflicht als Pflicht überhaupt, vor aller Erfahrung, in der Idee einer den Willen durch Gründe *a priori* bestimmenden Vernunft liegt.

Setzt man hinzu, daß, wenn man dem Begriffe von Sittlichkeit nicht gar alle Wahrheit und Beziehung auf irgend ein mögliches Object bestreiten will, man nicht in Abrede ziehen könne, daß sein Gesetz von so ausgebreiteter Be-

es nicht bloß für Menschen, sondern alle
ftige Wesen überhaupt, nicht bloß
fälligen Bedingungen und mit Ausnahmen,
schlechterdings nothwendig gel-
se; so ist klar, daß keine Erfahrung,
· auf die Möglichkeit solcher apodiktischen
zu schließen, Anlaß geben könne. Denn
hem Rechte können wir das, was viel-
ır unter den zufälligen Bedingungen der
eit gültig ist, als allgemeine Vorschrift
vernünftige Natur, in unbeschränkte Ach-
ıgen, und wie sollen Gesetze der Bestim-
ıseres Willens für Gesetze der Bestim-
es Willens eines vernünftigen Wesens
pt und, nur als solche, auch für den un-
gehalten werden, wenn sie bloß empirisch
ınd nicht völlig *a priori* aus reiner, aber
ıer Vernunft ihren Ursprung nähmen?
könnte auch der Sittlichkeit nicht übler
als wenn man sie von Beispielen entleh-
lte. Denn jedes Beispiel, was mir davon
llt wird, muß selbst zuvor nach Principien
ılität beurtheilt werden, ob es auch wür-
zum ursprünglichen Beispiele, d. i. zum
ɪu dienen; keinesweges aber kann es den
lerselben zu oberst an die Hand geben.
ıer Heilige des Evangelii muß zuvor mit
Ideal der sittlichen Vollkommenheit ver-
verden, ehe man ihn dafür erkennt; auch
von sich selbst: was nennt ihr mich (den
t) gut? Niemand ist gut (das Urbild des
als der einige Gott (den ihr nicht sehet).
haben wir aber den Begriff von Gott, als
chsten Gut? Lediglich aus der Idee, die
ınunft *a priori* von sittlicher Vollkommen-
twirft und mit dem Begriffe eines freien
unzertrennlich verknüpft. Nachahmung
ı Sittlichen gar nicht statt, und Beispiele
ıur zur Aufmunterung, d. i. sie setzen die
hkeit dessen, was das Gesetz gebietet,
weifel, sie machen das, was die prakti-
egel allgemeiner ausdrückt, anschaulich,
aber niemals berechtigen, ihr wahres Ori-
las in der Vernunft liegt, bei Seite zu
ınd sich nach Beispielen zu richten.
ın es denn keinen echten obersten Grund-
r Sittlichkeit gibt, der nicht unabhängig
ır Erfahrung bloß auf reiner Vernunft be-
ıüßte, so glaube ich, es sei nicht nöthig,
ır zu fragen, ob es gut sei, diese Begriffe,
ie, sammt den ihnen zugehörigen Princi-
priori feststehen, im Allgemeinen (*in ab-*
vorzutragen, wofern das Erkenntniß sich
meinen unterscheiden und philosophisch

heißen soll. Aber in unseren Zeiten möchte dieses wohl nöthig sein. Denn wenn man Stimmen sammelte, ob reine von allem Empirischen abgesonderte Vernunfterkenntniß, mithin Metaphysik der Sitten, oder populäre praktische Philosophie vorzuziehen sei, so erräth man bald, auf welche Seite das Uebergewicht fallen werde.

Diese Herablassung zu Volksbegriffen ist allerdings sehr rühmlich, wenn die Erhebung zu den Principien der reinen Vernunft zuvor geschehen und zur völligen Befriedigung erreicht ist, und das würde heißen, die Lehre der Sitten zuvor auf Metaphysik gründen, ihr aber, wenn sie feststeht, nachher durch Popularität Eingang verschaffen. Es ist aber äußerst ungereimt, dieser in der ersten Untersuchung, worauf alle Richtigkeit der Grundsätze ankommt, schon willfahren zu wollen. Nicht allein, daß dieses Verfahren auf das höchst seltene Verdienst einer wahren philosophischen Popularität niemals Anspruch machen kann, indem es gar keine Kunst ist, gemeinverständlich zu sein, wenn man dabei auf alle gründliche Einsicht Verzicht thut, so bringt es einen ekelhaften Mischmasch von zusammengestoppelten Beobachtungen und halbvernünftelnden Principien zum Vorschein, daran sich schale Köpfe laben, weil es doch etwas gar Brauchbares für's alltägliche Geschwätz ist, wo Einsehende aber Verwirrung fühlen und unzufrieden, ohne sich doch helfen zu können, ihre Augen wegwenden, obgleich Philosophen, die das Blendwerk ganz wohl durchschauen, wenig Gehör finden, wenn sie auf einige Zeit von der vorgeblichen Popularität abrufen, um nur allererst nach erworbener bestimmter Einsicht mit Recht populär sein zu dürfen.

Man darf nur die Versuche über die Sittlichkeit in jenem beliebten Geschmacke ansehen, so wird man bald die besondere Bestimmung der menschlichen Natur (mitunter aber auch die Idee von einer vernünftigen Natur überhaupt), bald Vollkommenheit, bald Glückseligkeit, hier moralisches Gefühl, dort Gottesfurcht, von diesem Etwas, von jenem auch Etwas, in wunderbarem Gemische antreffen, ohne daß man sich einfallen läßt, zu fragen, ob auch überall in der Kenntniß der menschlichen Natur (die wir doch nur von der Erfahrung herhaben können) die Principien der Sittlichkeit zu suchen seien, und, wenn dieses nicht ist, wenn die letztere völlig *a priori*, frei von allem Empirischen, schlechterdings in reinen Vernunftbegriffen und nirgends anders, auch nicht dem mindesten Theile nach, anzutreffen seien, den Anschlag zu fassen, diese Untersuchung als reine praktische Weltweisheit oder (wenn man

einen so verschrieenen Namen nennen darf) als Metaphysik [2]) der Sitten, lieber ganz abzusondern, sie für sich allein zu ihrer ganzen Vollständigkeit zu bringen, und das Publicum, das Popularität verlangt, bis zum Ausgange dieses Unternehmens zu vertrösten.

Es ist aber eine solche völlig isolirte Metaphysik der Sitten, die mit keiner Anthropologie, mit keiner Theologie, mit keiner Physik oder Hyperphysik, noch weniger mit verborgenen Qualitäten (die man hypophysisch nennen könnte) vermischt ist, nicht allein ein unentbehrliches Substrat aller theoretischen sicher bestimmten Erkenntniß der Pflichten, sondern zugleich ein Desiderat von der höchsten Wichtigkeit zur wirklichen Vollziehung ihrer Vorschriften. Denn die reine und mit keinem fremden Zusatze von empirischem Anreizen vermischte Vorstellung der Pflicht, und überhaupt des sittlichen Gesetzes, hat auf das menschliche Herz durch den Weg der Vernunft allein (die hiebei zuerst inne wird, daß sie für sich selbst auch praktisch sein kann) einen so viel mächtigeren Einfluß, als alle andern Triebfedern, die man aus dem empirischen Felde aufbieten mag, daß sie im Bewußtsein ihrer Würde die letzteren verachtet und nach und nach ihr Meister werden kann, an dessen Statt eine vermischte Sittenlehre, die aus Triebfedern von Gefühlen und Neigungen und zugleich aus Vernunftbegriffen zusammengesetzt ist, das Gemüth zwischen Bewegursachen, die sich unter kein Princip bringen lassen, die nur sehr zufällig zum Guten, öfters aber auch zum Bösen leiten können, schwankend machen muß.

Aus dem Angeführten erhellt: daß alle sittliche Begriffe völlig *a priori* in der Vernunft ihren Sitz und Ursprung haben, und dieses zwar in der gemeinsten Menschenvernunft ebensowohl, als der im höchsten Maße speculativen; daß sie von keinem empirischen und darum bloß zufälligen Erkenntnisse abstrahirt werden können; daß in dieser Reinigkeit ihres Ursprungs eben ihre Würde liege, um uns zu obersten praktischen Principien zu dienen; daß man jedesmal so viel, als man Empirisches hinzuthut, so viel auch ihrem echten Einflusse und dem uneingeschränkten Werthe der Handlungen entziehe; daß es nicht allein die größte Nothwendigkeit in theoretischer Absicht, wenn es bloß auf Speculation ankommt, erfordere, sondern auch von der

größten praktischen Wichtigkeit sei, ihre
und Gesetze aus reiner Vernunft zu
rein und unvermengt vorzutragen, ja de
dieses ganzen praktischen oder reinen
erkenntnisses, d. i. das ganze Vermögen
nen praktischen Vernunft zu bestimme
aber nicht, wie es wohl die speculative
phie erlaubt, ja gar bisweilen nothwend
die Principien von der besonderen N
menschlichen Vernunft abhängig zu mac
dern darum, weil moralische Gesetze
vernünftige Wesen überhaupt gelten so
schon aus dem allgemeinen Begriffe e
nünftigen Wesens überhaupt abzuleiten,
solche Weise alle Moral, die zu ihrer
dung auf Menschen der Anthropologie
zuerst unabhängig von dieser als reine
phie, d. i. als Metaphysik, vollständig
sich in dieser Art ganz abgesonderter
nisse wohl thun läßt) vorzutragen, wohl
daß es, ohne im Besitze derselben zu s
geblich sei, ich will nicht sagen, das M
der Pflicht in Allem, was pflichtmäßig is
für die speculative Beurtheilung zu be
sondern sogar im bloß gemeinen und pr
Gebrauche, vornehmlich der moralische
weisung, unmöglich sei, die Sitten auf ih
Principien zu gründen und dadurch rein
sche Gesinnungen zu bewirken und zum
Weltbesten den Gemüthern einzupfropfe

[1]) Maxime ist das subjective Princip
lens; das objective Princip (d. i. dasjen
allen vernünftigen Wesen auch subjectiv zu
schen Princip dienen würde, wenn Vern
Gewalt über das Begehrungsvermögen hätt
praktische Gesetz.

[2]) Man kann, wenn man will (sowie
Mathematik von der angewandten, die re
von der angewandten unterschieden wird,
reine Philosophie der Sitten (Metaphysik)
angewandten (nämlich auf die menschlic
unterscheiden. Durch diese Benennung
auch sofort erinnert, daß die sittlichen
nicht auf die Eigenheiten der menschlic
gegründet, sondern für sich *a priori* beste
müssen, aus solchen aber, wie für jede v
Natur, also auch für die menschliche,
Regeln müssen abgeleitet werden können.

ZWEITE ABTHEILUNG.

Abstracte ethische Wissenschaften.

A. Psychologie.

65. Zur Geschichte der Psychologie.

(*M. W. Drobisch*, Empirische Psychologie [1842] S. 298—302 und 308—313.)

'ater der in ein System gebrachten Seelen-
n ist Aristoteles zu betrachten, mit des-
;emeinem metaphysischen Begriffssystem
bre genau zusammenhängt. Er geht (*de*
!), nach unsrer Weise zu reden, zunächst
allgemeine und vergleichende Psy-
aus, indem er in den Kreis seiner Be-
;en nicht bloß den Menschen, sondern auch
re und sogar die Pflanzen zieht, woraus
daß sein Begriff des Beseelten (*ἔμψυχον*)
ntlichen mit dem unserigen vom Leben-
:usammenfallen muß. Daher ist ihm die
r Anfang, das Wesen, die Ursache, der
es Lebendigen, — das Lebensprin-
r, wie er sie kürzer definirt, die erste
keit des organischen Naturkör-
enn man anders das unübersetzbare *ἐντε-*
rch „Thätigkeit" geben darf. Die Seele
rmögen (*δύναμεις*), die auch Theile
ele (*μόρια τῆς ψυχῆς*) genannt werden,
: zur Thätigkeit dieser selbst nur verhal-
die Möglichkeit oder Fähigkeit zur
:hkeit (Gegensatz zwischen *δύναμις* und
oder *ἐντελέχεια*)[1]. Es werden fünf Ver-
ufgezählt: das Ernährungsvermögen
ν μόριον), das Empfindungs- (*αἰσθη-*
Begehrungs- (*ὀρεκτικόν*), Ortsverän-
s- (*κινητικὸν κατὰ τόπον*) und Denkver-
(*διανοητικόν*). Nur im Menschen kommen
e Vermögen vereinigt vor. Ueberall aber,
in einem Thier eins derselben findet, da
h alle diejenigen vorhanden, die in der
iden Aufzählung ihm der Reihe nach vor-
ı. Das Ernährungsvermögen ist das erste
emeinste, durch welches alle organische
Leben erhalten. Ohne Verbindung mit
gen findet es sich nur bei den Pflanzen,
in Verbindung mit dem zunächst angrenzenden Empfindungsvermögen bei den übrigen organischen Körpern. Sein Geschäft ist Ernährung und Fortpflanzung. — Durch das Empfindungsvermögen nimmt die Seele nur die Form, nicht die Materie des außer ihr vorhandenen Empfindbaren auf, wie das Wachs das Gepräge des Siegels (im geraden Gegensatz zu Kant, wo die Seele in ihren angestammten Formen das Siegel zum Wachs der Empfindung hergibt), und wird dadurch dem Empfindbaren, dem es zuvor unähnlich war, ähnlich. Es geschieht dies durch die fünf Sinne, von denen nur das Gefühl allen Thieren gemein ist. Die Wahrnehmungen durch die Sinne sind von dreierlei Art: 1) solche, die nur Einem Sinne eigen sind, z. B. das Sehen einer Farbe oder das Hören eines Geräusches; 2) die mehreren oder allen gemein sind, wie Bewegung, Ruhe, Zahl, Gestalt, Größe; 3) solche, die nicht sowohl empfunden als mittelbar (*κατὰ συμβεβηκός*, *per accidens*) erkannt werden, z. B. »daß dieses Weiße der Sohn des Diares ist.« Jeder Sinn empfindet nicht nur etwas, sondern auch daß er empfindet, ist also, nach dem heutigen psychologischen Sprachgebrauch, sein eigener innerer Sinn[2]. — Wo das Empfindungsvermögen vorkommt, da findet sich auch das Begehrungsvermögen. Dieses ist nämlich theils Begierde (*ἐπιθυμία*), theils Affect (*θυμός*), theils Wille (*βούλησις*). Wo nun Empfindung ist, da ist auch Lust und Schmerz, Angenehmes und Unangenehmes; wo aber dieses, da ist auch Begierde, denn diese ist das Begehren des Angenehmen. — Zwischen dem Empfindungs- und dem Denkvermögen steht die Phantasie, und zwar in der Weise, daß es ohne sie kein Denken gibt, sie selbst aber ohne den Sinn auch nicht vorhanden wäre. Doch ist sie kein

besonderes Vermögen (daher man hier φαντασία nicht Einbildungskraft übersetzen darf), sondern eine von der Wirkung der Sinne zurückgelassene Bewegung. Noch weniger als die Phantasie ist das Gedächtniß ein besonderes Vermögen, denn es gehört der Phantasie zu. Unmittelbar kann nur Erinnerung an Empfindbares statt haben; Erinnerung an Gedachtes ist nie ohne Bilder (φαντάσματα), daher mittelbar (κατὰ συμβεβηκός). Uebrigens ist die Erinnerung theils unwillkürlich (μνήμη), theils absichtlich (ἀνάμνησις). — Das Denk- und Erkenntnißvermögen (διανοητικὸν) heißt auch νοῦς, was bald durch Verstand, bald durch Vernunft übersetzt werden muß, da diese beiden Vermögen bei Aristoteles nicht getrennt werden. Das Denkvermögen ist selbständig wie der Sinn, den es voraussetzt; da es aber für jede Art von Gedankenformen der Dinge geschickt sein muß, bevor es wirklich zum Denken kommt, so ist es nur als Vermögen, als Fähigkeit (δυνάμει) vorhanden und besitzt kein körperliches Organ. Der Sinn gibt der Phantasie, diese dem Denkvermögen den Stoff; doch sind Gedanken (νοητὰ εἴδη), obgleich nicht ohne Phantasiebilder (φαντάσματα), doch von diesen sowohl als von den sinnlichen Wahrnehmungen (αἰσθητὰ εἴδη) verschieden. Der Sinn erkennt die Formen des Empfindbaren, das Denkvermögen die Formen der Formen, die Natur der Dinge selbst; es ist daher theils leidend, theils thätig, als Ersteres mit den übrigen Vermögen der Seele und des Leibes verbunden und daher vergänglich, als Letzteres trennbar und unsterblich. Noch unterscheidet Aristoteles theoretischen und praktischen νοῦς (Vernunft). Die Schlüsse des Erstern bezwecken Erkenntniß, die des Letztern gehen auf eine Handlung. Mittels der Phantasie nimmt der νοῦς das Künftige wahr, um Entschlüsse fassen zu können. Ueberhaupt nimmt die Phantasie in Beziehung auf ihn im Menschen dieselbe Stelle ein, wie der Sinn in den Thieren. — Vom Ortsveränderungsvermögen sagt Aristoteles, daß es weder in dem Ernährungs-, noch in dem Empfindungs-, noch in dem Denkvermögen allein seinen Sitz habe, auch sei es nicht ein Begehren, dem durch die Bewegung unaufhörlich Folge geleistet werde. Zweierlei scheine vorzüglich Ortsveränderung zu veranlassen: Begierde und praktische Vernunft. Von dem, was als ein wahres Gut von der Vernunft erkannt, oder auch nur als ein scheinbares von der Phantasie vorgestellt werde, gehe die Anregung zur Bewegung aus. Obgleich die in die Zukunft schauende Vernunft häufig mit der nur mit dem Gegenwärtigen beschäftigten Be-

gierde im Streit ist, so ist doch immer
gehrte dasjenige, was den Willen antrei
ses nun ist ohne Bewegung, die Begierde
bewegt und wird bewegt, der Körper end
nur bewegt. In der Phantasie, die entwe
die Vernunft gezügelt, oder nur durch
aufgeregt wird, liegt der stärkste Antriel
gierde. In den mit Phantasie begabten
gibt es eine dreifache Art der Entstehun
wegung: entweder beherrscht die Vernun
gierde, oder die Begierde ist stärker als
nunft, oder eine Begierde erregt die a
Daß hier überall dem Aristoteles der B
Ortsveränderung mit dem des Handelns
Bedingung jene allerdings ist, nahe zu
fällt, geht von selbst hervor. Er bemerk
noch, daß alle Thiere, die sich selbst
auch alle fünf Sinne haben.

Bei Kant finden wir in der Hauptsache
schen Seelenvermögen wieder, zwar mit m
Veränderungen, besonders in der Erklär
Zusammenhangs, doch mit im Wesentlich
änderter Grundlage. Muß es anerkannt we
sich hier ein weit tieferes Streben kund
Seelenvermögen als Glieder eines Organi
zuweisen, so vermißt man es doch an
sehr, daß Kant der Psychologie kein eige
gewidmet hat, sondern die psychologische
einerseits als bekannt voraussetzte und a
bei seinen kritisch-metaphysischen Unters
in Anwendung brachte, andererseits da
mancherlei Veränderungen vornahm, die
nur gelegentlich anzumerken pflegte, und
sorgfältig zusammengefaßt, doch kein sel
digendes Bild von seiner Grundanscha
geistigen Lebens geben, die keineswegs
Wolff'schen wesentlich unterschieden ist,
höheren Einheit sehr ermangelt. Diese L
den Seelenvermögen scheint er für etwa
bedenkliches, wahrhaft Thatsächliches ge
haben, daß er, der sich in der Metaphy
mit einer Kritik der Systeme, noch der
nen philosophischen Begriffe begnügen,
durch Kritik des Erkenntnißvermög
Baume die Axt an die Wurzel legen wol
einmal die Frage aufwarf, ob ein solche
gen auch ein wahrhaft gegebenes oder
mehr nur ein erdachtes sei. Hier war sei
zu Ende, und sein Philosophiren ruhte
der überlieferten Gewohnheit.

Die hauptsächlichsten Eigenthümlichk
Kant'schen Lehre von den Seelenvermög
ten etwa folgende sein. Zuvörderst wird
Erkenntniß- und Begehrungsve

ieden das Gefühl der Lust und Un-
s das Mittelglied zwischen Beiden [3]), und
, daß alle Seelen-Vermögen oder -Fähig-
af diese drei zurückgeführt werden kön-
i sich nicht ferner aus einem gemeinschaft-
irunde ableiten lassen [4]). — Was sodann
enntnißvermögen insbesondere betrifft, so
zu ihm Sinnlichkeit, Einbildungskraft,
l und Vernunft. Sinnlichkeit ist die
it, Vorstellungen durch die Art, wie wir
Gegenständen afficirt werden, zu bekom-
ermittelst derselben also werden uns Ge-
le gegeben, und sie allein liefert uns An-
gen. Die Materie der Sinnlichkeit gibt die
ungen, die Formen Raum und Zeit, jener
äußeren Sinne, dieser für den inne-
in. Gelangt die Sinnlichkeit, mittelst der
tivität zu Anschauungen der Gegenstände,
nt der Verstand, als das Vermögen Vor-
n selbst hervorzubringen, durch Spon-
it zu Begriffen, durch welche jene ge-
werden. Alles Denken aber muß sich, es
dezu oder im Umschweife vermittelst ge-
Merkmale, zuletzt auf Anschauungen, mit-
Sinnlichkeit beziehen, durch die ihm der
nftige Stoff gegeben wird. Dieser Stoff muß
t auf gewisse Weise durchgegangen, auf-
en und verbunden werden, um daraus
kenntniß zu machen. Die Handlung, wo-
ies geschieht, heißt Synthesis. Sie ist em-
oder rein, je nachdem der Stoff durch die
he Anschauung der Sinne, oder durch die
nschauung in Zeit und Raum gegeben ist.
in beiden Fällen die Wirkung der Ein-
gskraft, einer blinden, obgleich unent-
en Function der Seele, des Vermögens,
egenstand auch ohne dessen Gegenwart
nschauung darzustellen. Da nun alle An-
g sinnlich ist, so gehört die Einbil-
kraft der Sinnlichkeit. Sie ist ferner
r productive, die aller Erfahrung vor-
oder reproductive, welche vorher ge-
mpirische Anschauungen nach Gesetzen
ociation „ins Gemüth" d. h. ins Bewußt-
rückbringt. Sofern sie auch willkürlich
ngen hervorbringt, heißt sie Phantasie.
thesis der Einbildungskraft auf Begriffe zu
, ist eine Function, die dem Verstande zu-
und reine Synthesis, allgemein vorgestellt,
i Verstandesbegriff. Der Verstand über-
ist das Vermögen zu urtheilen, nämlich
en, d. i. durch Begriffe zu erkennen. Nach
logischen Gebrauch bringt er die Vor-
en unter Begriffe, nach seinem transcen-

dentalen Gebrauch aber bringt er die reine Synthesis der Vorstellungen auf Begriffe, und dieselbe Function, welche den verschiedenen Vorstellungen in einem Urtheile Einheit gibt, gibt auch der bloßen Synthesis verschiedener Vorstellungen in einer Anschauung Einheit, welche Einheit, allgemein ausgedrückt, der reine Verstandesbegriff heißt. So entspringen, den logischen Functionen des Urtheilens entsprechend, die reinen Verstandesbegriffe der Kategorieen, welche bloße Gedankenformen sind. Nach Kant besitzt der Verstand sein eignes vom innern Sinne wohl zu unterscheidendes Bewußtsein, die reine oder ursprüngliche Apperception [5]). Sie ist »dasjenige Selbstbewußtsein, was die Vorstellung: Ich denke, hervorbringt, die alle andere Vorstellungen muß begleiten können« [6]), ein Bewußtsein dessen, was der Mensch thut, indeß der innere Sinn dagegen ein Bewußtsein dessen ist, was er leidet, wie er durch sein eigenes Gedankenspiel afficirt wird. — Dies Alles kommt nun dem Verstande im weiteren Sinne zu. Verstand im engeren Sinne dagegen ist das Vermögen der Regeln, dem im transcendenten Gebrauch die Kategorieen als Stammbegriffe angehören. Als Vermögen, unter die Regeln zu subsumiren, kommt hierzu die Urtheilskraft, durch welche die Grundsätze der Anwendung der Kategorieen auf die Erfahrung entstehen. Endlich die Vernunft, die in formeller, syllogistischer, wie in transcendentaler Beziehung erklärt wird, als das Vermögen der Principien. Wie der Verstand im engeren Sinne ein Vermögen der Einheit der Erscheinungen vermittelst der Regeln, so ist die Vernunft das Vermögen der Einheit der Verstandesregeln unter Principien. Sie geht also niemals zunächst auf Erfahrung oder irgend einen Gegenstand, sondern auf den Verstand, um den mannigfaltigen Erkenntnissen desselben Einheit *a priori* durch Begriffe zu geben, welche Vernunfteinheit heißen kann, und von ganz anderer Art ist als die, welche vom Verstande geleistet werden mag.

In Absicht auf Gefühle und Begehrungen ist Kant in der Erörterung der sie hervorbringenden Vermögen weit kürzer, ohne Zweifel, weil ihm theils sein kritisches Geschäft hierin zu größerer Ausführlichkeit keine Veranlassung gab, theils weil ihm in der Hauptsache die gangbare empirische Psychologie genügte. — Die Absonderung der Gefühle der Lust und Unlust von den Begehrungen hatte bei ihm doch nicht die Annahme eines allgemeinen Gefühlsvermögens, einer späteren Erfindung, zur Folge. Man kann, sagt er, die Gefühle der Lust und Unlust durch die Wirkung

erklären, die die Empfindung unseres Zustandes auf das Gemüth macht. Was unmittelbar mich antreibt, meinen Zustand zu verlassen, ist mir unangenehm, was ebenso mich antreibt, ihn zu erhalten, ist mir angenehm. Das Gefühl soll hiernach auf den Antrieb, also auf Begehren und Verabscheuen zurückgeführt werden, und sein Bewußtsein wird durch den inneren Sinn vermittelt. Nur die ästhetische Urtheilskraft wird in dieser Sphäre als ein besonderes Vermögen, Dinge nach einer Regel, aber nicht nach Begriffen zu beurtheilen, hervorgehoben und von dem Erkenntnißvermögen als etwas Eigenthümliches getrennt. — Hinsichtlich des Begehrungsvermögens endlich bestreitet Kant mit vollem Rechte den Unterscheidungsgrund zwischen dem untern und obern, welcher davon hergenommen ist, daß die Vorstellungen, die mit dem Gefühl der Lust verbunden sind, in den Sinnen oder dem Verstande ihren Ursprung haben, indem er bemerkt, daß es bei den Bestimmungsgründen des Begehrens durch Angenehmes durchaus nicht auf den Ursprung der Vorstellung des Letzteren, sondern nur darauf ankomme, wie viel und großes Vergnügen eine solche auf die längste Zeit verschaffe. Das obere Begehrungsvermögen ist ihm aber allein die praktische Vernunft. Von dieser sagt er: reine Vernunft muß für sich allein praktisch sein, d. i. ohne Voraussetzung irgend eines Gefühls, mithin ohne Vorstellung des Angenehmen oder Unangenehmen als der Materie des Begehrungsvermögens, die jederzeit eine empirische Bedingung der Principien ist, durch die bloße Form der praktischen Regel den Willen bestimmen können. Alsdann ist Vernunft nur, sofern sie für sich selbst den Willen bestimmt (nicht im Dienste der Neigungen ist, ein wahres oberes Begehrungsvermögen, dem das pathologisch bestimmbare untergeordnet ist, und wirklich, ja specifisch von diesem unterschieden. Die Vernunft bestimmt in einem praktischen Gesetz unmittelbar den Willen, nicht vermittelst eines dazwischen kommenden Gefühls der Lust und Unlust, selbst nicht an diesem Gesetze. — Frei ist endlich der Wille im negativen Sinne, sofern er unabhängig von dem Naturgesetz der Erscheinungen, nämlich dem der Causalität gedacht werden muß. Freiheit im positiven Sinne ist die eigene Gesetzgebung der praktischen Vernunft. Gegen die Meinung aber, daß Freiheit nach em Principien, wie jedes andere Naturvern klärt werden könne und als psychologisc schaft zu betrachten sei, zu deren Erkl lediglich auf eine genauere Untersuchung der Seele und der Triebfedern des Willens — dagegen legt Kant feierlichen Protest

[1]) *De anima II.*, 2. 7 ff. wird die Fra worfen und erörtert, ob jedes von diese gen die Seele oder nur ein Theil ders und wenn ein solcher, ob nur dem Beg auch dem Orte nach gesondert. Zur Antv auf die Thiere (Polypen etc.) hingewie wenn man sie zerschneidet, in ihren The Bewegung und Empfindung zeigen, also a tasie und Begierde haben müssen. Von und theoretischem Vermögen aber zeige si sondern dies scheine eine eigene Gattung und dies allein lasse sich also absondern Unsterbliche vom Sterblichen, die ander der Seele seien nicht trennbar, sondern Begriffe nach verschieden.

[2]) Die Schwierigkeit dieser Annahme dem Scharfsinn des Aristoteles nicht, abe schließt sich dazu, weil er bemerkt, daß nahme eines besonderen Sinnes, um wahrz daß man empfindet, auf eine unendliche E ἄπειρον) führt. *De anima III.* 2, 1.

[3]) Wir bedienen uns in der ganzen Da so viel wie möglich, der eigenen Worte I

[4]) Früher schon und, wie es schein hatte Joh. Nik. Tetens in seinen philos Versuchen über den Menschen (2 Bde. Lei 77) drei Grundvermögen der Seele ange nämlich 1) Gefühl, als Empfänglichkeit Eindrücke der Objecte und die unmittelba lenwirkungen; 2) Verstand, als Vermö Vorstellens und Denkens; 3) Willen, al keitskraft.

[5]) Dies erinnert an Aristoteles, der (*de* 4) sagt: *καὶ αὐτὸς (ὁ νοῦς) δὲ αὐτὸν τότ νοεῖν.*

[6]) Kritik d. rein. Vern. §. 16 vergl. § der Unterschied des inneren Sinnes von d Apperception eine weitere, freilich sehr d läuterung erhält, wie es bei der Unhaltba Unterscheidung nicht anders sein kann.

66. Zur Einleitung in die Psychologie.

(*J. F. Herbart*, Psychologie als Wissenschaft I. [1824] S. 4—17, 19—25.)

ı den Principien der Psychologie.
st fragt der Leser nach den Principien,
zu Grunde legen und nach den Metho-
:eren ich mich bedienen werde. Wobei
zu bemerken, daß hier lediglich von Prin-
ler Erkenntniß, das heißt, von Anfangs-
des Wissens die Rede sein kann; keines-
er von Realprincipien, das heißt, Anfangs-
des Seins und Geschehens. Denn wie,
überhaupt wir die letzteren zu erkennen
ın, das ist eben die Frage; es ist keine
it, von der man ausgehen könnte. Und
ıren, nach welchen es irgend ein Reales
ıll, das man unmittelbar und ursprünglich
, steht die Thatsache entgegen, daß sie
ıt werden, da doch kein Zweifel möglich
ıenn durch irgend ein Princip des Wis-
adezu ein realer Gegenstand gewußt würde.
eits benachrichtige ich den Leser, daß ich
gebliche Identität von Ideal- und Realprin-
ıchlechthin leugne, und jede Behauptung
als einen Schlagbaum betrachte, wodurch
g zur Wahrheit gleich anfangs versperrt
.lles unmittelbar Gegebene ist Erscheinung;
ıntniß des Realen beruht auf der Einsicht,
Gegebene nicht erscheinen könnte, wenn
ıle nicht wäre. Die Schlüsse aber von der
nung auf das Reale beruhen nicht auf ein-
ıen Formen des Anschauens und Denkens;
leichen Manche in dem Raume und der
ı sogar in dem Causalgesetze, oder noch
iner in einem sogenannten Satze des Grun-
finden glauben; dergestalt, daß sie diese
für zufällige Bedingungen halten, auf wel-
ı einmal das menschliche Erkenntnißver-
beschränkt sei, während andere Vernunft-
rohl eine andere Einrichtung ihres Denkens
önnten. — Wer dieser Meinung zugethan
verfährt consequent, wenn er die Schlüsse
Erscheinung auf das Reale für ein bloßes
ı in unserem Erkenntnißvermögen hält;
ler liegt aber daran, daß er die Formen
ıkens bloß empirisch kennt, ohne Einsicht
ı innere und unabänderliche Nothwendig-
Väre ihm diese klar, so würde er auch
ı Schlüssen vertrauen; und das Suchen
nem höheren Standpuncte, auf welchem
mal erkannte Wahrheit wohl wieder Irr-
erden möge, würde er als eine Träumerei
len, deren Ungereimtheit daraus entsteht,
daß die Evidenz des Wachens verloren geht und vergessen wird. Diejenigen, welche auf verschiedenen Standpuncten Verschiedenes wahr fanden, hatten auf keinem richtig gesehen.

Eine zweite Bemerkung, die gleich hier nöthig scheint, betrifft das Verhältniß der Principien und Methoden. Beide bestimmen einander gegenseitig. Nämlich ein Princip soll die doppelte Eigenschaft besitzen, eigene Gewißheit ursprünglich zu haben, und andere Gewißheit zu erzeugen. Die Art und Weise, wie das letztere geschieht, ist die Methode. Daher richtet sich aber auch die Methode nach dem Princip, auf welches sie paßt; und ihm selbst muß sie abgewonnen werden. Der Denker, welcher in der Mitte seiner Beschäftigung mit einem (nicht willkürlichen, sondern gegebenen) Begriffe gewahr wird, daß dieser Begriff ihn nöthige, neue Begriffe an jenen anzuknüpfen, die zu ihm wesentlich gehören: derselbe findet, und erfindet eben dadurch die Methode, welche zu jenem Begriffe, als dem Princip, gehören wird. Ueber ein solches Verhältniß zwischen Methoden und den entsprechenden Principien lassen sich allgemeine Untersuchungen anstellen; aber in der reinen formalen Logik muß man dergleichen nicht suchen; denn eben weil diese von allem Inhalte der Begriffe abstrahirt, kann sie das Eigenthümliche besonderer Erkenntnißquellen, und die besondere Art, wie daraus geschöpft werden muß, nicht erreichen. Daher kann auch die Frage, wie Vieles aus einem einzigen Princip könne abgeleitet werden, nicht durch die allbekannte Bemerkung, daß zu einer logischen Conclusion wenigstens zwei Prämissen gehören, zurückgewiesen werden. Wer in der Philosophie gute Fortschritte machen will, der muß sich vor allen Dingen hüten, in der Form seines Denkens nicht einseitig zu werden und sich keiner beschränkten Angewöhnung zu überlassen. Fast jede Classe von Problemen hat ihr Eigenthümliches, sie verlangt neue Uebungen und Anstrengungen.

Hieraus erklärt sich's, daß oft die fruchtbarsten Principien lange Zeit ungenutzt liegen blieben. Man kennt sie in ihrer ersten Eigenschaft, nämlich daß sie an sich gewiß sind; aber man ist noch nicht aufmerksam geworden auf die zweite, vermöge deren sie neue Gewißheit erzeugen können. Und warum nicht? Weil man die dazu nöthige Methode nicht hat, und die derselben

[illegible]

§. 4. Was aber in solchen Zeiten in uns vorging, da wir weder willkürlich noch unwillkürlich auf uns achteten, das erfahren wir sehr häufig aus dem Munde Anderer, oder wir schließen es aus den Producten unserer eignen Thätigkeit, und davon gibt eine dritte Art, wie wir zur Kenntniß der Thatsachen unseres Bewußtseins gelangen. Wir sind z. B. eine Strecke gegangen, ganz in Gedanken vertieft; aber die Stelle, wo wir uns jetzt befinden, verräth, wie weit unsere Schritte uns getragen haben. Oder wir haben Jemanden die Zeitung vorgelesen ohne Interesse und Aufmerksamkeit, so wissen wir vielleicht Nichts von mehreren Zeilen, die doch der Zuhörer gar wohl vernommen hat. Oder mitten im Phantasiren an einem Instrumente sind unsere Gedanken von der Musik abgekommen; und während wir mit ganz anderen Gegenständen uns lebhaft beschäftigen, stört uns ein Anwesender mit Bemerkungen über das, was wir so eben gespielt haben. So erfahren wir hinternach, was Alles durch unseren Kopf gegangen ist. — Es ist hier der Ort, einer Zweideutigkeit zu gedenken, an welche der Leser schon kann gestoßen sein. Thatsachen des Bewußtseins würden im engsten Sinne nur die innerlich beobachteten sein. Durch diese Bestimmung des Begriffs wären nicht bloß diejenigen Vorstellungen ausgeschlossen, welche wegen ihrer Dunkelheit unbemerkt bleiben, sondern auch das active Beobachten, sofern es nicht wiederum in einer höheren Reflexion ein Beobachtetes wird. Aber das active Wissen gehört gewiß mit zum Bewußtsein, wenn es nicht selbst ein Gewußtes wird. Und die dunkeln Vorstellungen verdunkeln sich so allmählig, daß das innerlich Beobachtete von dem, was sich der Beobachtung entzieht, nicht kann scharf abgeschnitten werden. Ueberdies wird Niemand bezweifeln, daß das Beobachtete mit dem Nichtbeobachteten in einem unzertrennlichen Zusammenhang fortlaufender Gemüthsthätigkeit stehe. Daher rechnen wir zu den Thatsachen des Bewußt-

[illegible]

tige als weitläufige Erörterung, durc
Stufenfolge die sogenannten reinen Fo
Anschauens allmählig zum klaren Bewu
langen; wie die Unterscheidung bestim
ren möglich geworden sei, wie das A
wie das rhythmische Gefühl sich ausbil

Man kann die Frage, was für eine B
es mit den behaupteten Formen des A
und Denkens haben möge, hier noch ga
schieden lassen: gleichwohl steht der
daß in den Anwendungen und dem
Vorstellen dieser Formen eine Menge p
scher Thatsachen verborgen liegen, die o
fel in wesentlichem Zusammenhange mit
gen Thatsachen des Bewußtseins stehen
deshalb der Aufmerksamkeit der Psycho
neswegs entgehen dürfen. Allein sow
als überhaupt die ganze Classe derjeni
sachen, welche nicht unmittelbar wahrg
sondern aus den Producten unserer
erst geschlossen werden, entfernen sich
durch von der Eigenschaft der Princi
sind vielmehr Probleme, welche die
schaft durch Lehrsätze zu lösen hat,
bei wir uns wohl hüten müss
Erschleichungen Thür und T
öffnen!

§. 5. Ueber Beobachtung Anderer, al
tel zur Auffindung psychologischer Th
läßt sich wohl kaum etwas sagen, da

hendeo Erörterungen zurückliefe. Denn,
von der Frage nach der Glaubwürdig-
Zeugnisse, wird Alles darauf ankommen,
und wie genau jene Anderen von sich
lassen und erzählen, und wie richtig wir
Erzählungen verstehen, theils die äuße-
en ihrer inneren Zustände auslegen. Mit
nen Auffassungen nun sind jene in eben
wie wir mit den unserigen; um aber
hreibungen zu verstehen, können wir
e eigenen inneren Wahrnehmungen zu
n. Daher beurtheilt denn auch Jeder
ren nach sich selbst; und die seltneren
der Leidenschaft oder Begeisterung, die
Regungen empfindlicher Gemüther wer-
der bei weitem größeren Menge der Men-
ht verstanden.
ste Bemerkung, die sich hier aufdringt,
diese, daß die Unsicherheit in den auf
e der Ueberlieferung erworbenen psycho-
Kenntnissen in einem zusammengesetz-
ltnisse stehe, und deshalb größer sei
er Selbstbeobachtung. Denn hier ver-
ich die Mängel und die Erschleichungen
erlieferten Nachricht mit denen in un-
legung, und so laufen wir die Gefahr
pelten Täuschung. Sie kann auch noch
erden, wenn die Ueberlieferung durch
e Reihe von Menschen fortläuft, deren
Seinige hinzuthut. Sollte wohl dieser
attfinden, wo Einer (Hr. v. Schelling)
r intellectualen Anschauung redet, und
ion davon ihren Weg durch Kopf und
rschiedentlich gestimmter Schwärmer
e Alle in sich selbst das wiederfinden
as sie vernahmen.
er zweiten Bemerkung veranlaßt die
einiger Psychologen, bei den seltenen
rbaren Erscheinungen der Nachtwandler
sinnigen länger zu verweilen, als bei
e sich im gewöhnlichen Zustande ereig-
auch nur, sich über die Träume und
ge mehr zu verwundern, als über den
en Gedankengang der Wachenden. Na-
es zwar, daß außerordentliche Erschei-
erst die Aufmerksamkeit wecken und
iehen; allein schon aus der Physik weiß
von den gewöhnlichsten Begebenheiten
den Veränderungen des Wetters) die
am tiefsten verborgen liegen. Und in der
e finden sich die größten Schwierigkei-
a, wo man am schnellsten mit einem
ertig zu werden glaubt. Ich erinnere
s Wort Vernunft; dieses allbekannte
Wort, dessen Erklärung gewiß Jeder in seinem eigenen Bewußtsein anzutreffen behauptet, während er die psychologischen Curiosa meistens bei Andern aufsucht. — Es dürfte sich finden, daß wir nicht so sehr Ursache hätten, die Nachrichten von ungewöhnlichen Gemüthszuständen zu sammeln. Der Reichthum von Auffassungen, die wir täglich an uns selbst machen können, ist eben so groß, als dessen Verarbeitung schwierig und weitläuftig; und in dem Maße, als wir für die Erscheinungen in uns die allgemeinen Gesetze erkennen, muß es uns auch möglich werden, aus den nämlichen Gesetzen viel besser, als aus bloßer Uebertragung eigener Gefühle, die Gemüthszustände Anderer, selbst in ihren weitesten Abweichungen vom Gewöhnlichen, zu verstehen und zu erklären. So braucht der Astronom nur den Lauf der bekanntesten Planeten auf die Kegelschnitte zurückgeführt zu haben, um seinen Calcul gar bald auch den neuesten und fremdartigsten Phänomenen am Himmel anpassen zu können.

Hiemit leugne ich jedoch keineswegs irgend einer echten psychologischen Beobachtung ihren Werth ab. Für alle Erfahrungen muß sich irgendwo eine Stelle in den Wissenschaften finden, wo sie willkommen sein können. Nur ist ein sehr großer Unterschied zwischen dem, was am meisten auffällt, und dem, was die tiefsten Untersuchungen fordert, sowie zwischen dem, was am weitesten hergeholt wird, und dem, was die reichsten oder die ersten und nöthigsten Aufschlüsse darbietet.

§. 6. Es kann von Nutzen sein, wenn der Leser die vorhin gewiesenen Wege, wie wir zur Kenntniß der inneren Thatsachen gelangen, weiter verfolgen will; besonders um sich Rechenschaft davon zu geben, wie der Vorrath psychologischer Kenntnisse, den man schon zu **besitzen** glaubt, aus absichtlicher oder unabsichtlicher Selbstauffassung, aus Deutung der vorgefundenen Producte eigener Thätigkeit, aus Zeugnissen und aus Beobachtung Anderer allmählig sich zusammengesetzt habe. Diese Ueberlegung soll nicht auf einen Lehrsatz hinführen, aber sie soll heraushelfen aus dem Glauben an die Abstractionen der Schulen; sie soll das unmittelbare Bewußtsein dessen zurückführen, was den Erklärungen von Sinnlichkeit und Verstand, von Begehrungsvermögen und Gefühlsvermögen und wie diese Gedankendinge weiter heißen, eigentlich an echter Erfahrung zum Grunde liegt.

Gesetzt nun, der Vorrath der psychologischen Thatsachen sei beisammen, welche Art von Regelmäßigkeit läßt sich im Allgemeinen an ihnen

angemessene Geistesrichtung und Uebung nicht besitzt.

Die Gefahr aber, daß vorhandene Principien ungenutzt bleiben, ist um desto größer, je mehr unsere Aufmerksamkeit getheilt wird, je mehr die Menge der Principien uns zerstreut; je unbestimmter sie vor unseren Augen gleichsam herum schweben; endlich je mannigfaltiger wir noch außer dem speculativen Interesse von ihnen beschäftigt werden.

In solchem Falle nun sind wir mit den Principien der Psychologie. An ihnen haben wir einen Reichthum, den wir nicht zählen können; ein Wissen, das wie ein Irrlicht uns stets begleitet und stets flieht; eine Ueberzeugung, deren Stärke zwar die größte, deren Bestimmtheit aber die allerkleinste ist; eine Basis von Untersuchungen, welche als Ganzes völlig fest liegt, und doch in jedem einzelnen Puncte schwankt; endlich eine Aufforderung zum Nachdenken, die so dringend und auf so mannigfaltige Weise einladend, die mit so vielerlei Angelegenheiten unsers Lebens und unserer Geschäfte verflochten ist, daß wir vor lauter Interesse zu derjenigen rein speculativen Gemüthsfassung, deren es zur Untersuchung einzig bedarf, kaum gelangen können.

Welches sind denn die Principien der Psychologie? Diese Frage hoffe ich mit allgemeiner Zustimmung so zu beantworten: es sind diejenigen Thatsachen des Bewußtseins, aus welchen die Gesetze dessen, was in uns geschieht, können erkannt werden. — Die Thatsachen des Bewußtseins sind ohne Zweifel die Anfangspuncte alles psychologischen Nachdenkens; abgesehen von ihnen, was hätten wir von der Seele zu sagen oder zu fragen? Nun soll auch aus den Principien etwas Weiteres erkannt werden; und hier möchte man sich vielleicht nicht mit den Gesetzen der geistigen Ereignisse begnügen wollen, sondern auch noch Aufschluß über das reale Wesen der Seele verlangen. Allein ob dieses erkennbar sei, wird wohl der Leser das vor der Untersuchung entscheiden wollen? Wir suchen ein speculatives Wissen; also freilich kein bloßes Register von Thatsachen, sondern eine gesetzmäßige Verknüpfung derselben; darüber hinaus grundlose Behauptungen aufzustellen, würde Nichts helfen; ergibt sich aber auf rechtmäßigem Wege noch etwas Mehr, so ist dies als eine willkommene Zugabe zu betrachten.

Wenn nun gleich die gegebene Antwort einleuchtend ist, so hat sie doch nur den Werth einer Nominaldefinition. Denn wir sehen noch nicht, ob es denn solche Thatsachen des Bewußtseins

wirklich gebe, die zu Erkenntnißgründen
zusuchenden Gesetze dienen können.
es seien? Wie man sie herauswählen kö
der Fülle der inneren Wahrnehmungen?
5 ihnen Etwas folge, und wie Vieles? (
mehrere solche Thatsachen verbinden mü
nicht? Ob man sich aller deren, wel
Würde von Principien behaupten könne
wendig bedienen müsse; oder ob sie den
10 ren Thoren Einer Stadt zu vergleichen se
ter denen man wählen darf, weil jed
Eingang zu der ganzen Stadt darbie
gleich vielleicht Eines schneller und b
als die anderen, uns in den Mittelpunct d
15 würde gelangen lassen?

Diese Fragen, ohne Zweifel schwer g
beantworten, setzen alle schon voraus, d
die Thatsachen des Bewußtseins, sowie di
Wahrnehmung sie darbietet, wenigstens
20 und übersehe. Aber hat uns die empirisc
chologie auch nur so weit vorgearbeitet?
zählt vom Vorstellungsvermögen, Gefühl
gen, Begehrungsvermögen; sie ordnet
Vermögen, als ob es Gattungsbegriffe
25 andere Vermögen unter, zum Beisp
dächtniß, Einbildungskraft, Verstand, V
ja in dieser Unterordnung geht sie noch
indem sie ein Ortgedächtniß, Namenged
Sachgedächtniß, einen theoretischen und
30 schen Verstand u. dergl. aufweist. Ist n
hier ein Ende der Unterordnung? Und
Allgemeine, dem Etwas subsumirt wird, ei
sache? Gewiß nichts weniger; alle Th
sind etwas Individuelles, sie sind weder
35 gen noch Arten. Die letzteren aber müsse
eine regelmäßige Abstraction aus der Au
des Individuellen entspringen. Wie nun
das Individuelle nicht still genug
um sich zu einer regelmäßigen Abstracti
40 zugeben?

Wer auch nur einen Versuch macht,
aufgeworfenen Fragen ernstlich zu überleg
wird bald inne werden, daß der Stoff,
behandeln wollen, äußerst schlüpfrig ist.
45 können wir diejenigen Untersuchungen,
den wesentlichen Inhalt dieses Buches aus
nicht gleich vornehmen, sondern es sin
vorbereitende Betrachtungen nöthig. Zue
die Auffassung und Benutzung der psychol
50 Principien. Ferner über das Verhältniß d
senschaft, die wir Psychologie nennen, z
meinen Metaphysik. Dann werden wir un
Kürze an die neuere Geschichte der Psy
erinnern; und erst am Ende dieser gan

m über den Plan des Buches eine nähere gegeben werden. Die Leser aber wer-en, sich einen ruhigen Schritt gefallen ; und fest zu glauben, daß in der Phi-Bemal der Weg, den man in scheinba-sprüngen vorwärts macht, langsam wie-ärts gegangen wird.

den verschiedenen Weisen, wie e meine Kenntniß der Thatsachen ewußtseins gewonnen wird.

Die Thatsachen des Bewußtseins (unter lie psychologischen Principien sich be-issen) werden entweder unwillkürlich oder sie werden absichtlich gesucht. ite hinzufügen, entweder durch Beobach-rer selbst, oder Anderer; allein es ist daß die Aeußerungen Anderer nur mit Selbstbeobachtung ihre Auslegung er-lnnen; daher es rathsam sein wird, bei der Selbstbeobachtung stehen zu

bsicht, unser Inneres wahrzunehmen, rar im gemeinen Leben nicht gar häufig to mehr aber wird man durch psycholo-schäftigungen dazu veranlaßt und selbst n, indem man den Gegenstand, wovon ist, unmittelbar auffassen möchte. Aus runde wird es hier ganz passend sein, bsichtlichen Betrachtung der Thatsachen ßtseins anzufangen.

Den Versuch, in sein Inneres zu blicken, a jeden Augenblick anstellen. Immer Etwas finden, woran gerade jetzt ge-de; immer auch ein körperliches Gefühl cken lassen, wäre es auch nur das, wel-dem Stehen, Sitzen, Liegen, überhaupt othwendigen Unterstützung des Körpers ist. Ferner wird das, woran gedacht icht einfach sein; auf seiner Mannigfal-d die Selbstbetrachtung umherlaufen und maßen verdeutlichen. Aber nicht nur orgehobene wird alsbald wieder schwin-lern Alles, was die innere Wahrnehmung hatte, wird sich gar bald verdunkeln d eine Veränderung in dem Schauspiele a. Am gewöhnlichsten ist es die Selbst-ng selber, von der eine neue Gedanken-ebt, die wenige Augenblicke später aufs a Object einer wiederholten Reflexion ietet.

ben Beschriebene wird sich mannigfaltig i, wenn mitten im Geschäft, in der Lei-t, während des Sprechens mit Andern wir uns selber belauschen. Das Geschäft geräth dadurch ins Stocken, die Leidenschaft mäßigt sich und macht gar oft einem Affecte Platz, der aus dem Urtheil über uns selbst entspringt. Das Zuhören bei der eigenen Rede hemmt ihr rasches Fortströmen, und es regt sich ein Bestreben, den Gedanken zu concentriren, den die Worte aus einander legen, den Ausdruck entsprechender, ja den Ton der Stimme anklingender zu machen.

Will man verhüten, daß nicht der Zuschauer in die Handlung eingreife? Will man sich absichtlich gehen lassen, um rein aufzufassen, was von selbst innerlich geschehe? Nur um so eher wird Alles, was zu sehen war, sich verdunkeln, und gar bald wird nur noch der Zuschauer sich und sein eigenes Warten beschauen. Eine Stunde lang, wohl gar einen Tag lang unablässig und streng sich selbst beobachten, um in jedem Augenblick den eben vorhandenen inneren Zustand unmittelbar wahrzunehmen: dies könnte als eine der stärksten Selbstpeinigungen denen empfohlen werden, die darin ein Verdienst suchen.

§. 3. Unabsichtlich ist Jeder sein eigener Zuschauer während seines ganzen Lebens, und eben dadurch gewinnt er seine eigene Lebensgeschichte. Auch bringt er diese Geschichte und die aus ihr geschöpfte Kenntniß seiner Person zu jeder Selbstbeobachtung mit; jene ergibt das Subject, zu welchem diese nur die Prädicate liefern soll. Und schon aus diesem Grunde kann die absichtliche Selbstbetrachtung niemals reine Resultate liefern; der Beobachter kennt sich, den er kennen lernen will, schon viel zu gut im Voraus.

Die eigene Lebensgeschichte ist jedoch weder eine völlig zusammenhängende Kenntniß, noch aus bestimmt begränzten Theilen zusammengesetzt. Ihre Partien treten durch Anstrengung sich ihrer zu erinnern, oder durch zufällige Veranlassungen heller und ausführlicher hervor; wie viele aber der übrig gebliebenen Lücken sich noch möchten ausfüllen lassen, das leidet keine genaue Angabe.

Der Faden der Lebensgeschichte ist überdies sehr vielfältig der Faden äußerer Begebenheiten, die in ihrem Zusammenhange mit Interesse betrachtet wurden, und wozu nur hinterher hinzugedacht ist, daß man dieses Alles erlebt habe. Wiewohl nun auch die äußere Begebenheiten innerlich mußten aufgefaßt werden, und alle innere Auffassungen zu den Thatsachen des Bewußtseins zu rechnen sind, so kann man doch keineswegs behaupten, daß das Auffassen selbst wiederum innerlich wahrgenommen sei, — ebensowenig, als daß dieses Wahr-

[illegible]

[illegible] Lehrsätze zu lösen hat. [illegible] wir uns wohl hüten müsse[illegible] [illegible] Thür und [illegible]

§. 5. Ueber Beobachtung Anderer. [illegible] zur Auffindung psychologischer Th[illegible] läßt sich wohl kaum etwas sagen. da[illegible]

die vorstehenden Erörterungen zurückliefe. Denn, abgesehen von der Frage nach der Glaubwürdigkeit der Zeugnisse, wird Alles darauf ankommen, wieviel und wie genau jene Anderen von sich selbst auffassen und erzählen, und wie richtig wir theils ihre Erzählungen verstehen, theils die äußeren Zeichen ihrer inneren Zustände auslegen. Mit ihren eigenen Auffassungen nun sind jene in eben der Lage, wie wir mit den unserigen; um aber ihre Beschreibungen zu verstehen, können wir nur unsere eigenen inneren Wahrnehmungen zu Hülfe rufen. Daher beurtheilt denn auch Jeder die Anderen nach sich selbst; und die seltneren Zustände der Leidenschaft oder Begeisterung, die zarteren Regungen empfindlicher Gemüther werden von der bei weitem größeren Menge der Menschen nicht verstanden.

Die erste Bemerkung, die sich hier aufdringt, ist wohl diese, daß die Unsicherheit in den auf dem Wege der Ueberlieferung erworbenen psychologischen Kenntnissen in einem zusammengesetzten Verhältnisse stehe, und deshalb größer sei als bei der Selbstbeobachtung. Denn hier vereinigen sich die Mängel und die Erschleichungen in der überlieferten Nachricht mit denen in unserer Auslegung, und so laufen wir die Gefahr der doppelten Täuschung. Sie kann auch noch größer werden, wenn die Ueberlieferung durch eine ganze Reihe von Menschen fortläuft, deren Jeder das Seinige hinzuthut. Sollte wohl dieser Fall da stattfinden, wo Einer (Hr. v. Schelling) von seiner intellectualen Anschauung redet, und die Tradition davon ihren Weg durch Kopf und Hand verschiedentlich gestimmter Schwärmer nimmt, die Alle in sich selbst das wiederfinden wollen, was sie vernahmen.

Zu einer zweiten Bemerkung veranlaßt die Neigung einiger Psychologen, bei den seltenen und sonderbaren Erscheinungen der Nachtwandler und Wahnsinnigen länger zu verweilen, als bei denen, die sich im gewöhnlichen Zustande ereignen, oder auch nur, sich über die Träume und ihre Sprünge mehr zu verwundern, als über den regelmäßigen Gedankengang der Wachenden. Natürlich ist es zwar, daß außerordentliche Erscheinungen zuerst die Aufmerksamkeit wecken und auf sich ziehen; allein schon aus der Physik weiß man, daß von den gewöhnlichsten Begebenheiten (z. B. von den Veränderungen des Wetters) die Gründe oft am tiefsten verborgen liegen. Und in der Psychologie finden sich die größten Schwierigkeiten eben da, wo man am schnellsten mit einem **Worte** fertig zu werden glaubt. Ich erinnere nur an das Wort **Vernunft**; dieses allbekannte Wort, dessen Erklärung gewiß Jeder in seinem eigenen Bewußtsein anzutreffen behauptet, während er die psychologischen Curiosa meistens bei Andern aufsucht. — Es dürfte sich finden, daß wir nicht so sehr Ursache hätten, die Nachrichten von ungewöhnlichen Gemüthszuständen zu sammeln. Der Reichthum von Auffassungen, die wir täglich an uns selbst machen können, ist eben so groß, als dessen Verarbeitung schwierig und weitläuftig; und in dem Maße, als wir für die Erscheinungen in uns die allgemeinen Gesetze erkennen, muß es uns auch möglich werden, aus den nämlichen Gesetzen viel besser, als aus bloßer Uebertragung eigener Gefühle, die Gemüthszustände Anderer, selbst in ihren weitesten Abweichungen vom Gewöhnlichen, zu verstehen und zu erklären. So braucht der Astronom nur den Lauf der bekanntesten Planeten auf die Kegelschnitte zurückgeführt zu haben, um seinen Calcul gar bald auch den neuesten und fremdartigsten Phänomenen am Himmel anpassen zu können.

Hiemit leugne ich jedoch keineswegs irgend einer echten psychologischen Beobachtung ihren Werth ab. Für alle Erfahrungen muß sich irgendwo eine Stelle in den Wissenschaften finden, wo sie willkommen sein können. Nur ist ein sehr großer Unterschied zwischen dem, was am meisten auffällt, und dem, was die tiefsten Untersuchungen fordert, sowie zwischen dem, was am weitesten hergeholt wird, und dem, was die reichsten oder die ersten und nöthigsten Aufschlüsse darbietet.

§. 6. Es kann von Nutzen sein, wenn der Leser die vorhin gewiesenen Wege, wie wir zur Kenntniß der inneren Thatsachen gelangen, weiter verfolgen will; besonders um sich Rechenschaft davon zu geben, wie der Vorrath psychologischer Kenntnisse, den man **schon zu besitzen** glaubt, aus absichtlicher oder unabsichtlicher Selbstauffassung, aus Deutung der vorgefundenen Producte eigener Thätigkeit, aus Zeugnissen und aus Beobachtung Anderer allmählig sich zusammengesetzt habe. Diese Ueberlegung soll nicht auf einen Lehrsatz hinführen, aber sie soll heraushelfen aus dem Glauben an die Abstractionen der Schulen; sie soll das unmittelbare Bewußtsein dessen zurückführen, was den Erklärungen von Sinnlichkeit und Verstand, von Begehrungsvermögen und Gefühlsvermögen und wie diese Gedankendinge weiter heißen, eigentlich an echter Erfahrung zum Grunde liegt.

Gesetzt nun, der Vorrath der psychologischen Thatsachen sei beisammen, welche Art von **Regelmäßigkeit** läßt sich im Allgemeinen an ihnen

ehrten, in Denkern, in Staatsmännern, in
rren äußere? was den Verstand der Frauen,
nstler und der Logiker unterscheide? wel-
stufungen die Vernunft in ihrer Entwicke-
eige, bei Kindern und Erwachsenen, bei
, Barbaren, Gebildeten, bei Bauern, Hand-
n und bei den höheren Ständen? Doch die
nung des Verstandes und der Vernunft,
Namen, die neuerlich so verschiedene Aus-
en erhalten haben, daß kaum noch etwas
nsames übrig bleibt, — erinnert mich, fort-
n zu dem zweiten Grunde, der uns in den
logischen Abstractionen festhält und uns
mehr darin vertieft.

chdem einmal die Seelenvermögen da sind,
sie auch gebraucht werden zur Erklärung
, was in uns vorgeht. Aber je weniger
en näheren Bestimmungen der Thatsachen
n Begriffen jener Vermögen enthalten ist,
schlechter gelingt die Erklärung. Es fehlen
ittelglieder zur Verknüpfung. Es entstehen
ntwortliche Fragen über das Causalver-
iß der Seelenvermögen unter ein-
r, wodurch sie beim Zusammenwirken eins
andere eingreifen, und sich gegenseitig
Wirksamkeit auffordern, oder veranlassen,
öthigen. Jede solche Frage, indem sie mit
Geständniß der Unwissenheit endigt, bringt
hein hervor, als liege eine dunkle, unüber-
he Kluft zwischen den Seelenvermögen, die
leich Inseln aus einem unergründlichen und
baren Meere herausragen. Was Wunder,
man es endlich müde wird, um das Zusam-
irken der Seelenvermögen sich zu beküm-
wenn man vielmehr sich darin gefällt, die
Trennung derselben durch recht große Un-
iede des einen Vermögens vom andern deut-
beschreiben? Und hierin hat man es in
That weit gebracht. Die Seelenvermögen
en in einem wahren *bellum omnium contra*
begriffen zu sein.

Einbildungskraft, sich selbst überlassen,
fft Phantome; aber die Sinne verscheuchen
och manchmal auch lassen sie sich von jener
en, so daß wohl gar Gespenster mit Augen
n werden. Starkes Gedächtniß findet sich
hwachem Verstande, und umgekehrt; die
dung des Einen läßt Nachtheil besorgen für
ndere. Noch weniger Friede hält der Ver-
mit den Sinnen; er entdeckt ihren Trug,
gt, daß die Sonne still steht, und das Ru-
ch im Wasser gerade ist; er erblickt ein-
Gesetze, wo die Sinne lauter Unordnung
. Nicht besser vertragen sich Verstand und
Einbildungskraft; er findet sie thöricht und flatterhaft, sie ihn unbehülflich und trocken. Besser als beide dünkt sich die Urtheilskraft; der Verstand wußte nur die Regel, sie erst erkennt das Rechte und Wahre mit Bestimmtheit im Einzelnen. Aber die Vernunft erscheint; sie schwingt sich auf zum Uebersinnlichen, Unendlichen, zur eigentlichen Wahrheit, während alle jene auf dem Boden der Erscheinungswelt kriechen. Bei diesen Streitigkeiten bleiben Gefühl und Begehrungsvermögen nicht müßig. Die letzte Entscheidung über Wahrheit und Irrthum behauptet am Ende das Gefühl; insbesondere spricht es bald für, bald wider den Verstand, der doch seinerseits gegen die Einmischungen des Gefühls in seine Untersuchungen sich nachdrücklich verwahrt. Die Begierden bedienen sich des Verstandes, wo er ihnen nützlich sein kann, aber sie verweisen ihm seine *difficiles nugas*, seine brodlosen Künste. Er will von ihnen nicht gestört, am wenigsten verblendet sein; doch er muß weichen oder fröhnen, da sogar die Vernunft sich ihrer kaum erwehren und das Vernünfteln der Leidenschaften nicht verhindern kann. Die ästhetische Urtheilskraft kämpft wider die Sinnenlust; und sie vertheidigt zuweilen die Einbildungskraft wider den Verstand. Aber die Vernunft pflegt ihr zu widersprechen, und das Schöne mit dem Häßlichen in den Rang bloßer Erscheinungen zurückzustellen. — Unser eigenes Ich ist der Kampfplatz für alle diese Streitigkeiten! Ja es ist selbst die Gesammtheit aller dieser streitenden Parteien!

Wird man dieses im Ernste glauben? — Und doch stützt sich alles zuvor Gesagte auf bekannte Thatsachen. Die Frage ist bloß, ob eine wirkliche Vielheit von Kräften, die mit einem beharrlichen Dasein in uns bestehen und wirken und einander bald helfen, bald anfeinden, aus den Thatsachen solle geschlossen werden. Ob man immer fortfahren wolle, dem augenscheinlich flüssigen Wesen aller Gemüthszustände Trotz zu bieten; und, je mehr dieselben jeder Auffassung in harten und starren Formen widerstreben, desto hartnäckiger und eifriger ihnen dergleichen aufzudringen. Unseres Wissens hat die bisherige, auch die neuere und neueste Psychologie durchaus nichts Anderes g e l e i s t e t, als immer neue, vergrößerte, schärfer gezeichnete Spaltungen und Gegensätze unter den vermeinten Seelenkräften. — Jedoch unsere Philosophen fangen schon an, sich zu entschuldigen, wenn sie a u s N o t h, wie sie meinen, und weil man sich doch müsse ausdrücken können, von Seelenvermögen reden; sie wollen es schon nicht Wort haben, daß sie wirklich und im Ernste jene Trennungen vorgenommen hätten;

sie verehren die **unbekannte Einheit** aller jener Vermögen. Damit haben sie nun zwar an wirklicher Kenntniß der Seele noch nichts gewonnen, und die eigentliche Physik des Geistes mag wohl so bald noch nicht neben der falschen **Freiheitslehre** der neueren Zeit aufkommen können; doch sind die Zeichen vorhanden, daß die alten Götter nicht mehr lange bestehen, und daß ihre Orakel bald verstummen werden. Denn in der That ist es, beim Lichte besehen, nicht so sehr übler Wille, noch unbeugsames Vorurtheil, — sondern es ist Ungeschick und an Kenntniß der Möglichkeit einer bessere **fassung der Thatsachen**, was der b Psychologie im Wege steht. Unsere Philo sind nicht Mathematiker, darum kennen si die Geschmeidigkeit, womit die mathema Begriffe sich dem Fließenden anpassen; vi pflegen sie sich bei den mathematischen F etwas recht Steifes, Starres und Todtes ken; — in **diesem** Puncte aber kann m Unwissenheit lediglich bedauern.

---

67. Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Psycho anzuwenden.

(*J. F. Herbart*, Vortrag gehalten in der k. deutschen Gesellschaft zu Königsberg 1822. — Kleinere philos. Schriften S. 422—441.)

Sokrates wird von allen Jahrhunderten gelobt, daß er die Philosophie vom Himmel zur Erde und zu den Menschen herabgerufen habe; wenn er aber heute, wieder erstanden und bekannt mit dem Zustande unserer Wissenschaften, noch einmal zum Himmel hinaufblickte, um von dort etwas Heilsames für die Menschen herunter zu holen, so würde er da oben weit weniger die heutige Philosophie als die Mathematik geschäftig und in ihren Bemühungen mit dem glücklichsten und glänzendsten Erfolge gekrönt finden. Da möchte es ihm denn wohl einfallen zu fragen: »Saget mir, o ihr Vortrefflichen, was ist besser, die Seele oder das Körperliche? Was ist Euch wichtiger, die Nutation der Erdaxe oder das Schwanken Eurer Meinungen und Neigungen? Was ist Euch nöthiger, die Stabilität des Sonnensystems oder die Befestigung Eurer Grundsätze und Sitten? Wovon leidet Ihr mehr, von den Perturbationen der Planeten oder von den Revolutionen Eurer Staaten? — Und wenn die Mathematik ein so vortreffliches Werkzeug Eurer Nachforschungen ist, warum versucht Ihr denn nicht, es zu brauchen bei dem, was Euch das Wichtigste und Nöthigste ist? Oder wenn die Mathematik bei Euch im höchsten Ansehen steht, so daß Ihr geneigt seid, sie allen anderen Wissenschaften vorzuziehen: warum verurtheilt Ihr sie denn, entweder solche Gegenstände zu bearbeiten, die Euch so ferne stehen, daß sie noch kaum die Neugierde einiger wenigen Gelehrten reizen können, oder so nahe bei Euren gemeinsten sinnlichen Bedürfnissen und Wünschen, daß die Beschäftigung damit fast zu der niedrigen Classe der banausischen Küns absinkt?« Wenn Sokrates so fragte: wollt ihm etwa antworten, die Mathematik arb auch in unseren Zeughäusern und vor den belagerter Städte? Sie lehre uns, den m lichen Kunstfleiß nicht bloß zu beleben, s auch zu zerstören? So möchten wir doch nicht wagen, uns dem Spotte des bekanntli ironischen Mannes preiszugeben. Doch m chem Netze von Fragen er uns umstricke wie künstlich er uns aus unseren gewohnte stellungsarten heraus winden und ziehen wer möchte es wagen, geehrteste Anwesend darzustellen? Wenigstens ich wage es nich um desto weniger, da etwas Anderes mir liegt, als die Art, wie sich etwa Sokrate unsere beschränkte Anwendung der Math wundern würde. Mir ist es nämlich nicht kannt geblieben, daß man sich über mein suche, der Mathematik ein Geschäft in de chologie zu geben, gewundert hat, und da Verwunderung ganz kürzlich durch die v herausgegebene Abhandlung »*De attentioni sura causisque primariis*« von Neuem ist a worden.

Je geringer nun die Anzahl der Leser Aufsatzes sein wird, der eine verwickelt ferentialgleichung behandelt: desto mehr ich darauf gefaßt sein, daß man es dabei werde, sich zu wundern, ohne sich genau die Sache zu bekümmern. Deßhalb habe ic entschlossen, einmal in anderer Sprache, algebraischen Zeichen, einen kurzen Berich

nternehmen abzustatten; ein Unternehmen, erste Anfänge noch in die letzten Monate htzehnten Jahrhunderts fallen, .ja dessen oh eigentlich noch früher in der Fichte'schen fand; und womit ich seitdem, zwar oft und interbrochen, doch ohne je den Faden zu en, beschäftigt war, jetzt aber von Neuem : ernstlichen Absicht beschäftigt bin, nicht bzulassen, als bis ich meine Vorarbeit ge- ı Mathematikern zur Fortsetzung darbieten

In dem Bericht über dieses mein Unter- n werde ich die Scheingründe, von denen rerwähnte Verwunderung herrührt, voran- ; und erst nach deren Beantwortung hoffe neigtes Gehör für die Nachweisung, daß matik auf Psychologie anzuwenden, mög- und daß es nothwendig sei. Eine kurze kung darüber, daß diese meine Untersu- sich in der That nicht bloß auf Psychologie änkt, sondern daß sie entferntere Beziehun- f Physiologie und auf die gesammte Natur- schaft hat, soll den Beschluß machen.

r erste von den Scheingründen, die mir enstehen, ist seiner wahren Natur nach Anderes, als die alte Gewohnheit; den n nach aber lehnt er sich an eine völlig re Behauptung. Man hat nie gehört, daß athematik anders angewendet sei, als auf stände, die entweder selbst räumlich sind, ich doch räumlich darstellen lassen; z. B. äfte, die mit gewissen Entfernungen wach- ler abnehmen, und deren Erfolge man mes- ler scharf beobachten kann. Man sieht aber ein, welches Maßstabes sich Jemand be- könnte, um das Geistige in uns, das Wech- in unseren Vorstellungen, Gefühlen und den, seiner Größe nach zu bestimmen und gleichen. Unsere Gedanken sind schneller, r Blitz; wie sollten wir ihre Bahn beobach- d verzeichnen? Die menschlichen Launen o flüchtig wie der Wind, die Stimmungen gewiß wie das Wetter; wer kann hier ge- Größen finden, die sich unter das Gesetz nathematischen Regelmäßigkeit bringen lie- Wo man nun aber nicht messen kann, nn man auch nicht rechnen; folglich nicht möglich, in psychologischen Unter- gen sich der Mathematik zu bedienen. — tet der Syllogismus, welcher sich aus dem an dem Gewohnten und aus einer angen- lichen Unwahrheit zusammensetzt. Es ist h, um beim letzten anzufangen, ganz falsch, an nur da rechnen könne, wo man zuvor en hat. Gerade im Gegentheil! Jedes hypothetisch angenommene, ja selbst jedes anerkannt unrichtige Gesetz einer Größenverbindung läßt sich berechnen; und man muß bei tief verborgenen, aber wichtigen Gegenständen sich so lange in Hypothesen versuchen, und die Folgen, welche aus denselben fließen würden, so genau durch Rechnung untersuchen, bis man findet, welche von den verschiedenen Hypothesen mit der Erfahrung zusammentrifft. So versuchten die älteren Astronomen excentrische Kreise, und Keppler versuchte die Ellipse, um darauf die Bewegungen der Planeten zurückzuführen; der Nämliche verglich die Quadrate der Umlaufszeiten mit den Würfeln der mittleren Entfernungen, ehe er deren Uebereinstimmung fand; desgleichen versuchte Newton, ob eine Gravitation, umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung, hinreiche, den Mond in seiner Bahn um die Erde zu erhalten; hätte aber diese Voraussetzung nicht genügt, so würde er eine andere Potenz, etwa den Würfel oder die vierte oder fünfte Potenz der Entfernung zum Grunde gelegt, und die Folgen daraus abgeleitet haben, um sie mit den Erfahrungen zu vergleichen. Das eben ist die größte Wohlthat der Mathematik, daß man lange vorher, ehe man hinreichend bestimmte Erfahrungen besitzt, die Möglichkeiten überschauen kann, in deren Gebiet irgendwo die Wirklichkeit liegen muß: daher man denn auch sehr unvollkommene Andeutungen der Erfahrung benutzen kann, um sich mindestens von den gröbsten Irrthümern zu befreien. Lange vorher, ehe ein Vorübergehen der Venus vor der Sonne zur Bestimmung der Sonnenparallaxe diente, suchte man den Augenblick zu treffen, wo der Mond von der Sonne halb erleuchtet ist, um aus gemessenem Abstande beider Himmelskörper die Entfernung der Sonne zu finden. Das war nicht möglich; denn alle unsere Zeitmessung ist aus psychologischen Gründen viel zu grob, als daß der verlangte Augenblick hätte können genau genug bestimmt werden; allein dennoch gewann man hiedurch die Einsicht, daß die Sonne ein paarhundertmal so weit zum wenigsten entfernt sein müsse, als der Mond. Dies ist ein sehr einleuchtendes Beispiel, daß auch eine höchst unvollkommene Größenschätzung, da wo keine scharfe Beobachtung möglich ist, sehr belehrend werden kann, wenn man sie nur zu benutzen weiß. Und war es etwa nothwendig, für unser Sonnensystem den Maßstab zu besitzen, um seine Ordnung im Allgemeinen kennen zu lernen? War es (daß ich aus einer anderen Gegend ein Beispiel nehme) nicht eher möglich, die Gesetze der Bewegung zu erforschen, ehe man die Fallhöhe in der Secunde

[illegible] — Beständig freilich ist der Himmel zum Rechnen, und jede leicht bemerkliche Regelmäßigkeit gewisser Größen ist ein Reiz für die mathematische Untersuchung. Umgekehrt, je weniger Symmetrie in den Erscheinungen, desto mehr verwickelt sich der wissenschaftliche Fleiß. Bewegten sich die Himmelskörper in merklich widerstehenden Mitteln, oder wären die Massen nicht so klein gegen die Distanzen, so wäre vielleicht die Astronomie nicht weiter, wie jetzt die Psychologie: und jene würde sich alsdann nicht einmal, gleich dieser, wegen des Mangels an Schärfe der Beobachtungen durch die Menge derselben zu entschädigen hoffen können.

Ein zweiter Einwurf soll sich darauf gründen, daß die Mathematik nur Quantitäten behandelt; die Psychologie aber Zustände und Thätigkeiten von sehr verschiedener Qualität zum Gegenstande hat. Wollte ich diesen Scheingrund ganz ernsthaft widerlegen, so würde ich davon ausgehen, metaphysisch nachzuweisen, daß die wahren, eigentlichen, ursprünglichen Qualitäten der Wesen uns völlig verborgen, und gar kein Gegenstand irgend einer Untersuchung sind; daß dagegen, wo wir in der gemeinen Erfahrung Qualitäten wahrzunehmen glauben, der Grund davon oft bloß quantitativ ist, wie z. B. wir ganz verschiedene Töne hören, aus denen sich noch weit mehr verschiedene Consonanzen und Dissonanzen zusammensetzen lassen, während bloß längere oder kürzere Saiten schneller oder langsamer schwingen. Aber so tief will ich mich für jetzt nicht einlassen. Denn es liegt mir hier nichts daran, den Satz zu beweisen, daß in der menschlichen Seele gar keine Mannigfaltigkeit ursprünglicher Vermögen existirt; das Vorurtheil von innerer qualitativer Vielheit in Einem Wesen mag hier ganz unangefochten bleiben, obgleich es zu den ersten Bedingungen wahrer Erkenntniß gehört, daß man sich davon losgerissen habe. Für jetzt genügt es zu sagen, daß, wie viel eingebildete Qualitäten auch Jemand in der Seele unterscheiden möchte, er dennoch nicht ableugnen könne, daß es außerdem eine unendliche Menge von quantitativen Bestimmungen des Geistigen gebe. Unsere Vorstellungen sind stärker, schwächer, klarer, dunkler; ihr Kommen und Gehen ist schneller oder langsamer, ihre Menge in jedem

Augenblick größer oder kleiner, unsere E
Empfindlichkeit für Empfindungen, unsere Reizba
Gefühle und Affecten schwebt unaufhörl
eines ewigen Mehr oder Weniger. Diese
zählige andere Größenbestimmungen, we
den geistigen Zuständen augenscheinlich
men, hat man sehr mit Unrecht für Nebe
nungen des Wesentlichen gehalten, und
der wahre Grund, weshalb man die str
setzmäßigkeit dessen, was in uns vorgel
entdecken konnte. Daß die vermeinten
stimmungen gerade die Hauptsache sin
ich hier in der Kürze nur an einem einz
fallenden Beispiele deutlich machen. Je
kennt den Schlaf: Jeder weiß, daß de
einer Unterdrückung unserer Vorstellun
steht, die im tiefen Schlafe vollkommen, in
unvollständig ist. Aber die Wenigsten de
ran, daß auch selbst während des hellsten
in jedem einzelnen Zeitpuncte uns nur äu
nige von unseren Vorstellungen gegenwä
dahingegen die sämmtlichen übrigen un
so wenig beschäftigen, wie im Schlafe; o
man es bestimmter ausdrücken kann, da
meisten Vorstellungen latent, und nu
jedesmal frei sind. Hier bitte ich, ei
in die Physik zu werfen, um sich an di
und freie Wärme zu erinnern. Was
Physik, bevor man dieses gehörig unters
in Betracht zog? Gerade das ist heutzut
die Psychologie. Alle geistigen Zustände
zugleich hängen zu allererst von der
dingung ab, daß diese oder jene Vorstell
uns wach seien. Denn der Schlaf, er sei
totaler oder partialer, hindert Alles, so
reicht; oder mit anderen Worten: diejeni
stellungen, welche nach den Gesetzen ihre
gewichts in uns latent sind, wirken für
gar nichts im Bewußtsein. Anders verhäl
mit solchen latenten Vorstellungen, we
nach den Gesetzen ihrer Bewegung in di
terdrückten Zustande sind; diese wirken s
auf die Gemüthszustände, auf Affecten
fühle: doch der Unterschied zwischen S
Mechanik des Geistes läßt sich hier ni
wickeln.

Noch andere Einwürfe gründen sich
gangbaren Meinungen von den sogenannt
Vermögen des Geistes; und ich weiß wo
habe es längst erfahren, daß ich hier g
die mächtigsten Vorurtheile stoße, an Vo
die darum unüberwindlich sind, weil man
ablegen will, und weil man sich g
sträubt, dasjenige, was ihnen widersprie

ı überlegen. Die Hauptpuncte sind hier das
e und die Freiheit. Was ist das Genie?
ı Sie mich der Kürze wegen durch ein
niß antworten: das Genie ist ein Planet.
ht gar keine gerade Straße, sondern seine
ist eine krumme Linie; auf dieser steht es
len still, um rückwärts zu wandern; anfangs
m, dann geschwind, dann wieder langsam;
f geht es vorwärts, nun taucht es sich in
rahlen der Sonne und durchwandelt mit ihr
meinschaft den Himmel; doch nur kurze
denn bald wiederum zieht es vor, in dunk-
icht zu leuchten und sich desto größer zu
ı, je vollkommener die Opposition ist, in
e es sich setzt gegen das Gestirn des Tages.
Worte passen, ich gestehe es, besser auf
Planeten, als auf das Genie; doch die Aehn-
eit wird deutlich genug sein. Das Wort Pla-
bezeichnet einen Irrenden, und wenn man
mit Rücksicht auf die Träume der Astrolo-
einen irrenden Ritter, der recht romantisch
hreckliche oder liebliche Abenteuer ausgeht;
rie sich's eben trifft, bald Tod und Verderben
, bald Heil und Segen bringt. Wer möchte
reuz- und Querzüge eines Abenteurers auf
este Regel bringen? Und doch, was ist ge-
en? Die irrenden Ritter sind verschwunden
espenster, seitdem die Unwissenheit ist ver-
t worden von der Wissenschaft. Jetzt rich-
ich die Planeten nach dem Kalender; und
eht sehr natürlich zu, denn die Kalender
gelernt, sich nach den Planeten zu richten,
e eben so und in demselben Sinne würde
as Genie nach der Psychologie richten, wenn
jetzt unserer Psychologie so viel wahre Wis-
aft zum Grunde läge, als unsern Kalendern.
über das Genie, welches zwar seine Regel
kennt, aber darum doch nicht abläugnen
eine solche zu haben, denn das Nicht-Wissen
in Beweis von Nicht-Sein. Aber was soll
an von der Freiheit sagen? Zuerst dies,
h in der That müde bin, darüber zu reden.
längst habe ich die Gründe der Verwirrung
es Irrthums in diesem Puncte angezeigt und
rlei Formen dargestellt; ich habe die ur-
lichen Urtheile, aus denen das moralische
hervorgeht, gesondert und jedes einzeln
mt; ferner nachgewiesen, daß diese Urtheile,
den Unterschied des Löblichen und Schänd-
, des Guten und Bösen festsetzen, nothwen-
nz willenlos, und selbst das vollkommenste
theil alles Wollens sein müssen, indem sie
jede Vermischung mit demselben sogleich
cht werden und eine unlautere moralische
Gesinnung erzeugen würden. Von dem Augen-
blicke an, da mir diese Grundsätze klar wurden,
habe ich die vermeintliche Unbegreiflichkeit der
Willensfreiheit wie einen Nebel zerfließen sehen,
indem das Würdige und Hohe, was man darin
sucht, einen ganz anderen Platz hat, das Gemeine
und Schlechte aber, was nun von der Freiheit,
als Quelle der Möglichkeit des Bösen, noch übrig
bleibt, nicht sicherer unter die ihm gebührende
Zucht kann gestellt werden, als nachdem man ihm
die blendende Larve der Freiheit abgerissen und
es als eine Afterorganisation erkannt hat, die gleich
Molen und Warzen nach Gesetzen der psycholo-
gischen Nothwendigkeit nicht bloß wachsen, son-
dern auch abnehmen und unter gegebenen Um-
ständen zerstört oder verhütet werden könne. Was
ich hier sage, das trifft in gewissen Puncten zu-
sammen mit den frommen Gefühlen, die den Men-
schen warnen, in seinem eigenen Selbst (das heißt
hier, in seinem Willen) den Ursprung, oder gar
das Gesetz des Guten und Bösen zu suchen, und
es besteht vollkommen mit der Zurechnung, die
erstlich die That auf den Willen, dann den Wil-
len auf den beharrlichen Charakter der Person
zurückführt, ohne über den tiefer liegenden Grund
irgend eines Charakters auch nur das Mindeste zu
entscheiden, oder darauf irgend eine Rücksicht zu
nehmen. — Doch alle Schwierigkeiten der Frei-
heitslehre würden bald verschwinden, wenn man
sich nicht von dem Willen, der übrig bleibe,
wenn die bekannte Freiheitslehre weggenommen
werde, die allerseltsamsten Vorstellungen machte.
Wer da sagt: ich kann mir keinen Willen
denken, der nicht als solcher schon frei
wäre, dem muß man antworten: behalte die
Freiheit, denn in dem Sinne, worin du
das Wort nimmst, ist sie wirklich vor-
handen. Die menschliche Seele ist kein Puppen-
theater; unsere Wünsche und Entschließungen
sind keine Marionetten; kein Gaukler steht da-
hinter, sondern unser wahres eigenes Leben liegt
in unserm Wollen, und dieses Leben hat seine
Regel nicht außer sich, sondern in sich; es hat
seine eigene, rein geistige, keineswegs aus der
Körperwelt entlehnte Regel; aber diese Regel ist
in ihm gewiß und fest, und wegen dieser ihrer
festen Bestimmtheit hat sie mit dem sonst ganz
Fremdartigen, den Gesetzen des Stoßes und Drucks,
immer noch mehr Aehnlichkeit, als mit den Wun-
dern der vorgeblich unbegreiflichen Freiheit.

Um nun die Möglichkeit, daß Mathematik auf
Psychologie angewendet werde, nachweisen zu
können, muß ich zuvörderst die materiale Mög-
lichkeit unterscheiden von der formalen. Jene

beruht auf den Größen selbst, die sich dem Psychologen darbieten; diese auf dem Verfahren, welches in der Untersuchung zu befolgen ist. Es scheint mir zweckmäßig, die Größen selbst einstweilen noch bei Seite zu setzen, und vor Allem die Form des Verfahrens etwas näher zu bezeichnen. Ich besorge nämlich, daß man sich entweder an ältere verfehlte, oder an neuere ganz leichtsinnige Versuche erinnern werde, der Mathematik in der Philosophie theils etwas nachzuahmen, theils mit den Zeichen und Ausdrücken derselben ein unnützes und thörichtes Spiel zu treiben, welches beides von dem Gebrauch der Mathematik, den ich unternommen habe, völlig verschieden ist. An jenen Verkehrtheiten ist, um es mit Einem Worte zu sagen, die Unbekanntschaft mit der wahren Natur der metaphysischen Probleme Schuld, welche die Mathematik aufzulösen so unfähig ist, daß sie vielmehr zu allen Zeiten denselben mit großer Kunst aus dem Wege gegangen ist, um nur ja nicht dadurch in Verlegenheit gesetzt zu werden. Wer sich der metaphysischen Untersuchungen mächtig fühlt, der wird in manchen Puncten nachzuholen finden, was die Mathematik geflissentlich versäumt, oder nie zu Ende gebracht hat, wie bei den Parallelen, beim Unendlichen, beim Irrationalen, und bei Allem, was mit dem Begriffe der Continuität zusammenhängt. Weit gefehlt, in den eigentlich metaphysischen Untersuchungen der Mathematik nachahmen zu können, muß man hier mit anderen Hülfsmitteln und Kräften auch andere Anstrengungen verbinden und sich andere Uebungen für neue Verfahrungsarten verschaffen. Die Mathematik vermag wirklich Nichts außer dem Gebiete der Größen; bewundernswerth aber ist die Kunst, womit sie sich dieser allenthalben bemächtigt, wo sie sie antrifft. Erinnern wir uns nur gleich der Netze, womit sie Himmel und Erde umsponnen hat; jenes Systems von Linien, die sich auf Azimuth und Höhe, Declination und Rectascension, Länge und Breite beziehen; jener Abscissen und Ordinaten, Tangenten und Normalen, Krümmungskreise und Evoluten; jener trigonometrischen und logarithmischen Functionen, welche alle im Voraus bereit liegen, und nur darauf warten, daß man sich ihrer bediene. Ueberblickt man diesen Apparat, so sieht man freilich, daß die Mathematiker keine Zauberer sind, sondern daß bei ihnen Alles natürlich zugeht; man empfängt vielmehr den Eindruck wie von einer Menge künstlicher Maschinen, zahlreicher Zeugen einer mannigfaltigen und höchst lebendigen Industrie, die ganz dazu gemacht ist, um wahren und bleibenden Reichthum zu erwerben. Aber was ist

nun dieser Apparat? Besteht er aus wirk
Dingen? Wir wollen uns einzelne Beispiel
gegenwärtigen. Was ist die Himmelskugel
sie ein wirkliches Gewölbe, eine wahre Hoh
auf der man sphärische Dreiecke zeichnen k
Nein! sie ist eine nützliche Fiction, ein Hü
tel des Denkens, eine bequeme Form der Z
menfassung aller Gesichtslinien, die zu den S
hingehen, und bei denen man bloß ihre
nicht ihre Länge in Betracht zieht. Was i
Schwerpunct? Ist er wirklich ein Punct in
Körper? Was ist der Mittelpunct des Sch
sammt den Momenten der Trägheit für willk
anzunehmende Umdrehungsaxen? Warum
die Statik vom mathematischen Hebel, der
Natur nicht vorkommt? warum die Mechan
Bewegungen der Puncte, von einfachen Pe
vom Fall geworfener Körper im luftleeren R
Warum nicht gleich vom körperlichen Hebe
bewegter Materie, und von den Wurflinien
Atmosphäre? Mit einem Worte, warum b
sie sich so vieler fingirten Hülfsgrößen;
berechnet sie nicht unmittelbar das, was
wirklichen Welt sich vorfindet und geschieh
Die Antwort liegt schon in der Frage: jene
nen sind nämlich wirkliche Hülfen; jene ang
menen Größen sind solche, auf welche die
lichen erst müssen zurückgeführt oder zw
denen sie müssen eingeschlossen werden,
man sich diese letzteren, die wirklichen G
entweder genau oder doch annäherungswei
zugänglich machen. Hier ist nun zwar nicht
die Psychologie der Mathematik nachahmen k
aber desto gewisser bringt die letztere ihr
thümliches Verfahren allenthalben hin mit,
sie selbst kommt. Demnach, inwiefern die
gen Zustände und Thätigkeiten wirklich von
titäten abhängen, insofern kann man sich
aussehen, die Berechnung dieser wirklichen
titäten werde ebenfalls nur durch Zurückf
derselben auf einfachere, bequemere Hülfs
geschehen, zwischen welchen jene gleichsa
zuschalten, oder auch, von welchen sie ab
zu machen seien, damit man ihnen so na
möglich auf die Spur kommen könne. Man
sich demnach darauf gefaßt, nur einen all
nen und sehr vereinfachten Typus des Beg
und ebenso allgemeine Typen gewisser
classen von Gefühlen, Imaginationen u. dg
senschaftlich nachgewiesen zu sehen, w
die individuelle Wirklichkeit sehr sicher is
der mathematischen Bestimmung und Begr
auf immer entziehen zu können. Nichts
lächerlicher, als wenn Jemand fürchten

rgend eine Mantik von Zahlen und Buch-
seiner Geheimnisse beraubt oder in den
enen Regungen seines Herzens beschlichen
auscht zu werden; in dieser Hinsicht wird
neine Weltklugheit immer weit schlauer
rchtbarer sein, als alle Mathematik und
ogie zusammen genommen.
ist nun Zeit, die Größen selbst, welche
r Berechnung darbieten, genauer anzu-
Man muß vom Einfachsten ausgehen und
rsten Anfange noch alle Verbindung der
ungen unter einander bei Seite setzen.
ı bleiben nur zwei Größen, auf die man
ht zu nehmen hat: die Stärke jeder
nen Vorstellung und der Grad der
ung zwischen je zweien. Hier ist
Stoff genug für die Rechnung, um von
ganz allgemeinen psychologischen Phäno-
den ersten Hauptgrund zu entdecken, näm-
stlich von dem oben erwähnten Umstande,
allermeisten unserer Vorstellungen in jedem
nten Augenblicke latent sind; und zweitens
r eben so merkwürdigen Thatsache, daß,
e nicht physiologische Gründe den Zustand
hlafes bewirken, niemals alle Vorstellungen
h latent werden, auch niemals alle bis
ne, sondern daß stets, während des leib-
Wachens irgend etwas und nie etwas ganz
es, sondern etwas einigermaßen Zusam-
etztes vorgestellt wird. Hierüber würde
ch längst gewundert und nach der Ursache
haben, wenn nicht das Gewohnte und
iche sich in den Augen der Menschen im-
n selbst verstünde.
Rechnungen, zu welchen die Stärke jeder
en Vorstellung und der Grad der Hemmung
n je zweien Anlaß geben können, sind
ehr einfach; sie werden aber schon weit
elter, wenn man nunmehr auch die dritte
den Grad der Verbindung unter den
lungen, in Betracht zieht. Alsdann ändern
e früher erhaltenen Resultate, und neue
n hinzu. Ueberdies bietet sich jetzt noch
erte Größe dar, um in die Rechnung ein-
, nämlich die Menge der verbundenen
lungen. Besonders merkwürdig aber sind
geren oder kürzeren Vorstellungs-
, welche bei unvollkommener Ver-
g dann entstehen, wenn eine Vorstellung
andern, die zweite mit der dritten, diese
vierten, und so fort, in gewissem Grade
ft sind, während die erste mit der dritten,
ite mit der vierten, und den folgenden,
r gar nicht oder doch weit schwächer
verschmelzen. Solche Vorstellungsreihen sind
gleichsam die Fasern oder Fibern, woraus sich
größere geistige Organe zusammensetzen; und sie
tragen dabei ganz bestimmte Gesetze ihrer Reiz-
barkeit in sich, auf deren genauere Kenntniß in
der Psychologie eigentlich Alles ankommt. Ent-
fernte, aber höchst unzulängliche Andeutungen
davon liegen in dem, was man unter dem Namen
der Ideen-Association längst kennt; alles bestimm-
tere Wissen muß jedoch von der Rechnung aus-
gehen; und diese ist von den wichtigsten Folgen
nicht bloß für die Theorie des Gedächtnisses, der
Phantasie, des Verstandes, sondern auch für die
Lehre von den Gefühlen, Begierden und Affecten.
Nichts hindert mich, es unverhohlen zu sagen,
daß hier die Mathematik eine grenzenlose Unwis-
senheit aufdeckt, in welcher sich die Psychologie
bisher befunden hat. Sogar das räumliche und
zeitliche Vorstellen hat hier, nicht aber in ver-
meinten Grundformen der Sinnlichkeit, seinen
Sitz und Ursprung.

In Ansehung schon gebildeter Vorstellungsrei-
hen entstehen ferner neue Quantitätsbestimmungen
daraus, ob dieselben von irgend einem Reize in
einem oder in mehreren Puncten zugleich getrof-
fen werden; desgleichen, ob sie sich mehr oder
minder in einem Zustande der Evolution oder
Involution befinden; weiter, ob aus diesen Reihen,
die ich vorhin Fasern oder Fibern nannte, sich
schon größere oder kleinere Gewebe gebildet ha-
ben, und wie diese Gewebe construirt sind, ein
Gegenstand, der zwar bei verschiedenen Men-
schen, wegen der gemeinschaftlichen Sinnenwelt,
in der wir leben, und auf deren Veranlassung sich
unsere Vorstellungen ebenso wohl verknüpfen als
erzeugen, größtentheils gleichartig sein muß, doch
so, daß bedeutende Modificationen eintreten, die
von dem geistigen Rhythmus jedes Individuums,
zufolge seines Nervenbaues und seiner ganzen
leiblichen Constitution abhängen; und andere Mo-
dificationen, welche der Erfahrungskreis und die
Gewöhnungen des Individuums bestimmen und
welche man durch Erziehung und Unterricht su-
chen kann zweckmäßig einzurichten. Dieser letz-
tere Punct muß besonders sorgfältig bemerkt wer-
den. Bekanntlich wird die eigentliche Humanität
dem Menschen nicht angeboren, sondern ange-
bildet; der ganz wilde Mensch ist nichts als ein
Thier, wiewohl ein solches Thier, in welchem
die Menschheit durch Hülfe der Gesellschaft könnte
entwickelt werden. Daher hat man schon oft die
Hypothese vernommen, ein höheres Wesen müsse
sich der ersten Menschen angenommen und sie
geistig veredelt haben, eine Meinung, die wenigstens

nicht so gewaltig gegen die Erfahrung verstößt, als die von einem allmähligen Herabsinken der Menschheit aus einem ursprünglich höheren Zustande in den nachmaligen niederen, statt daß die ganze Länder- und Völkerkunde uns den ungeselligen Menschen roh und thierisch, folglich die eigentliche Menschheit von der Gesellschaft abhängig zeigt. Dies wird sehr schlecht beachtet von denjenigen Psychologen, welche Vernunft und innern Sinn, Ueberlegung und Selbstbeschauung für ursprüngliche Vermögen der menschlichen Seele halten; man muß sie aber damit entschuldigen, daß sie aus Unkunde in der Mathematik und der davon abhängenden Mechanik des Geistes die Wege nicht errathen können, auf welchen die allmählige Veredelung des menschlichen Geistes fortschreitet. So viel indessen läßt sich leicht bemerken, daß in dem Geiste nicht alle Vorstellungen gleichmäßig verbunden, und daß sie in sehr verschiedenem Grade beweglich sind; daß sie, ähnlich den höheren und niedrigeren Wolkenschichten in der Atmosphäre, in verschiedenen Richtungen theils langsam, theils schneller und flüchtiger umherschweben; daß eben deshalb unter diesen verschiedenen Vorstellungsmassen bei ihrem mannigfaltigen Zusammentreffen sich großentheils dieselben Verhältnisse wiederholen müssen, die zwischen neuen Anschauungen und älteren dadurch reproducirten Vorstellungen sich erzeugen; daß es folglich nicht bloß eine äußere Apperception, sondern auch ein inneres Vernehmen oder eine Vernunft geben müsse, bei welcher das, was man Ueberlegen und Schließen nennt, nur nach vergrößertem Maßstabe denselben Proceß wiederholt, der schon beim Zueignen sinnlicher Empfindung durch Anschauung und Urtheil vollzogen wird. Doch welches ist dieser Proceß? Ich glaube es zu wissen, aber ich kann es hier nicht entwickeln. Nur so viel kann ich sagen: die höheren Thätigkeiten des Geistes können unmöglich nach ihren wahren Gründen und Gesetzen erforscht werden, so lange man die niedrigeren noch nicht kennt, denen sie ähnlich und von denen sie abhängig sind; wiewohl man nun die mathematische Betrachtung schwerlich jemals bis in die obersten Regionen des vernünftigen Denkens und Wollens fortführen wird, so ist dieselbe dennoch als Grundlage der Erkenntniß auch dieser höchsten Gegenstände ganz unentbehrlich, damit wir, wenn die Wahrheit in ihren genauesten Bestimmungen uns vielleicht verborgen bleibt, wenigstens nicht die Lücken unseres Wissens, so wie es bisher geschieht, mit groben Irrthümern ausfüllen, und durch unnützen Zank von Parteien, die alle gleich Unrecht haben,

uns am Ende die Philosophie selbst verl
Und hier findet sich der Uebergang
letzten Theile meiner Betrachtung. Es
bloß möglich, sondern nothwendig, daß]
tik auf Psychologie angewendet werde; d
dieser Nothwendigkeit liegt, mit Einen
darin, daß sonst dasjenige schlechterdi
kann erreicht werden, was durch alle Sp
am Ende gesucht wird; und das ist Uel
gung. Die Nothwendigkeit aber, daß
Weg zur festen Ueberzeugung endlich
gen, ist um desto dringender, je größ
die Gefahr wird, daß die Philosophie in
land bald in denselben Zustand gerathe
chem sie längst in Frankreich und Eng
befindet. Es gehört mit zu der großen
dung der meisten heutigen Philosophen
lands, daß sie diese Gefahr nicht seh
stünden sie Mathematik (dazu gehört al
als einige geometrische Elemente, und
quadratische Gleichungen zu kennen, od
mit den Zeichen der Differentiale und
gespielt zu haben), verstünden sie, sage
thematik, so würden sie wissen, daß e
stimmtes Reden, wobei Jeder das Seini
und welches eine täglich wachsende Spa
Meinungen erzeugt, trotz aller schöne
und selbst ungeachtet der Größe der Geg
doch auf die Länge schlechterdings kei
gewicht behaupten könne gegen eine Wis
die durch jedes Wort, was sie ausspric
lich belehrt und erhebt, während sie zu
nicht etwa durch ungeheure ausgemessen
— sondern durch das, alle Beschreibu
treffende Schauspiel des ungeheuersten
lichen Scharfsinns ein nie ermüdendes
für sich gewinnt. Die Mathematik ist
schende Wissenschaft unserer Zeit; ihr
rungen wachsen täglich, wiewohl ohne
wer sie nicht für sich hat, der wird si
wider sich haben.

Jetzt muß ich bestimmter angeben,
Grund liege, daß nicht bloß die Mathemat
zeugung in sich trägt, sondern sie auc
Gegenstände überträgt, auf die sie an
wird. Dieser Grund findet sich zwar zu
in der vollkommenen Genauigkeit, womi
thematischen Elementarbegriffe bestimmt
in dieser Hinsicht muß jede Wissensch
genes Heil besorgen; keine kann es vo
dern leihen oder geschenkt bekommen;
chologie ebenso wenig von der Mathem
die letztere von jener. Aber das ist ni
Sobald das menschliche Denken sich i

folgen oder überhaupt an schwierigen Ge-
nden versucht, deren inneres Mannigfaltiges
gegenseitig verdunkelt, so tritt nicht nur die
', sondern auch der Verdacht des Irrthums
weil man nicht alles Einzelne mit gleichzei-
Klarheit überschauen kann und sich daher
de begnügen muß, daran zu glauben, daß
nfangs nichts verfehlt habe. Jedermann
wie sehr dieses selbst beim Rechnen, also
ganz elementaren Gebrauche der Mathema-
r Fall ist. Niemand wird sich einbilden,
damit in den höheren Theilen der Mathe-
besser gehe; im Gegentheil, je verwickel-
Rechnung, desto höher steigt in sehr
er Progression die Unsicherheit und der
ht verborgener Fehler. Wie macht es nun
thematik, um dieser ihr selbst im höchsten
beiwohnenden Unbequemlichkeit abzuhel-
schärft sie ihre Beweise? Gibt sie wohl
e Regeln, wie man die vorigen Regeln
en solle? Nichts weniger! Jede einzelne
ng, für sich betrachtet, bleibt in dem Zu-
einer sehr großen Unsicherheit. Aber es
Rechnungsproben! Es gibt auf dem
der Mathematik zu jedem Puncte hundert
dene Wege; und wenn man auf allen hun-
egen genau dasselbe findet, so überzeugt
h, den rechten Punct getroffen zu haben.
chnung ohne Controle ist so viel wie gar
Gerade so verhält es sich mit einem jeden
stehenden Beweise in irgend welcher spe-
n Wissenschaft; mag er noch so scharf-
mag er vollkommen wahr und richtig sein,
ihrt doch keine bleibende Ueberzeugung.
ber in der Metaphysik oder in der von
ingenden Psychologie hoffen wollte, seine
Sorgfalt in der schärfsten Bestimmung der
und im folgerechten Denken schon durch
ngung — wohl gar durch allgemein mit-
e Ueberzeugung — belohnt zu sehen, der
ar sehr getäuscht werden. Nicht bloß die
: müssen sich gegenseitig, ungezwungen
se den leisesten Verdacht der Erschlei-
bestätigen, sondern bei Allem, was von
g ausgeht oder über Erfahrung urtheilt,
Erfahrung selbst, und zwar in unzähligen
n Fällen, das Resultat der Speculation
nd nicht bloß obenhin bekräftigen. Und
ich beinahe am Ziele, denn ich habe
nöthig, auf eine einzige Bedingung auf-
zu machen, ohne deren Erfüllung Er-
n und Theorien gar nicht können mit
ner Sicherheit verglichen werden. Alle
g ist quantitativ bestimmt, und sie ist
den größten Veränderungen ausgesetzt, wenn die Größen, von denen sie abhängt, verändert werden. Soll ich dies noch durch Beispiele belegen? Soll ich etwa erinnern an die berühmte Frage der Aerzte: was ein Gift sei? ein Begriff, der bekanntlich deshalb Schwierigkeit macht, weil für unsere Gesundheit das Heilsamste im Uebermaße schädlich, das Schädlichste in rechter Quantität heilbringend wird. Doch wozu mich bei so leichten Gegenständen aufhalten? Das, was ich zeigen wollte, liegt schon am Tage, nämlich dies, daß jede Theorie, die man mit der Erfahrung vergleichen will, erst soweit fortgeführt werden muß, bis sie die quantitativen Bestimmungen angenommen hat, die in der Erfahrung vorkommen oder bei ihr zu Grunde liegen. So lange sie diesen Punct nicht erreicht, schwebt sie in der Luft, ausgesetzt allem Winde des Zweifels, unfähig, sich mit andern schon befestigten Ueberzeugungen zu verbinden. Alle quantitativen Bestimmungen aber sind in der Hand der Mathematik, und man kann daraus sogleich übersehen, daß alle Speculation, welche auf Mathematik nicht Achtung gibt, sich mit ihr nicht in Gemeinschaft setzt, nicht mit ihrer Hülfe die mannigfaltigen Modificationen unterscheidet, welche durch Veränderung der Größenbestimmungen entstehen müssen, entweder ein leeres Gedankenspiel oder im besten Falle eine Anstrengung ist, die ihr Ziel nicht erreichen kann. Vielerlei wächst auf dem Boden der Speculation, das nicht von Mathematik ausgeht und sich um sie nicht kümmert; und ich bin sehr weit davon entfernt, Alles, was solchergestalt wächst, für Unkraut zu erklären; wachsen kann wohl manch edles Gewächs, aber zur letzten Reife gelangen kann keines ohne Mathematik. Selbst über diesen Punct gibt es jedoch eine empirische Art von Ueberzeugung, die sich nicht anders als durch eigene Uebung im Gebrauch der Mathematik erwerben läßt. Man muß es gleichsam mit Augen gesehen haben, wie die Rechnung Folgerungen aus den vorhandenen Vordersätzen ableitet, die man nicht erwartet, Umstände hervorhebt, an deren Wichtigkeit man nicht gedacht, schiefe Ansichten zerstört, deren man bei aller Behutsamkeit sich doch nicht erwehrt hatte.

Es wird Ihnen, höchstgeehrte Herren, von selbst aufgefallen sein, daß meine letzte Behauptung sich gar nicht auf Psychologie beschränkt, sondern ganz allgemein alle Speculation trifft, denn überall ist eine mannigfaltige Controle und überall genaue Vergleichung mit der Erfahrung nöthig. Diese Ueberschreitung meines Gegenstandes würde mir

jedoch vielleicht, als hieher nicht gehörig, zum Vorwurfe gereichen, wenn nicht der Gegenstand selbst die Tendenz zur Erweiterung auf die Naturwissenschaft in sich trüge. Damit dies klar werde, bitte ich die Erinnerung zurückzurufen an diejenigen Größen, welche die Psychologie der Rechnung darbietet. Es waren: Stärke der Vorstellungen, Hemmungsgrad, Innigkeit der Verbindung, Menge der Verbundenen, Länge der Vorstellungsreihen, Reizbarkeit derselben an verschiedenen Puncten, das Mehr oder Weniger der Involution oder Evolution, der Verwebung oder Isolirung, — und, was bei aller geistigen Bewegung sich von selbst versteht, die Geschwindigkeit oder Langsamkeit in der Veränderung der wechselnden Zustände. Bei allen diesen Größen — an deren vollständiger Aufzählung hier nichts gelegen ist — kommt das, was eigentlich vorgestellt wird, weiter nicht in Betracht, als nur insofern davon Hemmung und Verbindung unter den Vorstellungen abhängt. Wir können daher gar nicht sagen, daß Rechnungen dieser Art sich gerade auf Vorstellungen als solche ausschließend bezögen; im Gegentheil, wenn es andere innere Zustände irgend welcher Wesen gibt, die theils unter einander entgegengesetzt, theils der Ver-

bindung fähig sind (dies letztere fol
mittelbar aus der Voraussetzung, :
Einem Wesen), so passen darauf a
lichen Rechnungen, und es kommt b
die Frage an, ob wir Ursache haben
stände der beschriebenen Art noch
Wesen, außer in uns selbst, anzuneh
hier, höchstgeehrte Herren, würde
Ihre Zeit und Geduld über das mir ge
ausdehnen, — ich würde selbst best
bisher, die verschwiegenen metaphy
aussetzungen meines Vortrags andeu
wenn ich etwas mehr sagen wollte
daß alle organische Reizbarkeit, weit
aus bloßen Raumverhältnissen erkläre
auf innere Zustände, ja selbst auf ein
innerer Ausbildung hinweiset, und
nicht diese letztere, so doch jene,
Zustände, schon bei allen chemischen,
und magnetischen Verhältnissen, — u
selbe sagt, bei aller Construction und
der Materie müssen vorausgesetzt we
statt, daß die Psychologie den Natur
ten überall wird vorangehen müssen
unserm Zeitalter Ernst ist, den letzter
philosophische Stellung und Gestaltung

---

68. Vorläufige Betrachtung des Verstandes und der Vernun

(*J. F. Herbart*, Psychologie als Wissenschaft II. [1825] S. 37—49.)

Von Vernunft und Verstand ist zwar genug geredet worden, aber es ist nicht überflüssig, auch hier noch davon zu reden. Der Weg muß gezeigt werden, der für Andere offen lag; wir brauchen zu dem Ende nur wenige Schritte auf diesem Wege zu gehen, und wenn er gleich zunächst nur zu Namenerklärungen und zu Erläuterungen von nicht größerem Werthe führt, so wird doch dadurch gar mancher Irrthum, der späterhin blenden könnte, im Voraus abgelehnt. Wir versetzen uns demnach für eine kleine Weile auf den Standpunct der empirischen Psychologie, um von dort aus die oberen Vermögen zu betrachten.

Beruft man sich auf Erfahrung, so muß man sie in sinnlicher Klarheit hinstellen; wenige scharfe Züge reichen zu. Verstand hat der Mann; Unverstand zeigt das Kind und der Knabe; ihm ähnlich ist der, welcher den Verstand verlor.

Dort schlägt das kleine Mädchen ihre Puppe

mit der Ruthe, denn die Puppe ist un
spielen die kleinen Knaben mit bleie
ten; die größeren tragen selbstgeschnit
zweige statt der Degen an der Seite,
len Pferde; sie haben den Bindfaden i
genommen, um Zaum und Zügel v
Wenn der Mann das thäte, so würde
er habe den Verstand verloren.

Die Scheiterhaufen der Inquisition
nicht unverständig, sondern ve
drig, denn der Verstand des Egoism
hervor neben der Schwärmerei; abe
des Cultus ist gerade so vernünftig, wi
des Moloch, in dessen glühende Arm
von der Mutter geworfen wurde. Au
Lehren der Astronomie leugnet (u
theoretisches Beispiel anzuführen), ist
tig. Und nicht minder unvernünftig
wissentlich und unberufen in sein Verd
Am empörendsten für die Vernunft ist

verbedachte Schandthat eines gleichwohl
ständlichen Menschen. Mit Entsetzen und
ern denke ich an den unglücklichen Sand.
hlt sich zerrissen, wie man seine That
erlegen möge. Doch hinweg von diesem
Zurück zu gewöhnlichen, zu gemeinen
! — —
Gesellschaft findet man unverständig den-
, der sich bekannter Beziehungen, wo-
ein Gespräch doppelsinnig wird, nicht er-
hingegen den, welcher ohne Grund wis-
Andere reizt, nennt man unvernünftig.
enartige Puppe, die bleiernen Soldaten,
verstoßen sie wider den männlichen Ver-
Durch ähnliche Ungereimtheit, wie der
wider das Wachen. Diese Ungereimtheit
s Kind nicht; es sieht nicht Blei, nicht
s denkt nicht an die Weichheit des Me-
on dem harten Krieger und seiner Span-
eiß es noch wenig; es ist ihm nicht ge-
Holz und Mensch wie Stoff und Kraft gegen
r zu stellen. Es ist vertieft in die Bedeu-
ines schlechten Symbols, so weit es sie
und bedarf nicht mehr zur Illusion und
erhaltung. Es betrachtet nicht die wahre
des Gegenstandes, so wenig wie der-
der Unkluges redet, indem er Ort und
d Gesellschaft aus den Augen verliert.
die Vorstellungen ihre volle Wir-
erhielten sie ihre ganze Entwickelung,
es den vorgestellten Gegenständen
sen ist, so würde der Unverstand fühlbar
Kluge Maßregeln gehen aus von der
, berichtigen sich durch Beobachtung, er-
sich durch Berechnung der möglichen
gelangen zur Ausführung durch stete
nheit und Gegenwart des Geistes.
m stellte ich längst die Definition auf:
nd ist das Vermögen, uns im Den-
ch der Qualität des Gedachten zu
n.
egen Vernunft ist das Vermögen, das-
u vernehmen, wofür der Unvernünftige
; und das sind — Gründe. Also: Ver-
ist das Vermögen, zu überlegen,
ch dem Ergebniß der Ueberlegung
bestimmen.
Unvernünftigen (z. B. dem Inqui-
uthen wir an, daß er anderen Be-
ungen Gehör gebe; dem Unver-
gen, daß er seine eigenen, schon
denen Gedanken vollends ent-
e.
Wunder, daß man Begriffe dem Ver-
stande zueignet, und Schlüsse der Vernunft.
Jene bestimmen die Qualität des Vorgestellten;
diese fügen sich eins zum andern, den Untersatz
zum Obersatze. Aber dadurch allein würde noch
keine brauchbare Namenerklärung gewonnen sein,
wie tiefer unten ausführlicher soll gezeigt wer-
den. Hier kümmern wir uns nicht um die Be-
stimmungen der Schulen, sondern um den Sprach-
gebrauch; denn wir reden nicht von wirklichen
Dingen, sondern vom Sinn der Worte, von den
allgemein vorhandenen Auffassungen, die durch
sie angezeigt werden. Wir meinen demnach nicht,
es gebe nun wirklich ein besonderes Ver-
mögen, das dazu bestellt sei, die Gedanken nach
der Qualität des Gedachten zurechtzustutzen; auch
nicht, es sei wirklich die Sache eines eigenen
Vermögens, zur Ueberlegung, zur inneren Be-
rathschlagung die sämmtlichen stimmfähigen Mei-
nungen und Absichten zu berufen, während ihres
Votirens und Streitens das Protokoll zu führen,
und das letzte Resultat in die innere Gesetzsamm-
lung einzutragen: wohl aber bemerken wir, daß
etwas dem Aehnliches wirklich in uns vorgeht;
wir fassen es auf, heben es weg, und sehen nach,
was tiefer darunter verborgen liegen möge.

A. Vorläufige Betrachtung des Verstandes nach seinen Beziehungen.

Da der Verstand die Fähigkeit ist, sich im
Vorstellen nach der Qualität des Vorgestellten
zu richten; da ferner der Verstand spät erwacht,
sich langsam entwickelt, bei den Thieren fast
ganz zu fehlen scheint, so richten sich nicht im-
mer, nicht ursprünglich und von selbst die Vor-
stellungen nach der Qualität des Vorgestellten.

Nun ist zuvörderst klar, daß hier nicht von
jenen einfachen Vorstellungen (wie roth, gelb,
süß, sauer) die Rede sein kann, die wir im
ersten Theile meistens betrachteten und etwa mit
a, *b*, *c* bezeichneten, um sie als Größen in der
Rechnung zu behandeln. Denn diese einfachen
Vorstellungen, — die man Empfindungen nennt,
wenn man auf den Augenblick ihres ersten Ent-
stehens hinweisen will, — haben kein Vor-
gestelltes außer sich selbst, mit dessen
Qualität sie zusammenstimmen könnten oder auch
nicht. Es sind innere Zustände der Seele, die
man nur uneigentlich Vorstellungen nennt, da sie
kein Bild eines Gegenstandes geben.

Demnach sind wir in der Region der zusam-
mengesetzten Vorstellungen. Und es wird
noch überdies ein Unterschied angenommen zwi-
schen dem zusammengesetzten Vorgestellten,
wie es sei, unabhängig vom Vorstellen, und dem

wirklichen Geschehen eben dieses Vorstellens, das mit jenem übereinstimmt oder auch nicht.

Nach diesem Unterschiede brauchen wir nicht weit zu suchen. Die Erfahrung erinnert uns fürs erste an unzählige Gegenstände, denen es zukommt. auf bestimmte Weise vorgestellt zu werden, indem sie sich zur Wahrnehmung darbieten, so daß, wenn einmal Einer sie anders vorstellt, ihm sogleich hundert andere Menschen zurufen, er habe sich geirrt.

Aber zweitens wissen wir aus der Lehre von den Complicationen und Verschmelzungen, daß der wirkliche Actus des Vorstellens allemal von bestimmten Reproductionsgesetzen abhängt, die sich sogleich bilden, indem die einfachen Empfindungen zusammenkommen und sogleich wirken, indem, sei es auch nur nach der geringsten augenblicklichen Hemmung, die Vorstellungen sich wieder heben. Wir wissen, daß hier Alles auf die Ordnung und Stärke der Auffassungen ankommt; und überdies, daß zufällige Hemmungen die Reproduction der Reihen und ihrer Verwebungen sehr leicht verkürzen und verkümmern, — ja daß eine Reihe, an welcher einige Glieder fehlen, neue falsche Verbindungen eingehen kann, die sie nicht würde zugelassen haben, wenn sie sich im Bewußtsein vollständig entwickelt hätte. (So geht's im Traume.)

Wir werden uns also nicht wundern, wenn ein zerstreuter Mensch, der nicht recht zuhört und zusieht, abweicht von der Qualität des Vorgestellten, wie der genaue Beobachter es findet; oder wenn ein Trunkener oder Träumender, dessen Vorstellungsreihen einer ungewöhnlichen Hemmung unterworfen sind, Zeichen des Unverstandes gibt.

Was aber die Kinder angeht, so können sie mitten in Kinderspielen doch für ihre Jahre verständig genug sein. Nur den Verstand der Männer muß man von ihnen nicht fordern, aus dem einfachen Grunde, weil es bei den Männern eine Menge von Verbindungen, und gerade deshalb von Gegenkräften unter den Vorstellungen gibt, welche zu erwerben jene noch nicht Zeit und Gelegenheit hatten. Dasselbe gilt von den Thieren, die auch in ihrer Art verständig genug sein können, obgleich sie dem Menschen, der sie mit fremdem Maße mißt, unverständig dünken.

Der Verstand bezieht sich also auf die Zusammensetzung der Vorstellungen, sammt den davon abhängenden Reproductionsgesetzen; und das Verständigwerden bezieht sich auf die fortschreitende Vermehrung und Berichtigung der vorhandenen Vorstellungsreihen. Bei jeder solchen Berichtigung muß ein Stoß erfolgen, [illegible]
laufende Reihe wird dadurch in dem [illegible]
hemmt, wo die Berichtigung eintritt; [illegible]
nöthigt, hier ein neues Glied aufzun[illegible]

Wir kennen diese Stöße aus de[illegible]
es sind die Urtheile, wodurch de[illegible]
wider Erwarten Prädicate gegeben w[illegible]

Wäre hiebei kein Stoß erfolgt, [illegible]
Vorstellung, welche das Prädicat aus[illegible]
Weiteres mit der des Subjects [illegible]
sein. Das heißt: man könnte die Fu[illegible]
Kitt zwischen beiden nicht wahrnehm[illegible]
man gewöhnlich die *copula* nennt, [illegible]
wäre ganz unmerklich eine solche [illegible]
eingetreten, wie wir sie unzählig [illegible]
den Partialvorstellungen einer Anscha[illegible]
Wie wenn Einer sich das Gesicht e[illegible]
merkt, ohne sich die Verbindung de[illegible]
Augen, des Mundes u. s. w. in ebe[illegible]
Urtheilen auseinanderzusetzen, als wi[illegible]
binationen darin liegen.

Also in jedem Falle, in welchen [illegible]
nannte Actus des Urtheilens merklich [illegible]
ein solcher Stoß, wie zuvor beschri[illegible]
finden. Das Subject, welches ein Pr[illegible]
jetzt bekommt, muß zuvor eine a[illegible]
stimmte Vorstellung gewesen sein; [illegible]
gen wir dieselbe in den meisten Fäll[illegible]
bestimmte zu nennen, nämlich w[illegible]
stimmung im Dunkeln blieb.

Hier kann wiederum die Erfahru[illegible]
kommen. Sie versorgt uns mit unzä[illegible]
stellungen, denen Unbestimmtheit, da[illegible]
Frage nach Bestimmungen ankl[illegible]
weil sie vielfach und entgegenge[illegible]
bestimmt worden. Aus einer Me[illegible]
theils gleichartiger Anschauungen erze[illegible]
Gesammtvorstellung, welcher das Stre[illegible]
alle ungleichartigen Nebenbestimmung[illegible]
hervorzuheben, die den einzelnen [illegible]
waren. Dies Streben ist's, welches d[illegible]
Prädicats auffängt, sobald die Gesamm[illegible]
von neuem Subject eines Urtheils [illegible]
kann das Gesagte unmittelbar anknü[illegible]
§. 101.

Es ist dort gezeigt, daß gerade da[illegible]
entgegengesetzter Verbindungen es is[illegible]
eine Vorstellung dahin gelangt, daß [illegible]
lirt gelten kann und nunmehr für n[illegible]
dungen bereit liegt, wobei bloß ihre [illegible]
bestimmende Ursache ausmacht, welch[illegible]
den logischen Anordnungen der B[illegible]
schieht. Davon wird weiter unten au[illegible]
redet werden. Aber es ist einer der [illegible]

meinsten Mißgriffe, deren sich die empiri- Psychologie schuldig gemacht hat, den Ver- für das Vermögen der Begriffe (oder Vermögen, durch Begriffe die Gegenstände ken) zu erklären (wobei noch obendrein, den zweiten Fehler zu begehen, Begriffe llgemeine Vorstellungen ausgegeben , als ob es keine einzelnen Begriffe

se Definition ist viel zu eng, und sie taugt Nichts; auch dann noch, wenn wir von Vorurtheil der Seelenvermögen ganz hin- en. Die empirische Psychologie muß dem gebrauche genügen, und dieser erlaubt terdings nicht, nach der Cultur der Be- die Größe des Verstandes abzumessen. , Staatsmänner, Feldherren, Künstler, Kauf- suchen den Verstand in keiner logischen obgleich sie hier allerdings diejenige, zwar e, aber ziemlich eng beschränkte *species* rstandes suchen sollten, welche von der ung und scharfen Bestimmung der Begriffe t.

logische Zuschnitt der Gedanken ist nicht wegung, und doch ist diese noch nöthiger, r, wenn sie sich nach der Qualität des ten richten sollen. Wenigstens im Leben; nders verhält sich's in der Wissenschaft, t vorgeschrieben ist, sie solle an einem nten Tage fertig sein. Daher sind die welche viel Verstand in einer gegebe- eit haben, weit verschieden von großen n, denen er leicht fehlen kann in dem lick, wo man ihn fordert, denn die Ver- n des wissenschaftlichen Denkens richten ar nach den Begriffen, aber nicht nach .

gewöhne sich endlich gleich hier an eine heidung, die öfters nöthig ist, die des Ab- ichen und Unabsichtlichen. Es gibt len Zweifel eine starke Selbstbeherrschung, welche man sich zwingt, seine Gedan- ht von der Qualität des Gedachten ab- n zu lassen; diese Selbstbeherrschung Nerv des Philosophirens. Aber sehr mit würde man den ganzen Verstand auf diese zurückführen. Die natürliche Leichtigkeit, luge Köpfe das Verwickelte richtig durch- und behandeln, ist auch Verstand; und können sich nur diejenigen wundern, wel- Ernste jedes Seelenvermögen Eins und zes ist, das man denn freilich nicht zer- und zersplittern darf!

B. Vorläufige Betrachtung der Vernunft nach ihren Beziehungen.

Die Analyse der Vernunft ist merklich schwerer, als die des Verstandes. Zum Theil schon deswegen, weil man sich leicht versucht fühlt, die Betrachtung sogleich auf die *species*, theoretische und praktische Vernunft, zu richten, und darüber den allgemeinen Charakter dessen, was Vernunft heißt, nämlich Ueberlegen und Entscheiden, zu verfehlen.

Das erste Merkmal der Ueberlegung nun ist, daß sie Zeit braucht, damit sich eine Reihe von Vorstellungen entwickeln. Also bezieht sich die Vernunft (nämlich die endliche, die ein empirischer Gegenstand ist) wiederum auf die Reproductionsgesetze, die wir aus der Mechanik des Geistes kennen.

Allein es kommt etwas hinzu, wodurch das Ueberlegen sich vom Reproduciren des Gedächtnisses und der Phantasie unterscheidet.

Zuvörderst: die Reproduction wird innerlich beobachtet. Nun beruht alle Beobachtung auf einem unbestimmten Erwarten dessen, was kommen könnte. Also ist hier ein unbestimmtes Vorstellen zugegen, dergleichen nur eben zuvor beim Verstande, und seinem Uebergange ins Urtheilen, bemerkt wurde. In der That kann man den Gegenstand, welcher überlegt wird — den Fragepunct —, ansehen als ein noch unbestimmtes Subject, dem ein Prädicat bevorsteht.

Die Vernunft bezieht sich also auf eine Theilung des geistigen Thuns in wenigstens zwei Theile, die sich verhalten wie Beobachtetes und Beobachter, oder kürzer, wie Object und Subject.

Zweitens: der Ueberlegende beobachtet nicht bloß in sich die Reproduction einer bekannten oder einer zufällig neu entstehenden Reihe — wie wenn er das früher Memorirte wiederholen oder dem Spiele seiner Phantasie zuschauen wollte —, sondern er erwartet ein Ereigniß, das sich innerlich zutragen soll, wodurch eine noch nicht vorhandene Bestimmung seiner Gedanken eintreten wird. Dazu kann eine Reihe allein nicht hinreichen; es müssen deren zwei oder mehrere sein, die auf einander treffen, die irgendwie zusammenstoßen.

Die Vernunft bezieht sich also nicht bloß auf die Theilung des Objects und Subjects, sondern auch auf eine Theilung in dem Objectiven, welches zusammenstoßen soll.

Hieraus sieht man, daß der Syllogismus eines der leichtesten Beispiele für das Thun der Vernunft darbietet, aber das Beispiel ist nicht der

[illegible]

Ist nun die Vernunft ein Seher, der Offenbarungen, oder ein Monarch, der Befehle ertheilt? Ich glaube, sie begnügt sich mit dem bescheidenen Theil eines Präsidenten oder beständigen Secretärs. Bestimmter darf ich hier nicht sprechen, denn ich befinde mich im Felde der Namenerklärungen und davon abhängiger Analysen, wodurch Untersuchungen nur vorbereitet, aber nicht abgeschlossen werden können.

Zum mindesten aber ist hier der Sprachgebrauch [illegible] beobachtet worden, daß man [illegible] mit gleicher Leichtigkeit [illegible] werden kann auf die theoretische, wie auf die praktische Vernunft.

Denn die Beschaffenheit der Reihen, welche sich entwickeln sollen, ist unbestimmt geblieben. Und die Vernunft, als solche, bezieht sich demnach nicht auf bestimmte Reihen, noch auf einen bestimmten Ursprung derselben. Wir haben [illegible] etwas vernommen von einer reinen Vernunft, die einen Vorrath von Ideen und [illegible] in sich trage; aber die Thatsache gehört in den [illegible], und dergleichen muß man in empirischen Untersuchungen nicht mit den [illegible] vermengen; auch können wir dieselben bis jetzt noch nicht füglich mit den Grundsätzen der Statik und Mechanik des Geistes in Verbindung bringen, viel weniger die Erklärung [illegible]: die Vernunft sei das Vermögen der Principien.

[illegible] wird der L[illegible] einzel[illegible] Verstand und Vernunft. Denn wi[illegible] nach der B[illegible] ohne [illegible] zu [illegible]? — Eb[illegible] die Vernunft h[illegible] Ueberle[illegible] führen, wenn di[illegible] sich en[illegible] des Gedachten g[illegible] würde man beweise[illegible] Verstand und Vernunft, auch [illegible] Begehrungsverm[illegible] bestreben, zu denk[illegible] zum Ziele ihres [illegible] Wer wird sich darüber wunder[illegible] in unseren Psy[illegible] Person [illegible] es fehlt nur noch, daß der [illegible] Vermögen, die er so[illegible] Verstand — die Vernunft n[illegible] Vermögen, die sie schon längs[illegible] Vernunft bekomme!

Doch ich würde den Leser beleidige[illegible] ich diesen Scherz verlängern wollte. Die [illegible] Absicht der zuvor gegebenen Analysen [illegible] standes und der Vernunft — das heißt, [illegible] griffe, welche der Sprachgebrauch mit [illegible] Worten verknüpft, um ein Paar natürli[illegible] schichten des geistigen Lebens damit zu [illegible] nen — wird erreicht sein, wenn man [illegible] kurzen Probe gesehen hat, wie eine bl[illegible] gliederung des empirisch Gegebenen da[illegible] sieht, wenn sie ohne Einmischung von [illegible] sen angestellt wird; und wie wenig k[illegible] diesem Wege gewonnen werden. Sie gi[illegible] lich dann keinen Irrthum, aber auch weni[illegible] heit; nichts Besseres und nichts Schlech[illegible] von der eigentlichen empirischen Psycho[illegible] sagen. Die Analysen der übrigen soge[illegible] Vermögen sind leichter, bei einiger Aufm[illegible] keit kann Jeder sie selbst finden, es m[illegible] nützlich sein, sie von den oberen Verm[illegible] den niederen fortschreitend (aus dem ob[illegible] deuteten Grunde) weiter zu vollführen, a[illegible] werde mich nicht dabei aufhalten. Es w[illegible] schon soviel Licht auf einige Puncte de[illegible] stehenden Weges gefallen sein, als nö[illegible] um ihn anzutreten; insbesondere liegt [illegible] mehr als Thatsache vor Augen, daß in [illegible] Geiste mehrere Vorstellungsmas[illegible] sammenwirken, wenn wir auch noch ni[illegible] sehen, inwiefern sie gesondert oder verkn[illegible]

Die eigentlichen Aufschlüsse hierüber sich nicht anders erlangen, als indem wir · Analyse allemal sogleich bei ihrem Anfange diejenige Hülfe verbinden, die wir uns im synthetischen Theile bereitet haben. Und dies nun ist unser Vorsatz.

B. Geographie.

69. Strabo.

(*Ph. Hedw. Külb*. Länder- und Völkerkunde in Biogr. I. [1846] S. 196—197, 199—206.)

bo, der Verfasser der Γεωγραφικά (17 Bü- ¡tammte aus einem angesehenen Geschlechte di Amasia in Kleinasien und wurde um das i vor Chr. geboren. Er genoß eine sehr ige Erziehung, und in Kleinasien gab es, selbst versichert, schwerlich einen ausgeten Lehrer, den er nicht gehört hätte. beendigung seiner Studien suchte er seine ierde durch Reisen zu befriedigen und zuerst nach Aegypten, wo er mit dem lter Aemilius Gallus, dessen Freundschaft i erwarb, das Land bis nach Aethioin durchzog. Später durchwanderte er ien, einen Theil des östlichen Asiens, e die Nordküste Afrika's und fast alle les Mittelmeeres und lernte Griechenland re große Strecke Oberitaliens genau keneshalb rühmt er sich auch, er habe auf Reisen gegen Westen von Armenien bis Grenzen Etruriens und gegen Süden vom ten Meere bis nach Aethiopien mehr Länehen, als alle Geographen vor ihm. Bei schreibung der Länder, welche er nicht e, benutzte er die vorzüglichsten Quellen ; den bis zu seiner Zeit gesammelten Stoff fältig in sein Werk herüber, daß es als uptquelle der Erdkunde von Herodot bis ;ustus betrachtet werden muß. Zu bedauern diesen Vorzügen sein Vorurtheil gegen e ältere Schriftsteller, wie Herodot und ı, die er fortwährend als Lügner behan- 'as sie, wie wir bei der Darstellung ihrer gen gesehen haben, gewiß nicht verdienen. ;enes geographisches System hat Strabo, ın im Ganzen nur als einen geschmack- Sammler, nicht aber als einen genialen ɜr der Wissenschaft betrachten darf, keis; er folgt dem des Eratosthenes mit einiiteren, durch die Erweiterung der Erdkunde tlichen Europa von selbst gegebenen Verbesserungen und hat uns somit wenigstens die Ansichten des Eratosthenes, dessen Schriften nicht mehr vorhanden sind, erhalten.

Die Beschreibung Europas beginnt Strabo mit Iberien (Spanien), und obschon er dem Lande eine unrichtige Gestalt gibt, so schildert er doch seine natürliche Beschaffenheit und seine Bewohner ziemlich genau. Der südliche Theil Spaniens, Bätica genannt, ist reich an Gold, Silber, Getraide, Wein, Oel und feiner Wolle, prangt mit herrlichen Städten, worunter das alte Gades das berühmteste ist, und wird von den Turditanern, einem fleißigen, gesitteten Volk bewohnt, dessen Name vielleicht durch Verunstaltung zu den vielen Sagen über das reiche Tartessus Veranlassung gegeben hat. Die Lusitaner, welche wir schon oben durch Polybius kennen gelernt haben, wohnten zwischen dem Tajo und Duero und beugten ebenso schwer, als die weiter nördlich in den Gebirgen wohnenden Gallaiker (Galizier) und Cantaber ihren Nacken unter das römische Joch; leichter gewöhnten sich die Celtiberer, die Nachkommen der Eroberer des Landes, welche sich zwischen dem Tajo und Ebro behaupteten, nach der Zerstörung ihrer Burgen an römische Art und Weise; am meisten hatte sich die dem Mittelmeere zugekehrte Küste Spaniens durch Handel und Gewerbfleiß bereichert und war mit blühenden Städten bedeckt. Dieser Küste gegenüber liegen die Gymnesien (Balearen), deren Bewohner von jeher als vortreffliche Schleuderer berühmt sind. Sie werden von Kindheit an schon in dieser Kunst geübt und bekommen eher kein Brod, als bis sie das Ziel getroffen haben. Der Boden dieser beiden Inseln ist sehr fruchtbar und hat dabei noch den Vorzug, daß man hier nicht leicht ein schädliches Thier findet. Selbst die Kaninchen sollen nicht einheimisch, sondern von der spanischen Küste herübergebracht worden sein und von einem einzigen Pärchen sich so sehr vermehrt haben,

daß sie Häuser und Bäume untergruben und umstürzten und die Einwohner nöthigten, ein römisches Heer zu Hülfe zu rufen. Jetzt läßt die Geschicklichkeit in der Jagd die Plage nicht mehr überhand nehmen und das Feld wird allenthalben mit großem Erfolge angebaut. — Nördlich von dem Hafen der Artabrer (Corunna) in der hohen See liegen die Zinninseln (Scillyinseln), deren zehn sind, nahe beisammen. Eine derselben ist unbewohnt, auf den übrigen findet man schwarzgekleidete Leute, deren Gewänder bis auf den Boden reichen, mit einem Gürtel um die Brust und einem Stabe in der Hand. Sie leben meist von Viehzucht und tauschen für das bei ihnen im Ueberflusse vorhandene Zinn und Blei von den sie besuchenden Kauffahrern Töpfergeschirr, Salz und eherne Geräthschaften ein.

Gallien, welches sich nördlich an Spanien anschließt, ist eben so schön und fruchtbar und wird von zahlreichen Flüssen durchströmt, die theils in den Ocean, theils in das mittelländische Meer münden und den Verkehr im Innern und nach außen sehr erleichtern. Von der Gestalt des Landes entwarf sich Strabo kein ganz richtiges Bild, denn er läßt den Rhein, welcher seine Grenze bildet, mit den Pyrenäen parallel fließen, setzt die Cevennen in die Mitte und dehnt die Halbinsel, welche die Bretagne bildet, viel zu wenig nach Westen aus. Das ganze gallische Volk ist kriegerisch, muthig und stets zum Kampfe bereit, aber ehrlich und durchaus nicht bösartig. Herausgefordert ziehen sie haufenweis in den Kampf, so unbefangen und so ganz ohne Vorsicht, daß sie dem Feinde, der sich einer Kriegslist bedient, leicht in die Hände gerathen, denn dieser findet sie, wann und wo er will, zu Wagstücken bereit, zu denen sie nichts mitbringen, als Kraft und Kühnheit. Jetzt, nach ihrer Unterjochung durch die Römer, leben sie in Frieden und richten sich nach den Befehlen ihrer Besieger, doch haben sie deshalb ihre Tapferkeit nicht verloren und aus ihnen besteht der vorzüglichste Theil der römischen Reiterei. Viele geben sich auch nützlichen Beschäftigungen hin und widmen sich sogar dem Unterricht und den Wissenschaften. — Die Gallier lassen die Haupthaare wachsen und tragen eine eigenthümliche Beinkleidung, nämlich weite Hosen; der Oberrock ist offen und reicht nur bis an die Hüften herab; darüber werfen sie einen aus grober einheimischer Wolle verfertigten Mantel. Ihre Bewaffnung besteht aus einem langen Schwerte, das an der rechten Seite hängt, einem langen Schild, einem Speer und Wurfspießen; Manche bedienen sich auch der Schleudern und der Bogen und Pfeile. Si[…] fen auf dem Boden und essen auf Polstern […] ihre gewöhnliche Nahrung ist Milch und […] besonders Schweinefleisch, sowohl frisch […] gesalzen. Die Schweine bleiben fortwähr[…] Freien und zeichnen sich durch Größe, […] und Schnelligkeit aus und man kann leicht […] man sich ihnen unversehens nähert, in […] kommen. Der Reichthum an Schaf- und Sc[…] heerden ist so groß, daß sie nicht nur Ro[…] dern fast ganz Italien mit wollenen Zeug[…] eingesalzenem Fleische versorgen. Ihre W[…] gen bauen sie geräumig aus Brettern und V[…] geflechten, kuppelförmig, mit einem hohen […] Ehe sie den Römern unterthan wurden, w[…] Staatsverfassung aristokratisch; sie wählte[…] Jahr einen Vorsteher und bei dem Ausbru[…] nes Krieges einen Anführer. Unterbricht i[…] Volksversammlung Einer den Redner und s[…] nach dreimaliger Ermahnung nicht, so sc[…] ihm der Rathsdiener mit dem Schwerte […] großes Stück von seinem Mantel ab, daß […] unbrauchbar wird. — In hohem Ansehen […] bei ihnen die Barden, welche Hymnensäng[…] Dichter sind, die Seher, welche opfern […] Natur erforschen, und die Druiden, welc[…] mit der Aufsicht über die Sitten und mit […] tung der Staatsangelegenheiten befassen. — […] ihren Haupttugenden, Einfachheit und Ta[…] zeigen die Gallier doch auch viel Unv[…] Prahlerei und Putzsucht. Um den Hals sc[…] sie goldene Ketten, um die Arme und die […] gelenke Spangen, und die Vornehmen trage[n] goldgestickte Kleider. Ihre Eitelkeit ma[…] nach einem Siege eben so übermüthig, a[…] einer Niederlage verwirrt. Großen Unv[…] zeigen sie durch die grausame, besonders […] nördlichen Stämmen herrschende Gewohnh[…] erschlagenen Feinden die Köpfe abzuschnei[…] sie als Siegeszeichen über ihren Thüren […] hängen. Eben so abscheulich war die Sitt[…] schen zu opfern und aus ihren Zuckun[…] weissagen; sie ist jetzt durch die Röme[…] schafft.

Gallien gegenüber liegt Britannien, ei[…] eckige Insel, deren größte Seite der ga[…] Küste zugekehrt und eben so groß ist al[…] Sie ist meist eben und waldig, an vielen […] von Hügelreihen durchschnitten und reich […] traide, Heerden, Gold, Silber und Eis[…] Handelsartikel werden Sclaven, Häute und […] ausgeführt, die sich leicht zur Jagd a[…] lassen; die Gallier bedienen sich derselb[…] im Kriege. Die Britannier sind größer […]

, weniger rothhaarig und von schwammich-
Körperbau und haben meist schiefe Beine
nen schlechten Wuchs. In ihren Sitten
n sie in vielem den Galliern, sind aber
barbarischer und einfältiger. Von Land-
haft und Gartenbau wissen sie nichts, und
Stämme verstehen nicht einmal Käse zu
n, obschon sie Ueberfluß an Milch haben.
rden von einzelnen Häuptlingen beherrscht
n diesen im Kriege angeführt; ihre Waffen
st dieselben, deren sich die Gallier bedienen;
kämpfen sie, wie diese, von Streitwagen
Ihre Städte legen sie in der Mitte der
r an, indem sie einen geräumigen runden
mit gefällten Bäumen einzäunen und darauf
für sich und ihr Vieh errichten; sie blei-
ber nie lange an derselben Stelle. In die-
Lande fällt mehr Regen als Schnee, und
bei trocknem Wetter hält der Regen so
an, daß man während des ganzen Tages
ei bis vier Stunden lang um die Mittagszeit
nne zu sehen bekommt. — Von Jerne (Ir-
weiß Strabo nichts Gewisses zu erzählen,
ß die Einwohner wilder sind als die Britan-
nd meist von Gras leben; daß sie auch
henfleisch fressen und es sogar für löblich
, ihre verstorbenen Eltern zu verzehren.
mangelhafter sind seine Bemerkungen über
, denn den schon weiter oben mitgetheilten
ericht des Pytheas erklärt er in Folge sei-
ystems, nach welchem die Erde nur bis
erne hin bewohnt sein darf, als ein Gewebe
ügen.

s dem Norden Europas kehrt Strabo nach
zu den Alpen zurück; die Beschreibung
Gebirgszuges beweist aber hinlänglich, daß
n Alten sehr unvollkommen und nur an ein-
n Stellen bekannt war. Strabo läßt die Alpen
enua beginnen und mit dem Ocraberge (Birn-
er Wald) auslaufen. Früher war der Ueber-
über denselben sehr beschwerlich und der
rischen Bewohner wegen höchst unsicher;
aiser Augustus versuchte die Wege, insoweit
h möglich zeigte, gangbar zu machen und
Vertilgung der Räuber zu sichern. Die Na-
iß sich aber nicht überall besiegen, der vor-
enden Felsen und ungeheueren Abhänge
n, auf denen man bei jedem Fehltritte Ge-
äuft, in unergründliche Schluchten hinab-
zen, denn der Weg ist an vielen Stellen
mal, daß Fußgänger und selbst Lastthiere,
lche Pfade nicht gewohnt sind, vom Schwin-
griffen werden; die Eingebornen aber gehen
ümmert an den Abgründen hin und tragen
dabei noch schwere Lasten. Große Gefahr droht
indessen auch ihnen das Herabrollen ungeheurer
Eismassen (Lavinen), welche oft ganze Reisege-
sellschaften mit sich fortreißen und in die Thäler
schleudern, denn es liegen viele Eisschichten
(Gletscher) übereinander, indem eine Schneelage
nach der andern anfriert und sich bei gelindem
Wetter auch leicht wieder von der untern ab-
löst, ehe sie durch die Sonne ganz geschmolzen
werden.

Am Fuße der Alpen beginnt Italien, welchem
Strabo in Folge der von ihm angenommenen fal-
schen Breite von Marseille und der sizilischen
Meerenge die Gestalt eines verschobenen Vierecks
gibt. Seine Bemerkungen über die einzelnen Pro-
vinzen und Städte dieses Landes enthalten übri-
gens viel Merkwürdiges, worauf wir aber, da wir
keine Geographie schreiben, nicht eingehen kön-
nen. Oberitalien schildert er als eine überaus
fruchtbare Gegend und die hier wohnenden Rö-
mer übertreffen nach seiner Behauptung alle übri-
gen in Italien an Reichthum, denn das angebaute
Feld trägt viele und mancherlei Früchte und die
Wälder sind so reich an Eicheln, daß Rom größ-
tentheils von den daselbst gezogenen Schweinen
versorgt wird. In Folge seiner guten Bewässerung
ist es auch außerordentlich reich an Hirse, dem
besten Schutzmittel gegen Hungersnoth, denn er
wächst bei jeder Witterung und schlägt nie fehl,
wenn auch die übrige Ernte mißglückt. Die Menge
des erzeugten Weines verrathen schon die unge-
heuern Fässer, die man allenthalben sieht und
die größer sind als ein Haus. Die Fruchtbarkeit
Oberitaliens hat sich bis jetzt nicht vermindert
und das Ansehen des Landes sich sogar an man-
chen Stellen zu seinem Vortheil geändert, denn
die von Strabo erwähnten weiten Sümpfe, durch
welche Hannibal mit so großen Beschwerden sein
Heer führte, bilden jetzt einen Theil der lachen-
den Gefilde um Parma und Modena, und Ravenna,
welches, wie das heutige Venedig, mitten in La-
gunen erbaut war und statt der Straßen Canäle
hatte, liegt jetzt fast eine Meile vom Meere. Von
Rom und den Römern spricht Straba verhältniß-
mäßig nicht viel und seine Bewunderung der Er-
oberer und Unterdrücker Griechenlands ist durch-
aus nicht übertrieben, doch erwähnt er ihrer
Staatsstraßen, Wasserleitungen und anderer öffent-
lichen Bauten mit gebührendem Lobe; mehr ge-
fällt er sich in Unteritalien, wo damals noch
überall griechische Art und Weise die Oberhand
hatte. Besonders rühmt er den Reichthum und
die Fruchtbarkeit Siziliens, der Kornkammer
Roms; selbst der Aetna ist an seinem Fuße mit

Wald und Pflanzungen umgürtet und nur am oberen Theil kahl und mit Asche, im Winter mit Schnee bedeckt. Seine Spitzen scheinen sich durch das unterirdische Feuer oft zu verändern, denn dieses bricht bald aus einer und bald aus mehreren Oeffnungen hervor und schickt manchmal Feuerbäche und manchmal Flammen und Rauch, bisweilen auch glühende Massen herauf. Der Berg wurde schon damals, wie noch jetzt, von neugierigen Reisenden bestiegen und von einigen derselben ließ sich Strabo erzählen, sie seien oben an eine Fläche von ungefähr einer Stunde im Umfange gekommen, die mit einem mauerähnlichen Walle umgeben war, so daß die, welche in den eingeschlossenen Raum hineingehen wollten, hinabspringen mußten. In der Mitte desselben sahen sie einen Hügel von aschgrauer Farbe und über diesem eine ungefähr zweihundert Fuß hohe, rauchähnliche und, da es gerade Windstille war, unbewegliche Wolkensäule. Zwei von ihnen, die es wagten, weiter vorwärts zu gehen, mußten, da der Sand immer tiefer und heißer ward, umkehren; auch konnten sie nicht mehr wahrnehmen, als ihre Gefährten, die aus der Ferne zuschauten.

Wir können Strabo in seiner Beschreibung des griechischen Festlandes und der es umgebenden Inseln nicht folgen, da sie zu sehr ins Einzelne geht und wir kein trockenes Verzeichniß von Städtenamen zu geben beabsichtigen. Mit überall durchschimmerndem Mißbehagen vergleicht er den ehemaligen glücklichen Zustand des herrlichen Landes, so lange es noch seiner Freiheit genoß, mit den drückenden Verhältnissen unter der römischen Herrschaft. — Den Norden Europas vo[n] bis zum Don behandelt er nur flüchtig u[nd] geht aus vorgefaßter Meinung sogar d[en] zuverlässigen Bericht Herodots über die und nördlich vom schwarzen Meere liegen[den] der und ihre Bewohner mit Stillschweiger[n]; die Nachrichten über Germanien scheinen neu und verdächtig gewesen zu sein. Cimbrern erzählt er, daß sie ein umherzi[ehendes] räuberisches Volk seien und daß sich un[ter] mit in den Krieg ziehenden Weibern al[te] wahrsagende Priesterinnen in weißen, vo[n] ehernen Gürtel gehaltenen Gewändern nackten Füßen befanden, welche den Gef[angenen], sobald sie im Lager ankamen, entgegen[gingen], sie mit bloßem Schwert und bekränzt a[n] ehernen Kessel führten und ihnen, auf e[iner Er]höhung stehend, über demselben die Ke[hle ab]schnitten. Aus dem in den Kessel fließen[den Blute] und den zerrissenen Eingeweiden sagten s[ie] und verkündeten den Ihrigen Sieg. Wäh[rend des] Kampfes schlugen alle Weiber auf die Fel[le], che über das Flechtwerk ihrer Wagen g[espannt] sind und verursachten dadurch einen ents[etzlichen] Lärm. — Asien glaubt Strabo durch die [Erobe]rungszüge Alexanders und seiner Nachfo[lger] wie durch seine eigenen Reisen am ge[nauesten] von den drei Welttheilen zu kennen u[nd] macht er sich schon von dessen Besch[affenheit] im Allgemeinen einen sehr unrichtigen denn er läßt den Taurus, eine nur in der dung begründete Vereinigung mehrerer g[anz ver]schiedenen Bergketten, quer durch gan[z] laufen und dasselbe in zwei Hälften theil[en].

70. Gesichtspunct der menschlichen Geographie.

(*K. Ritter*, Die Erdkunde I. [1822] S. 1—7 u. 19.)

Die Einleitung zu einem Versuche, die Gesammt-Erdkunde in einem innerlich verbundenen, wissenschaftlichen Ganzen darzustellen, kann, ehe sie zur Mittheilung des Planes, der Methode und zu den Quellen der Arbeit selbst sich wendet, nicht wohl den menschlichen Gesichtspunct umgehen, um dessentwillen überhaupt sie nur als wünschenswerth erscheint.

Dieser soll daher, inwiefern er das Verhältniß der Natur zur Geschichte, des Vaterlandes zum Volke, und überhaupt des einzelnen Menschen zum Erdganzen betrifft, hier nur kurz berührt werden, um die Aufmerksamkeit auf den Zweck des Unternehmens zu leiten.

Wenn es anerkannt ist, daß jeder Mensch zur Erfüllung seines Berufes, Jeder, dem das rechte Thun in etwas g[elingen] soll, das Maß seiner Kräfte im Bewußtsein und das außer ihm Gegebene oder seine [Umge]bungen, wie sein Verhältniß zu denselben [ken]nen muß, so ist es klar, daß auch jeder [mensch]liche Verein, jedes Volk seiner eignen inn[ern und] äußern Kräfte, wie derjenigen der Nac[hbarn] und seiner Stellung zu allen von außen

:n Verhältnissen inne werden sollte, um
ıres Ziel nicht zu verfehlen.
)linde Streben und das bewußtlose Wol-
n dem Menschen bei aller Spannung und
it nicht diejenige Kraft, welche zum rech-
und Thun führt; es muß das entwickel-
:ben, das bewußtvollere, der Kraft ent-
de Wollen sein, welches, wo Klarheit
Wahrheit gesellt, in schönen und großen,
digen Thaten hervortritt, die der Ewig-
ehören. Nicht die verwirrte Vielartigkeit
r Gewalten, sondern die Anschauung von
ß und dem Gesetz in der unendlichen
d Kraft ist es, was uns auch schon in
lichen Natur mit der Ahnung des gött-
ıwiderstehlich durchschauert.
der rechte Wille des Menschen und die
ıiß des seiner eigenthümlichen Kraft Ent-
den in dem außer ihm Gegebenen, sowie
nseitige Durchdringung und Steigerung
len, diese gehen nur aus dem ernsten
ıach der tieferen Erkenntniß des eigenen
rvor, und aus der Betrachtung des Mensch-
ıd alles dessen, was in der Geschichte der
eit sich offenbart hat.
nun jeder einzelne Mensch vermöge sei-
nen Weise nicht jeglichem Unternehmen
en und zu jedem berufen ist: ebenso we-
'edes Volk zur Erreichung jedes Zieles
:n Kranze des Ruhmes und des Glückes.
rt zum Charakteristischen der mensch-
ıtur, daß jedem einzelnen Menschen eine
angehörige Eigenthümlichkeit einwohnt,
ren Entwickelung er zu einem Vollkomm-
ird, und so und nicht anders wiederholt
in jedem Volke. In der vollendeten Aus-
lieser Eigenthümlichkeit liegt die sittliche
ihr jede andere Größe des Menschen,
Volksthümlichkeit und Nationalgröße der
Sie erwärmt und erleuchtet die Gegen-
e die Zukunft, nicht nach ihrer zeitlichen
mlichen, sondern nach ihrer geistigen
und wirft ihre glänzenden Strahlen weit-
:h das ganze Gebiet des gegenwärtigen
bens und der kommenden Geschichte.
ıthümlichkeit gehört aber nicht zu dem-
was das Volk sich selbst geben kann,
;, wie der einzelne Mensch es vermag;
ınnen nur die Selbständigkeit einer sol-
;enthümlichkeit bewahren. Sie selbst aber
ı einer höheren Macht aus, als die des
ndenden Menschen ist. Nur in seiner Macht
ır noch in seinem Berufe liegt es, sich
vußt zu werden im Leben; denn ohne die-
ses Bewußtsein kann ihm sein Thun nicht gelingen.
— Die Eigenthümlichkeit des Volkes kann nur
aus seinem Wesen erkannt werden, aus seinem
Verhältniß zu sich selbst, zu seinen Gliedern, zu
seinen Umgebungen, und weil kein Volk ohne
Staat und Vaterland gedacht werden kann, aus
seinem Verhältniß zu beiden und aus dem Verhältniß
von beiden zu Nachbarländern und Nachbarstaaten.

Hier zeigt sich der Einfluß, den die Natur auf
die Völker und in einem noch weit höheren
Grade, als auf den einzelnen Menschen ausüben
muß, weil gleichsam hier Massen auf Massen
wirken und die Persönlichkeit des Volkes über
die des Menschen hervorragt.

Dieser Einfluß ist anerkannt und von jeher
ein wichtiger Gegenstand der Untersuchung für
Völker-, Staats- und Menschengeschichte gewe-
sen; auch in unseren Tagen ist er laut zur Spra-
che gekommen.

Es wirkt aber die Natur überall nur allmäh-
lig und mehr noch im Verborgenen als am hellen
Tage. Das Samenkorn keimt unter der Erde und
in der verhüllten Knospe ist schon wieder die
Schöpfung eines neuen Geschlechts vorbereitet.
So sind ihre Verhältnisse und Einwirkungen überall
tiefer, als sie erscheinen, einfacher, als sie in der
ersten Mannigfaltigkeit aussehen und zum Erstau-
nen weit sich verbreitend und folgenreich. Ja die
stille Gewalt, die sie ausübt, bedarf einer gleich
stillen Seele, in die ihre Erscheinungen eingehen,
um in ihrer Gesetzmäßigkeit ungestört bis zum
Mittelpuncte zu dringen.

Es bedarf, um eine ähnlich gebildete Seele zu
begreifen, oft nur eines äußeren Zeichens, des
rechten Blickes, des innigen Wortes, weil das
Gleiche das Gleiche versteht. Aber die Natur
steht dem Menschen jetzt wenigstens nicht mehr
so nahe; sie ist ihm ein geheimnißvolles Wesen
geworden, und nur im großen Zusammenwirken
ihrer Kräfte, im Zusammenhange ihrer Erschei-
nungen will sie betrachtet sein. Dann erst wirft
sie und strahlt sie Licht und Leben aus auf alle
Wege, welche der menschliche Eifer zu betreten
wagt; ja ihr Glanz wird dann ein blendendes Ge-
stirn, dessen ganze Fülle er doch nicht aufzu-
fassen vermag. Dann hellt sie alle Verhältnisse
der Schöpfung, die wir belebte und unbelebte
Natur zu nennen pflegen, auf, gibt über Alles,
worüber wir sie befragen, die ersten Aufschlüsse
und vor Allem auch über den Menschen.

Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, um
der Geschichte des Menschen und der Völker
willen auch einmal von einer minder beachteten
Seite, von dem Gesammtschauplatze ihrer Thä-

tigkeit aus, der Erde, in ihrem Verhältniß zum Menschen, nämlich der Oberfläche der Erde, das Bild und Leben der Natur in ihrem ganzen Zusammenhang so scharf und bestimmt als Kräfte es vermögen, aufzufassen und den Gang ihrer einfachsten und am allgemeinsten verbreiteten geographischen Gesetze in den stehenden, bewegten und belebten Bildungen zu verfolgen?

Von dem Menschen unabhängig ist die Erde, auch ohne ihn und vor ihm, der Schauplatz der Naturbegebenheiten; von ihm kann das Gesetz ihrer Bildungen nicht ausgehen. In einer Wissenschaft der Erde muß diese selbst um ihre Gesetze befragt werden. Die von der Natur auf ihr errichteten Denkmale und ihre Hieroglyphenschrift müssen betrachtet, beschrieben, ihre Construction entziffert werden. Ihre Oberflächen, ihre Tiefen, ihre Höhen müssen gemessen, ihre Formen nach ihren wesentlichen Charakteren geordnet, und die Beobachter aller Zeiten und Völker, ja die Völker selbst müssen in dem, was sie ihnen verkündigte, und in dem, was durch sie von ihnen bekannt wurde, gehört und verstanden werden. Die daraus hervorgehenden oder längst schon überlieferten Thatsachen müssen in ihrer oft schon wieder zurückgedrängten und vergessenen Menge, Mannigfaltigkeit und Einheit zu einem überschaulichen Ganzen geordnet werden.

Dann träte aus jedem einzelnen Gliede, aus jeder Reihe von selbst das Resultat hervor, dessen Wahrheit sich in den localisirten Naturbegebenheiten und als Wiederschein in dem Leben derjenigen Völker bewährte, deren Dasein und Eigenthümlichkeit mit dieser oder jener Reihe der charakteristischen Erdbildung zusammenfällt. Denn durch eine höhere Ordnung bestimmt, treten die Völker wie die Menschen zugleich unter dem Einfluß einer Thätigkeit der Natur und der Vernunft hervor aus dem geistigen wie aus dem physischen Elemente in den Alles verschlingenden Kreis des Weltlebens. Gestaltet sich doch jeder Organismus dem inneren Zusammenhange und dem äußeren Umfange nach, und thut sich kund in dem Gesetz und in derjenigen Form, die sich gegenseitig bedingen und steigern, da nirgends in ihm ein Zufall waltet.

Nicht nur in dem beschränkten Theile des Thales, oder des Gebirges, oder eines Volkes und eines Staates, sondern in allen Flächen und Höhen, unter allen Völkern und Staaten greifen diese gegenseitigen Bedingungen in ihre Geschichten ein, von ihrer Wiege bis auf unsere Zeit. Sie stehen alle unter demselben Einflusse der Natur, und wenn auch nur in dem einen oder dem andern

Puncte dieser sich auszudrücken scheint od
gesprochen ward, so ist es doch eben so
daß dieser überall und zu allen Zeiten ti
Verborgenen wirkte, gleichwie der einst
kannte Gott in einer höheren Welt, der
auch vordem schon immer und überall geg
tig gewesen war.

Wie man diesen anfangs nur in seine
zelnen Wirkungen erkannte und verehrte,
daß ihn selbst noch das sterbliche Auge e
hatte, so löset sich auch wohl einmal no
Widerstreit tausendfältig zerspaltener Natur
der ihre Einheit für unsern Blick einstweile
hüllende Nebel verschwindet, und diese t
den Gesichtskreis menschlicher Weisheit.

Mit diesem Glauben kann jedes Streben
Uebersicht der Naturwirkungen in ihrem Z
menhange, wie schwach es auch sein mag,
es nur von dem Geiste der Wahrheit g
wird, ersprießlich sein, und in dieser H
nur kann ein Versuch, wie der gegenw
von den Zeitgenossen mit Liebe aufgeno
werden, wodurch sein Inhalt erst lebendi
macht wird.

Nicht die Sache des einzelnen Mensch
es, eine solche Aufgabe zu lösen, zu der
gründung mehr oder weniger jeder tiefere M
durch sein Leben selbst seinen Beitrag f
Wohl des nachfolgenden Geschlechtes abgib
an diese sich anzuschließen, vermag er m
ihm verliehenen Kraft, und im Gange
historischer Entwickelung der Einheit de
setzes in der Mannigfaltigkeit der Ersch
nachzuspüren.

Die Palme des Ruhmes ist denjenigen
schern als den Heroen der Historie zuer
die selbst ausgerüstet mit tiefgreifender S
kraft und großer Charakterstärke aus der
wickelung der einzelnen Begebenheiten, au
Gedankengange und der Geschichte des ein
Wesens, oder des einen Volkes, oder der V
vereine im Stande waren, die menschliche
in ihren bewußtlosen Tiefen bis zu ihren s
delnden Höhen in ihren Thaten zu beleucht
darzustellen, und durch ihre Nachweisung
den eigenthümlichen Entwickelungsgang z
reichung der größten nationalen und sit
Höhe für alle Völker der Erde zu unsterb
Lehrern zu werden.

Vielleicht rückt einst die Zeit heran, i
cher gleich starke Naturen, indem sie mit
Scharfblick zugleich die natürliche wie di
liche Welt umspannten, und aus der T
ihrer welthistorischen Begebenheiten im

von dem Verhältnisse Aller mit gleich un-
ıer Sicherheit, wie jene hinauf so herab zu
aus diesem allgemeinen Gegebenen, den
:u setzenden nothwendigen Entwickelungs-
»des einzelnen Volkes auf der bestimmten
le vorherzuweisen, welcher genommen wer-
ıßte, um die Wohlfahrt zu erreichen, die
treuen Volke von dem ewig gerechten
ale zugetheilt ist.
einem so vielfach nachgestrebten und wahr-
ıßen Ziele, der höchsten Aufgabe der Staats-
t, das in seiner ganzen Größe nur in den
en der Propheten mit dem begeisterten
n die Natur und in die Geschichten aus
lunklen Vorwelt zu uns herüberleuchtet,
em solchen verlornen Ziele uns wieder an-
rn, kann eine der Vorbereitungen im Ge-
er Wissenschaften auch dieser Weg sein,
· hier mit seinen Resultaten vor Augen ge-
rd.
r anfangs, wie es scheint, weit umher-
'end, führt er doch von derjenigen Stelle,
lcher er ausgeht, menschlicher Weise zu
n, ziemlich gerade in die Richtung seines
spunctes, und wenn auch nicht hier bis
zten Ziele, so scheinen die Aussichten und
tnisse, die bei dem Fortschritte auf ihm
en werden können, nicht unerheblich zu
)hne in das endlose jeder einzelnen Er-
abzuirren, führt er nur schrittweis von
er zu specieller Erfahrung, und wird so
rve, die das allgemeine Gesetz ausspricht,
velches die Mannigfaltigkeit der Erfahrung
:s Materiellen beherrscht und für den höhe-
eck gehandhabt werden kann.
r nicht nur das allgemeine Gesetz einer,
ı aller wesentlichen Formen, unter denen
tur im Größten auf der Oberfläche des
ls, wie im Kleinsten jeder einzelnen Stelle
en erscheint, sollte Gegenstand der Unter-
ʒ auf diesem Wege sein, denn nur aus
erein der allgemeinen Gesetze aller Grund-
ıupttypen der unbelebten, wie der belebten
Erdoberfläche kann die Harmonie der ganzen vollen Welt der Erscheinungen aufgefaßt werden.

Und wenn die Idee des ganzen Menschengeschlechtes durchaus ohne den Erdball gar nicht gedacht werden kann, so können auch der einzelne Mensch, ja das ganze von der Erde noch weit minder unabhängige Volk, wie der an die Landesnatur gefesselte Staat, ohne das Bewußtsein der rechten Stellung zu ihr nie zum vollen Einklange mit sich selber gelangen.

Oder mit andern Worten: nur dieser Einklang zwischen Volk und Vaterland, zwischen Stellung des Staates zur Natur wie zum Menschenleben, oder zur Physik und Politik hat eben von der einen Seite her in der Weltgeschichte das Blühen der Völker und Staaten bedingt und gefördert.

Und wo dieser Einklang nicht mehr, wie vielleicht in einer jugendlicheren Periode der Vorzeit, bewußtlos, zugleich mit der organischen Entwickelung der Völker hervorquillt, da muß, wie in unserer Gegenwart, das Gesetz dieses Einklanges, die ewige Tetraktys, als der unsterbliche Quell aller Harmonie, durch ernste Wissenschaft erforscht, und in das Bewußtsein eingetragen werden.

Wäre das Ziel der Erdkunde dann wirklich erreicht, so würde Eine Seite der Historie im Allgemeinen einen Fortschritt gewonnen haben, indem das erregende Wesen der Antriebe der äußeren Naturverhältnisse auf den Entwickelungsgang der Menschheit, welche den Forschern der Alten schon mehr als der neueren Geschichte manche Aufschlüsse gegeben haben, dadurch zu größerer Klarheit gekommen sein müßte. Es bliebe ein anderes Gebiet, das der inneren Antriebe der von dem Aeußeren unabhängigen rein geistigen Natur in der Entwickelung des Menschen, der Völker und Staaten, zur vergleichenden Untersuchung übrig, als würdiger Gegenstand einer leicht noch glücklicheren Betrachtung und nicht minder lohnenden Forschung.

71. Benares oder Kasi, die Brahmanenstadt.

(Dasselbe Buch, Asien IV. 2. [1836] S. 1154—1159.)

ıres[1]), Varanaschi im Sanskr., von den
ßchen Vara und Naschi, die sich hier unter
N. Br. zum Ganges münden, ist die große,
berühmte Brahmanenstadt, die Kasi, d. i. die Glänzende, in dem Ramajana heißt. Sie ist im weiten Bogen erbaut, dessen Sehne der Ganges

bildet, von großem Umfang, der alte Sitz der Brahmanenschulen, die heiligste Stadt der Hindus, die früher über 5000 Studenten zählte, darin 8000 Häuser auch heute noch nur Priestereigenthum sein sollen. Ungeachtet Kaiser Aurengzeb hier in der Mitte der Stadt, am heiligen Ganga durch stolzen Aufbau einer hohen Moschee auf niedergerissenen Hindutempeln den Triumph des Koran über das Gesetz Manu's zu feiern und das alte Heiligthum der Brahmadiener zu entweihen versuchte, so blieb der niedere Mahadeotempel mit seinem Dreizack, der tief unter dem glänzenden Halbmonde der Moschee zurückbleibt, mit den zahllosen geweihten Stellen seiner Umgebungen, doch der heiligste Wallfahrtsort für die indische Welt, der früher, nach einem Durchschnitt berechnet, täglich von zehntausend, und jährlich, zumal an den hohen Festen, von Hunderttausenden bewallfahrtet worden sein soll. Die 8000 Priesterhäuser sind von Brahmanenfamilien bewohnt, die fast nur von den täglichen Opfern und Almosen der Pilger leben. Gegenwärtig gehören für jeden Pilger 15 Tage dazu, um alle Ceremonien, wie an der Kaba zu Mekka, so im Tempel des Mahadeo vorschriftmäßig zu vollenden, um vollkommene Reinheit von Sünden zu erlangen. Die vornehmsten Hindus der verschiedensten Reiche und Provinzen unterhalten hier ihre eigenen Pagoden, und zahlen die größten Spenden und Almosen an die Heiligenschreine, die Priester und Armen. Viele Rajas, noch regierende, oft nur appanagirte und verarmte, unter denen auch der Raja von Benares selbst, aus dem Timuriden-Hause, haben hier Klöster für Brahmanen und Fakiers angelegt, unterhalten auch Gesandte, Vakils, die an ihrer Statt die vorgeschriebenen Sühngebräuche und Opfer erfüllen, um selbst selig zu werden. Daher sind die Gangesufer in Benares überall mit Prachttreppen, sogenannten Ghauts[2]), aus Marmorquadern versehen, um bequem zum Strombad hinabzusteigen, mit Gärten und Alleen bepflanzt, für Pilger und Brahmanen zur Haltung der Gebete, zu Almosenvertheilung, zu Opfern und Abwaschungen. Kein Ufer ist wie dieses so mit unzähligen Prachtwerken zur Ehre der Götter bebaut, voll Tempel, Pagoden, Hallen, Badplätze, Pavillons u. s. w. Alle Ländereien, je näher an der Ganga heiligen Wassern, desto kostbarer, oft von ungeheueren Preisen, weil die Prinzen und Reichen oft vor ihrem herannahenden Tode sich noch sputen, um durch einen Prachtbau hier eine Stelle im Himmel zu erringen. So ist das Stromufer selbst der bebauteste, bewohnteste, besuchteste Theil des ganzen Landes geworden, und kein

System zur Cultur eines Wassergebietes und vilisirung seiner Anwohner könnte erfunde den, das erfolgreicher wäre, die Macht an lebendigen Wassern zu concentriren, als ohne die Anwohner selbst zur Flußschifffal zum Wasserleben zu führen, wie hierzu das Gegenstück darbietet. Die Zahl der ist hier sehr groß; die der gelehrten Pries legien und Schulen, in denen das Brahma setz im Sanskrit gelehrt und commentirt wichtig für die Bewahrung der einhein Kenntnisse und Literatur. Eben darum abe die Berührung der Europäer in der Idee d dus diese Schätze entweihen würde, sind si viel zu wenig bekannt. Die Künste und W schaften Indiens haben hier wohl ihren Hau Gewerbe mancherlei Art, zumal Gold- und arbeit, feine Weberei, und solche von ko Gold- und Silberstoffen, die weit verschick den, dann der Handel, dem die Messen u Pilgerwesen in allen Weltgegenden so waren, sind hier blühend. Die Stadt ist den einheimischen Großen auch der Sitz fremden Fürsten und Reichen mit ihrer z chen Dienerschaft, die auf geweihtem Bode Ende ihres Lebens entgegensehen, wie die in Jerusalem. Aber noch größer ist die Z Glücksritter, Abenteurer, Büßer, der Jog Lahmen, Blinden, Aussätzigen, Krüppe frechsten und unverschämtesten Bettler all von dem Brahmanen an bis zu den nied Casten, welche die Straßen und geweihte förmlich belagern und ihrer Zwecke b großen Almosenspenden so vieler reicher und Devoten gewiß sind.

Uebrigens ist Benares, als Stadt, in Gassen so eng und winklich gebaut, daß päer, die nur in Sicri, einer der Vorstädte nen, mit ihren Equipagen in derselben Eingang finden können, kaum daß der Reit durch das Gedränge des Volkes, der Kranken und Pilger, die vor unzähligen häusern, mit fratzenhaften Idolen und Klin schlechter Musik, haufenweis stehen, hi winden kann, während Affenschaaren, di als heilige Thiere gewähren läßt, die Däch springen, und heilige Stiere, denen kein L ihrer Freiheit geschieht, überall die an sicl engen Gassen durch ihren langsamen feie Schritt noch mehr beengen. Von den dab fallenden Scenen haben Valentia und B. anschauliche Darstellungen gegeben. In engen Gassen, um kühl und schattig zu se heben sich die Häuser bis zu fünf bis sechs

ıit den seltsamsten Architekturen, Vor-
ı, vielen zierlich in Holz geschnitzten Gal-
welche alle Stockwerke umlaufen, oben mit
ın, unten aus großen Quadern massiv und
ufgebaut und reich bemalt, überall, wo
00 hohen, massiven Häuser stehen, wohl-
aber in den Quartieren mit den 16,000
, die nur aus Erde mit Palm- und Rohr-
aufgerichtet sind, von ärmlichem An-
Die Bevölkerung von Benares ist wohl
egen dieser schwierigen Zugänglichkeit
Mangels an Zählungen stets überschätzt
Früher gab man sie zu 632,000 Ein-
an; G. Valentias Specialverzeichniß der-
nach Mr. Deanes [3]) Eingabe setzte im
301 die permanente Volkszahl auf 582,000
etwa 30,000 Häusern. Nach einem neue-
sus vom Jahre 1830 [4]), also 30 Jahre spä-
sie keine 200,000 betragen. Jene große
ie man späterhin noch auf 800,000 gestei-
te, war nur ein falscher Calcul nach der
ahl. Diese war richtig gezählt; aber die
rung derselben war nur geschätzt. Für
ähnliches Holzhaus (Kucha) nahm man
ein sechsstöckiges Steinhaus (Pukka)
wohner an. Nach dem letzten Census er-
ı aber, daß man im Durchschnitt für jedes
inner und außer der eigentlichen Stadt,
hs Bewohner rechnen könne. Doch hat
se Berechnung ihre Schwierigkeiten, da
Art des Häuserbaues und der Quartiere,
ie angehören, viel Eigenthümliches hat,
sehr verschiedene Weise bewohnt wird.
wirkliche Zählung der Casten und Ge-
er ist hier wegen religiöser und politischer
eile noch nicht zu denken, und das briti-
ouvernement selbst vermied den Versuch
m jedem Aerger, Aufruhr, den dieser un-
erregt haben würde, zu entgehen. Die
ıe und weibliche Population zeigt sich je-
r Zahl nach ziemlich gleich; die gewöhn-
ingere Töchterzahl soll nur von der Scheu
ilien herkommen, sie anzugeben. Ueber-
ber ist in der Stadt das Verhältniß der
weit geringer als in den umgebenden
, dagegen das Verhältniß der Eingemie-
n den Hauseigenthümern sehr groß, und
ıe große Zahl von Fremden und Pilgern
t in der Stadt, welche die Tempel und
förmlich belagern. Bei einem Versuche,
r die Fähren und durch eine der Haupt-
drei Tage vor einer Sonnenfinsterniß in
t dringenden Zulauf des Volkes zu zäh-
gab sich die Summe von 50,000. Seit
1800 hat die Zahl der Häuser um 1½ Procent zugenommen, aber viele davon sind in Verfall. Die Zahl der Moscheen ist gerade ein Dritttheil von der der Hindutempel, doch sollen gar manche, bei dieser Angabe, wegen ihrer versteckten und isolirten Lage übersehen sein. Diese Zählung wurde durch den Beistand von 17 Mullas durch das britische Gouvernement veranlaßt. Die wohlbesetzten Bazare von Benares, mehrere merkwürdige Tempel und Moscheen, das Observatorium, das Hinducollegium und begonnene christliche Schulen gehören zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt, aber in das innere Leben des dortigen, schlauen, zurückhaltenden, den Europäern nicht trauenden Brahmanenwesens, in ihre Tempel, Schulen, Bibliotheken, Literaturen ist noch kein Europäer eingedrungen. Durch J. Prinseps Beobachtungen [5]) haben wir neuerlich erst erfahren, daß Benares 231 Fuß Par. über dem Meere liegt, oder vielmehr über Chowringhi bei Calcutta; daß die Brunnen daselbst, bei einer Tiefe von 36 Fuß, eine mittlere Temperatur von 21½° Reaum. (79° 91′ Fahrh.) haben, die mittlere Lufttemperatur im Freien 20° Reaum. (77° Fahrh.) beträgt, in den Straßen von Benares aber 21¼° Reaum. (79° 22′ Fahrh.); daß die extreme Hitze im Mai bis zu 35° 11′ Reaum. steigt (111° 15′ Fahrh.), im Januar bis zu 5° 78′ Reaum. (45° Fahrh.) fällt; also sehr große Differenzen stattfinden. Es fielen 40 Zoll und 5 Linien Par. Regen in Benares, nach dreijährigen Beobachtungen, wo weit weniger atmosphärischer Niederschlag stattfindet als in Calcutta. Das Gangesbette bei Benares, in der trockensten Jahreszeit, 25. Apr. 1829, hatte daselbst, nach Prinsep des Geometers Sundirungen [6]), eine Breite von 3000 Fuß, wovon aber nur 1400, also nicht einmal die Hälfte, wasserbedeckt waren; die Sundirungen gaben seinem Wasser eine mittlere Tiefe von 34 bis 35 Fuß Engl. Die Area seines Durchschnitts eine Fläche von 48,650 Quadrat-Fuß; die Geschwindigkeit des Flusses an der Oberfläche in einer Stunde 2910 Fuß, im untern Strom unter der Oberfläche nur 1410 Fuß. Jede Secunde wälzt also hier der Ganges ein Volumen von 19,000 Cubikfuß Wasser zur Tiefe, aber als mittlere Entladung für das ganze Jahr bei hohem Wasserstande 250,000.

[1]) *W. Hamilton Descr. I. p.* 305—309; *G. Vic. Valentia Voy. I. p.* 95—120; ebendas. *Appendix I. p.* 461 *etc.*; Reg. Hebers Leben und Nachr. Th. I. S. 368—404.

[2]) *Th. and W. Daniells Oriental Scenery, London* 1795. *Fol. Tab. XVI. Gaut in Benares.*

3) *G. Vic. Valentia Voy. Vol. I. App. I. p. 407 bis 411; Account of the Population of the City of Benares in the Year 1801.*

4) *Census in Benares* 1830 *in Asiat. Journ.* 1830. *Vol. III. p.* 89.

5) *J. Prinsep Meteorolog. Journ. of Bena*
Asiat. Research. T. XV. App. III. p. VII.

6) *G. A. Prinsep Account oft Steam Vessel*
of Proceedings of Steam Navigation. Calcutta
5 4. *p.* 91.

72. Die Schweiz.

(*G. B. Mendelssohn*, Das germanische Europa [1836] S. 202—213, 215—225.)

Thalform; Thalsysteme. — Charakteristisch für die Alpen, und historisch, politisch, militärisch höchst wichtig ist die Form der breiten Längenthäler, zwischen den großen Ketten; das Inn-Thal z. B. zieht über 30 Meilen lang, bis 1 Stunde breit, an der Grenze zwischen Kalkstein und krystallinischen Felsmassen. — Sie öffnen sich gegen die Ebnen durch Querthäler, welche Alpenpforten bilden. Fast immer jedoch ist der Ausgang in die Ebene erschwert durch Engpässe, sei es kurz vor dem Ende des Längenthals, sei es im Querthal, meist in der Nähe seiner Mündung.

Die Querthäler sind in der Regel viel kürzer — wenn sie auch an Breite den Längenthälern gleich bleiben. — Eine Ausnahme machen ein Paar große Thäler, die unter eigenthümlichen, abweichenden Verhältnissen tief ins Alpengebiet eindringen, und nur kürzere weniger bedeutende Längenthäler aufnehmen. — Vor allen die Thäler des Rheins, vom Bodensee aufwärts, und der Reuß im Norden, im Süden das Thal der Etsch. — Ueberhaupt sind im Süden nur wenige große longitudinale, viele bedeutende Querthäler, meist von Seen ausgefüllt.

In den Hauptthälern (quer- oder gleichlaufenden) ist die Thalsohle, ½ bis 1 Stunde breit, ganz wagerecht, oder leichthügelig durch den von den Thalwänden herabgestürzten, oder von Wildwassern herbeigeführten Schutt, der auch zumeist den Fuß der Felswände bildet. — Korn- und Maisfelder, Wiesen, Gebüsche, herrliche Ahornbäume schmücken diese Thalebnen, welche sich von den vorliegenden Hochebnen an bis zu ihrem oberen Ende, wo sie ihren Charakter verlieren und steil ins Gebirge hineinsteigen, um etwa 4—600 Fuß erheben. (Die Ebne im Norden hat 12—1600 Fuß Seehöhe.) Der Fluß durchströmt das Thal rasch, aber ohne Hemmung, meist bei gewöhnlicher Wasserfülle mit vielen Armen, in breitem, steinigem Bett. Selten trägt er Schiffe

15 — oder nur kurz vor dem Austritt aus den
birge, öfter Flöße. Wo die Thalsohle durch
schüttung nicht hinreichend erhöht ist, und l
lichen Schutz gebricht, sind Versumpfungen h

Durch diese Hauptthäler ziehen die g
20 Straßen; hier liegen die Städte, die grö
Orte, Schlösser, Klöster, Abteien, nah an
der gedrängt, — auf der ebnen Sohle ode
Schutthügeln. Die Thalwände, so weit der
schutt reicht, oder sonst bei minder steile
dachung, sind bebaut, oder bebuscht und b
25 det, in den westlichen Thälern (im Wallis
auf der Sonnenseite zu Terrassenculturen b
(Wein, Feigen u. s. w.). Ueber den Thalg
gen tragen die unteren Bergstufen zahlreiche
schaften mit zerstreuten Wohnungen; höhe
30 auf umzieht ein Gürtel von Alpenweiden
Sennhütten und Heuschobern besäet, die
kronen der Bergfirsten.

Die Hauptkämme der Bergreihen, zw
welchen die großen Thäler hinziehen, liegen
35 noch mehrere Stunden von der Thalsohle
selben entfernt. Seitenthäler ziehen von
hinab zum Hauptthal, in das sie fast imm
enger Mündung, oft durch Felsspalten sich
— Durch Engpässe oder Felsengen, mei
40 durch Kunst zugänglich, ohne Thalsohle, f
an Wasserfällen hinan, hoch über dem Bac
Gebirgswege stundenweit (2—3 Stunden)
Dann öffnet sich fast immer ein rundliche
längliches Kesselthal mit ebner oder doc
45 geschütteter Sohle, vom Thalbach ruhig
flossen; hier Dorfschaften mit zerstreuten
nungen, oft Obst- und Kornbau, Laubhol
büsche; häufig kleine Seen, oder doch ein
bar ausgefüllter Seeboden. Hier drängt si
50 Bevölkerung zusammen; selten sind die En
zum Hauptthale hin bewohnt, und dann nu
sam; noch seltner sind Nebenthäler, welch
bis zum Hauptthal hin breit und offen fort
— Eine Reihe solcher Kesselthäler legt s

den Fuß des Hauptkammes an. Von einem zum andern führen meist verhältnißmäßig leichte Verbindungswege, Fuß- oder Saumpfade, über begraste Rücken. Aber hinauf zu der dritten Stufe, den Hochthälern, welche den Gebirgskamm selbst durchschneiden, geleiten wiederum Felsschluchten meist steiler noch und enger, wilder, unwegsamer als die untern, in denen wiederum der Bach über Felsblöcke hinrauscht, wo die Gebirgswasser über die Thalwände in Wasserfällen stürzen, Gletscher sich herabsenken, den Grund der Schluchten auszufüllen oder Eisbrücken zu bilden, — rauhe Sturmwinde von der Paßhöhe dem Wanderer entgegenwehen, Lawinen ihn bedrohen.

Bleiben jene Hochthäler innerhalb der Schneeregion, so füllen sie sich mit Eismeeren, und senden durch die Schluchten gewaltige Gletscher hinab in das untere Thal, wo sie Eispforten und Pyramiden dicht an blühende Bäume und grünende Saaten hinbauen, und dem Gemsjäger, dem neugierigen Reisenden durch Ausfüllen der unnahbaren Felsschluchten Pfade auf die Eismeere und zu den höchsten Gipfeln bahnen. Wilde trübe Gletscherbäche brechen aus ihnen hervor, nicht durch ihre Zahl, aber durch Wasserfülle die nie versiegende Hauptnahrung der großen Ströme, welche dem beeisten Hochgebirge entquellen.

Sind die Hochthäler tief eingeschnitten, bis in die Waldregion, so führen Alpenstraßen hinüber, es sind die Paßthäler, — mit geringer Steigung, oder eben, ¼—½ Stunde breit, oft 1—2 Stunden lang, von steilen Felswänden eingeschlossen, von denen oft Wasserfälle oder Gletscher (minder wasserreich als die tiefern) herabkommen. — Der begraste Thalgrund oft von kleinen, tiefen Seen unterbrochen, trägt bisweilen Waldung und selbst Kornbau.

Größere, längere Nebenthäler haben auch wohl mehrere Thalstufen, mehrere Weitungen, durch Engpässe von einander getrennt; oder sie spalten sich aufwärts in mehrere Arme, deren jeder wiederum ein eigenes offenes Thalbecken umschließt. Ihre Seitenthäler, die Thäler dritter Ordnung sind fast immer nur Felsschluchten, selten und sparsam an den Halden bewohnt. Das obere Ende des Hauptthales selber gleicht ebenfalls einem Nebenthal. — Es führt über ein Bergjoch meist in ein anderes Längenthal.

Auch Nebenthäler, die ohne bedeutende Erweiterungen zur Berghöhe ansteigen, sind nicht selten, besonders auf der Südseite der Alpen, wo sie sich aus doppeltem Grunde steiler abdachen, weil die höchsten Kämme der Ebene näher stehen und diese tiefer liegt.

Auf solche Weise fügt sich ein alpinisches Thalsystem zusammen. — Den Mittelpunct bildet das Hauptthal, eine Fortsetzung der Ebne, ein »Trumm« derselben, tief ins Innere des Gebirges eindringend. Straßen führen ebenen Fußes hinein und hindurch, Klima, Kornbau, städtische und ländliche Sitte der Ebene setzen sich fort. Nur untergeordnet ist der Antheil am eigentlichen Alpenleben, das in den Seitenthälern zu Hause ist, deren bewohnter Theil, die Kesselthäler, das Hauptthal, wie ein Kreis von Inseln ein Festland umringen. Hier, wenn auch Ackerbau nicht ganz fehlt, ist doch das Hirtenleben vorwaltend, das halb nomadische, einsiedlerische Hirtenleben der Alpen. Damit die anderen Elemente alpinischer Existenz: — Einfachheit der Nahrungsmittel; Gefahren vielfacher Art, Muth, Besonnenheit, Klugheit hervorrufend; Jagd, im Hochgebirge noch eine Schule für den Muth, an den sie in der Ebene heute nur geringe Ansprüche macht; kunstreiche Arbeiten, eine Folge der Noth und Liebe zur Heimath — oder auch Auswanderung auf gewisse Zeit zum Handel oder zur Arbeit im Ausland. — Die Liebe zur Heimath führt fast immer die Auswandernden zurück. Sie bringen Geld, Gewandtheit, Bekanntschaft mit dem Ausland und seiner Sitte, Weltkenntniß mit zurück. So stark jedoch ist die Anziehungskraft der Alpennatur und des alpinischen Lebens, daß sie, auch reich geworden, fremde Weise, fremde Bedürfnisse alsbald ablegen, und zu der einfachsten Lebensweise der Väter zurückkehren.

Ein Thalsystem bildet eine natürliche Einheit: die Nebenthäler sind durch Bedürfniß und Nachbarschaft an das Hauptthal gekettet, wohin in der Regel die leichtesten oder einzigen Verbindungen führen, von woher allein sie für das Erzeugniß ihrer Heerden das Brodkorn und andere Lebensbedürfnisse eintauschen können. Dagegen bleiben sie doch in einer gewissen Isolirung durch die Abgelegenheit der vorzugsweise bewohnten Thalabschnitte, durch die Schwierigkeit der Wege, zumal in den langen Wintern; sie bewahren eine gewisse Eigenthümlichkeit, ja zuweilen eine Art politischer Selbständigkeit.

Die Nebenthäler erhalten aber zum Theil auch einen eigenen Charakter als Vermittler des Verkehrs mit anderen Thalsystemen; oder — an Hauptübergängen — mit anderen Ländern. Nicht selten ist die Verbindung mit einem benachbarten Thalsystem sogar leichter als die mit dem Hauptthal, — was auch wohl politischen Einfluß hat, und Zusammenhang mit jenem bedingt.

Auf solche Weise wird ein bedeutendes Gebiet,

eine ansehnliche Volksmasse durch natürliche Nothwendigkeit zusammengehalten und gleichsam organisirt. Die größere oder geringere Ausdehnung, Fruchtbarkeit und Bevölkerung des Hauptthales im Vergleich mit den Nebenthälern, seine Stellung zur Ebene, Alles das übt nicht geringen Einfluß auf diesen Organismus. Ist das Hauptthal ganz oder zum größern Theil gegen die Ebene geöffnet, oder durch einen See ausgefüllt, so hört es auf, ein positiv wirksamer Mittelpunct zu sein, und bleibt nur Versammlungsplatz, Marktplatz für die anderen Glieder des Systems, — ein negatives Centrum.

Alpenseen. — Unter den eigenthümlichen Naturgebilden der Alpen sind die zahlreichen Seen von besonderem Interesse und großer Wichtigkeit, sowohl für das Innere des Gebirges als für das umgebende Vorland. Es sind große an den Eingängen oder kleinere im inneren Hochgebirge.

Die großen Seen gehören nur dem centralen Theil des Alpenzuges an, sowohl im Süden wie im Norden; — weder im westlichen Flügel, noch in den östlichen Alpen kommen sie vor; sie liegen in der Regel am Eingang ins Hochgebirge, zur Hälfte zwischen den kolossalen Felsenpfeilern der Pforte versteckt, zur Hälfte in die Ebene hinausragend, und bezeichnen so den Rand des Gebirges. Nur seltner ziehen sie sich tiefer ins Innere zurück, und werden dann meist durch Horizontalboden mit einem andern äußern See, oder doch mit der Ebene verbunden. Häufig und von eigenthümlichem Reiz sind die Doppelseen, Zwillingsseen, durch Aufschüttung aus einem Seitenthal von einander geschieden. — An diese Seen der Alpenpforten reiht sich eine andere Classe von Seen, die eigentlich nicht mehr dem Hochgebirge angehören, sich aber doch von ihm abhängig zeigen. Sie liegen außerhalb des Gebirges, im vorliegenden Hügelland — aber in der Fortsetzung von Querthälern oder Alpenseen, durch Horizontalboden getrennt, der auf früheren Zusammenhang deutet; so z. B. der Züricher See, der Bodensee (dieser jetzt eigentlich außerhalb, früher gewiß innerhalb des Gebirges).

Die Seen alle sind von großer Tiefe, Klarheit, die schönste Zierde der Alpen, Läuterbecken ihrer Gewässer; sie erleichtern den Verkehr, zumal den Waarentransport. — Innerhalb des centralen Alpengebietes selber zeigt sich noch ein merkwürdiger Unterschied in der Lage dieser großen Wasserbecken. In den Schweizeralpen verschließen sie, im Süden wie im Norden, die Ausgänge aller großen Alpenthäler. In Tyrol und den benachbarten Gegenden dagegen finden sie si in den Mündungen der kleineren Thäle größeren Flüsse, Inn, Isar, Lech, Etsch ihre Thalgründe mit Bergschutt ausgefüllt ist von wichtigem Einfluß auf die Schicks Thalgauen, und besonders auf den Boden u Bodencultur der Ebene.

Die kleineren Seen, auch oft tief un schmücken die höheren Alpengauen, nam auch häufig die Paßthäler. Hier, auf den V scheiden, geben sie Bächen den Ursprung.

Die Gletscher sind die ersten im innerst birge verborgenen Vorrathskammern der W schätze, welche sich in den Seen am Ra Ebene sammeln und läutern. Sie spende Gaben den Strömen der Ebene gerade da reichlichsten, wenn im hohen Sommer di deren Berge und Hügel ihren Tribut ve und erhalten ihnen stete, gleichmäßigere V fülle.

Andere erhabene und furchtbare Erschei des Hochgebirges, Felsenstürze und Bergs Lawinen, verschüttete Thäler, neu gebilde mit unbeschreiblicher Wuth ausbrechende bedrohen die inneren Alpengauen, ohne in Lebenskreise einzugreifen.

Alpenstraßen. — Nach der Config der Thalsysteme richtet sich der Zug der straßen. Es sind entweder Längenstr oder Querstraßen, Alpenpassagen. Längenstraßen ziehen durch ein Längenth von einem ins andere; so besonders zwei chaussirte Landstraßen, welche den größte der Alpen der Länge nach durchschneide folgen den Thälern und übersteigen nur Höhen. Die Querstraßen suchen meistenth Längenthal auf, indem sie sich entweder die Mündung desselben hineinziehen, ode der äußeren Ketten durch tiefere Einsatte oder Einschnitte überschreiten. In der Ebe Längenthales steigen sie alsdann hinauf, die Mündung des zum Uebergang am meist eigneten Nebenthales erreichen. Bis hierh nur geringere Hindernisse zu überwinden; weilen werden einige Felssprengungen nöth den Engpässen der Mündung, und wo der sich an die eine Thalwand drängt, — oder durch versumpfte, der Ueberschwemmung setzte Strecken.

Beim Eintritt ins Nebenthal aber be die Schwierigkeiten. — Die gewöhnliche bindungswege oder Pfade umgehen häu engen Felsschluchten, durch welche die thäler ins Hauptthal münden.

ınststraßen ziehen auf schmalen gangbaren ssen, oft in großer Höhe über dem Thalgrund, auf künstlich gesprengten Bahnen hinan; durch das Kesselthal, leicht; aber in den n Felsschluchten, die auf den Gebirgskamm ı, wiederholen und vermehren sich die Hinse. — Nur auf Gemspfaden kann man diese isse umgehen; die gewöhnlichen Gebirgssuchen Felsleisten, oder mildere, durch hutt gebildete Gehänge am Fuß der Fels- : auf, welche oft an einer oder der andern eite sich gegen die Wuth des Bergstromes en (hier zuweilen einzelne Wohnungen oder kleine Dörfchen), und müssen zu öfteren ı von einem Ufer auf das andere hinüberı, auf hölzernen Brücken, welche im Winter nommen werden, — wo dagegen oft der Schnee, von den Wänden herabgestürzt, Thalgrund füllt und die Verbindung erleich-ı. Für die Kunststraßen bedarf es hier ausgeer Felssprengungen, hoch aufgemauerter Terı, steinerner Brücken, hoher Dämme in der des Thales, langer Felsgallerien zum Schutz Lawinen und Steinregen, welche die mäch-Windsbraut herabjagt, sicherer Zufluchtshäuır die Reisenden bei Unwettern, oder wenn ıen (zumal im Frühjahr) oft Tage lang die e sperren. — So erreicht man das Paßthal, leine Dörfer oder Hospize Schutz und Rast ıren, — dann geht es auf der andern Seite, ie Gewässer sich scheiden, mit ihnen hinab ıen andern Himmelsstrich; auf ähnliche Weise, ıuf der italischen Seite meist noch steiler.

ndere Alpenstraßen ziehen kürzer in einem ɡroßen Querthäler hinauf, welche bis auf den des Centralkamms führen; — dann wie oben ıd entweder auch mit einem solchen Querhinab, oder in ein Längenthal — So auf der ıchen Seite die Gotthardstraße, die Grauner Straßen, die des großen St. Bernhard; der italischen ist die Mehrzahl der Straßen dieser Art.

lan unterscheidet (nach Ritter) Alpenpassage eigentlichen Alpenpaß: jenes die ganze Straße ı die Alpen, dieses der Uebergang von einem ıthal in ein anderes auf dem entgegengesetz-Alpenhang, über den Hauptkamm hinweg. ürzesten Alpenpassagen sind natürlich solche, ıus einem Querthal ins andere übergehen, die oben genannten, dagegen ist dann der ıtliche Alpenpaß oft länger. In den östlichen n, wo mehrere große Parallelketten sich son-, mehrere Längenthäler östlich auslaufen, sind Alpenübergänge von Norden her länger, und müssen mehrere Pässe überschreiten, — die dagegen in der Regel niedriger sind; über die südliche Kette, am Südufer der Drau führt eine Straße fast ohne Steigung durch einen tiefen Einschnitt nach Italien hinüber. In den westlichen Alpen hingegen ist die Form der Längenthäler weniger ausgebildet — mehrere, kürzere, hinter einander liegende verbinden sich durch Querthäler; — die Straßen müssen sich entweder hindurchwinden, oder zu wiederholtenmalen Bergpässe überschreiten. — Die große Zahl verhältnißmäßig bequemer Pässe tief eingesenkter Paßthäler ist in den Alpen charakteristisch.

Südseite der Alpen. — Die Südseite der Alpen fällt in die lombardische Tiefebene hinab, steiler im Allgemeinen als die Nordseite. Jene Ebene steigt vom adriatischen Meere an nur wenige hundert Fuß auf, und bleibt 6—800 Fuß niedriger als die nördliche. Das verstärkt den Contrast gegen den Norden sowohl, als der Thalstufen unter einander. Die Grenzlinien des ewigen Schnees und der verschiedenen Vegetationen und Culturen liegen im Süden im Durchschnitt an 800 Fuß höher über dem Meer, also um fast das Doppelte über der Ebene. Am Fuße des Gebirges, in den tiefen Thalgründen, an den Berghängen der Seebecken sieht man hier noch Kastanien, Feigen, ja Oelbau, der sonst auch in Oberitalien nicht mehr gedeiht; — die Orangerie bedarf jedoch im Winter der Bedeckung, ja der Heizung. In den Thalweitungen der mittleren Höhen gedeiht reicher Korn- und Obstbau. Wie schon erwähnt, ist die Form der Querthäler hier vorherrschend; hier sind die größten Seen in den Mündungsthälern, die mehrere Querthäler oder auch ein Längenthal in sich aufnehmen. Das Veltelin und das Thal von Aosta sind die beiden einzigen größern Längenthäler.

Der Alpenbewohner. — Wo wir immer den Sohn des Gebirges aufsuchen, in Thalesgründen und auf Bergeshöhen, am Bach oder auf jähem Felsenpfade, da sehen wir ihn von der mächtigen Natur seiner Alpen auf allen Seiten umgeben, ergriffen, bestimmt, umgarnt. Die Pfade, der Platz für Dorf und Haus, Acker und Weide, ja das Verhältniß zu seinen Nachbaren, ihrer Grundlage nach die Ordnung des Gemeinwesens, ist ihm unabänderlich vorgeschrieben. Abwehr drohender Gefahr, oder seltner Vorbeugung, — Aufsuchung oft mangelnder Nahrungszweige, eine höchst mannigfaltige Thätigkeit, der überwältigende, stets wechselnde Eindruck seiner Felsen und Seen, in winterlicher Hülle oder im Frühlingskleide, von Orkanen aufgewühlt, von Nebeln

verdeckt, oder im Abendglanz verklärt', Alles das nimmt alle seine Augenblicke, alle seine Gedanken und Empfindungen in Anspruch. Fühlt er sich freier von menschlicher Willkür, als Andere, so ist ihm dagegen sein Gebirg ein strenger, oft harter, unbedingt waltender Gebieter; aber kein roher Despot, der durch knechtische Furcht herabgewürdigte Maschinen in Bewegung setzt, sondern ein großer Herrscher, der Geist und Gemüth seines Volkes auf alle Weise zu ergreifen, zu erregen, zu lenken versteht. Mit dem Seemann theilt der Alpenhirt den Vorzug, Muth und Thatkraft im Kampf gegen Naturmächte unblutig üben zu dürfen; aber nicht die unstete, alle Bande des Hauses und der Heimath auflösende Lebensweise. Auch der Bewohner der Küsten-Marschen steht unter der Herrschaft der Natur, und lebt in stetem Kampfe mit den Elementen; aber ihre Macht bedroht ihn seltner, — dann freilich noch weit furchtbarer. Seine Thätigkeit ist mehr vorbeugender Art.

Dem Naturleben der Alpen ist der veredelnde Einfluß höherer Bildung, milderer Sitte, der Religion nicht fremd geblieben. In verfeinerten Zeiten, unter verwickelten Verhältnissen, der einfachsten, frischesten Lebensweise treu, sind die deutschen Alpenstämme eine anziehende, erquickliche Erscheinung. Größe und Anmuth der Natur, mannigfache Gefahr; scharfe Contraste, ein festes Gesetz wie das Metrum im Gedicht in allem bunten Wechsel waltend, das Alles verbreitet einen poetischen Glanz über das Alpenleben; vorzugsweise poetisch, im engern Sinne, ist der Bewohner der Alpen nicht; seine dichterische Thätigkeit haftet fest an seinen Umgebungen. Er ist rüstig, von gesunder Sinnlichkeit; Beschauliches oder Träumerisches ist nicht an ihm zu spüren. Mit dem Beduinen auf den Hochebenen, in den Wüsten Syriens und Arabiens, mit den abenteuernden Normannen, zwischen Meereswogen und Felsklippen, hat er wenig gemein.

S c h w e i z e r - A l p e n l a n d. — Die Alpenthäler der Rhone, der Aar, der Reuß, des Rheins bilden das Innere des Schweizer Hochgebirges. Sie alle nehmen ihren Ursprung am Gebirgsknoten des Gotthard, oder doch ganz in seiner Nähe. Aus dem kleinen, grünen, baumlosen Urnerthal führen vielbetretene Pfade über mäßige Bergjoche in die einander fortsetzenden Längenthäler des Wallis westlich, des Hinterrheins östlich; — nach Norden ein Felsschacht in das Land Uri. Zwischen Rhone und Reuß schiebt sich das Thalgebiet der Aar, das Berner-Oberland ein, wie das Thal der Linth, das Alpenland Glarus, zwischen Reuß und Rhein. Isolirter liegt am Ran[d] Hochgebirges die Gruppe des Hoch-Säntis, alpinische Theil des Cantons Appenzell, — schen den beiden Armen, in welche sich b[…] gans die tiefe Furche des Rheinthales gabel[…] spaltet, den östlichen, welchen der Rhein durchströmt, und den westlichen, das Be[…] Wallenstädter- und Züricher-Sees, von nur durch einen fünfzehn Fuß hohen Dam[m] schieden, den wahrscheinlich einst der überfluthet hat, und, wenn sein Bett sic[h] während erhöht, vielleicht wiederum überf[…] wird[2]).

Das W a l l i s ist ein Thalgebiet, wie es anderes gibt; das einzige auf der Nordseit[e] Alpen, welches sich nach Westen öffnet; zw[…] Riesenketten, die beide kaum irgendwo unt[…] Grenze des ewigen Eises hinabsinken, den [...] salsten Gipfeln der Centralkette im Süden den nur wenig niedrigeren Berner-Alpen im den. Ueber beide führen nur sehr wenige bare Verbindungen nach Italien oder ins B e [r…] O b e r l a n d, eine Reihe von Alpengauen, Gewässer in reizenden Zwillingsseen, dem T[…] und Brienzer, zusammenfließen; sowie das b i e t d e r R e u ß, die Wiege der alten Schw[…] Freiheit, seinen vereinigenden Mittelpunct im waldstädter-See findet, dessen Arme die Mü[…] gen der Thäler von Uri, Schwyz und Unterw[…] ausfüllen.

Die T h ä l e r d e s g r a u e n B u n d e s beg[…] sich im oberen Querthal des Rheins, zwi[…] Ems und Ragaz. Das untere Rheinthal ist tisch gesondert, wie durch Engpässe. Sein[e] belung, die nach mehreren Seiten hin Aus[…] öffnet, seine weite Mündung gegen die Eben[e] Bodensees, die Breite des Strombettes, die reichen Arme, die großen Versumpfungen, w[…] die beiden Ufer einander entfremden, — das macht, daß es nicht so sehr einem Alpe[n…] gleicht, als einem Busen der Ebene, und wenig eignet, das Centralgebiet eines Alpen[…] tons zu werden. — Den Schweizer Thalsyst[em] fremd, gehört dennoch die oberste Abtheilun[g] Innthales zu Graubünden; sie wird nach durch Felsengen verschlossen, die man auf [...] pfaden umgehen muß, nicht minder schwier[ig] die Pässe, welche zum Rheinthal hinüber fü[hren.] — Glarus ist ein einfaches Alpenthal. Das [Hir]tenvolk von A p p e n z e l l weidet seine He[…] an den Gehängen einer isolirten Gebirgsgru[ppe.]

Der verschiedenen Organisation der Thalsy[steme] entsprechen ihre Schicksale. Im Wallis ha[t das] große breite Hauptthal politische Einheit

welche über die nationale Verschiedenheit
n und untern Thales Herr geworden ist.
ner-Oberland und die vier Waldstädte
ur negative Centra, Graubünden ein un-
ißmäßig schwaches. In den beiden letz-
bieten hat sich ein freies Bundesverhält-
ldet, während das erste seinen Schwer-
ßerhalb gefunden hat.
mehrere von einander gesonderte Alpen-
lden das Schweizer-Alpenland, von denen
wichtigsten, strahlenförmig auslaufend,
ihrem Ursprung, am Fuß des Gotthard
, und durch verhältnißmäßig leichte Pässe
nder verbunden werden. Ein beachtens-
Verhältniß, das nicht ohne Einfluß auf
altung des Schweizer-Bundes geblieben
Wo die bequemsten Pässe nach Süden
führen, da hat das kriegerische Ueber-
der deutschen Aelpler einige italiäni-
enthäler dem Gebiete der Schweiz zuge-

weizer-Ebene. — Wenn die Thalur-
sich einander nähern, so führen die Mün-
eine große vereinigende Region, in die
hweiz [3]. Von allen dem Alpenzug vor-
Landschaften ist diese die am meisten
ene. Ihre natürlichen Grenzen sind im
und Norden Jura, Rhein und Schwarz-
dlich Bodensee.
Jura ist ein steiler Gebirgswall, an Höhe
sten Gebirgen des mittleren Deutschlands
Mehrere Parallelketten schließen Längen-
n, die theils hinter einander liegen, theils
fortsetzen, und dann nur durch niedrige
en geschieden werden, welche gleichsam
l in mehrere Gefache absondern. Die
nde Gebirgsart, ein vielfältigst zerklüfte-
von Höhlen durchlöcherter Kalkstein,
kt die Gewässer, die in den oberen Thä-
chwinden, um tiefer unten wieder hervorzu-
Die Thäler sind entweder ganz geschlos-
r durch querlaufende Schluchten, welche
genden Ketten durchbrechen, mit der Ebene
n. Eigentliche Thalsysteme, weite, lange
ler, wie in den Alpen, gibt es im Jura
Daher keine Vereinigung, daher geringe
Bedeutung. Die Weiden sind meistens
, mit den alpinischen verglichen; aber
ltige, lebhafte Industrie hat in neueren
ne zahlreiche Bevölkerung herbeigezogen.
n ziehen über das Gebirge nach Frank-
, längs der durchbrechenden Rhone oder
dere tiefe Einschnitte. Von den Schwie-
, welche sie darbieten, zeugt schon, was
uns Cäsar von der Auswanderung der Helvetier
berichtet.

Mit den Vogesen verbindet sich der Jura nur durch eine breite, flache Einsenkung, und setzt sich am Südufer des obern Rheins, dem Schwarzwald gegenüber, in niedrigen Rücken fort, von Aar und Limmat in ihrem Lauf zum Rhein durchbrochen, von diesem selbst endlich in mächtigem Sturz überschäumt. Der Rheinstrom, die unwegsamen, schwach bevölkerten Waldgebirge jenseits verstärken hier die Grenze, welche der breite Bodensee gegen Osten schließt.

Diese natürlichen Grenzen der Schweiz, weniger stark als die südlichen und westlichen, haben sich dennoch geschichtlich entscheidend erwiesen. Die Landschaften auf der Südseite des Rheins und des Bodensees, dem Beistand und der Einwirkung von Norden her entrückt, fielen in den Wirkungskreis der Schweizer-Eidgenossenschaft.

Man kann das Schweizerland zwischen Alpen und Jura, Genfer- und Bodensee als ein großes, etwa zehn Stunden breites Längenthal ansehen. Dicht an den Fuß des Juragebirges legt sich eine wagrechte Ebene, drei und mehr Stunden breit, in welcher der Neufchateller-, Bieler- und Murtenersee [4] tiefe Abgründe ausfüllen, — nur ein flacher Rücken, die Wasserscheide zwischen Rhein und Rhone, von einem kleinen Canal überschritten, trennt sie vom Genfersee. Steil und mauerartig steigen aus ihr die Ketten des Juras empor, aber gegen Mittag hin erheben sich erst in niedrigen, dann in immer höheren Hügeln und Rücken, die Vorberge der Alpen. In der Nähe des Hochgebirges erreichen sie Höhen, die in anderen Gegenden sehr ansehnlich sein würden. Sie verhüllen den Fuß der Alpen. — Ihre Umrisse sind mild, abgerundet, die Thäler offen, muldenförmig, von sanften grünen Berghalden eingeschlossen; wie die Höhen, fast ohne Felsbildung. Zahlreiche, reizende Seespiegel schmücken diese Landschaft, theils aus den Alpen hervortauchend, theils in der Fortsetzung von Alpenthälern; ein reiches, fruchtbares, gut bewaldetes, wohlangebautes Land, mit Weinbau an den Gestaden der Seen, ergiebigem Ackerbau in den Ebenen und auf den Hügeln, Grasungen und Viehwirthschaft auf den höheren Vorbergen. Die Uebergänge zum Gebirgsland sind allmähliger als in anderen Gebirgen (z. B. in Baiern).

Ansehnliche Städte liegen vor den Mündungen der größeren Thäler, häufig am Ufer eines Sees, gegründet oder unabhängig geworden in Zeiten, welche der städtischen Größe, dem Entstehen abgesonderter Gemeinden günstig waren. Sie erwarben allmählig Gebiete in der Umgegend; durch

ihren Beitritt zur Eidgenossenschaft der Gebirgsgauen bildete sich nach und nach ein Schweizerbund, innerhalb natürlicher Gränzen. Unter andern Verhältnissen, bei größerer nationaler Gleichförmigkeit, stärkerem Druck von außen, war eine schärfer angezogene politische Einheit des ebenen Landes möglich, und Beherrschung des minder volkreichen und durch seine Bedürfnisse abhängigen Gebirges von da aus, wie Bern den Anfang dazu gemacht hat. Die Zerstückelung der Ebene, die Tapferkeit der Gebirgsvölker, von denen die Schweizerfreiheit ausgegangen ist, ihr Zusammenhang unter einander hat ihnen Selbständigkeit erhalten; unter entschiedenem Einfluß der Städte stehen sie schon seit langer Zeit.

Die Schweizer Eidgenossen haben ihre Unabhängigkeit mit besserem Glück verfochten, als deutsche oder dänische Städtebündnisse. Zusammenhang, Abgeschlossenheit innerhalb starker natürlicher Gränzen, Anlehnung an das Gebirge und tapfere, bundesverwandte Gebirgsvölker, größere Ausbildung ritterlicher Bürgerschaften, — Handel und Gewerbe blühten, ohne zu herrschen, Alles das war ihnen günstig. Es hatte sich aber auch zu jener Zeit der große Umschwung vollendet, welcher den Mittelpunct der Macht in Deutschland nach Osten, in die slavischen Marken versetzte.

Völker und Sprachen in der Schweiz.

In der Schweiz, dieser merkwürdigen Bergfeste an dreifachen Marken von Deutschland, Frankreich und Italien, gehört die Bevölkerung den umgebenden Ländern an. Die alte celtische, romanisirte Einwohnerschaft hat sich im Jura und im Südwesten des ebenen Landes erhalten, um den Genfer- und Neufchatellersee bis an die Saane; auch in ein paar äußeren Alpenthälern, und, an der Rhone, auch im Innern des Hochgebirges. Deutsche Sueven und Allemannen — von Norden her eingedrungen, bewohnen den bei weitem größeren Theil des ebenen Landes und fast die ganze Nordseite des Gebirges; Italiäner die südlichen Thäler, rhätische Bevölkerung und romanische Sprache, einst über fast ganz Graubünden ausgedehnt, herrscht noch in den oberen Thalgauen. Vier Sprachen also werden in der kleinen Schweiz gesprochen. Am West-Ende wie am Ost-Ende der Alpen finden wir dieses merkwürdige Zusammenfassen sehr verschiedener Völker und Sprachen in eine Staats- oder Bundes-Einheit, mit sehr verschiedenen Dimensionen und unter sehr verschiedenen Verhältnissen. Es ist aber eben so seltsam von einer Schweizer-Nation zu reden, wie von einer östreichischen.

Doch sind die Deutschen in der Sc
weitem vorherrschend, durch Zahl u
Die natürliche Stellung, die nach No
Osten zu offneren Grenzen weisen das
Deutschland. — Die französische Cultu
einen günstigen Boden gefunden und
eigenthümlichen Bedingungen, getrennt
terlande und dessen Zuständen, auf litte
und religiösem Gebiete productiv erwie
der innigsten, durch politischen Verba
teilten Berührung mit deutscher Art un
deren reiche Blüthen und Früchte hier
den die besondere Farbe des Bodens tra
ist für die französische Litteratur ein
Punct, als irgend eine französische Sta
Paris, und wenig deutsche Städte thun
zuvor. — Minder thätig zeigt sich da
Leben in den zweisprachigen Cantonen.

Stammesart, Sprache, Cultur drei
Völker begegnen sich auf helvetische
ohne sich zu vermischen, und finden
friedliche, gesicherte Heimath. Denn di
liegt nicht in der Bahn der zerstörende
bewegungen, noch der belebtesten Hand
dungen. Die großen Heereszüge ließe
immer zur Seite liegen; nur in der neu
ist sie einmal zum Kriegsschauplatz
zum Unglück für dies schöne Land her
den kriegführenden Parteien ein militär
stem, welches ihm große strategische W
beilegte [6]). — Der Handel bahnt sich
Straßen, auch über die helvetischen A
und macht Zürich, Basel, Genf zu belebt
habenden Städten. Der große Waare
Italien nach Deutschland und Frankr
aber doch zur See, oder über den Bre
die östlichen Alpen.

Gebirge und Ebene sind in der Schw
Lebensweise nach, scharf geschieden. S
städtisches Gewerbe gehören fast allein d
an; im Gebirge, auch in den großen Hau
sehen wir nur ein paar sehr kleine Städ
Fabriken u. dgl.; auch keinen Bergbau;
ein Hirtenleben, mit etwas nothdürftigem
Der Gegensatz zwischen dem Alpenhi
dem Bürger, Fabrikanten, Ackersmann d
Landes tritt mehr als je in unseren Tage
reich hervor.

[1]) Deshalb und weil die Kälte keine B
der Paßhöhen gestattet, ist der Winter
Jahreszeit zum Angriff der Alpen. S. Gru
der Strategie (vom Erzherzog Karl.)

iefahr für das Linththal und die Ufer-
es Wallenstädter- und Zürchersees ist
hat schon zu ernsten Berathungen Anlaß

i im Vergleich mit der benachbarten Ge-
wie die *lowlands* von Schottland.
Seen könnte man Juraseen nennen.
ıicht, wie die Alpenseen in Querthälern
aus dem Gebirge hervor, sondern füllen eine lon-
gitudinale Einsenkung an seinem Fuß.

[5]) Man verdankt es vorzüglich der Schweiz, daß
es eine protestantische (nicht bloß kirchliche) fran-
5 zösische Litteratur gibt.

[6]) Ein erlauchter Feldherr bestreitet gegenwär-
tig jenes System; doch scheinen die Meinungen der
Kundigen getheilt.

73. Deutschlands Grenzen und Eintheilung.

(Dasselbe Buch S. 118—123.)

ırakter der Grenzen Deutschlands ist
hieden. Im Norden und Süden sind
Alpen schwer überschrittene Schranken,
lenen sich der Bewegung der Völker,
ortschritt überlieferter Cultur eine Bahn
Morgen nach Abend, von Abend nach
Denn im Osten und Westen sind die
Grenzen keineswegs so fest verwahrt.
her breitet sich eine nur durch Strom-
ırochene Ebene von den Grenzen Asiens
see und Nordsee bis an und über den
führen die Gestade der Donau vom
ins Herz von Deutschland. Im Westen
ı an den Mündungen des Rheins und
elde keine Scheidewand zwischen den
ınd den gallischen Ebenen, und auch
wälle, welche das Westufer des Rheins
bieten Lücken und gangbare Pässe dar.
t nach West hin entwickeln sich da-
bezeichnete Verschiedenheiten in dem
ischen Bestande, soweit er besonders
ang mit fremden Völkern beruht — im
nde — in den politischen Einrichtungen.
lichen und westlichen Marken finden
ltelnde Gebiete und Völkerschaften,
ige Mischvölker; nichts der Art an den
oder mitternächtlichen Grenzen. Da
rade recht eigenthümlich bezeichnete,
nlicher, deutscher Art und Sitte erhal-
ne, auf angeschwemmtem, dem Meere
ıen Boden; wie in hohen Alpengauen,
nächster Nähe anders redender Völker.
in geschichtlichem Gegensatz stehen-
von Ost nach West, so liegen die
ırverschiedenheit, durch abweichende
der Oberfläche bezeichneten von Nord
von der Seeküste zu den Alpen hin,
nder. — Klimatische Unterschiede sind
dagegen vielleicht ebenso sehr von dem Verhält-
niß zum Morgenland und Abendland, der Stel-
lung gegen Ocean und Continent abhängig, wie
20 vom Unterschied der Breite, der großentheils durch
Erhebung über den Meeresspiegel ausgeglichen
wird.

Nord- und Südgrenze stehen aber wiederum
unter einander in einem entschiedenen Gegensatz,
25 durch natürliche Beschaffenheit nicht mehr als
durch geschichtliche Stellung. Jene ist einer ger-
manischen, zum Theil von da aus germanisirten,
klimatisch wenig verschiedenen Welt zugewandt;
diese dem romanischen Süden; die erste ist cultur-
30 mittheilend, die zweite cultur-empfangend. Auf
ähnliche Weise sind Ost- und Westgrenze gegen
einander. Es ergibt sich ein bedeutungsreicher
Gegensatz des Südens und Westens, dem Norden
und Osten gegenüber.

35 Dieses vielfache Sich-Durchkreuzen verschie-
denartiger Gegensätze, eine auffallende Eigen-
thümlichkeit Deutschlands, andern Ländern, z. B.
Frankreich oder England gegenüber, tritt in sei-
ner Bedeutung recht hervor, wenn man es ver-
40 sucht, die deutsche Landschaft anzugeben, welche
am meisten Anspruch hat, als centrale zu gelten;
die geographische Mitte des heutigen Deutschlands
am entlegensten für gallische und slavische, trans-
marine wie transalpine Einwirkungen — oder das
45 Rheinland, von dem die Gestaltung des Nordens
einerseits, des Südens andrerseits ausgegangen
ist, während beide zu einander nur untergeord-
nete Beziehungen haben, — oder endlich die
nördliche, sächsische Ebene, das unberührteste,
50 am unvermischtesten germanisch gebliebene Ge-
biet, in den Mittelpunct des ganzen germanischen
Nordens gestellt!

Deutschland zerfällt in drei Gebiete, nämlich
das rheinische, das alpinische, und das der

rschieden diese **Landschaften ihrer** Ge-
ıach sind, so **wenig besteht** zwischen
gemeinsames natürliches **Band**, daß sie
ıhielte, ein Mittelpunct, in dem sie sich
ıen Veranlassung fänden. Sie sind im
il durch wichtige natürliche Scheiden,
'ald und rauhe Alp, von einander ge-
de dagegen mit anderen Nachbarländern
ungehemmter Berührung. Die oben be-
n Grenzen umfassen aber nur den noch
litisch zu Deutschland gehörigen Theil
es der Schwaben und Allemannen; nicht
:n des linken Rheinufers, nicht die ganze
Schweiz, wiederum eigenthümlich be-
ınd unter den Einfluß besonderer Ver-
gestellte Gegenden, die von demselben
ım bewohnt werden.

r Lage und Versplitterung des Bodens
sich die Schicksale seines Volkes. Auf
'eichen Ritterburgen des Schwabenlandes,
ohen Grenzgebirge des Südens und We-
:aliens und Frankreichs vor dem Blick
:tet sind, der Gedanke hinüberschweift,
Lauf des Rheins, der Donau, der Rhone
ternacht, Morgen und Mittag folgt, wo
Dichtung zuerst liebevolle Aufnahme und
: Stätte fand, da blühte eine kühne Ritter-
ller Kampflust und lebendiger Einbildungs-
r Mutter großer Thaten. Fast alle mäch-
Fürstengeschlechter Deutschlands haben
nmsitze auf schwäbischem Boden. Von
zogen die Hohenstaufen über die Alpen
en Ruhm und Untergang im hesperischen
von wo sie Kunst, Poesie, Wissenschaft
tschen Vaterlande zubrachten. Unter den
ıufen, wenn je, hatte der Traum von ei-
nischen Reich deutscher Nation einige
ıkeit gehabt; nämlich von einem solchen,
sich in dichterischen Gemüthern, zumal
ı, gestaltete, von einer Oberherrlichkeit
ie, eigenthümlich gebildete, kunstreiche,
, christliche Völker [1]).

ıun im Kampf mit den gleichen Ansprü-
Päpste und der Landeshoheit der Fürsten,
Berührung mit immer mehr befestigter
ewalt und Staatseinheit in England und
ich das Kaiserthum allen Boden verlor,
:n es wiederum zwei schwäbische Ge-
er, welche, deutsche Größe durch neue
'eiler sicher zu stellen, an den äußersten
des Landes im Osten und Nord-Osten
e Reiche begründeten.

ar ausgezeichnete Persönlichkeit, in ein-
Häusern fortgepflanzt, aus welcher die
Größe dieser und anderer Geschlechter hervor-
wuchs. Nur so lange die bildsamere Gestaltung
der Zeiten, die noch nicht in Landeshoheiten zer-
rissene deutsche Nationalität der Persönlichkeit
einen weiten Spielraum verstatteten, nur so lange
waren solche Erscheinungen möglich. Nicht auf
Hausmacht, auf schwäbische Stammesmacht,
konnten sich die Hohenzollern, die Habsburger
stützen; nicht einmal die Hohenstaufen. Darin wä-
ren ihnen die Welfen überlegen gewesen. — Schon
damals zeigte sich der auflösende, zersplitternde
Einfluß des Stammbodens.

Das Land der Schwaben ist Deutschland im
Kleinen, wo auf engem Raum alle Mannigfaltig-
keit des deutschen Daseins sich versammelt. Die
verschiedenen eigenthümlichen Naturformen treffen
hier zusammen; die natürlichen Regionen, in wel-
che Deutschland sich ausbreitet, vereinigen sich
hier fast alle, indem sie nach dem südwestlichen
Winkel des Landes hin convergiren [2]). Die bei-
den mächtigsten Ströme Deutschlands, ja Europas,
durchfließen das Land zwar noch der Quelle nah,
aber doch schon in männlicher Fülle. — Schwaben
bewohnen die höchsten Alpengauen, das Rhein-
thal wie die Hochebenen der Donau, das hohe
Waldgebirge des Schwarzwaldes wie die öden
Rücken und anmuthigen Thäler der Alp. Das Land
zwischen Lech und Schwarzwald — besonders bis
zur Iller — gleicht durch Klima und Oberfläche
dem norddeutschen Küstenlande. — Das sanfte
Hügelland des innern Deutschlands, der hessischen
und thüringischen Gauen füllt den Winkel zwi-
schen Schwarzwald und Alp, in dem der Neckar
fließt.

Vielfach gestaltet und zerstückelt, wie der Bo-
den, ist auch das bürgerliche Leben des schwäbi-
schen Landes, das auch hierin ein Bild Deutsch-
lands ist. — Es kommt dazu: — verhältnißmäßige
Anstrengungen nach außen hin befördern die in-
nere Einheit; im Uebermaß lösen sie auf. So
giengen die Unternehmungen schwäbischer Für-
stengeschlechter, vor allen der Hohenstaufen, weit
über die Kräfte des Stammlandes, sie giengen
auch nicht darauf aus, dieses zu stärken, zu ver-
größern, sondern neue, große Mittelpuncte der
Macht außerhalb zu begründen; erfolgreich oder
nicht, führten sie zur Schwächung und Zersplit-
terung des heimathlichen Bodens. Mit dem Fall
der Hohenstaufen war Schwaben wie mit einem
Schlag pulverisirt. Und auch die Größe der Habs-
burger in Osten gab nur Anlaß zur Vernichtung
ihrer Macht in den Stammsitzen.

Welches Land war bis auf die letzten Tage
je aus einer solchen bunten Mannigfaltigkeit von

Herrschaften, freien Städten, Gotteshäusern, Gauen freier Landleute zusammengesetzt! — Die großen durch Naturgrenzen bezeichneten Landschaften des schwäbischen Bodens tragen heute das Loos, welches ihre geographische Lage ihnen angewiesen hat. Das Elsaß ist an Frankreich gefallen, das gegenüber liegende rechte Rheinufer an Baden. Unter-Schwaben (zwischen Iller und Lech) an Baiern. Nur das Land am Neckar und seinen Zuflüssen hatte sich schon früh unter dem Schutz eines einheimischen Herrscherhauses gesammelt, das sich durch Tapferkeit, Besonnenheit, guten Haushalt, aus kleinen Anfängen allmählig erhob. Seit der neuen Gestaltung der deutschen Sachen gehorcht ihm auch das alte Ober-Schwaben, bis an die Iller. Sein Gebiet trägt den Namen des Stammschlosses. Das eigene Geschick des schwäbischen Landes zeigt sich auch hierin, daß jeder Theil desselben, sowie er einige Festigkeit, einigen Zusammenhang gewinnt, den Namen des Stammes verleugnet, der zuletzt nur dem buntscheckigen Conglomerat von verschiedenen Gebieten im Süden der Donau verbleibt (dem Schwabenland des Würtembergers), — sowie in den letzten Tagen des deutschen Reiches sein Name im Munde des Volkes nur den zerstückelten ohnmächtigen Südwesten bezeichnete.

Von Schwaben gehört eigentlich nur das Neckarland zu unserer rheinischen Provinz. Bald nach seinem Ursprung auf der östlichen Plateaufläche des Schwarzwaldes, aus demselben Moore, welches südwärts der Donau Gewässer spendet, durchfließt der Neckar längs dem Fuß der Alp eine sehr merkwürdige Landschaft, die einen der interessantesten Züge in der Physiognomie des würtembergischen Bodens bildet. Aus dem Gebirgswall der Alp treten reizende Thäler hervor, hier viel tiefer, von höheren Felsmassen eingeschlossen, von ebenso klaren Bächen in viel schnellerem Lauf durchflossen, als auf der Südseite. Weinbau überrascht an ihren Mündungen den Wanderer, der ihn am Südrande des Gebirges, an der Donau, vermißt hatte. Auf kühnen Vorsprüngen der Bergwände, oder auf ganz isolirten Kegelbergen, welche vor dem Abhang des Gebirges gleich schützenden Thürmen vertheilt sind, ruhen, wohlerhalten oder in Trümmern, die zahlreichen Stammburgen edler Geschlechter, von denen mehrere nachher so gewaltig in das Rad der Weltbegebenheiten eingegriffen haben. Hohenzollern im Südwesten, — in Nord-Osten Hohenstaufen! — nur wenige Meilen trennen die gleichzeitigen Wiegen dieser Geschlechter; ein halbes Jahrtausend den zweiten hohenstaufischen

Friedrich von dem zweiten preußischen!
Würtemberg — oder der Fleck, von d
auch seine letzten Reste verschwunden sin
nicht fern. — Eine hügelige Fläche se
vom Fuß der schroffen Gebirgswände zum
des Neckars gegen zwei Stunden weit hi
den Thalmündungen oder am Neckarflus
eine Reihe kleiner, doch belebter Städte;
bingen die bedeutendste unter ihnen. N
Wendung nordwärts führt den nun sch
Fluß an dem schönen Thalbusen von S
vorbei, dessen Wein- und Obstfülle sprü
lich geworden ist; — und nun öffnet sich
mehr ein Land, wo auf dem breiten
niedriger Hügel, sowie in offenen Thalwe
reiche Saaten reifen, die niedrigen Th
Spaliere für die Reben bilden, Wiesen
Bächen üppig grünen, Obsthaine die Ort
umschatten. Ein Land, das, wie wir obe
sich ohne Unterbrechung bis an die Rä
großen Rheinebene fortsetzt, und zu diese
tief, aber mit scharf bezeichnetem Abhang
sinkt, während der Neckar seinen Weg
nördlich, durch eine Schlucht des Ode
zwischen Granitfelsen sucht. — Denkt m
das Niveau der Rheinebene nur wenige
Fuß höher, so würde das ganze Land am
unterhalb Cannstadt zu einer einförmigen
des Weinbaues beraubt, den auch die Th
Alp entbehren müßten.

Der Schwarzwald füllt mit seinen
Plateauflächen — mehr im Osten — un
Gipfeln — im West- und Südwesten — d
eck aus, von dem der Rhein, vom Bode
unterhalb Rastadt, zwei Seiten umströmt;
dritte, weniger scharf bezeichnete, entspric
dem oberen Lauf des Neckars von Süd nac
alsdann der Nagold. — Er birgt in seinen
thälern und auf seinem hohen Rücken ein k
gesundes, wackeres Volk von Ackerbauern,
Holzhauern, Flößern, das alte Sitte erhalt
Kühnheit im Kampfe gegen die Franzosen
hat. — Den Jahreshieb ihrer dichten Berg
riesenhohe Tannen und Fichten, führen
birgsbäche hinunter zum Neckar und Rhe
dem sie in große Flöße verbunden nach d
derlanden hinabgleiten, um reichen Städt
Unterlage, schwellenden Segeln Stütze zu
ren. Für Holz vorzüglich tauscht der S
wälder das Brodkorn ein, das ihm sein
verweigert. Aber auch manche kleine I
beschäftigt ihn. — Seine Holzschnitzereien,
hüte, Uhren sind durch ganz Deutschland b
— kleine Gewerbszweige, wie sie sich fast i

finden: nicht so wichtig als Nahrungs-
ie als Salz des Landes, als Beschäfti-
lie kunstreichsten, aufgewecktesten Söhne
ges, die auf solche Weise der Heimath
werden.
einer Art Dominium über die Heiden und
verbunden. — Unter den Carolingern und

Ottonen war die Nationalität noch nicht eigenthüm-
lich entwickelt und gesondert genug, die Völker zu
roh, die Massen zu gleichartig für ein solches Kai-
serthum.

[2]) Von Osten nach Norden herum: Alpenland, Donauland, Hügelland des mittleren Deutschlands, Rheinland.

75. Die Nordsee-Marschen; die Friesen.

(Dasselbe Buch S. 247—256.)

ensaum; Marschen. — Den Küsten-
let, von der Schelde bis über die Eider,
er nordwärts an den Gestaden der däni-
erzogthümer ein im Wechselkampf der
der See abgewonnener Boden, auf wel-
Fluthen jedoch ihr Recht noch allzu
f furchtbare Weise geltend machen. Histo-
rscheinungen von großer Eigenthümlich-
tief greifendem Einfluß auf die europäi-
nge zeigen sich durch die Beschaffenheit
ungsweise dieses Landstriches hervorge-
er bedingt.
ordsee ist an den deutschen Küsten, wie
en Gestaden sandiger Ebenen zu sein
is weit vom Strande hinaus sehr seicht.
ge Reihe von Flachinseln und Sandbän-
an wenig Stellen unterbrochen, umgürtet
le in meilenweiter Entfernung. Bis zu
n legt die Ebbe den Boden ganz oder
trocken, und erlaubt, mehrere Stunden
den Inseln, sowie von einer Insel zu
rn durchzuwaten; daher der Name dieses
chen Bodens, »das Watt«. Zur Fluth-
t das Wasser einige Fuß hoch über dem
Die Ströme und Küstenflüsse bahnen sich
etten, und gestatten größeren Schiffen die
, indem sie, oft in mehreren Armen, zwi-
n Inseln hindurch dem Meere zufließen.
ch gehende Fahrzeuge, große Flußkähne
inter den Inseln eine gegen hohe Meeres-
sowie gegen feindlichen Angriff gesicherte
in Mittelding zwischen Seefahrt und Fluß-
ng.
chutz der Inselkette legt sich der erdige
hlag, den die Flüsse dem Meere zuführ-
die Küste des Festlandes, oder an die
e der Eilande selber an, und bildet den
nten Marschboden. So ist es von den
gschen Küsten an bis zu den west-friesi-
schen. Die Küsten der Niederlande, von der äußersten Spitze von Nordholland an bis zur Maas, schützt ein Wall von Sanddünen, hinter denen sich Marschboden angesetzt hat. Hier, scheint es, ist der Proceß vollendet; die Dünen, frühere Inseln, *Lidi*, sind durch Anschwemmung mit dem Festland verbunden. Die Inselgruppe von Seeland, im Delta der Rhein-, Maas- und Schelde-Mündungen, ist dagegen nur unvollständig durch Dünen geschützt; besser die flandrische Flachküste.

Durch solche Verhältnisse begünstigt, bilden sich die Seemarschen. Nicht minder beträchtlich sind die Flußmarschen, welche nach und nach die weiten Mündungen kleinerer und größerer Ströme ausfüllen. Hier wie dort legt sich der Marschboden, horizontal wie der Wasserspiegel, an den Fuß des sandigen Küstenlandes, der »Geest«, welche ein mehr oder minder hohes Ufer bildet. Ueberall ist die Grenze zwischen Geest und Marsch ganz scharf.

Es geht aber bei der Marschbildung auf diese Weise zu. Der Niederschlag der Gewässer erhebt den Boden verhältnißmäßig rasch bis auf die Höhe der gewöhnlichen Fluth. Nun befördert eine Reihefolge von verschiedenartigen vegetativen Bekleidungen den weitern Fortschritt, der jedoch immer langsamer wird, je mehr sich der Boden erhöht, und je seltner ihn mithin die Fluth erreicht. Bald kann er als Grasung, als Weide benutzt werden. Hohe Springfluthen jedoch überströmen ihn noch. Man mußte daher, besonders in älteren Zeiten, ehe die Bedeichung allgemein war, Erdhügel zehn bis dreißig Fuß hoch aufwerfen[1]); um die Wohnungen vor Ueberschwemmungen zu sichern, dem Vieh einen Zufluchtsort zu verschaffen. Solche finden sich noch in den meisten, wenn auch später bedeichten Marschgegenden; sie bilden darin die einzige merkliche

Erhöhung, einige tragen Kirchen und ganze Dörfer; die **Halligen**, so heißen die unbedeicht gebliebenen oder durch Zerstörung der Deiche bei Sturmfluthen wieder in den ursprünglichen Zustand zurück versetzten Marschdistricte, entsprechen vollkommen der Beschreibung, welche Plinius [2]) von dem Lande der Chauken gibt. Einige solcher Halligen wachsen fortwährend; andere nehmen jedes Jahr um ein Beträchtliches ab; der Bewohner sieht den Boden vor seinen Augen schwinden, und berechnet die Zeit, wann das Erbtheil seiner Kinder ganz von den Fluthen verschlungen sein wird.

Heute ist der Marschboden größtentheils durch **Deiche**, Erddämme, geschützt. Unglaublich üppige Grasungen, und, wenn diese gebrochen werden, Aecker von beinahe unerschöpflicher Fruchtbarkeit belohnen die große Mühe und die Kosten des Deichbaues, und die nicht minderen der Erhaltung. Die Deiche fassen ein unregelmäßiges Viereck — Koog — Polder — ein, an das sich dann zur Seite andere reihen, so daß ein gemeinschaftliches System der Vertheidigung gegen die See sich bildet, aber doch auch jeder Koog für sich beschirmt ist. An günstig gelegenen Stellen, im Schutz vorliegender Inseln oder Dünen, setzt sich an die Außenseite der Deiche von neuem Land an, sogenannte „Außendeiche", die mit der Zeit wiederum eingedeicht werden; so entstehen neue, weiter vorliegende Kooge. An anderen Stellen dagegen, wo vielleicht Wogen oder Stürme die natürlichen Schutzwälle zerstört haben, reicht die größte Anstrengung nicht immer hin, um die Deiche gegen die Macht der Fluth zu bewahren. Dann zerstört sie an einem Tage, was Jahrhunderte geschaffen haben. So ist Nordland, an der Küste von Schleswig, zum größten Theil untergegangen, so der Zuyder-See, so der Dollart entstanden. Am meisten gesichert sind im Allgemeinen die Flußmarschen in den Mündungsbusen der Ströme, denen jedoch das zwischen den Deichen mehr und mehr erhöhte Bette des Stromes Gefahren eigner Art bereitet; am meisten von den Fluthen bedroht sind die schmalen Säume von Marschland, die sich um hervorspringende Küstenlinien ziehen.

Ein jeder Koog, Polder, umfaßt in der Regel eine Gemeinde, schon von der ersten Eindeichung her eng verbunden, nicht, wie sonst ländliche Gemeinden, durch gemeinsamen Besitz, sondern durch gemeinsame Gefahr. Die Wohnungen liegen zerstreut, von tiefen Wassergräben umgeben, welche auch die Felder einschließen und entwässern. Seltner sind Dörfer, in langen Reihen am Fuß der Deiche hingebaut [3]). Die größeren
Hauptorte ganzer Marschbezirke finde
der Regel auf dem Rande der Geest.
zum Theil älter als die Marsch, oder
Bedeichung; allein diese Lage ist auch
deste, sicherste und vortheilhafteste für
wirthschaft. Hier läßt sich Geest- un
cultur vereinigen; denn Bestellung, E
andere Feldarbeiten fallen in so vers
Boden auf verschiedene Zeiten; die
welche dem einen schadet, nutzt den
Der zahlreiche Viehstand, den die fe
sungen der Marsch ernähren, befruchtet
boden der Geest, welcher dagegen die
fern muß. Denn der beste Marschbo
nicht vom Pflug berührt [4]).

Auf solche Weise bildet sich ein ge
sammenhang zwischen der Marsch und
stoßenden Geest. Größere oder klein
striche, inselartig von Marschboden umge
durch Moore und Moräste vom inneren
trennt, schließen sich auf natürliche
Region des Küstensaumes an.

Die Friesen. — Indem nun Str
Meerbusen diese Region durschschneiden
eine Reihe von inselartigen Landschaf
der ganzen deutschen und niederländisc
der Nordsee. Die Bewohner untersche
überall durch Sprache, Sitte, Einrichtung
und Hausbau von den angrenzenden Vö
ten des inneren Landes auf das entsc
während sie sich unter einander in de
testen Gegenden auf merkwürdige Weise
Es sind **Friesen** [5]), in einigen Bezir
oder minder mit anderen Stämmen vermi
Name lebt noch zwischen Zuyder-See u
und im Norden der Eider an der Küste v
wig. Aber auch in Holland und Seelan
und noch nicht lange, der Name verän
wir wissen, daß auch zwischen Weser
Friesen die Küste bewohnten.

Die ersten Sitze der Friesen auf
Boden, das Mutterland, von wo aus sie
den langen, schmalen Küstensaum verb
ben, müssen wir wohl da suchen, wo w
erst nennen hören, in den Niederlande
sehen wir sie am weitesten über das in
ausgedehnt. Von da aus ist, allem
nach, auch die eigentliche Marschcultur,
bau, nach Osten verpflanzt worden. Di
(zwischen Ems und Elbe) kannten ihn
wir aus der Beschreibung sehen, die P
ihrem Lande und Leben gibt; und
mochte im innern Deutschland dichte Be

rierigem Unternehmen drängen und land-
Fleiß dazu vorhanden sein. War nun
bau das Medium für die Ausbreitung der
ie Bergbau für die Deutschen, Moorcultur
mebe) für die Flamänder, die Wüste für
r, oder war es umgekehrt? Vielleicht
if jeden Fall scheint die Ausbildung und
des friesischen Wesens in seiner Ei-
chkeit an die Marsch und ihre Bebauung

arschboden gedeiht Unfreiheit nicht [7].
aum des deutschen Landes, auf meeres-
Viesen, wie im Süden in den Felsenthä-
Alpen hat alt-germanische ländliche Frei-
letzte Freistätte gefunden. — Mußten die
er sie zum Theil erst wieder erwerben,
die Friesen sie nie verloren. Wo in
Zeiten die politische Selbständigkeit un-
da blieb doch vollkommene Freiheit der
id vollberechtigtes Eigenthum dem rei-
schbauern wie dem armen Alpenhirten.
auernfreiheit hat sich eine große Mannig-
von bunten Kleidertrachten, seltsamen
en, Sitten, Einrichtungen erhalten. Auch
chen die Bewohner der Marsch den Al-
n; beide bewohnen Inseln, von Meer,
orast — oder von Felsen umgeben [8]).
eschichte der Friesen ist nicht minder
nd merkwürdig als die der helvetischen
Ihre Jahrbücher sind nicht weniger
ruhmvollen Tagen, ja reicher. In zahl-
npfen brach sich die Macht der Fürsten
iöfe wie der Haß des Adels an der
t einzelner kleiner Völkerschaften und
gsamkeit ihres Bodens. Auf einem Hee-
gen die Nordfriesen, das nordöstlichste
der langen Kette der Friesenstämme,
änen-König um die Mitte des dreizehn-
nderts seinen Tod; nur drei Jahre spä-
ßersten friesischen Westen ein deutscher
Doch waren die einzelnen Landschaften
eresbuchten, durch die breiten Mündun-
röme, durch weite Entfernung und ver-
s Interesse zu sehr von einander ge-
m nicht endlich doch zu unterliegen.
rschaften im Osten der Ems mußten
alle, die eine später, die andere früher,
shoheit benachbarter Fürsten unterwer-
em Schicksal zu entgehen, schlossen im
Ost-Friesland Volk, Adel und Geistlich-
Bund, „Bund der Freiheit" genannt,
und friesisch zu bleiben," und „alle deut-
rren aus dem Lande zu halten," und
nen eingebornen Häuptling an ihre Spitze,
dessen Geschlecht sehr bald die Landeshoheit zu erwerben wußte. Die Friesen im Westen des Dollarts nahmen im Bündniß mit mächtigen, aristokratisch regierten Städten und Landschaften eine selbständige, aber untergeordnete Stellung ein. —

Haben die Alpenvölker sich länger und bis auf den heutigen Tag Unabhängigkeit oder doch volksmäßige Wehrhaftigkeit erhalten, so war, außer anderen Verhältnissen, die neuere Kriegsweise ihnen weniger ungünstig. Das Feuergewehr gibt dem jagdgeübten Alpenschützen eine große Ueberlegenheit bei der Landesvertheidigung. Schweres Geschütz, im Hochgebirge nur von untergeordneter Wirksamkeit, beherrscht die wagrechten Marschen, und gestattet keine Vertheidigung, zumal wenn ein strenger Winter alle Pfade ebnet, alle Gräben bebrückt.

Kann man sich beim Untergang der friesischen Volksfreiheit eines bedauernden Gefühls nicht erwehren, so muß man doch gestehen, sie war reif dazu. Wilde Parteiwuth, Gesetzlosigkeit, Uebermuth, furchtbare Grausamkeit treten uns nur zu oft, ja als Regel entgegen, ohne daß sich in edleren Bestrebungen ein Ersatz dafür zeigte. Die Völker der Alpen erscheinen in einem günstigeren Lichte. Es waren arme, genügsame Hirten. In dem friesischen Landmann, wie er uns im Mittelalter entgegen tritt, vereinigen sich zwei sehr verschiedene Personen; der reiche Anbauer eines fetten, durch Fleiß, Mühe, Geschick und vereinigte Anstrengungen gewonnenen und erhaltenen Bodens, — und der wilde, verwegene Seeräuber. Dieser hat sich jetzt in den seekundigen Lootsen, den raschen, dreisten Matrosen verwandelt, der auf Kauffahrern aller Nationen die Meere durchfurcht, aber, mit alpinischer Heimathsliebe, gern zu dem Lande seiner Kindheit zurückkehrt. Hergebrachte Freiheit, communale Autonomie, alter Wohlstand, der Wiederschein früherer ruhmvoller Tage geben noch immer dem Marschbauern einen stolzen, unabhängigen Sinn. Die Phantasie hat ihre Gaben nicht reich ausgestreut auf diesem künstlichen, wagrechten, in Vierecke eingetheilten Boden, — wo Voß beklagte, daß er seinen lernbegierigen Schülern bei der Auslegung der homerischen Dichtungen von Fels, Quelle, Hain, Bach freilich kein Bild mitzutheilen vermöge [10]); — aber wackere, umsichtige, bis zum Eigensinn beharrliche, freiheitsliebende Männer erzeugt und ernährt er. — Ungemeiner Wohlstand ist in allen Marschgegenden zu Hause, wenn auch hin und wieder durch die Ungunst der letzten Zeiten in Verfall; in einigen wahrer Luxus, wie kaum

irgendwo bei Landleuten. Die in der Regel überwiegende Sterblichkeit, eine Folge der fieberhaften Luft, führt Einwanderungen herbei. — Deutschland verdankt seinen Marschgegenden die Erhaltung und Ausbildung mancher achtbaren Eigenthümlichkeit in Sitte und Charakter, und in den bewahrten Formen der alten Freiheit ein Bild alt-germanischen Volkslebens.

[1]) Warften, Wurthe; im westlichen Friesland Derpe.

[2]) »Einen gülduen Ring, ein gülden Band um das Land, nennen die Nord-Friese ihre Deiche; ihre Sibyllen träumen von Deichen. S. Michelsen Nord-Friesland im Mittelalter, S. 35 und Heimreich 2. Bd., Anhang.

[3]) Wie sie in der Wilster- und Kremper-Marsch in Holstein vorkommen; wie sie (nach Hamelmann) bei den Stedingern waren; noch heute sind in Osterstade die Häuser nicht zerstreut, sondern bilden Dörfer, die oft halbe Meilen von einander entfernt sind. In älterer Zeit, vor hinreichend sicherer Bedeichung, suchte man für die Wohnungen die höchsten Stellen aus. S. Kobbe, Geschichte von Bremen und Verden. Dörfer am Deich sollen diesem nachtheilig sein. S. Tetens „Reisen in den Marschländern an der Nordsee."

[4]) Einmal gebrochener Boden erlangt die alte Ueppigkeit nie wieder, auch nach langer Ruhe nicht.

[5]) Nur etwa in ein paar kleinen Flußm
nicht.

[6]) Daß die Chauken späterhin als Sachs
kommen, beweist freilich nicht, daß sie kei
sen waren, sowie die West-Friesen zuweile
dem Frankennamen verborgen scheinen; —
der Name der Friesen zeigt sich als ein nat
es wäre aber gegen alle Analogie, wenn ein
in nahen, bekannten Gegenden hervorträte,
den abgelegneren, wenig erforschten von
zelnen Stammesnamen verdeckt würde. Ein
Untersuchung würde hier zu weit führen;
ist die friesische Bevölkerung an der ganz
schen Nordküste wohl auf jeden Fall.

[7]) Nur der Reiz der Freiheit, oder große
heit des Besitzes, bei dichter Bevölkerung,
für die Mühe und Gefahr des Anbaues auf
Boden Ersatz bieten. Sicherheit vermoch
das Mittelalter nicht zu gewähren.

[8]) Die Uebereinstimmung in mancher Eig
lichkeit kann nicht einer friesischen Einwa
in die Alpen, sondern nur der gleichmäßi
haltung des Alterthümlichen zugeschrieben
und beweist große ursprüngliche Gleichartig
Sitte bei den germanischen Völkern.

[9]) König Abel fiel im J. 1252, den 2
König Wilhelm's Sohn Florenz unterwarf di
Friesen, gewann aber ihr Herz durch güt
handlung, achtete ihre Freiheit, und fand
an ihnen. Der Adel nannte ihn: »der Kerk

[10]) „*Frisia non cantat*" ist ein altes Ada

---

76. Norwegen.

(*H. Steffens*, Die gegenwärtige Zeit II. [1817] S. 419—424.)

Die Ufer dieses Landes sind an vielen Stellen äußerst gefährlich. Aus der weitesten Ferne entdeckt man das rauhe, wilde Gebirge, starre Felsen ragen in das Meer hinaus und bilden unter den Wellen verborgene, furchtbare Felsenriffe. Durch das labyrinthische Gewinde solcher Felsen das Schiff zu führen, ist, selbst unter den günstigsten Umständen, nur dem einheimischen, gewandten Seemanne möglich; wer aber durch den Ungestüm der Winde an solches Felsengestade geschlagen wird, sieht dem unvermeidlichen Tode entgegen. An dieser rauhen Gebirgsküste wohnt der norwegische Lootse, kühn, ehrliebend, dessen fast unbegreifliches Geschick Erstaunen erregt, von Kindheit an mit dem Meere bekannt, mit

Gefahren spielend. Wenn Meer und W
Gefahr drohen, dann findet man ihn o
Meilen weit von seiner Gebirgsheimath
wilden See, von Nebel umhüllt, wo die
Wellen mit dem kleinen offenen Boote
Hier lauert er, ob Jemand seiner Hülfe
Wo ein Schiff dem Untergange nahe ist,
ihn keine Gefahr zurück. Ein gastfreies
wartet die Verunglückten am Ufer, um
Liebe und Theilnahme zu empfangen. H
keine Medaillen, keine sittenverderbende
die, was rein menschlich ist, durch sc
Lob verzerren. Der norwegische Lootse
— aber auf die Bedeutung seines ganzen
nicht auf eine einzelne That. Oft sind ihr

ter, Urgroßvater auf dem Meere in dem
en Geschäft gestorben; er erwartet den
ien Tod, nie sucht er ihm zu entgehen.
äßige Taxe ist sein ganzer Lohn. Bewußt-
hat seine Tugend aus dem gesunden Kern
rsprünglich edlen Natur. So empfängt der
e die Nothleidenden, so wird die gefahr-
ie Härte des Landes durch die edle Natur
iwohner gemildert. Ich berufe mich auf
stimmige Zeugniß aller Seefahrer der nörd-
Gewässer. Doch rühmt man vorzüglich
tsen der südlichen und östlichen Ufer.
r in diesem Lande wohnt der norwegische
Als in früheren Zeiten die kühnen Nor-
, Abenteuer suchend, die alte Heimath
n, und im Süden mächtige Reiche stifte-
ieben die Voreltern dieser Bauern, der
Sitte getreu, genügsam in den einsamen
des rauhen nördlichen Gebirges. Die
schen fruchtbaren Thäler, Guldbrandsda-
lemarken, Segnedalen, Ringeringe u. a. m.
ier von einem höchst merkwürdigen Volke
t. Das Getraide, dort von so hohem Werth,
den Wohlstand; getrennt von der verwor-
Velt, pflanzt sich bei ihnen alte Sitte un-
rt fort. Seit vielen Jahrhunderten ist die
diesen Thälern selten, und nur vorüber-
gestört. Das abgeschlossene Dasein hat
en Stamm in seltener Reinheit erhalten.
insamen Wohnplätze enthalten Weniges,
Raubgier herrschsüchtiger Großen reizen
daher ist das Feudalsystem niemals in
n aufgekommen. Schweden hat einen ur-
ächtigen Adel, Dänemark einen zurück-
en, Norwegen gar keinen. Ein paar reiche
chtige adelige Besitzer leben zwar dort;
en norwegischen Adel im deutschen Sinne
nicht, vielmehr erhält sich hier noch die
ermanische Weise, wie sie vor undenk-
eiten zu Grunde gieng. Die meisten
sind Allodialbesitzer, Freiherrn im ech-
uralt germanischen Sinne. Eigentliche
, ursprünglich Unterworfene und Unfreie
n nicht in Norwegen; wer dienen muß,
ied eines republikanischen Familienbun-
: bürgerliche Freiheit, nirgends in allen
issen reiner, ward seit Jahrhunderten
rch die Tugend der Bürger, als durch
ng, mehr durch Sinn, als durch Worte
Es gibt Bauern in diesen Thälern, die
alten Königen und Jarlen abstammen,
issen und nur unter sich heirathen, aber
stolze Bewußtsein einer hohen Abkunft,
erer Glanz, keine drückende Vorzüge,

sondern sie von den übrigen. Die widerstrebende Natur fordert zur immer fortdauernden rüstigen Thätigkeit auf und unterhält eine tüchtige Gesundheit; die Männer besonders sind schön. Ein Glaube herrscht im ganzen Lande, durch keine Abweichung gestört, durch keine falsche Aufklärung wankend gemacht. Der stolzeste Freiheitssinn konnte sich hier, wie vielleicht nirgends, mit dem ruhigsten Gehorsam, mit der reinsten Hingebung, mit der unerschütterlichsten Treue verbinden. Der wohlhabende Thalbewohner bildet daher, durch diese Vorzüge gehoben, den echten, wahrhaft vornehmen Adel des Landes, die unversiegbare Quelle einer stets frischen, herrlichen Nationalität. Denn was aus diesem Mittelpuncte hervorquillt, das durchströmet wie ein heller, erquicklicher Lebensstrom alle Verhältnisse. — Das Land ist reich an Producten von mancherlei Art. Unermeßliche Wälder bedecken das Gebirge, und bilden mit den schroffen Felsen, den schäumenden Flüssen, den mächtigen Wasserfällen, den hereintretenden Meeresbusen, den großen Landseen, den schön grünenden Thälern, besonders im Süden, die reizendsten Gegenden. Die Berge enthalten einen unerschöpflichen Reichthum an Metallen, vorzüglich Eisen und Kupfer, auch Kobald und Silber, die Meere wimmeln von Fischen. An der ganzen, über zweihundert Meilen langen Westküste von unzählbaren, nackten, felsigen Inseln umgeben, ohne Wälder, einem rauhen, unfruchtbaren Lande, wohnen in zerstreuten Hütten von kahlen Felsen umgeben die Fischer, ein rohes, unsauberes Volk, das freilich wenig von der sittlichen und physischen Reinlichkeit zeigt, die die Bauern so bestimmt auszeichnet. Indessen bilden sich aus ihrer Mitte die norwegischen Seeleute, die als die gewandtesten und kühnsten unter den Engländern bekannt sind. Der reiche Fischfang hat den Norweger bis jenseits des Polarkreises hingelockt. Alten in der Nähe vom Nordcap, fast unter 70 Graden nördlicher Breite, ist bekannt. Schöne Tannen- und Birkenwälder, lebendig grüne Wiesen, die herrlichsten Gebirgsformen und das hineintretende Meer bilden in diesem hohen Norden eine höchst anmuthige, ein paar Monate hindurch Tag und Nacht von der Sonne erleuchtete Gegend, die von allen Reisenden, von Skiöldebrand, Büch, selbst von dem Italiäner Acerbi bewundert wird. Reiset man gegen Osten, so findet man in gleicher Breite die Südspitzen von Novaja Semlia, wo einzelne Samojeden unter ewigem Eise hausen, gegen Westen aber die furchtbare, unzugängliche, von Eisfeldern eingeschlossene Ostküste

von Grönland, die kein Europäer sah. Und so drängt sich eine liebliche europäische Vegetation in die Polarkreise hinein; der erstarrende Nordpol zieht seine tödtende Winterdecke zurück, indem seine ewigen Eispaläste sich rechts und links erheben. Ueberhaupt ist die Witterung in Norwegen durch sein langes, gegen das westliche Meer abfallendes Gebirge für seine nördliche Lage äußerst gelind. Die Handelsstädte sind wohlhabend; in vielen findet man einen überraschenden Luxus. Aber selbst die norwegischen Kaufherren, die mit ganz Europa in Verbindung stehen, die an der allgemeinen Ausbildung und Verbildung Theil nehmen, haben im Lande die kecke Freimüthigkeit, die tüchtige, zuversichtliche Weise behalten. Denn der Norwege überhaupt tritt fest und mannhaft auf, ist höchst lebhaft, bestimmt in seinen Urtheilen, mit einem klaren, leichtfassenden, schnelltreffenden Verstande, treuherzig und leutselig, wie alle Menschen, die eines sicheren, inneren Besitzes gewiß sind. Sie s ganzen Norden berühmt durch eine heitere lose Freigebigkeit, durch eine freundlich freiheit, die Alles unbefangen gibt und nic dert, sondern einen Jeden seiner Natur, Weise nach gewähren läßt. Selbst der l der in Kopenhagen seine letzte Ausbild hielt, nahm seine tüchtige Natur meist u dert in die freie Heimath zurück. Noch h Fremder dieses Land gastlich betreten, de Land und Meer und Volk als ein tüchti zeugniß einer innerlich gesunden Natur, Kraft und Milde entgegentrat. Wer aus d worrenen, verwickelten Gährung in Euro herkommt, dem ist es, als wehte ihm die Luft eines einfachen, herrlichen Lebens erq entgegen, als sähe er den klaren Lebensst dem tiefen Born eines früheren, längst ve Daseins rein und kühl hervorquillen. Man die Norweger die Brahminen Germaniens

77. Vergleichung Englands mit Spanien und Holland.

(*G. B. Mendelssohn*, Das germanische Europa [1836] S. 87—89.)

Vergleichen wir in Beziehung auf Seehandel und Seemacht die iberische Halbinsel mit England, so zeigt sich sehr auffallend der entscheidende Einfluß der inneren Gestaltung des Bodens. Glückliche Lage zwischen dem reichsten und cultivirtesten binnenländischen Seebecken der Welt und den afrikanischen und amerikanischen Küsten, Sicherung gegen den Continent durch die Pyrenäen, die Spanien durch Jahrhunderte unangefochten erhielten; treffliche Häfen auf der Seite des mittelländischen Meeres, wie auf der oceanischen, alle Fülle des Südens über die Ost-, Süd- und Westgestade, sowie über alle tiefer gelegenen Landschaften ausgegossen; reiche Bergwerke, — seekundige, gewerbfleißige Völkerschaften, wie die Biscayer und Catalonier, — Alles das konnte auf die Länge dem Seehandel seine Blüthe nicht erhalten. — Politische, religiöse Verhältnisse haben unstreitig mit eingewirkt; — aber wie ungünstig ist schon der Gebirgsbau, das Widerspiel des englischen, der Verbindung der verschiedenen Landestheile unter sich und mit der Küste! Durch hohe Gebirgsketten in mehrere abgeschlossene Gebiete scharf gesondert, ohne schiffbare Flüsse, — die wenigen, die es hat, sind es nur bis auf kurze Entfernung von der See — ist diese auf drei Seiten vom Meer umspülte Halbinsel doch, weitem größten Theile ihres Gebietes na von der See abgelegen, in vorzugsweise continental zu nennen. Physisch so we geistig war Spanien geeignet, sich dem schen Leben aufzuschließen. Das zume hinderte ein lebendiges Verhältniß zu d seeischen Besitzungen, und ließ diese n fruchtend, sondern austrocknend auf das M zurückwirken.

Holland besaß die Herrschaft über de strom und die Erbschaft der Hanse, s alten gewerblichen und Handelsgröße de lande, welche dem isolirten, für überlief tur abgelegneren England weit vorausgee Von Natur und Geschichte in einer strenge erzogen, überflügelte es durch beharrlich Unternehmungsgeist, folgerechte Thätig mächtige Spanien auf der Bahn des Ocean das der Abstammung nach verwandte, i sen und bürgerlichen Einrichtungen ihm englische Volk vermochte es auf die Da ein moralisches Uebergewicht zu behaup ches der geringen inneren Macht, der geren Stellung zum Ocean, vor Allem d theil der continentalen Grenzen hätte d

önnen. Aber nicht bloß Holland mußte vor England zurücktreten, es läßt sich, an behaupten, aus allen Bestandtheilen nüberliegenden Festlandes kein Staat zusetzen — könnte man auch sonst willkürder Geschichte schalten —, der nicht in Falle gewesen wäre. Wenn man ihn an nd Bevölkerung gewinnen ließ, so mußte größerem Maße das Mißverhältniß der Küste zum Innern, die Abhängigkeit von continentalen Verhältnissen steigen.

Holland war Englands Lehrmeister, den der begünstigtere Schüler übertraf. Wie die englische grundbesitzende Aristokratie sich so gestellt hat, daß ihr alle Fortschritte des erwerbenden Theils der Nation schließlich zu gute kommen mußten, — so England gegen den Continent.

78. Vergleichung der Alpen mit anderen Hochgebirgen.

(Dasselbe Buch Seite 214 — 215.)

leicht man die Alpen ihrer Gestaltung it anderen Hochgebirgen, so zeigen sich den Pyrenäen, noch im Kaukasus, noch im a, noch auch in den Andes solche Längen-, die auf breiter Sohle ebnen Fußes bis tief re des Gebirges führen. Den Pyrenäen Kaukasus fehlen überhaupt die größeren, lie longitudinalen Thäler. Im Himalaya tens in den uns genauer bekannten, höcheilen desselben) ist mit den zu Riesenporgestiegenen Gipfeln auch der unterste rund der Thalklüfte, wo sich die Thalberühren, an den Tag herausgehoben, s Niveau der umliegenden Ebene, so gleichende Schuttanhäufungen nicht mehr Dagegen ist das scandinavische Gebirge ingesenkt, daß die See in seine großen fast bis zu ihrem Hintergrunde eindringt. hthäler der Andes sind Längenthäler, aber z anderer Art als die alpinischen, nicht der Ebene gleich, sondern hoch über sie in eine ganz andere Luftregion erhoben, so hoch fast wie die höchsten Alpengipfel. Wilde, steile Felsenschluchten führen den Wanderer wie die Gewässer hinab. Eben so hoch liegen die Tafelflächen auf der Nordseite des Himalaya. Keines dieser Gebirge hat ferner Seen in den Thalmündungen, den alpinischen ähnlich. Der Titicaca, die Seen von Tibet sind Plateau-Seen. Die Pässe sind in den Alpen verhältnißmäßig am bequemsten und zahlreichsten.

Im europäischen Klima scheint die eigenthümliche Gestaltung der Alpen die wohnlichste, menschlichem Leben und Treiben am meisten zusagende. Zwischen den Wendekreisen würden Hitze und böse Luft ihre niedrigen, dem Luftzug verschlossenen Thalgründe fast unbewohnbar machen. Dagegen würden unter 46° N. B. die Hochflächen von Tibet und Peru unnahbare Eiswüsten sein.

79. Vorläufige Vorstellung von der allgemeinen Geographie.

(...hl, Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche [1841] S. 1 — 4.)

sehen auf der Oberfläche die Erde die liche Bevölkerung sehr ungleich vertheilt. en Gegenden häuft sie sich bedeutend, in erscheint sie sehr spärlich. An einigen zeigen sich die Städte und andere Ansieen sehr zahlreich, an andern wiederum sah chichte nie Städte erscheinen. Ja an einigen Puncten blühten immer von Neuem wieder Städte auf, so oft sie zerstört wurden, während an anderen Puncten die auf ihnen gegründeten Colonien nicht gediehen, keine große Bevölkerung in ihren Mauern sammelten und bald wieder selbst ohne äußeren Anlaß verfielen.

Die Ursachen aller dieser Erscheinungen sind

sehr complicirte, theils **moralische** oder **politische**, theils **physikalische**. — Die **moralischen** oder **politischen Ursachen** der verschiedenen Dichtigkeit der Bevölkerung sind in dem Culturzustande und besonders in der politischen Verfassung der Bewohner der verschiedenen Erdstriche begründet. Jägervölker brauchen größere Räume als Nomaden, diese größere als Ackerbauer, und diese wiederum größere als manufacturirende Nationen. In einer wohlgeordneten Staats- oder Stadtcommune befindet sich die Bevölkerung wohler und vermehrt sich daher bedeutender als in einer anarchischen. Auch sind viele verschiedene Sitten der Völker als einflußreiche Ursachen der mehr und minder großen Dichtigkeit der Bevölkerung zu betrachten. Insbesondere wirken auch die Privilegien und Begünstigungen, welche manchen Städten zuweilen ertheilt werden, theils vortheilhaft auf die Zusammenhäufung einer großen Bevölkerung in ihren Mauern, theils nachtheilig auf andere nicht mit solchen Privilegien versehene Ansiedelungen. Ja selbst die einmal begründete Gewohnheit der Menschen, an einem gewissen Orte zu verkehren und sich anzusiedeln, wirkt zu Gunsten eines Ortes, der sonst vielleicht durch andere Umstände gar nicht begünstigt erschiene.

Die **physikalischen Ursachen** der Concentrirung der Bevölkerung an gewissen Erdflecken sind zweifach:

- theils sind es solche, die von dem mehr oder minder großen **Productenreichthume des Bodens**,
- theils solche, die von der **Gestaltung der Erdoberfläche** abhängen.

Der Productenreichthum und die **Fruchtbarkeit des Bodens** sind in einigen Gegenden so groß, daß es einer bedeutenden Bevölkerung leicht wird, sich darauf zu nähren, in anderen aber so unbedeutend, daß die menschlichen Ansiedelungen sehr spärlich erscheinen; ja in noch anderen ist die Productivität so völlig null, daß alle Ansiedelung unmöglich wird. Die Deltas mancher Flüsse, die Wüsten, die Felder ewigen Schnees und Eises geben Belege dazu.

Die Gestaltung der Erdoberfläche, d. h. die Art der Um- und Abgrenzung des Festlandes mit dem Flüssigen, der Gebirge mit den Ebenen und aller der anderen Terrainverschiedenheiten unter einander, bewirkt insofern eine Condensirung der Bevölkerung an gewissen Puncten, als sie dem menschlichen Verkehre hier und da entweder Vorschub leistet oder ihm hindernd in den Weg tritt.

Es kann sein, daß die verschiedenen po
und physikalischen Ursachen alle auf gleic
Weise belebend auf einen Erdoberfläch
hinwirken, so daß also derselbe Punct
durch seine Fruchtbarkeit, als durch die
tung der Umgegend, als auch endlich durc
politischen Verhältnisse als ein begünstig
scheint.

Es kann aber auch sein, daß hie und
die eine oder die andere jener Ursachen
während die übrigen Begünstigungen fehle
litische Willkür, gegebene Privilegien, de
des Regenten u. s. w. können z. B. an
völlig unfruchtbaren und auch von der
formation gar nicht begünstigten Platze
völkerung einer großen Stadt künstlich zus
halten. Oder es kann geschehen, daß au
sehr unproductiven Orte, der aber wegen
staltung des Bodens für den Verkehr sehr
ist, wie z. B. auf einem sandigen, wüsten
eine Menge von Menschen zusammengefüh

Im letzteren Falle, wo nicht alle begü
den Umstände zusammenfallen, wird abe
immer der wirklich eintreffende auch die
herbeizuführen streben. Es wird also z.
große Bevölkerung, wenn sie an einem E
durch politische Willkür zusammengehalte
streben, auch diesen Erdfleck fruchtbarer
chen, als er von Natur ist, und eben s
Chausseen, Canäle u. s. w. auch für den
eine günstige Terrainbeschaffenheit zu bew
ligen. Umgekehrt wird ein von der Na
günstigter Ort, der anfangs noch ohne Pri
der Staatsgewalt ist, diese doch mit d
zwingen, ihm solche zu ertheilen, oder we
tur und Staat noch gar nicht da waren,
er eben solche ins Leben treten lassen.
Natur für die Dauer immer stärker ist
Mensch, so kann man im Ganzen gewiß
men, daß allerdings zuweilen lange Zeit h
die Bevölkerung auf unnatürliche Weise
sirt erscheinen kann, am Ende aber doch
litik der Natur nachgeben muß, und daß i
der Jahrhunderte sich gewöhnlich die vo
bevorzugten Orte auch politisch privilegirt
werden. Da ferner auch von den physik
Ursachen sich im Ganzen Fruchtbarkeit we
ter geben läßt als vortheilhaftes Relief un
figuration des Bodens, indem es in der Re
eher möglich ist, eine Wüste in Fruchtl
verwandeln, als z. B. ein Gebirge zu ebn
Thal oder einen Fluß zu schaffen, oder g
Meerbusen herbeizuführen, so zeigt sich
daß **von allen verschiedenen Urs**

der Condensirung der Bevölkerung die Bodengestaltung die allerwichtigste ist.

Wir haben schon mehrere Schriften und Abhandlungen, in welchen von den politischen Einflüssen und denjenigen der Bodenfruchtbarkeit auf die Dichtigkeit der Bevölkerung die Rede ist. Wir besitzen aber noch kein Werk, welches die Einwirkungen der Bodengestaltung vollständig zu entwickeln und zu beurtheilen sich zum Zweck genommen hätte.

Allerdings gibt es fast kein geographisches oder reisebeschreibendes Werk, in dem nicht bei Erwähnung dieser oder jener Stadt häufig von ihrer günstigen oder ungünstigen geographischen Lage in Bezug auf Handel, Verkehr und Anhäufung der Bevölkerung gesprochen würde. Gewöhnlich geht man indeß nicht tiefer auf die Untersuchung der Ursachen dieser Gunst oder Ungunst ein.

Auch in den historischen Werken geschieht oft der natürlichen Grenzen der Völker, oder dieser und jener Stelle der Erdoberfläche Erwähnung, als einer solchen, die durch ihre Lage zu einem besonderen Lebens- und Verkehrscentrum der Menschen berufen sei. Allein allgemeine Principien über die Bedingungen zu einer solchen Lage hat noch kein Historiker gegeben.

Es ist die Erscheinung des Mangels einer solchen Untersuchung um so auffallender, je wichtiger dieselbe für die Wissenschaften und namentlich für Geschichtskunde, Geographie, Statistik und Staatswissenschaft ist, und je praktischer diese Frage überall ins Leben der Menschen, Völker und Staaten eingreift.

Sicherlich, wenn es überhaupt gewisse, von der Natur als die bequemsten Brennpuncte des Verkehrs und die günstigsten Ansiedelungsplätze der Bevölkerung bezeichnete Erdflecke gibt, und wenn deren Nachweisung und Auffindung nach gewissen allgemeinen Principien möglich ist, muß es für den Staatsmann und Politiker von großer Wichtigkeit sein, diese Principien zu kennen, damit er mit politischem Zwange die natürliche Entwickelung dieses oder jenes Ortes nicht hemme. Eben so muß bei Begründung neuer Städte auf jene Wahrheiten Rücksicht genommen werden, da es sich mit ihrer Hülfe oft mathematisch genau bestimmen läßt, an welchem Puncte für eine neue Colonie eine glänzende Zukunft zu erwarten sei, an welchem nicht.

Der Geograph, der Ethnograph und der Historiker können die Resultate dieser Untersuchung am wenigsten entbehren, da sie ebenso die Grundlage ihrer ganzen Wissenschaft bildet, wie die Erdoberfläche selber die Basis und Bühne des Völkerlebens und der geschichtlichen Entwickelungen ist.

---

80. Wirkung der Erhebung des Bodens.

(Dasselbe Buch S. 533—535.)

Auch die Erhebung des Bodens ist von großer Bedeutung. Wir sprechen hier nicht von dem Erheben in reinere Lüfte (dies ist ein mittelbarer Einfluß), sondern bloß von dem unmittelbaren Einflusse der Bodenerhebung als solcher. Dahin gehört, daß das mühselige Steigen die Menschen stärkt und ihr Talent in Besteigung der Berge besonders übt. Dies Talent nun haben die Ebenenbewohner nicht. Sowohl der Mangel desselben in den Ebenen, als sein Vorhandensein in den Bergen befördert den Verkehr der Ebene und des Gebirges an den Grenzen, in denen sie zusammenstoßen. Diese Gewandtheit der Bergbewohner in Benutzung der Vortheile der durch sie bewohnten Oberflächengestaltung, sowohl beim friedlichen Hinüberschaffen der Waaren, als beim feindlichen Fliehen in dieselben und beim Vertheidigen derselben, trägt daher zur Unabhängigkeit der Gebirgsländer von der Ebene und zu der Freiheit, die man in den Bergen findet, bei. Schon deswegen schälen sich die Berge und Gebirge in der Regel auch als eigene politische Gesammtheiten aus der Ebene heraus und treten daher auch als solche einflußreich für den Verkehr auf.

Hierzu kommt, daß die Berge durch die vielen kleinen Abtheilungen, die sie bilden, die vielen eng eingeschlossenen Thäler, Schluchten u. s. w. eine außerordentlich geringe Einheit der gesammten politischen Gesellschaft veranlassen. Sie führen vielmehr eine große Zerschnittenheit der Volksmasse und des Volkscharakters herbei, so daß fast jedes Thal einen anderen Charakter hat und daß sich das Ganze in viele verschiedenartige Stämme und Clans zertheilt, wie z. B. in Schottland und in der Schweiz. Jedes Gebirgsthal ist unter anderen

klimatischen und unter anderen Bodeneinflüssen gelegen, weshalb sich fast in jedem Thale andere Sitten und andere Charaktere zeigen. Daher denn auch die großen Schwierigkeiten des Gebirgsverkehrs nicht bloß des coupirten und zerschnittenen Terrains, sondern auch des coupirten Volkscharakters wegen.

Die Ebene ist darin ganz anders. Wie sich die Wasserfluthen in ihr ausgleichen und, sie überschwemmend, große Meere bilden, während in den Bergen das Wasser sich in kleine Bassins abtheilt, so fluthet auch der Volkscharakter in der Ebene hin und her, gleicht sich aus, theilt sich mit und bildet große einige Massen. Es läßt sich diese politische und moralische Einheit der Volksmassen fast in jedem ebenen Lande beobachten. Die Ebenen sind daher zur Eroberung, sowie die Berge zur Vertheidigung auch weit geeigneter, und fast jedes Land hat in der Ebene seinen politischen Kern, in dessen Mitte sich sein Hauptsitz befindet, in der sich die Gesellschaft mehr ausgebildet hat, und in der die zusammenhä[ngende] Masse der Bürger einiger und compacter [gewor]den ist. So ist es mit der Ebene von Ma[drid in] Spanien, mit der um Paris in Frankreic[h, mit] der um Berlin in Preußen, mit der um [...] Italien, mit der um Pesth und Ofen in U[ngarn,] mit der von Prag in Böhmen, mit der von [...] in Mähren, mit der von Stockholm in Sch[weden,] mit der von München in Baiern, mit d[er von] Moskau in Rußland. Aus der Mitte aller [dieser] Ebenen stiegen die vereinigten politischen [...] gegen die Berge an.

Die Ebene ist daher nicht nur unmittelb[ar da]durch, daß die Wagen über ihr applanirte[s Ter]rain leichter dahin laufen, sondern auch d[adurch,] daß die applanirten geistigen Massen größ[er und] geebneter sind und ein leichteres Durchdring[en ge]statten, zum Verkehre geeigneter. Dies brin[gt] einen moralischen Gegensatz zwischen Ebe[ne und] Gebirge hervor, der den physischen Contrast [der] beiden Oberflächenformen noch stärkt und

---

DRITTE ABTHEILUNG.

Concrete ethische Wissenschaften.

I. Die Wissenschaft vom Naturstande der Menschheit.

A. Anthropologie.

81. Verschiedene Ansichten über den Ursprung des Menschen.

(*H. Hauff*, Skizzen I. [1840] S. 199—212.)

Des Menschen eigentlichstes Studium ist der Mensch. Er wird nicht müde, seine geistigen Vermögen zu spalten, zu vergleichen, sie auf die Welt der Erscheinungen und die letzte Ursache derselben zu beziehen, und er ist am Ende dahin gelangt, sich als das Auge der Schöpfung zu begreifen, durch das der Schöpfer sein eigenes Werk betrachte. In der Körperlichkeit hat er seinen Zusammenhang mit der Natur und zunächst mit der Thierwelt vielseitig erforscht, und die Kluft, welche ihn von der letzteren trennt, wenn auch nicht mathematisch ausgemessen, doch geschätzt. Es ist ihm klar geworden, daß eigenthümliche Körpervorzüge jener inneren Kraft entsprechen, die ihm erlaubt, sich über das Gebiet des Sinnlichen zu erheben, und daß er dasselbe aussagt, ob er sich mit Linné als *Homo sapiens*, o[der mit] Blumenbach als *Homo inermis* ins Buch d[er Na]tur einzeichnet. Er sieht sich an der Spit[ze des] Lebendigen als ein freies, von den Gesetz[en der] Natur und seinem Gewissen beschränktes [Wesen] und arbeitet unter Angst und Entzücken [an der] Lösung des Räthsels, woher er kommt u[nd wo]hin er geht.

Für immer sind aus der Wissensch[aft die] Träume verschwunden, welche den Mensch[en seinen] ursprünglichen vierfüßigen Gang verlernen und frevelhaft einen Affen in seine Sta[mmtafel] schrieben. Sie hat die körperliche und [geistige] Natur des Menschen in ihrer Eigenthüml[ichkeit] begriffen und für die Kenntniß wenigste[ns der] körperlichen Seite eine großartige, feste Gr[und-]

Die Naturgeschichte des Menschen als
s, blühendes, strebendes, absterbendes
n, als männliches und weibliches, als
und krankes, ist ein wohlgeordnetes
, in das die Folgezeit nur ihre Errun-
einzutragen hat. Aber nicht eben so
s sich mit der Geschichte des Ge-
s, der Gattung. Von der Frage nach
srunge der Menschheit, die mit dem
lles Seins zusammenfällt, kann keine
, sondern nur davon, wie sich die na-
angeborene, unverwischbare Verschie-
s Menschengeschlechts, die sogenannte
rschiedenheit, in einer Zeit, zu wel-
Geschichte hinaufreicht, gebildet hat.
se Vergangenheit des Menschen sind
her und Philosophen um nichts gewis-
ch ungleich getheilter, als über seine

ühere Philosophie beruhigte sich meist
nosaischen Erzählung. Nur die Frei-
wagte hin und wieder daran zu rütteln,
z. B. der freche Theophrastus Paracel-
der Entdeckung von Amerika, zum
einer Zeitgenossen, meinte, es müsse
asiatischen auch einen amerikanischen
eben haben. Aber selbst, nachdem man
fangen hatte, jene Urkunde nach ihrem
erthe zu schätzen und in ihr die älteste
e der Geschichte auf westasiatischem
t zu erkennen, ließ die Skepsis den
dam unangefochten; ja noch Blumen-
r es zuerst versuchte, die Varietäten
hengeschlechts eigentlich wissenschaft-
dnen und zu erklären, wagte es nicht
Problem der Racenbildung keck und
eidenden Puncte ins Auge zu fassen.
te die Scheu, an eine Urkunde zu
lche einmal traditionell in einen, frei-
wegs nothwendigen Zusammenhang mit
lichen Dogma gebracht war.
erzeugte sich bald, daß jede mögliche
forschung die Hauptformen, in welche
heit sichtbar zerfällt, überall schon
man mußte sich gestehen, daß diese
nen Typen etwas durchaus Unveränder-
n, und aus den Einflüssen des Klimas,
enwärtig auf Erden herrscht, schlecht-
rlich sind; man ignorirte aber die sich
den Consequenzen oder fand Mittel, sie
zu umgehen, wenn man nicht gar den
oß im Namen der Majestät des Men-
einem Machtspruch niederschlug.
m einmal auf Linnés Anstoß die Orga-
nismen systematisch geordnet waren und die Be-
griffe der Gattung (Art, *species*), des Geschlechts
(*genus*) und der natürlichen Familie sich feststell-
ten, mußte sich dem Naturforscher ein Gedanke
aufdringen, der nach der Analogie der Thierwelt
das Problem wenigstens auf empirischem Stand-
punct zu lösen schien: sollte es nicht verschiedene
ursprünglich geschiedene Arten (*species*) von
Menschen geben, die zusammen das Menschen-
geschlecht als Genus bilden, etwa wie wir die
Arten des Haushundes, des Wolfes, Fuchses, des
Schakals im Hundegeschlecht vereinigt sehen?
Diese Frage glaubte die Humanität mit Unwillen
abweisen zu müssen, obgleich die empirische Wis-
senschaft in bedenkliches Gedränge kam, wenn sie
die körperliche Einheit des Menschengeschlechts,
oder, was am Ende dasselbe ist, die Abstammung
von Einem Paare oder doch von einem Urtypus
völlig mit den Momenten vereinigen wollte, wel-
che nach ihren eigenen Grundsätzen in der Thier-
welt Geschlechter und Arten oder Gattungen con-
stituiren. Man zerschnitt den Knoten, man ver-
neinte diese demüthigende Analogie mit dem Thiere
geradezu und nahm für den Menschen ein Aus-
nahmsrecht sowohl in Hinsicht seines Ursprungs
als seiner Verbreitung in Anspruch.

Diejenigen, welche nach einer Alles verheeren-
den Fluth mit dem Menschen auch die ganze
Thierwelt der jetzigen Erde aus Noahs Kasten
hervorgehen ließen, und Chams verfluchten Sohn
im Sturm unter die Tropen jagten, konnten frei-
lich bald nicht mehr zum Worte kommen. In
Deutschland sprachen selbst Theologen der Bibel
die Autorität in Sachen der Wissenschaft ab; so
Pott in seiner Schrift: Moses und David keine
Geologen (1799). Nur in England klebt noch ein
Theil der Naturforscher hartnäckig am Buchstaben
der Schrift, was wohl daher rührt, daß so viele
Lehrer der Naturgeschichte Geistliche der bischöf-
lichen Kirche sind. Deutsche Naturphilosophie
und Mystik weiß trefflich den Text der Genesis
und den Hergang der Sündfluth mit ihren Spie-
geleien in Einklang zu bringen; aber jene Eng-
länder suchen den Einklang im allerbeschränk-
testen Wortverstande. So führte vor Kurzem
noch Kirby, der bekannte Entomolog, selbst
die Thiere Amerikas und Neuhollands aus der
Arche; um den Consequenzen zu entgehen, zu
welchen die fossilen Reste untergegangener Schö-
pfungen drängten, nahm er an, die in den Flötzen
begrabenen Ungeheuer seien in der Sündfluth um-
gekommen, ihre Geschlechter leben aber noch in
unterirdischen Meeresräumen, und der räthselhafte
Proteus, der nur im Wasser tiefer Höhlen lebt,

· Naturmensch.

· Seele [1841] S. 62—64; 109—110.)

rden, sie erfinden die Schrift oder
.le an und treten, mit Einem Wort,
nichte ein.
iert sich uns also der Weltmensch vom
en Naturmenschen ab. Im Naturzustande
ir das menschliche Selbst noch in der
n Gemeinschaft mit der Natur begriffen,
mit der äußeren als der eigenen Natur-
ligkeit hingegeben. Freilich ist auch hier
n eine Gemeinschaft des Menschen mit dem
ischen und mit Gott, also die Elemente des
neren Menschen sind vorhanden, aber sie sind
ch dem natürlichen Element untergeordnet: die
höheren Offenbarungen werden noch leicht durch
Hingeben an das natürliche Selbstgefühl verdunkelt und verderbt.

Wenn es für die Beobachtung oft schwierig sein möchte, zu entscheiden, ob ein Mensch noch als Naturmensch oder schon als Weltmensch zu betrachten sei, so thut das der Wahrheit des Begriffs eben so wenig Eintrag, als wenn wir auf der untersten Stufe des Lebens Naturwesen finden, bei denen es ungewiß bleibt, ob sie Pflanzen oder Thiere sind, aber der Unterschied zwischen beiden wird dadurch nicht aufgehoben. Das menschliche oder das Selbst-Bewußtsein einigt sich mit der Gemeinschaft, in der der Mensch lebt; er ist sich seines Thuns im Zusammenhang mit der Natur und Gemeinschaft bewußt und bezieht sein Denken und Thun auf dieses weltliche Selbst eben so sehr, als auf das natürliche. Allerdings sinkt er vermöge der Lust und Willkür auch häufig zum bloß natürlichen Selbstgefühl herab, aber das Bewußtsein des höheren bleibt in ihm lebendig und bekämpft diese Hemmungen. Gott offenbart sich dem Weltmenschen nicht mehr als ein einzelnes Naturwesen, Fetisch u. s. w., sondern als höchst mächtige ausgezeichnete menschliche Persönlichkeit. Aber im Kampf mit der Willkür und der Lust verliert das weltliche Selbst seine Selbständigkeit; es entzweit sich mit sich selbst; es verdunkelt durch das Hingeben an die egoistische Lust das Bewußtsein des Höheren und Göttlichen. Soll es daher eine durchaus selbständige höhere Entwickelung geben, so muß noch ein anderer neuer Entwickelungspunct eintreten, und dieser ist mit der Erlösung Jesu Christi gegeben, wodurch die Bildung eines »neuen Menschen« bedingt ist. Jetzt erst in der geistigen Gemeinschaft mit Gott, dem allwissenden, all-

ist nach ihm der Vorposten einer unterirdischen wimmelnden Thierwelt. **Buckland**, der berühmte Geolog und Verfasser der *Reliquiae diluvianae*, glaubte sich in einem noch neueren Werke standhaft verantworten zu müssen, weil er es gewagt, mehr dem Geist als dem Buchstaben der mosaischen Urkunde zu folgen.

Die Forschung erkannte endlich in den eigenthümlichen Pflanzen und Thieren der verschiedenen Himmelsstriche wahre Autochthonen, ursprüngliche, den verschiedenen Klimaten eingebildete Formen; aber die Einheit des Menschengeschlechts glaubte man, und zwar mit Recht, um keinen Preis aufgeben zu dürfen; und so giengen fortwährend die meisten Versuche, die Abschattungen der Menschheit zu erklären, unter dem Einflusse der biblischen Tradition, von drei Grundsätzen aus: Die Menschheit hat sich von Einem Fleck, und namentlich von einem gesegneten Landstrich Asiens aus, wandernd über die ganze Erde verbreitet; — die Verbreitung begann erst, nachdem die Festländer aus dem Kampf der Elemente, nach Profil und Umriß, in ihrer jetzigen Gestalt hervorgegangen waren, oder schon — was am Ende auf Eins hinausläuft — als die Wasser nach der letzten allgemeinen Umwälzung angefangen hatten, sich vom vermeintlichen höchsten Lande der Erde, vom Erdrücken Asiens, zurückzuziehen; — endlich, im sogenannten kaukasischen Stamme, hat sich der mit allen Keimen herrlich ausgestattete Urstamm **erhalten**, während alle andern Formen des Geschlechts hier leisere Verbildungen, dort wilde Verzerrungen desselben sind. — Nur diesen letzten Satz gaben neuere Anthropologen hie und da auf: sie nehmen an, die Menschheit sei ursprünglich noch nicht in so festen Zügen ausgeprägt gewesen, wie jetzt, und die gegenwärtigen Racen werden sich dem Urstamm nur mehr oder weniger nähern.

Die Erklärer führten den wunderlichen Zögling der Elohim aus dem Paradiese auf unbegreiflichen Wegen über die weite Erde. Die Vorsicht Gottes ebnete wunderbar die Pfade vor den Schritten der jugendlichen Geschlechter, aber nicht lange, so warf sie sein Zorn hier unter das Eis des Pols, dort unter den sengenden Strahl der Sonne, und gab es zu, daß sie in einer übermächtigen Natur abfielen von jenem Urgeschlecht, das aus dem warmen Neste am Weltrücken Asiens mit unbezwinglicher Wanderlust ausgeflogen war. In der Wirklichkeit ist der Neger der Sklave des Weißen; aber die Philosophie wahrt ihm ausdrücklich, als einem Glied der einigen Menschenfamilie, Perfectibilität und Antheil an der Erlösung. Die Humanität des Europäers, und wohl noc[h]
das geheime Grauen vor der irdischen,
schen Wurzel seines Geschlechts, erken
rothen Amerikaner als Milchbruder; abe
Stolz vermag einmal die Stammverschiede
der Menschheit nach Farbe und tiefgre
Körperbildung nur als Abfall von seinem
erhabenen Urbilde zu begreifen, und d
Gotteshand rein hervorgegangene weiße
soll sich durchaus in der farbigen Menschh
schiedentlich gebrochen und getrübt haben

Die unbefangene Naturforschung erbl
den erwähnten drei Sätzen Voraussetzung
durch nichts erwiesen sind, während die
Naturbeobachtung vielfach dagegen streitet
Ansicht stößt überall auf unüberwindliche
rigkeiten und verwickelt sich in unzählige
sprüche, wenn es sich davon handelt, die
gen und körperlichen Charaktere der
sammt ihrer geographischen Vertheilung
klären. Nichts desto weniger blieben die g
lichen Anthropologen fortwährend dabei
Nur rückten sie das Paradies in halb Asien
bald mehr nach Ost, bald mehr nach Wes
ter am Gebirg aufwärts oder gegen den
strand hinab; der eine dachte sich den U
so, der andere anders, und die Marschro
sich fächerförmig verbreitenden Menschh
nun zwar sehr einfach — sie hatte eben d
zu füllen, wie es vorlag —, aber auch hö
begreiflich. Es handelte sich von einem V
der weit jenseits aller Erinnerung des Ges
liegt; von **Menschengeschichte** kon
dabei gar nicht die Rede sein, und die P
der Bevölkerer der Erde hätte leichtes S
habt, wenn nicht die **Naturgeschich**
bei jedem ihrer Sätze ein Veto einlegte.
geriethen die Erklärungsversuche mit de
weislichen Resultaten der Naturforschung
ter einander selbst in Conflict. Wir hab
unter uns eine Zauberin, die sich auf ihren
fittigen so hoch erhebt, daß ihr alle Sc
keiten in der Vogelperspective verschwind
Mystik, welche das mächtige Complement
beschränkten Wissens geradezu divinirt
auf jedem Standpunct der Wissenschaft di
barung, oder was sie so heißt, mit den Re
der Forschung zu versöhnen, und so
deutsche Philosophie einen Versuch (von
fens) aufzuweisen, die Racenbildung aus
lorenen Unschuld und der Erbsünde zu e

Wenn solche Mystik die Spitze der bis
sprochenen gewöhnlichen Vorstellungsweis
so erscheint als der andere, der negative

e Ansicht der rein empirischen Naturfor-
welche das Problem zoologisch auffassen.
:höpfer, sagen sie, kann den Menschen
ich in eine Welt gesetzt haben, in der er
rch Ausnahmen von den allgemein für diese
gegebenen Gesetzen zu erhalten und zu
ten gewesen wäre. Sie verweisen aus der
schaft alle Wunderanstalten, welche man
klärung der Verbreitung des Geschlechts
el bringen möchte, und behaupten, diese
mit der Verbreitung der übrigen Organis-
ler Pflanzen und Thiere, wenigstens com-
urabel sein. Mehrere, unter denen vor-
Rudolphi zu nennen, haben es nun
zu ausgesprochen: wenn das, was uns über-
ler Naturgeschichte leitet, wie billig, auch
n Menschen volle Anwendung findet, so
wir nicht umhin, mehrere Arten, *Species*,
schlechtes anzunehmen, seien es nun drei
ier oder fünf. — Es sei kein Grund denk-
arum die Einflüsse, welche am einen Erd-
um Mysterium der Menschenbildung zusam-
kten, nicht auch an einem andern oder
en andern zu analogen, aber specifisch
inander verschiedenen, für die klimatischen
iedenheiten der Geburtsstätten charakteri-
1 Gebilden zusammengetreten sein sollten.
ie Wissenschaft nicht daran zweifelt, daß
genthümlichen Thiere der verschiedenen
iche diesen ursprünglich eingebildet sind,
n gewiß auch die eigenthümlichen Typen,
he die Menschheit nach der Beobachtung
eiten zerfällt, rein autochthonisch, und
Typen seien im Lauf der Geschichte hier
t Vermischung an den Rändern der Gebiete,
ittelst Durchdringung zum bunten Völker-
le der Jetztzeit zusammengeflossen.

se Ansicht ist nach unserer Ueberzeugung
m beschränkten Standpuncte einer For-
, welche die Naturkörper nimmt, wie sie
t vorliegen, ganz consequent. Sie verletzt
en Stolz des Menschen, indem sie ihn in
Punkte, der ihm mit seiner ganzen geisti-
atur wesentlich verknüpft scheint, dem
assimilirt; doch noch mehr, sie wider-
dem dem Geschlecht eingebornen Gefühl
Einheit, und ihr letztes Wort ist ein gel-
Mißton. Sie setzt übrigens bei ihrem Rai-
ent die Erde nach Profil und Umriß der
ente und nach klimatischen Verhältnissen
hr voraus, wie sie am jetzigen Welttag ist.
be thut die Ansicht, welche den Menschen
nem Punkte aus über die Erde verbreitet,
rar aus folgenden allgemeinen Gründen.

Die verschiedenartigen, übereinander geschichteten Erdgebilde, aus denen die Gebirge und die Erdrinde überhaupt größtentheils bestehen, würden uns an sich über einen frühern Zustand der Erdoberfläche so gut als nichts aussagen, wenn sich nicht in den Schichten aller Orten Reste von Organismen erhalten hätten, deren Gleichen meistens jetzt nicht mehr lebend gefunden werden. Ohne diese authentischen Geburts- und Todtenscheine zahlloser, dahingeschwundener Geschlechter lebender Wesen hätte man schwerlich je an aufeinander folgende Epochen in der Erdbildung denken können. Sie allein geben uns die Gewißheit, daß auf Erden im unendlichen Ablauf der Zeit alles anders geworden ist, weil sie nothwendig einst an der Oberfläche der Erde gelebt haben müssen, ehe sie in die Tiefen begraben wurden, aus denen wir sie jetzt erheben.

Wie die Geschichte dieser fossilen Organismen uns gegenwärtig vorliegt, erscheint dem menschlichen Verstande der Gedanke der schaffenden Natur im Allgemeinen dieser: Sie bevölkerte das erste, fast uferlose Meer des Erdballs mit Zoophyten, mit Schaal- und Weichthieren, bald auch mit Fischen; sie rief, je mehr sich, sei es durch welchen Proceß, Land über das Wasser erhob, immer höhere, dem Ideal der menschlichen Bildung näher rückende Organismen ins Dasein. Sie fesselte noch die ersten Thiere, welche sich mit vier vollkommenen Gliedmaßen auf dem Boden bewegten, die Reptilien, mit der Hälfte ihres Lebensprocesses an das noch immer überwiegende Element des Wassers, bis sie endlich Thiere mit doppeltem Herzen und warmem Blute aus ihrer Hand entließ, vollkommene Luftthiere, in deren Bau der Mensch das ganze Schema seiner eigenen Körperlichkeit reproducirt und nur nach den Lebensbedingungen der verschiedenen Thiergeschlechter geistreich modificirt findet. — Dabei zwingt uns die Beschaffenheit der in der Erde begrabenen Thier- und Pflanzenreste zum Schluß, daß einst die allgemeinen klimatischen Verhältnisse der Erde ganz andere waren, daß sich das Klima nicht von jeher so, wie jetzt, von den Polen gegen den Aequator abgestuft hat, daß die jetzigen gemäßigten und kalten Landstriche in einer Urzeit einer Temperatur genossen, wie jetzt selbst die Tropen nicht mehr.

Der Mensch, die Krone der Lebendigen, begreift sich als das letzte, jüngstgeschaffene Glied in der Reihe derselben, und den Act seiner Schöpfung als denjenigen, nach welchem der Schöpfer »am siebenten Tag ausgeruht von allen seinen Werken.« Dies zugegeben, könnte den-

noch seit seinem Auftreten auf Erden eine unendlich lange Zeit verflossen sein; denn das Geschlecht, dem beim Rückwärtsblicken in seiner Geschichte schon nach dreissig Jahrhunderten alle Umrisse verschwimmen, hat zur Messung geologischer Zeit nicht den geringsten Anhaltspunkt. Mehreres wirkte aber zusammen, daß in der gemeinen Vorstellung das Alter der Menschheit nicht so sehr hoch hinaufgerückt wurde: einmal wieder der Einfluß der mosaischen Tradition, dann aber besonders der Umstand, daß dieselbe Wissenschaft, welche die Grüfte der untergegangenen Thiergeschlechter erschlossen und ihre Skelette wieder aufgebaut, unter und neben ihnen, in den sogenannten tertiären Gebilden, nie und nirgends Menschenknochen gefunden haben wollte. Immerhin waren hin und wieder dergleichen Spuren des Menschen unter sehr auffallenden Verhältnissen entdeckt worden; aber die Art, wie die Wissenschaft darüber debattirte und häufig zu keiner Entscheidung kam, bewies, daß gerade in den oberflächlichsten, für die Geschichte der gegenwärtigen organischen und unorganischen Natur wichtigsten Erdschichten unserem ordnenden Verstand die größte Verwirrung begegnet.

Unter diesen Einflüssen bildete sich in den Köpfen die Vorstellung, als ob in der Geburtsstunde des Geschlechts das Verhältniß zwischen Wasser und Land wenigstens im Großen dasselbe gewesen sein müßte, wie jetzt. Zwar fehlte es nicht an Historiographen der Urzeit der Menschheit, welche in ihrer Phantasie hier Continente plötzlich versinken, dort emporsteigen ließen; die meisten aber ängstigten das jugendliche Geschlecht nur durch partielle Fluthen, Ausbrüche aufgestauter Wasser, Erdbeben und andere Nachwehen der furchtbaren Geburtsarbeit der Natur. Fast alle setzten indessen stillschweigend voraus, daß sich seit dem Auftreten des Menschen das irdische Klima nicht wesentlich verändert habe. — Nach aller, von Allen anerkannten Erfahrung ist jetzt alle Veränderung der Menschengestalt durch Klima und Lebensart in enge, unübersteigliche Grenzen eingeschlossen; die früheste Geschichte findet die Racen vor, wie sie noch bestehen; der von der Race, von der specifischen Menschenform aufgedrückte Charakter ist jetzt durch Veränderung des Wohnorts, des Klimas, der Lebensweise lediglich nicht zu verwischen, und nur durch Kreuzung mit einem andern Typus, durch Bastardzeugung, umzuwandeln. Unter diesen Umständen und unter jenen Voraussetzungen ist für die rein zoologische Betrachtungsweise, welche

Alles nimmt, wie es ist und nach dem
der Bildung, nach der Genesis nicht fra
einstige Einheit des Geschlechts noth
eine Thorheit und Unmöglichkeit; dagegen
in der Verbreitungstheorie von Einem Punk
die Vielheit des Geschlechts, wie sie
Gegenwart erscheint, eben so nothwendig
faßliches und Unerklärliches. Beide An
sind unter den genannten Voraussetzunge
unvereinbar.

Nach unserer Ueberzeugung wird die
tigkeit des Menschengeschlechts nur dadurch
erklärt, aber doch begreiflicher gemacht, d
es einem Naturgesetze unterwirft, d
ganze organische Welt zu beherrschen
daß man es zerfallen läßt, wie Allem n
ganze Thierwelt zerfallen ist. Dann mu
freilich die Existenz des Menschen in d
bedeutend hinaufrücken, und die Geologie be
die Aufgabe, im Chaos der tertiären Gebild
seiner Wurzel zu graben.

Gerade umgekehrt, wie bei menschlich
plomatik, sind in den Archiven der Er
diejenigen Urkunden, deren Datum sich de
zeit nähert, am unleserlichsten und verw
sten. Meeres- und Süßwasserbildungen li
bunter Reihe übereinander; die in ihnen
schlossenen Fossilien aller Art zeigen di
nichfaltigsten, abweichendsten Verhältnisse
seits zwischen ausgestorbenen und jetzt üb
noch existirenden Thiergattungen, andrerse
schen solchen, die jetzt noch im Stric
Fundortes, und solchen, die jetzt nur no
gegen Süd oder Nord leben. Auf unz
Blättern geschieht hier der plebejischen Ges
ter Elephant, Nashorn, Hirsch, Pferd, Bär,
Hund, Hyäne u. s. w. Erwähnung, und
und da auch das fürstliche Geschlecht de
pfung wenigstens zweifelhafte Spuren hint
hat, vermag Niemand zu leugnen. Unend
die Mühe, diese Urkundenblätter zu ordn
zu paginiren; kaum hat man damit be
und noch dazu die Archive erst auf sehr
Puncten der Erde erbrochen. So ist
Wunder, wenn das Wenige, was auf die
des Menschen deutet, keinen Sinn gibt un
beweist. Doch die Geologie hat einmal ei
Grundlage gewonnen; sie allein kann das P
das uns beschäftigt, dem Verständniß näh
gen, sie allein kann es ausmachen, wie
Dynastie des Menschen in der Geschic
Erde hinaufreicht, und damit ist ihr di
benste, freilich eine unendliche Aufgabe g

82. Gegenstand der Anthropologie ist der Naturmensch.

(*Franz Vorländer*, Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele [1841] S. 62—64; 109—110.)

Wir haben die Entwickelung des Geistes als fortgesetztes Erzeugen und folglich als wirkliche Metamorphose des Subjects bezeichnet, d. h. das Individuum durchläuft in seiner Entwickelung sehr verschiedene Offenbarungs-Zustände, welche, unter sich verglichen, das Einzelwesen als ein ganz verschiedenes erscheinen lassen. Da es indeß dieselbe Persönlichkeit ist, welche von Moment zu Moment diese Metamorphose im Einzelnen hervorbringt, so weiß sich auch das Subject als dasselbe Individuum und so scheint es nun auch, als ob natürliche Sonderungen in diesem allmäligen Uebergang von einem Moment zum andern kaum gemacht werden könnten. Allein einestheils geht die Entwickelung nicht so einfach progressiv von einem Zeitmoment zum andern fort; was von der Entwickelung des Thieres Valentin bemerkt: (Handbuch der Entwickelungsgeschichte des Menschen, S. 596) »daß der Gang der Entwickelung für die Beobachtung undulirend, bald vor-, bald rückwärts schreitend erscheine,« daß »Organe und Organtheile in dem Laufe ihrer Entwickelung sich innerlich, wie äußerlich bedeutend ausbilden, um in der Folgezeit wiederum von ihrer Mannigfaltigkeit von Eigenschaften zu verlieren« — eben dies gilt von der geistigen Entwickelung. Sowohl im Leben der Individuen wie der Völker sehen wir Perioden, wo die Entwickelung rasch fortschreitet und andere, worin sie ganz stille zu stehen scheint — freilich wohl nur scheint, denn im Einzelnen bleibt der Mensch gewiß nie auf demselben Puncte stehen und größere Entwickelungen werden oft während des scheinbaren Stillstehens vorbereitet. — Jedenfalls aber gibt es, worauf es hier ankommt, Entwickelungspunkte, wo die Entwickelung einen neuen Anfang zu nehmen scheint. Ein solcher Entwickelungspunct ist im Leben des Natursubjectes die Geburt, wo die Entwickelung, indem das Einzelwesen selbständig in das planetarische Leben eintritt, mit freier Selbstbewegung und Empfindung einen neuen Anlauf nimmt. Im geistigen Leben der Menschen tritt ein ähnlicher Entwickelungspunct ein, wenn der Mensch zum Bewußtsein der Menschheit erwacht. Dieser Uebergang ist durch frühere Entwickelungen vorbereitet, aber er selbst verschwindet nicht im allmäligen Werden; er kommt mehr oder weniger zum Bewußtsein des Individuums. Im Leben der Völker ist dies die Periode, wo die Staatenbildung beginnt: sie fangen an, ihrer bewußt zu werden, sie erfinden die Schrift oder nehmen fremde an und treten, mit Einem Wort, in die Geschichte ein.

Es sondert sich uns also der Weltmensch vom sogenannten Naturmenschen ab. Im Naturzustande sehen wir das menschliche Selbst noch in der innigsten Gemeinschaft mit der Natur begriffen, sowohl mit der äußeren als der eigenen Naturlebendigkeit hingegeben. Freilich ist auch hier schon eine Gemeinschaft des Menschen mit dem Menschen und mit Gott, also die Elemente des höheren Menschen sind vorhanden, aber sie sind noch dem natürlichen Element untergeordnet: die höheren Offenbarungen werden noch leicht durch Hingeben an das natürliche Selbstgefühl verdunkelt und verderbt.

Wenn es für die Beobachtung oft schwierig sein möchte, zu entscheiden, ob ein Mensch noch als Naturmensch oder schon als Weltmensch zu betrachten sei, so thut das der Wahrheit des Begriffs eben so wenig Eintrag, als wenn wir auf der untersten Stufe des Lebens Naturwesen finden, bei denen es ungewiß bleibt, ob sie Pflanzen oder Thiere sind, aber der Unterschied zwischen beiden wird dadurch nicht aufgehoben. Das menschliche oder das Selbst-Bewußtsein einigt sich mit der Gemeinschaft, in der der Mensch lebt; er ist sich seines Thuns im Zusammenhang mit der Natur und Gemeinschaft bewußt und bezieht sein Denken und Thun auf dieses weltliche Selbst eben so sehr, als auf das natürliche. Allerdings sinkt er vermöge der Lust und Willkür auch häufig zum bloß natürlichen Selbstgefühl herab, aber das Bewußtsein des höheren bleibt in ihm lebendig und bekämpft diese Hemmungen. Gott offenbart sich dem Weltmenschen nicht mehr als ein einzelnes Naturwesen, Fetisch u. s. w., sondern als höchst mächtige ausgezeichnete menschliche Persönlichkeit. Aber im Kampf mit der Willkür und der Lust verliert das weltliche Selbst seine Selbständigkeit; es entzweit sich mit sich selbst; es verdunkelt durch das Hingeben an die egoistische Lust das Bewußtsein des Höheren und Göttlichen. Soll es daher eine durchaus selbständige höhere Entwickelung geben, so muß noch ein anderer neuer Entwickelungspunct eintreten, und dieser ist mit der Erlösung Jesu Christi gegeben, wodurch die Bildung eines »neuen Menschen« bedingt ist. Jetzt erst in der geistigen Gemeinschaft mit Gott, dem allwissenden, all-

mächtigen Vater der Liebe, wird der Mensch wahrhaft frei, er vermag jetzt siegreich jene Dämonen des Bösen zu bekämpfen; jetzt erst kann der Geist in ungetrübtem Selbstbewußtsein die Ideen des Guten, Wahren und Schönen ergreifen und ausbilden: eine höhere Entwickelungsstufe als diese ist für das irdische Leben nicht denkbar, denn innerhalb dieser vermag der Geist ins Unendliche hin sich zu entwickeln. Diese neue Entwickelungsstufe, die Wiedergeburt des Menschen, kommt aufs bestimmteste zum Selbstbewußtsein. Die erste Stufe oder der Naturzustand stellt gewissermaßen das embryonische Leben des geistigen Individuums dar; die Seele muß hier erst allmählig die Elemente und den Selbstbestand sich erzeugen und hierin erst eine gewisse Selbständigkeit erlangen, ehe sie in das universelle gemeinsame Leben der Menschheit eintritt.

Wir haben den Begriff des Naturmenschen im Allgemeinen schon oben bezeichnet, woraus hervorgeht, daß darunter keineswegs bloß der eichelnessende Arkadier zu begreifen ist, der Naturmensch ist vielmehr ein solcher, dessen Selbst und Bewußtsein noch überwiegend in dem natürlich Gegebenen sich bewegt, also noch nicht zum Selbstbewußtsein des Menschlichen gelangt ist, wenn gleich im Selbstgefühl er es schon in sich trägt; die menschliche Persönlichkeit offenbart sich auch hier schon, jedoch sich selbst noch unbewußt, sie ist in der Knospe des Selbstgefühls noch verschlossen, bis die aufgehende Sonne des eigentlich menschlichen lichten Selbstbewußtseins sie allmählig aufschließt. Im Wesentlichen bleibt das Kind Naturmensch bis zum Jünglingsalter, wenn nicht unsere moderne Bildung diesen Naturmenschen zu sehr verflachte und verdürbe. Der Naturmensch steht also weit über dem bloß natürlichen Selbst des Thieres; indeß kann sich das menschliche oder persönliche Selbstgefühl erst auf der Basis des natürlichen erheben. Das erstere nämlich kann nur in der Gemeinschaft der Menschen sich bilden; diese Gemeinschaft aber setzt Wahrnehmung des Selbst und der natürlichen Elemente voraus. H die Seele erst mit dem eigenen Organism durch dieselben mit der umgebenden Na einigt, was sie individuell durch das na Selbstgefühl der Lust und der Begehrun versell vermittelst der Sinnesempfindungen Wahrnehmung vollbringt; — hat ferner da viduum in seinem irdischen Verhältniß di bezwungen, in Besitz genommen, bearbeite erst wendet sich der Mensch mehr zum Me und zu sich selbst, und die Bildung des lichen Selbstgefühls nimmt ihren selbst Anfang. In diesem erst ist der Mensch elementarisch offenbart vorhanden: sein E werden erhebt sich jetzt zur Vorstellung Empfindungen zu (geistigen) Gefühlen u hier bilden sich also schon die ersten we Elemente, in denen er allmählig das menschliche Selbstbewußtsein erlangt. Unse senschaft muß also zuerst ihre Aufmerksam die Entwickelung des natürlichen Selbst und des natürlichen Bewußtwerdens r im zweiten Abschnitt dieses Theiles ist da sönliche Selbstgefühl und das Vorstell leben, sowohl in der relativen Besonderh in der Einigung von beiden, ihr Gege Nachdem sie den Kreis der elementarische substantiellen Offenbarungen durchlaufen ha det sie sich drittens zur Betrachtung der lichen Individualität, und zuletzt hat sie türliche Symbolik der Seelenoffenbarungen Stufe genauer darzulegen.

Wir müssen uns hüten, das Seelenleb Naturmenschen als ein so geringes, unbed des, abstractes zu betrachten, wie es v bloß reflectirenden Psychologie geschieht. hier ist die Seelenoffenbarung in sich selbs kommen und abgeschlossen, ein noch unge Ganzes; daher sehnt sich der spätere Mens sonders der zerrissene, nach der Unschul selben zurück, und im Bewußtsein der reflectirt sich diese Sehnsucht in der Vors eines früheren goldenen Zeitalters.

---

83. Ueber den Unterschied der Geschlechter, Temperamente und Anla

(*J. F. Herbart*, Lehrbuch zur Psychologie [1834] S. 102—107.)

Der Verlauf des Lebens wird zuerst näher bestimmt durch die Verschiedenheit der Geschlechter. Diese ist oftmals von früher Jugend an kenntlich. Mädchen werden eher klug und sind eher geneigt, sich in den Grenzen des Schicklicl halten. Dagegen ist ihre Erziehungsperiod zer, als bei den Knaben. Sie sammeln weniger geistigen Vorrath, aber sie vera

aeller, und mit geringerer Mannigfaltigkeit
rtheilung. Die Folge zeigt sich im ganzen
Das weibliche Geschlecht hängt an sei-
efühle; der Mann richtet sich mehr nach
issen, Grundsätzen und Verhältnissen. Dazu
die Vielförmigkeit der Berufsgeschäfte, wo-
Männer sich theilen.

e andere ursprüngliche Eigenheit hat jeder
i in Ansehung des sogenannten Tempera-
einer physiologisch zu erklärenden Prädis-
i in Ansehung der Gefühle und Affecten. Auf
ühle beziehen sich unter den bekannten vier
ramenten das fröhliche und das trübsinnige
nguinische und melancholische); auf die Er-
ceit der Affecten das reizbare und das schwer
iche (cholerische und phlegmatische). Die
keit der Temperamente ist im Allgemeinen
sinzusehen. Denn das Gemeingefühl, wel-
er Organismus mit sich bringt und welches
enschen durch sein ganzes Leben begleitet,
icht leicht genau in der Mitte stehen zwi-
dem Angenehmen und Unangenehmen; je
m es aber nach dieser oder jener Seite
nüberneigt, ist der Mensch sanguinisch oder
holisch. Beides zugleich kann er nicht sein,
a er hat auf der Linie, die nach beiden
igen läuft, irgendwo seine Stelle; jedoch
schwankendes Temperament nicht bloß
ir, sondern auch in der Erfahrung zuweilen
ffen, vermöge dessen der Mensch abwech-
zur Fröhlichkeit und zum Trübsinn, ohne
ere Ursache, aufgelegt ist. — Ferner, da
fecten den Organismus ins Spiel ziehen,
ibm gleichsam den Resonanzboden finden,
den sie selbst verstärkt und anhaltender
it werden, so muß es einen Grad der Nach-
eit des Organismus geben, vermöge dessen
nsch entweder mehr cholerisch, oder mehr
atisch ist; wiederum so, daß er nicht bei-
igleich sein, wohl aber zwischen beiden
iken könne.

raus ergeben sich nun auch die möglichen
ngen der Temperamente, nach den Combi-
n jener beiden Reihen. Das sanguinische
rament ist entweder zugleich cholerisch oder
atisch, und auch das melancholische kann
sch sein oder phlegmatisch. Denkbar ist,
mand weder sanguinisch noch melancho-
ei, denn der Nullpunct liegt zwischen bei-
der Mitte. Aber undenkbar ist, daß Je-
n Hinsicht des cholerischen und phlegma-
indifferent sei; denn gar keine Erregbarkeit
ecten wäre äußerstes Phlegma; der Null-
iegt hier auf einem der Extreme. Die Mitte
ist die gewöhnliche Erregbarkeit; ein arithme-
tisches Mittel, das man ungefähr aus den Erfah-
rungen herausfindet, sowie die mittlere Statur des
menschlichen Leibes.

Anmerkung. Man kann die Namen der Tem-
peramente auch anders deuten; und wenn der
Ausdruck: Cholerisches Temperament, auf
anhaltende Neigung zum Zorn soll bezogen wer-
den, so paßt das Vorstehende nicht. Da der Ge-
genstand nicht rein psychologisch ist, so mag hier
eine physiologische Ansicht Platz finden. Von
den drei Factoren des thierischen Lebens mag
irgend einer durch einen verborgenen Fehler auf
den Geist wirken. Ist die Irritabilität und Sensi-
bilität unversehrt, und leidet die Vegetation nur
insofern, als sie ein stetes Unbehagen ins Ge-
meingefühl hineinbringt: dann mag eine choleri-
sche Bitterkeit entstehen; dergleichen wirklich in
seltenen traurigen Fällen schon an Kindern wahr-
zunehmen ist. Leidet die Irritabilität, so sieht
man Gutmüthigkeit und vielleicht Talent, aber
ohne hinreichend kräftiges äußeres Leben. Leidet
die Sensibilität im Allgemeinen, so scheint das
von einigen sogenannte böotische oder Bauern-
temperament hervorzugehen. Leidet nur die Sen-
sibilität des Gehirns verhältnißmäßig, oder deut-
licher: überwiegt das Gangliensystem, so möchte
dies den Sanguinicus ergeben. Sind Vegetation
und Irritabilität zugleich schwach gegen die Sen-
sibilität, so erblicken wir den Phlegmaticus. So
angesehen sind alle merklich hervortretenden Tem-
peramente fehlerhaft.

Wie der Organismus die Affecten durch einen
Nachklang verstärkt, oder durch seine Unbeweg-
lichkeit ihre Ausbrüche dämpft, ebenso mischt er
sich in allen Wechsel der Gefühle und der Ge-
danken, bald wie das Schwungrad, das die em-
pfangene Bewegung verlängert, bald wie eine träge
Last, die sie verzögert oder gar unmöglich macht.
Wenigstens ist es eine bekannte Thatsache, daß
der Menschen Wachen nicht immer und nicht
bloß so viel ist, als Ausgeschlafen haben. Jene
enge Pupille, die wir oben im Allgemeinen dem
menschlichen Geist beilegten, ist bei den Indivi-
duen enger oder weniger eng; und die Beweg-
lichkeit der Vorstellungen, die im Bewußtsein
kommen und gehen, ist bei ihnen kleiner oder
größer. Nehmen wir dazu noch die besondere
Aufgelegtheit mancher Personen für diese oder
jene Art des Denkens und Fühlens, so haben wir
den Unterschied, dessen beide äußerste Enden
man Genie und Blödsinn nennt. Der letztere
wird zu den anomalischen Zuständen gerechnet,
weil er sich oftmals mit ihnen vermischt und

gleich ihnen den Menschen in der Gesellschaft unbrauchbar macht.

Anmerkung. Was mit Physiognomie und Kranioskopie zusammenhängt, das ist zu unsicher und zu unbestimmt, um bis jetzt in der Psychologie für etwas mehr als für eine Curiosität zu gelten. Manche seltsame Thatsache (gleichviel aus welchem Gebiete des Wissens) kann wahr sein; um aber wissenschaftlich wichtig zu werden, muß sie sich auf eine zuverlässige Weise mit dem, was sonst schon bekannt und geprüft ist, verknüpfen lassen; steht sie einsam, so bleibt sie unfruchtbar. Die Psychologie vollends durch Physiologie beherrschen wollen, heißt das Verhältniß beider Wissenschaften gerade umkehren; ein in neueren und älteren Zeiten häufig begangener Fehler. Im dritten Theile wird das wahre Verhältniß einigermaßen kenntlich gemacht werden.

Man kann die Frage aufwerfen, wie die Menschheit überhaupt angelegt sei. Es ist bekannt, daß längere Erfahrung und sorgfältiges Studium der menschlichen Gesinnungen sehr viel von der guten Meinung wegzunehmen pflegen, die etwan die Außenseite einer gebildeten Gesellschaft bei dem Jünglinge erweckt, der noch nicht weiß, wie viel Schlechtes die Menschen in sich verstecken und heimlich ernähren. Allein diese Thatsache beweiset weniger gegen die Anlage der Menschheit von Natur, als gegen das grobe Verfahren, welches bisher noch durchgehends da angewendet wird, wo man Menschen bilden will. Inde ses Verfahren (vorzüglich wegen der Unvo menheiten des Staates und der Kirche) von auf das äußere Benehmen der Menschen g hat (seit Jahrhunderten), ist ein Mißver entstanden zwischen Scheinen und Sein, w die alten und mittleren Zeiten schwerlich i Grade können gekannt haben, wie die un da es in jenen weit weniger von verpflanzt nachgeahmter Cultur gab, als bei uns. — gens ist die Anlage der Menschheit etwas a als die Anlage einzelner Menschen. Jen auf die gesellschaftliche Entwickelung im G also ganz vorzüglich auf das Verhältniß zw den seltenen großen Geistern, die in der Ges Epoche machen, und der Menge der ge lichen Menschen, die nur Bildung empfang fortleiten können. Um hierüber aus That mit einiger Sicherheit zu urtheilen, dazu sere Menschengeschichte, die nur erst Jahrtausende umfaßt, noch viel zu kurz. achtet des alten Spruches: nichts Neues der Sonne! geschieht noch viel zu viel als das man die irdische Bahn der Men schon überschauen könnte.

Zwischen die Fragen nach der Anlage dividuen und der Menschheit würde man trachtung der Menschenracen in die stellen müssen, wenn die letztere in psyc scher Hinsicht etwas Sicheres ergäbe.

---

84. Die Temperamente.

(*I. Kant*, Anthropologie in pragm. Hinsicht [1798] §. 87.)

Physiologisch betrachtet, versteht man, wenn vom Temperament die Rede ist, die körperliche Constitution (den starken oder schwachen Bau) und Complexion (das Flüssige, durch die Lebenskraft gesetzmäßig Bewegliche im Körper, worin die Wärme oder Kälte in Bearbeitung dieser Säfte mit begriffen ist).

Psychologisch aber erwogen, d. i. als Temperament der Seele (Gefühls- und Begehrungsvermögens), werden jene, von der Blutbeschaffenheit entlehnte Ausdrücke nur als nach der Analogie des Spiels der Gefühle und Begierden mit körperlichen bewegenden Ursachen (worunter das Blut die vornehmste ist) vorgestellt.

Da ergibt sich nun, daß die Temperamente, die wir bloß der Seele beilegen, doch wohl ingeheim das Körperliche im Menschen auch zu wirkenden Ursache haben mögen; — fern da sie erstlich die Obereintheilung de in Temperamente des Gefühls und der tigkeit zulassen, zweitens jede derselb Erregbarkeit der Lebenskraft (*intensio* Abspannung (*remissio*) derselben verbunde den kann, — gerade nur vier einfache Te mente (wie in den vier syllogistischen l durch den *medius terminus*) aufgestellt können: das sanguinische, das mela lische, das cholerische und das phl tische, wodurch dann die alten Formen halten werden können, und nur eine, den dieser Temperamentenlehre angepaßte, beq Deutung erhalten.

i dient der Ausdruck der Blutbeschaf-
nicht dazu, die Ursache der Phäno-
ı sinnlich afficirten Menschen anzugeben,
i nach der Humoral- oder der Nerven-
e, sondern sie nur den beobachteten Wir-
ach zu classificiren; denn man verlangt
her zu wissen, welche chemische Blut-
· es sei, die zur Benennung einer ge-
emperamentseigenschaft berechtige, son-
che Gefühle und Neigungen man bei der
ung des Menschen zusammenstellt, um
len Titel einer besonderen Classe schick-
geben.
Obereintheilung der Temperamentslehre
o die sein: in Temperamente des Ge-
d Temperamente der Thätigkeit, und
nn durch Untereintheilung wiederum in
n zerfallen, die zusammen die vier Tem-
e geben. — Zu den Temperamenten des
zähle ich nun das sanguinische, A,
Gegenstück, das melancholische, B.
rstere hat nun die Eigenthümlichkeit, daß
findung schnell und stark afficirt wird,
it tief eindringt (nicht dauerhaft ist); da-
dem zweiten die Empfindung weniger
ist, aber sich tief einwurzelt. Hierin
t diesen Unterschied der Temperamente
ils, und nicht in den Hang zur Fröhlich-
· Traurigkeit setzen. Denn der Leicht-
Sanguinischen disponirt zur Lustigkeit, der
dagegen, der über einer Empfindung brü-
nmt dem Frohsinne seine leichte Verän-
t, ohne darum eben Traurigkeit zu be-
- Weil aber alle Abwechselung, die man
Gewalt hat, das Gemüth überhaupt be-
stärkt, so ist der, welcher Alles, was
gnet, auf die leichte Achsel nimmt,
h nicht weiser, doch gewiß glücklicher,
ı Empfindungen klebt, die seine Lebens-
ren macht.

Temperamente des Gefühls.

ıs sanguinische Temperament des
lütigen. Der Sanguinische gibt seine
an folgenden Aeußerungen zu erkennen.
rglos und von guter Hoffnung; gibt jedem
· den Augenblick eine große Wichtigkeit,
folgenden mag er daran nicht weiter
Er verspricht ehrlicher Weise, aber hält
rt, weil er nicht vorher tief genug nach-
at, ob er es auch zu halten vermögend
de. Er ist gutmüthig genug, Anderen
leisten, ist aber ein schlimmer Schuld-
verlangt immer Fristen. Er ist ein guter
Gesellschafter, scherzhaft, aufgeräumt, mag kei-
nem Dinge große Wichtigkeit geben (*Vive la ba-
gatelle!*), und hat alle Menschen zu Freunden.
Er ist gewöhnlich kein böser Mensch, aber ein
schlimm zu bekehrender Sünder, den zwar etwas
sehr reuet, der aber diese Reue (die nie ein
Gram wird) bald vergißt. Er ermüdet unter Ge-
schäften und ist doch rastlos beschäftigt in dem,
was bloß Spiel ist, weil dieses Abwechselung bei
sich führt und das Beharren seine Sache nicht ist.

B. Das melancholische Temperament des Schwerblütigen. Der zur Melancho-
lie Gestimmte (nicht der Melancholische, denn
das bedeutet einen Zustand, nicht den bloßen
Hang zu einem Zustande) gibt allen Dingen, die
ihn selbst angehen, eine große Wichtigkeit; fin-
det allerwärts Ursache zu Besorgnissen und rich-
tet seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Schwie-
rigkeiten: sowie dagegen der Sanguinische von
der Hoffnung des Gelingens anhebt, daher jener
auch tief, sowie dieser nur oberflächlich denkt.
Er verspricht schwerlich, weil ihm das Worthal-
ten theuer, aber das Vermögen dazu bedenklich
ist. Nicht, daß dieses Alles aus moralischen Ur-
sachen geschähe (denn es ist hier von sinnli-
chen Triebfedern die Rede), sondern weil ihm
das Widerspiel Ungelegenheit, und ihn eben darum
besorgt, mißtrauisch und bedenklich, dadurch
aber auch für den Frohsinn unempfänglich macht.
— Uebrigens ist diese Gemüthsstimmung, wenn
sie habituell ist, doch der des Menschenfreundes,
welche mehr ein Erbtheil des Sanguinischen ist,
wenigstens dem Anreize nach, entgegen; weil
der, welcher selbst die Freude entbehren muß,
sie schwerlich Anderen gönnen wird.

II. Temperamente der Thätigkeit.

C. Das cholerische Temperament des Warmblütigen. Man sagt von ihm: er ist
hitzig; brennt schnell auf, wie Strohfeuer; läßt
sich durch Nachgeben des Anderen bald besänf-
tigen, zürnt alsdann, ohne zu hassen, und liebt
wohl gar den noch desto mehr, der ihm bald
nachgegeben hat. — Seine Thätigkeit ist rasch,
aber nicht anhaltend. — Er ist geschäftig, aber
unterzieht sich selbst ungern den Geschäften, eben
darum, weil er es nicht anhaltend ist, und macht
also gern den bloßen Befehlshaber, der sie leitet,
aber selbst nicht ausführen will. Daher ist seine
herrschende Leidenschaft Ehrbegierde; er hat gern
mit öffentlichen Geschäften zu thun und will laut
gepriesen sein. Er liebt daher den Schein und
den Pomp der Formalitäten; nimmt gern in
Schutz und ist dem Scheine nach großmüthig,

aber nicht aus Liebe, sondern aus Stolz; denn er liebt sich mehr selbst. — Er hält auf Ordnung und scheint deshalb klüger, als er ist. Er ist habsüchtig, um nicht filzig zu sein; ist höflich, aber mit Ceremonie, steif und geschroben im Umgange und hat gern irgend einen Schmeichler, der das Stichblatt seines Witzes ist, leidet mehr Kränkungen durch den Widerstand Anderer gegen seine stolzen Anmaßungen, als je der Geizige durch seine habsüchtigen; weil ein Bischen kaustischen Witzes ihm den Nimbus seiner Wichtigkeit ganz wegbläst, indessen daß der Geizige doch durch den Gewinn dafür schadlos gehalten wird. — — Mit Einem Wort, das cholerische Temperament ist unter allen am wenigsten glücklich, weil es am meisten den Widerstand gegen sich aufruft.

D. Das phlegmatische Temperament des Kaltblütigen. Phlegma bedeutet Affectlosigkeit, nicht Trägheit (Leblosigkeit), und man darf den Mann, der viel Phlegma hat, darum sofort nicht einen Phlegmatiker, oder ihn phlegmatisch nennen, und ihn unter diesem Titel in die Classe der Faullenzer setzen.

Phlegma, als Schwäche, ist Hang zur Unthätigkeit, sich durch selbst starke Triebfedern zu Geschäften nicht bewegen zu lassen. Die Unempfindlichkeit dafür ist willkürliche Unnützlichkeit und die Neigungen gehen nur auf Sättigung und Schlaf.

Phlegma, als Stärke, ist dagegen die Eigenschaft: nicht leicht oder rasch, aber, wenngleich langsam, doch anhaltend bewegt zu werden. — Der, welcher eine gute Dosis von Phlegma in seiner Mischung hat, wird langsam warm, aber er behält die Wärme länger. Er geräth nicht leicht in Zorn, sondern bedenkt sich erst, ob er nicht zürnen solle; wenn andererseits der Cholerische rasend werden möchte, daß er den festen Mann nicht aus seiner Kaltblütigkeit bringen kann.

Mit einer ganz gewöhnlichen Dosis der Vernunft, aber zugleich diesem Phlegma von der Natur ausgestattet, ohne zu glänzen, und doch von Grundsätzen, nicht vom Instinct ausgehend, hat der Kaltblütige Nichts zu bereuen. Sein glückliches Temperament vertritt bei ihm die Stelle der Weisheit und man nennt ihn, selbst im gemeinen Leben, oft den Philosophen. I ses ist er Anderen überlegen, ohne ihr zu kränken. Man nennt ihn auch oft trieben; denn alle auf ihn losgeschi listen und Katapulten prallen von ihm Wollsacke ab. Er ist ein verträglicher und weiß sich die Herrschaft über Frau wandte zu verschaffen, indessen daß e Allen zu Willen zu sein, weil er dur unbiegsamen, aber überlegten Willen d zu dem seinen umzustimmen versteht; per, welche mit kleiner Masse und g schwindigkeit den Stoß ausüben, dur mit weniger Geschwindigkeit aber und Masse das ihnen entgegenstehende Hin sich fortführen, ohne es zu zertrümmer

Wenn ein Temperament die Beigesel anderen sein soll — wie das gemeiniglic wird —, so widerstehen sie entwe der, oder sie neutralisiren sich. D geschieht, wenn das sanguinische mit lancholischen, ingleichen wenn das c mit dem phlegmatischen in einem und Subject als vereinigt gedacht werden v sie (A und B, ingleichen C und D) ste einander im Widerspruch. — Das Zwe lich die Neutralisirung würde in der (chemischen) Mischung des sanguini dem cholerischen, und des melancholi dem phlegmatischen (A und C, ingleicher geschehen. Denn die gutmüthige Fröhlic nicht in demselben Act mit dem absch Zorn zusammenschmelzend gedacht wer so wenig wie die Pein des Selbstquäler zufriedenen Ruhe des sich selbst genug müths. — Soll aber einer dieser zwei in demselben Subject mit dem anderen so gibt das bloße Launen, aber kein l Temperament ab.

Also gibt es keine zusammeng Temperamente; z. B. ein sanguinisch-cl (welches die Windbeutel alle haben w dem sie alsdann gnädige, aber doch au Herren zu sein vorgaukeln), sondern Allem deren nur vier, und jedes derselbe und man weiß nicht, was aus dem Mensche werden soll, der sich ein gemischtes zu

85. Die Lebensalter.

(*Aristoteles* Rhetorik, zweites Buch. Cap. XII — XIV.)

XII. Junge Leute sind in ihrem Verhal-
Begierden beherrscht und geneigt, das aus-
ı, wonach sie Begierde tragen; und zwar
unter den leiblichen Begierden am meisten
Liebesgenusses zugethan und unmäßig
Sie sind aber in ihren Begehrungen ver-
ı, und werden schnell einer Sache über-
begehren zwar mit Heftigkeit, lassen
ch schnell nach: denn ihr Verlangen ist
iber nicht stark, wie Hunger und Durst
ken. Auch sind sie heftig und jähzornig,
en sich leicht von ihrer Aufwallung fort-
Ihren Unwillen zu bemeistern sind sie
Stande; denn aus Ehrgeiz ertragen sie
, daß man sie geringschätzig behandelt,
der Unwille bemächtigt sich ihrer, wenn
für beleidigt halten. Ferner sind sie ehr-
, oder vielmehr siegbegierig; denn die
strebt nach Auszeichnung, der Sieg aber
Art der Auszeichnung. Beides lieben sie
ı das Geld; auf das letztere aber legen
egen am wenigsten Werth, weil sie „Noth
ht empfunden haben," wie des Pittakos
h über Amphiaraos lautet. Auch sind
t geneigt, überall Schlimmes zu sehen,
arglos, weil sie noch nicht viele Schlech-
kennen gelernt haben, und leichtgläubig,
noch nicht oft betrogen worden sind.
d sie erfüllt mit Hoffnungen, denn wie
te vom Weine feurig sind, so sind es
ute von der Natur, und zugleich auch
weil ihnen noch nicht Vieles mißglückt
ie leben meistentheils in Hoffnung; denn
nung geht auf das Zukünftige, wie die
ng auf das Vergangene, die Jugend aber
lange Zukunft vor sich, und nur eine
rgangenheit hinter sich; denn im frühe-
ensalter bedünkt es uns, als ob wir uns
ngenes gar nicht erinnerten, und Alles
Zukunft erwarteten. Auch sind sie leicht
gehen aus dem angegebenen Grunde, weil
hoffen, und tapferer als Aeltere wegen
brausenden Wesens und ihres heiteren
in die Zukunft, indem das erstere sie
macht, der zweite aber sie mit Selbst-
ı erfüllt; denn Niemand fürchtet sich,
zornig ist, und die Hoffnung, daß die
uns Gutes bringen werde, erzeugt Selbst-
ı. Ferner sind sie verschämt; denn es
hnen noch nicht in den Sinn, daß auch
Anderes sittlich gut sein könne, sondern sie sind allein durch die Volkssitte gebildet. Auch hochherzig sind sie; denn sie sind noch nicht von dem Leben niedergedrückt, sondern der Noth unkundig, und sich selbst zu großen Dingen fähig halten, ist Hochherzigkeit, wie es Folge eines heiteren Blickes in die Zukunft ist. Sie thun auch lieber das Löbliche als das Nützliche: denn sie leben mehr nach dem sittlichen Gefühl als nach Berechnung; dem Nützlichen aber trachtet die Berechnung nach, und die Sittlichkeit dem Löblichen. Sie halten endlich mehr auf ihre Freunde und Genossen als die anderen Lebensalter, weil sie gern in Gemeinschaft leben, und noch nichts nach dem Nutzen abschätzen, folglich auch nicht ihre Freunde. In Allem verirren sie sich in Uebermaß und Uebertreibung, der Regel Chilons zuwider; denn sie thun in allen Dingen zu viel: sie lieben und hassen übermäßig, und so auch in allem Andern. Alles glauben sie zu verstehen, und sind zuversichtlich im Behaupten: dies ist auch Schuld daran, daß sie Alles übertreiben. Die Vergehungen, welche sie sich zu Schulden kommen lassen, gehen auf Kränkung, aber nicht auf Beschädigung. Auch sind sie mitleidig, weil sie alle Leute für rechtschaffen ansehen und für besser, als sie wirklich sind; denn sie beurtheilen andere Menschen nach ihrer eigenen Schuldlosigkeit, und setzen daher voraus, sie litten unverdient. Endlich sind sie lachlustig, und deswegen necken sie auch gern; denn Neckerei ist ein durch Bildung gemäßigter Muthwille. So viel von dem Verhalten der jungen Leute.

Cap. XIII. Aeltere Leute, die über das kräftige Mannesalter hinaus sind, haben im Allgemeinen ein Verhalten, das in den meisten Stücken das Gegentheil von dem eben beschriebenen ist. Weil sie nämlich viele Jahre gelebt haben, öfter betrogen worden und Irrthümer begangen, und weil die Dinge der Mehrzahl nach keinen Bestand haben, so behaupten sie nichts mit Festigkeit, und greifen Alles weniger kräftig an, als sich gebührt. Sie haben nur Meinungen, aber kein Wissen von etwas, und in Schwanken befangen, setzen sie überall ein Etwa oder Vielleicht hinzu, und drücken sich über Alles auf eine solche Weise, und über nichts mit Sicherheit aus. Sie sehen gern Alles schwarz; unter diesem Ausdruck versteht man nämlich die Eigenschaft, daß Jemand Alles auf das Schlimmste

auslegt. Sodann sind sie argwöhnisch aus Mißtrauen, und mißtrauisch aus Erfahrung. Sie sind ferner weder im Lieben noch im Hassen heftig aus demselben Grunde, sondern nach des **Bias** Rath lieben sie so, als wenn sie einst hassen zu müssen erwarteten, und hassen so, als wenn sie auf künftige Freundschaft rechneten. Auch engherzig sind sie, weil sie durch das Leben niedergedrückt sind: sie streben nämlich nach nichts Großem und Ausgezeichnetem, sondern nach dem bloßen Lebensbedarf. Weiter sind sie karg; denn zum Lebensbedarf gehört eben auch Vermögen, daneben aber wissen sie auch vermöge ihrer Erfahrung, wie schwer es ist zu erwerben, und wie leicht zu verthun. Sie sind ferner furchtsam und vor Allem bangend: sie empfinden nämlich auf entgegengesetzte Weise, wie junge Leute; denn sie sind abgekühlt, und jene feurig, und so hat das Alter der Furchtsamkeit gleichsam den Weg gebahnt, weil auch die Bangigkeit eine fröstelnde Empfindung ist. Auch lieben sie das Leben, vorzüglich in ihren letzten Tagen, weil Gegenstand des Begehrens immer das ist, was uns fehlt, und wir am stärksten nach dem verlangen, dessen Mangel sich uns eben fühlbar macht. Ferner sind sie über die Gebühr selbstsüchtig; denn auch dieses ist eine Art von Engherzigkeit. Auch leben sie, weil sie selbstsüchtig sind, mehr, als sich gebührt, dem Nützlichen, aber nicht dem Löblichen; denn das Nützliche ist etwas dem Einzelnen Gutes, das Löbliche aber etwas an und für sich Gutes. Weiter sind sie eher ohne Scham als verschämt; denn weil sie dem Löblichen keinen so hohen Werth beilegen als dem Nützlichen, kümmern sie sich wenig um die Meinung Anderer. Der Hoffnung sind sie unzugänglich wegen ihrer Erfahrung (denn das Meiste, was geschieht, ist unerquicklich; wenigstens fällt es meistens schlechter aus, als man erwartete) und außerdem wegen ihrer Furchtsamkeit. Sie leben mehr in der Erinnerung als in der Hoffnung; denn was sie noch zu leben haben, ist wenig, was sie verlebt haben, viel; die Hoffnung aber geht auf das Zukünftige und die Erinnerung auf das Vergangene. Dies ist auch der Grund ihrer Redseligkeit; denn beständig reden sie von dem, was sich begeben hat, weil die Erinnerung daran ihnen Freude macht. Ihr Zorn ist heftig, aber kraftlos, und ihre Begierden sind entweder verloschen oder ohnmächtig, weswegen sie weder leicht sich von einer Begierde beherrschen lassen, noch sich in ihren Handlungen nach derselben richten, sondern nach ihrem Vortheil. Darum zeigen sich Leute

von diesem Alter auch besonnen; denn
gierden haben ihre Kraft verloren, und
Gewinn untergeordnet. Auch leben
nach Berechnung, als nach dem sittli
fühle; denn die Berechnung sieht auf d
liche, das sittliche Gefühl auf das Tug
Die Vergehungen, deren sie sich schuldig
gehen darauf aus, Anderen zu schaden,
an ihrer Ehre zu kränken. Mitleidig s
auch alte Leute, allein nicht aus demselbe
wie die jungen; denn letztere sind es
schenliebe, erstere aber aus dem Gef
Ohnmacht, weil sie sich alles Widerw
ihnen selbst drohend vorstellen, was,
früher sahen, Mitleid erzeugt. Deswegen
grämlich und nicht zu Neckerei und Sc
gelegt; denn Grämlichkeit steht der
Lachen entgegen.

Dies sind also die Eigenschaften de
und der alten Leute. Da nun Jedermann
seiner Weise vorgetragenen und ihr
Reden gern hört, so ist leicht zu erken
man seine Rede einzurichten habe, da
selbst und das, was man spricht, sic
Weise entsprechend zeige.

Cap. XIV. Leute im Mannesalte
offenbar in ihrem Verhalten zwischen de
nannten mitten inne stehen und beider
bungen unterlassen, indem sie weder zu
selbst vertrauen (denn dies wäre Verw
noch sich zu sehr fürchten, sondern i
Beziehungen das rechte Maß halten, u
Allen trauen, noch Allen mißtrauen, sond
nach der Wahrheit urtheilen. Auch l
sich weder von dem Löblichen ausschlie
stimmen, noch von dem Nützlichen, son
beiden, und weder von der Sparsamk
von der Verschwendung, sondern von de
lichen. Ein gleiches Maß beobachten si
Ansehung des Zornes und der Begier
sind besonnen mit Tapferkeit und tapfe
sonnenheit, während bei Jungen und A
diese Eigenschaften getrennt finden; d
Leute sind tapfer und unbändig, alte ab
nen und furchtsam. Um es allgemein auszu
alle Vorzüge, welche die Jugend und
getrennt hat, besitzen sie zusammen, u
lem, worin jene zu viel oder zu wenig
ben sie das rechte Maß und das Gezien
besteht aber die Vollkraft des Mannesa
perlich vom 30. bis zum 35., geistig um da
So viel also über Jugend, Greisen- und
alter, welches ihr eigenthümliches Verha

86. Uebergang von der Anthropologie zur Ethnologie.

(*E. M. Arndt*, Versuch in vergleichender Völkergeschichte [1843] S. 5—8.)

Mensch ist kein Thier, keine *fera* oder
ein *animal*, ein ζῶον ist er allerdings.
, daß wir kein Wort dafür in unsrer
haben. Und doch müssen wir bei dem
lensch nicht bloß das Lebendige, sondern
e dem Thier ähnliche willkürliche Thätig-
Lebenskräfte denken, welches das Wort
usdrückt.
Mensch theilt die thierische, er theilt die
Natur. Wer mit den thierischen und
rischen — ach! es gibt solche — Völker-
beginnt, mit den Pescheräs Hottentotten
en, den Menschenfressern auf Sumatra
neo, der kann auch in den edleren Völ-
ebräern Arabern Persern Griechen Ger-
zuletzt nichts weiter sehen als die Stufen
len Naturleiter (Stufen des *animal*), er
für Geschlechter, welche Sophoklesse
eare Decier und Arminier Keppler und
zeugen.
r Naturgeschichte des Menschen muß man
d, nicht aufsteigend verfahren. Man muß
m erhabenen Standpuncte zu den Tiefen
igen und von den Gearteten abwärts die
en betrachten. So wird die Natur in dem
n ihren Schlüssel der Schöpfung bekom-
ie die Geschichte ihn in unsrer Offenba-
Heils bekommen hat.
oben bezeichneten Naturkundigen, welche
etrachtung des Einzelnen im Einzelnen ste-
lben, erblinden häufig für die Erschauung
ennung des sittlichen Weltbaues, der *fabri-
ualis et moralis* in dem Menschen; sie kön-
r der Zweckmäßigkeit seines Baues und
on Gott eingerichteten Lebenswirthschaft
e untere Welt die höheren Beziehungen
eren Anspielungen, die Rückwärts- und
s-Spielungen die Rückwärts- und Vor-
piegelungen eines bedeutungsvolleren ver-
Baues, der tiefst in seinem Gemüthe
liegt, oft nicht mehr erkennen.
ist es, es ist ein richtiges und gewichtiges
welches, obgleich er nichts Großes damit
vollte, ein Naturkundiger ausgesprochen
r Mensch ist das Thier, welches
ffnung der Unsterblichkeit hat.
tiges Leben, geistiger Trieb des
en, Dämmerung einer göttlichen Urwelt
t und Glanz. Auch bei den am meisten
gekommenen, man möchte sagen ver-
sunkenen Völkern, die fast nur in thierischer Noth und Wuth einherzugehen scheinen, sind immer noch Spuren dieser Dämmerung. Gott Unsterblichkeit Wissen Gewissen Gewiß. O das köstliche Wort Gewiß mit Gewissen verbunden, dieser Stern, der unser Schifflein zu einem nicht trügerischen Hafen führt! Was ist uns so gewiß als das Gewissen, die moralische Ueberzeugung, die uns den verborgenen Gott lehrt, die Gewißheit unter der linken Brust? Der Teufel wäre Schöpfer, es bliebe nur ein Gott der Wölfe und Schlangen und der Raupen und Skorpionen, wenn jene Gewißheit lügen könnte. Also in der Tiefe der Tiefen Gottes und in der Tiefe unsers Herzens Gesetz der Liebe, Gesetz der Zweckmäßigkeit; also Liebe Leben Vergeltung und Sehnsucht und Hoffnung jener Güter, welche wir nicht mit den Augen sehen, sondern mit den Herzen. Wo ein nicht entartetes nicht versunkenes Volk lebt, lebt auch diese älteste tiefste Offenbarung, dieser große allmächtige *consensus generis humani:* die Gesammtstimme der Gesammtglaube die Gesammthoffnung.

Und hierauf, auf diese herrliche Uebereinstimmung des ganzen Menschengeschlechts, weisen wir nicht nur den Forscher hin, sondern wir stoßen ihn darauf als auf einen scharfen Dorn, woran er sich das Herz blutig reißen soll, damit es sich durch die brennende Wunde besinne. Diesen gemeinsamen Trieb, diesen *consensus* sollte der geistige Forscher, welcher über den Menschen und seine Bestimmung grübelt, doch wenigstens eben so weit ehren, als er ihn in den Geschlechtern der Biber Ameisen und Spinnen ehrt. Will ihm der Faden jedes Zweckes und Endes in dem Gewirr der Dinge abreißen und in das Knäul des Geheimnisses zurückschnurren, hier und hier allein wird er den Menschen finden und in dem Menschen den Schlüssel zur Natur und zu ihm selber; er wird bei dem Uebel nicht wimmern und bei dem Bösen nicht verzweifeln, dessen diese Erde so voll ist; er wird, da er mit Menschen glauben und hoffen gelernt hat, bei diesem betrübenden Gedanken die Hände zusammenfalten und anbeten und rufen: Gott mein Herr und mein Retter! diese Räthsel, welche kein Weiser mir lösen kann, wirst Du in einem lichteren Sein mir lösen; hilf mir nur lieben und glauben!

Thier Geist Erde Himmel einander gegenüber. Wir führen beides, das Thier den Geist,

der Eine mehr von diesem, der Andere mehr von jenem. Der Himmel wölbt sich so freundlich über und um unsre Erde; es däucht uns oft, als ob wir in die Unendlichkeit seiner Welten nur so hineinspringen könnten; und dann wieder — o wie fern fern, wie schauerlich abgründlich und verschlingend zugleich und wie unerreichlich! Und wann der zarte vom Herzen auslaufende Faden abreißt, an welchem wir uns in die Unendlichkeit hinaus- und hinaufschwingen, o dann wird selbst dieser kleine neblichte Erdball schon eine Unermeßlichkeit, aber wie öd und wüst! und selbst das Grab, das wir mit drei Schritt ausmessen können, wird eine grauenvolle lichtlose unendliche Höhle.

Aelteste Zeit älteste Geschichte Ursprünge und Anfänge unsers Geschlechts. Nichts: keine sichere Ueberlieferung keine Geschichte; Alles voll Räthsel und den verschiedensten Fragen und Antworten preisgegeben, so daß zum Beispiel bei der Geschichte des Menschen Einige mit der vollsten thierischen Rohheit beginnen und das *brutum* unbegreiflich zum Menschen aufsteigen lassen, Andere gemäß der ältesten Sage unsrer Heiligen Schriften und den Sagen anderer Völker den Urmenschen rein hochsinnig tiefsinnig geistig und englisch von Gott auf diesen Planeten gesetzt, hier durch eigne Schul und entarten und in den mannigfaltigster theils ihn in dieser Entartung immer tiefer sinken und sich entmenschen und entgö theils ihn zu einem besseren Zustande, a den verschiedensten Graden und Schatt sich wieder emporarbeiten lassen.

Fragen wir nun nach den Anfängen o Fortsetzungen der verschiedensten Mens stände und ihrer Entwickelungen, so bel wir leider nirgends ganz bestimmte Antwo wir gelangen doch, wenn nicht zu Einer Wahrheit, doch zu vielen höchst merkw und lehrreichen Wahrscheinlichkeiten, d wie einmal unser umwölktes Erdenschick leidlich glücklich führen können.

Der Erdenmensch wird auch durch mente der Erde gemacht und veränder Wasser Berg Thal Sumpf Wüste Frucht — Klima: Kälte und Hitze, kaltes warm ges heißes kältestes heißestes Klima, *terra bus negata*. — Sitten Gesetze Relig freiwillige oder erzwungene; aber wie selte uns die Geschichte den Faden das Freiwilli Erzwungene auch hier zu erkennen! Hier mannigfaltigstes Spiel von Aehnlichkeit Wahrscheinlichkeiten, auch von einigen ausgemachten Wirklichkeiten.

B. Ethnologie.

87. Zur Kritik der Ethnologie. — Die Eintheilung nach Racen.

(*G. Duden*, Europa und Deutschland von Nordamerika aus betrachtet I. [1833] S. 327—330, 364—366.)

Wenn meine Gedanken sich mit den Indianern beschäftigen, so fällt mir gewöhnlich auch ein, daß europäische Geschichtsforscher sich so die alten Germanen vorgestellt haben. Das verräth aber entweder eine geringe Bekanntschaft mit den Indianern oder eine grobe Vernachlässigung der Berichte über die Germanen. Die Kindheit und die Jugend hat einen Charakter, der sich in allen Ländern und in allen Zeiten gleich äußert; allein wer wird deshalb über die Unterschiede der einzelnen Kinder und Jünglinge weggleiten? Es ist gewiß, daß ein weißer Knabe eher mit einem Negerknaben in freundschaftlichen Verkehr treten wird, als mit einem Erwachsenen seiner eigenen Farbe, wie man denn auch hier schwarze und weiße Kinder untereinander spielen sieht. Aber darf man darum mit dem allgemeinen W Kindheit über die verschiedenen Keime lagen der Knaben wegblicken? Die Indi ben viele Züge, worin sie den alten G gleichen. Sie lieben den Trunk wie die Ge und eben so leidenschaftlich das Spiel. A gen sie darin oft das Theuerste, was sie l Und die einzige Beschäftigung beider i und Jagd. Allein wer nach solchen Krite scheiden will, der sehe sich vor, daß ih eine ziemliche Menge Europäer, und zwa aus den höheren Ständen, mit unter die der Indianer falle. Schon Thucydides g Rath, die Sitten der alten Griechen an barischen Völkern zu studiren. Aber es i glückliche Anwendung dieser Lehre, we

[ahren an deu Indianern Amerikas ken-
ıen sucht.
wodurch unterscheiden sich denn die
en den alten Germanen? Die Ant-
af ist so leicht nicht, als man insge-
t.
hier von Indianern und Negern um-
nichts ist begreiflicher, als daß ich oft
hoden denke, womit die Europäer den
iehalt der Völker ohne Umstände in
ıwägen wähnen.
meinem Zwecke nicht fremd sein, im
nachzuweisen, daß sämmtliche Metho-
orwurf verdienen, gerade dasjenige zu
ıigen, worauf es ankommt; daß sie alle
ler fallen, nach äußeren Zeichen von
as zu haschen, an dessen eigentliches
: nicht gedacht wird, weshalb denn
Verwechselung des Bedeutenden mit
eutenden in den Urtheilen der Gelehr-
ie Cultur der Völker eben so gewöhn-
ls in den Reden über Bildung im täg-
en. Es scheint wunderbar, daß man
inig ist über den Zweck, daß nämlich
ı im Aeußeren nur statt habe, um
über das innere Geistige zu erlangen,
ch dennoch in das geistige Gebiet selbst
ragt.
eutzutage eine Schilderung der Cultur
len oder von vergangenen Völkern lie-
ınterläßt selten, die herrschenden Vor-
von Stammracen zu berühren. Ei-
en besonders geschickt zu verfahren,
liese Vorstellungen zum Grunde des
wählen, z. B. bei den alten Germanen
orzüge der kaukasischen Race er-
dann Bemerkungen über die der Ent-
des Menschen günstigen und ungünsti-
le einweben, und sich zuletzt an die
ζ nach den verschiedenen Lebensweisen

:hein der Gründlichkeit erreicht man
dings, und insofern sich durch derglei-
emeinheiten ein bestimmter Aufschluß
ultur erlangen ließe, würde man sich
ßen über den Reisebeschreiber und den
erhaben dünken dürfen. Wer z. B.
ehre von den Vorzügen der kaukasi-
e viel abzuleiten versteht, dem brau-
Berichte von Cäsar und Tacitus nicht
jen, daß unsere Vorfahren wirklich je-
angehörten. Ich besitze diese Kunst
l habe mich darum auch immer an
en der genannten Historiker gehalten.

Aber bei den Indianern und Negern wollte es mir nicht besser gelingen. Auch bei ihnen vermochte ich aus der Lehre von den Stammracen keinen Aufschluß zu ziehen. Ich sah die Hautfarbe und die Schädel in keiner solchen Verbindung mit ihren geistigen Eigenschaften, daß ich nicht in Gedanken die Farbe und den Schädel des Europäers recht gut hätte substituiren können, weshalb es mir denn auch nicht einfiel, die Gleichstellung der Germanen und der Indianer wegen sogenannter Stammrace-Verschiedenheiten anzufechten. Das Resultat meines Nachdenkens war und blieb, daß die Eintheilung der Völker nach Stammracen sowohl als die nach Lebensweisen die Beurtheilung der Entwickelungsstufen weit mehr verwirre als begünstige; wie jede Eintheilung der Völker, welche nicht genau nach den Verschiedenheiten im Wesentlichen gemacht worden.

. . . .

Die Antwort auf die Frage nach der Brücke, welche die Eintheilung der Völker nach körperlichen Eigenheiten zur Beurtheilung ihrer geistigen Verschiedenheiten brauchbar mache, läßt sich hienach in Folgendem zusammenfassen.

Das Theoretisiren nach den Schädelformen und den Gesichtszügen der Völker ist nichts Anderes, als ein Aufbauen auf demselben ungeprüften Grunde von dunkeln und verworrenen Vorstellungen, worauf Gall seine Schädellehre und Lavater seine Physiognomik aufgeführt hat. Man sucht, wie Jeder eingesteht, Aufschluß über die geistigen Verschiedenheiten der Menschen, aber man sucht ihn nirgends weniger als im Geistigen. Man will sichs bequem machen, und überläßt sich ohne Rückhalt dem Gedanken, daß man nur auf den Bau des Schädels und die Gesichtszüge zu blicken habe, um sofort eine Scale der Geistesanlagen zu entdecken, ohne sich um die Anlagen an sich je ernstlich bekümmert zu haben. Daß Gall und Lavater sich von diesem Verfahren auch bei den Individuen Aufschluß versprachen, tadelt man unverhohlen. Allein, was bei einzelnen Menschen nicht belehren kann, soll dennoch zur Belehrung über ganze Völker dienen, und so entfernet man sich von den Irrthümern der Schädellehre und der Physiognomik bloß durch eine dunkle Allgemeinheit. Umsonst wirft man ein, daß es Indianer gebe, welche die Köpfe der Kinder durch Einzwängen in harte Formen zur seltsamsten Gestalt bringen, ohne daß die Geisteskräfte zu leiden scheinen; wie z. B. die Chaktas an der Ostseite des Missisippi

den Köpfen ehemals die Form eines Backsteines gaben (woraus man sogar auf die Abkunft von den Mongolen schloß, weil dabei das Ideal eines Mongolenkopfes zum Grunde liege), oder wie die Omaguas am Amazonenstrome, welche die Köpfe platt pressen wie Scheiben, und doch für sehr pfiffig gelten. Vergebens ist die Erinnerung, daß sich eine Menge sogenannter Neger-, Mongolen- und Indianerköpfe unter den Europäern finden, und dagegen wieder ganze Negerstämme, deren Köpfe so regelmäßig sind, als die regelmäßigsten europäischen. Ueberall, wo europäische Cultur herrscht, ist es dahin gekommen, daß bei der bloßen Erwähnung einer jener fünf Classen, z. B. der Neger, durch die vermittelnden Vorstellungen vom Schädel und Gesichte unwillkürliche Vorstellungen von eigenthümlichen Geistesbeschaffenheiten geweckt werden. Je schwankender und dunkler das Geistige selbst vorschwebt, desto begieriger ergreift man den scheinbaren Anhalt im Körperlichen, und ohne sich gerade zu den Lehren von Gall und Lavater zu bekennen, mißt man doch demjenigen, was als Eigenheit eines Indianer- oder Negerschädels gilt, eine solche Bedeutung bei, als wenn damit für alle unbestimmten Vorstellungen von dem Geistigen der Indianer und Neger — die, wie gesagt, auf ganz andere Weise als durch Schädelbeschauen entstanden sind — das erklärende Centru[...] den sei.

Die Schwäche des menschlichen Geis[...] sich nirgends niederschlagender, als [...] während der Beschäftigung mit den Z[...] seiner Eigenschaften die Eigenschaften s[...] den Augen verlieren. Man hofft am todt[...] del zu entdecken, was nur an den le[...] Aeußerungen erkennbar ist, und vergißt, [...] bald die lebendigen Aeußerungen mit [...] meintlichen Zeichen am Schädel im Wide[...] erscheinen, die letzteren alle Bedeutun[...] ren, mithin das rechte Licht über die G[...] stände der Menschen nur von der Geschic[...] Thuns und Lassens zu erwarten ist; daß [...] ein Volk mit sogenannten Mongolensch[...] seinem lebendigen Getriebe einen hohen [...] Cultur bekunden würde, es wohl schwe[...] lingen könnte, aus den Schädelformen, [...] übrigen körperlichen Eigenheiten, das G[...] zu beweisen; kurz, daß, wie beim [...] nen Menschen, so auch bei ganze[...] kern der wahre Aufschluß über i[...] stiges nur aus der Geschichte ih[...] bens und Strebens zu ziehen ist, [...] auch dann, wenn die Schädellehre und [...] siognomik eben so ausgebildet wäre, als [...] im Rohen liegt.

---

88. Fortsetzung. — Die Eintheilung nach den Lebensweisen.

(Dasselbe Buch Seite 371 — 378.)

Weil man gewohnt ist, das Jägerleben als ein Zeichen der niedrigsten Culturstufe zu betrachten, so müssen alle Weiße, die sich hier (im westlichen Nordamerika) mit der Jagd von Pelzthieren beschäftigen, Wilde und Barbaren heißen. Seichte Moralisten haben es ja ausgemacht, daß die Jagd die Empfänglichkeit für sanfte Gefühle verderbe. Wenn die Sanftmuth des cultivirten Menschen rein instinctartig wäre und nicht in Verbindung mit dem Denken stände, so möchten die Herren vielleicht Recht haben. So aber weiß man, daß der unermüdlichste Jäger der sanfteste Gatte und Vater und der gefühlvollste Freund sein kann, und daß die größte Sentimentalität gegen Thiere mit der scheußlichsten Gefühllosigkeit gegen Menschen vereinbar ist. Man braucht nicht an die Hindus zu erinnern. Man hat auch unter den Europäern Beispiele genug, daß die zärtlichste Stimmung für Hunde, Kat[...] Pferde neben der äußersten Hartherzigke[...] menschliches Elend besteht. Und damit [...] Meinung von der Wirkung des Jägerle[...] ihrer vollen Blöße zeige, so hat sich i[...] das sonderbare Ereigniß zugetragen, daß [...] damals, als die Jagdliebhaber anfiengen, [...] zu schonen und zu hegen, die Gefühl[...] gegen ihre Mitbrüder zur höchsten Hö[...] Wer weiß nicht, was der europäische L[...] dem Mitleide mit dem Wilde zu verdan[...] Vor einiger Zeit erschien in einem heftige[...] gusse ein Amerikaner an meiner Hofstä[...] dem Antrage, doch ein junges Hirschche[...] nehmen, das seine Mutter verloren ha[...] ohne Hülfe umkommen werde. Auch [...] Mitleid mit dem Wilde. Aber dieser Man[...] sich wahrhaft entsetzt haben, wenn ich [...]

ngen desselben Mitleides in Europa geschil-
itte. Noch sind am Niederrheine die Er-
ıgen daran nicht erloschen. Es gab dort
ıöfe von zwanzig und mehr Morgen frucht-
Ackerlandes, wovon der Besitzer oft nicht
die Aussaat wiedererhielt, weil die Hirsche
he Alles wegfraßen. Das Eigenthum gegen
zu schützen, war erlaubt, auf diese durfte
chießen, wenn sie in die Umzäunungen
n. Aber wer auf die wilden Thiere ge-
ın hätte, der würde den Gesetzen gemäß
ig auf einen Hirsch geschmiedet worden
Man braucht nur einen Blick auf die Ab-
ng der Gesetze zu werfen, um die rohe
schaft des Gesetzgebers zu erkennen. In
neren Gesetzen gegen Angriffe auf das Ei-
m, gegen Feld- und Walddiebstähle z. B.,
s schlechthin: wer dieses und jenes thut,
ı dieser und jener Strafe verurtheilt wer-
In den Jagdgesetzen lautet es jedoch unter
m wie folgt: Wer sich erfrechet, in der
stlichen Wildbahn einen Hasen zu schießen,
ll beim Kopfe genommen und etc. (Jülich-
ergische Brüchtentaxe).

ß wie kann man sich darüber entrüsten,
man erfährt, was noch jetzt in Hannover
ht? In den hannöverschen Anzeigen vom
ember 1823 heißt es: Mittelst Erkenntniß
niglichen Justizkanzlei zu Stade ist Joa-
Mehlers zu Wester-Vesede, weil er zwei
in seinem Kohlgarten in gestellten Schlin-
fangen und einen jungen Hasen daselbst
r Hand ergriffen, zu vier Wochen Gefäng-
rurtheilt worden. Dabei steht auch, daß
rafe wirklich vollzogen worden sei.

f die Bewohner des Missouristaates machen
zählungen von solchen Dingen einen Ein-
, wie etwa in Deutschland die Berichte von
sereien eines Tiberius oder eines Caligula,
welchen, nach dem Biographen Sueton,
od darauf stand, mit dem Bildnisse des
s Augustus (auf Münzen oder wo sonst) an
einem unreinen Orte, z. B. einem Abtritte,
n zu sein.

s man in Europa und in den amerikani-
Küstenstädten von der Rohheit und Sitten-
it des Backwoodspeople und von den Wei-
lie hauptsächlich von der Jagd leben, er-
ist durchaus ohne Grund. Es gehört mit
n Verzerrungen der europäischen Cultur,
Rohheit, Sittenlosigkeit, Greuel, Sclaverei
lend in der Ferne zu schwatzen, während
ille, welche jede europäische Stadt davon
t, gänzlich ignorirt wird. Welche Lebens-
weise macht die Menschen wohl gefühlloser als
der Wucher? und wer geht darin den Europäern
vor? Ueberhaupt zeigen sich im Volksleben Laster,
die denen im Familienleben völlig analog sind.
Man mustert die Fehler des Nachbars und über-
treibt Alles aufs äußerste, während die Gebrechen
des eigenen Hauses entweder verkannt oder doch
wunderbar beschönigt werden. In diesen Ländern
ist der Reiz, die beschränkte Lebensweise der
europäischen Städte und Dörfer zu verlassen, so
groß, daß es keineswegs zu Gunsten eines Ein-
wanderers spricht, wenn es gar nicht auf ihn
wirkt. Warum soll ein vernünftiger Mensch dort,
wo die Viehzucht so leicht ist, sich nicht mehr
darauf legen als auf den Ackerbau? Und worin
besteht das Culturwidrige, wenn ein Europäer in
einem Lande, wo es so viel Wildpret gibt als
hier, zugleich die Jagd zu seinem Unterhalte be-
nutzt? Ist es wirklich zu besorgen, daß ihn die
Jagd gefühlloser gegen seine Mitbrüder mache als
der europäische Wucher? Es ist allerdings zu
beklagen, daß die Indianer sich so wenig um die
Viehzucht und den Ackerbau bemühen und bloß
von der Jagd zu leben suchen; aber aus keinem
andern Grunde, als weil der alleinige Ertrag der
Jagd und des Fischfanges schon für eine geringe
Bevölkerung zu unsicher ist, und bei einer
ausschließlichen Anweisung darauf die Men-
schen in einer größeren Aufregung und Spannung
gehalten werden, als sich mit einer ruhigen Herr-
schaft über die Triebe und Begierden verträgt.
Es bleibt auch unbestritten, daß ohne regelmäßige
Benutzung des Bodens kein Volk zu einer hohen
Culturstufe gedeihen wird. Aber daraus folgt noch
nicht, daß das Jägerleben ein untrügliches Zeichen
der niedrigsten Culturstufe sei. Dergleichen An-
sichten liegen die Träume von einer ursprünglichen
Bestialität der Menschen zum Grunde. Nicht
allein, daß man sich einen Urzustand der Men-
schen vorstellt und eine Entwickelung, die mit
einem Stammpaare beginnend, ohne fremde Ein-
flüsse durch die bloße Aufeinanderfolge der Ge-
nerationen weiter schreitet; man mischt zugleich
noch Vorstellungen ein, als wenn das Menschliche
ursprünglich (im ersten Paare) nur im Keime
existirt habe. Oder die Vergleichung mit der
Kindheit verleitet, sich die Erwachsenen der ersten
Generation als wirkliche Kinder zu denken,
ohne im geringsten zu prüfen, welche Fähigkei-
ten dem Menschen so von Natur eigen seien, wie
die Sagacität manchen Thieren. Wer weiß nicht,
daß einige Thiere außer dem, was man Instinct
und Kunsttrieb nennt, einen ziemlichen Grad von
Combinationsvermögen besitzen? Wer kennt nicht

ɪn würden. Wiederholen sich die ver-
n Kriegszüge noch öfter, so wird es nur
Ergiebigkeit der Jagd ankommen, auch
f die Viehzucht zu verzichten.
hat gegen die Ableitung der amerikani- 5
:völkerung aus dem nördlichen Asien ei-
ɪn Einwurf von der verschiedenen Lebens-
r Asiaten und der Amerikaner zu ziehen
und an die Unwahrscheinlichkeit erin-
ß ein Hirtenvolk zu einem Jägervolk 10
inken werde. Indeß, ohne über die Ab-
g weiter zu entscheiden, ist dieses Argu-
ch sehr zu mißbilligen. Es ist bekannt,
e Nomaden Asiens neben der Viehzucht
Jagd nicht vernachlässigen. Nun stelle 15
ı vor, diese Nomaden seien durch Kriege
ch andere Impulse (über die Aleuten von
Insel, oder über die Beeringsstraße in
ımermonaten) mit Vieh nach Amerika
en und hätten jene Fülle von Wildpret 20
en, die hier vor allen menschlichen Stö-
othwendig bestehen mußte. Würden die
lerer bei solchen Entdeckungen wohl noch
. die mühsame Verpflegung ihrer Heerden
haben? Oder wenn sie kein Vieh mit- 25
gehabt, würden sie wohl nach Asien
gangen sein, es nachzuholen? Der Ueber-
lagdthieren hätte den ersten Generationen
vanderer eine solche Aussicht darbieten
daß die Veränderung ihrer Lebensweise 30
; unter den Vorwurf der Sorglosigkeit für
ıaft gefallen wäre, als die Lebensweise der
nsulaner, die sich bei dem Vorrathe an Brod-
umen weder mit Ackerbau, noch mit Vieh-
och mit der Jagd und mit dem Fischfange 35
sen brauchen. Wie sollten Reize, welche
so viel über die Zöglinge der europäischen Städte vermögen, und besonders so viele Franzosen von ihrer früheren Lebensweise abgelenkt haben, bei den Horden Asiens unwirksam sein, bei Horden, die ihre Heerden sofort außer Acht lassen, wenn kriegerische Beute sie anlockt?

Ist die Verwandlung der ackerbauenden Völker in Nomaden und der Nomaden in Jäger somit für kein Wunder zu achten, so würde sich von der Lebensweise nur insofern sicher auf die Cultur schließen lassen, als man annehmen dürfte, daß die einmal errungene Cultur durch die Veränderung der Lebensweise ohne Weiteres wieder rückwärts gehen müsse, was wohl Niemand zu beweisen versuchen wird.

Das Resultat ist, daß auch die Eintheilung nach den Lebensweisen für die gründliche Beurtheilung der menschlichen Entwickelung dasjenige nicht leistet, was man davon hofft; und wenn ich hiebei an die Frage nach dem Unterschiede zwischen den Indianern und den Germanen erinnert würde, so müßte ich erklären, daß ich aus dieser Eintheilung nicht mehr zu ziehen weiß, als aus der nach Stammracen. Die Germanen trieben Viehzucht und einigen Ackerbau. Allein der Zusatz, daß die Männer die Sorge dafür den Weibern, den Alten und Schwachen aufbürdeten und sich selbst nur mit der Jagd und dem Kriege beschäftigten, nähert sie den Indianern wieder, da auch diese durch die Weiber kleine Gärten bestellen lassen. Indeß für jetzt befassen sich meine Gedanken mehr mit Betrachtungen über das Backwoodspeople, worunter ich selbst gerechnet werde, weshalb mir mein Eifer gegen die Lästerer um so weniger zu verübeln ist. —

---

89. Schluss. — Die Eintheilung in Wilde, Barbaren u. s. w.

(Dasselbe Buch S. 387—402.)

sich überzeugt hat, wie wenig mit der 45
ung der Völker nach Stammracen und
n Lebensweisen für die Beurtheilung der
ɪu gewinnen ist, der wird auch das Be-
an den Vorstellungen von Wildheit
rbarei einen sicheren Anhalt zu finden, 50
igen wissen. Bei den alten Völkern wa-
leichen allgemeine Rubriken ebenfalls im
, aber für die Erhellung des Gebietes,
sie sich beziehen, damals nicht mehr
nutz als heute [1]). Sollen die Gegenstände selbst klar hervortreten, so darf man sie nicht durch Wörter, die einen Anhang von ungeprüften Vorstellungen nachschleppen, mit Nebel umhüllen. Um von einem Gegenstande einen treuen Abdruck zu erlangen, hat man sich zu hüten, die Bezeichnung einzelner Züge mit Worten für etwas Anderes zu halten, als eine einstweilige Fixirung des bereits Ausgemittelten. Gemeiniglich fehlt man dagegen so sehr, daß man die zuerst ent-

deckten Eigenheiten so rasch als möglich benutzt, ein Wort in Anwendung zu bringen, um die weitere Kunde von dem Gegenstande durch Analysirung des Wortes (der durch den Sprachgebrauch damit verbundenen Vorstellungen) zu erwerben, unbekümmert, ob der Gegenstand in allen Eigenheiten zu dem Worte passe, welches doch bloß einzelner Eigenheiten wegen auf ihn angewendet wurde. Die meisten Disputationen geben Belege zu dieser Bemerkung. Ich habe es indeß nur mit dem Mißbrauche der Wörter „Wildheit und Barbarei" zu thun. Es zeugt nicht für Cultur, wenn unsere besten Schriften mit solchen unbestimmten Ausdrücken um sich werfen. Die Lehrer der Geschichte brauchen sie gleichsam als Basis. Aber mit der einfachen Frage, was ist Wildheit? was ist Barbarei? kann man ihre hohen Gerüste von Grund aus erschüttern. Die Anstrengungen, welche gemacht worden sind, dieser Gefahr zu begegnen, könnte man possirlich finden, wenn die Materie selbst nicht zu ernst wäre. Umsonst hoffte man sich durch Abtheilungen von Halbwildheit, Halbbarbarei, Halbcultur zu helfen. Das Gebiet blieb so dunkel als zuvor. Immer und überall trifft man auf die Scheu vor der Untersuchung des Wesentlichen in der menschlichen Natur. Dem allein ist es beizumessen, daß man in dem Strudel der Verwirrung bald nach dieser, bald nach jener Aeußerlichkeit, wie einem rettenden Anhalte griff. Weiter waren auch sämmtliche Versuche nichts, wodurch man den Wörtern »Wildheit und Barbarei« eine feste Bedeutung zu verschaffen strebte. Ich würde in Verlegenheit sein, wenn ich sie alle anführen müßte.

Geistreiche Männer haben die Behandlung der Gefangenen zum Eintheilungsgrunde gewählt. Die wildesten Völker, hieß es, martern und fressen die Gefangenen; die weniger wilden tödten sie ohne Marter; dann folgen die Halb-Barbaren, die sie zu Sclaven machen; die civilisirten lassen sie auslösen. Andere glaubten in der Behandlung der Weiber die Culturscale zu finden. Es ist keineswegs meine Absicht, dieses Alles für in lockerer Verbindung mit dem Wesentlichen zu erklären. Aber die Schwierigkeit ist vor wie nach zu bestimmen, in welcher Verbindung mit dem Wesentlichen es ist, und die läßt sich unmöglich heben ohne Untersuchung des Wesentlichen selbst.

Wenn eins der bisherigen Kriterien der Cultur einen wichtigen [illegible] für sich hat, so dürfte es die Anthropophagie sein, und bei dem ersten Nachdenken möchte sich vielleicht Jedermann ge-
fühlen, falls es überhaupt ein untrügliches

Merkmal für das Wort „Wildheit" gebe,
schenfresserei dafür zu halten.

Daß die meisten Indianerstämme Nor
zur Zeit der Entdeckung Menschenfress
ist sehr wahrscheinlich. »Kommt, laßt
Blut der Feinde trinken!« ist noch der
liche indianische Aufruf zum Kampfe.
hieß er wohl: „Kommt, wir wollen di
aufessen! etc.« Was einzelne Stämme in
des Felsengebirges noch treiben, wird
Zukunft lehren. Die Attacapas am unt
sisippi (eigentlich westlich des Missisip
St. Bernards Bay) fraßen im Anfange des
hunderts den dicken de Charleville,
Colonisirung von Louisiana wegen von F
abgesendet worden war. Er war auf
mit seinem Gefährten Belle-Isle in die I
Indianer gefallen. Den Belle-Isle vers
für einen anderen Schmauß, und nur
licher Zufall rettete ihn[2]). Der Absc
die Europäer gegen Menschenfresserei
hat den größten Einfluß auf die Indian
Jetzt kennt man in dem ganzen Missisi
nur einen schwachen Stamm, der dem Ca
ergeben ist, nämlich die Carancoahs a
flusse; und diese werden deshalb von de
Indianern (die heutzutage hartnäckig leu
ihre Ahnen je Menschenfresser gewesen
und verfolgt.

Wo Menschenfleisch einmal als Spei
darf man sich auch nicht wundern,
fetter Mensch einem magern, ein gesun
kranken vorgezogen wird. Man erzähl
Indianern, insbesondere von den Carai
sie die Gefangenen vorher mästeten, d
entmannten und vor dem Tödten wohl n
peitschten, um das Fleisch milder zu
Das lautet uns überaus scheußlich; al
wenig oder gar nicht entfernt von dem G
an Menschenfleisch überhaupt; und da
einmal annehmen muß, so sehe ich au
Grund zu zweifeln, wenn von einigen
den Irokesen z. B. berichtet wird, da
Hals und Nacken für den besten Bissen
und von den Caraiben, daß sie die W
Schenkel vorgezogen hätten. Auch sol
Fleisch der Weiber minder geliebt hab
Männerfleisch. Oviedo will gar die
gegen Weiberfleisch auf die zur Vernic
Indianer im Solddienst der spanischen Ma
geführten Doggen übertragen. In den N
über mehrere Negerstämme in Afrika v
liches erzählt, z. B. von dem Portugiese
Lopez und dem Briten Eduard Bat

e des 16. Jahrhunderts in Niederguinea
vom Dänen Römer u. s. w., und außer-
ß dort Menschenfleisch eben so auf öffent-
ärkten verkauft werde, wie das Fleisch
imern und Rindern in Europa. Diese An-
für noch viele andere Zeugnisse sprechen,
lsch angefochten worden, weil es zu sehr
menschlichen Natur im Widerstreite sei.
ischen der Sitte, Menschenfleisch als ein
ches Lebensmittel zu behandeln und es
e feilzubieten, gibt's doch wahrlich keine
uft. Uebrigens darf man aus dem, was
:t in Afrika findet, so wenig auf das
ı, was vor Jahrhunderten geschah, als
merika angeht. Wie die nordamerikani-
dianer hartnäckig leugnen, daß ihre Vor-
lenschenfresser gewesen, so kann die eu-
: Cultur auch in Afrika nicht ohne Wir-
lieben sein.
lot erzählt (*lib.* I und IV), daß die Mas-
und Issedonen ihre Eltern gefressen und
del als Trinkgeschirre aufbewahrt hätten;
bo sagt von den Derbionen am kaspischen
aß sie die Männer erwürgen und verzehren,
: 70 Jahre alt geworden; die Frauen wür-
r auch erwürgt, aber begraben. Von den
ı sagt er Aehnliches. Auch die Wenden
rs die im heutigen Lüneburgischen) sol-
Eltern gefressen haben. Das geschah
va bloß in der Noth. Allein die Noth hat
um Entstehen der Sitte beigetragen.
: Noth in dieser Hinsicht auch über culti-
lenschen vermag, lehren uns die Schick-
;lücklicher Seefahrer, die das Blut und
n, sammt dem Fleische ihrer Todten ge-
aben. Freilich kamen sie nicht plötzlich
rst als Verzweiflung sich ihrer Sinne be-
hatte. Im siebenten Jahrhundert soll in
nes allgemeinen Mißwachses in Aegypten
ung, Menschenfleisch zu essen, zu einer
stiegen sein, daß man sich unter einan-
des Fleisches wegen mordete. Die In-
aben nur ihre Gefangenen gefressen. Aber
ndrien gieng es so weit, daß man, unter
wande von Krankheit, die Aerzte in die
lockte, um sie aufzufressen. Nun wird
:, daß, nachdem die Hungersnoth längst
gewesen, die Sitte, Menschenfleisch zu
rtgedauert habe. Wenn dies der Bevöl-
es damaligen Aegyptens, wo die alte Cul-
nicht ganz verschwunden war, begegnen
so darf man sich um so weniger über
ropophagie bei rohen Jägervölkern wun-
ı nicht selten in eine Lage gerathen, worin
sie der Hunger reißenden Thieren gleich macht.
Cäsar erzählt (*lib.* VII, 77), daß, als die Gallier
sich vor den Cimbern und Teutonen in die festen
Städte zurückgezogen hatten, die zum Kriege un-
tauglichen Personen verspeiset worden seien; und
Strabo (IV) sagt, daß die Celten und Iberier oft
zu dieser Noth in langen Belagerungen gekommen
seien.

Es fehlt auch nicht an Beispielen, daß wü-
thende Feindschaft die Menschen zum Ver-
zehren von Menschenfleisch gebracht hat. Man
soll zu Paris die Leber und die Lungen des Mar-
schalls d'Ancre gefressen haben und in Holland
das Herz des de Wit. Aus der französischen
Revolution berichtet man Mehreres der Art. Da-
mit mag es erklärlicher scheinen, wenn von den
Indianern erzählt wird, daß sie auch jetzt noch
wohl das Blut ihrer Feinde trinken. Es ist selbst
zu vermuthen, daß eben diese zerfleischende Wuth
mit der Noth vereint den Cannibalism erzeugt
habe.

Wenn es wahr ist, daß die Menschenopfer ein
Rest der Anthropophagie sind, wofür die Wörter
hostia und *victima* sprechen, so sind fast alle Völ-
ker einst Anthropophagen gewesen. Denn wir
wissen sehr gut, daß Griechen, Römer, Karthager,
Germanen, Gallier, Juden, Perser und viele an-
dere Völker Menschenopfer hatten. Die Römer
bedingten sich bekanntlich in einem Frieden aus,
daß die Karthager dem Saturn keine Kinder mehr
opfern sollten. Die Karthager hatten diesen Ge-
brauch von den Phöniziern. Die Germanen opfer-
ten ihre Kriegsgefangenen dem Gotte Odin. Die
Sitte, die Sclaven zu opfern, scheint bei den Ger-
manen bis in das achte Jahrhundert gedauert zu
haben. In Schweden wurde nach der Gewohnheit
der Geten von Zeit zu Zeit gelooset, wer der
Gottheit zu Ehren geschlachtet werden solle, und
für das glücklichste Zeichen wurde gehalten, wenn
das Loos auf den König fiel, der dann unter dem
Freudengeschrei der ganzen Nation geopfert wurde
(*Loccen. Antiquit. Sueo-Goth. p.* 15); völlig der
Neigung gemäß, der Gottheit das Beste und
Theuerste zu opfern, weshalb die Germanen auch
vorzüglich die Hunde und Pferde dazu nahmen.
Demnach scheint es so unglaublich nicht, wenn die
Alten, z. B. Herodot, Plinius und Pomponius Mela
versichern, daß alle nordischen Völker der Men-
schenfresserei ergeben seien und sich deswegen
wohl bekriegt hätten. *Aulus Gellius* (*lib.* 9 *cap.* 4)
und *Lucian* (*de luctu*) versichern, daß in Scythien
es ganze Völker gebe, die das Menschenfleisch
als die gesundeste Speise jeder anderen Speise
vorzögen.

In den Berichten über die Reisen von Cook lesen wir, daß die Menschenfresserei auch unter übrigens sanften Südsee-Insulanern üblich ist. Dabei wird erwähnt, daß im Jahre 1772 in Hessen auf den Gütern des Baron v. Boineburg ein Schäfer vor Hunger einen kleinen Knaben gefressen habe. Prochaska erzählt von einer Frau in Mailand, die Kinder anlockte, sie schlachtete, einsalzte und Monate lang davon lebte.

Die Sitte, die Alten und Gebrechlichen zu tödten, entspringt wahrscheinlich auch aus der Noth, und eine Noth, die dazu bringen kann, vermag auch noch mehr. Diese Sitte trifft man aber nicht bloß in Amerika, sondern in der ganzen alten Welt. Noch zu Alexanders Zeiten warfen die Baktrier sehr kranke Personen den Hunden vor, die dafür eigens gehalten wurden (nach Oneisikritus). Die Hyrkanen und mittleren Perser warfen bloß die Leichname der Verstorbenen den Hunden vor, was noch jetzt in Tibet und unter den Kalmücken geschehen soll. Auch die germanischen Heruler tödteten ihre Greise und Kranken, wie Procop erzählt (*de bello Goth.* 2, 14). Von den Preußen meldet Prätorius, daß der Sohn die alten schwachen Eltern erschlug. Blinde, schielende, verwachsene Kinder tödtete der Vater durchs Schwert, Wasser oder Feuer. Lahme, blinde Knechte hieng der Hausherr an Bäume. Sind diese Greuel, denen das Christenthum ein Ende gemacht hat [3]), weit von der Menschenfresserei entfernt? Oder ist an der Menschenfresserei nicht das Tödten der Menschen gerade das Schlimmste? Nur weil der Geschmack an dem Menschenfleische einen neuen Impuls gibt, unsere Mitbrüder zu würgen, darum ist ihm so sehr entgegenzuwirken. Ohne diese Rücksicht würde die Vernunft es nicht verbieten, von dem Fleische erschlagener Feinde zu leben. Die sogenannte Stimme der Natur neben der Vernunft scheint mehr der Gewohnheit und der Erziehung anzugehören als man glaubt. In der Noth fressen sich einander die Thiere derselben Art auf. Man braucht nur Mäuse ohne Futter mit einander einzusperren, um diese Erfahrung zu machen. Dunkle Vorstellungen sind es, welche unserm Abscheu gegen Menschenfleisch als Speise zum Grunde liegen, und diese Vorstellungen haben mit einem physischen oder instinctartigen Widerwillen nichts gemein. Ein instinctartiger Widerwille müßte sich auch dann zu erkennen geben, wenn uns Menschenfleisch vorgesetzt würde, ohne daß wir es wüßten. Der physische Ekel, welcher mit jenen dunklen Vorstellungen verbunden ist, entsteht aber vorzüglich daher, daß wir die todten Leiber unserer Mitmenschen meist nur im Zustande der Ver[…] kennen. Wer oft Anatomien besucht, od[…] angelegentlich mit anatomischen Untersuc[…] an Menschen befaßt, der erfährt bald, w[…] unser Abscheu vor Leichen durch die blo[…] wohnheit gemildert wird.

Es ist freilich klar, daß dort, wo Men[…] fresserei als eine gewöhnliche Sitte herrsch[…] hoher Grad der Cultur sein kann, die Sitt[…] entstanden sein wie sie wolle. Auch ha[…] nichts dawider, daß man in rückhaltlose[…] scheu alle Menschen, wobei sie früher an[…] fen wurde und noch angetroffen wird (die […] sen nicht ausgenommen, welche fortwähren[…] hingerichteten Verbrecher zu verspeisen pf[…] zusammen Wilde nenne. Allein man glau[…] nicht, damit in der Kenntniß ihrer Cult[…] weiter gekommen zu sein, und erwäge, d[…] dann unter die Rubrik von Wilden Völker[…] die eine genaue Forschung durchaus näher[…] scheiden muß.

Mit der Eintheilung nach der Behandlu[…] Weiber sieht es noch mißlicher aus. We[…] Indianer in Amerika die Weiber im Allge[…] hart behandeln, so ist dies doch ande[…] manchen Inseln der Südsee, bei den Lappe[…] Kamtschadalen und anderen Völkern, die ül[…] für sehr roh gelten. Zwischen den Slav[…] den Germanen war kein besonderer Unte[…] in der Cultur, und doch sollen die Slav[…] Weiber härter behandelt haben, als die Ger[…] (Anton über die alten Slaven), mehrer[…] spiele zu übergehen. Um über die Beha[…] der Weiber bei den Griechen und Römern […] theilen, die viele Schriftsteller hart nennen[…] sie sofort ihren eigenen Maßstab anwenden[…] ihn je einer genauen Prüfung zu unterw[…] dazu ist eine Vorbereitung nöthig, die ich[…] weilen verschiebe.

Man hat sogar in der Beschaffenheit der[…] nungen ein Merkzeichen der Cultur finden […] Aber bei der ersten Entdeckung von Ameri[…] man unter den Indianern von gleicher R[…] einige Stämme, welche bessere Wohnunge[…] ten, als viele deutsche Landleute. Ander[…] an der Hudsonsbay, wo das rauhe Klima[…] vor Allem eine gute Wohnung zu fordern s[…] lebten in den elendesten Höhlen und Löche[…] daß man von ihnen sagen konnte, was T[…] (*de morib. Germ. cap.* 46) von den Fenne[…] Die Peruaner bauten so schlecht als die In[…] in Brasilien, und doch schienen sie in der […] bedeutend weiter.

Man könnte auch die Behandlung der […]

Kinder als Kriterien der Cultur betrachten.
mun fallen die Griechen und Römer mit
iesen zusammen, da es nach allen Nach-
über China wohl nicht zu bezweifeln ist,
t jährlich viele tausend neugeborne Kin-
ils den Hunden vorgeworfen, theils in
Wasser erstickt werden. So etwas bemerkt
bst unter den Indianern Amerikas nicht.
de an der Vergleichung der Indianer und
manen läßt sich zeigen, wie wenig die
r Weise, die Entwickelung der Völker zu
len, werth ist. Wer nicht bis zum Kerne
t, der muß nothwendig durch die Aeußer-
n irre werden. Es lassen sich die über-
sten Aehnlichkeiten zwischen beiden auf-
Ich habe schon früher an die einzige
igung mit Jagd und Krieg erinnert, sowie
pielwuth, an die Neigung zur Berauschung.
noch mehr Uebereinstimmung, z. B. in
idung. Die Germanen trugen (nach Ta-
nichts als einen Mantel, den oben eine
oder ein Dorn befestigte. Die Indianer
uch nur Mäntel, entweder von Thierhäu-
r eine wollene Decke, die sie von den
eintauschen. Die Germanen zählten nach
 und nicht nach Tagen. Dasselbe thun
aner. Die Germanen hörten nicht selten
Rath von Frauen wie von Prophetinnen.
e thun die Indianer. Und was vor Allem
 könnte, ist folgende Aehnlichkeit: Taci-
ihlt von den Germanen, daß sie bei der
hrer Könige auf den Adel (d. h. auf die
mung von ausgezeichneten Ahnen), bei der
er Heerführer auf persönliche kriegerische
haften sahen. Genau so ist es auch bei den
rn. Wie locker ihr öffentliches Band sein
e haben dennoch ausgezeichnete Familien,
einzelne Glieder einen solchen Einfluß ge-
daß die Europäer sie mit Königen ver-
, wie die alten Römer die germanischen
upter damit verglichen. Diese Oberhäupter
er nicht nothwendig Anführer im Kriege.
eil sich oft einzelne Indianer zu Fehden
eßen ohne Theilnahme des ganzen Stam-
llkommen wie es unter den Germanen ge-
so muß es auch neben dem Oberhaupte
mmes noch besondere Kriegsoberhäupter
Und eben weil das Regiment des Königs
s schwach ist, so bedarf es nur einer
 Veranlassung, daß sogar bei einem Kriege
zen Stammes ein besonderer Kriegs-König
 werde. Wenn der eigentliche König aus
einer Ursache zum Kriege unfähig ist, so
ht es schon deshalb. Denn, wie gesagt,
die Macht des Königs ist nicht der Art, daß er
seinen Stellvertreter wählen dürfe. — So wichtig
diese Züge beim ersten Blicke erscheinen mögen,
es fordert nicht viel Anstrengung, einzusehen, daß
sie sich leicht von selbst entwickeln und daß da-
bei an nichts weniger zu denken ist, als an legis-
lative Institutionen.

Wer sich überzeugen will, daß die Germanen
ziemlich weit über die indianische Cultur hinaus
waren, der braucht nur zu beachten, wie sie sich
als Krieger zu den Römern, und wie die Indianer
sich von jeher als Krieger zu den neueren Eu-
ropäern verhalten haben. In der Colonisationsge-
schichte von Nordamerika trifft man zwar Bei-
spiele, daß von den Indianern ganze Regimenter
Weißer theils aufgerieben, theils in die Flucht
geschlagen worden. Allein dazu gehört folgender
Commentar. Es waren Soldaten, die frisch aus-
gehoben den Krieg und dessen Gefahren nicht
kannten; die Indianer waren in zu großer Ueber-
macht; oder sie stürzten aus dem Hinterhalte her-
vor. Unter ähnlichen Umständen würde eine Schaar
von Wölfen vielleicht dasselbe können. Auf kei-
nen Fall waren aber die neueren Europäer den
römischen Legionen zu vergleichen. Bei aller Af-
fectation von Ruhe in Leiden ist die ruhige Tapfer-
keit den Indianern doch völlig unbekannt, und
im offenen Kampfe haben sie den gewöhnlichsten
europäischen Werbsoldaten höchst selten Wider-
stand geleistet, sie mochten mit Feuerwaffen ver-
sehen sein oder nicht. Es verräth eine geringe
Kenntniß der menschlichen Natur und eine kind-
liche Eitelkeit, die Germanen und ihren Arminius
so zu preisen, als in deutschen Schriften oft ge-
schieht. Aber wer, um diesen Fehler zu vermei-
den, dem Arminius einen indianischen Anführer,
sei's auch einen Pontiak oder einen Tecumseh
gleichstellen wollte, der lese vorher, wie der be-
rühmte römische Geschichtschreiber sich über den
Arminius äußert. Im 88. Capitel des 2. Buches
seiner Annalen heißt es: „Er war unstreitig der
Befreier Germaniens, und er hatte nicht etwa zu
kämpfen gegen das erste entstehende römische
Volk, wie andere Könige und Feldherren, son-
dern gegen das Reich in seiner höchsten Blüthe.
Bei schwankendem Glücke in Treffen, im Kriege
selbst unüberwunden, hat er von seinen 37 Le-
bensjahren zwölf Jahre lang seine Macht behaup-
tet und lebt noch fort im Gesange bei den Stämmen
seines Volkes, freilich unbekannt den Annalen
der Griechen, die nur das Ihrige bewundern, auch
bei den Römern nicht sehr berühmt, da wir das
Alte erheben und uns um das Neue nicht küm-
mern.« Ferner lese er, wie derselbe Cornelius

Tacitus sich im 37. Capitel von den Sitten der Germanen über deren Kriegsmacht ausläßt: »Unser Staat war 640 Jahre alt, als man zuerst von den Waffen der Cimbrer hörte. Von dieser Zeit bis zum zweiten Consulate des Imperators Trajan zählen wir beinahe 210 Jahre. So lange sind wir am Besiegen der Germanen. Dieser große Zeitraum brachte beiden Theilen viele Leiden. Weder der Samniter, noch der Punier, nicht Spanien, nicht Gallien, nicht einmal der Parther gab uns mehr Erinnerungen. Denn herber als die Herrschaft des Arsaces ist die Freiheit der Germanen. Was kann uns der mit dem Verluste des Pacorus von Ventidius besiegte Orient Anderes vorwerfen, als den Tod des Crassus? Aber die Germanen haben den Carbo, den Cassius, den Scaurus Aurelius, den Servilius Cäpio und den Cajus Manlius, und zugleich fünf consularische Heere getödtet oder gefangen genommen und später den Varus mit drei Legionen u. s. w.«

Nun aber bedenke man, was das für Krieger waren, worüber diese Siege errungen worden sind, und wie sich die Legionen jener Zeit zu unsern besten Soldaten verhalten. Man blicke auf den einzigen Zug, daß die Römer sich, wenn die Uebermacht so groß war, daß jede Anstrengung vergeblich schien, in Reihe und Glied geordnet, wie auf Commando, selbst den Tod gaben. In welchen Heeren der neueren Zeit finden sich Beispiele wie das der Legion, die im gallischen Kriege unter den Legaten Sabinius und Cotta untergieng? (*Caesar de bello Gall. lib.* 5 *cap.* 37.) Ein solches Betragen von Tausenden kann nur die Frucht von Ideen sein, die durch die Folge der Geschlechter gleichsam ins Blut der Masse übergegangen sind. Und wider solche Kämpfer fochten die Germanen im freien Felde. Bedarf es dazu noch einer langen Erörterung, damit die Gleichstellung mit den Indianern als eine wahre Absurdität erscheine? Bedarf es dazu noch der Hinweisung auf jene Worte des römischen Historikers, worin er die Gottheit anfleht, zum Schutze seines Vaterlandes doch ja die Zwietracht unter den Germanen zu erhalten? (*De mor. German. cap.* 33.)

Woher können diese Verstöße anders rühren, als aus groben Verwechselungen des Zufälligen mit dem Wesentlichen? Wäre man über die Norm, wonach die Cultur zu beurtheilen ist, nur einigermaßen im Klaren, so würden sie unmöglich sein. Dann würde man begreifen, wie hoch die kriegerischen Vorbilder der Germanen über denen der Indianer stehen. Aber nicht das allein,

es würde auch nicht unbemerkt bleiben
germanische Entwickelung weit gesunde
sich die indianische beweiset, daß also
von einem Stufenunterschiede, noch ei
Unterschied obwaltet, der für die Be
der Völker ebenso wichtig ist als jener,
wöhnlich damit in Dunkelheit und V
vermengt wird. Die zwei gefährlichste
der Entwickelung eines Individuums
bei der Entwickelung ganzer Völker zu
Die eine ist die, welche das Streben zu
verwirrt und verzerrt und alle die
Erscheinungen erzeugt, welche wir der
und dem Dünkel beimessen. Die ande
die Lebenskraft ganz von der Richtung
sern abzuziehen und in Genüssen des Ge
triebes zu versenken. Wie man bei de
der Erwartungen von einem Knaben u
linge auf den Einfluß dieser beiden K
achten hat, so muß es auch bei der Pr
Gesundheit von ganzen Völkern gesche
leibliche Noth und die Habsucht gebärt
wie bei einzelnen Knaben und Jüngli
auch bei Völkern mancherlei Verzerrung
in der Kindheit der Volksentwickelung
erwähnten Klippen mehr zu fürchten.
der Vergleichung von Knaben und Jün
mehr darauf ankommt, ob sie nicht
seien durch die Verzerrungen der Eite
durch den Geschlechtstrieb, als ob s
Bahn der Entwickelung größere oder
Fortschritte gemacht haben, so ist a
Rücksicht bei Vergleichung der Germ
den Indianern wichtiger, als daß die C
ersteren schon positiv über die indiani
hinaus war. Die Indianer haben nicht
drigere Ideale als die Germanen, so
Ehrgefühl ist in sich so verzerrt, daß e
Nationalsitte in ganz Amerika gilt, di
und Kinder der Feinde zu morden, nic
der Weißen, sondern jeder Farbe. O
Stimmung, welche die Krieger bewegt,
rere Stunden mit der Zierung ihres L
einem Spiegel zu befassen, indem sie
mancherlei Farben bedecken, mit Sc
hängen, oft den Kopf mit Thierhörner
und an den unteren Rückgrat Thiersch
festigen, lieber einem Mangel an Cul
ner Verzerrung beimessen soll, weiß
Aber der Geschlechtstrieb hat sie zu
tragen gebracht, was in Vergleich mit
der Germanen sicher Verdorbenheit z
ist. Vermischung mit Thieren und Un
Knaben findet sich fast bei allen Stämn

Letztere, das Verderben der Ju-
st das Traurigste. Dagegen spricht an den
manen kein Zug freundlicher an, als die
der Erwachsenen, die Jugend nicht durch
hlechtstrieb zu verderben; und wahrlich,
mit den neueren Völkern besser werden
müssen sie durch Reflexion auf das
mmen, was die Germanen mehr aus Ge-
ten. Es ist ein Jammer, wie wenig von
amten neueren Erziehung dafür geschieht,
d an der Klippe des Geschlechtstriebes
leiten. Die Verwirrung ist so groß, daß
bisher fürs Beste gehalten hat, im Allge-
ar nichts zu thun, und im Einzelnen hin
der einen Schwall von finsteren Reden
de vorzubringen; als ob man einen Men-
fklären und zugleich vermögen könne,
Sünde zu halten, was er an seinen ei-
ltern und Lehrern sieht, und wozu ihn
e Natur heftig antreibt. Wie anders war
hmen der alten Germanen! Sie gebrauch-
littel, das für jeden Knaben wirksam ist.
n die Jugend bei der Seite, wo sie vor
ugänglich ist. Sie sagten ihr, daß die
riedigung des Geschlechtstriebes den Geist
d den Körper kraftlos mache, und dieser
hatte die Ueberzeugung der Erzieher so
daß er schon in den bloßen Worten die
durchdrang. Sodann aber mußte dieselbe
igung auch die Erwachsenen bestimmen,
eigenen Verhalten allen schädlichen Reiz
e Jugend zu vermeiden, was leider von
eren Europäern so wenig gerühmt wer-
n.
ich sehe, daß ich meine Gedanken über die Vergleichung der Germanen und der Indianer nicht vollständig niederzuschreiben vermag, ohne die Norm zu zeichnen, wonach die Culturstufen überhaupt zu beurtheilen sind, und daß die kurze Erklärung, »diese Norm sei nichts Anderes, als die Scale der menschlichen Vorbilder,« einen zu großen Commentar verlangt. Darum breche ich ab.

[1]) Bemerkenswerth ist, daß die Römer sich anfangs (im Gegensatze der Griechen) selbst Barbaren nannten, wie man z. B. in den Prologen zu den Lustspielen des Plautus sehen kann (*Asinaria V.* 11. *Trinummus V.* 19), wo es heißt: *Plautus vortit barbare!*

[2]) *L'histoire de la Louisiane par le Page du Pratz.*

[3]) Nur muß man mit Eusebius nicht übertreiben und vergessen, daß schon vor dem Christenthume die Cultur bemüht war, dergleichen Scheußlichkeiten zu verhüten. Plutarch erzählt (*de fortitud. Alexandr. tom. II*), daß Alexander die Sogdianer abgehalten, ihre Eltern zu tödten, und die Scythen, ihre Todten zu fressen. Und Plinius versichert, (*hist. natur. lib.* 30 *cap.* 1), daß die Römer überall unter den Galliern die Menschenopfer und die Menschenfresserei abgeschafft hätten, was er für eine unschätzbare Folge der römischen Eroberungen erklärt. Die Wenden haben selbst nach eingeführtem Christenthume den Gebrauch, ihre alten und unvermögenden Eltern zu tödten, beibehalten. Kranz (*Vandalia I*, 7. *cap.* 48) erzählt ein Beispiel aus dem Jahre 1308, und Enzelt sagt in seiner im Jahre 1579 herausgegebenen Chronik der Altmark, daß die lüneburger Wenden noch vor wenigen Jahren ihre alten Väter getödtet hätten.

90. Zur Geschichte und Kritik der deutschen Mythologie.

(*Jacob Grimm*, Deutsche Mythologie I. [1844] S. V—VII, XII—XVI.)

ritik, der es auf fremden gebieten oft
l gelingt, hatte sich an dem heimathlichen
n versündigt und ihre meisten mittel mis-
durch eines Römers unsterbliche schrift
morgenroth in die geschichte Deutschlands
worden, um das uns andere völker zu be-
aben; nicht genug daß man die echtheit
ls (als wäre das gesamte mittelalter sol-
rvorbringungen fähig gewesen) verdäch-
urden seine aus edler wahrheitsliebe ent-
nen meldungen herunter gezogen und die
vorfahren darin beigelegten götter aus aufgedrungnen römischen vorstellungen hergeleitet. statt den gehalt so kostbarer angaben mit den sonst zerstreuten überbleibseln unsers heidenthums emsig zu vergleichen, hatte man nichts angelegneres als auch den werth dieser wenigen trümmer zu schmälern und sie für ersonnen, erborgt und abgeschmackt zu erklären. was von besondern göttern unangetastet blieb, pflegte man, um ihrer nur bald los zu werden, als gallische oder slavische zu betrachten, wie landstreicher auf schub weiter geschickt werden, mag der nachbar zusehn, was er mit dem gesindel anfange. Die

[illegible]

die geschichte lehrt in der sprache, je weiter hinauf wir ihr zu folgen vermögen, sinnliche vollendung gewahren, die mit dem steigen der bildung sinkt; da die formen des dreizehnten jahrhunderts den heutigen überlegen sind, die des neunten und fünften noch höhere stufe einnehmen, darf vorausgesetzt werden, daß ganz unbezeugt gebliebne deutsche völkerschaften der drei ersten jahrhunderte unserer zeitrechnung selbst den gothischen sprachstand hinter sich werden gelassen haben. gelten also in der sprache schlüsse auf das was abhanden ist, zuckt ihre gegenwärtige beschaffenheit noch weit zurück in die ältere und älteste; so muß auch in der mythologie ein ähnliches verfahren sich rechtfertigen und aus ihrem versiegenden wasser die quelle, aus den stehngebliebnen stümpfen der alte strom geahnt werden. die völker hängen und halten fest am hergebrachten, wir werden ihre überlieferung, ihren aberglauben niemals fassen, wenn wir ihm nicht ein bett noch auf heidnischem grund und boden unterbreiten.

Diese verhältnisse bestätigen sich auch durch die bewandtniß, die es um poesie und sage hat. war den heiden schon eine feingegliederte sprache eigen und wird ihnen eine fülle von glaubensmythen zugestanden, so kann es nicht fehlen, daß sie in die lieder und dichtungen eingriffen und sich den gebräuchen verwebten. das versichert uns schon Tacitus, und die zeugnisse bei Jornandes und Eginhart lassen auch für den verlauf der

[illegible]

. . . .

Haben diese zahlreichen schriftlichen [illegible] gleichsam einzelne knochen und gelenke [illegible] mythologie übrig gelassen, so rührt uns [illegible] eigner athemzug an aus einer menge [illegible] und gebräuchen, die lange zeiten hind[illegible] vater dem sohn erzählt wurden. mi[illegible] treue sie sich fortpflanzen, wie genau s[illegible] liche züge der fabel erfassen und auf die [illegible] tragen, ist erst eingesehn worden seit [illegible] großen werths eingedenk geworden, si[illegible] fache und reichliche sammlungen nieder[illegible] begonnen hat. zu der schriftlichen auf[illegible] verhält sich die mündliche sage wie [illegible] kunst das volkslied oder zu den gese[illegible] rechten von den schöffen erzähltes weis[illegible]

Die volkssage will aber mit keusche[illegible] lesen und gebrochen sein. wer sie ha[illegible] dem wird sie die blätter krümmen und [illegible] gensten duft vorenthalten. in ihr steck[illegible] cher fund reicher entfaltung und blüt[illegible] auch unvollständig mitgetheilt in sein[illegible] lichen schmuck genugthut, aber durc[illegible] zusatz gestört und beeinträchtigt wäre. [illegible] sen wagen wollte, müste, um keine

in die unschuld der ganzen volkspoesie
iht sein, wie der ein wort zu ersinnen
;e, in alle sprachgeheimnisse. aus elben
chen heißt unserer sprache gewalt thun;
: und gehalt der mythen selbst ist sich
onungsloser vergriffen worden. man meinte
sage zu überbieten, und ist immer hinter
ieben; nicht einmal soll da, wo sie lücken-
tritt, eine ergänzung vorgenommen wer-
ihr wie alten trümmern neue tünche an-
nd mit ein paar strichen schon ihren reiz
it. ihre mannigfaltigkeit in der einstim-
berrascht, an unerwarteter stelle sprießen
ernde nebenzüge, doch nicht auf jedem
geht sie üppig hervor und erzeigt sich
weise mager oder spröde; zumal belebt
la, wo reime und formeln in ihr auftau-
rgibigste ausbeute scheinen die sammlun-
gewähren, die mitten in einer sagenreichen
ift sich erhebend aus ihr nach allen seiten
g schöpfen, ohne weit die grenze zu über-
n; so hatten Otmars Harzsagen ein günsti-
vor sich, das wol in gleich eingehaltner
e nochmals durchzogen zu werden ver-
nter den neuerdings bekannt gemachten
en nenne ich Börners sagen aus dem Orla-
: auf fettem sagengrund erwachsen tref-
rreichen, in den zugefügten gesprächen
: natur der volkssage meist ungenügend
. Bernhard Baaders oberdeutsche sagen
n einen reichen schatz, in einfacher an-
ner aufzeichnung; sie sind aber in Mones
so zerstreut und unbequem mitgetheilt,
in erneutem abdruck handgerecht gemacht
sollten: an der doppelt nach verschiedner
e erzählten sage von Dold (die stellen
i s. 935 angeführt) wird es anschaulich
iin unter magerer und üppiger auffassung
war. Bechsteins thüringische volkssagen
mir erst in den beiden letzten bänden
chten standpunkt zu gewinnen und dan-
thes zu leisten. allen forderungen ent-
die von Reusch und Kuhn gesammelten
schen und märkischen sagen, in welchen
ihaltigste stof herangeschaft und der wahn
den gemacht ist, daß irgend eine gegend
ands arm sei an volksüberlieferungen, die
entweichen, der es nicht versteht ihnen
. vielleicht bald werden uns gleich be-
angelegte samlungen aus Holstein, West-
len und Tirol zu statten kommen.
für Dänemark hat Thiele musterhaft ge-
dessen neue ausgabe mir eben erst zu-
noch ungenutzt bleibt. viele der schönsten

schwedischen sagen sind an verschiednen orten mitgetheilt, aber eine größere menge wird unaufgenommen liegen, und Afzelius sagohäfder, so willkommen sie sind, gehn schon allzusehr darauf aus dem was ihnen gerade vorlag den saft auszupressen. Norwegen mag nicht weniger sagenerfüllt sein als Schweden, es hat auch noch seine volkslieder aufzustellen. um die belgische volksüberlieferung sind in unsern tagen J. W. Wolf, um die schottische Rob. Chambers eifrig und mit sichtbarem erfolg besorgt.

Von der volkssage werden mit gutem grund die märchen abgesondert, obgleich sie wechselseitig in einander überstreifen. looser, ungebundner als die sage entbehrt das märchen jenes örtlichen halts, der die sage begrenzt, aber desto vertraulicher macht. das märchen fliegt, die sage geht; das märchen kann frei aus der fülle der poesie schöpfen, die sage hat eine halb historische beglaubigung. wie das märchen zur sage, steht die sage selbst zur geschichte, und, läßt sich hinzufügen, die geschichte zu der wirklichkeit des lebens. im wirklichen dasein sind alle umrisse scharf, hell und sicher, die sich im bild der geschichte stufenweise erweichen und dunkler färben. der alte mythus aber vereinigt gewissermaßen die eigenschaften des märchens und der sage, ungehemmt im fluge vermag er zugleich örtlich sich niederzulassen.

Man hat sonst geglaubt, nach den italienischen und französischen märchensammlungen sei es in Deutschland zu spät geworden sie zu veranstalten. das ist durch die that widerlegt, und Molbechs samlung, manches was Afzelius seinem buche einschaltet, bezeugen wie reich auch Dänmark und Schweden an unvertilgten märchen sind. alle samlungen hat aber neulich die noch unvollendete norwegische von Moe und Asbiörnsen mit ihrem frischen, vollen vorrath fast überboten, und nicht geringe schätze müssen England, Schottland, Niederland bergen, aus welchen allen der mythologie vielseitiger gewinn bevorsteht.

Soll ich in der kürze den ihr jetzt schon aus der volkssage hervorgegangnen bezeichnen, so leuchtet ein, daß nur dieser wir auskunft über die göttinnen Holda, Berhta und Fricka, so wie über den unmittelbar auf Wuotan leitenden mythus von der wilden jagd verdanken. der weißen frauen, schwanfrauen und bergentrückten könige würden wir aus den geschriebnen denkmälern wenig habhaft geworden sein, verbreitete nicht die volkssage ihr licht darüber. selbst die mythen von sinflut und weltuntergang läßt sie noch nicht außer acht. was in ihr aber vorzugsweise gehegt

und mit dem buntesten gewirk gewoben wird, das sind die traulichen erzählungen von riesen, zwergen, elben, wichteln, nixen, schraten und hausgeistern, welche letztere zu den übrigen, wie die zahmen thiere der fabel zu den wilden und ungebändigten sich verhalten: dem gezähmten ist in der poesie das wilde stets überlegen. die sage von den sonneblinden zwergen (s. 435. 1195) und dem blutfaß (s. 436. 855) gemahnen an die edda.

Auch in den märchen treiben zwerge und riesen ihr wesen, Swanwitchen und Dornröschen sind schwanfrau und walküre, die drei spinnerinnen sind nornen; der schemelwurf von dem himmlischen sitz herab (s. 125), die gevatterschaft des Todes (s. 813. 1209), der würfel des spielers reichen in das heidenthum. märchen, nicht volkssagen, ist eine fülle von verwandlungen mit den göttermythen gemein, so wie auch jene oft thiere auftreten lassen und in das alte thierepos überschreiten.

Außer den märchen und sagen, die der jugend und dem volk bis auf heute gesunde nahrung geben, von welcher es nicht ablassen wird, wie viel andere speise man ihm vorschiebe, kommen sitten und gebräuche in betracht, die aus dem alterthum hervorgegangen und fortgeführt unabsehliche aufschlüsse darüber ertheilen können. es ist zu zeigen versucht worden, wie das feuerreiben, die osterfeuer, heilbrunnen, regenwasserumgänge, heiliggehaltnen thiere, der kampf zwischen sommer und winter, das todaustragen fülle des aberglaubens, zumal bei dem und der heilung der krankheiten fest mi schen anlässen zusammen hänge. manc einander zu setzen wird aber erst ei ständlichen untersuchung, die sich dem volksleben nach verschiedenheit der ja und lebensalter widmet, vorbehalten blei nicht weniger die ganze ausdehnung unsre alterthümer vielstrahlendes licht auf glau sitte fallen läßt. aus den festen und spi die frohe, heitere seite der vorzeit hervo mir angelegen, auf die manigfalten, abe wickelt gebliebnen keime dramatischer d gen hinzuweisen, die den ersten anlagen scher oder römischer kunst verglichen dürfen. im norden ist das julspiel hin der noch geübt, seine gothländische weise nimmt bezug auf Freyr. des wichtelspie s. 410. 1216 gedacht, über das bärenspiel werde ich mich anderwärts ausführlicher ten. schwerttanz und riesentanz (s. 281 tenlauf (s. 256), pfingstspiel (s. 746), (s. 740), die einführung des sommers o das veilchensuchen und der schwalbenemp in lauter heidnischen anschauungen begrü auch der brauch des kiltgangs wie der lieder (s. 711) führt sich auf uralte festl zurück.

Dies sind unsere quellen und so wei sie noch.

---

91. Bedeutung der Märchen, Mythen und Sagen.

(*Brüder Grimm*, Deutsche Sagen I. [1816] Vorrede.)

Es wird dem Menschen von Heimaths wegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche neben einander stehen und uns nach einander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben. Jedes hat seinen eignen Kreis. Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes besteht beinahe nur in sich selber fest, in seiner angebornen Blüthe und Vollendung; die Sage, von einer geringeren Mannigfalti Farbe, hat noch das Besondere, daß si was Bekanntem und Bewußtem hafte, Ort oder einem durch die Geschichte ge Namen. Aus dieser ihrer Gebundenheit sie nicht, gleich dem Märchen, überall sein könne, sondern irgend eine Beding aussetze, ohne welche sie bald gar nicht nur unvollkommener vorhanden sein würd ein Flecken wird sich in ganz Deutsc den, wo es nicht ausführliche Märche gäbe, manche, an denen die Volks dünn und sparsam gesäet zu sein pflege anscheinende Dürftigkeit und Unbedeute gegeben, sind sie dafür innerlich auch w

r; sie gleichen den Mundarten der Spra-
lenen hin und wieder sonderbare Wörter
r aus uralten Zeiten hangen geblieben
rend die Märchen ein ganzes Stück alter
, so zu sagen, in einem Zuge zu uns
n. Merkwürdig stimmen auch die er-
Volkslieder entschieden mehr zu den
vie zu den Märchen, die wiederum in
halt die Anlage der frühesten Poesien
d kräftiger bewahrt haben, als es sogar
; gebliebenen größeren Lieder der Vor-
ten. Hieraus ergibt sich ohne alle Schwie-
wie es kommt, daß fast nur allein die
Theile der urdeutschen Heldensage er-
aben, ohne Namen (außer wo diese all-
nd in sich selbst bedeutend wurden, wie
alten Hildebrand); während in den Lie-
l Sagen unseres Volks so viele einzelne,
trockene Namen, Oerter und Sitten aus
sten Zeit festhaften. Die Märchen also
ils durch ihre äußere Verbreitung, theils
res Wesen dazu bestimmt, den reinen
n einer kindlichen Weltbetrachtung zu
sie nähren unmittelbar, wie die Milch,
l lieblich, oder der Honig, süß und sätti-
ne irdische Schwere; dahingegen die Sa-
n zu einer stärkeren Speise dienen, eine
re, aber desto entschiedenere Farbe tra-
d mehr Ernst und Nachdenken fordern.
en Vorzug beider zu streiten wäre unge-
auch soll durch diese Darlegung ihrer
denheit weder ihr Gemeinschaftliches über-
och geleugnet werden, daß sie in unend-
lischungen und Wendungen in einander
nd sich mehr oder weniger ähnlich wer-
r Geschichte stellen sich beide, das Mär-
d die Sage, gegenüber, insofern sie das
-natürliche und Begreifliche stets mit dem
iflichen mischen, welches jene, wie sie un-
ldung angemessen scheint, nicht mehr in
tellung selbst verträgt, sondern es auf ihre
Veise in der Betrachtung des Ganzen neu
suchen und zu ehren weiß. Die Kinder
an die Wirklichkeit der Märchen, aber
Volk hat noch nicht ganz aufgehört, an
gen zu glauben, und sein Verstand son-
ht viel darin; sie werden ihm aus den
enen Unterlagen genug bewiesen, d. h.
ngbar nahe und sichtliche Dasein der letz-
rwiegt noch die Zweifel über das damit
e Wunder. Diese Eingenossenschaft
e ist folglich gerade ihr rechtes Zeichen.

Daher auch von dem, was wirkliche Geschichte heißt (und einmal hinter einen gewissen Kreis der Gegenwart und des von jedem Geschlecht durchlebten tritt), dem Volk eigentlich nichts zugebracht werden kann, als was sich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt: einer in Zeit und Raum zu entrückten Begebenheit, der dieses Erforderniß abgeht, bleibt es fremd oder läßt sie bald wieder fallen. Wie unverbrüchlich sehen wir es dagegen an seinen eingeerbten und hergebrachten Sagen haften, die ihm in rechter Ferne nachrücken und sich an alle seine vertrautesten Begriffe schließen. Niemals können sie ihm langweilig werden, weil sie ihm kein eitles Spiel, das man einmal wieder fahren läßt, sondern eine Nothwendigkeit scheinen, die mit ins Haus gehört, sich von selbst versteht, und nicht anders, als mit einer gewissen, zu allen rechtschaffenen Dingen nöthigen Andacht, bei dem rechten Anlaß, zur Sprache kommt. Jene stete Bewegung und dabei immerfortige Sicherheit der Volkssagen stellt sich, wenn wir es deutlich erwägen, als eine der trostreichsten und erquickendsten Gaben Gottes dar. Um alles menschlichen Sinnen ungewöhnliche, was die Natur eines Landstrichs besitzt, oder wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obst und Blumen setzt. Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entspringt bald eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigenthümlichkeit jedes dieser Gegenstände gründet, und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sei, zeigt an natürlichen Menschen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne diese sie begleitende Poesie müßten edle Völker vertrauern und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würde ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter allem, was sie besäßen, eine gewisse Einfriedigung fehlen. Auf solche Weise verstehen wir das Wesen und die Tugend der deutschen Volkssage, welche Angst und Warnung vor dem Bösen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austheilt. Noch geht sie an Oerter und Stellen, die unsere Geschichte längst nicht mehr erreichen kann, vielmal aber fließen sie beide zusammen und untereinander; nur daß man zuweilen die an sich untrennbar gewordene Sage, wie in Strömen das aufgenommene grünere Wasser eines anderen Flusses, noch lange zu erkennen vermag.

92. Ueber Homer als Quelle der griechischen Vorgeschichte.

(*W. Wachsmuth*, Hellenische Alterthumskunde I. [1846] S. 770—773.)

Dem geschichtsforschenden Hellenen gab es für die Vorzeit seines Volkes keine ältere und reichere Kunde, als die in den homerischen Gedichten enthaltene, und wenn von Manchem gefragt wurde, ob dies oder jenes Historische und Geographische sicher daraus geschöpft werden könnte, so war doch die Kritik fern von der heutigen vernichtungsdrohenden Stellung derselben, welche Jedem, der den Homer als historischen Gewährsmann vorführen will, einen Kampf für ihn und seine Zeugengültigkeit abnöthigt, ohne welchen einzelne Anführungen aus den homerischen Gedichten Gefahr laufen, für gänzlich rechtlos geachtet zu werden.

Ob die homerischen Gedichte Einen Verfasser, oder mehrere gehabt haben, ist dabei nicht nothwendige Grundfrage; es genügt, daß ein eigenthümlich abgeschlossener Geist in ihnen sich offenbart, der, wenn auch nicht einer einzelnen, doch einer moralischen Person, einem Zeitalter, angehört, und als solcher für politische Zustände, von denen, nicht aber von Begebenheiten in unseren Darstellungen die Rede ist, zeugegültig ist, und dies vielleicht mehr, als Aussage des Einzelnen: doch mag zur Kürze des Ausdrucks der einfache Personenname Homer sein hergebrachtes Recht behaupten.

Man kann zwei Fälle setzen: 1) Homer knüpfte seine Dichtung an etwas, das vor und mit ihm bestanden, also entweder er gab treue Ueberlieferung der Sage, oder er stellte seine Zeit dar; 2) Homer schuf eine freie, des Urbilds in der Wirklichkeit gänzlich ermangelnde Dichtung. Die Skepsis des Alterthums beachtete fast nur die von Homer erzählten Begebenheiten und seine geographischen Angaben: über Glaubwürdigkeit und historischen Grund der Darstellungen von Zuständen sind die Alten stillschweigend einverstanden; hier regte sich kein Zweifel. Die Hauptzweifler jener Art waren Herodotos [1]), von Fr. v. Schlegel treffend der erste Chorizont genannt, dessen Ungläubigkeit über Helena's Aufenthalt in Troja ägyptische Sagen angeregt hatten; Eratosthenes und Apollodoros über geographische Angaben, jener bis zur Spötterei [2]); Dion Chrysostomos über Ilions Zerstörung. Thucydides sieht, im Bewußtsein der Größe des athenischen Zeitalters, in der alten Zeit nur geringe Anfänge, aber weder politische Zustände, noch heroische Sinnesart wird von ihm ins Ungewisse gestellt; Ephoros, mit der heraklidisch - dorischen Wanderu[...]
Geschichten beginnend, scheint dadurch, [...]
seits derselben lag, für unhistorischen S[...]
klärt zu haben; doch mit nichten; kei[...]
schloß er von Untauglichkeit des Stoffs [...]
Kreise seiner historischen Darstellung au[...]
historische Nichtigkeit desselben; vielmehr [...]
dem Mythenkreise der heroischen Zeit nich[...]
befangener, als die historische Kritik erträ[...]
det. Polybios, nüchtern unbefangen und [...]
lenischen Vorurtheilen möglichst rein, erkl[...]
mit besonderer Rücksicht auf die geogra[...]
Angaben, im Allgemeinen dahin, daß [...]
wenn gleich von Dichterfreiheit Gebrau[...]
chend, doch auch Bestehendes zum Gru[...]
legt habe [3]).

Ob Homer das in seinem Zeitalter [...]
dene darstelle, fassen die Alten meist nur [...]
fung einzelner Angaben ins Auge, z. B., [...]
tisch genug, Ephorus bei Strabon [4]), bem[...]
daß Homer auf Kreta hundert Städte se[...]
doch im heroischen Zeitalter deren nur erst [...]
zig gewesen seien; tauglicher bemerkt [...]
Paterculus [5]), daß Homer Korinth nenn[...]
ches in der heroischen Zeit unter dem [...]
noch nicht dagewesen sei. Treffend wahr [...]
ist der allgemeine Ausspruch des Pseudo-[...]
tos im Leben Homers [6]), daß dieser (kraf[...]
tischer Nothwendigkeit) entweder das S[...]
oder Heimisches dichten mußte. Das [...]
begreift sich am leichtesten durch Vorstell[...]
nes Gegensatzes, nämlich daß Homers p[...]
Zustände und Urtheile etwa denen des A[...]
nachgebildet sein möchten: nur Unvernu[...]
Unnatur könnte im Ernste etwas wirkli[...]
stehendes Ausheimisches als das Heimathli[...]
herer Zeit dargestellt haben; Scherz abe[...]
Satyre, oder poetische Mummerei der A[...]
liegen gleichfalls fern. Es ist selbst fragl[...]
Homer irgend ein ausheimisches Staatsle[...]
genau kannte, daß er sich ein bestimmte[...]
sches Bild davon gestalten konnte. Ebens[...]
aber mußte es ihm sein, und ist an sich [...]
reimt, in einer Volksdichtung, die den [...]
das Leben und Sein der Väter in Ande[...]
halten sollte, statt des Heimischen rein [...]
tetes, etwa ideale Constitutionen, Kuns[...]
Sitten und Gebräuche, deren Gleiches ode[...]
liches nie gesehen worden, darzustellen. [...]
mochte auch jede Willensregung fehlen; d[...]

hter, der in der Jugendzeit des Volks ist überhaupt mit der Gegenwart um ihn sen und von ihr befangen, kann, von ihr t losmachen, und natürliches Gefühl ist der Sinn für eine poetische Wahrheit, solche eben so seinem Volke als ihm er- Dies gilt vor Allem von dem althelleni- ichter um so zuverlässiger, je mehr bei Volke durch alle seine Zeitalter vorherr- Charakterzug war, die gesammte ethi- te des Lebens von überall her mit seiner ımlichkeit in Einverständniß zu setzen, eignen und unterzuordnen. So wurden ischen Zeitalter die Götter den helleni- roßen nachgebildet[7]; so kennt Homer nder und Ungeheuer des Auslandes, aber emdartige Staatseinrichtungen und Sitten; Physischen verkehrt die Dichtung fessellos rlei luftigen Gebilden; das Ethische hat tufungen des Colorits, nicht verschie- nd fremde Farben. Damit ist auch der Homers, die ethischen Zustände, welche wirklich kannte, in treuer Abbildung, je- ach Dichterrecht, mit frischerer glänzen- arbe wieder zu geben, vollkommen sicher Endlich ist es auch nicht schwer, den en Schmuck von der Schilderung des politischen Lebens abzustreifen. Unwill- offenbart sich die treue Anhänglichkeit an kliche Welt darin, daß sie neben Gold- berglanz den Viehhof des Odysseus an- h zu machen nicht verschmäht. Hierin sah Thucydides[8]) scharf und richtig, nach ihm st nicht unbefangene Strabon[9]).

Demnach ist also die ethische Seite des Volkslebens, das Homer darstellt, sicher zu stellen gegen Aufdringung des Ausheimischen und des rein Erdichteten, und als dem Homer entweder durch die Nationalsage zugebracht, oder als noch näher liegend, und ihn unmittelbar umgebend anzusehen.

1) Herod. 2, 120.

2) — *φησὶ, τότ' ἂν εὑρεῖν τινα, ποῦ Ὀδυσσεὺς πεπλάνηται, ὅταν εὕρῃ τὸν σκυτέα τὸν συῤῥάψαντα τὸν τῶν ἀνέμων ἀσκόν.* Strabon 1, 24. Vergl. 22 und von Apollodoros Denselben 7, 298.

3) — *ἐκ μηδενὸς ἀληθοῦς ἀνάπτειν καινὴν τερατολογίαν οὐχ Ὁμηρικόν· προσπίπτει γὰρ, ὡς εἰκος, ὡς πιθανώτερον, ἂν οὕτω τις ψεύδοιτο, εἰ καταμίσγοι τι καὶ αὐτῶν τῶν ἀληθινῶν.* Strabon 1, 20. Vgl. sein Urtheil 1, 25: *Εἰ δέ τινα μὴ συμφωνεῖ, μεταβολὰς αἰτιᾶσθαι δεῖ, ἢ ἄγνοιαν, ἢ καὶ ποιητικὴν ἐξουσίαν, ἣ συνέστηκεν ἐξ ἱστορίας, καὶ διαθέσεως, καὶ μύθου. — Τὸ δὲ πάντα πλάττειν, οὐ πιθανὸν, οὐδ' Ὁμηρικόν*, und darüber Fr. v. Schlegel, Gesch. d. ep. Poesie. Schr. 3, 90.

4) Strabon 10, 479.

5) Vell. Paterc. 1, 3 ex persona poetae.

6) Cp. 37: — *ἄνδρα ποιητὴν τηλικοῦτον εἰκός ἐστι τῶν νομίμων τῶν παρὰ τοῖς ἀνθρώποις ποιοῦντα εἰς τὴν ποίησιν, ἤτοι τὰ κάλλιστα ἐξευρόντα ποιέειν, ἢ τὰ ἑωϋτοῦ πάτρια ἐόντα.*

7) Aristot. Pol. 1, 1, 7.

8) Thuc. 1, 10: *εἰκὸς ἐπὶ τὸ μεῖζον μὲν ποιητὴν ὄντα κοσμῆσαι.*

9) Strabon 1, 20: *ὡς δ' ὅτε τὶς χρυσὸν περιχεύεται ἀργύρῳ ἀνήρ* u. s. w.

93. Uebersicht der europ-asiatischen Völker.

(*Cowles Prichard*, Naturgeschichte des Menschengeschlechts, deutsch von Wagner und Will III. 1. [1842] S. 6—16.)

verschiedenen Nationen in Europa und theilen sich in Gruppen von größerer oder rer Ausdehnung, deren Glieder in manchen enger, als in andern, mit einander ver- sind. Obgleich die Stämme, aus denen lieser Gruppen bestehen, durch verschie- nd oft von einander entfernte Gegenden :et sind, so findet man doch, wenn man rachen, ihre Geschichte und ihre morali- Eigenthümlichkeiten untersucht, solche Be- rer Verwandtschaft, daß kein Zweifel über sprüngliche Abstammung von denselben n obwalten kann. Wir werden Gelegenheit haben, einige Beispiele zu bezeichnen, in denen philosophische Beweise allein hinreichend scheinen, diesen Schluß zu bestätigen, obgleich er von der Art ist, daß er vor der Untersuchung sehr unwahrscheinlich zu sein scheinen mag. Wer würde z. B. erwarten, manche Zeichen von Verwandtschaft zwischen den barbarischen Siah-posh, auf den Höhen des Kindu-Khu an den Quellen des Oxus, und den Eingebornen von Liefland, Lithauen und Ostpreußen zu finden? Aber Niemand, der die merkwürdige Verwandtschaft zwischen dem Idiom der Siah-posh und dem Sanskrit, und wiederum zwischen derselben Sprache und

der Lettischen, Lithauischen und Alt-Preußischen betrachtet, kann zweifeln, daß die erwähnten Nationen einen gemeinschaftlichen Ursprung haben. Gruppen, welche aus so mit einander verbundenen Stämmen bestehen, werden gewöhnlich Völkerfamilien genannt; aber dieser Ausdruck darf nicht in Fällen angewendet werden, in welchen die Zeichen von Verwandtschaft weniger entschieden sind. Er kann schwerlich auf Nationen angewendet werden, welche, obgleich sowohl durch örtliche Nähe, als auch durch die Aehnlichkeit in ihren Sitten und ihrem physischen Charakter mit einander verbunden, doch in ihren Sprachen keinen hinreichenden Beweis ihrer ursprünglichen Verbindung geben. Wir dürfen nicht wagen, die Koriäken, die Kamtschadalen und die Yukagiren eine Völkerfamilie zu nennen, obgleich sie sich sowohl in ihren Sitten und ihrer ganzen Lebensweise, als auch in ihrem physischen Charakter ähnlich sind, und benachbarte Länder in einem fernen Ende des alten Festlandes bewohnen. Wir kennen keine Analogie in ihren Sprachen, welche einen hinreichenden Beweis für verwandten Ursprung gäbe, und die bemerkten Aehnlichkeiten können auch auf andere Weise erklärt werden. Der Ausdruck »Gruppe« oder »Classe« wird am besten solche Aggregate von Nationen bezeichnen, und wird, als eine allgemeine Bezeichnung, dazu dienen, Vereinigungen von beiden Arten zusammenfassen.

Ich werde nun die Hauptgruppen, in welche ich die Stämme, die zusammen die Bevölkerung dieses großen Festlandes bilden, zu theilen gedenke, aufzählen.

1. Erste Gruppe; Syro-arabische Race. — Die erste Gruppe, oder diejenige, welche vor Allem genannt zu werden verdient, da sie den größten Einfluß auf die Schicksale des Menschengeschlechtes ausgeübt hat, ist eine vergleichungsweise beschränkte Classe von Völkern, welche alle verwandte Dialekte einer Sprache reden. Diesen haben neuere Schriftsteller, nach Eichhorn, die Benennung semitische Race gegeben. Eine solche Bezeichnung ist sehr unpassend, da eine beträchtliche Abtheilung dieser Stämme, welche für sich eine der berühmtesten Nationen der alten Welt bildet, in den Genealogien, die uns in der Genesis aufbehalten sind, für Abkömmlinge einer verschiedenen Familie, nämlich der von Kanaan und Ham erklärt wird. Es scheint, daß die Kanaaniter oder Phönizier, wie diese Nationen von den Griechen genannt wurden, nämlich die Sidonier, Tyrier und anderen Colonien derselben Race, welche ursprünglich vom Erythräischen oder indischen

Meere gekommen sein soll, ein Volk, das v
frühesten Zeiten an Seehandel trieb, obgle
die Sprößlinge eines von den shemitischen
stämmen verschiedenen Stammes waren, f
tig in so innige Verhältnisse mit Abkömn
jener Race gebracht wurden, daß sie mit
eine gemeinsame Sprache haben und, im e
gischen Sinne, eine Völkergruppe mit ihnen
Wir haben ebenfalls Grnnd zu glauben, daß
von den Araberstämmen, nämlich die Hhim
und ihre Colonien auf der Küste von Afri
Cusch-Race gehören und deshalb zu eine
sprünglich von dem Shem-Stamme verschi
Stamme. Nun ist es aber unpassend, a
ganze Völkergruppe ein Epitheton anzuw
welches von dem Patriarchen Einer Abt
hergeleitet wird, und somit alle übrigen auss
Der Name Syro-Araber, nach demselben
cipe, wie der nun allgemein angenommen
druck Indo-Europäer, gebildet, möchte ei
angemessener Ausdruck sein. Die Grenz
Syrien und Arabien, im ausgedehntesten
umfassen gemeinschaftlich fast alle die
welche von solchen bewohnt werden, d
Idiom dieser Nationen sprechen.

Denjenigen Racen, welche verwandte D
der syro-arabischen Sprache reden, verda
Allgemeinen das Menschengeschlecht selbst
als den Nationen, welche in späteren Zeit
höhere Cultur in den Künsten des Leb
langten und verbreiteten. Während der
Geist und die erfinderische Anlage von ein
ser Racen alle Küsten und Häfen der alte
durchforschte, und zuerst fernen Nation
Gebrauch der Buchstaben und der Eisen
mente lehrte, um ihr Land nach Metallen
suchen und zum Getraidebau bearbeiten z
nen, bebauten andere Stämme die reichen
von Ober-Asien und gründeten die prä
Sitze der frühesten Monarchien, Niniveh u
bylon, wo die Pracht und der Luxus des
sich zuerst entfaltete, und die königliche
des Salomon, den einzigen Sitz einer rein
tesverehrung, wo eine erhabene Litteratur g
wurde, die in ihrer einfachen Majestät die
sten Producte des classischen Zeitalters üb
und uns ein Abbild der menschlichen S
der Kindheit unserer Race bewahrt.

Die syro-arabischen Stämme verloren f
tig ihren Einfluß unter den civilisirten N
der Welt. Fünf Jahrhunderte vor der chris
Zeit begannen die japetischen Völker in d
ten Schems zu wohnen, und seit diese
beherrschten nach einander die Meder u

chen und Römer, und endlich die Türken
borنen Bewohner von Westasien. Die
liechen Stämme, in enge Grenzen einge-
oder vertrieben, zerstreuten sich in Co-
ı fernen Ländern. Nordafrika, Spanien
alle Inseln des Mittelmeeres erhielten
von der phönizischen Küste.
veite Gruppe; Indo-europäische
anische Race. — Eine zweite Völker-
die weiter verbreitet ist, und aus zahl-
ı Stämmen, als die vorhergehende be-
t das Epitheton indo-europäische Race
). Gegen den Gebrauch dieses Namens
kein Einwurf machen, außer, daß er
häufige Wiederholung zu lang ist. Ich
afür oft den Ausdruck iranisch substitui-
von dem Lande hergenommen ist, wel-
ɜ kaum bezweifelt werden kann, der ur-
he Aufenthaltsort der Race war.
erde eine Uebersicht über die Geschichte
· Nationen, welche zu dieser Gruppe ge-
;eben, und werde versuchen, ihre Ver-
afīen zu einander darzustellen, wenn ich
hreibung von der Bevölkerung eines jeden
komme, welches aus dieser Quelle den
mm seiner Bewohner erhielt. Hier will
rken, daß die indo-europäischen Nationen
zwei Hauptclassen theilen, welche man
chen und die medischen, oder die süd-
nd die nördlichen Stämme nennen kann.
ren haben Sprachen, deren Formen ent-
sser erhalten worden sind, oder ursprüng-
er grammatischen Bildung mehr vervoll-
: und verfeinert wurden, als die Idiome
ren waren; woran vielleicht eine frühere
ng der Poesie, und zum Theil eine frühere
der Schreibekunst Schuld ist. Zu den
eidenden Merkmalen zwischen den beiden
ı, welche am deutlichsten hervortreten,
n Auffindung die am wenigsten mühsame
verlangt, gehört die Eigenthümlichkeit,
dem Vertausche von Consonanten, wel-
n bei einem Vergleiche der Wörter eines
mit denen eines anderen findet, die me-
nd alle ihre Zweige häufig harte Guttu-
l Aspiraten für die sanften und zischen-
ite der indischen substituiren. Zu dem
n oder nördlichen Zweige gehören be-
alle persischen und germanischen Spra-
ı dem südlichen die Sanskrit- und die
en Sprachen Griechenlands und Italiens.
ren Sprachen Europas, welche zu dieser
amilie gehören, haben viel mit dem me-
oder dem germanischen Zweige gemein-
sam; aber wir können sie dennoch nicht ohne Anstoß als genau zu dieser Abtheilung gehörig betrachten. Von den zwei großen celtischen Idiomen nähert sich das eine, nämlich das Ersische oder Gaëlische, in manchen Einzelheiten der südlichen oder classischen Sprachengruppe. Dieselbe Bemerkung kann man auf die slavischen Idiome anwenden, und vielleicht noch mit mehr Recht auf das Lettische und Lithauische, welche unter allen vorhandenen europäischen Dialekten dem Sanskrit am ähnlichsten sind. Diese Beobachtungen sind offenbar für die Ethnographie wichtig; aber wir dürfen aus ihnen keine Schlüsse ziehen, ohne auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam zu sein, daß nämlich jedes Glied der indo-europäischen Sprachenclasse für sich Zeichen besonderer Verwandtschaft, oder wenigstens eigenthümlicher Aehnlichkeit mit fast jedem Gliede hat. So haben das Celtische und das Griechische Wörter gemein, welche allen anderen Sprachen fehlen; und eine ähnliche Bemerkung gilt auch für das Lateinische und das Sanskrit. Solche Dinge sind schwer zu erklären, aber vielleicht die größte Schwierigkeit, welche sich an die Geschichte der iranischen Sprachen knüpft, bietet der Ursprung des barbarischen oder fremden Elementes, welches sie besonders enthalten, das aber in manchen Fällen in einem viel bedeutenderen Verhältnisse, als in anderen, vorhanden ist.

3. Von den allophyletischen Racen. — Wenn wir auf die Geschichte der indo-europäischen Racen näher eingehen, so finden wir viele Merkmale, durch welche sie mit allen den Nationen, welche ihrem Stamme und ihrer Familie fremd sind, in Widerspruch gesetzt werden. Für alle diese Stämme von fremdem Blute brauchen wir einen Namen, der dazu dienen könnte, sie insgesammt zu bezeichnen, und sie zugleich von den Völkern der iranischen Familie zu unterscheiden. Einige neuere Schriftsteller haben diese Stämme zusammen Scythische genannt, indem sie behaupten, daß sie alle nicht weniger, als die iranischen Nationen, zu einer besonderen Race gehören. Da diese Meinung, bis jetzt wenigstens, nicht hinreichend begründet ist, so werde ich den durch dieselbe veranlaßten Ausdruck vermeiden, und für jetzt die ganze Masse von Nationen, welche von den indo-europäischen verschieden sind, zur Unterscheidung mit dem Ausdruck allophyletische Racen [2]) bezeichnen, dessen Sinn deutlich ist und kein Mißverständniß zuläßt.

Die allophyletischen Racen sind in die entferntesten Gegenden des alten Festlandes verbreitet, nördlich, östlich und westlich von den irani-

schen Nationen, denen sie überall vorausgegangen zu sein scheinen, so daß sie im Vergleich mit den indo-europäischen Colonien als Aboriginer oder Eingeborne erscheinen, die durch eindringende stärkere Stämme besiegt und oft in ferne und gebirgige Gegenden getrieben wurden. Diese Eindringlinge scheinen ihnen überall an geistigen Gaben überlegen gewesen zu sein. Einige indo-europäische Nationen haben wirklich viele charakteristische Kennzeichen von Barbarei und Wildheit zurückbehalten oder bekommen, aber mit diesen verbanden sie alle unzweifelhafte Zeichen von frühzeitiger intellectueller Entwickelung, besonders eine höhere Cultur der Sprache. Wenn wir Untersuchungen über den Grad der socialen Vervollkommnung anstellen, welchen die iranischen Nationen zur Zeit ihrer Zerstreuung von ihrem primitiven Aufenthaltsort oder von dem gemeinschaftlichen Centrum des ganzen Stammes erlangt hatten, so wird eine Untersuchung ihrer Sprachen unsere Hauptführerin sein; aber um diese Hülfsquelle in genügender Weise benutzen zu können, haben wir noch nicht das hinreichende Material gesammelt und geordnet. Einige allgemeine Bemerkungen über den Gegenstand dieser Untersuchung sind Alles, was ich vorzubringen wage, und diese lege ich meinen Lesern bloß mehr als Conjecturen und wahrscheinliche Generalisationen vor, denn als Schlüsse aus einer ausreichenden Untersuchung. Wenn wir die grammatischen Formen und Vocabularien der Sanskrit-, griechischen, lateinischen, Zend-, germanischen, lithauischen, slavischen und celtischen Sprachen vergleichen, finden wir neben den Analogien in der Construction oder dem Mechanismus der Sprache, was unter allen Zeichen von Verwandtschaft das wichtigste ist, eine fühlbare Aehnlichkeit in vielen von den Wörtern, welche die Gedanken eines in dem einfachsten Lebensverhältniß befindlichen Volkes bezeichnen. Solche Wörter sind Ausdrücke für Familienverwandtschaft, wie Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Tochter; ferner Ausdrücke für die verschiedenen Theile des Körpers, wie Kopf, Füße, Augen, Ohren; oder Zahlwörter bis fünf, zehn oder zwanzig; oder Zeitwörter, welche die gewöhnlichsten Gefühle und körperlichen Verrichtungen bezeichnen, wie essen, trinken, schlafen, sehen, hören. Da man nie ein Volk gefunden hat, welches keine ähnlichen Ausdrücke hatte oder wahrscheinlicher Weise seinen eigenen Vorrath gegen entsprechende Wörter in fremden Sprachen vertauschte, so ist die Verbindung zwischen den indo-europäischen Idiomen wahrscheinlich als primitiv und ursprünglich zu betrachten.

Man kann beweisen, daß die Dialekte
sich in diesen Theilen ihres Wörterverz
entsprechen, ursprünglich eine Sprac
das Idiom eines Volkes, und daß die
nen Verschiedenheiten, welche sich in
nur auf die weniger wesentlichen Ele
Sprache beziehen, einem späteren Dat
hören, und zu einer Zeit, die auf die
der Race in verschiedene Stämme fol
sprangen. Wir können die Behaupt
Verwandtschaft wenigstens zwischen ein
chen der indo-europäischen Familie etw
ausdehnen. Ausdrücke, die sich auf (
der Hirten und selbst auf Ackerbau
sind den meisten dieser Sprachen gem
umfaßt die Namen von Hausthieren,
solcher, welche die Heerden und Beg
Hirten bilden. Aber hier hat die Ae
ein Ende. Es scheint, als wenn die gem
Urahnen der indo-europäischen Völke
Gebrauche des Eisens und anderer Me
bekannt waren, da die Ausdrücke, mi
diese bezeichnet werden, in verschiede
chen verschieden sind, und erst nach de
Trennung erworben werden mußten. Ni
wenigstens unähnlicher sein, als Gol
und *aurum*, oder Silber und *argent*
σίδηρος und *ferrum* [3]). Namen, welche
Kriegswerkzeugen gegeben hat, sind in
Vocabularien dieser Sprachen ebenfalls
den, ein Umstand, den Niebuhr in Bez
Griechische und Lateinische bemerkt
aber mit vollkommener Wahrheit als al
gültig und auch auf viele der iranisch
anwendbar betrachtet werden kann.
erlaubt ist, nach diesen Betrachtunge
dehnung des Wörterverzeichnisses des U
der indo-europäischen Nationen vor ih
nung in verschiedene Stämme zu sch
können wir annehmen, daß sie in sehr
ziehungen fast auf einer Stufe mit de
nomadischen Racen standen, welche in
Zeiten von den Centralgegenden Asien
gen und in die von civilisirten Völkern b
Länder eindrangen. Im Allgemeinen
leicht der Zustand ihrer Sitten der Bes
geglichen haben, welche Tacitus von
schen gibt. Es ist klar, daß der Geb
Buchstaben ihnen völlig unbekannt wa
stens den Stämmen der Race, welche
ropa kamen, und daß derselbe bei ih
nachher von den Phöniziern eingefüh
welche sich diese äußerst wichtige Erfi
eignen. Obgleich roh in Bezug auf vie

ens, scheinen doch die indo-europäischen
einen höheren Grad von geistiger Cultur
acht zu haben, als die allophyletischen
esaßen, bevor die iranischen Stämme sich
hnen verbreiteten. Selbst der einfachste
en hatte Nationalpoesie, und eine erstaun-
ldung in Sprache und Gedanken im Ver-
it ihren äußeren Sitten und Verhältnissen,
nan dieselben kennen oder füglich schätzen
Sie hatten Barden oder Skalden, *vates*,
welche, wie man annahm, auf göttlichen
die Geschichte alter Zeiten feierten und
Offenbarungen der Zukunft, und mit einem
deten und metaphysischen Dogmensysteme,
ursprüngliche Quelle man sich schwer den-
n, verbanden. Unter diesen stand sowohl
sten, wie im Osten die Metempsychose
mit der zugleich der Glaube an ein an-
eben der Belohnungen und Bestrafungen,
e moralische Herrschaft der Welt verbun-
. Damit war bei den meisten, wenn nicht
anischen Nationen der Begriff verknüpft,
materielle Universum untergegangen sei
terzugehen bestimmt sei, eine Wiederho-
n Katastrophen durch Feuer und Wasser,
s es in frischer Schönheit erneut werden
renn ein goldenes Zeitalter begänne, was
ch wieder zu unvermeidlichem Verderben
fall bestimmt sei. Der Ausfluß aller We-
der Seele des Universums und ihr Rück-
dieselbe, eine Lehre, die einen wesent-
Theil dieses Systemes ausmacht, wo es
mer in einem erträglich vollständigen Zu-
erhalten wurde, grenzt nahe an eine Art
theismus und Fatalismus, und steht in
Widerspruch mit der Theologie der she-
n Nationen, welche allein von dem gan-
nschengeschlecht frühzeitig die Existenz
tramundanen Gottes und eines wirklichen
ers und Urhebers des Weltalls erkannt zu
cheinen. Das iranische System, welches
etische und philosophische Religion war,
rall eine reichliche Menge von Mythen
, bildete einen noch stärkeren Contrast
Aberglauben des Schamanismus, der mit
lauben an Hexerei und Zauberei verbun-
, und mit dem rohen Materialismus, wel-
i allen allophyletischen Racen herrschte.
tzte Form von Aberglauben, der in vie-
elheiten dem Fetissismus Afrikas gleicht,
in verschiedenen Theilen Europas und
unter deren rohen Aboriginern er einmal
n verbreitet war, verschieden gewesen zu
r ist in sehr vielen Fällen dem Einflusse
mehr systematischer Glaubensweisen, welche von gebildeteren Völkern eingeführt wurden, gewichen; aber der Buddhismus, welcher eine Form des indo-europäischen Systemes ist, hat in China und Japan den ursprünglichen Aberglauben von Tao-sse und Sin-mu nicht vernichtet; auch der Islamismus, obgleich ihn die ganze türkische Race frühzeitig annahm, hat nicht über alle ursprünglichen Arten des Aberglaubens in Sibirien gesiegt. Bei allen Nationen von Asien und Europa finden wir eine Classe von Leuten, welche als Mittler zwischen den unsichtbaren Kräften und ihren Mitmenschen verehrt werden; aber die Priester der gebildeten Nationen, seien es Druiden oder Brahmanen oder Mager gewesen, wurden als die Bewahrer der alten heiligen Lehre, der ursprünglichen Sagen und des Willens der Götter betrachtet, der vor Alters den ersten Menschen kundgegeben, und entweder mündlich in göttlichen Gedichten übermacht oder in heiligen Schriften, die nur den Eingeweihten bekannt waren, aufbewahrt wurde: sie waren die bestimmten Vermittler zwischen den schwachen Sterblichen und den Kräften, welche das Universum beherrschen, und denen sie allein durch bestimmte Gebräuche sich zu nähern verstanden. In sehr vielen Fällen bildeten sie eine erbliche Kaste, in welche keiner aufgenommen werden konnte, der der heiligen Race fremd war. Weit verschieden waren die zweimal gebornen Weisen der Hindus, welche aus dem Haupte des Brahma entsprangen, um über die aus den Schenkeln und Füßen hervorgegangene Menge zu herrschen, von den Zauberern oder Schamanen der nördlichen Fetisanbeter, die durch schreckliche Verdrehungen, durch Geschrei und Geheul, wobei sie sich mit Messern verwunden, sich drehen und in Ohnmacht fallen, das Ansehen von etwas Uebernatürlichem und Fürchterlichem annahmen, und die Menge glauben machten, daß sie besessen seien. Von der letzten Art waren die Zauberer der alten finnischen Racen, deren Nachfolger, die Zauberer und Hexen Lapplands, an die englischen Seeleute Winde verkaufen. Solche waren die Angekoks der Esquimaux, wie sie die Missionäre in Grönland fanden; und so sind die Schamanen aller östlichen und nördlichen Länder von Asien, wohin bis jetzt weder Buddhismus, noch Islamismus gedrungen ist. Durch solche Merkmale, welche vollkommener und sicherer, als äußere Gebräuche und die verschiedenen Arten, das Leben zu unterhalten, die Bildung oder Rohheit des Geistes zeigen, unterscheiden sich die barbarischen Stämme, welche über alle die äußersten Theile des alten Festlandes zerstreut sind,

von den gebildeten Nationen Oberasiens und von den europäischen Racen, die mit ihnen in Sprache und Abstammung verbunden sind.

[1]) Schloezer und einige andere deutsche Schriftsteller nennen diese Nationen japetische Racen.

[2]) Von ἀλλόφυλος, vom fremden Stamme.

[3]) Es finden sich einige Ausnahmen zu dieser Bemerkung, und vielleicht könnte man bei einer sorgsamen Untersuchung mehr Fälle von Aehnlichkeit in den Namen einzelner Metalle auffinden, da es wahrscheinlich ist, daß eine Nation derselben Race oft sowohl die Namen als den Gebrauch einzelner Metalle andere gelehrt hat. Zinn,
chischen κασσίτερος heißt im Sanskrit *kas*
Ritter hat deshalb vermuthet, daß das
Griechen von Indien gebracht worden
diesem Worte kann man das arabische *q*
leiten, was nun für *pewter*, ein gemisc
Zinn nachahmende Metall (sogenanntes
Zinn) gebraucht wird. Das englische Wor
unser deutsches Zinn mag vom phönizisc
kommen. *Ayas* im Sanskrit, *brass* (im En
aes im Lateinischen gibt ein anderes Be
welchem dasselbe Metall in zweien der v
sten indo-europäischen Sprachen ähnlichen N

94. Tagewerk der peruanischen Indianer in den Missionen.

(*Pöppig*, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom II. [1836] S. 353—358.)

Die Sitten des Indiers der Missionen weichen von den unseren so vielfältig ab, daß wohl die Schilderung seines Tagewerkes hier Raum erhalten darf. — Noch ehe der erste leichtere Streif am östlichen Himmel den Morgen verkündet, und die Sonne so rasch emporsteigt, daß zwischen dem Dunkel und dem Glanze des tropischen Tages fast kein verschmelzendes Zwielicht eintreten kann, ertönt, doppelt feierlich in dieser Wildniß, das Frühgeläute der wenigen Glocken, und laut wird es zugleich in den niedrigen Hütten. Alles eilt nach der herkömmlichen Sitte zuerst nach dem Flusse und nimmt, unbesorgt um die Gefahr des nächtlichen Bades in Gewässern, wo so manches furchtbare Raubthier sich aufhält, die erste der Abwaschungen vor, die im Laufe des Tages noch mehrmals wiederholt werden. Mit dem Erlöschen des letzten Sternes am reinen Himmelsgewölbe sind auch Alle zum Aufbruche gerüstet, denn ungern wagt auch der Rüstigste sich in die engen Waldpfade bei Nacht, da auf ihrem erwärmteren Boden die Schlangen gern bequemlich sich ausstrecken, und ihre anderen Hindernisse nur durch die Klarheit des Tages überwindbar werden. Glücklich, von keinem Gebote der Dienstbarkeit an das ungern bewohnte Dorf gefesselt zu werden, eilt mit rüstigem Schritte der Indier dem kühlen Forst und der weit entlegenen kleinen Pflanzung zu, in der er frei und froh den Tag verbringt, wenig von dem unwillkommenen Druck erreicht, den mehr der Eigennutz seines Vorgesetzten, als die Nothwendigkeit civilisirter Sitte über ihn verhängt. Die Frau und ihre Kinder, den gesammten Haushalt bis auf die gezähmten Thiere hinal
der Wanderer mit sich fort und Todtenstill
in dem verlassenen Dorfe, bis spät Ab
Bewohner vereinzelt zurückkehren. De
flattert lärmend voraus, die unansehnlich
brauchbaren Hunde spüren nach dem W
her, die Affen begleiten den Zug, und h
luftiger Bahn, doch stets dem locken
gehorsam, lustig und manches Insect m
licher Grimasse verzehrend, durch die A
sorgfältig gearbeiteten Geräthschaften d
und Fischers auf den Schultern, selten
anderen Dingen belastet, eröffnet der
den Zug, denn nie sind jene Waldpfade
neben einander Gehende weit genug.
schwerer bepackt folgt ihm die Frau,
der Bemühung der vertriebenen geistlic
noch immer nicht volle Rechte genie
auch ihr Loos nicht halb so traurig sein
da, wo nie die menschliche Lehre des
thums eindrang. Mit schweren Netzen
lichen Geräthes, mit dem Ruder und ein
belastet, das sie bald auf dem Nacken,
der Hüfte seitwärts reitend mit sich fü
leicht begleitet von der erwachsenen
menschaft, die, wenn sie weiblich ist, s
zeitig an solchen Mühen Theil nimmt,
demüthig dem strengen Gebieter. En
es durch die grünen Wände des dicht
tenen Urwaldes, und ein kleines Vier
sichtbar, gereinigt von dem höheren B
und bepflanzt mit den wenigen Gewäc
denen der Indier seine Nahrung zieht.

ıiner Festung vergleichbar, der alte Wald,
das verlorene Land sich wieder zu er-
ncht und nur wenige, oft kaum erkenn-
ıde führen durch ihn nach den nächsten
ın Pflanzungen, oder nach dem nicht sehr
ıen Flusse, auf dem der Besitzer mit be-
ı Kahne nach dem Dorfe zurückkehrt, oder
in den wildesten Theil des Forstes, wo
ır stets reiche Beute erwarten kann. Nicht
:htig darf jedoch der Fremde solche Wege
ı, denn mancherlei sind die Vorrichtungen,
en der Indier sein kleines Besitzthum bald
lie schonungslosen Diebereien der flußrei-
Handelsleute, bald gegen die Verwüstun-
Thiere zu wahren sucht. In dem engsten
des Pfades, wo ein gefallener Baumstamm
ısweichen gestattet, verbirgt er, trotz des
s und der Strafe, unter abgestorbenen
ı die spannenlangen Dornen der Palme,
: schwer heilende Wunde beibringen, oder
ʒt gegen das Reh und den Tapir aus dem
rten Holze der Chontapalme spitze und so
estellte Palissaden, daß der Sprung auf sie
a Tod zur Folge haben muß. In der
er so gesicherten Pflanzung empfängt eine
ıe, aber mit künstlichem Palmendache ver-
Hütte die Ankommenden, die nun erst
lhstück genießen. Geräucherte Affen, ge-
le Fische und Platanos bilden das Mahl,
ı paar Calebassen, mit weißlichem Masato
stärken zur beginnenden Arbeit. Indessen
ten ist diese sehr ernstlich gemeint, denn
fruchtbaren Boden entkeimen fast ohne
lichen Beistand die ihm anvertrauten Sa-
nd Stecklinge, und weit mehr ist es die
ıum unabhängigen Leben als das Gebot der
ıamkeit, die den Indier mit jedem Morgen
:iner Pflanzung führen, wenn anders nicht
n den Vorgesetzten auferlegte Arbeit ihn im
ıurückhält. Ein Schatz ist ihm zwar eine
nd für ein Stück Stangeneisen erkauft man
sie von ihm; allein selten wendet er zur
ng des Bodens ein anderes Werkzeug, als
hulterblatt eines Pferdes, an einen Stab
en, oder ein bald mehr plattes, bald zu-
les Stück Chontaholz an. Ist die schwerere
des Baumfällens und Hausbaues gethan, so
ler Rest den Weibern überlassen, und in
al sind die Anforderungen an den Mann
deren Seiten oft groß genug, um ihn von
Theilnahme abzuhalten. Wie dem auch
ırn verläßt der Indier die Hütte der Pflan-
ınd eilt allein oder von ein paar Genossen
:t im dichten Walde dahin, das rohe Natur-
leben zu genießen, zu dem nun einmal sein In-
stinct, und wäre es in der sechsten Generation,
ihn zieht. Nicht leicht gibt es einen besseren
Jäger oder einen geschickteren Fischer als den
Ureingebornen von Maynas; solchen Geschäften
mit Liebe ergeben, empfindet er keine Ermüdung,
scheuet keine Beschwerde, und fürchtet nur das
zahme Wesen des Dorfes und den Zwang der
Sitte. So laut sein wilder Jubelruf getönt, als er
zum Zug sich rüstete, so geräuschlos schleicht er
nun durch den dunklen Wald, und entgeht dem
Blicke zwischen den Baumstämmen durch gleiche
Färbung seiner Haut. Kaum daß er mit seinen
Gefährten durch Zeichen sich unterhält, oder dem
entfernten durch wohlnachgeahmte Thierstimmen
irgend etwas zu verstehen gibt, ohne nur einen
einzigen der Bewohner des Waldes aus seiner
sorglosen Ruhe aufzustören. Er ist viel zu sehr
mit dem eigentlichen Zweck seines Zuges erfüllt,
als daß er für irgend etwas Anderes Sinn haben
sollte. Bald bricht er mit der Gewalt des stär-
keren Menschen durch die Schranken der ver-
wachsenen Gehäge, bald weiß er geräuschlos und
gewandt durch die dichten Massen sich seinen
Weg zu bahnen; hier eilt er in Verfolgung des
verwundeten Thieres, flüchtig, aber wie immer
lautlos dahin, dort schleicht er langsam herbei,
ohne nur einen Zweig zu zerknicken, während
seinen geübten Sinnen nichts entgeht, sei es die
ferne Stimme und die kaum erkennbare Spur des
gesuchten Wildes, sei es der schwach moschus-
artige Geruch, der ihm die Nähe der giftigen
Schlange andeutet. Dem Blicke der wachsamen
fasanartigen Vögel und der mißtrauischen Affen
entzieht er sich gleichmäßig und aus der wohl-
erreichten Verborgenheit fliegt lautlos, aber sicher
treffend der kleine Pfeil, der mit stark vergifteter
Spitze den schnellen Tod herbeiruft. Vertraut
mit den Sitten der zahllosen Thiere durch früh-
zeitiges Umherstreifen, betrügt ihn keine List der
niederen Geschlechter; bekannt mit den sonder-
baren Freundschaften der verschiedenen Familien,
weiß er stets aus der Nähe des einen Thieres auf
diejenige eines anderen zu schließen. Er entdeckt
das große Armadill in seiner unterirdischen Höhle,
auch wenn der durch den weichen Lehmboden
gezogene Strich nicht die Wanderung des gepan-
zerten Geschöpfs anzeigte, denn aus der Lage
des weggeschobenen Baumlaubes in gleich brei-
tem Streife schließt er, daß hier weder eine win-
dende Schlange der größten Arten, noch eine
Landschildkröte ihren Weg genommen habe. Die
herabfallende Beere oder Samenkapsel bleibt nicht
unbeachtet, denn sie verräth die fressenden Vögel

und Affen. Manches Thier ist nur dann zu beschleichen, wenn es eben — man darf wohl so sagen — im Geschäft des Schreiens oder Brüllens begriffen ist; so die gehörnte Palamedea, der Trompetervogel und die geselligen Brüllaffen. Während der Pause steht der Jäger unbeweglich still, doch rasch schreitet er fort, sobald die Töne sich erneuern, ein sicheres Zeichen, daß er ungesehen geblieben. Das vielfache Sumsen der Insecten, das fleißige Hämmern der zahlreichen Spechte, die Stimmen der kleineren Vögel bringen ihn nie dahin, den Ton des Thieres zu verwechseln, dem die Verfolgung gilt, er folgt ihm durch alle Hindernisse, indem er stets mit der Hand die Zweige leicht umbiegt, sicher, auf solche Weise auch nach dem längsten Umherziehen den Rückweg aus der Wildniß zu finden. Bisweilen wählt er sich einen breiteren Baum, um wohl verborgen die Stimmen lockend nachzuahmen, und mit solcher Meisterhaftigkeit weiß er dieses zu thun, daß gar bald die bethörten Thiere von allen Seiten sich ihm nahen. Stirbt ein Affe an dem erhaltenen Pfeile, so bleibt er, an den Aesten wohl oft mit seinem langen Wickelschwanze aufgehängt, dem Europäer unerreichbar. Nicht so dem Indier, denn auch den astlosen Riesenstamm eines Bombax ersteigt er mittelst der senkrecht herabhängenden tauähnlichen Schlingpflanzen. Und nicht bloß mit jagdbaren Thieren, sondern mit vielerlei nützlichen Dingen, die der Urwald ihm spendet, belastet, kehrt der Jäger des Abends zurück. Bald bringt er die Blattstiele verschiedener Palmen, aus deren Oberhaut ein Zeuch oder die Fasern zur Verfertigung der Hängematten gewonnen werden, bald ihre Früchte, die ihm ein weiniges Getränk liefern, bald entdeckt er große Baue von Bienen, deren Wachs zur Bezahlung des Tributs ihm willkommen ist, oder Copal zur Dichtmachung seines Kahnes, und tausend andere Dinge mehr, die ohne Unterschied zu häuslichen Zwecken verwendbar sind. Sieht man die reiche Ausbeute eines einzigen Zuges, dessen Mühen dem Jäger nur angenehm waren, so begreift man wohl die Schwierigkeiten, die sich der Verbreitung der europäischen Sitte und der häuslichen Industrie hier entgegensetzen, und kann sich kaum entschließen, den Eingebornen mit Härte zu verdammen, der, um die Zukunft unbesorgt, den tadelnden Weißen auf jenen Wald verweist, in welchem die Natur mit mütterlicher Sorgsamkeit für ihre braunen Söhne ein unerschöpfliches Vorrathshaus erschuf. Die Gefahren des Forstes, wo die Onze auf dem Baumstamme, das giftige Reptil im abgefallenen Laube lauert, wo Riesenschlangen oder ver-

wandte, von keinem Forscher noch be
Wesen breite Spuren zurücklassen, der
sturm, der mit dem entsetzlichen Kr
morschen Bäume niederstürzt, daß fuß
Trümmer umherliegen, die verdeckte
fungen des Bodens, die unergründliche
mit täuschender Vegetation, dies Alle
den Indier nicht. Ein gespenstiges W
Lahmfuß, der Uchuclla-chaqui allein,
Quelle seines besten Vergnügens und
terhalts. Wo der Wald am dunkelste
nur die lichtscheuen Amphibien und
sich aufhalten, da wohnt jenes gefährlic
und da versucht es, in befreundeter
scheinend, den Indier zu verderben. W
selligen Jäger es thun, gibt es die wo
denen Zeichen. Es lockt den Getäuscht
nimmer erreichbar, immer weiter und
die Oede, und verschwindet unter laut
gelächter, wenn der Rückweg verloren
die Schrecken der Wildniß durch die
kenden Schatten der Nacht sich vermel
weilen trennt es wohl auch die geme
die Jagd Gezogenen, indem es bald
dort in veränderter Gestalt erscheint,
täuscht es den Erfahrenen, der in sei
trauen die Spur seines Feindes untersuc
gewahrt er die ganz ungleiche Größe des
der Füße, so kehrt er eilig zurück,
längere Zeit wagt Niemand einen Zug in
niß, denn nur vorübergehend sind die
jenes Unholds. Wenn endlich der Abe
sinkt, werden von allen Seiten in dem
Dorfe die Bewohner wiederum sichtbar.
mit seiner Beute, die Frau mit den Erz
der kleinen Pflanzung schwer beladen, e
Hütte zu. Auf dem Flusse erscheinen
Kähne, nur eben groß genug, um einen
enthalten, und daher von den Weiße
schiffchen (*lanzaderas*) genannt. Von de
blick, wo die rückkehrenden Fischer de
ansichtig wurden, lassen sie bald ihr Mu
bald ihr besonderes Signalgeschrei ertö
die Frauen eilen schnell zum Strom h
den rückkehrenden Gebieter zu empfa
ihm beizustehen. Gemeinhin ist diese
Ausbeute die größte, denn unglaublich
sind die Fische, die er mit selten irren
entweder durch den Wurfspieß, oder den
Bogen geschossenen Pfeil tödtet, oder
Kunst eines vielerfahrenen Anglers fä
der Spende in der Hand, welche nach
ten Gesetze ein Jeder, wenn die Reihe
an die Küche des Priesters oder Go

dern hat, eilen die Mitayos nach dem Pfarr-
gefaßt auf eine harte Strafpredigt, wenn
trag der Tagesarbeit nur gering sein sollte,
an zum Flusse, um gemeinsam das letzte
u nehmen. Bald werden dann durch die
i Rohrwände die Feuer sichtbar, denn auf
bend verlegt dieser Indier stets seine
ahlzeit, und streckt sich dann sogleich
hüllt zum Schlafe aus, wenn nicht be-
s Festlichkeiten ihm die Erlaubniß zu ei-
rinkgelage bis um Mitternacht verschafften.
weit scheint es nun freilich, als ob die alte
daß unter dem Krummstabe gut zu woh-
i, sich auch für den waldgebornen Indier
ynas bewähre. Einst mag er diese Erfah-
rohl gemacht haben, allein jetzt werden
ge des freien Willens und der Thätigkeit
enem Nutzen ihm so selten geboten, so
Willkür und Bedrückung hat er nun von
tlichen Regierung zu leiden, daß ihm, mit
me der Benennung, keiner von den Vor-
geblieben ist, die ihn einst um die muthi-
ssionäre versammelten und nach gewonne-
kenntniß in den Dörfern festzuhalten ver-
n. Wenn Maynas in wenigen Jahrzehenden
in Barbarei zurücksinkt, wenn die meisten
Bewohner es für ein Glück halten, trotz
ngels und der Noth, die der Ungewohnten
, zu entfliehen und auf alte wilde Art zu
wenn also das ganze Land die Gestalt wieder erlangt, in der es seinen ersten Entdeckern erschien, so hat das gewissenlose Verfahren der jetzigen Regierung allein die Schuld. Schlimm genug war es, daß die Jesuiten, die vor allen Andern die schwere Kunst, den Wilden zum Menschen umzuformen verstanden und erfolgreich übten, durch einen Machtspruch, über dessen Nothwendigkeit oder Nützlichkeit vielleicht selbst unsere Zeit noch nicht abzuurtheilen vermag, aus Amerika vertrieben wurden. Nicht zufrieden mit den sichtbar nachtheiligen Folgen dieser Maßregel der Spanier, ergriffen von dem Schwindel, der alle revolutionäre Bewegungen begleitet, und ein Volk um so mehr zu verkehrtem Verfahren hinreißt, je roher und leidenschaftlicher es ist, haben die republicanischen Peruaner es sich angelegen sein lassen, die Vorkehrungen zu zerstören, durch welche die Europäer den üblen Folgen der Vertreibung der Jesuiten nicht ganz erfolglos vorzubeugen suchten. Sie verjagten die Missionäre aus dem Franciscanerorden, weil sie Europäer waren, hatten darauf nicht die Mittel, sie durch andere Priester zu ersetzen, und vergaßen über den fortdauernden Parteikämpfen und den Regierungswechseln gar bald eine Provinz, die nichts einbrachte, den Wenigsten mehr als durch Hörensagen bekannt war, und unbekümmert einem Haufen von diebischen und rohen Menschen überlassen wurde, mit denen man sich auf diese Weise abzufinden hoffte.

---

95. Allgemeines über die Vorgeschichte Israels.

(*Heinr. Ewald*, Geschichte des Volkes Israel I. [1843] S. 302—308.)

faßt demnach diese Vorgeschichte theils den
htlichen Stoff, dessen sich das spätere Volk
n Urzeiten her noch erinnerte, oder wel-
s von anderen Völkern empfangen, in den
seiner Sagen gezogen hatte, theils aber
as, was es über jene Urzeiten und über
Zusammenhang mit den übrigen Völkern
de mit den ersten Menschen und zuletzt
lt selbst dachte und ahnete, so ergibt sich
wie sie von den Zeiten an, die ich hier
schichtlichen nenne, aufwärts in mehrere
sich theilt, welche vom Bewußtsein des
selbst immer genau unterschieden wurden.
r untersten Stufe, den geschichtlichen Zei-
ächst, stehen die Erinnerungen vom ersten
halte des noch unausgebildeten Volkes in Kanaan, von seiner Einwanderung in dieses Land aus Nordosten her, und von den hohen Gestalten der schon einst auf diesem heiligen Boden wandernden Väter sowohl des Volkes Israel als der übrigen ihm verwandten Hebräer. Das dunkle Andenken an diese Einwanderung, welches der weit nach Südwest vorgeschobene hebräische Volksstamm in sich bewahrte, bildet mit der damit verknüpften Erinnerung an einen ursprünglichen Zusammenhang mit anderen nördlich und östlich wohnenden Völkern die Grenzscheide dieser Stufe der Vorgeschichte; aber hinter ihr erhebt sich auf einer entfernteren die einem gebildeten Volke unumgängliche Frage, in welchem Zusammenhange es sich nicht bloß mit einigen ihnen verwandten, sondern auch mit allen Völkern der Erde stehend

[illegible] Frage, deren Beantwortung über aller jetzigen Völker geschichtliche Erinnerungen bis in [illegible] welches nur durch physische [illegible] oder (weil etwa diese noch nicht [illegible]) durch die Vorstellung gemacht werden kann, immer müsse doch nur die jetzigen Völker und Menschen umschließt. Aber auch über diese Völker und Menschen hinaus [illegible] die Folgerichtigkeit geschichtlicher Fragen und Vorstellungen, und eher kann diese [illegible] Bewegung nicht zur Ruhe kommen, als bis auf der dritten und letzten Stufe auch abgesehen von allen jetzigen Menschen und Völkern der geschichtlich zu denkende Ursprung [illegible] sowie der ganzen [illegible]

[illegible]

war und aus welcher, als der gemeinsame[n] [illegible] alle diese schöpften. Und gewiß wurde[n] [illegible] Sage von den vier immer tiefer sinkend[en] [illegible] altern auch mehrere Einzelnheiten über [illegible] liefert, z. B. eine Erzählung über die S[illegible] des Sichtbaren nach allen seinen Theil[en] [illegible] andere von der großen Fluth am Ende d[es] [illegible] Weltalters: denn theils konnte ja die ga[nze] [illegible] stellung von den vier Weltaltern nur dur[ch] [illegible] nähere Ausführungen über Anfang, Ve[rlauf] [illegible] Wesen jedes dieser Alter eine gewisse [illegible] und Festigkeit erlangen: theils aber k[illegible] Erzählungen des B. d. Urspp. über die S[illegible] und über die Flut bei Griechen, Indern [illegible] gen anderen alten Völkern mit solcher [illegible] in wesentlichen Stücken wieder, daß [illegible] bei ihnen eine gemeinsame Urquelle a[illegible] muß.

Vieles von dem, was der vierte Erzä[hler] [illegible] Dinge der zwei ersten Weltalter dem B[illegible] gen des B. d. Urspp. hinzusetzt, ergibt [illegible] näherer Untersuchung als erst durch d[illegible] [illegible]

n gewesen sein; und haben die aus ur-
cher Einheit weit getrennten späteren
lie wesentlichsten Bestandtheile der ehe-
Ursprache jedes auf seine Weise und in
igenen Fortbildung sich bewahrt, so ist
zusehen, warum sie nicht ähnlich auch
wissen gemeinsamen Boden von Sagen,
und Sitten aus derselben Urzeit her bei-
haben sollten[1].
n vergleichen wir nun diese Ursage über
Weltalter, wie sie bei jedem der erwähn-
ker nach seiner besonderen Geschichte
lung sehr verschieden gestaltet sich er-
t; so kommen wir zu dem Schlusse, daß
ebräischen Sage ihre Trümmer noch am
sten hervorragen und am leichtesten auf
estalt zurückschließen lassen. Denn die
che Sage gibt schon in ihrer uns bekann-
ten Auffassung[2] nur einige, obwohl dich-
sehr schöne, doch an geschichtlichem In-
d Klange sehr leere Vorstellungen, wobei
ht einmal mehr begreift, warum alle Ver-
eit gerade in vier Zeitalter getheilt sei,
ß der Eintheilungsgrund nicht ursprüng-
in liegen könne, daß man nur die vier
: Gold, Silber, Erz, Eisen gekannt und
h nur gerade vier diesen entsprechende
r habe festsetzen können, leuchtet von
n. Es ist eben nur der Gedanke, das
tiefere Sinken der vier Weltalter mit vier
h ähnlich herabsinkenden Metallen zu ver-
, der echt griechische Zusatz; aber daß
ein dichterische Gedanke die ganze Vor-
von den vier Weltaltern neu beleben und
estalten mußte, beweist hinreichend, daß
prünglichen näheren Vorstellungen darüber
sich verloren hatten. — Viel deutlicher ist
estalt der Sage in der indischen Erzählung
zu erkennen, zumal wenn man die höchst
en Spielarten derselben bei verschiedenen
tellern vergleicht und aus allen sich ein
s Ursprünglichen entwirft[3]. Manches ist
rin sogar deutlicher zu erkennen, als in
ebräischen, von der uns ja nur im B. der
eine einzelne Ueberlieferung vorliegt, z. B.
wißheit, daß man bei der ursprünglichen
ung und Feststellung der vier Alter eigent-
n unten auf, d. i. von der Gegenwart nach
die immer entfernteren Schichte des Al-
s und der Urzeit etwa so zurückblickte,
s oben S. 302 f. vermuthet ist[4]); ferner
chmäßige Fortschritt der allgemeinen Ver-
e der Zahl und anderer, in welchem man
Alter sich dachte, denn daß man, wenn
überhaupt eine etwas ausgebildete Vorstellung
dieser vier Alter entstehen sollte, dann den spar-
samen geschichtlichen Erinnerungen aus der Ur-
zeit durch die Annahme solcher durch vier Stufen
sich fortspinnender allgemeiner Verhältnisse zu
Hülfe kommen mußte, kann man freilich an sich
vermuthen, wird aber erst durch die indischen
Sagen augenscheinlich bestätigt[5]). — Die hebräi-
sche Sage hat dagegen den hohen Vorzug genauer
Unterschiede und fester Grenzen der vier Alter
nach dem inneren Wesen eines jeden, so daß
man klar einsieht, warum gerade vier Alter an-
genommen wurden, wie nothwendig jedes unter
ihnen von den anderen verschieden sei, und wie
jedes nur in dieser seiner bestimmten Stellung
und Folge Sinn habe. Sie folgen nicht nach dem
bloßen Wechsel allgemeiner Verhältnisse aufein-
ander, enthalten nicht bloß ein jedes seinen be-
stimmten Raum, seine Zahlen und seine größere
oder geringere Tugend: jedes hat vielmehr eine
äußere Grenze und ein inneres Leben und Wesen
für sich, wonach es nur einmal in dieser bestimm-
ten Art und Weise dasein kann; und alle um-
schließen zugleich den ganzen Umfang geschicht-
licher Erinnerungen. Dadurch insbesondere, daß
in den nichthebräischen Sagen die große Fluth
aus ihrer ursprünglichen Stelle in der Folge die-
ser vier Alter herausgerissen und als ein abge-
sondertes Ereigniß hingestellt ist, haben sie eine
klare Unterscheidung der beiden ersten Weltalter
verloren; und dadurch, daß die griechische auch
in das dritte Alter noch keine der Geschichte sich
annähernde namhafte Heldengestalten setzt, kann
sie auch die mittleren zwei nicht mehr lebendig
genug unterscheiden.

[1]) In diesem Sinne habe ich immer, ohne das wirklich verschiedenartige zu vermengen und unstatthaftes anzunehmen, dennoch nicht nur in Sprache, sondern auch in Mythen und Sitten eine gewisse Urähnlichkeit zwischen allen indogermanischen Völkern für möglich gehalten (vgl. G. G. A. 1831. S. 1012 f.); Aehnliches gibt jetzt K. O. Müller im Eingange zu seiner griechischen Litteraturgeschichte zu.

[2]) In Hesiod's W. und T. v. 108—199: wenn Hesiod vor dem eisernen Geschlechte noch die Heroen einschiebt, so daß eigentlich fünf Geschlechter entstehen würden, so ist das sicher nur seine Neuerung.

[3]) Eine Menge der älteren indischen Erzählungen gibt sehr kurz Manu 1, 68—86; ausgebildetere und spätere findet man in Wilson's Vishnu-Purâna pag. 23—26, 259—271 vgl. pag. 622; wenig Eigenthümliches gibt das Bhâgavata P. 3, 11, 18 ff.

[4]) Der Beweis dafür liegt in dem Namen: *Kali-*

yuga ist das zweite Alter, die sonnige Gegenwart; Dvâpara-yuga das dritte, hat eigentlich von der Zweizahl, die zweite von unten auf gezählt. Tretâ-yuga das zweite von der Dreiheit den Namen. beide aber enthalten zugleich eine Anspielung auf bestimmte Verhältnisse, auf die dort anfangende Zweiheit und Gegensätze des Glaubens, auf die drei heiligen Feuer usw: Krita-yuga das erste, ist dem Namen nach am dunkelsten.

* Der Fortschritt der vier Alter ist [illegible] genommenen Zahlen nach genau wie 1. 2. 3 [illegible] von der einfachsten Annahme aus, nämlich [illegible] Lebensalter der Menschen im ersten Welt[illegible] im zweiten 300, im dritten 200 und im vi[illegible] Jahre beträgt. Wenn 1. 87. werden die[illegible] zahlen auf das überschwenglichste vielfä[illegible] gert, immer jedoch so, daß die Grundzahl[illegible] schimmern.

96. Eine Ansicht über den Ursprung der Deutschen.

J. G. A. Wirth, Geschichte der Deutschen I [illegible] S. [illegible].

Was den Ursprung und die Herkunft der Deutschen betrifft, so beweist die Thatsache, daß ein Theil derselben als Thracier von den Zeiten des Darius Hystaspes bis zum Jahr 375 nach Christus am schwarzen Meere wohnten, ihren asiatischen Ursprung äußerst bestimmt. Dort sind sie natürlich nicht entstanden, sondern vielmehr, so gut wie die Griechen, aus Asien eingewandert. Ich halte die Erzählung von Jornandes über den Zug der Geten von Skandinavien an das schwarze Meer zwar für kein bloßes Mährchen, sondern den Kern desselben aus sehr triftigen Gründen für unzweifelhaft geschichtlich; indessen dies widerspricht dem asiatischen Ursprung der Germanen keineswegs; denn es war jener Zug nur ein Heergeleite, das von Skandinavien wieder rückwärts an das schwarze Meer zog. Dies geschah bei den Deutschen überhaupt öfter, wie denn bestimmt erwiesen ist, daß Heerzüge germanischer Stämme auch von Gallien aus periodisch wieder rückwärts an die untere Donau und das schwarze Meer sich begaben, wie die Gallogriechen des Livius (*lib.* 38, *cap.* 17). Streng geschichtliche Anzeichen über den Weg, den die Deutschen bei ihrer Einwanderung aus Asien genommen haben, sind nicht vorhanden; indessen die Sage weist auf einen längeren Wohnsitz derselben in Kleinasien, da sie die Schicksale der Germanen mit dem trojanischen Krieg in Verbindung bringt. Buchstäblich ist diese Ueberlieferung freilich nicht zu nehmen, aber so viel bleibt gewiß, daß um die Zeit, in welche die Dichtung, Sage oder Geschichte die Zerstörung Trojas setzt, irgend ein großes Völkerereigniß in Kleinasien vorfiel, in welches die Deutschen und insbesondere die nachmaligen Thracier verwickelt waren, und in dessen Folge sie von Kleinasien nach Europa übergiengen. I[illegible] derselben nahm in den Gegenden um das [illegible] Meer und an der untern Donau feste W[illegible] die sie bis ins vierte Jahrhundert nach [illegible] behaupteten. ein anderer zog zuerst dem [illegible] dann, nach dem Uebergang über die Geb[illegible] Weichsel entlang nordwärts, und na[illegible] Wohnsitze in Skandinavien. Der dritt[illegible] zog der Donau entlang aufwärts bis zum [illegible] dieses Stromes und von da in das B[illegible] worauf die Länder zu beiden Seiten de[illegible] in Besitz genommen wurden. Von dr[illegible] drangen sodann die Germanen allmähli[illegible] Innere von Deutschland vor, 1) von d[illegible] aus, 2) vom Rhein aus und 3) von d[illegible] und Ostsee aus.

Wir haben nunmehr die geschichtli[illegible] tigkeit unseres Berichtes über den Ursp[illegible] die Herkunft der Deutschen, sowie übe[illegible] und Weise ihrer Einwanderung in das [illegible] liche germanische Gebiet zu erweisen [illegible] nun zuvörderst die Abstammung aus [illegible] trifft, so wird dieselbe historisch gewiß: [illegible] die Thatsache, daß die Wohnsitze der [illegible] welch letztere erwiesenermaßen in der [illegible] östlichen Deutschen waren, am Bospor[illegible] den Gegenden um das schwarze Meer [illegible] stimmt auf die Herkunft aus Kleinasien [illegible] 2) durch das übereinstimmende Zeugniß [illegible] rodot, Diodor von Sicilien und Strabo, [illegible] chem sowohl die Cimmerier oder Cim[illegible] ein Theil der Thracier, z. B. die Lyker u[illegible] früher ihre Wohnsitze in Asien hatten, [illegible] die übereinstimmenden Sagen der älte[illegible] schen Volkslieder und Chroniken, wie [illegible] nandes, Wittichind von Corvey und A[illegible]

ber die Abstammung einzelner deutscher , insbesondere der Franken aus Troja und nthalt anderer, z. B. der Sachsen bei dem lexanders von Macedonien, 4) durch den tischen Charakter der ältesten deutschen Gesetze, Religionslehren, Glaubensrichnkungsweise und Staatsverfassung.

i hiernächst die Wege anbetrifft, auf wel- Germanen aus Asien über Kleinasien in sche Gebiet, wie wir es oben beschrieben inwanderten, so liegt der Zug der Donau und von da ins Rheinthal mit solcher i der Natur der Sache, oder der Noth- it, daß er keines Beweises bedarf. Schon von Herodot wohnten die Geten an der Donau, und aus Strabo erhellt, daß un- an sie ein anderer thracischer oder deut- mm stieß, die Dacier, welche sich west- noch mehr der Donau aufwärts, gegen ntliche Germanien zu, ausdehnten. Es natürlich, daß vom schwarzen Meere Deutschen der Donau nach stromaufwärts und daß ein Stamm nach dem andern ise Wohnsitz ergriff. Die Art und Weise, tus die Sitze der einzelnen Stämme an- gt dies sehr deutlich. Ganz das Gleiche in Ansehung der Stämme zu beiden Sei- Rheines und jenseits der Vogesen bis in iandie, sowie nach Belgien und Holland Daß alle diese Stämme von der Donau imen waren, ergibt sich schon daraus, elne, wie z. B. die gallischen Griechen is periodisch auch wieder rückwärts an varze Meer gezogen sind. Ueber Alles arf es daher an sich keines Beweises; ft bleibt es vielmehr nur, ob die Ger- ach Schweden, Dänemark und Norwegen von der Nordsee aus, also vom Rheine her, oder von Osten, d. h. vom heutigen Polen her, eingewandert sind. Für das Letztere und zwar in der Art, wie wir es oben angegeben haben, spricht nun zuvörderst die Thatsache, daß Jornandes in ähnlicher Weise den Zug der Gothen von Skandinavien an das schwarze Meer erzählt, und der noch entscheidendere Umstand, daß der erste Handelszug vom schwarzen Meer in die Ostsee entweder dem Dniester oder Dnieper entlang, und überhaupt durch Polen, also auf geradem Wege vor sich gieng. Der Zeitpunct der Einwanderung der Deutschen aus Kleinasien hingegen ist geschichtlich nicht mehr zu ermitteln; der Sage nach müßte er aber in die Zeit des trojanischen Kriegs, sohin 1200 Jahre vor Christus gesetzt werden. Vom geschichtlichen Standpunct ist wegen der Einheit eines Theils der Gallier und der Deutschen, sowie der Gothen und Geten und der Thracier und Germanen, endlich wegen des hohen Alters der auf Schweden, Norwegen und Dänemark anspielenden Edda-Lieder nur so viel gewiß, daß das große Gebiet, wie es oben im Ganzen nachgewiesen wurde, schon mehrere Jahrhunderte vor Julius Cäsar ausschließend von deutschen Stämmen bewohnt worden ist. Nicht die Thracier allein waren sohin unsere Voreltern, und nicht durch die Auswanderung derselben aus den Gegenden um das schwarze Meer wurde Germanien bevölkert, sondern nur die östlichen Deutschen hießen Thracier, und zu der nämlichen Zeit, wo die verschiedenen Stämme derselben zu beiden Seiten des Balkans wohnten, lebten schon andere Deutsche in unserm heutigen Vaterland, die sodann um die Zeit von Julius Cäsar den Namen Germanen erhielten, und ein dritter Zweig unter dem Namen »Gallier« jenseits der Vogesen in einem Theile des nördlichen Frankreichs.

'ichte's Ansicht über die Hauptverschiedenheit zwischen den Nationen it eigener Sprache und denen, welche eine fremde Sprache angeommen.

(*J. G. Fichte*, Reden an die deutsche Nation [1808], die vierte.)

:u allererst und unmittelbar der Betrachi darbietende Unterschied zwischen den len der Deutschen und der übrigen aus i Wurzel erzeugten Stämme ist der, daß n in den ursprünglichen Wohnsitzen des Stammvolkes blieben, die letzten in andere Sitze auswanderten, die ersten die ursprüngliche Sprache des Stammvolkes behielten und fortbildeten, die letzten eine fremde Sprache annahmen, und dieselbe allmählig nach ihrer Weise umgestalteten.

Aus dieser frühesten Verschiedenheit müssen erst die später erfolgten, z. B. daß im ursprünglichen Vaterlande, angemessen germanischer Ursitte, ein Staatenbund unter einem beschränkten Oberhaupte blieb, in den fremden Ländern mehr auf bisherige römische Weise die Verfassung in Monarchien übergieng, u. dergl. erklärt werden, keineswegs aber in umgekehrter Ordnung.

Von den angegebenen Veränderungen ist nun die erste, die Veränderung der Heimath, ganz unbedeutend. Der Mensch wird leicht unter jedem Himmelsstriche einheimisch, und die Volkseigenthümlichkeit, weit entfernt durch den Wohnort sehr verändert zu werden, beherrscht vielmehr diesen, und verändert ihn nach sich. Auch ist die Verschiedenheit der Natureinflüsse in dem von Germaniern bewohnten Himmelsstriche nicht sehr groß. Ebenso wenig wolle man auf den Umstand ein Gewicht legen, daß in den eroberten Ländern die germanische Abstammung mit den früheren Bewohnern vermischt worden; denn Sieger, und Herrscher, und Bildner des aus der Vermischung entstehenden neuen Volkes waren doch nur die Germanen. Ueberdies erfolgte dieselbe Mischung, die im Auslande mit Galliern, Cantabriern u. s. w. geschah, im Mutterlande mit Slaven wohl nicht in geringerer Ausdehnung, so daß es keinem der aus Germaniern entstandenen Völker heutzutage leicht fallen dürfte, eine größere Reinheit seiner Abstammung vor den übrigen darzuthun.

Bedeutender aber, und wie ich dafür halte, einen vollkommenen Gegensatz zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abkunft begründend, ist die zweite Veränderung, die der Sprache; und kommt es dabei, welches ich gleich zu Anfange bestimmt aussprechen will, weder auf die besondere Beschaffenheit derjenigen Sprache an, welche von diesem Stamme beibehalten, noch auf die der anderen, welche von jenem anderen Stamme angenommen wird, sondern allein darauf, daß dort Eigenes behalten, hier Fremdes angenommen wird; noch kommt es an auf die vorige Abstammung derer, die eine ursprüngliche Sprache fortsprechen, sondern nur darauf, daß diese Sprache ohne Unterbrechung fortgesprochen werde, indem weit mehr die Menschen von der Sprache gebildet werden, denn die Sprache von den Menschen.

Um die Folgen eines solchen Unterschiedes in der Völkererzeugung, und die bestimmte Art des Gegensatzes in den Nationalzügen, die aus dieser Verschiedenheit nothwendig erfolgt, klar zu machen, so weit es hier möglich und nöthig ist, muß ich Sie zu einer Betrachtung über [d]sen der Sprache überhaupt einladen.

Die Sprache überhaupt, und beson[d] Bezeichnung der Gegenstände in derselbe das Lautwerden der Sprachwerkzeuge hä neswegs von willkürlichen Beschlüssen u abredungen ab, sondern es gibt zuvörd Grundgesetz, nach welchem jedweder B den menschlichen Sprachwerkzeugen zu und keinem anderen Laute wird. So Gegenstände sich in den Sinnenwerkzeu Einzelnen mit dieser bestimmten Figur u. s. w. abbilden, so bilden sie sich im zeuge des gesellschaftlichen Menschen, Sprache, mit diesem bestimmten Laute ab eigentlich redet der Mensch, sondern in il die menschliche Natur, und verkündiget deren seines Gleichen. Und so müßte ma die Sprache ist eine einzige und durcha wendige.

Nun mag zwar, welches das zweite Sprache in dieser ihrer Einheit für den M schlechtweg, als solchen, niemals, und hervorgebrochen sein, sondern allenthal ter geändert und gebildet durch die Wi welche der Himmelsstrich, und häufiger seltnerer Gebrauch, auf die Sprachwe und die Aufeinanderfolge der beobachte bezeichneten Gegenstände, auf die Aufe folge der Bezeichnung hatten. Jedoch fin hierin nicht Willkür oder Ohngefähr, strenges Gesetz statt; und es ist notl daß in einem durch die erwähnten Bedi also bestimmten Sprachwerkzeuge, nicht und reine Menschensprache, sondern Abweichung davon, und zwar, daß gera bestimmte Abweichung davon hervorbrec

Nenne man die unter denselben äuße flüssen auf das Sprachwerkzeug stehen sammenlebenden, und in fortgesetzter Mi ihre Sprache fortbildenden Menschen e so muß man sagen: die Sprache diese ist nothwendig so wie sie ist, und nich lich dieses Volk spricht seine Erkennt sondern seine Erkenntniß selbst spricht aus demselben.

Bei allen im Fortgange der Sprache d selben oben erwähnten Umstände erfolg änderungen bleibt ununterbrochen diese mäßigkeit; und zwar für alle, die in brochener Mittheilung bleiben, und wo jedem Einzelnen ausgesprochene Neue an hör Aller gelangt, dieselbe Eine Ges keit. Nach Jahrtausenden, und nach a

ıngen, welche in ihnen die äußere Er-
der Sprache dieses Volkes erfahren
l es immer dieselbe Eine, ursprünglich
rechenmüssende lebendige Sprachkraft
, die ununterbrochen durch alle Bedin-
erab geflossen ist, und in jeder so wer-
e, wie sie ward, am Ende derselben
ußte, wie sie jetzt ist, und in einiger
sein wird, wie sie sodann müssen wird.
enschliche Sprache zusammengenommen
: mit dem Organe des Volkes, als sein
ut ertönte; was hieraus sich ergibt,
sammengenommen mit allen Entwicke-
ie dieser erste Laut unter den gegebenen
n gewinnen mußte, gibt als letzte Folge
ıwärtige Sprache des Volkes. Darum
h die Sprache immer dieselbe Sprache·
ıer nach einigen Jahrhunderten die Nach-
die damalige Sprache ihrer Vorfahren
stehen, weil für sie die Uebergänge ver-
ıngen sind, dennoch gibt es vom Anbe-
inen stetigen Uebergang, ohne Sprung,
ımerklich in der Gegenwart, und nur
ızufügung neuer Uebergänge bemerklich
und als Sprung erscheinend. Niemals
itpunct eingetreten, da die Zeitgenossen
hätten, sich zu verstehen, indem ihr
rmittler und Dollmetscher die aus ihnen
ıchende gemeinsame Naturkraft immer-
und blieb. So verhält es sich mit der
als Bezeichnung der Gegenstände un-
sinnlicher Wahrnehmung, und dieses
menschliche Sprache anfangs. Erhebt
r das Volk sich zu Erfassung des Ueber-
ı, so vermag dieses Uebersinnliche zur
ı Wiederholung und zur Vermeidung der
ıg mit dem Sinnlichen für den ersten
ı, und zur Mittheilung und zweckmäßigen
ür Andere, zuvörderst nicht anders fest
zu werden, denn also, daß ein Selbst
ɛeug einer übersinnlichen Welt bezeich-
von demselben Selbst, als Werkzeug
ichen Welt, genau unterscheiden werde
Seele, Gemüth u. dergl. einem kör-
Leibe entgegengesetzt werde. Ferner
die verschiedenen Gegenstände dieser
ichen Welt, da sie insgesammt nur in
ersinnlichen Werkzeuge erscheinen, und
lbe da sind, in der Sprache nur dadurch
ıt werden, daß gesagt werde, ihr be-
Verhältniß zu ihrem Werkzeuge sei
das Verhältniß der und der bestimmten
ı Gegenstände zum sinnlichen Werkzeuge,
in diesem Verhältniß ein besonderes
übersinnliches einem besonderen sinnlichen gleich-
gesetzt, und durch diese Gleichsetzung sein Ort
im übersinnlichen Werkzeuge durch die Sprache
angedeutet werde. Weiter vermag in diesem Um-
kreise die Sprache nichts; sie gibt ein sinnliches
Bild des Uebersinnlichen bloß mit der Bemer-
kung, daß es ein solches Bild sei; wer zur Sache
selbst kommen will, muß nach der durch das
Bild ihm angegebenen Regel sein eigenes geisti-
ges Werkzeug in Bewegung setzen. — Im All-
gemeinen erhellet, daß diese sinnbildliche Be-
zeichnung des Uebersinnlichen jedesmal nach der
Stufe der Entwickelung des sinnlichen Erkenntniß-
vermögens unter dem gegebenen Volke sich rich-
ten müsse; daß daher der Anfang und Fortgang
dieser sinnbildlichen Bezeichnung in verschiedenen
Sprachen sehr verschieden ausfallen werde, nach
der Verschiedenheit des Verhältnisses, das zwi-
schen der sinnlichen und geistigen Ausbildung
des Volkes, das eine Sprache redet, stattgefun-
den und fortwährend stattfindet.

Wir beleben zuvörderst diese in sich klare
Bemerkung durch ein Beispiel. Etwas, das zu-
folge der in der vorigen Rede erklärten Erfassung
des Grundtriebes nicht erst durch das dunkle
Gefühl, sondern sogleich durch klare Erkenntniß
entsteht, dergleichen jedesmal ein übersinnlicher
Gegenstand ist, heißt mit einem griechischen,
auch in der deutschen Sprache häufig gebrauch-
ten Worte, eine Idee, und dieses Wort gibt
genau dasselbe Sinnbild, was in der deutschen
das Wort Gesicht, wie dieses in folgenden
Wendungen der lutherischen Bibelübersetzung:
ihr werdet Gesichte sehen, ihr werdet Träume
haben, vorkommt. Idee oder Gesicht in sinn-
licher Bedeutung wäre etwas, das nur durch das
Auge des Leibes, keineswegs aber durch ei-
nen andern Sinn, etwa der Betastung, des Ge-
hörs u. s. w. erfaßt werden könnte, sowie etwa
ein Regenbogen, oder die Gestalten, welche im
Traume vor uns vorüber gehen. Dasselbe in
übersinnlicher Bedeutung hieße zuvörderst, zu-
folge des Umkreises, in dem das Wort gelten
soll, etwas, das gar nicht durch den Leib, son-
dern nur durch den Geist erfaßt wird, sodann,
das auch nicht durch das dunkle Gefühl des Gei-
stes, wie manches andere, sondern allein durch
das Auge desselben, die klare Erkenntniß, er-
faßt werden kann. Wollte man nun etwa ferner
annehmen, daß den Griechen bei dieser sinn-
bildlichen Bezeichnung allerdings der Regenbogen,
und die Erscheinungen der Art, zum Grunde ge-
legen, so müßte man gestehen, daß ihre sinn-
liche Erkenntniß schon vorher sich zur Bemer-

kung des Unterschiedes zwischen den Dingen, daß einige sich allen oder mehreren Sinnen, einige sich bloß dem Auge offenbaren, erhoben haben müsse, und daß außerdem sie den entwickelten Begriff, wenn er ihnen klar geworden wäre, nicht also, sondern anders hätten bezeichnen müssen. Es würde sodann auch ihr Vorzug in geistiger Klarheit erhellen etwa vor einem andern Volke, das den Unterschied zwischen Sinnlichem und Uebersinnlichem nicht durch ein aus dem besonnenen Zustande des Wachens hergenommenes Sinnbild habe bezeichnen können, sondern zum Traume seine Zuflucht genommen, um ein Bild für eine andere Welt zu finden; zugleich würde einleuchten, daß dieser Unterschied nicht etwa durch die größere oder geringere Stärke des Sinns fürs Uebersinnliche in den beiden Völkern, sondern daß er lediglich durch die Verschiedenheit ihrer sinnlichen Klarheit, damals, als sie Uebersinnliches bezeichnen wollten, begründet sei.

So richtet alle Bezeichnung des Uebersinnlichen sich nach dem Umfange und der Klarheit der sinnlichen Erkenntniß desjenigen, der da bezeichnet. Das Sinnbild ist ihm klar, und drückt ihm das Verhältniß des Begriffenen zum geistigen Werkzeuge vollkommen verständlich aus, denn dieses Verhältniß wird ihm erklärt durch ein anderes unmittelbar lebendiges Verhältniß zu seinem sinnlichen Werkzeuge. Diese also entstandene neue Bezeichnung, mit aller der neuen Klarheit, die durch diesen erweiterten Gebrauch des Zeichens die sinnliche Erkenntniß selber bekommt, wird nun niedergelegt in der Sprache: und die mögliche künftige übersinnliche Erkenntniß wird nun nach ihrem Verhältnisse zu der ganzen in der gesammten Sprache niedergelegten übersinnlichen und sinnlichen Erkenntniß bezeichnet; und so geht es ununterbrochen fort; und so wird denn die unmittelbare Klarheit und Verständlichkeit der Sinnbilder niemals abgebrochen, sondern sie bleibt ein stetiger Fluß. — Ferner, da die Sprache nicht durch Willkür vermittelt, sondern als unmittelbare Naturkraft aus dem verständigen Leben ausbricht, so hat eine ohne Abbruch nach diesem Gesetze fortentwickelte Sprache auch die Kraft, unmittelbar einzugreifen in das Leben, und dasselbe anzuregen. Wie die unmittelbar gegenwärtigen Dinge den Menschen bewegen, so müssen auch die Worte einer solchen Sprache den bewegen, der sie versteht, denn auch sie sind Dinge, keineswegs willkürliches Machwerk. So zunächst im Sinnlichen. Nicht anders jedoch auch im Uebersinnlichen. Denn obwohl in Beziehung auf das Letztere der

stetige Fortgang der Naturbeobachtung du
Besinnung und Nachdenken unterbroch
und hier gleichsam der unbildliche Got
so versetzt dennoch die Bezeichnung d
Sprache das Unbildliche auf der Stelle
stetigen Zusammenhang des Bildlichen
und so bleibt auch in dieser Rücksicht d
Fortgang der zuerst als Naturkraft ausg
nen Sprache ununterbrochen, und es tri
Fluß der Bezeichnung keine Willkür
kann darum auch dem übersinnlichen Th
also stetig fortentwickelten Sprache sein
anregende Kraft auf den, der nur sein
Werkzeug in Bewegung setzt, nicht e
Die Worte einer solchen Sprache in all
Theilen sind Leben, und schaffen Leben.
chen wir auch in Rücksicht der Entw
der Sprache für das Uebersinnliche die
setzung, daß das Volk dieser Sprache i
terbrochener Mittheilung geblieben, und
Einer gedacht und ausgesprochen, bald
gekommen, so gilt, was bisher im Allg
gesagt worden, für Alle, die diese Sprach
Allen, die nur denken wollen, ist das
Sprache niedergelegte Sinnbild klar; Al
da wirklich denken, ist es lebendig, und
ihr Leben.

So verhält es sich, sage ich, mit einer
die von dem ersten Laute an, der in de
Volke ausbrach, ununterbrochen aus de
lichen gemeinsamen Leben dieses Volkes
wickelt hat, und in die niemals ein Best
gekommen, der nicht eine wirklich erle
schauung dieses Volkes, und eine mit all
gen Anschauungen desselben Volkes in
tig eingreifenden Zusammenhange stehe
schauung ausdrückte. Lasset dem Sta
dieser Sprache noch so viel Einzelne
Stammes und anderer Sprache einverlei
den; wenn es diesen nur nicht verstatt
den Umkreis ihrer Anschauungen zu den
puncte, von welchem von nun an die
sich fortentwickele, zu erheben, so bleib
stumm in der Gemeine, und ohne Einfluß
Sprache, so lange, bis sie selbst in den
der Anschauungen des Stammvolkes hinei
men sind, und so bilden nicht sie die
sondern die Sprache bildet sie.

Ganz das Gegentheil aber von allen
Gesagten erfolgt alsdann, wenn ein Volk,
gebung seiner eigenen Sprache eine fre
übersinnliche Bezeichnung schon sehr g
annimmt; und zwar nicht also, daß es
Einwirkung dieser fremden Sprache ganz

nd sich bescheide, sprachlos zu bleiben, , bis es in den Kreis der Anschauungen emden Sprache hineingekommen, sondern s es seinen eigenen Anschauungskreis der aufdringe, und diese, von dem Standnus, wo sie dieselbe fanden, von nun esem Anschauungskreise sich fortbewegen In Absicht des sinnlichen Theils der zwar ist diese Begebenheit ohne Folgen. n Volke müssen ja ohnedies die Kinder 'heil der Sprache, gleich als ob die Zeilkürlich wären, lernen, und so die ganze Sprachentwickelung der Nation hierin nachedes Zeichen aber in diesem sinnlichen e kann durch die unmittelbare Ansicht, erührung des Bezeichneten vollkommen nacht werden. Höchstens würde daraus daß das erste Geschlecht eines solchen rache ändernden Volkes als Männer wiedie Kinderjahre zurückzugehen genöthigt ; mit den nachgebornen aber und an den n Geschlechtern war Alles wieder in der rdnung. Dagegen ist diese Veränderung bedeutendsten Folgen in Rücksicht des lichen Theils der Sprache. Dieser hat r die ersten Eigenthümer der Sprache nacht auf die bisher beschriebene Weise; späteren Eroberer derselben aber ents Sinnbild eine Vergleichung mit einer en Anschauung, die sie entweder schon ohne die beiliegende geistige Ausbildung, ungen haben, oder die sie dermalen noch habt haben, auch wohl niemals haben Das Höchste, was sie hiebei thun kön-, daß sie das Sinnbild und die geistige ng desselben sich erklären lassen, woie die flache und todte Geschichte einer Bildung, keineswegs aber eigene Bildung , und Bildung bekommen, die für sie nmittelbar klar, noch auch lebenanregend ondern völlig also willkürlich erscheinen wie der sinnliche Theil der Sprache. ist nun, durch diesen Eintritt der bloßen nte, als Erklärerin, die Sprache in Abs ganzen Umkreises ihrer Sinnbildlichkeit geschlossen, und ihr stetiger Fortfluß aben; und obwohl über diesen Umkreis hinnach ihrer Weise, und inwiefern dies em solchen Ausgangspuncte aus möglich e Sprache wieder lebendig fortbilden möbleibt doch jener Bestandtheil die Scheiden welcher der ursprüngliche Ausgang der , als einer Naturkraft aus dem Leben, Rückkehr der wirklichen Sprache in das Leben ohne Ausnahme sich bricht. Obwohl eine solche Sprache auf der Oberfläche durch den Wind des Lebens bewegt werden, und so den Schein eines Lebens von sich geben mag, so hat sie doch tiefer einen todten Bestandtheil, und ist, durch den Eintritt des neuen Anschauungskreises, und die Abbrechung des alten, abgeschnitten von der lebendigen Wurzel.

Wir beleben das so eben Gesagte durch ein Beispiel, indem wir zum Behuf dieses Beispiels noch beiläufig die Bemerkung machen, daß eine solche im Grunde todte und unverständliche Sprache sich auch sehr leicht verdrehen, und zu allen Beschönigungen des menschlichen Verderbens mißbrauchen läßt, was in einer niemals erstorbenen nicht also möglich ist. Ich bediene mich als solchen Beispiels der drei berüchtigten Worte: Humanität, Popularität, Liberalität. Diese Worte, vor dem Deutschen, der keine andere Sprache gelernt hat, ausgesprochen, sind ihm ein völlig leerer Schall, der an nichts ihm schon Bekanntes durch Verwandtschaft des Lautes erinnert, und so aus dem Kreise seiner Anschauung, und aller möglichen Anschauung ihn vollkommen herausreißt. Reizt nun doch etwa das unbekannte Wort durch seinen fremden, vornehmen und wohltönenden Klang seine Aufmerksamkeit, und denkt er, was so hoch töne, müsse auch etwas Hohes bedeuten; so muß er sich diese Bedeutung ganz von vorn herein, und als etwas ihm ganz Neues, erklären lassen, und kann dieser Erklärung eben nur blind glauben, und wird so stillschweigend gewöhnt, etwas für wirklich daseiend, und würdig anzuerkennen, das er, sich selbst überlassen, vielleicht niemals des Erwähnens werth gefunden hätte. Man glaube nicht, daß es sich mit den neulateinischen Völkern, welche jene Worte, vermeintlich als Worte ihrer Muttersprache aussprechen, viel anders verhalte. Ohne gelehrte Ergründung des Alterthums und seiner wirklichen Sprache, verstehen sie die Wurzeln dieser Wörter ebenso wenig, als der Deutsche. Hätte man nun etwa dem Deutschen statt des Wortes Humanität das Wort Menschlichkeit, wie jenes wörtlich übersetzt werden muß, ausgesprochen, so hätte er uns ohne weitere historische Erklärung verstanden; aber er hätte gesagt: da ist man nicht eben viel, wenn man ein Mensch ist, und kein wildes Thier. Also aber, wie wohl nie ein Römer gesagt hätte, würde der Deutsche sagen, deswegen, weil die Menschheit überhaupt in seiner Sprache nur ein sinnlicher Begriff geblieben, niemals aber wie bei den Römern zum Sinnbilde eines übersinnlichen gewor-

den; indem unsere Vorfahren vielleicht lange vorher die einzelnen menschlichen Tugenden bemerkt, und sinnbildlich in der Sprache bezeichnet, ehe sie darauf gefallen, dieselben in einem Einheitsbegriffe, und zwar als Gegensatz mit der thierischen Natur, zusammenzufassen, welches denn auch unseren Vorfahren den Römern gegenüber zu gar keinem Tadel gereicht. Wer nun den Deutschen dennoch dieses fremde und römische Sinnbild künstlich in die Sprache spielen wollte, der würde ihre sittliche Denkart offenbar herunterstimmen, indem er ihnen als etwas Vorzügliches und Lobenswürdiges hingäbe, was in der fremden Sprache auch wohl ein solches sein mag, was er aber, nach der unaustilgbaren Natur seiner National-Einbildungskraft nur faßt, als das Bekannte, das gar nicht zu erlassen ist. Es ließe sich vielleicht durch eine nähere Untersuchung darthun, daß dergleichen Herabstimmungen der früheren sittlichen Denkart durch unpassende und fremde Sinnbilder den germanischen Stämmen, die die römische Sprache annahmen, schon zu Anfange begegnet; doch wird hier auf diesen Umstand nicht gerade das größte Gewicht gelegt.

Würde ich ferner dem Deutschen statt der Wörter Popularität und Liberalität, die Ausdrücke Haschen nach Gunst beim großen Haufen, und, Entfernung vom Sclavensinn, wie jene wörtlich übersetzt werden müssen, sagen, so bekäme derselbe zuvörderst nicht einmal ein klares und lebhaftes sinnliches Bild, dergleichen der frühere Römer allerdings bekam. Dieser sah alle Tage die schmiegsame Höflichkeit des ehrgeizigen Candidaten gegen alle Welt, sowie die Ausbrüche des Sclavensinnes vor Augen, und jene Worte bildeten sie ihm wieder lebendig vor. Durch die Veränderung der Regierungsform und die Einführung des Christenthums waren schon dem späteren Römer diese Schauspiele entrissen, wie denn überhaupt diesem, besonders durch das fremdartige Christenthum, das er weder abzuwehren, noch sich einzuverleiben vermochte, die eigene Sprache guten Theils abzusterben anfieng im eigenen Munde. Wie hätte diese schon in der eigenen Heimath halbtodte Sprache lebendig überliefert werden können an ein fremdes Volk? Wie sollte sie es jetzt können an uns Deutsche? Was ferner das in jenen beiden Ausdrücken liegende Sinnbild eines Geistigen betrifft, so liegt in der Popularität schon ursprünglich eine Schlechtigkeit, die durch das Verderben der Nation und ihrer Verfassung in ihrem Munde zur Tugend verdreht wurde. Der Deutsche geht in diese Verdrehung, so wie sie ihm nur in seiner eigenen Sprache dargeboten wird, nimmer ein. Zı
setzung der Liberalität aber dadurch,
Mensch keine Sclavenseele, oder, wenn
neue Sitte eingeführt wird, keine Lakaie
habe, antwortet er abermals, daß auch
wenig gesagt heiße.

Nun hat man aber noch ferner in dies
in ihrer reinen Gestalt bei den Römern
tiefen Stufe der sittlichen Bildung ent
oder geradezu eine Schlechtigkeit bezei
Sinnbilder in der Fortentwickelung der
nischen Sprachen den Begriff von Ma
Ernst über die gesellschaftlichen Ver
den des sich Wegwerfens, den der gen
Lockerheit, hineingespielt, und dieselben
die deutsche Sprache gebracht, um d
Ansehen des Alterthums und des Ausland
in der Stille, und ohne daß Jemand
deutlich merke, wovon die Rede sei,
genannten Dinge auch unter uns in An
bringen. Dies ist von jeher der Zweck
Erfolg aller Einmischung gewesen; z
aus der unmittelbaren Verständlichkeit
stimmtheit, die jede ursprüngliche Spr
sich führt, den Hörer in Dunkel und Un
lichkeit einzuhüllen; darauf an den dad
regten blinden Glauben desselben sich
nun nöthig gewordenen Erklärung zu we
dieser endlich Laster und Tugend also
ander zu rühren, daß es kein leichtes
ist, dieselben wieder zu sondern. Hätte
was jene drei ausländischen Worte
wollen müssen, wenn sie überhaupt et
len, dem Deutschen in seinen Worten,
seinem sinnbildlichen Kreise also ausge
Menschenfreundlichkeit, Leutseligkeit, E
so hätte er uns verstanden; die genannten
tigkeiten aber hätten sich niemals in jene
nungen einschieben lassen. Im Umfange
Rede entsteht eine solche Einhüllung i
ständlichkeit und Dunkel, entweder a
schicktheit, oder aus böser Tücke; si
vermeiden, und die Uebersetzung in rech
res Deutsch liegt als stets fertiges H
bereit. In den neulateinischen Sprachen
diese Unverständlichkeit natürlich und
lich, und sie ist durch gar kein Mittel
meiden, indem diese überhaupt nicht in
irgend einer lebendigen Sprache, wora
todte prüfen könnten, sich befinden,
Sache genau genommen, eine Muttersp
nicht haben.

Das an diesem einzelnen Beispiele D
was gar leicht durch den ganzen Uml

sich würde hindurch führen lassen, und
ıen also sich wieder finden würde, soll
s bis hieher Gesagte so klar machen, als
erden kann. Es ist vom übersinnlichen
ır Sprache die Rede, vom sinnlichen zu-
ıd unmittelbar gar nicht. Dieser über-
Theil ist in einer immerfort lebendig
en Sprache sinnbildlich, zusammenfas-
jedem Schritte das Ganze des sinnlichen
igen, in der Sprache niedergelegten Le-
Nation in vollendeter Einheit, um einen,
nicht willkürlichen, sondern aus dem
isherigen Leben der Nation nothwendig
benden Begriff zu bezeichnen, aus wel-
ıd seiner Bezeichnung, ein scharfes Auge
e Bildungsgeschichte der Nation rück-
eitend wieder müßte herstellen können.
todten Sprache aber, in der dieser Theil,
ɔch lebte, dasselbe war, wird er durch
dtung zu einer zerrissenen Sammlung
her, und durchaus nicht weiter zu er-
Zeichen ebenso willkürlicher Begriffe,
beiden sich nichts weiter anfangen läßt,
ıan sie eben lerne.
ist unsere nächste Aufgabe, den unter-
len Grundzug des Deutschen vor den
ölkern germanischer Abkunft zu finden,
ie Verschiedenheit ist sogleich bei der
ennung des gemeinschaftlichen Stammes
n, und besteht darin, daß der Deutsche
zu ihrem ersten Ausströmen aus der
t lebendige Sprache redet, die übrigen
chen Stämme eine nur auf der Ober-
ch regende, in der Wurzel aber todte
Allein in diesen Umstand, in die Le-
t und in den Tod, setzen wir den Un-
; keineswegs aber lassen wir uns ein
übrigen inneren Werth der deutschen
Zwischen Leben und Tod findet gar
rgleichung statt, und das erste hat vor
en unendlichen Werth; darum sind alle
are Vergleichungen der deutschen und
teinischen Sprachen durchaus nichtig, und
ungen von Dingen zu reden, die der
ıt werth sind. Sollte vom inneren Wer-
deutschen Sprache die Rede entstehen,
wenigstens eine vom gleichen Range,
ıfalls ursprüngliche, als etwa die griechi-
ı Kampfplatz betreten; unser gegenwär-
eck aber liegt tief unter einer solchen
ung.
ıen unermeßlichen Einfluß auf die ganze
he Entwickelung eines Volkes die Be-
eit seiner Sprache haben möge, der

Sprache, welche den Einzelnen bis in die geheimste Tiefe seines Gemüthes bei Denken und Wollen begleitet, und beschränkt oder beflügelt, welche die gesammte Menschenmenge, die dieselbe redet, auf ihrem Gebiete zu einem einzigen gemeinsamen Verstande verknüpft, welche der wahre gegenseitige Durchströmungspunct der Sinnenwelt, und der der Geister ist, und die Enden dieser beiden also in einander verschmilzt, daß gar nicht zu sagen ist, zu welcher von beiden sie selber gehöre; wie verschieden die Folge dieses Einflusses ausfallen möge, da, wo das Verhältniß ist, wie Leben und Tod, läßt sich im Allgemeinen errathen. Zunächst bietet sich dar, daß der Deutsche ein Mittel hat, seine lebendige Sprache durch Vergleichung mit der abgeschlossenen römischen Sprache, die von der seinigen im Fortgange der Sinnbildlichkeit gar sehr abweicht, noch tiefer zu ergründen, wie hinwiederum jene auf demselben Wege klarer zu verstehen, welches dem Neulateiner, der im Grunde in dem Umkreise derselben Einen Sprache gefangen bleibt, nicht also möglich ist; daß der Deutsche, indem er die römische Stammsprache lernt, die abgestammten gewissermaßen zugleich mit erhält, und falls er etwa die erste gründlicher lernen sollte, denn der Ausländer, welches er aus dem angeführten Grunde gar wohl vermag, er zugleich auch dieses Ausländers eigene Sprachen weit gründlicher verstehen und weit eigenthümlicher besitzen lernt, denn jener selbst, der sie redet; daß daher der Deutsche, wenn er sich nur aller seiner Vortheile bedient, den Ausländer immerfort übersehen, und ihn vollkommen, sogar besser, denn er sich selbst, verstehen, und ihn, nach seiner ganzen Ausdehnung übersetzen kann; dagegen der Ausländer, ohne eine höchst mühsame Erlernung der deutschen Sprache, den wahren Deutschen niemals verstehen kann, und das echt Deutsche ohne Zweifel unübersetzt lassen wird. Was in diesen Sprachen man nur vom Ausländer selbst lernen kann, sind meistens aus Langeweile und Grille entstandene neue Moden des Sprechens, und man ist sehr bescheiden, wenn man auf diese Belehrungen eingeht. Meistens würde man statt dessen ihnen zeigen können, wie sie der Stammsprache und ihrem Verwandlungsgesetze gemäß sprechen sollten, und daß die neue Mode nichts tauge und gegen die althergebrachte gute Sitte verstoße. — Jener Reichthum an Folgen überhaupt, sowie die besondere zuletzt erwähnte Folge ergeben sich, wie gesagt, von selbst.

Unsere Absicht aber ist es, diese Folgen insgesammt im Ganzen, nach ihrem Einheitsbande,

und aus der Tiefe zu erfassen, um dadurch eine gründliche Schilderung des Deutschen im Gegensatze mit den übrigen germanischen Stämmen zu geben. Ich gebe diese Folgen vorläufig in der Kürze also an: 1) Beim Volke der lebendigen Sprache greift die Geistesbildung ein ins Leben; beim Gegentheile geht geistige Bildung und Leben jedes seinen Gang für sich fort. 2) Aus demselben Grunde ist es einem Volke der ersten Art mit aller Geistesbildung rechter eigentlicher Ernst, und es will, daß dieselbe ins Leben eingreife; dagegen einem von der letzteren Art diese vielmehr ein genialisches Spiel ist, mit dem sie nichts weiter wollen. Die Letzteren haben Geist; die Ersteren haben zum Geiste auch G müth. 3) Was aus dem Zweiten folgt; d ren haben redlichen Fleiß und Ernst Dingen, und sind mühsam, dagegen die I sich im Geleite ihrer glücklichen Natu lassen. 4) Was aus Allem zusammen einer Nation von der ersten Art ist d Volk bildsam, und die Bildner einer sol proben ihre Entdeckungen an dem Vol wollen auf dieses einfließen, dagegen Nation von der zweiten Art die gebildete vom Volke sich scheiden, und des letzt weiter, denn als eines blinden Werkzeu Pläne achten.

---

98. Eine andere Ansicht.

(*F. C. Dahlmann*, Geschichte der englischen Revolution [1844] S. 3.)

Nie ist ein Volksboden so häufig gewandelt und gekehrt worden als der britische. Unser Glaube an den geistigen Vorzug der reinen ungemischten Bevölkerung ist ein w Aberglaube. Schon Attika und Rom gen ihn.

II. Die Wissenschaft vom Culturstande der Menschheit.

A. Weltkunde, oder die Wissenschaft des Weltlaufs.

99. Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers.

(*W. von Humboldt*, Abhandlungen der K. Akademie der W. zu Berlin 1820—1821; Gesammelte Werke I. [1841] S.

Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist die Darstellung des Geschehenen. Je reiner und vollständiger ihm diese gelingt, desto vollkommener hat er jene gelöst. Die einfache Darstellung ist zugleich die erste, unerläßliche Forderung seines Geschäfts, und das Höchste, was er zu leisten vermag. Von dieser Seite betrachtet, scheint er nur auffassend und wiedergebend, nicht selbstthätig und schöpferisch. — Das Geschehene aber ist nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar, das Uebrige muß hinzu empfunden, geschlossen, errathen werden. Was davon erscheint, ist zerstreut, abgerissen, vereinzelt; was dies Stückwerk verbindet, das Einzelne in sein wahres Licht stellt, dem Ganzen Gestalt gibt, bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt. Sie kann nur die einander begleitenden und auf einander f Umstände wahrnehmen, nicht den innern lichen Zusammenhang selbst, auf dem do auch die innere Wahrheit beruht. W die unbedeutendste Thatsache zu erzäl sucht, aber streng nur das sagen will, wirklich zugetragen hat, so bemerkt m wie, ohne die höchste Vorsicht im Wä Abmessen der Ausdrücke, sich überall kl stimmungen über das Vergangene hi mischen, woraus Falschheiten oder Unsic entstehen. Selbst die Sprache trägt daz ihr, die aus der ganzen Fülle des Gemüt oft Ausdrücke fehlen, die von allen Neben frei sind. Daher ist nichts so selten, buchstäblich wahre Erzählung, nichts so

s gesunden, wohlgeordneten, rein ab-
Kopfes, und einer freien, objectiven
nmung; daher gleicht die historische
ewissermaßen den Wolken, die erst in
vor den Augen Gestalt erhalten; und
lie Thatsachen der Geschichte in ihren
erknüpfenden Umständen wenig mehr,
sultate der Ueberlieferung und For-
man übereingekommen ist für wahr
, weil sie, am meisten wahrscheinlich
ch am besten in den Zusammenhang
passen.
nackten Absonderung des wirklich Ge-
ist aber kaum noch das Gerippe der
gewonnen. Was man durch sie er-
nothwendige Grundlage der Geschichte,
derselben, aber nicht die Geschichte
ei stehen bleiben, hieße die eigent-
e, in dem ursachlichen Zusammenhang
Wahrheit einer äußeren, buchstäbli-
inbaren aufopfern, gewissen Irrthum
noch ungewisser Gefahr des Irrthums
n. Die Wahrheit alles Geschehenen
em Hinzukommen jenes oben erwähn-
tbaren Theils jeder Thatsache, und
daher der Geschichtschreiber hinzu-
dieser Seite betrachtet, ist er selbst-
sogar schöpferisch, zwar nicht indem
ingt, was nicht vorhanden ist, aber
s eigner Kraft bildet, was er, wie es
, nicht mit bloßer Empfänglichkeit
konnte. Auf verschiedene Weise
wohl, als der Dichter, muß er das
esammelte in sich zu einem Ganzen

bedenklich scheinen, die Gebiete des
reibers und Dichters sich auch nur
ncte berühren zu lassen. Allein die
t beider ist unläugbar eine verwandte.
der Erstere, nach dem Vorigen, die
es Geschehenen durch die Darstellung
erreicht, als indem er das Unvoll-
l Zerstückelte der unmittelbaren Be-
rgänzt und verknüpft, so kann er dies,
hter, nur durch die Phantasie. Da er
der Erfahrung und der Ergründung
hkeit unterordnet, so liegt darin der
aufhebende Unterschied. Sie wirkt
terordnung nicht als reine Phantasie,
arum richtiger Ahnungsvermögen und
gsgabe. Doch wäre hiermit allein der
noch ein zu niedriger Standpunct an-
ie Wahrheit des Geschehenen scheint
, ist aber das Höchste, was gedacht
werden kann. Denn wenn sie ganz errungen würde, so läge in ihr enthüllt, was alles Wirkliche, als eine nothwendige Kette, bedingt. Nach dem Nothwendigen muß daher auch der Geschichtschreiber streben, nicht den Stoff, wie der Dichter, unter die Herrschaft der Form der Nothwendigkeit geben, aber die Ideen, welche ihre Gesetze sind, unverrückt im Geiste behalten, weil er, nur von ihnen durchdrungen, ihre Spur bei der reinen Erforschung des Wirklichen in seiner Wirklichkeit finden kann.

Der Geschichtschreiber umfaßt alle Fäden irdischen Wirkens und alle Gepräge überdischer Ideen; die Summe des Daseins ist, näher oder entfernter, der Gegenstand seiner Bearbeitung, und er muß daher auch alle Richtungen des Geistes verfolgen. Speculation, Erfahrung und Dichtung sind aber nicht abgesonderte, einander entgegengesetzte und beschränkende Thätigkeiten des Geistes, sondern verschiedene Strahlseiten derselben.

Zwei Wege also müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern, die genaue, parteilose, kritische Ergründung des Geschehenen, und das Verbinden des Erforschten, das Ahnen des durch jene Mittel nicht Erreichbaren. Wer nur den ersten dieser Wege verfolgt, verfehlt das Wesen der Wahrheit selbst; wer dagegen gerade diesen über den zweiten vernachlässigt, läuft Gefahr, sie im Einzelnen zu verfälschen. Auch die schlichte Naturbeschreibung kommt nicht aus mit der Herzählung und Schilderung der Theile, dem Messen der Seiten und Winkel; es liegt noch ein lebendiger Hauch auf dem Ganzen, es spricht ein innerer Charakter aus ihm, die sich beide nicht messen, nicht bloß beschreiben lassen. Auch sie wird zu dem zweiten Mittel zurückgedrängt, welches für sie die Vorstellung der Form des allgemeinen und individuellen Daseins der Naturkörper ist. Es soll, auch in der Geschichte, durch jenen zweiten Weg nichts Einzelnes gefunden, noch weniger etwas hinzugedichtet werden. Der Geist soll nur dadurch, daß er sich die Form alles Geschehenden zu eigen macht, den wirklich erforschbaren Stoff besser verstehen, mehr in ihm erkennen lernen, als es die bloße Verstandesoperation vermag. Auf die Assimilation der forschenden Kraft und des zu erforschenden Gegenstandes kommt allein Alles an. Je tiefer der Geschichtsforscher die Menschheit und ihr Wirken durch Genie und Studium begreift, oder je menschlicher er durch Natur und Umstände gestimmt ist, und je reiner er seine Menschlichkeit walten läßt, desto vollständiger löst er die Aufgabe seines Geschäfts. Dies beweisen

die Chroniken. Bei vielen entstellten Thatsachen und manchen sichtbaren Mährchen kann den guten unter ihnen Niemand einen Grund gerade der echtesten historischen Wahrheit absprechen. An sie schließen sich die älteren unter den sogenannten Memoiren an, obgleich die enge Beziehung auf das Individuum in ihnen schon oft der allgemeinen auf die Menschheit Eintrag thut, den die Geschichte, auch bei Bearbeitung eines einzelnen Punctes, fordert.

Außerdem daß die Geschichte, wie jede wissenschaftliche Beschäftigung, vielen untergeordneten Zwecken dient, ist ihre Bearbeitung nicht weniger, als Philosophie und Dichtung, eine freie, in sich vollendete Kunst. Das ungeheure Gewühl der sich drängenden Weltbegebenheiten, zum Theil hervorgehend aus der Beschaffenheit des Erdbodens, der Natur der Menschheit, dem Charakter der Nationen und Individuen, zum Theil wie aus dem Nichts entsprungen, und wie durch ein Wunder gepflanzt, abhängig von dunkel geahneten Kräften, und sichtbar durchwaltet von ewigen, tief in der Brust der Menschen gewurzelten Ideen, ist ein Unendliches, das der Geist niemals in Eine Form zu bringen vermag, das ihn aber immer reizt, es zu versuchen, und ihm Stärke gibt, es theilweise zu vollenden. Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüth empfunden, daß sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtschreibers, den er aber nur dann erreicht, wenn er seinen nächsten, die einfache Darstellung des Geschehenen, mit gewissenhafter Treue verfolgt.

Denn der Sinn für die Wirklichkeit ist es, den er zu wecken und zu beleben bestimmt ist, und sein Geschäft wird subjectiv durch die Entwickelung dieses Begriffs, sowie objectiv durch den der Darstellung umschrieben. Jede geistige Bestrebung, durch welche auf den ganzen Menschen gewirkt wird, besitzt etwas, das man ihr Element, ihre wirkende Kraft, das Geheimniß ihres Einflusses auf den Geist nennen kann, und was von den Gegenständen, die sie in ihren Kreis zieht, so sichtbar verschieden ist, daß sie oft nur dienen, dieses auf neue und veränderte Weise vor das Gemüth zu bringen. In der Mathematik ist dies Isolirung auf Zahl und Linie, in der Me-

taphysik die Abstraction von aller Erfahr
der Kunst die wundervolle Behandlung de
daß Alles aus ihr genommen scheint, u
nichts auf gleiche Weise in ihr gefunde
Das Element, worin sich die Geschichte
ist der Sinn für die Wirklichkeit, und
liegen das Gefühl der Flüchtigkeit des Da
der Zeit, und der Abhängigkeit von vorh
genen und begleitenden Ursachen, dage
Bewußtsein der innern geistigen Freiheit,
Erkennen der Vernunft, daß die Wirk
ihrer scheinbaren Zufälligkeit ungeacht
noch durch innere Nothwendigkeit gebu
Wenn man im Geist auch nur Ein Mensch
durchläuft, wird man von diesen verschiede
menten, durch welche die Geschichte an
fesselt, ergriffen, und der Geschichtschrei
um die Aufgabe seines Geschäftes zu lö
Begebenheiten so zusammenstellen, daß
Gemüth auf ähnliche Weise, als die Wir
selbst, bewegen.

Von dieser Seite ist die Geschichte de
delnden Leben verwandt. Sie dient nich
durch einzelne Beispiele des zu Befolgend
zu Verhütenden, die oft irre führen, un
belehren. Ihr wahrer und unermeßlicher
ist es, mehr durch die Form, die an de
benheiten hängt, als durch sie selbst, d
für die Behandlung der Wirklichkeit zu
und zu läutern; zu verhindern, daß er
das Gebiet bloßer Ideen überschweife,
doch durch Ideen zu regieren; auf dieser
len Mittelbahn aber dem Gemüthe gegenw
erhalten, daß es kein anderes erfolgreic
greifen in den Drang der Begebenheiten
mit hellem Blick das Wahre in der jedesm
schenden Ideenrichtung zu erkennen, und
festem Sinn daran anzuschließen.

Diese innere Wirkung muß die Geschi
mer hervorbringen, was auch ihr Gegenst
möge, ob sie ein zusammenhängendes
von Begebenheiten, oder eine einzelne
Der Geschichtschreiber, der dieses Name
dig ist, muß jede Begebenheit als The
Ganzen, oder, was dasselbe ist, an je
Form der Geschichte überhaupt darstelle

Dies führt auf die genauere Entwickel
Begriffs der von ihm geforderten Darstellu
Gewebe der Begebenheiten liegt in sch
Verwirrung, nur chronologisch und geog
gesondert, vor ihm da. Er mus das Noth
vom Zufälligen trennen, die innere Fo
decken, die wahrhaft wirkenden Kräfte
machen, um seiner Darstellung die Ge

auf der nicht etwa ein eingebildeter, oder
licher philosophischer Werth, oder ein
 scher Reiz derselben, sondern ihr erstes
entlichstes Erforderniß, ihre Wahrheit und
beruht. Denn man erkennt die Begeben-
nur halb oder entstellt, wenn man bei
oberflächlichen Erscheinung stehen bleibt;
gewöhnliche Beobachter mischt ihnen alle
liche Irrthümer und Falschheiten bei. Diese
nur durch die wahre Gestalt verscheucht,
allein dem von Natur glücklichen, und
Studium und Uebung geschärften Blick des
htsforschers enthüllt. Wie hat er es nun
gen, um hierin glücklich zu sein?
historische Darstellung ist, wie die künst-
, Nachahmung der Natur. Die Grundlage
den ist das Erkennen der wahren Gestalt,
ausfinden des Nothwendigen, die Abson-
des Zufälligen. . . . . .
Nachahmung des Künstlers geht also von
us, und die Wahrheit der Gestalt erscheint
vermittelst dieser. Dasselbe muß, da in
Fällen die Natur das Nachzuahmende ist,
i der historischen stattfinden, und es fragt
r, ob und welche Ideen es gibt, die den
htschreiber zu leiten im Stande sind.
aber fordert das weitere Vorschreiten
behutsamkeit, damit nicht schon die bloße
ung von Ideen die Reinheit der geschicht-
Treue verletze. Denn wenn auch der Künst-
Geschichtschreiber beide darstellend und
nend sind, so ist ihr Ziel doch durchaus
eden. Jener streift nur die flüchtige Er-
ng von der Wirklichkeit ab, berührt sie
n sich aller Wirklichkeit zu entschwingen;
sucht bloß sie, und muß sich in sie ver-
Allein gerade darum, und weil er sich
egnügen kann bei dem losen äußeren Zu-
nhange des Einzelnen, sondern zu dem
unct gelangen muß, aus dem die wahre
ung verstanden werden kann, so muß er
hrheit der Begebenheit auf einem ähnlichen
uchen, als der Künstler die Wahrheit der
Die Ereignisse der Geschichte liegen noch
niger, als die Erscheinungen der Sinnen-
o offen da, daß man sie rein abzulesen
hte; ihr Verständniß ist nur das vereinte
niß ihrer Beschaffenheit und des Sinnes,
Betrachter hinzubringt, und wie bei der
läßt sich auch bei ihnen nicht Alles durch
erstandesoperation, eines aus dem andern
herleiten und in Begriffe zerlegen; man
s Rechte, das Feine, das Verborgene nur
eil der Geist richtig, es aufzufassen, ge-

stimmt ist. Auch der Geschichtschreiber, wie der Zeichner, bringt nur Zerrbilder hervor, wenn er bloß die einzelnen Umstände der Begebenheiten, sie so, wie sie sich scheinbar darstellen, an einander reihend, aufzeichnet; wenn er sich nicht strenge Rechenschaft von ihrem inneren Zusammenhange gibt, sich die Anschauung der wirkenden Kräfte verschafft, die Richtung, die sie gerade in einem bestimmten Augenblick nehmen, erkennt, der Verbindung beider mit dem gleichzeitigen Zustand und den vorhergegangenen Veränderungen nachforscht. Um dies aber zu können, muß er mit der Beschaffenheit, dem Wirken, der gegenseitigen Abhängigkeit dieser Kräfte überhaupt vertraut sein, wie die vollständige Durchsuchung des Besondern immer die Kenntniß des Allgemeinen voraussetzt, unter dem es begriffen ist. In diesem Sinn muß das Auffassen des Geschehenen von Ideen geleitet sein.

Es versteht sich indeß freilich von selbst, daß diese Ideen aus der Fülle der Begebenheiten selbst hervorgehen, oder, genauer zu reden, durch die mit echt historischem Sinn unternommene Betrachtung derselben im Geist entspringen, nicht der Geschichte, wie eine fremde Zugabe, geliehen werden müssen, ein Fehler, in welchen die sogenannte philosophische Geschichte leicht verfällt. Ueberhaupt droht der historischen Treue viel mehr Gefahr von der philosophischen, als der dichterischen Behandlung, da diese wenigstens dem Stoff Freiheit zu lassen gewohnt ist. Die Philosophie schreibt den Begebenheiten ein Ziel vor; dies Suchen nach Endursachen, man mag sie auch aus dem Wesen des Menschen und der Natur selbst ableiten wollen, stört und verfälscht alle freie Ansicht des eigenthümlichen Wirkens der Kräfte. Die teleologische Geschichte erreicht auch darum niemals die lebendige Wahrheit der Weltschicksale, weil das Individuum seinen Gipfelpunct immer innerhalb der Spanne seines flüchtigen Daseins finden muß, und sie daher den letzten Zweck der Ereignisse nicht eigentlich in das Lebendige setzen kann, sondern es in gewissermaßen todten Einrichtungen, und dem Begriff eines idealen Ganzen sucht; sei es in allgemein werdendem Anbau und Bevölkerung des Erdbodens, in zunehmender Cultur der Völker, in innigerer Verbindung aller, in endlicher Erreichung eines Zustandes der Vollkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft, oder in irgend einer Idee dieser Art. Von allem diesem hängt zwar unmittelbar die Thätigkeit und Glückseligkeit der Einzelnen ab, allein was jede Generation davon, als durch alle vorigen errungen, empfängt, ist nicht Beweis, und nicht ein-

die Chroniken. Bei vielen entstellten Thatsachen und manchen sichtbaren Mährchen kann den guten unter ihnen Niemand einen Grund gerade der echtesten historischen Wahrheit absprechen. An sie schließen sich die älteren unter den sogenannten Memoiren an, obgleich die enge Beziehung auf das Individuum in ihnen schon oft der allgemeinen auf die Menschheit Eintrag thut, den die Geschichte, auch bei Bearbeitung eines einzelnen Punctes, fordert.

Außerdem daß die Geschichte, wie jede wissenschaftliche Beschäftigung, vielen untergeordneten Zwecken dient, ist ihre Bearbeitung nicht weniger, als Philosophie und Dichtung, eine freie, in sich vollendete Kunst. Das ungeheure Gewühl der sich drängenden Weltbegebenheiten, zum Theil hervorgehend aus der Beschaffenheit des Erdbodens, der Natur der Menschheit, dem Charakter der Nationen und Individuen, zum Theil wie aus dem Nichts entsprungen, und wie durch ein Wunder gepflanzt, abhängig von dunkel geahneten Kräften, und sichtbar durchwaltet von ewigen, tief in der Brust der Menschen gewurzelten Ideen, ist ein Unendliches, das der Geist niemals in Eine Form zu bringen vermag, das ihn aber immer reizt, es zu versuchen, und ihm Stärke gibt, es theilweise zu vollenden. Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüth empfunden, daß sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtschreibers, den er aber nur dann erreicht, wenn er seinen nächsten, die einfache Darstellung des Geschehenen, mit gewissenhafter Treue verfolgt.

Denn der Sinn für die Wirklichkeit ist es, den er zu wecken und zu beleben bestimmt ist, und sein Geschäft wird subjectiv durch die Entwickelung dieses Begriffs, sowie objectiv durch den der Darstellung umschrieben. Jede geistige Bestrebung, durch welche auf den ganzen Menschen gewirkt wird, besitzt etwas, das man ihr Element, ihre wirkende Kraft, das Geheimniß ihres Einflusses auf den Geist nennen kann, und was von den Gegenständen, die sie in ihren Kreis zieht, so sichtbar verschieden ist, daß sie oft nur dienen, dieses auf neue und veränderte Weise vor das Gemüth zu bringen. In der Mathematik ist dies Isolirung auf Zahl und Linie, in der Metaphysik die Abstraction von aller Erfa
der Kunst die wundervolle Behandlung
daß Alles aus ihr genommen scheint,
nichts auf gleiche Weise in ihr gefun
Das Element, worin sich die Geschicht
ist der Sinn für die Wirklichkeit, un
liegen das Gefühl der Flüchtigkeit des
der Zeit, und der Abhängigkeit von vo
genen und begleitenden Ursachen, da
Bewußtsein der innern geistigen Freiheit
Erkennen der Vernunft, daß die Wi
ihrer scheinbaren Zufälligkeit ungeacl
noch durch innere Nothwendigkeit geb
Wenn man im Geist auch nur Ein Mens
durchläuft, wird man von diesen verschie
menten, durch welche die Geschichte a
fesselt, ergriffen, und der Geschichtschr
um die Aufgabe seines Geschäftes zu
Begebenheiten so zusammenstellen, d
Gemüth auf ähnliche Weise, als die W
selbst, bewegen.

Von dieser Seite ist die Geschichte
delnden Leben verwandt. Sie dient nic
durch einzelne Beispiele des zu Befolge
zu Verhütenden, die oft irre führen,
belehren. Ihr wahrer und unermeßlich
ist es, mehr durch die Form, die an
benheiten hängt, als durch sie selbst,
für die Behandlung der Wirklichkeit z
und zu läutern; zu verhindern, daß e
das Gebiet bloßer Ideen überschweife
doch durch Ideen zu regieren; auf dies
len Mittelbahn aber dem Gemüthe gege
erhalten, daß es kein anderes erfolgre
greifen in den Drang der Begebenheite
mit hellem Blick das Wahre in der jede
schenden Ideenrichtung zu erkennen, un
festem Sinn daran anzuschließen.

Diese innere Wirkung muß die Gesc
mer hervorbringen, was auch ihr Gegen
möge, ob sie ein zusammenhängende
von Begebenheiten, oder eine einzeln
Der Geschichtschreiber, der dieses Na
dig ist, muß jede Begebenheit als
Ganzen, oder, was dasselbe ist, an
Form der Geschichte überhaupt darstel

Dies führt auf die genauere Entwic
Begriffs der von ihm geforderten Darste
Gewebe der Begebenheiten liegt in s
Verwirrung, nur chronologisch und ge
gesondert, vor ihm da. Er mus das N
vom Zufälligen trennen, die innere
decken, die wahrhaft wirkenden Kräft
machen, um seiner Darstellung die

uf der nicht etwa ein eingebildeter, oder
cher philosophischer Werth, oder ein
:her Reiz derselben, sondern ihr erstes
ntlichstes Erforderniß, ihre Wahrheit und
ruht. Denn man erkennt die Begeben-
ar halb oder entstellt, wenn man bei
erflächlichen Erscheinung stehen bleibt;
wöhnliche Beobachter mischt ihnen alle
icke Irrthümer und Falschheiten bei. Diese
ur durch die wahre Gestalt verscheucht,
allein dem von Natur glücklichen, und
ndium und Uebung geschärften Blick des
tsforschers enthüllt. Wie hat er es nun
en, um hierin glücklich zu sein?
istorische Darstellung ist, wie die künst-
Nachahmung der Natur. Die Grundlage
en ist das Erkennen der wahren Gestalt,
usfinden des Nothwendigen, die Abson-
les Zufälligen. . . . . .
Nachahmung des Künstlers geht also von
s, und die Wahrheit der Gestalt erscheint
vermittelst dieser. Dasselbe muß, da in
ällen die Natur das Nachzuahmende ist,
der historischen stattfinden, und es fragt
, ob und welche Ideen es gibt, die den
tschreiber zu leiten im Stande sind.
aber fordert das weitere Vorschreiten
hutsamkeit, damit nicht schon die bloße
ng von Ideen die Reinheit der geschicht-
eue verletze. Denn wenn auch der Künst-
Geschichtschreiber beide darstellend und
end sind, so ist ihr Ziel doch durchaus
len. Jener streift nur die flüchtige Er-
g von der Wirklichkeit ab, berührt sie
sich aller Wirklichkeit zu entschwingen;
icht bloß sie, und muß sich in sie ver-
Allein gerade darum, und weil er sich
gnügen kann bei dem losen äußeren Zu-
ange des Einzelnen, sondern zu dem
ct gelangen muß, aus dem die wahre
ng verstanden werden kann, so muß er
heit der Begebenheit auf einem ähnlichen
chen, als der Künstler die Wahrheit der
Die Ereignisse der Geschichte liegen noch
iger, als die Erscheinungen der Sinnen-
offen da, daß man sie rein abzulesen
te; ihr Verständniß ist nur das vereinte
iß ihrer Beschaffenheit und des Sinnes,
Betrachter hinzubringt, und wie bei der
äßt sich auch bei ihnen nicht Alles durch
rstandesoperation, eines aus dem andern
herleiten und in Begriffe zerlegen; man
Rechte, das Feine, das Verborgene nur
il der Geist richtig, es aufzufassen, ge-
stimmt ist. Auch der Geschichtschreiber, wie der Zeichner, bringt nur Zerrbilder hervor, wenn er bloß die einzelnen Umstände der Begebenheiten, sie so, wie sie sich scheinbar darstellen, an einander reihend, aufzeichnet; wenn er sich nicht strenge Rechenschaft von ihrem inneren Zusammenhange gibt, sich die Anschauung der wirkenden Kräfte verschafft, die Richtung, die sie gerade in einem bestimmten Augenblick nehmen, erkennt, der Verbindung beider mit dem gleichzeitigen Zustand und den vorhergegangenen Veränderungen nachforscht. Um dies aber zu können, muß er mit der Beschaffenheit, dem Wirken, der gegenseitigen Abhängigkeit dieser Kräfte überhaupt vertraut sein, wie die vollständige Durchsuchung des Besondern immer die Kenntniß des Allgemeinen voraussetzt, unter dem es begriffen ist. In diesem Sinn muß das Auffassen des Geschehenen von Ideen geleitet sein.

Es versteht sich indeß freilich von selbst, daß diese Ideen aus der Fülle der Begebenheiten selbst hervorgehen, oder, genauer zu reden, durch die mit echt historischem Sinn unternommene Betrachtung derselben im Geist entspringen, nicht der Geschichte, wie eine fremde Zugabe, geliehen werden müssen, ein Fehler, in welchen die sogenannte philosophische Geschichte leicht verfällt. Ueberhaupt droht der historischen Treue viel mehr Gefahr von der philosophischen, als der dichterischen Behandlung, da diese wenigstens dem Stoff Freiheit zu lassen gewohnt ist. Die Philosophie schreibt den Begebenheiten ein Ziel vor; dies Suchen nach Endursachen, man mag sie auch aus dem Wesen des Menschen und der Natur selbst ableiten wollen, stört und verfälscht alle freie Ansicht des eigenthümlichen Wirkens der Kräfte. Die teleologische Geschichte erreicht auch darum niemals die lebendige Wahrheit der Weltschicksale, weil das Individuum seinen Gipfelpunct immer innerhalb der Spanne seines flüchtigen Daseins finden muß, und sie daher den letzten Zweck der Ereignisse nicht eigentlich in das Lebendige setzen kann, sondern es in gewissermaßen todten Einrichtungen, und dem Begriff eines idealen Ganzen sucht; sei es in allgemein werdendem Anbau und Bevölkerung des Erdbodens, in zunehmender Cultur der Völker, in innigerer Verbindung aller, in endlicher Erreichung eines Zustandes der Vollkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft, oder in irgend einer Idee dieser Art. Von allem diesem hängt zwar unmittelbar die Thätigkeit und Glückseligkeit der Einzelnen ab, allein was jede Generation davon, als durch alle vorigen errungen, empfängt, ist nicht Beweis, und nicht ein-

die Chroniken. Bei vielen entstellten Thatsachen und manchen sichtbaren Mährchen kann den guten unter ihnen Niemand einen Grund gerade der echtesten historischen Wahrheit absprechen. An sie schließen sich die älteren unter den sogenannten Memoiren an, obgleich die enge Beziehung auf das Individuum in ihnen schon oft der allgemeinen auf die Menschheit Eintrag thut, den die Geschichte, auch bei Bearbeitung eines einzelnen Punctes, fordert.

Außerdem daß die Geschichte, wie jede wissenschaftliche Beschäftigung, vielen untergeordneten Zwecken dient, ist ihre Bearbeitung nicht weniger, als Philosophie und Dichtung, eine freie, in sich vollendete Kunst. Das ungeheure Gewühl der sich drängenden Weltbegebenheiten, zum Theil hervorgehend aus der Beschaffenheit des Erdbodens, der Natur der Menschheit, dem Charakter der Nationen und Individuen, zum Theil wie aus dem Nichts entsprungen, und wie durch ein Wunder gepflanzt, abhängig von dunkel geahneten Kräften, und sichtbar durchwaltet von ewigen, tief in der Brust der Menschen gewurzelten Ideen, ist ein Unendliches, das der Geist niemals in Eine Form zu bringen vermag, das ihn aber immer reizt, es zu versuchen, und ihm Stärke gibt, es theilweise zu vollenden. Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüth empfunden, daß sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtschreibers, den er aber nur dann erreicht, wenn er seinen nächsten, die einfache Darstellung des Geschehenen, mit gewissenhafter Treue verfolgt.

Denn der Sinn für die Wirklichkeit ist es, den er zu wecken und zu beleben bestimmt ist, und sein Geschäft wird subjectiv durch die Entwickelung dieses Begriffs, sowie objectiv durch den der Darstellung umschrieben. Jede geistige Bestrebung, durch welche auf den ganzen Menschen gewirkt wird, besitzt etwas, das man ihr Element, ihre wirkende Kraft, das Geheimniß ihres Einflusses auf den Geist nennen kann, und was von den Gegenständen, die sie in ihren Kreis zieht, so sichtbar verschieden ist, daß sie oft nur dienen, dieses auf neue und veränderte Weise vor das Gemüth zu bringen. In der Mathematik ist dies Isolirung auf Zahl und Linie, in der Me-

taphysik die Abstraction von aller Erfahr
der Kunst die wundervolle Behandlung de
daß Alles aus ihr genommen scheint, u
nichts auf gleiche Weise in ihr gefunde
Das Element, worin sich die Geschichte
ist der Sinn für die Wirklichkeit, und
liegen das Gefühl der Flüchtigkeit des Da
der Zeit, und der Abhängigkeit von vorh
genen und begleitenden Ursachen, dage
Bewußtsein der innern geistigen Freiheit,
Erkennen der Vernunft, daß die Wirk
ihrer scheinbaren Zufälligkeit ungeach
noch durch innere Nothwendigkeit gebu
Wenn man im Geist auch nur Ein Mensch
durchläuft, wird man von diesen verschiede
menten, durch welche die Geschichte an
fesselt, ergriffen, und der Geschichtschrei
um die Aufgabe seines Geschäftes zu lö
Begebenheiten so zusammenstellen, daß
Gemüth auf ähnliche Weise, als die Wir
selbst, bewegen.

Von dieser Seite ist die Geschichte d
delnden Leben verwandt. Sie dient nich
durch einzelne Beispiele des zu Befolgend
zu Verhütenden, die oft irre führen, u
belehren. Ihr wahrer und unermeßliche
ist es, mehr durch die Form, die an d
benheiten hängt, als durch sie selbst,
für die Behandlung der Wirklichkeit zu
und zu läutern; zu verhindern, daß er
das Gebiet bloßer Ideen überschweife,
doch durch Ideen zu regieren; auf dieser
len Mittelbahn aber dem Gemüthe gegenw
erhalten, daß es kein anderes erfolgreic
greifen in den Drang der Begebenheiten
mit hellem Blick das Wahre in der jedesm
schenden Ideenrichtung zu erkennen, und
festem Sinn daran anzuschließen.

Diese innere Wirkung muß die Geschi
mer hervorbringen, was auch ihr Gegenst
möge, ob sie ein zusammenhängendes
von Begebenheiten, oder eine einzelne
Der Geschichtschreiber, der dieses Name
dig ist, muß jede Begebenheit als Th
Ganzen, oder, was dasselbe ist, an j
Form der Geschichte überhaupt darstelle

Dies führt auf die genauere Entwickel
Begriffs der von ihm geforderten Darstellu
Gewebe der Begebenheiten liegt in sch
Verwirrung, nur chronologisch und geog
gesondert, vor ihm da. Er mus das Noth
vom Zufälligen trennen, die innere Fo
decken, die wahrhaft wirkenden Kräfte
machen, um seiner Darstellung die Ge

ıuf der nicht etwa ein eingebildeter, oder
icher philosophischer Werth, oder ein
cher Reiz derselben, sondern ihr erstes
entlichstes Erforderniß, ihre Wahrheit und
eruht. Denn man erkennt die Begeben-
ıur halb oder entstellt, wenn man bei
erflächlichen Erscheinung stehen bleibt;
ewöhnliche Beobachter mischt ihnen alle
icke Irrthümer und Falschheiten bei. Diese
nur durch die wahre Gestalt verscheucht,
allein dem von Natur glücklichen, und
udium und Uebung geschärften Blick des
ıtsforschers enthüllt. Wie hat er es nun
;en, um hierin glücklich zu sein?
ıistorische Darstellung ist, wie die künst-
, Nachahmung der Natur. Die Grundlage
len ist das Erkennen der wahren Gestalt,
ausfinden des Nothwendigen, die Abson-
des Zufälligen. . . . . .
Nachahmung des Künstlers geht also von
s, und die Wahrheit der Gestalt erscheint
vermittelst dieser. Dasselbe muß, da in
Fällen die Natur das Nachzuahmende ist,
i der historischen stattfinden, und es fragt
, ob und welche Ideen es gibt, die den
ıtschreiber zu leiten im Stande sind.
aber fordert das weitere Vorschreiten
ehutsamkeit, damit nicht schon die bloße
ıng von Ideen die Reinheit der geschicht-
reue verletze. Denn wenn auch der Künst-
Geschichtschreiber beide darstellend und
ıend sind, so ist ihr Ziel doch durchaus
den. Jener streift nur die flüchtige Er-
g von der Wirklichkeit ab, berührt sie
ı sich aller Wirklichkeit zu entschwingen;
ucht bloß sie, und muß sich in sie ver-
Allein gerade darum, und weil er sich
gnügen kann bei dem losen äußeren Zu-
hange des Einzelnen, sondern zu dem
nct gelangen muß, aus dem die wahre
ıng verstanden werden kann, so muß er
rheit der Begebenheit auf einem ähnlichen
ıchen, als der Künstler die Wahrheit der
Die Ereignisse der Geschichte liegen noch
niger, als die Erscheinungen der Sinnen-
o offen da, daß man sie rein abzulesen
ıte; ihr Verständniß ist nur das vereinte
ıiß ihrer Beschaffenheit und des Sinnes,
Betrachter hinzubringt, und wie bei der
läßt sich auch bei ihnen nicht Alles durch
erstandesoperation, eines aus dem andern
herleiten und in Begriffe zerlegen; man
Rechte, das Feine, das Verborgene nur
il der Geist richtig, es aufzufassen, ge-
stimmt ist. Auch der Geschichtschreiber, wie der Zeichner, bringt nur Zerrbilder hervor, wenn er bloß die einzelnen Umstände der Begebenheiten, sie so, wie sie sich scheinbar darstellen, an einander reihend, aufzeichnet; wenn er sich nicht strenge Rechenschaft von ihrem inneren Zusammenhange gibt, sich die Anschauung der wirkenden Kräfte verschafft, die Richtung, die sie gerade in einem bestimmten Augenblick nehmen, erkennt, der Verbindung beider mit dem gleichzeitigen Zustand und den vorhergegangenen Veränderungen nachforscht. Um dies aber zu können, muß er mit der Beschaffenheit, dem Wirken, der gegenseitigen Abhängigkeit dieser Kräfte überhaupt vertraut sein, wie die vollständige Durchsuchung des Besondern immer die Kenntniß des Allgemeinen voraussetzt, unter dem es begriffen ist. In diesem Sinn muß das Auffassen des Geschehenen von Ideen geleitet sein.

Es versteht sich indeß freilich von selbst, daß diese Ideen aus der Fülle der Begebenheiten selbst hervorgehen, oder, genauer zu reden, durch die mit echt historischem Sinn unternommene Betrachtung derselben im Geist entspringen, nicht der Geschichte, wie eine fremde Zugabe, geliehen werden müssen, ein Fehler, in welchen die sogenannte philosophische Geschichte leicht verfällt. Ueberhaupt droht der historischen Treue viel mehr Gefahr von der philosophischen, als der dichterischen Behandlung, da diese wenigstens dem Stoff Freiheit zu lassen gewohnt ist. Die Philosophie schreibt den Begebenheiten ein Ziel vor; dies Suchen nach Endursachen, man mag sie auch aus dem Wesen des Menschen und der Natur selbst ableiten wollen, stört und verfälscht alle freie Ansicht des eigenthümlichen Wirkens der Kräfte. Die teleologische Geschichte erreicht auch darum niemals die lebendige Wahrheit der Weltschicksale, weil das Individuum seinen Gipfelpunct immer innerhalb der Spanne seines flüchtigen Daseins finden muß, und sie daher den letzten Zweck der Ereignisse nicht eigentlich in das Lebendige setzen kann, sondern es in gewissermaßen todten Einrichtungen, und dem Begriff eines idealen Ganzen sucht; sei es in allgemein werdendem Anbau und Bevölkerung des Erdbodens, in zunehmender Cultur der Völker, in innigerer Verbindung aller, in endlicher Erreichung eines Zustandes der Vollkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft, oder in irgend einer Idee dieser Art. Von allem diesem hängt zwar unmittelbar die Thätigkeit und Glückseligkeit der Einzelnen ab, allein was jede Generation davon, als durch alle vorigen errungen, empfängt, ist nicht Beweis, und nicht ein-

und immer gleich lebendiger Lebensgestalt ihrer Kraft. Denn auch was Product des Genies und der Sinnesart ist, Wissenschaft, Kunst, sittliche Einrichtung, verliert das Geistige, und wird zur Materie, wenn nicht der Geist es immer von Neuem belebt. Alle diese Dinge tragen die Natur des Gedankens an sich, der nur erhalten werden kann, indem er gedacht wird.

Zu den wirkenden und schaffenden Kräften also hat sich der Geschichtschreiber zu wenden. Hier bleibt er auf seinem eigenthümlichen Gebiet. Was er thun kann, um zu der Betrachtung der labyrinthisch verschlungenen Begebenheiten der Weltgeschichte, in seinem Gemüthe eingeprägt, die Form mitzubringen, unter der allein ihr wahrer Zusammenhang erscheint, ist, diese Form von ihnen selbst abzuziehen. Der Widerspruch, der hierin zu liegen scheint, verschwindet bei näherer Betrachtung. Jedes Begreifen einer Sache setzt, als Bedingung seiner Möglichkeit, in dem Begreifenden schon ein Analogon des nachher wirklich Begriffenen voraus, eine vorhergängige, ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen dem Subject und Object. Das Begreifen ist keinesweges ein bloßes Entwickeln aus dem ersteren, aber auch kein bloßes Entnehmen vom letzteren, sondern beides zugleich. Denn es besteht allemal in der Anwendung eines früher vorhandenen Allgemeinen auf ein neues Besonderes. Wo zwei Wesen durch gänzliche Kluft getrennt sind, führt keine Brücke der Verständigung von Einem zum Andern, und um sich zu verstehen, muß man sich in einem anderen Sinn schon verstanden haben. Bei der Geschichte ist diese vorgängige Grundlage des Begreifens sehr klar, da Alles, was in der Weltgeschichte wirksam ist, sich auch in dem Innern des Menschen bewegt. Je tiefer daher das Gemüth einer Nation alles Menschliche empfindet, je zarter, vielseitiger und reiner sie dadurch ergriffen wird, desto mehr hat sie Anlage, Geschichtschreiber im wahren Sinne des Wortes zu besitzen. Zu dem so Vorbereiteten muß die prüfende Uebung hinzukommen, welche das Vorempfundene an dem Gegenstand berichtigend versucht, bis durch diese wiederholte Wechselwirkung die Klarheit zugleich mit der Gewißheit hervorgeht.

Auf diese Weise entwirft sich der Geschichtschreiber durch das Studium der schaffenden Kräfte der Weltgeschichte ein allgemeines Bild der Form des Zusammenhanges aller Begebenheiten, und in diesem Kreis liegen die Ideen, von denen im vorigen die Rede war. Sie sind nicht in die Geschichte hineingetragen, sondern machen ihr We-

sen selbst aus. Denn jede todte und lel
Kraft wirkt nach den Gesetzen ihrer Natu
Alles, was geschieht, steht, dem Raum u
Zeit nach, in einem unzertrennlichen Zusa
hange.

In diesem erscheint die Geschichte, wi
nigfaltig und lebendig sie sich auch vor u
Blicke bewegt, doch wie ein todtes, unal
lichen Gesetzen folgendes, und durch m
sche Kräfte getriebenes Uhrwerk. Denn ei
gebenheit erzeugt die andere, Maß und Besc
heit jeder Wirkung wird durch ihre Ursa
geben, und selbst der frei scheinende W
Menschen findet seine Bestimmung in Ums
die längst vor seiner Geburt, ja vor dem V
der Nation, der er angehört, unabänderli
gelegt waren. Aus jedem einzelnen Mom
ganze Reihe der Vergangenheit, und sell
Zukunft berechnen zu können, scheint n
sich, sondern wegen mangelnder Kenntni
Menge von Zwischengliedern unmöglich.
es ist längst erkannt, daß das ausschließen
folgen dieses Weges gerade abführen wür
der Einsicht in die wahrhaft schaffenden Krä
in jedem Wirken, bei dem Lebendiges in
ist, gerade das Hauptelement sich aller I
nung entzieht, und daß jenes scheinbar m
sche Bestimmen doch ursprünglich frei wir
Impulsen gehorcht.

Es muß also, neben dem mechanisch
stimmen einer Begebenheit durch die
mehr auf das eigenthümliche Wesen der
gesehen werden, und hier ist die erste St
physiologisches Wirken. Alle lebenden
der Mensch wie die Pflanze, die Nation
das Individuum, das Menschengeschlecht
einzelnen Völker, ja selbst die Erzeugnis
Geistes, sowie sie auf einem, in einer ge
Folge fortgesetzten Wirken beruhen, wie l
tur, Kunst, Sitten, die äußere Form der l
lichen Gesellschaft, haben Beschaffenheite
wickelungen, Gesetze mit einander geme
das stufenweise Erreichen eines Gipfelp
und das allmählige Herabsinken davon, den
gang von gewissen Vollkommenheiten zu ge
Ausartungen u. s. f. Unläugbar liegt hier
Menge geschichtlicher Aufschlüsse, aber s
wird auch hierdurch nicht das schaffende l
selbst, sondern nur eine Form erkannt,
sich beugen muß, wo es nicht an ihr ei
hebenden und beflügelnden Träger findet.

Noch weniger zu berechnen in seinem
und nicht sowohl erkennbaren Gesetzen
worfen, als nur in gewisse Analogien zu

ɔsychologischen Kräfte der mannigfaltig
ɜr greifenden menschlichen Fähigkeiten,
ngen, Neigungen und Leidenschaften.
ɪächsten Triebfedern der Handlungen,
nmittelbarsten Ursachen der daraus ent-
en Ereignisse, beschäftigen sie den Ge-
reiber vorzugsweise, und werden am
zur Erklärung der Begebenheiten ge-
Aber diese Ansicht gerade erfordert die
hutsamkeit. Sie ist am wenigsten welt-
würdigt die Tragödie der Weltgeschichte
na des Alltagslebens herab, verführt zu
e einzelne Begebenheit aus dem Zusam-
des Ganzen herauszureißen, und an die
Weltschicksals ein kleinliches Getreibe
ıer Beweggründe zu setzen. Alles wird
von ihr ausgehenden Wege in das Indi-
ɜlegt, und das Individuum doch nicht in
inheit und Tiefe, seinem eigentlichen
rkannt. Denn dies läßt sich nicht so
analysiren, nach Erfahrungen beurthei-
von Vielen genommen, auf Viele passen
Seine eigenthümliche Kraft geht alle
he Empfindungen und Leidenschaften
ückt aber allen ihren Stempel und ihren
auf.
önnte den Versuch machen, nach diesen
angedeuteten Ansichten die Geschicht-
zu classificiren, aber die Charakteristik
ıaft genialischen unter ihnen würde durch
nicht durch alle zusammengenommen
Denn diese Ansichten selbst erschöpfen
t die Ursachen des Zusammenhanges der
eiten, und die Grundidee, von welcher aus
Verstehen dieser in ihrer vollen Wahr-
ich ist, liegt nicht in ihrem Kreise. Sie
nur die, in regelmäßig sich wieder er-
Ordnung überschaubaren Erscheinungen
ı, lebendigen und geistigen Natur, aber
eien und selbständigen Impuls einer ur-
ıen Kraft; jene Erscheinungen geben da-
nur Rechenschaft von regelmäßig, nach
n Gesetz, oder sicherer Erfahrung wie-
ıden Entwickelungen; was aber wie ein
entsteht, sich wohl mit mechanischen,
ischen und psychologischen Erklärungen
aber aus keiner solchen wirklich ablei-
das bleibt innerhalb jenes Kreises auch
ı unerklärt, sondern unerkannt.
nan es immer anfangen möge, so kann
et der Erscheinungen nur von einem
ıßer demselben begriffen werden, und
ıene Heraustreten ist ebenso gefahrlos,
rthum gewiß bei blindem Verschließen
in demselben. Die Weltgeschichte ist nicht ohne
eine Weltregierung verständlich.

Mit dem Festhalten dieses Gesichtspunctes ist
gleich der bedeutende Vortheil gewonnen, das
Begreifen der Begebenheiten nicht für abgeschlos-
sen zu erachten, durch jene, aus dem Kreise der
Natur genommenen Erklärungen. Uebrigens wird
aber freilich dem Geschichtschreiber dadurch der
letzte, schwierigste und wichtigste Theil seines
Weges wenig erleichtert. Denn es ist ihm kein
Organ verliehen, die Plane der Weltregierung un-
mittelbar zu erforschen, und jeder Versuch dazu
dürfte ihn, wie das Aufsuchen von Endursachen,
nur auf Abwege führen. Allein die außerhalb der
Naturentwickelung liegende Leitung der Begeben-
heiten offenbart sich dennoch an ihnen selbst,
durch Mittel, die, wenn gleich nicht selbst Gegen-
stände der Erscheinung, doch an solchen hängen,
und an ihnen, wie unkörperliche Wesen, erkannt
werden, die man aber nie wahrnimmt, wenn man
nicht, hinaustretend aus dem Gebiet der Erschei-
nungen, im Geiste in dasjenige übergeht, aus
dem sie ihre Abkunft haben. An ihre Erforschung
ist also die letzte Bedingung der Lösung der Auf-
gabe des Geschichtschreibers geknüpft.

Die Zahl der schaffenden Kräfte in der Ge-
schichte wird durch die unmittelbar in den Be-
gebenheiten auftretenden nicht erschöpft. Wenn
der Geschichtschreiber auch alle einzeln, und in
ihrer Verbindung durchforscht hat, die Gestalt
und die Umwandlungen des Erdbodens, die Ver-
änderungen des Klimas, die Geistesfähigkeit und
Sinnesart der Nationen, die noch eigenthümlichere
Einzelner, die Einflüsse der Kunst und Wissen-
schaft, die tief eingreifenden und weit verbreite-
ten der bürgerlichen Einrichtungen, so bleibt ein
noch mächtiger wirkendes, nicht in unmittelbarer
Sichtbarkeit auftretendes, aber jenen Kräften selbst
den Anstoß und die Richtung verleihendes Princip
übrig, nämlich Ideen, die, ihrer Natur nach, außer
dem Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Welt-
geschichte in allen ihren Theilen durchwalten und
beherrschen.

Daß solche Ideen sich offenbaren, daß gewisse
Erscheinungen, nicht erklärbar durch bloßes, Na-
turgesetzen gemäßes Wirken, nur ihrem Hauch
ihr Dasein verdanken, leidet keinen Zweifel, und
ebenso wenig, daß es mithin einen Punct gibt,
auf dem der Geschichtschreiber, um die wahre
Gestalt der Begebenheiten zu erkennen, auf ein
Gebiet außer ihnen verwiesen wird.

Die Idee äußert sich aber auf zwiefachem Wege,
einmal als Richtung, die anfangs unscheinbar, aber
allmählig sichtbar, und zuletzt unwiderstehlich,

Viele, an verschiedenen Orten, und unter verschiedenen Umständen ergreift; dann als Krafterzeugung, welche in ihrem Umfang und ihrer Erhabenheit nicht aus den begleitenden Umständen herzuleiten ist.

Von dem Ersteren finden sich die Beispiele ohne Mühe, sie sind auch kaum in irgend einer Zeit verkannt worden. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß noch viele Begebenheiten, die man jetzt auf mehr materielle und mechanische Weise erklärt, auf diese Art angesehen werden müssen.

Beispiele von Krafterzeugungen, von Erscheinungen, zu deren Erklärung die umgebenden Umstände nicht zureichen, sind das oben erwähnte Hervorbrechen der Kunst in ihrer reinen Form in Aegypten, und vielleicht noch mehr die plötzliche Entwickelung freier, und sich doch wieder gegenseitig in Schranken haltender Individualität in Griechenland, mit welcher Sprache, Poesie und Kunst auf einmal in einer Vollendung da stehen, zu der man vergebens dem allmähligen Wege nachspürt. Denn das Bewundernswürdige der griechischen Bildung, und was am meisten den Schlüssel zu ihr erhält, hat mir immer geschienen, daß, da den Griechen alles Große, was sie verarbeiteten, von in Kasten getheilten Nationen überkam, sie von diesem Zwange frei blieben, aber immer ein Analogon beibehielten, nur den strengen Begriff in den loseren der Schule und freien Genossenschaft milderten, und durch vielfachere Theilung des urnationellen Geistes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerschaften und einzelne Städte, und durch wieder eben so aufsteigende Verbindung, die Verschiedenheit der Individualität zu dem regsten Zusammenwirken brachten. Griechenland stellt dadurch eine, weder vorher, noch nachher jemals da gewesene Idee nationeller Individualität auf, und wie in der Individualität das Geheimniß alles Daseins liegt, so beruht auf dem Grade der Freiheit und der Eigenthümlichkeit ihrer Wechselwirkung alles weltgeschichtliche Fortschreiten der Menschheit.

Zwar kann auch die Idee nur in der Naturverbindung auftreten, und so läßt sich auch bei jenen Erscheinungen eine Anzahl befördernder Ursachen, ein Uebergang vom Unvollkommneren zum Vollkommneren nachweisen, und in den ungeheuren Lücken unserer Kunde mit Recht voraussetzen. Aber das Wundervolle liegt darum nicht minder im Ergreifen der ersten Richtung, dem Sprühen des ersten Funkens. Ohne diesen können keine befördernden Umstände wirken, keine Uebung,

kein allmähliges Vorschreiten, auch Jahrh
hindurch, zum Ziel führen. Die Idee ka
nur einer geistig individuellen Kraft anve
aber daß der Keim, welchen sie in diesel
sich auf seine Weise entwickelt, daß diese
dieselbe bleibt, wo er in andere Individue
geht, daß die aus ihm aufsprießende Pflanz
sich selbst ihre Blüthe und ihre Reife
und nachher welkt und verschwindet, wie
die Umstände und Individuen sich gestalt
gen, dies zeigt, daß es die selbständige
der Idee ist, welche diesen Lauf in der I
nung vollendet. Auf diese Art kommen
verschiedenen Gattungen des Daseins u
geistigen Erzeugung Gestalten zur Wirk
in denen sich irgend eine Seite der Unend
spiegelt, und deren Eingreifen ins Lebe
Erscheinungen hervorbringt.

In der Körperwelt, da es bei dem Erf
der geistigen immer ein sichernder Weg
die Analogie in jener zu verfolgen, darf m
Entstehen so bedeutend neuer Gestalten er
Die Verschiedenheiten der Organisation hal
mal ihre festen Formen gefunden, und
sie sich innerhalb dieser niemals in der
schen Individualität erschöpfen, so werde
feinen Nüancen nicht unmittelbar, kaum i
Wirken auf die geistige Bildung sichtba
Schöpfung der Körperwelt geht im Rau
einmal, die der geistigen allmählig in
vor, oder die erstere findet wenigstens ch
Ruhepunct, auf dem die Schöpfung sich
einförmigen Forterzeugung verliert. Vie
aber, als die Gestalt und der körperlich
stehet dem Geistigen das organische Lebe
die Gesetze beider finden eher Anwendu
einander. In dem Zustande der gesunde
ist dies minder sichtbar, wiewohl sehr wah
lich auch in ihm Veränderungen der Verh
und Richtungen vorkommen, welche verb
Ursachen folgen, und epochenweise das
sche Leben anders und anders stimmen.
im abnormen Zustande des Lebens, in den
heitsformen gibt es unläugbar ein Analog
Richtungen, die, ohne erklärliche Ursachen
lich oder allmählig entstehen, eignen Gese
folgen scheinen, und auf einen verborgen
sammenhang der Dinge hinweisen. Dies
gen vielfache Beobachtungen, wenn es au
leicht erst spät dahin kommen wird, davo
historischen Gebrauch zu machen.

Jede menschliche Individualität ist eine
Erscheinung wurzelnde Idee, und aus
leuchtet diese so strahlend hervor, daß

s Individuums nur angenommen zu haben
um in ihr sich selbst zu offenbaren. Wenn
menschliche Wirken entwickelt, so bleibt
zug aller, dasselbe bestimmenden Ursa-
was Ursprüngliches in ihm zurück, das,
ren jenen Einflüssen erstickt zu werden,
sie umgestaltet, und in demselben Ele-
gt ein unaufhörlich thätiges Bestreben,
neren, eigenthümlichen Natur äußeres Da-
rerschaffen. Nicht anders ist es mit der
ılität der Nationen, und in vielen Theilen
hichte ist es sichtbarer an ihnen, als an
:elnen, da sich der Mensch in gewissen
, und unter gewissen Umständen gleich-
rdenweise entwickelt. Mitten in den durch
3, Leidenschaft und scheinbaren Zufall
ı Begebenheiten der Völker wirkt daher,
:htiger als jene Elemente, das geistige
der Individualität fort, es sucht der ihm
ıden Idee Raum zu verschaffen, und es
hm, wie die zarteste Pflanze durch das
ıe Anschwellen ihrer Gefäße Gemäuer
das sonst den Einwirkungen von Jahr-
n trotzte. Neben der Richtung, welche
und Einzelne dem Menschengeschlecht
ıre Thaten ertheilen, lassen sie Formen
Individualität zurück, dauernder und
ır als Begebenheiten und Ereignisse.
ibt aber auch idealische Formen, die,
menschliche Individualität selbst zu sein,
elbar sich auf sie beziehen. Zu diesen
die Sprachen. Denn obgleich der Geist
on sich in jeder spiegelt, so hat auch
frühere, mehr unabhängige Grundlage,
eigenes Wesen und ihr innerer Zusam-
sind so mächtig und bestimmend, daß
bständigkeit mehr Wirkung ausübt, als
und daß jede bedeutende Sprache als
enthümliche Form der Erzeugung und
ıng von Ideen erscheint.
:ine noch reinere und vollere Weise ver-
sich die ewigen Urideen alles Denkbaren
ınd Geltung, die Schönheit in allen kör-
ı und geistigen Gestalten, die Wahrheit
unabänderlichen Wirken jeder Kraft nach
inwohnenden Gesetz, das Recht in dem
ichen Gange der sich ewig richtenden und
ən Begebenheiten.
lie menschliche Ansicht, welche die Plane
ltregierung nicht unmittelbar erspähen,
sie nur an den Ideen erahnen kann,
ie sie sich offenbaren, ist daher alle Ge-
nur Verwirklichung einer Idee, und in
liegt zugleich die Kraft und das Ziel;

und so gelangt man, indem man sich bloß in die Betrachtung der schaffenden Kräfte vertieft, auf einem richtigeren Wege zu den Endursachen, welchen der Geist natürlich nachstrebt. Das Ziel der Geschichte kann nur die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee sein, nach allen Seiten hin, und in allen Gestalten, in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden vermag, und der Lauf der Begebenheiten kann nur da abbrechen, wo beide einander nicht mehr zu durchdringen im Stande sind.

So wären wir also dahin gekommen, die Ideen aufzufinden, welche den Geschichtschreiber leiten müssen, und können nun zurückkehren zu der oben zwischen ihm und dem Künstler angestellten Vergleichung. Was diesem die Kenntniß der Natur, das Studium des organischen Baues, ist jenem die Erforschung der als handelnd und leitend im Leben auftretenden Kräfte; was diesem Verhältniß, Ebenmaß und der Begriff der reinen Form, sind jenem die sich still und groß im Zusammenhange der Weltbegebenheiten entfaltenden, aber nicht ihnen angehörenden Ideen. Das Geschäft des Geschichtschreibers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung ist Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Denn nicht immer gelingt ihr dies beim ersten Versuch, nicht selten auch artet sie aus, indem sie den entgegenwirkenden Stoff nicht rein zu bemeistern vermag.

Zwei Dinge sind es, welche der Gang dieser Untersuchung festzuhalten getrachtet hat: daß in Allem, was geschieht, eine nicht unmittelbar wahrnehmbare Idee waltet, daß aber diese Idee nur an den Begebenheiten selbst erkannt werden kann. Der Geschichtschreiber darf daher nicht, Alles allein in dem materiellen Stoff suchend, ihre Herrschaft von seiner Darstellung ausschließen; er muß aufs mindeste den Platz zu ihrer Wirkung offen lassen; er muß ferner, weiter gehend, sein Gemüth empfänglich für sie und regsam erhalten, sie zu ahnen und zu erkennen; aber er muß vor allen Dingen sich hüten, der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene Ideen anzubilden, oder auch nur über dem Suchen des Zusammenhanges des Ganzen etwas von dem lebendigen Reichthum des Einzelnen aufzuopfern. Diese Freiheit und Zartheit der Ansicht muß seiner Natur so eigen geworden sein, daß er sie zur Betrachtung jeder Begebenheit mitbringt; denn keine ist ganz abgesondert vom allgemeinen Zusammenhange, und von Jeglichem, was geschieht, liegt, wie oben gezeigt worden, ein Theil außer dem

Kreis unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geschichtschreiber jene Freiheit der Ansicht, so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Umfang und ihrer Tiefe; mangelt ihm die sc Zartheit, so verletzt er ihre einfache unc dige Wahrheit.

100. Worin die meisten Bearbeiter der Weltkunde fehlen.

(*Giambattista Vico*, Scienza nuova [1725] L. 1, c. 2: degli elementi §. 10.)

La *Filosofia* contempla la *Ragione*, onde viene la *scienza del vero*: la *Filologia* osserva l' *Autorità dell' Umano Arbitrio*, onde viene la *Coscienza del certo*.

Questa Degnità per la seconda parte diffinisce i *Filologi* essere tutti i *Gramatici*, *Istorici*, *Critici*, che son occupati d' intorno alla cognizione delle *Lingue*, e de' *Fatti de' popoli*, così in *casa*, come sono i *costumi*, e le *leggi*, come *fuori*, quali sono le *guerre*, le *paci*, l' *alleanze*, i *commerzj*.

Questa medesima Degnità dimostra, av *cato per metà* così i *Filosofi*, che non acc le loro *ragioni* con l' *Autorità de' Filolog* i *Filologi*, che non curarono d' avverare *autorità* con la *Ragion de' Filosofi*: lo avessero fatto, sarebbero stati *più utili pubbliche*, e ci avrebbero *prevenuto* nel *questa Scienza*.



101. Von einigen Fehlern der Bearbeiter der Weltkunde.

(*G. Duden*, Europa und Deutschland I. [1833] S. 297—311.)

Alle Werke, wogegen sich meine Angriffe zu wenden haben, können unter drei Rubriken gebracht werden. In der ersten begreife ich diejenigen, welche die deutsche Sprache zu den philosophischen zu zählen pflegt, in der zweiten die historischen, und in der dritten die statistischen.

Jedermann weiß, daß in sämmtlichen Ländern der neueren Cultur die Philosophen, die Historiker und die Statistiker es sind, welche behaupten, daß ihre Bemühungen vorzugsweise und unmittelbar auf die höchsten Interessen der Menschheit gerichtet seien; und insofern es um Lehren über das Wohl und Wehe, das Glück und Unglück der Staaten und Völker gilt, ist man auch, trotz dem Einflusse der Theologen, Juristen und Mediciner, seit langer Zeit gewöhnt, nur ihnen die letzte Entscheidung zuzutrauen. Das heißt, die eigentlichen Theorien suchte man schon längst nur bei jenen drei Zweigen der Gelehrtenwelt. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß alle öffentlichen Angelegenheiten entweder nach der Theorie des einen oder des anderen Zweiges verwaltet worden seien. Dann müßte man nicht entdeckt haben, was so leicht zu entdecken ist, daß der großen Macht der Theorien ungeachtet, nach einem dunkeln Tacte geschieht.

Wie wird nun der Stoff, den die Phil Historiker und Statistiker gewissermaßen ihrigen in Anspruch nehmen, von diese delt? Wie verhält sich ihre Behandlu zu den von mir entwickelten Regeln?

Sämmtliche Redner über die Interess Volkes stimmen natürlich darin überein, Kenntniß des Zustandes des Vo Basis sein müsse, und wie dunkel die Worten verbundenen Vorstellungen auch gen, in diesem Satze an sich müssen Philosophen, Historiker und Statistiker standen sein. Man bemerkt sogar dann noc Zwiespalt, wenn man ihnen den fernern Sat daß der Zustand eines einzelnen Mensche als der eines ganzen Volkes von zwei abhänge, nämlich theils von den Mensch theils von den Umgebungen. Alle, die S nicht ausgenommen, räumen dies ein. A ter reicht die Einigkeit auch nicht, und Abweichungen in den allgemeinsten Zu Augen zu haben, kann man von den sophen sammt den Historikern

den Aufschluß vorzugsweise von
ıntniß desjenigen, was zum Men-
;ehört, erwarten, wogegen die
ker vorzugsweise auf das andere
ıuf die Umgebungen (auf die äu-
inge) blicken.
ren wir somit zur Schwelle der Abwei-
gelangt sind, bitte ich die Zuhörer einst-
n den Statistikern abzusehen, und zur
ɀung mit den beiden anderen Classen
zu prüfen, wo der ihnen bisher ge-
ne Weg sich spalte. Beide suchen,
ɀt, den Aufschluß vorzugsweise in der
ng desjenigen, was zu den Menschen
Beide erklären, daß Menschenkenntniß
Bedingung sei, wenn man den Zustand
lkes beurtheilen wolle; und doch sind
e so verschieden, daß es auch dem ober-
len Beobachter nicht entgehen konnte.
rin besteht die Verschiedenheit? Wel-
meine Merkmale sind es, die das Ver-
er Philosophen von dem der Historiker
iden? Ich fordere die Zuhörer auf, sich
ıen, ob es nicht das Charakteristische
en Philosophen sei, die Menschenkennt-
ler nackten Selbstbetrachtung zu erwar-
ob nicht die Historiker dagegen wieder
Beobachtung Anderer die Lösung der
zu hoffen scheinen? Daher denn die
aß die Historiker nicht genug Philoso-
l die Philosophen nicht genug Historiker
deß die Wahrheit ist: beide Classen ent-
ihrem eigenen Namen nicht. Die Schei-
Historiker und Philosophen beruht auf
ume, als ob man Philosoph sein könne,
um die Geschichte besonders zu küm-
d als ob es möglich sei, ein guter Histo-
ein, ohne die angestrengtesten Bemühun-
lie Philosophie. Es ist kaum erforderlich,
ı der Schriften beider Classen noch et-
ıfügen. Aber damit diese Rede auch
ie sich weniger mit Gegenständen des
ı Nachdenkens abgegeben haben, faßlich
e, will ich mich ausführlicher erklären.
erinnere sich, daß sich die gesammte
f die vorhin aufgestellten Sätze der all-
Methodenlehre stützen muß. Darin heißt
daß die Selbstkenntniß die letzte Bedin-
r Kenntnisse sei, und ferner, daß Nie-
hnen dürfe, die Selbstkenntniß schlecht-
er sich zu finden, daß das Blicken nach
lie Selbstbetrachtung) immer die Haupt-
ibe. Offenbar erscheint das Verfahren
sophen hiemit noch einigermaßen im

Einklange, wenn das der Historiker schon gleich
anfangs abweicht. Allein der große Fehler der
Philosophen ist, daß sie glauben, zur Selbstbe-
trachtung der Vergangenheit nicht zu bedür-
fen, daß sie die Verhältnisse, worin unsere Natur
zur Vergangenheit steht, mehr oder weniger ver-
nachlässigen, und sich auf das beschränken, was
sie in der Gegenwart an sich selbst sehen.
Sie vergessen, daß unser ganzes Leben nur ein
Verhalten zu äußeren Gliedern ist, und daß alles
Denken eigentlich nichts ist, als ein Orientiren.
Wer die menschliche Natur durch bloßes Hin-
blicken auf sich selbst kennen lernen will, der
irret eben so sehr als die, welche sich auf die
Betrachtung der Außenwelt beschränken. Und
wenn die menschliche Natur einer steten Ent-
wickelung unterworfen ist, wie darf man dann
hoffen, sie ohne Rückblicke in die Vergangenheit
kennen zu lernen? Bei einer solchen Verirrung
konnte es nun auch begreiflich nie gehörig klar
werden, wie sehr das Resultat der Selbstbetrach-
tung von der Entwickelungsstufe dessen abhängt,
der die Betrachtung anstellt; und damit stoße ich
auf die wundeste Stelle der gesammten neueren
Cultur. Ich werfe unsern Philosophen den Satz
entgegen, daß kein unentwickelter Mensch
in der Selbstbetrachtung etwas an sich
entdecken werde, was nur der höheren
Entwickelung angehört. Darauf werden sie
erwiedern, daß allerdings ein reifes Alter zur
Selbstbetrachtung erforderlich sei, dies aber auch
von allen Philosophen vorausgesetzt werde. Ich
will nicht über die Reife der Jugend streiten,
woran die meisten ihre Vorträge richten. Ich
gebe es zu, daß sie zur Selbstbetrachtung ein
reifes Alter verlangen. Allein sie denken bloß
an die Entwickelungsbahn, welche sich in der
Lebenszeit eines einzelnen Menschen abrollt, und
keineswegs an die Entwickelung durch die Folge
der Geschlechter; weshalb sie auch keinen
Grund haben, zu leugnen, daß ein Er-
wachsener aus dem Mittelalter durch die
Selbstbetrachtung zu der nämlichen phi-
losophischen Einsicht hätte gelangen
können, wozu ein Mitglied der gegen-
wärtigen Generation gelangen kann. Man-
che ahnen den Unterschied freilich, aber nur
insofern sie ihren Reflexionskreis verlassen. Denn
der Kreis selbst ist mit der Annahme eines Unter-
schiedes im Widerspruche. Was in dem neueren
Europa, und namentlich in Deutschland, im en-
geren Sinne Philosophie heißt, soll ja, wie alle
Anpreiser dieser Wunderbrille betheuern, einzig
in sich den Schlüssel zur höchsten Einsicht ent-

halten. Und die Lehrer der Philosophie, welche sich aufrichtig eingestehen, daß ihre Wissenschaft **ihnen** den erwarteten großen Dienst bisher noch nicht geleistet habe, zweifeln doch im geringsten nicht, daß sie ihn leisten **könne**. Die Philosophen des Mittelalters dachten ebenso. Auch sie ahneten nicht, daß der menschlichen Natur zu ihrem höchsten Stande etwas Anderes fehlen könne, als eine Sammlung von Sätzen, die der Geist nur aufzunehmen brauche, wie er die Sätze der Mathematik aufnimmt.

Ich ersuche die Zuhörer, diese letzten Worte einer besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen. Sie sind von der größten Wichtigkeit für die Beurtheilung des ganzen geistigen Lebens der neueren Völker. Denn nicht bloß die Classe der Philosophen ist von dem gerügten Irrthume umstrickt; sie äußern ihn nur deutlicher. Uebrigens beherrscht er die gesammte Masse der Gelehrten, sowie der Ungelehrten. Und die Reden von fortschreitender Entwickelung unter den Historikern sind überall mit so dunklen und verworrenen Vorstellungen verbunden, daß der alte Wahn von der Möglichkeit einer vollkommenen Entwickelung der menschlichen Natur auf bloß **theoretischem** Wege in den Lehrsälen, wie in dem Rathe der Völker und Fürsten, ruhig fortdauert. Noch besteht in allen Ländern der neueren Cultur ein eigener Gelehrtenstand, und bis jetzt ist auch dieser Stand noch als der erste Träger der höheren Bildung zu betrachten, weil die allgemeinen Ansichten der Gelehrten, trotz dem Verdachte, worin sie bei den Völkern sind, diesen doch stets zur Leitung dienen, wo sie einer theoretischen Leitung zu bedürfen glauben. Daraus erklärt es sich, warum jener Wahn so wenig durch die Zeitereignisse gelitten ist. Weil sie die Geschiedenheit der Gelehrten vom Volke nicht aufgehoben haben, deshalb vermochten sie auch nichts über die einer solchen Isolirung natürliche Meinung. Wie kann in einem Stande, der gewohnt ist, sich für den eigentlichen Pfleger der Cultur zu halten, der von der ganzen Menschheit selbst dafür gehalten wird, der nicht weniger gewohnt ist, gerade in seiner Geschiedenheit von den Bewegungen des praktischen Lebens die erste Bedingung eines glücklichen Strebens zur höheren Einsicht zu erblicken, ein Gedanke aufkommen, daß die höchsten Stufen der Cultur nur in jenen Bewegungen des praktischen Lebens zu erreichen seien? Darum wird, so lange der Gelehrtenstand als solcher in Europa fortdauert, auch der Wahn fortdauern, daß die Auffassung der höchsten Lehren von der Entwickelung der Staaten und Völ-

ker in bloßen Schulen möglich sei, u
wird unablässig bemüht sein, der beunruh
Wahrheit, **daß die Durchdringung** vo
sen Lehren nicht denkbar ist oh
ihnen angehörigen Strebungen, di
bungen aber nur in den wirkliche
hältnissen des Lebens statthabe
nen, einen Qualm von verworrenen Vorste
entgegenzuwerfen. Darum darf man sic
nicht wundern, daß die Weisen unseres
landes die höchsten politischen Interess
begreifen zu können glauben, ohne daß
Streben und Handeln die geringste Spur
zu äußern brauche; obgleich es nicht
aberwitzig wäre, wenn man die Strahl
Sonne in ihrer vollen Wirkung aufnehmen
ohne davon erwärmt zu werden. So weit
uns die Kunst des Abstrahirens gediehen.

Ich habe hiemit nur die **Wurzel** des
übels entblößt, woran die neuere Cultur k
Das Uebel an sich ist den Völkern längst b
weil es zu schmerzlich von ihnen empfunde
In jedem europäischen Lande wirft das V
Gelehrten ihre Untauglichkeit für das pr
Leben vor, und je stürmischer die Zeite
desto mehr Stoff findet sich zum bittersten
In ruhigen Zeiten, wenn Alles von selbst
leise bleibt, gelingt es den Gelehrten n
ziemlich, den Glauben zu erhalten, daß n
allgemeine Ordnung vorzüglich ihnen ve
Allein sobald es Noth thut, in das wilde G
der Völker einzugreifen, dann erstehen d
fenden Männer aus der Zahl der Gelehrten
am seltensten.

Wenn aber auch **sämmtliche** Class
Gelehrtenstandes von diesem Uebel umstri
so gebührt doch den Philosophen der Vor
dessen eigentliche Pfleger, als die erst
schützer seiner Stätte angesehen zu werde
sie es sind, welche vorgeben, im wirklic
sitze einer geschlossenen Lehre zu sein,
bloß theoretischem Wege zur höchsten V
fördern könne, wogegen die anderen Clas
in dunklen Vorstellungen an die Möglichke
solchen Weges glauben. Um so mehr h
auch Grund, bei den Philosophen davon
den, und bei den Historikern und Stat
schlechthin darauf zurückzuverweisen.

Um alle Verkehrtheiten zu widerlegen,
die neueren Philosophen als Normen zu
theilung und Regulirung des Zustandes d
ten und Völker aufgestellt haben, müß
viele Bände schreiben. Die Philosophen
den Zweck des Staates z. B. sind sam

' mangelhafte und dunkele Vorstellun-
hrte Theorien, die gänzlich verkennen,
chste Entscheidung über die mensch-
'dnungen in Volks- und Staatssachen
Entwickelungsprincipe zukommt; daß
seits die Sätze der geistlichen und welt-
otie sich vor diesem Principe beugen
sich andererseits auch nicht in eine
Clausel sperren läßt; und daß es wider-
statt der sorgfältigsten Beachtung eben
cipes, sich mit willkürlichen Annahmen
ten. Zu solchen, dem Entwickelungs-
rchaus widerstreitenden Annahmen ge-
l die Lehre, daß der Zweck des Staates
s sogenannte Rechtsgesetz zu schützen,
re von einem Urvertrage, der für Ge-
bindend sein soll, die nie eingewilligt
lieber nicht geboren sein möchten, als
igungen gebunden zu bleiben, die ihre
immermehr für die ferne Zukunft wür-
d erklärt haben, wenn sie in die Zu-
n blicken können.

von den Schriften der Histori-
Historiker sind, wie gesagt, darin mit
phen einig, daß um den Zustand der
l Völker zu beurtheilen, man vorzugs-
die Menschen und nicht, wie die Sta-
n, vorzugsweise auf die Umgebungen
abe. Aber wie die Philosophen von
n Selbstbetrachtung zu viel erwarten,
schichte vernachlässigen, so erwarten
ker zu viel von der Geschichte und
igen die Selbstbetrachtung. Insofern
ftigung mit der Vergangenheit etwa
terhaltung dienen soll, mag dies gleich-
Allein da die Historiker immer als
ck ihrer Lehrbücher aufstellen, uns
egenwart, über den Zustand unserer
chsten Interessen zur Klarheit zu för-
t der Vorwurf von der größten Schwere.
and vermag einem Anderen zu einer
helfen, die ihm selbst fehlt, und Klar-
ie menschliche Natur muß Jedem feh-
Selbstbetrachtung vernachlässigt. Wer
lenschenkenntniß träumt, die sich durch
achtung anderer Menschen erwerben
lebt in dem unglücklichen Glauben,
zu finden, was nur in uns gesucht
f. Die Erscheinungen an anderen Men-
len uns einzig durch das Studium un-
en Natur verständlich. Ohne eine sorg-
stbetrachtung und Selbstbeobachtung
etrachtung und Beobachtung Anderer
tzlos. Und falls auch das menschliche
Getriebe der Vergangenheit in dem treuesten Abdrucke vorschwebte, so würde es dennoch von Niemanden richtig aufgefaßt werden, der sich nie um den auffassenden Rahmen in dem eigenen Hirne bekümmert hat, der nicht durch Betrachtungen, welche die Schule „anthropologische" zu nennen pflegt, zur Kenntniß derjenigen Seiten der menschlichen Natur gelangt ist, worauf alles menschliche Empfinden, Denken und Handeln bezogen wird und bezogen werden muss, wenn wir es aufnehmen und zu einem Urtheile verarbeiten. Darum ist es gar nicht zu hoffen, daß die Historiker, so lange sie die schärfste Untersuchung der menschlichen Natur als ihrem Fache fremd zurückweisen, die einzelnen historischen Data gehörig sollten aufnehmen, geschweige zu einem Ganzen construiren können. Ich habe den Weg, der zu einem klaren Ueberblicke über das menschliche Getriebe leitet, bestimmt genug angegeben, um hier behaupten zu dürfen, daß die Verfasser sämmtlicher Lehrbücher der Geschichte auf falschen Wegen waren, und deshalb auch nicht zur Herrschaft über ihren Stoff gelangen konnten. Sie vergessen, daß alle Maße, alle Normen, wonach wir die äußeren Dinge beurtheilen, in uns selbst liegen, und geben ihr Urtheil über die menschlichen Erscheinungen ab, ohne die Normen, die sie anwenden, im mindesten geprüft zu haben. Ohne eine sorgfältige Prüfung können die Maße und Normen aber nicht anders sein, als sie im Volke überhaupt vorkommen, und unter den Ausdrücken „Tugend, Laster, Ehre, Schande, Bestimmung des Menschen, Zweck der Staaten" u. s. w. im Umlaufe sind. Diese Wörter werden sammt ihrem Anhange wirklich eben so von den Historikern als Maße für die Begebenheiten der Vorwelt angewendet, wie sie im täglichen Leben gebraucht werden. Und so wenig es in den gewöhnlichen Gesellschaften Jemanden einfällt, eine genauere Untersuchung der damit verschlungenen Vorstellungen für nöthig zu halten, so wenig halten es die Historiker für nöthig. Darum geht es dann aber auch mit der Beurtheilung der Vorwelt völlig wie mit den Meinungen über die Ereignisse der Gegenwart. Ueberall stößt man auf dieselbe Unbestimmtheit, Verwirrung und Widersprüche in den Urtheilen über Personen und Begebenheiten der Geschichte, die man auch in den Tageblättern und Unterredungen über Gegenstände unserer Zeit antrifft, woran die Verschiedenheit der Interessen weit geringeren Theil hat, als die Verwirrung der Gedanken.

Dieser Behandlung der Geschichte ist es allein beizumessen, daß sie fast

gar keinen belehrenden Einfluss übt auf die Angelegenheiten der Gegenwart. Alle Reden von dem Nutzen der Geschichtsforschung für die Kenntniß der gegenwärtigen Zeiten sind eitel und grundlos, so lange man in dem bisherigen Geleise beharret. Man frage sich doch nur einmal ernstlich, was denn unter den Worten „Kenntniß der gegenwärtigen Zeiten" zu verstehen sei. Soll man dabei an etwas Anderes denken, als an die gegenwärtigen Menschen? Was kann nun aber ein Betrachten der Menschen der Vorzeit zur Kenntniß der jetzigen Menschen beitragen, wenn das Vermittelnde fehlt? Und was soll vermitteln, wenn nicht die Beziehung auf ein den Menschen aller Zeiten Gemeinsames? Wie darf man endlich wollen, über dieses Gemeinsame durch ein bloßes Betrachten anderer Menschen Aufschluß zu erhalten? Darum sage ich nochmals: wenn auch die Begebenheiten der Vorzeit sich uns vor selbst in dem treuesten Abdrucke darstellten, [illegible]

[illegible]

können. Und so sehr man sich auch a[…] in sogenannten pragmatischen Werken, […] geschichtlichen Schriften u. s. w. den Z[…] hang zu zeigen, es mußte mißlingen. E[…] nur Bruchstücke herauskommen, deren […] dung in bloßen Scheingebilden, in Gew[…] dunkeln und verkehrten Vorstellungen be[…] ist wunderbar, daß man in dieser Verwi[…] gar auf den übermüthigen Versuch geri[…] Zusammenhang der Geschichte des gan[…] schengeschlechtes zu zeigen. Wie man […] Völker und Staaten sprach und schrieb, […] um die Natur der einzelnen Menschen be[…] zu haben, so verirrte man sich zuletzt […] hin, ohne alle Kenntniß der Entwickelu[…] welche einzelne Völker durchlaufen, die E[…] lungsbahn der gesammten Menschheit k[…] wollen. Die Kenntniß der Entwickelung v[…] [illegible] Jedermann von einer sorgfäl[…] [illegible]

[illegible]

ıer alle Vorstellungen von Endzwecken
ılich der Vorwurf der Verwechselung
hlichen Standpunctes und der mensch-
e mit dem Stande der Gottheit). Außer-
dabei übersehen, daß jede Culturstufe
ıes Vorbild hat, und daß einen Men-
einer niedrigen Culturstufe nach dem
ler höchsten beurtheilen wollen, keinen
Tadel verdient, als wenn man über ein
dessen Treiben nach dem Maßstabe für
ıe entscheidet. Wenn die ganze Arbeit
larauf zielt, eine richtige Ansicht
verschiedenen menschlichen Leben und
ı erlangen (was doch wohl einem Spru-
den Werth oder Unwerth vorhergehen
ist keine Methode schlechter als die,
n Zustand der Menschen, der Vorwelt
Gegenwart, nach jenem Vernunft-Ideale
Wer wird, um bei dem früheren
e zu bleiben, zur Kenntniß der Ent-
einer Pflanze es für genug halten, sie
le ihrer Blüthe zu sehen? Wem wird
on diesem Zustande hinreichend dünken,
die übrigen Zustände zu urtheilen, ohne
ıbachtet zu haben? Und doch glaubt
eurtheilung der verschiedenen Entwicke-
ıde der Menschen es völlig hinreichend,
mit dem im Reinen sei, was höchstes
ist, Ideal des höchsten Entwickelungs-
heißt. Ich sage „heißt". Denn unge-
mtlicher Attribute, womit man es in den
Gerechtigkeit, Wahrheit, Kraft, Größe,
und andern auszuschmücken wähnt,
Bild hohl, und ist für die Beurtheilung
ıen auf der höchsten Culturstufe nicht
uchbar, weil man sich nach den
n Strebungen der menschlichen
ie, wie sie die Existenz des Men-
lbst ausfüllen, so auch seinem
die Ausfüllung geben müssen,
sieht. Dadurch erklärt es sich, wie
ı fähig ist, die Geschichte objectiv
eln, wiewohl man sich so oft dessen
lan bekritelt und tadelt, erhebt und
Personen der Vorzeit nach Maßen, die
ırer Periode angehören, und dennoch
ıan von einer Veränderung der Zeiten
Steigen und Fallen der Cultur. In die-
rung treffen die Historiker auch sofort
den Philosophen überein, die gleich-
ınem Vorbilde träumen, das für die
ıg aller Zeiten passe. Was kann z. B.
en in der Geschichte zur Kenntniß ei-
beitragen, wenn man alle Data ledig-
lich auf die geschlossene Forderung, wie der Staat sein solle, bezieht — statt sorgfältig nach demjenigen zu blicken, was die Abweichungen von dem gepriesenen Ideale herbeiführt, kurz nach den Wurzeln der Staaten, wie sie sind? Man spricht sogar von vollkommenen Gesetzgebungen, als ob es Zusammenstellungen von Regeln für menschliche Verhältnisse geben könne, die immer passen müßten, wie sich auch die menschlichen Verhältnisse selbst ändern; etwa wie ein gutes System der Mathematik immer paßt. In solchen Verkehrtheiten verstrickt man sich so weit, auf eine Gesetzgebung an sich, als ein selbständiges Kunstwerk Werth zu legen und Unvollkommenheiten daran mehr nach dieser Rücksicht zu beurtheilen, als nach ihrer Bedeutung für die wirklichen Verhältnisse und die Menschen, die darin leben. So kann einem Juristen, der in die römische Gesetzgebung wie in ein Kunstwerk verliebt ist, erst die Zeit unter den Cäsaren recht gefallen, wogegen ihm die Zeiten der Republik, worin an den Menschen und ihren Verhältnissen selbst mehr zu bewundern war, als an der Anordnung und Ausführlichkeit ihrer Gesetze, ziemlich gleichgültig sind und nur die politische Schwärmerei stärker ansprechend dünken.

Eben die Unbrauchbarkeit der historischen Werke zur Belehrung über die Gegenwart war dann auch Schuld, daß zuletzt eine Classe von Lehrern über die Interessen der Staaten und Völker Gehör fand, welche die Geschichte geradezu für überflüssig zur Beurtheilung dieser Interessen erklärte. Eine solche Aeußerung hatten die Philosophen nie gewagt, so viel sie sich auch von der nackten Selbstbetrachtung versprachen. Dahin konnten sich bloß Männer verirren, die sich weder Historiker noch Philosophen nannten, die an der menschlichen Natur nichts sahen, was zu einer tiefern Forschung auffordert, und die Staaten und Völker einzig nach dem beurtheilten, was unmittelbar die Sinne trifft und was sich körperlich zählen, wiegen oder messen läßt. Wenn die Bemühungen der Philosophen und Historiker wenig Einfluß auf die Wirklichkeit hatten, weil es an den vermittelnden Brücken gebrach und ihren Lehren allgemein der Vorwurf der Untauglichkeit für das praktische Leben gemacht wurde, so leistete dies den Theorien der Statistiker um so mehr Vorschub, je praktischer Alles erscheint, was sich unmittelbar auf die Leiber bezieht. Der Theorien bedurfte man nun einmal, weil die Menschheit zur Reflexion erwacht war. Die auf das Geistige gerichteten waren unbrauchbar. Deshalb überließ man sich den auf das Materielle gerichteten um

so williger, als die Entwickelungsperiode an sich dem Materiellen eine Bedeutung verlieh, die ihm nur die steigende Cultur wieder entziehen kann. Die äußeren Bedingungen der Existenz hielten, wie sie im Familienkreise das Uebergewicht hatten, fortan auch in öffentlichen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit so gänzlich beschäftigt und gefangen, daß man die inneren völlig aus dem Auge verlor; und die Worte „Entwickelung der menschlichen Natur", womit bisher doch immer noch Vorstellungen, wenn auch dunkle und verkehrte, verbunden gewesen waren, sanken zu leeren Tönen herab. Die Menschen wurden schlechthin nach der Gegenwart beurtheilt; und weil ohne die Wurzeln in der Vergangenheit das Geistige der Gegenwart kaum bemerkbar ist, so kam der Wahn auf, es sei gar nicht vorhanden, alles Geistige sei lediglich Product der äußeren Reize; und wer auf die Menschen wirken, sie lenken und beherrschen wolle, der habe sich mit nichts als mit diesen Reizen zu befassen. So wurde durch die oberflächlichsten Argumentationen eine Richtung in das öffentliche Leben gebracht, die, so groß ihr Einfluß im Familienleben auch sein mochte, doch darin niemals durch eine förmliche Theorie sanctionirt worden ist. Der dunkle Glaube der rohen Menge, daß im Leben Alles auf äußere Habe ankomme, wurde zum Staatsaxiom; und sämmtliche Lehren, die seitdem für die höchste Staatsverwaltung gebraucht worden sind, stimmen ungeachtet jeder anderen Divergenz in diesem Axiom genau mit einander überein. A was Macht und Wohlstand geben kann die meist gutgemeinten und mitunter sch gen Anstrengungen derjenigen Staatslenk che wirklich nach Theorien, und nicht nacl Herkommen und dunkeln Gefühlen (einer schen Tact) lenkten, gerichtet, nur al Geistige wurde vergessen. Bald glaubte Geheimniß im Handel und in den Gewe finden, und sprach von einem Mercanti Darauf erschien die Lehre der sogenann siokraten, daß es in der Cultur des Bo suchen sei. Dann zeigte ein Buch de Adam Smith, daß beide Recht und b recht hätten; daß von jeder nützlichen T auch Nutzen zu erwarten sei. Aber di sämmtliche späteren Schriften, die den „Staatswissenschaft" ausschließlich für sic spruch nehmen, sind in der Grund einig, nämlich darin, daß die Staatsve hauptsächlich auf Beförderung der phys Kräfte gehen müsse, in dem unglücklichen daß der Geist, ohne welche sie nicht ringste vermögen, von selbst kommen we sehr man ihm auch im Ringen nach jen ten entgegenwirke. Es war nicht inco ein Ding, zu dessen Lenkung es so we bedürfe, auf dessen Geist man so wenig R zu nehmen brauche, einen Staat, wofür che Verwaltung wirklich passen sollte, e schine zu nennen.

102. Ziel dessen, was F. A. Wolf Alterthumswissenschaft nenn

(*F. A. Wolf*, Darstellung der Alterthumswissenschaft, im Museum I. [1807] S. 124—139.)

Es ist das Ziel der Alterthumswissenschaft kein anderes als die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit selbst, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgeht. Kein niedrigerer Standpunct als dieser kann allgemeine und wissenschaftliche Forschungen über das Alterthum begründen; und ihm sind theils andere untergeordnet, theils der gewöhnliche, der sich auf die Kenntniß der schönen und classischen Werke der von den Alten bearbeiteten Gattungen bezieht, als welcher bei den sogenannten Humaniora zum Grunde liegt. Zu dieser Bestimmung kann auch in der That ausgewählte Zahl schriftlicher und ander dienen; bei jener hingegen vereinigen alterthümlichen Ueberreste, gleichgültig größere oder geringere oder gar keine C hat, nebst jeder Art von Inhalten und in ihnen, die auf beobachtungswerthe Ei lichkeiten von Zeiten und Menschen hin

Wenn von Menschenkenntniß die so versteht man darunter gemeiniglich e eingeschränktem Werth und Umfang; nän gewisse Routine, die aus dem Umgange len Individuen abgezogen ist und wiede bar zum Umgange, wie zur vortheilhaft tigung der gewöhnlichen Geschäfte des öf

bens. Daß hiezu jene zum Theil dor-
amkeit nicht viel nütze, zeigt die Er-
bedarf dazu auch keines Studiums ei-
litteratur; eine kleine Anzahl kluger
lurch das Weltleben und eigener Be-
genügen solchen Absichten. Hier aber
on der Kenntniß des Menschen, von
hen Kenntniß der menschlichen Na-
ırsprünglichen Kräfte und Richtungen
Bestimmungen und Einschränkungen,
d durch einander selbst, bald durch
äußerer Umstände erhalten. Um uns
rzüglicheren Menschenkenntniß zu er-
wie alle anderen empirischen Be-
der Natur, jede Classe von Gelehrten
tand, auch den geschäftlosesten, an-
rch ihr Object, den moralischen
, mit größerer Stärke reizt, und um
einer solchen Kenntniß in möglichster
eit zu erreichen, muß unser Blick an-
eine große Nation und auf deren Bil-
n den wichtigsten Verhältnissen und
gerichtet sein. Völker treten hier
e von Individuen; und was bei letz-
rstellung eines merkwürdigen Lebens
ı das gewährt bei den ersteren ein
en zerstreuten Zügen erwachsendes Ge-
rem ganzen Nationalsein, ein Gemälde,
ge Beschäftigung mit allen Werken der
d Kunst einer Nation von dem Zustande
ch seinen interessantesten Seiten und
lreichsten Zeitpuncten zu entwerfen
heilbar ist allerdings eine Kenntniß
eniger als die meisten anderen; sie
er Philosophie ähnlich, daß sie nur
irdert und belohnt, die sich ein Stu-
machen, und mit ihrer fortgesetzten
beschäftigt sind. Aber gerade dies ist
on wir Wissenschaften nicht als Amts-
, nicht als Zeitverkürzungen, sondern
lbst willen treiben, diesem Studium
erstehlichen Reiz ertheilt; zumal da,
ehen haben, die führenden Wege an
nnend sind, und da, wenn das Augen-
nach jenem Ziele hinstrebt, hiedurch
e zu vollendeter Erhöhung aller un-
s- und Gemüthskräfte gewonnen wer-
um das Leben und Wesen einer vor-
nisirten und vielseitig gebildeten Na-
ahrheit zu ergreifen, um die längst
nen Gestalten in die Anschauung der
urückzuziehen, dazu müssen wir un-
und Fähigkeiten zu vereinter Thätig-
n, um eine als unendlich erscheinende
Menge fremder Formen in uns aufzunehmen; dazu wird es nothwendig, unsere eigenen nach Möglichkeit zu vertilgen und gleichsam aus dem ganzen gewohnten Wesen herauszugehen. Hieraus entspringt aber eine Vielseitigkeit des Denkens und Empfindens, die in wissenschaftlicher Hinsicht für uns Moderne eine schönere Stufe der Geistescultur wird, als es für den Weltmann die Fertigkeit ist, ungewohnte Formen sich anzueignen, die er eben seinen Absichten angemessen glaubt.

Es könnte scheinen, daß die so gesuchte höhere Kenntniß des Menschen am meisten durch die Beschäftigung mit allen selbständigeren Nationen zur Vollkommenheit gelangen müßte. Allein ohne der Unendlichkeit eines solchen Studiums zu gedenken, werden wir schon durch die Bemühung um reine und gediegene Resultate auf eine kleine Anzahl von Völkern eingeschränkt. Es sind nämlich in alten sowohl als neuen Zeiten diejenigen Völker zu dem beschriebenen Zwecke nicht zu benutzen, die in dem Fortgange ihrer Bildung von auswärts her oft gefördert, oft aufgehalten, überhaupt auf verschiedene Weise modificirt, allzu wenige Züge einer eigenthümlichen Natur darbieten, sollten sie auch in Absicht auf reales Wissen den ansehnlichsten Rang behaupten; ebenso wenig auch solche Völker, die in einseitiger Entwickelung stehen geblieben sind und bei jener Art von Civilisation, welche alle wissenschaftliche und geistige Cultur dem dringendsten Bedarf ihrer Existenz unterwirft und die veredelnden Kenntnisse, die von freien Bürgern einst benannten freien Künste, nur zu einer Gleiße ihres unerfreulichen Innern mißbraucht. Nationen von dieser und ähnlicher Sinnesart verbleiben billig der politischen Geschichte, die ihre Räume nach Quadratmeilen auszufüllen hat, zum Theil auch der Geschichte der Menschheit nach ihrer seither üblichen Behandlung, nach welcher sie sich mehr um Menschengattungen als um die menschliche Natur bekümmert. Für unser Studium geben unter den alten Nationen schon die Römer eben keinen erwünschten Stoff, wie sie denn gleich ursprünglich manchen jener einseitigen Richtungen folgten, die sich in den letzten Jahrhunderten den schätzbarsten Völkern aufgedrängt haben. Nur im alten Griechenlande findet sich, was wir anderswo fast überall vergeblich suchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besaßen, welche die Grundlage eines zu echter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von so allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen unversucht gelassen wurde, wozu sie auf

dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die diesen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgesinnten Barbaren und weit länger fortsetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umständen möglich gewesen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menschen so wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen selbst zum Nachtheil Vieler und unter sehr allgemeinen Aufopferungen die freie Entwickelung menschlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künsten nach und nach einen so großen Umfang und so viel Tiefe in wissenschaftlichen Untersuchungen verbanden, daß sie unter ihren Ueberresten neben dem lebendigen Abdrucke jener seltenen Eigenschaft zugleich die ersten bewunderswürdigsten Muster von idealen Speculationen aufgestellt haben. In diesen und anderen Rücksichten ist dem Forscher der Geschichte der Menschheit unter allen Nationen keine so wichtig, ja man darf sagen, so heilig, als die griechische. Mag sie immerhin bei dem Statistiker, welcher für Menschenwerth andere Ranglisten führt, einen ziemlich untergeordneten Platz einnehmen, weil sie weder eroberungssüchtig war, noch als politischer Körper neben den mächtigen Reichen glänzte; sie hat seit alten Zeiten durch die herrlichsten Siege, dauerhafter als Waffensiege, sich um das menschliche Geschlecht höchst verdient gemacht; diesen Ruhm, den einzigen, wonach sie strebte, den sie auch bei ihren hierin gerechten Bezwingern genoß, bewährt sie noch jetzt und für alle Zeiten durch so viele übriggebliebene Denkmäler ihrer geistigen Wirksamkeit. Das Glück wurde uns versagt, diese hochbegünstigte Nation in ihrem wundervollen Dasein und Wirken in vielen Gegenden der Welt von jeder Seite ganz kennen zu lernen, welches dann der Fall gewesen wäre, wenn die Verheerungen der Zeit und der Barbarei nur etliche der zahlreichsten Büchersammlungen auf spätere Jahrhunderte hätten kommen lassen. Jedoch selbst jetzt bei allem Verlust, den wir an Werken ihrer Litteratur und

Kunst gelitten, sind wir durch die Darst
welche die Ueberreste uns liefern, für d
sten Zweck unseres Studiums über Erwar
cher, als sogar bei mancher noch blühe
tion, und sehen in jenen Darstellungen ein
Bild ihres Nationalcharakters und Lebens
ausgebreitet, so daß uns eigentlich nur
Schauspiel einer organischen Volksbildung
wird. Denn bei welchem Volke der heuti
könnten wir hoffen, etwas Aehnliches z
Wo wäre eines, das seine Cultur aus inne
gewonnen, das die Künste der schönen
Bildnerei aus nationalen Empfindungen u
geschaffen, das seine Wissenschaften a
thümliche Vorstellungen und Ansichten
hätte? Im Gegentheile finden wir bei we
Meiste in unseren Litteraturen aus unglei
Quellen mühselig zusammengetragen, ba
telbar, bald mittelbar aus den Alten, v
für edlen Raub gilt, viel öfter Wechsel
Neueren unter einander, überall ein Gem
streitenden Stoffen und Formen: in den
zeigt sich nur geringe, oft gar keine Ei
lichkeit und Originalität; mehr Schöpfun
allgemeinen Theorien, mehr Nachbildun
fremden Mustern, als selbständige Prod
die Anderen wieder werden könnten, w
Werke der Griechen sind; in aller wis
lichen Aufklärung endlich zwar ungehe
räthe von Kenntnissen und Einsichten,
aus allen Zeitaltern und Ländern, die
tion der anderen zureicht und abnim
mitten unter diesen Schätzen wenige Spu
vorherrschenden Geistes, worin man ein
erkennt und den **Menschen**.

Dies sei denn der Mittelpunct alle
des Alterthums, das Ziel, zu welchem
denselben angehörenden größeren und
Forschungen hinneigen. Dieses Ziel ka
lange entfernt, den Meisten vielleicht a
unbekannt bleiben; doch ist es das einz
und Würdige, dasjenige, wonach in zwe
Fällen das Verdienst einzelner Bemühu
Bearbeitung besonderer Theile und Ge
zu schätzen ist.

3. Ueber Ansicht und Behandlung der römischen Geschichte.

(*B. G. Niebuhr*, Röm. Gesch. I. [1833] Vorr., und Einleitung zur ersten Ausgabe [1811]).

römische Geschichte ward, während der
ten Jahrhunderte nach der Herstellung
atur, mit der nämlichen Unterwerfung
s und Urtheils unter den überlieferten
nen Buchstaben, und der nämlichen Be-
; auf seinen Umfang bearbeitet, welche
rigen Disciplinen herrschten. Der An-
ie Glaublichkeit der alten Schriftsteller,
h ihrer Zeugnisse prüfen zu wollen,
ruchlose Vermessenheit entsetzt haben:
e war, was sie meldeten, trotz aller
u vereinigen; höchstens ward für einen
Fall, so leise als möglich, und ohne
lgen, einer dem andern nachgesetzt.
ieder durchbrach wohl ein freigeborner
e Schranken, wie Glareanus; unfehlbar
alsdann Verdammniß über ihn gerufen:
n es nicht die Gelehrtesten; und die
Kühnheiten waren allerdings inconse-
nner von glänzender Fähigkeit und dem
Vissen fügten sich auch hier in die Be-
it; durch sie entstand aus unzähligen
Einzelnheiten, was die erhaltene alte
nicht, in ein Werk vereinigt, darbot, —
der römischen Alterthümer; was sie darin
st bewundernswerth. Und das genügt zu
rgänglichen Ruhm; denn wer es tadeln
sie nicht unabhängiger von ihrem Zeit-
n, der verkennt unser allgemeines Loos,
ur Lieblinge der Götter frei sind, und
ck meistens mit Verfolgungen büßen. —
schichte im engeren Sinn entstand hin-
ig: leblose Sammlungen über die Zei-
vius Geschichtbücher fehlen, oder ein-
erkungen ohne Resultate.

Mitte des siebzehnten Jahrhunderts
r die Philologie ein Mittelzustand zwi-
Zeitraum ihrer früheren ausschließen-
, welche das, was sie so werden konnte,
tte, also abstarb, und einer neuen, rei-
d umfassenderen, welche sie der Aus-
r übrigen Wissenschaften verdanken
sie nun eine Zeitlang verdunkelten:
ustände sind unbehaglich und gedrückt.
d wenige Andere, welche theils die
schufen, theils die alte Wissenschaft
, standen als Heroen unter kleinen Zeit-
In dem siebzehnten Jahrhundert giengen
der Geist und die Wissenschaft aus der
eit hervor: es lehrten große Männer
das Antlitz der Dinge anschauen und mit freier Brust erforschen: in den Büchern, bisher der Gelehrten ganzer Welt, nur Bilder eines nicht unmittelbar zugänglichen Theils des Lebendigen erblicken: eigenen Sinn, eigene Vernunft, eigenes Urtheil in Allem gebrauchen: auch auf die römische Geschichte dehnte sich die junge Freiheit aus. Ohne Zweifel verdanken wir dem allgemeinen regen Leben seiner letzten Decennien die erste Schrift, welche, wie Einzelnes die Fülle, im Allgemeinen prüft, was diese Geschichte sei und sein könne. Dies sind Perizonius meisterhafte Forschungen; ein Werk, welches, wie andere genialische, unübertroffen classisch in der Art ist, worin es das erste war. Athmet nun aber hier der erwachte allgemeine Geist der Zeit, so war es hinwieder auch der Zeit weit vorausgeeilt; und Bayle, der zwölf Jahre später das Widersprechende und Undenkbare einiger weniger Theile der ältesten römischen Geschichte darlegte, benutzt und beachtet es gar nicht; auch Beaufort thut es nicht, dessen einiger Zweck doch dasjenige war, was Bayle unter tausend ähnlichen nur einige Stunden lang ins Auge faßte.

Beaufort ist geistreich und belesen, wenn auch kein Philolog: ein paar Abschnitte sind sehr gut und genügend ausgeführt, wie hingegen andere sehr schwach und flüchtig. Bayle ist durchaus und entschieden sein Meister: Skepticismus die Seele seines Werkes: er will nur verneinen und zerstören, und möchte er einmal herstellen, so entsteht etwas Flaches und Unhaltbares. Doch hat sich der Einfluß und Ruf seines Buches außerordentlich verbreitet, denn die römische Geschichte war fast ganz der Aufmerksamkeit und Pflege der Philologen entwichen, und vorzüglich beschäftigten sich mit ihr, aber wie mit jeder anderen, geistreiche Weltleute, für die damals auch von mehreren, ohne Ansprüche und Absicht auf Gelehrsamkeit und Forschung, geschrieben ward. Wer von diesen die früheren Jahrhunderte nicht, als geringfügig, ganz übersah, den befriedigten jene Untersuchungen, daß er sie völlig aufgab. Gibbons Geschichte, auch für den Philologen ein herrliches Meisterwerk, berührt diese Regionen nicht.

Gegen den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts erwachte für unsre Nation wieder ein neues Zeitalter. Das Oberflächliche befriedigte nirgends: halbverstandene leere Worte galten nicht mehr; aber auch das Zerstören, worin sich die ver-

gangene Zeit, gehässig gegen lange Usurpation, gefallen hatte, genügte nicht länger: wir strebten nach Bestimmtheit, nach positiver Einsicht, wie die Vorfahren, aber nach einer wahren, anstatt der vernichteten wahnhaften. Wir hatten nun eine Litteratur, die unsrer Nation und Sprache würdig war; wir hatten Lessing und Gœthe; und diese Litteratur umfaßte, was keine gethan hatte, einen großen Theil der griechischen und römischen, nicht nachgebildet, sondern zum zweitenmal geschaffen. Das verdankt Deutschland Voß, den »der Enkel Kind und Enkel« als Wohlthäter preisen muß, von dem eine neue Aera des Verständnisses des Alterthums anhebt, indem er, was die Classiker voraussetzen, wie ihre Vorstellungen von ihren Göttern und der Erde, wie ihr Leben und Hauswesen, aus ihnen selbst zu entdecken wußte: der Homer und Virgil so verstand und auslegte, als wären sie nur im Raum von uns entfernte Zeitgenossen. Sein Vorgang wirkte auf Viele; auf mich, vom Kindesalter her, auch die persönliche Ermunterung des väterlichen Gastfreundes.

Hatte eine frühere Zeit sich mit alter Geschichte begnügt, wie mancher Landcharten, oder gezeichnete Landschaften als selbständig betrachtet, nicht einmal versucht, aus ihnen als nothdürftigen Mitteln das Bild der Gegenstände vor seine Seele zu rufen: so vermochte sie nun nicht mehr zu genügen, wenn sie sich nicht an Klarheit und Bestimmtheit neben die der Gegenwart stellen konnte. Und es war eine Zeit, in der wir Unerhörtes und Unglaubliches erlebten, eine Zeit, welche die Aufmerksamkeit auf viele vergessene und abgelebte Ordnungen durch deren Zusammensturz hinzog; und unsere Seelen durch die Gefahren mit deren Dräuen wir vertraut wurden, wie durch die leidenschaftlich erhöhte Anhänglichkeit an Landesherrn und Vaterland, stark machte.

Zu der Zeit war die Philologie in Deutschland schon zu der Blüthe gediehen, deren unser Volk sich nun rühmen kann. Sie erkannte ihren Beruf, als Vermittlerin der Ewigkeit, den Genuß durch Jahrtausende fortdauernder Identität mit den edelsten und vortrefflichsten Völkern des Alterthums zu gewähren, indem sie uns durch Grammatik und Historie mit ihren Geisteswerken und ihrer Geschichte so vertraut macht, als ob keine Kluft von ihnen trennte.

So war, wenn auch lange der griechischen Litteratur fast ausschließende Gunst zugewandt blieb, die kritische Behandlung der römischen Geschichte, die Entdeckung der verkannten Formen, eine Frucht der vorbereitenden Zeit, und

eine Fülle günstiger Umstände vereini
sie zu fördern. Es war eine sehr sc
die der Eröffnung der Universität Berli
die Begeisterung und Seligkeit, worin d
verflossen, da, als Vorlesungen und Au
entstand, was die ersten Bände dieser
umfassen; — diese genossen, und 1813
haben, das schon allein macht das L
Mannes, bei manchen trüben Erfahrung
nem glücklichen.

In dieser Freudigkeit schloß sich
manches alten Räthsels auf, aber noc
wurden übersehen; in Vielem irrte ich;
reres blieb unzusammenhängend und
dig erwiesen. Denn mein Wissen war
nügende eines Autodidakten, der bishe
schäften nur Nebenstunden entzogen
ich hatte das Ziel erreicht, wie ein Nac
der auf der Zinne schreitet. Diese M
übereilte Abfassung des ersten Theile
wiederholte Berichtigungen in der Folge
kes selbst erfordert hatte, — daß diese
wiegend wohlwollende Aufnahme nicht
das zeigt, daß Vergegenwärtigung der
Geschichte der Zeit angemessen war, ja
mir klar, daß die unsrige einen unmitte
ruf der Vorsehung zu dieser Erforsch
erkennen kann, daß, seitdem sie begonn
halb elf Jahren, durch die Bekanntma
Lydus, Gaius und der ciceronischen
drei neue reiche Quellen eröffnet sind,
Jahrhunderte verflossen waren, ohne V
unserer Erkenntnißmittel.

2. Nach Sigonius verdankt die Gesc
alten Roms den Philologen nur noch
entwich ihren Händen, und ward das
in wenigen glücklichen Fällen, großer
ner; meistens aber gewöhnlicher Histor

Man darf es nicht verhehlen, daß si
beiden Jahrhunderten, anstatt an Be
und Ausbildung zu gewinnen, vielmeh
hat. Jene italiänischen Philologen, in i
zen Wesen vom Geist des alten Ro
schon durch den classischen Boden se
stert und ahnungsvoller gestimmt, h
zertrümmerte Gebäude aus seinen Ruin
fen, und den Schutt aufräumend, in ihr
hergestellt. Der Mangel an diesem Be
dete den Werken derer, welche über
schichte als Politiker schrieben, und s
die Geschichte selbst. Macchiavellis D
voll von Klugheit und scharfen Urthe
hievon ein sprechendes Beispiel, inden
immer höchst geistreich, aber sehr oft

ie gar nicht dagewesen sind. Ich nenne
, weil er, obgleich in der Mitte einer
ich gelehrten Zeit lebend, ihrem Geiste
blieben war. Montesquieu, mit Ansprü-
historisch genaue Kenntnisse, und daher
her, um irrige Meinungen zu begründen,
on falschen Ansichten, und sehr häufig
ı Erzählungen durchaus täuschend: ein
welches ich nicht, um seinen Ruhm zu
n, gebe; denn es ist wohl der größte,
gerechte Leser ihn dennoch bewundern
enn er auch hierüber die entschiedenste
igung aus eigner Prüfung bekommen hat.
ı die Alten nicht versteht, wenn man
nde ihres täglichen Lebens, die uns mit
mein sind, nicht in der Gestalt sich an-
denkt, unter welcher diese ihren Augen
ch waren; daß wir durchaus irre gehen
wenn wir uns, wie es das Mittelalter
d weil in ihm noch so viel unverändert
war, mit geringer Täuschung thun konnte,
sches Haus, ein römisches Schiff, römi-
dwirthschaft und Gewerbe, römische Klei-
der das Innere des gewöhnlichen Lebens
Rom, unter der Anschauung denken woll-
he bei uns den Gegenständen dieser Worte
it, muß Jeder fühlen; aber der Paralogis-
Homonymie erstreckt sich viel weiter, als
erliche Gestalten. Die römischen Begriffe,
ler Einrichtung des Staates und seiner
ing zum Grunde liegen; Begriffe, die in
iten Fällen den historischen Nachrichten
setzt, nur einzeln und äußerst selten für
rickelt werden, sind von den unserigen
niger verschieden, als der Römer Woh-
leidung und Speise. Und wie die Morgen-
ichts schwerer fassen, als die Idee einer
mischen Verfassung, wie die Indier sich
pagnie nicht als eine Association von Ei-
ern, sondern durchaus nur als eine Fürstin
önnen, so geht es auch selbst den scharf-
n Neueren in der Geschichte des Alter-
icht besser, wenn sie nicht durch kriti-
id philologisches Studium sich von den
nten Bestimmungen der Begriffe losge-
ıben. So sind die Verhältnisse der römi-
rovinzen und ihrer Befehlshaber uns so
nt, daß der Staatsmann, wenn auch viel-
r er fähig ist, die Geschichte über der-
Gegenstände zu befragen, und Bruch-
n errathen, die dem Sammler ein Ge-
bleiben, doch, wenn er nicht selbst
ınd zu forschen fähig ist, entweder fal-
er unbestimmte und folgenlose Begriffe
darüber hegen wird. So sind das Landeigenthums-
recht des alten Roms und das Recht der Domai-
nen, in ihren Eigenthümlichkeiten, in dem Maße
von den uns gewöhnlichen Rechten und Einrich-
tungen verschieden, daß die Verwechselung der
gewöhnlichen und der alteigenthümlichen Begriffe,
deren sich Montesquieu so wenig als früher Mac-
chiavelli erwehrte, über die wichtigsten Gegen-
stände der römischen Gesetzgebung schreiend fal-
sche Meinungen hervorbringt: Meinungen, bei
denen die Stimme des Rechts Verdammniß über
wahrhaft makellose Thaten und Unternehmungen
aussprechen, oder ein ahndendes leidenschaftliches
Gefühl für Größe und Hoheit den gefährlichsten
Folgerungen und Unternehmungen das Wort reden
muß.

Als die Griechen unter Roms Oberherrschaft
gefallen waren, beschäftigte die Frage, ob Roms
Größe eine Gabe des Glückes, oder frei, wie sie
es nannten, durch Tugend erworben sei, ihre
Schriftsteller, von denen die Meinung der Lesen-
den und der Gesellschaft des wehrlosen und müßi-
gen Ostens bestimmt ward. Es war eine müßige
Frage; nicht in dem Sinne aufgestellt, wie Mi-
thridates ihr wohl später nachgesonnen haben
mag: ob jeder Widerstand fruchtlos sein würde?
ob ein unwandelbares Schicksal Rom die Welt-
herrschaft bestimmt habe? ob, fast eben so furcht-
bar wie dieses, eine unerreichbare Vortrefflichkeit
des Nationalsinnes und der Einrichtungen römi-
schen Heeren den Sieg auf ewig zusichern? Es
war nur die Beschäftigung derjenigen, welche sich
der Scham entledigen wollten über die schmäh-
liche Art, mit der sie in ihr Elend herabgesunken
waren, indem sie Mangel an Kraft, Tugend und
Verstand da als Nebensache ausgaben, wo ein
unwiderstehliches Schicksal geboten habe, wobei
sie nach Sclavenart, wie Xanthias bei dem Ko-
miker, den höchsten Genuß darin fanden, ihre
Herren zu behorchen, zu beklatschen und zu be-
lügen. Polybius, dem es Ernst gewesen war, der
sich treu blieb, aber der allmächtigen Gewalt ge-
horchte, an der die thörichte Verwegenheit seiner
von Leichtsinnigen und Heillosen aufgeregten Na-
tion zertrümmerte, fühlte sich durch das Ge-
schwätz solcher Schriftsteller erbittert; und einer
der Zwecke seiner Geschichte war den Griechen
klar zu machen, wie Roms Größe nicht durch
Fatalität, sondern durch festen Willen, zweck-
mäßige Institutionen, unermüdete Aufmerksamkeit
auf ihre Erhaltung, Ausbildung und Anwendung
begründet sei. Damit aber legte er den Römern
seiner Zeit dennoch nicht das Lob eigentlicher
Tugend bei; und wenn er sich hin und wieder mit

einem uns an einem Manne seiner Verhältnisse befremdenden Enthusiasmus ausdrückt, so müssen wir erwägen, daß er überhaupt ein ganz praktischer Mensch war, dem durchgehends Wärme und der Sinn für das Idealische fehlte, mit dem die Athenienser auch das, was vor ihren Augen vorgieng, vor Allem aber, was diesen durch eine auch kurze Vergangenheit entrückt war, betrachteten. In diesem Mangel liegen eben die Unvollkommenheiten seines Werkes, welche ihn, nach dem Urtheile seiner Landsleute, zu einem Geschichtschreiber vom zweiten Rang machten. Er fand in allen Staaten, die später in das römische Reich versanken, Alles zum Untergang reif, und weil er sich bewußt war, daß er selbst mit nur sehr wenigen Gleichgesinnten diesem Strom vergebens widerstanden hatte; weil er die, durch deren verschiedenartige Sünde das Elend bestand, Kallikrates, Diäus, Kritolaus bitter verachtete; Scipio aber, Cato und Paullus bewunderte: so trägt sein unbestechliches Urtheil vielleicht in einzelnen Fällen mehr als den Schein der Gefühllosigkeit. Die Neueren, namentlich Macchiavelli und Montesquieu, scheinen jene Frage, und in einem etwas veränderten Sinn, wieder hervorgerufen zu haben, und gehen in ihrer Bewunderung der Römer und ihrer Einrichtungen bis zur entschiedensten Parteilichkeit. Die herbe Frugalität der alten Republicaner, ihre Unempfindlichkeit für den Besitz und die Genüsse des Reichthums, die strenge Gesetzlichkeit des Volks, die feste allgemeine Treue während der schönen Jahrhunderte, in denen die Verfassung, seitdem die Ansprüche der Aristokratie beschränkt waren, in ihrer ganzen Vollkommenheit lebte; der reine Sinn, welcher nie erlaubte, bei innerem Zwist fremde Einmischung zu suchen; die Allmacht der Gesetze und Gewohnheiten, und der Ernst, womit an ihnen dennoch geändert ward, was nicht mehr angemessen war; die Weisheit der Verfassung und Gesetze; das Ideal der Männlichkeit in den Bürgern und im Staat: alle diese Eigenschaften erregen gewiß in uns eine Ehrfurcht, welche wir bei der Betrachtung keines andern Volks so empfinden können. Es ist kein Zustand von Unnatur und Zwang, wie die Gesetzgebung Sparta's, unter der, nach dem Urtheil anderer Griechen, die Todesverachtung natürlich war, weil der Tod ein unleidliches Joch brach: es war ein Leben, welches vielmehr wahres und hohes individuelles Glück pflegte, einen von Sinnlichkeit freien, starken Lebensgenuß. Andere vielleicht eben so vollkommene Verfassungen imponiren uns schon darum weniger, weil sie den Reichthum ehren: vielseitige und lebensvolle Völker können nicht entgehen, gegen die nur Einseitigkei und in den Begebenheiten der Vergangei pfinden wir stärker, worin gefehlt wird, gebricht. So ist es ganz natürlich, daß v abgesehen von dem Glanz, womit Macht u immer umgeben sind, zu den Römern je Zeit der Republik mit Bewunderung hin Sie haben in ihren Tugenden eine grol lichkeit mit den Arabern der ersten l diesen aber fehlte die Verfassung, worin erhalten konnten. Die Römer waren Jahr lang in sich in einem Mittelpunct zusa drängt: jene hatten nie diese Kerneinhei sie zerstreuten sich über eine halbe W arteten schnell aus. Aber wenn wir un in jene Zeiten hineindenken, so wird sich Grauen in diese Bewunderung mischer verträglich und abgefunden mit diesen T herrschten von den ältesten Zeiten her di barsten Laster: unersättliche Herrschsu wissenlose Verachtung des fremden Rec fühllose Gleichgültigkeit gegen fremdes Geiz, als Raubsucht noch fremd war, ständische Absonderung, aus der nicht a gen den Sclaven, oder den Fremden, gegen den Mitbürger oft unmenschliche ckung entstand. Allen diesen Lastern b eben jene Tugenden den Weg zur Herrscl giengen so selbst unter.

Wenn wir nun, bei einem gerechte über die Römer, auch diese dunklen nicht vergessen müssen, und also ihrer lichung nur mit Einschränkung beistimn nen, so müssen wir auch, obgleich in ei dern Sinn als jene Griechen, dem Schick großen Antheil an der römischen Größe sen. Durch den ganzen Gang der G werden wir sehen, wie oft alle Tugen Staats und des Volks fruchtlos geweser wenn nicht das Schicksal Rom in Gefahr tet und seine Triumphe vorbereitet hä Völker und die Männer, denen Rom hät liegen können, erschienen zu spät; in de den der Schwäche hatte es nur ihm nic legene Gegner zu bekämpfen; und währ Alles an Alles setzte, und im Krieg lebte ten andere Völker ihre Anstrengungen, am Sieg verzweifelten oder im Grunde ih zens nur weichliche Muße liebten, was a mißrathenen Unternehmungen anzudeute nen mochten. Keines unter Allen gieng ähnlichem Sinn und einem ähnlichen Z gegen; und schon darum mußte Rom ü

. Philippus Ruhe am Anfang des hanniba-
ı Kriegs, Mithridates Unthätigkeit, so lange
narsische Roms Dasein bedrohte und ein
s Uebergewicht entschieden haben würde;
verkenne Keiner Gottes Finger. Denn daß
nicht angeboren unüberwindlich war, ist er-
ı durch den Widerstand weniger echt krie-
her Völker, die nur durch die Zahl und Macht
ältigt wurden; so aber dienten auch diese
: in den Zwischenräumen zwischen den grö-
und entscheidenderen der Ausartung der
lin und Kriegskunst vorzubeugen, welche
Friede auch bei den römischen Heeren
einführte.

Fortgang der Begebenheiten, da Roms Er-
ngen in einen Körper verwuchsen, verliert
eschichte gänzlich das moralische und poe-
Interesse der früheren Jahrhunderte, wel-
chon längst durch Zerrüttungen und Gräuel,
as Absterben aller einheimischen Tugenden
ıt war. Es scheint der Gang der Weltge-
te zu sein, daß Eroberungen und vielfache
schung die ursprünglich zahllosen Stämme
ıander schmelzen, und die, welche dieser
hmelzung unfähig sind, austilgen; und dies
ie römische Herrschaft in einem größeren
und Umkreise, als irgend eine andere große
evolution, selbst als die arabische, bewirkt.
wird bei dieser Vermischung für einzelne
r Gewinn sein; einige verlieren unersetz-
Besitz einer edlen einheimischen Bildung,
schaft und Litteratur: schwerlich vergütet
ungebildeteren Völkern eine feinere, doch
sonst, wenn sie ihrer Natur angemessen
nicht unerreichbare Cultur die Einbuße ihrer
ünglichen Sprache, und mit ihr eigenthüm-
Sinnesart, einer Landesgeschichte und er-
r Gesetze. Diesen Verlust empfanden zu-
lie Provincialen; aber indem Roms und Ita-
Bevölkerung sich aus ihnen und aus Freige-
ıen erneuerte, büßte Rom in gleichem Maße:
Vorzeit mit ihrer Geschichte ward ihm so
l, daß schon im dritten Jahrhundert unse-
eitrechnung ein demüthiger Lobredner ohne
ıt zu beleidigen zweifeln konnte, ob sein von
dem großen Scipio verglichener Herr vom
ibalischen Krieg wisse; daß Valens dem Eu-
tropius auftrug, ihm eine dürftige Uebersicht der
Geschichte zu schreiben, weil sie ihm ganz unbe-
kannt war. Doch aber, wie Vieles auch die rö-
mische Herrschaft zertreten hat, müssen wir dank-
bar erkennen, was sie stiftete und erhielt. Sie
hat fast alle Städte gegründet oder belebt, welche
innerhalb ihres alten Umfangs noch jetzt beste-
hen; die Sprachen des westlichen Europa, aus
der lateinischen erzeugt, erhielten ihre Litteratur
zugänglich, und machten ihre Wiederbelebung
möglich. Ja die römische Herrschaft hat ohne
Zweifel Griechenland und die griechischen Schrif-
ten erhalten; denn wäre der Osten nicht durch
die Kräfte eines großen Reichs geschützt worden,
so hätten die Barbaren diese entvölkerten und
geschwächten Gegenden wahrscheinlich schon sehr
früh, unfehlbar aber in den Zeiten der großen
Völkerbewegungen, überwältigt und mit den ent-
arteten Griechen auch die Schätze vertilgt, wel-
che sie für auflebende Jahrhunderte bewahrten.
Roms Gesetzgebung war wenigstens für die rö-
misch gewordenen Völker ein großer Vortheil, so
wie sie auch uns unentbehrlich bleiben wird, da
wir die unserer Vorfahren nicht ausgebildet und
ihren Geist verloren haben; und wie die Vereini-
gung der römischen Welt der Ausbreitung der
Religion nothwendig war, wie Rom als ihr Mittel-
punct das gesammte Abendland bildete und mil-
derte, wird von Unparteiischen jetzt wohl nicht
leicht verkannt und geläugnet. So können wir
auf diese große Periode der Geschichte mit der
Beruhigung zurücksehen, daß den folgenden Ge-
schlechtern nach der Noth und dem Untergang
ihrer Vorfahren, durch das, was sich festsetzte,
wohl geworden ist. Von möglichen Ereignissen
zu reden, die im Keim erstickt sind, ist eitel; und
so wollen wir nicht trauern, daß Allen manches
unersetzte und unersetzliche Gut verloren gieng;
nicht fragen, ob der reichste Gewinn, den die
Nachkommen erlangt haben mögen, die Leiden
zertretener Geschlechter vergüten kann. Wir
wenden wenigstens von jenen Zeiten unser Auge
nicht so trübe und zweifelnd, als von den Schick-
salen des verheerten und verödeten Asiens, des-
sen schönsten Ländern, selbst dem Leben der
Natur entzogen, und jährlich mehr absterbend,
sogar die Möglichkeit blühenderer Zeiten versagt,
wo das Grab Schluß der Geschichte ist.

104. Zur Kritik der neueren historischen Kritik.

(*Ludw. Ross*, Hellenika. I. 1. [1846] Vorwort.)

Mein dreizehnjähriger Aufenthalt auf dem classischen Boden, im Angesichte der Monumente, und die Beschäftigung mit diesen, konnten nicht umhin, mich aufzufordern, das, was ich auf der Schule und auf der Universität gelernt hatte, an den Monumenten zu prüfen, und die fertig mitgebrachten Schulansichten mit den erhaltenen Denkmälern und mit der Ueberlieferung der alten Schriftsteller über dieselben zu vergleichen. Das Ergebniß dieser Prüfung und Vergleichung aber konnte für mich kein anderes sein, als daß ich Schritt vor Schritt dahin geführt wurde, in bei Weitem den meisten Fällen den wesentlichen Inhalt der alten Ueberlieferung, nach Abzug des Fabelhaften und der dichterischen Ausschmückung (welche Elemente dem unbefangenen, durch kein System gebundenen Blicke nicht schwer auszuscheiden sind), als wohlbegründet anzuerkennen, trotz der Einrede der neuesten Lehren der Schule. Ich will mich deutlicher erklären. Meine Studienjahre fielen in die Zeit, wo die philologische und geschichtliche Forschung über das Alterthum, wo die historische Kritik durch die Ansichten und die Behandlungsweise von Wolf und Niebuhr noch fast unumschränkt beherrscht wurden. Fr. Aug. Wolf hatte zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Persönlichkeit Homers angezweifelt und fast zu einer Nebelgestalt verflüchtigt, er hatte das Alter der hellenischen Schrift und mit ihr das höhere Alterthum der gesammten hellenischen Bildung verdächtigt und in Frage gestellt[1]). Weiter gieng dieser neckische dämonische Geist nicht. Er war zu klug, um sich an die Beantwortung der nächstliegenden Fragen zu machen, wie denn mit den von ihm auf dem beschränkten Felde der Schrift aufgestellten Sätzen, der seit dem siebenten und sechsten, ja selbst seit dem neunten und achten Jahrhundert in den verschiedenartigsten Urkunden und Denkmälern vorliegende hohe Bildungszustand der Griechen auf staatlichem und sittlichem, auf litterarischem und künstlerischem Gebiete zu vereinbaren sei, dem doch nothwendig eine lange Entwickelungszeit, lange Lehrjahre vorhergegangen sein mußten; und vor Allem, wie das unbegreifliche Phänomen zu erklären sei, daß das gesammte hellenische Alterthum sich eine viele Jahrhunderte umfassende unwahre Geschichte angelogen und zuletzt übereinstimmend und vollständig daran geglaubt habe. Zufrieden, sein Räthsel in die Welt geschleudert zu haben, hatte er selbst die Sache, so zu sagen, wieder fallen la war auf weniger als halbem Wege stehe ben. Ob er erschrak vor der Schwierig Lösung der weiteren Fragen, zu der sei wenn sie sich haltbar erweisen sollten, u lich aufforderten? ob Eitelkeit auf den er Beifall ihn abhielt, nochmals in die Bal treten und vielleicht bekennen zu müssen selbst die Folgerungen aus seinen Prämi niger ausdehnte, als seine Nachfolger? d Andere entscheiden, die den Verfasser legomena näher gekannt haben.

Indeß Wolf durfte nicht sorgen, er f Nachfolger, die weit über das Ziel hinau Der Charakter der Nation, die neue Id jeher begierig und fast fanatisch aufzufasse und der besondere Geist der Zeit waren Neuerungen auf dem Gebiete der Forschu günstig. Je weniger der Deutsche prakti Zustände zu verbessern weiß, desto eifri und findet er gleichsam Trost und Ers auf den Feldern des Denkens, Wissens nens; heute erwartet er das neue Heil und Niebuhr, morgen von Hegel, dan von Schelling. Leider hatte Napoleon Re wesentlich für Ideologen zu erklären. De tendste von jenen Nachfolgern Wolfs buhr; nur warf er sich auf ein anderes F Natur hatte diesen ungewöhnlichen Mai nem Reformator in staatlichen Dingen ge sie hatte ihn mit den wühlerischen T und mit der kühnen Combination aus die dazu gehören, ein Altes in Trümme lösen und aus den Trümmern ein Neue bauen, aber sie hatte ihm den Muth rakters versagt, der diese Eigenschaften a gen Orte zu verwenden weiß, oder Erziel Verhältnisse hatten ihm diesen Muth ver Niebuhr vergriff sich, als er sich der G zuwandte, ohne den schützenden, erh conservativen Geist des Historikers zu er war zum Revolutionär geboren. So holte sich denn durch ihn die Revolution, kurz zuvor in Frankreich auf dem Ge positiven Staatseinrichtungen zugetragen Deutschland auf dem Felde der Geschich hatte man den Thron der Bourbone un und die Königsgräber aus der Abtei von herausgerissen; hier schlug man die alt beinernen Sessel des Romulus und

r, und streute die Asche Homers und
[elden in alle Winde. Niebuhr verwarf
römische Geschichte, wie die Franzosen
Gesetzgebung; diese giengen auf die
nrechte zurück, um ihren neuen Staat
ien, unser Landsmann erfand sich zu sei-
iufe vorausgesetzte verlorene Geschichts-
und wußte genau, was darin gestanden
llte, um seinen politisch-historischen Ro-
die Stelle der Geschichte zu setzen. Auf
ihn wanderte später K. O. Müller in den
und den Doriern.
Virkung war ungeheuer, das Beispiel des
ren Erfolges war verlockend. Vergebens
einige Besonnene, die Masse ließ sich
hen. Jeder hätte für sein Leben gern
solcher zerstörender Held sein, auch ein
l Wolf und Niebuhr an sich tragen mö-
l wie es immer zu geschehen pflegt, das
m servum pecus überbot die Meister bei
Es war so wohlfeil, auf diesem Wege
ı gewinnen, so leicht mit dem Strome
zu schwimmen. Wer noch an das Alte
erzeugung glaubte, auf den organischen
enhang und die innere Uebereinstimmung
Ueberlieferung hinwies, der galt für ei-
achkopf; wer aber einzelne Brocken aus
ammenhange riß und keck daran zwei-
n hieß man einen Kritiker[2]). Da blieb
kel des Alterthums undurchstöbert. Man
len ältesten Nachrichten irgend eine un-
inliche Seite abzugewinnen — als ob un-
inlich und unwahr dasselbe wäre, und
lmehr in der Geschichte, selbst in der
rt, sehr oft das Unwahrscheinliche eben
Vahre, das Wahrscheinliche aber als das
sich zeigte — ; man rief dann Etymolo-
Hülfe (und oft, *dii boni!* welche Etymo-
um die in der Ueberlieferung erwähnten
n bloßen Personificationen, zu sogenann-
ern von Begriffen zu verflüchtigen[3]), man
gute Portion subjectiven Dafürhaltens
nd setzte so seine eigenen Erfindungen
telle der alten Geschichte, das Subject
telle des Objects.
ı man nun auf solchen Bahnen wandelte,
ı freilich mit der alten Ueberlieferung in
onflict und mit sich selbst in dem wun-
en Widerspruch. Aber indem man die-
lict, diesen Widerspruch für den höchsten
er Kritik erklärte, wußten die Forscher
ıus noch einen Lorbeerkranz zu flechten.
Geschichte wollte man haben, das war
iden, nur durfte sie nicht die alte sein;
eine Geschichte kann nur aus Quellenforschung
entstehen, das war ebenfalls eingestanden, man
mußte also auf die alten Quellen zurückgehen.
Aber indem man von Vorne herein mit der Ueber-
zeugung an sie gieng, daß ihr Inhalt ein unwahrer
sei, dienten sie nur dazu, »kritisch« beseitigt zu
werden, und ein beliebiges Mitgebrachtes ihnen
unterzulegen. Um sie zu beseitigen, wandte man
die bequemsten Mittel an. Bald waren es bloße
Priesterlügen, bald absichtliche Erfindungen der
Schriftsteller, um ihren angeblichen Vorurtheilen
gemäß (die man freigebig bei ihnen voraussetzte)
ihrem Volke ein hohes Alterthum anzudichten,
bald waren die leidigen Aegyptier an Vielem
Schuld, die dem Herodot und anderen griechi-
schen Reisenden eine Menge Unwahrheiten auf-
gebunden haben sollten, welche diese dann als
baare Münze nach Griechenland zurücktrugen und
dort in Umlauf setzten. Wo es irgend angieng,
wurden auch die Quellen selbst verdächtigt, als
nicht von den Verfassern herrührend, deren Na-
men sie an der Stirn trugen, als überarbeitet von
fälschungslustigen Diaskevasten, als untergescho-
bene Machwerke späterer Winkelscribenten. Die
parische Marmorchronik und ähnliche Urkunden
waren müßige Spielereien aberwitziger Schul-
meister, unwissender und lügenhafter Priester.

Mit dieser vermeinten kritischen Behandlung
der Erforschung des Alterthums, und zwar zu-
nächst des hellenischen, hieng noch eine andere
Richtung der Zeit zusammen: die Ueberschätzung
— ich sage es mit Bedacht — die fanatische Ueber-
schätzung der Griechen, die auf den höchsten
Gipfel getrieben wurde, so daß bereits Schiller
in einem Epigramm gegen dies hitzige Fieber
warnte. Die Hellenen, so wollte es der Zeitgeist,
die Hellenen sollten in allen Dingen selbständig,
ursprünglich, original gewesen sein, sie sollten
Alles, was sie zu einer so schönen Blüthe ge-
bracht, die Wissenschaften wie die Künste, selbst
erfunden und nur aus sich geschöpft haben. Man
kämpfte in Deutschland für den Ruhm, für die
reine und ungetrübte Ursprünglichkeit der Grie-
chen mit größerem Eifer, mit größerer Hinge-
bung, als wir es leider für unsern eigenen Ruhm,
für unsere eigene Selbständigkeit zu thun gewohnt
sind; mit weit größerer Leidenschaftlichkeit, als
es den Griechen selbst je in den Sinn gekommen
war. Vergebens stand ihr eigenes Zeugniß die-
sem entgegen, vergebens wiesen ihre beglaubigt-
sten Ueberlieferungen, namentlich auf dem Felde,
welches wir hier zunächst vor Augen haben, auf
dem Felde der bildenden Künste, ganz überein-
stimmend auf Aegypten und Vorderasien (Baby-

lonien, Syrien, Phönicien, Phrygien, Lycien) als auf die Länder hin, die in früher Civilisation ihnen weit vorangegangen wären, und von woher ihnen Einwanderer und Handelsverkehr die Keime dieser Künste zugeführt oder wo sie selbst sie geholt hätten. Der unerschrockene Muth der deutschen Kritik verwarf auch diese Zeugnisse mit fester Zuversicht, und behandelte sie mit Spott und Verachtung. Wir wußten Alles besser: alle höhere Geistesbildung in staatlicher Entwickelung, in Religion und Litteratur, und alle Künste, die Baukunst mit ihren Schwesterkünsten der Malerei und Bildnerei, hatten die Griechen sich selbst erfunden und aus eignen Anfängen zu solcher Höhe ausgebildet. Daß sie von den Aegyptiern gelernt, hatten sie sich wieder nur von den dortigen schlauen Priestern einreden lassen, und hier wies man triumphirend auf ihr eignes Zeugniß hin, daß ja Aegypten vor Psammetich ein verschlossenes Land gewesen sei: wobei man denn freilich absichtlich ignorirte, was die hellenische Ueberlieferung von frühen Eroberungszügen ägyptischer Herrscher nach Asien und Europa und von ägyptischen und phönikischen Einwanderungen erzählt, und was selbst in den homerischen Gedichten auf nahe Bekanntschaft und vielfachen Handelsverkehr mit diesen Ländern hindeutet, und wobei man mit geringem historischem Scharfblick übersah, daß die nächsten Zeiten vor Psammetich in beiden Ländern eine Epoche innerer Zerrüttung gewesen waren, die nothwendig eine Beschränkung und theilweise Unterbrechung des Verkehrs herbeiführen mußte: in Aegypten die Zeit äthiopischer Fremdherrschaft, in Griechenland die Zeit der inneren Kämpfe des Ueberganges aus kleinen Fürstenthümern in Republiken. Alles wurde verworfen, die Griechen sollten einmal das erste und ursprünglichste Volk der Geschichte sein, daran zweifeln war ein Frevel am Heiligen. So gerieth man denn, ohne sich dessen bewußt zu sein, in den seltsamen Widerspruch, daß man die Griechen auf ihre eignen Kosten so hoch erhob: daß man, während man in ihnen das geistreichste, scharfsichtigste, denkendste Volk verehrte, ihre hervorragendsten Geister, einen Herodot und Platon, einen Thukydides und Aristoteles, der äußersten Beschränktheit und Unkritik zieh, weil sie nicht weniger als der große Haufe an die Wahrheit ihrer nationalen Ueberlieferungen glaubten. Man vergaß dabei wieder, welch einen Reichthum von Zeugnissen und Urkunden, von Denkmälern aller Art, die uns jetzt abgehen, diese Männer noch vor Augen hatten, um die geschichtliche Wesenheit eines Orpheus und Linos, eines

Herakles und Oedipus, eines Theseus u
memnon, oder auf dem Felde der Kuns
Dädalos, Smilis und Endöos daran zu e
Das sogenannte Heroenalter als solche
man wohl nicht ganz wegläugnen, denn
doch der Zeit der höchsten Blüthe, die
Solon an als geschichtlich gelten ließ, ein
Zeit der Entwickelung, es mußte dem H
Gestern vorangegangen sein; Homer und
waren da, irgend Jemand mußte doch dies
gedichtet haben; das Schatzhaus des A
Mykenä stand da, in hoher Vollendung
noch abweichend von allen späteren grie
Bauten, es mußte doch von irgend Jema
baut worden sein. Aber mit beharrliche
sinn, mit abergläubischer Scheu verwarf di
jede Ueberlieferung einer bestimmten Pe
keit aus dieser Zeit: während die histori
schung sonst bemüht ist, in dunklen Ge
epochen feste Gestalten aus dem däm
Lichte auszuscheiden, war sie hier ebe
bemüht, in einer vergleichungsweise g
dunklen Zeit viele Hunderte scharf und
mit bestimmt ausgeprägten Charakteren,
gegentretender Persönlichkeiten, deren D
in Schrift und Kunst zum Theil noch b
ihnen zeugen, in Nebelbilder eines Ossi
pherson aufzulösen [4]). Alle überlieferte
sollten nur dichterische und mythische P
cationen, nur Träger von Begriffen sein;
wurde zum Buntmacher, Smilis zum S
— des Kekrops als niederfallenden Reg
Achilleus als des lippenlosen Flusses, de
ren als physikalischer Experimente oder
als Chaos gar nicht zu gedenken —; u
man den Griechen die Abgeschmackthe
schob, an so faden Wortspielen, an so
schen Etymologien sich nicht allein erg
dern sich selbst bis zu dem Grade da
täuscht zu haben, daß sie diese ihre eige
gespinnste, *aegroti somnia vana*, späte
schichtliche Wahrheit gehalten hätten; in
sie, sage ich, für aberwitzige Flachköpfe
glaubte man ihrem Geiste die größte
Anerkennung zu erweisen. Wie hätten
(so tröstete man sich) über ihre frühe
etwas Sicheres wissen können, da man
die Wolfische Schule für erwiesen ansah
Gebrauch der Schrift, wenigstens für z
hängende Aufzeichnungen, nicht weit
sechste Jahrhundert vor unserer Zeitrech
aufgereicht haben könne; da man hartn
bei verharrte, die bekannte schöne Stell
Dichter einen Brief so poetisch, so ganz

rstellungsweise angemessen umschreibt
8):

πόρεν δ' ὅγε σήματα λυγρά,
ς ἐν πίνακι πτυκτῷ θυμοφθόρα πολλά,

ıtung Wolf selbst mit feinem Tacte sich
ndere Gelegenheit vorbehalten hatte[5]),
jede andere unnatürliche Weise zu er-
s einfach und wortgemäß vom Schreiben
fes zu verstehen: gleich als ob eine klar
che Bilderschrift, ein mit Sicherheit zu
noderner Rebus, nach Art der illustrir-
g, oder selbst eine ägyptische Hiero-
vo Buchstaben und Sylben durch Bilder
werden, nicht schon als Substrat den
ıd die Uebung einer Buchstabenschrift
ten; als ob ferner ein offenes Sendschrei-
Volf und die Seinen sich ängstlich gegen
ıken der Versiegelung bei dem *πίναξ*
räuben) nicht dem Bellerophon eben so
ch hätte sein müssen, wie dem Empfän-
ıls ob endlich, da sie sich darauf stützen,
r sonst nirgends der Schreibkunst er-
ne so kunstreiche Bilderschrift nicht weit
r Illustration *in usum Delphini* bedurft
se ungereimte Forderung, daß das Epos
rsationslexikon *de omni re scibili et de
aliis* sein sollte, stammt freilich schon
Alterthume, und schon Platon und an-
haben sich durch die Beschwerde lächer-
cht, daß Homer seine Helden mit ge-
Eberrücken nähre, statt sie an Fisch-
ıgen zu lassen[6]); aber gerade in Bezie-
die Schreibkunst hat ja Homer dieser
ng genügt, so deutlich als nur immer
der epischen Dichtung es zuließ.
und ähnliche Vorstellungen beherrsch-
beherrschen zum Theil noch, die ge-
lterthumswissenschaft, sie giengen vom
Litteratur auf die anderen Gebiete über,
ihnen wurde fortan Alles gemodelt. Die
n Tempel, Statuen, Weihgeschenke,
r aller Art, zum Theil mit Inschriften
aus den frühesten Jahrhunderten, wel-
lot, Thukydides, Aristoteles, Strabon,
, Plinius und Andere, als zu ihrer Zeit
ten, als von ihnen gesehen und geprüft
— und die Zahl solcher namentlich er-
Denkmäler geht in die Hunderte, wie
haben sie unerwähnt gelassen, wie viele
ihrer Zeit in den unablässigen Kriegen
tergegangen! — alle diese Denkmäler,
stenz man doch solchen Zeugen gegen-
abläugnen konnte, mußten für unter-
gelten. Priesterbetrug, nationale Eitel-
keit und Ansprüche der einzelnen Städte und
Heiligthümer hatten sie erfunden. Man hielt sich
gar nicht bei den so nahe liegenden Fragen auf:
wer hatte, da die Unterschiebung solcher Monu-
mente doch oft ein kostspieliges Vergnügen war,
in jedem einzelnen Falle die Selbstverläugnung
gehabt, um eines schlechten Scherzes willen sich
in Kosten zu setzen, lieber als sich selbst ein
Denkmal zu errichten?

[1]) Dergleichen war damals, wo die Rousseau, die Herder u. s. w. sich soviel mit den Urzuständen der Menschheit beschäftigten, an der Tagesordnung. Wolf machte einen geistreichen Versuch, einen Einfall Rousseau's (*Prolog. p.* 90. *not.* 54) philologisch einzukleiden, um zu sehen, wie er sich in solchem Gewande ausnehme, mit gewandter sophistischer Dialektik, in einer reizenden verführerischen Sprache, zuversichtlich und keck, wie der Advocat einer schlechten Sache, aber mit den schwächsten historischen und kritischen Gründen. Er mußte die Auctorität des gesammten Alterthums verwerfen, und konnte sich dagegen nur auf die paradoxe Behauptung eines polemischen Parteischriftstellers, des Josephus, und auf die subjectiven Einfälle eines Eustathios und anderer späterer Scholiasten stützen. Wenn aber die Alexandriner dem Homer die Schrift abgesprochen hätten, sollte sich keine Spur dieser Meinung bei älteren *probatis auctoribus*, bei Plutarch, Plinius, Cicero, Quintilian u. s. w., bei griechischen und lateinischen Grammatikern erhalten haben? Auch empfand Niemand besser als Wolf selbst die inneren Widersprüche seiner Sätze, welche es ihm nicht gelang, alle künstlich zu verstecken; vielmehr hat er mit bewunderungswürdiger Kunst in den Prolegomenis seine Behauptungen so gestellt und ihnen wieder so viele Zweifel beigemischt, daß es ihm leicht war, mit Ehren den Rückzug anzutreten, falls sein kecker Versuch nicht Boden griff. Eine solche Rückzugspforte ist der in verschiedener Form öfter wiederkehrende Satz: *Ceterum mihi, spero, minus succensebunt, ab Homero non tam cognitionem litterarum quam usum et facultatem abjudicanti.* Ein Dichter aber, der schreiben kann, und es doch vorzieht, 30,000 Hexameter aus dem Kopfe zu machen und sie Andern durch mündliche Wiederholung mitzutheilen — was sich Wolf wohl dabei gedacht haben mag?

[2]) Bunsen, Aegypten III. 29: »Es erscheint, in unsrer Zeit besonders, kritischer, Etwas zu läugnen, als Etwas für wahr anzunehmen.«

[3]) Wie weit vollends das jüngere Geschlecht auf solchem Wege sich verirrte, davon hier ein Paar ergötzliche Beispiele. Böckh erzählt (Ueber

die theräischen Inschriften S. 37), daß Jemand ihm einmal alles Ernstes den Einfall mitgetheilt habe, Σωφρονίσκος und Φαιναρέτη, der kleine Klügler und die Tugendzeigerin, als Eltern des Sokrates seien bloß Personificationen seiner Eigenschaften; und erst vor drei Jahren hatte Herr Brunn (*Artiff. tempp. p.* 1. 2) den geistreichen Einfall, der Name des Künstlers Strongylion könne auch wohl ein fingirter sein, *ut sit ejus, qui opera facit rotunda.* — Ich würde mich anheischig machen, den ganzen peloponnesischen Krieg mit allen seinen Namen, mit Perikles, Kleon, Demosthenes, Nikias, Alkibiades u. s. w. als eine sittlich-politische Dichtung nachzuweisen, als einen Kampf der Principien des Fortschrittes (Ἴωνες), localisirt in der Stadt des göttlichen Denkens (Ἀθῆναι), und des historisch Gegebenen (Δωριεῖς), localisirt in dem am Boden gewurzelten Staate (Σπάρτα, Σπαρτοί) diese absurden Spielereien zu etwas dienten, als in müßigen Augenblicken d lachen.

[4]) „Thatsachen und Persönlichkeiten w durch nicht fabelhaft, daß die genaue Z mung für sie fehlt; ihre Geschichtlich durch diese vollendet, nicht aber beding sen, Aeg. II. 16.

[5]) *Proleg. pag.* 86: *Qualis tamen ille qualia signa Proeti, lobatae monstrata, q alius loci.* Und *pag.* 87: *Sed haec accura canda sunt in singulari quaestione de symbol* Wie vorsichtig und schlau! Man sieht, W seine Leute.

[6]) Platon, Staat III. 404 B. Vgl. die tatoren zu Athen. 1, S. 25.

---

105. Nero, nach Tacitus.

(*K. Hoffmeister*, Die Weltanschauung des Tacitus [1831] S. 157—165.)

Weil Nero Domitius der noch allein übrige männliche Sprößling des Germanicus war[1]), begünstigte ihn das Volk vor seinem unechten Bruder Britannicus. Solche treue Liebe zu dem Gestorbenen lebte noch nach langem Zeitraume in dem Volke, daß es sie hoffnungsvoll auf den Enkel übertrug, und diese Vorliebe ließ auch das fabelhafte Gerücht entstehen, Nero's Jugend sei durch bewachende Schlangen beschützt worden. Als bald darauf nach der Vermählung seiner Mutter, der jüngeren Agrippina, mit dem Kaiser Claudius, Nero von diesem an Kindesstatt angenommen, mit des Kaisers Tochter, Octavia, verlobt[2]) und im sechzehnten Lebensjahre verehelicht[3]), und allenthalben mit Hintansetzung des eigenen Sohnes des Kaisers, Britannicus, von der kaiserlichen Familie begünstigt wurde: mußte sich diese Liebe des Volks auch auf den Alles billigenden Senat überpflanzen[4]), dessen niederträchtige Schmeichelei dem eitlen Jüngling die höchsten Ehrenstellen mit vielen Auszeichnungen zuerkannte[5]), und ihm später im Tempel des Mars eine Bildsäule von gleicher Größe mit der des Gottes[6]) und eine andere von gediegenem Golde und Silber errichtete[7]), anderer Ehrenverschwendungen nicht zu gedenken[8]). Die errungenen Vortheile aber befestigte und erweiterte die ganz selbstsüchtige Liebe der unnatürlichen Agrippina, welche ihren einzigen Sohn etwa so begünstigte, wie früher die Livia ihren Liebling Til daß das Schicksal des bei Seite geschob tannicus endlich Jeden mit Mitleid an erfüllte[9]), welchen Antheil weder Nerı im Circus[10]), noch dessen von Seneca ten Prunkreden ersticken konnten[11]). hoben ihn das Andenken an German Schlauheit der giftmischenden Mutter un terstützung des Burrus auf den Thron[12] solchen äußeren Verhältnissen war N eine den Geist zügelnde und läuternd aufgewachsen. Obgleich er keineswegs war, hatte doch sein lebhafter Geist[13]) benalter an mehr Hang zu Arbeiten Grabstichel, zum Malen, Singen, Wag höchstens zum Versemachen, als zur Beschäftigung, so daß er, zuerst von a ren, sich die Reden, die er hielt, von dern, seinem Lehrer Annäus Seneca, lassen mußte[14]). Wenn ihm auf diese gar die einem Römer nothwendigste Bi gieng, hatten ihm seine Erzieher dann, Tugend keinen Eindruck mehr auf ih die Befriedigung seiner Lüste zugestande nur unter ihrer Leitung zu behalten[15]). herangewachsen, ohne eine Disciplin s herrschenden Phantasie und ohne eine nes regen Affectenspiels zu kennen. Sei unmächtig mußte er dem folgen, wen

ıten Naturkräfte, Phantasie und Affect,
oder wozu ihn seine Umgebung be-
In der ersten Zeit seiner Herrschaft,
er den Besseren gehorchte, übte seine
/erbrechen, an denen er nicht Schuld
verbreitete der eitle Seneca durch den
s Princeps häufige Reden, welche des
gute Vorsätze[17]) und des Lehrers herr-
ıren und Talent, Reden zu machen[18]),
'ag stellen sollten, und bewog der wür-
us den unerfahrnen Herrscher zu weisen
n und Handlungen, z. B. dem großen
ı Corbulo den Oberbefehl im armenischen
ı geben[19]), und sogar die Schmeichelei
zurückzuweisen[20]). Aber die schon
ıährten, bisher nur verborgenen Lüste[21])
ıothwendig bald hervorbrechen, und die
ıen Freunde des Genusses mußten die
ler Einschränkung verdrängen. Daß es
:lassene Acte war, in deren Netz Nero
l, war eine zufällige Sache, und ward
n tugendhaften Männern zulässig befun-
:he durch kleinere Zugeständnisse größere
ʒen verhüten wollten. Nicht so klug aber
e durch Herrschsucht und ihre Verbre-
rblendete Mutter, welche, erschrocken
tlich besorgt wegen des sich täglich mehr
ien Gehorsams von Nero, diesem in gro-
ınschaft die stärksten Vorwürfe über seine
;e Liebe machte[22]), ihren Sohn dadurch
ınso sehr von sich abstößt, als sie ihn
ıe ebenso unzeitige Schmeichelei von sich
, zu der sie plötzlich sich selbst wegwer-
rgieng. Als sie ihm aber endlich drohte,
Britannicus von Rechtswegen allein die
ft gebühre[23]), da erschrak der Jüngling
über die Worte des rasenden Weibes,
ıch ihn selbst, wie ihren Gemahl Clau-
rgiften lassen konnte. Und diese sich
unbeherrschten Phantasie vergrößernde
welche um so wirksamer sein mußte, da
ı der Wahrheit der Aussage der Mutter
war, und er den schmählich hintange-
ritannicus bemitleidet[24]) und beliebt sah,
ıußte ihn unter anderen begünstigenden
ın nothwendig zum Brudermord führen.
Nero, dessen unruhiger Geist ein langsa-
brechen nicht ertragen kann[25]), die grau-
That rasch vollbringen[26]), welche ihren
zu einer Reihe ähnlicher Unthaten hin-
ıußte, besonders da das Volk den Bru-
— verzieh, weil die Zwietracht unter
aus dem Alterthum bekannt sei und die
ft keine Theilung erdulde[27]), und da die

Vornehmen sich durch Geschenke beschwichtigen ließen, welche sogar »auf sittliche Würde Anspruch machende Männer« an Nero's Hofe, wie erbeutetes Gut unter sie vertheilten[28]). Durch diesen heimlich vollbrachten Mord (denn zu einer öffentlichen Gräuelthat hatte der von Natur Feigherzige den Muth nicht) war er wie mit einem Schlage dem Zwang der Mutter und der Leitung seiner Rathgeber entwachsen! Sein sanguinisches Temperament konnte jetzt, gleichsam aller Fesseln frei (denn eine innere Fessel der sittlichen Scheu und der verständigen Ueberlegung hatte er nie gefühlt), das Spiel ungebundener Einfälle und Gelüste beinahe frei in Handlungen übertragen. Daher durchschweifte er jetzt voll entehrenden (*foedus*) Muthwillens mit seinen Trinkgesellen in Sclavenkleidern zur Nachtzeit die Straßen und Gassen Roms, befahl im Trunke, seine Mutter ohne Verhör umzubringen (was jedoch Burrus noch hintertrieb)[29]), und wollte sogar in einer Anwandlung von Großmuth oder von Eitelkeit (denn die Eitelkeit war ein natürliches Erzeugniß seiner vorherrschenden Phantasie bei dem Mangel jeder Geistestüchtigkeit) der römischen Menschheit alle Zölle erlassen[30]). So durch stete Uebung genährt wuchsen seine phantastischen Leidenschaften natürlich ins Ungemessene, bekamen aber ihre bestimmte und mehr geregelte Richtung erst dann, als Nero in die Gewalt der geistreichen und klugen Buhlerin Sabina Poppäa kam[31]), welcher der Unselbständige bis zu ihrem Tode unterworfen blieb[32]). Diese römische Lais trieb ihn allmählich durch erregte Furcht und Hoffnung, durch gewährte und verweigerte Genüsse, durch den Wechsel des Scheltens und Liebkosens gleichsam zum sittlichen Wahnsinn, — zum Mord seiner Mutter und zur Verstoßung seiner schuldlosen Gemahlin Octavia. Wohl hatte die unzüchtige Ehebrecherin und Giftmischerin Agrippina den Tod verdient, aber nicht durch die Hand ihres eigenen Sohnes, und nicht einen so kläglichen Meuchelmord. Daß er aber die tugendhafte Octavia, welche ihrem geliebten und trefflichen Bräutigam Lucius Silanus entrissen wurde, um in ein Haus geführt zu werden, wo sie nur Trauervolles sah[33]), um an ein verwildertes Wesen gekettet zu werden, welches eine Abneigung vor ihr hatte, durch eine Art von Verhängniß, oder weil das Unerlaubte einen stärkeren Reiz hat[34]), — daß er die Reine und Schmerzensreiche verstieß, aus Furcht vor dem Volke wieder zurückrief, abermals verbannte, und nach einer Anschuldigung, »welche schwerer, als jeder Tod ist,« ermorden ließ, — diese Unmenschlichkeit übersteigt noch mehr, als

sein Muttermord[35]), jede menschliche Klage. Wie aus Nero's Zeit Seneca durch seine Gelehrsamkeit, wie Thrasea durch seine Tugend, so ist Octavia der Nachwelt durch ihr Unglück empfohlen. Wo es ein gefühlloses Herz gibt, da erzähle man ihr Schicksal, und es wird sich das Auge mit ungekannten Thränen füllen; und wo sich ein unglücklicher Mensch findet auf der weiten Erde, da erzähle man ihr Schicksal, und er wird sich mit seinem Loose versöhnen!

Wenn Nero solche Verbrechen unternimmt, ist er voller Furcht, und wenn sie unglücklich ausgeschlagen zu sein scheinen, da ist er von Schrecken wie entseelt[36]); wenn sie glücklich vollbracht sind, da zieht er anfangs noch die Maske der Heuchelei vor[37]); wenn er aber endlich gar nichts mehr zu fürchten hat, da überflügelt sein Uebermuth noch die öffentliche Niederträchtigkeit[38]), und — er dankt den Göttern für seine glücklich vollbrachten Thaten[39]). Diese Kunst des Tiberius, die Heuchelei, stimmte aber eigentlich von Natur aus wenig zu seinem Charakter, der nicht geschaffen war, sich Gewalt anzuthun; sie war aber bei seinem Verbrechen nothwendig[40]), und an dem fürstlichen Hofe hatte sie sogar schon die unerfahrene Octavia gelernt[41]). Wenn daher Tacitus sagt, „Nero sei von Natur geschaffen und durch Gewohnheit geübt gewesen, seinen Haß in erlogene Schmeicheleien zu verdrehen[42]),“ so ist dies schwer mit seiner phantastisch-affectvollen Natur zusammenzureimen. — Aber jetzt nicht mehr durch die Scheu vor der Mutter gezügelt, und durch die größten Verbrechen für kleinere vorbereitet, erkannten seine Lüste und Leidenschaften keine Grenze und kein Gesetz mehr, so daß er, alle Volkssitte verletzend und aller öffentlichen Meinung Hohn sprechend, in wahnsinniger Eitelkeit sich als Wagenlenker zeigte und als Citharspieler zuerst in kleineren, geschlossenen Gesellschaften[43]), dann allmählig öffentlich in Neapel und zuletzt in Rom vor dem Volk auftrat[44]). Dieses sittenwidrige und sittenzerstörende Preisgeben seiner Ehre suchte er, phantastisch, wie er war, durch das Beispiel der Heroen und Götter zu rechtfertigen[45]). In einem geheimnißvollen, noch nicht erklärten Bunde steht, selbst bei Thieren, mit der Wollust die Grausamkeit, welche bei Nero durch die aus Verbrechen entstandene und neue Verbrechen hervorrufende[46]) Furcht noch vermehrt wurde, und welche selbst der Ehre[47]) anfachte, welcher allen ungeregelten lebhaften Gemüthern gemeinschaftlich ist. So ist es nicht zu wundern, daß am Ende die Grausamkeit zur herrschenden Leidenschaft seines Gemüthes

wurde[48]). Diese Grausamkeit wurde
Schmeichelei, welche alle seine Verbr
herrliche Thaten ausgab[49]) und durch
sende Furcht des bösen Gewissens[50]),
nach der pisonischen Verschwörung, so
daß er über die ihm vorgezeigten Hä
Ermordeten spottete[51]), und sich an de
schrecken, den er Anderen einjagte, w
Auch verdrängten die zügellosen Verg
diese Grausamkeit keineswegs[53]), sond
schafften ihr vielmehr neuen Stoff[54]).
Menge von ausgezeichneten Männern un
der Tyrann dieser raschverfahrenden[55])
keit zum Opfer brachte, soll hier nicht
werden, da auch dem Tacitus die Aufzä
ser Mordthaten Ueberdruß erregte[56]).
aber seine gefühllose Grausamkeit in d
Verbindung mit seinem phantastischen Si
davon liefert jener Gesang ein Beispiel
von seinem Palaste aus zu der Zeit hielt
vor ihm liegende, wahrscheinlich von i
zündete Rom in Flammen aufloderte[57]).
natürlich ist es, daß sein ungeregelter
sich weder in Freude noch im Schmerz
konnte[58]), denn die Mäßigung ist ja nur
der Bildung; und daß sich an seine Eitel
Schwester, die Leichtgläubigkeit, anschl
beide sind darin eins, daß sie auf das E
Da die Befriedigung seiner Lüste eine
Verschwendung nach sich zog, so g
z. B., daß in Hoffnung eines großen
dessen nicht zu bezweifelnde Ausgrabun
trogener Betrüger vorgespiegelt hatte,
Schätze des Reiches sorglos verschleu
den[60]).

So sehen wir Nero's schöne Naturanl
dem Eitlen, Abenteuerlichen und eine
chen Schöngeisterei zuwenden, welche
der Philosophie ihr Spiel trieb[61]), sein
gelten Begierden aber durch Befriedig
Lüste und freche Verletzung der Volkssi
Zorn und Furcht, in alle Laster (*flagitia*)
brechen (*scelera*) ausschweifen, und d
Vereinigung aller dieser Untugenden da
nes ganz verwilderten Lebens (*saeviti*
hen[62]), in welchem sich keine Spur m
irgend einer Römertugend. Aber die
Volke und Heere, welche, wie er sich
für sein Leben sehr besorgt war[63]), hi
Kaiser durch ein bekanntes Mittel, d
schenke und Festspiele, gewogen[64]); d
er gegen das Ende seiner Regierung d
worbenen Soldaten mehr, als den Vet
und den Auswärtigen mehr, als den Bü

. XI. 11. 12. [2]) *Ann. XII.* 9. [3]) *Ann.* [4]) *Ann. XII.* 25. [5]) *Ann. XII.* 41. [6]) *Ann.*) *Ann. XIII.* 10. [8]) *Ann. XIII.* 41. [9]) *Ann.* 2. [10]) *Ann. XII.* 52. [11]) *Ann. XII.* 54. *XII.* 69. [13]) *Ann. XIII.* 3. [14]) Ebendas. *III.* 2. [16]) *Ann. XIII.* 1. [17]) *Ann. XIII.* 4. *III.* 11. [19]) *Ann. XIII.* 8. [20]) *Ann. XIII.* 10. *III.* 1. *additis adhuc vitiis.* [22]) *Ann. XIII.* 13. *XIII.* 14. [24]) *Ann. XIII.* 15. *unde orta manifestior.* [25]) *Ann. XIII.* 15. [26]) *Ann. XIII.* bend. [28]) *Ann. XIII.* 18. [29]) *Ann. III.* 20. *III.* 50. [31]) *Ann. XIV.* 1. [32]) *Ann. XVI.* 6. *XIV.* 63. 64. [34]) *Ann. XIII.* 12. [35]) Vergl. 11. [36]) *Ann. XIV.* 7. [37]) *Ann. XIV.* 10. *servitii victor.* [39]) *Ann. XIV.* 13. 64. *XIV.* 4. [41]) *Ann. XIII.* 16. [42]) *Ann. XIV.* *Ann. XIII.* 25. [44]) *Ann. XV.* 33. [45]) *Ann.* *XIV.* 14. [46]) *Ann. XIV.* 57. *Tigellinus — metus ejus rimatur.* [47]) *Ann. XVI.* 6. *Poppaea mortem obiit, fortuita mariti ira, a quo gravida ictu calcis afflicta est.* [48]) *Ann. XVI.* 18. *Crudelitatem principes, cui ceterae libidines cedebant.* [49]) *Ann. XIV.* 60. [50]) *Ann. XV.* 36. *Facinorum recordatione nunquam timore vacuus.* [51]) *Ann. XIV.* 58. 59. [52]) *Ann. XV.* 69. [53]) *Ann. XV.* 35. [54]) *Ann. XVI.* 5. [55]) *Ann. XVI. Tanquam promptum ad caedes principem. Ann. XIII.* 15. *Lenti sceleris impatiens.* [56]) *Ann. XVI.* 16. [57]) *Ann. XV.* 39. [58]) *Ann. XV.* 64. *Nero ultra mortale gaudium egit; — atque ipse ut laetitiae, ita moeroris immodiens egit.* [59]) *Ann. XVI.* 1. [60]) *Ann. XVI.* 2. [61]) *Ann. XIV.* 16. [62]) *Ann. XV.* 61. *Saevientis principis.* 62. *Saevitia Neronis.* [63]) *Ann. XV.* 70. *Ille gaudium id credens.* [64]) *Ann. XV.* 36. *XV.* 18. [65]) *Ann. XV.* 59. [66]) *Ann. XV.* 58.

---

106. Gregor VII. Tod. Die Urtheile über ihn.

(*Joh. Voigt*, Pabst Gregor VII. [1846] S. 605—625.)

nd deß verweilte der Pabst Gregorius in Noch gegen Ende des Jahres 1084 hatte ne Synode gehalten und auf dieser den gegen den Kaiser erneuert. Seit dem les J. 1085 war er viel mit Betrachtung und weltlicher Dinge beschäftigt und ost aus der Schrift und aus dem Leben it. Schon im Januar fühlte er eine be- Schwäche seines Körpers, denn die Lei- etzteren Zeit hatten auf ihn sehr einge- ie Erschöpfung nahm bis in den Mai so zu, daß er das Krankenlager schon r verlassen konnte. Da rief er seine en Freunde, mehrere Cardinäle und ge- chöfe vor sich; sie standen alle am ihn im Gebete und ertheilten ihm den seine Mühen und seine Lehren. Da : „Geliebteste Brüder, ich will keine aten sehr rühmen; aber darauf vertraue ich stets das Recht geliebt und Gottlo- haßt habe.“ Und als Jene ihren bangen nach seinem Tode beklagten, erhob er en gen Himmel, breitete seine Hände rach: „Ich steige dort hinauf und über- mit flehentlichen Bitten dem gnädigen

n ihn darauf fragte: in wessen Händen inem Hinscheiden unter diesen Stürmen der Kirche wissen möchte, nannte er drei zur Wahl fähige Männer: Desiderius, Abt auf Monte Cassino, unter den Bischöfen den Bischof Otto von Ostia und Hugo den von Lyon. Ueber die Anfrage wegen der Gebannten: ob er sie vom Fluche freisprechen wolle, gab er drei Tage vor seinem Tode den Bescheid: „außer Heinrich, den sie König nennen, außer Wibert, der den Stuhl zu Rom überfallen, und Allen denen, die durch Rath und Beistand deren Schlechtigkeit und gottlosen Sinn begünstigen, absolvire und segne ich alle Menschen, die unbezweifelt glauben, daß ich die besondere Macht an der Apostel Petri und Pauli Statt habe.“

Darauf sprach er noch manches ermahnende Wort und gab die Warnung: „Im Namen Gottes, des Allmächtigen und kraft der heil. Apostel Petri und Pauli gebe ich Euch die Lehre: haltet keinen für einen echten römischen Pabst, wenn er nicht nach kirchlicher Ordnung und kraft der Vollmacht der heil. Väter erwählt und geweiht ist.“

Da die Stunde des Scheidens näher und näher rückte, ließ er von allen Anwesenden durch einen Handschlag das Versprechen geben, daß Heinrich und Wibert niemals in den Schoß der Kirche aufgenommen werden sollten, bis sie Beide ihren angemaßten Würden entsagt und dem apostolischen Stuhle sich unbedingt unterworfen hätten. Als er schon in großer Schwachheit den Hingang seiner Seele vorempfand, sprach er seine letzten

Worte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Gottlosigkeit gehaßt, darum sterbe ich in Verbannung!"[1])

Darauf soll ein ehrwürdiger Bischof erwiedert haben: „Herr, Du kannst nicht in Verbannung sterben, denn Du hast an Christi und der Apostel Statt durch göttliche Verfügung die Völker zum Erbtheil und die Grenzen der Erde zum Besitzthum empfangen."

Diese Worte aber vernahm er nicht mehr. Sein Geist war schon hinüber. Sein Todestag ist der 25. Mai. Den heiligen Stuhl hatte er verherrlicht zwölf Jahre, einen Monat und drei Tage.

Seine Leiche wurde zu Salerno in der Kirche des heiligen Matthäus, die er selbst vor Kurzem eingeweiht, beigesetzt.

.... Selten hat wohl ein Mann einerseits ein so ungünstiges und schwer verdammendes Gericht in der Nachwelt gefunden, als dieser; und selten ist andererseits ein so unbedingtes Lob, eine so unbegrenzte Hochachtung und Verherrlichung über einen großen Mann der Weltgeschichte ausgesprochen, als über ihn. Hören wir noch, wie man über ihn als Pabst und über seinen Charakter geurtheilt, so sehen wir ihn von Vielen „als Märtyrer und Heiligen verehrt, von Andern als Urheber eines unglücklichen Systems verflucht, das damals alle Kirchen zerriß, die schlechten Geistlichen in die Waffen und ins Getümmel des Lebens rief, die frömmeren in der Angst ihres Herzens zu Hunderten in die Klöster trieb, den Staat und die Kirche Jahrhunderte lang entzweite[2]);" finden wir ihn hier „frech, boshaft und voll von Ränken, einen tollkühnen Waghals" genannt, „der jedoch ein Weltmann von feinster Klugheit und ein Held vom entschlossensten, standhaftesten Muthe« gewesen; dabei »verschmitzt und niederträchtig, mit dem Anscheine von edlem Stolze, ein eingebildeter Heiliger, den seine Nachkommen angebetet haben, und ein Mensch ohne Religion, ohne Treue und Glauben, den ein vertrauter Freund seinen heiligen Satan nannte[3]).« Dort dagegen sehen wir seine »bewundernswerthe Langmuth und Nachsicht, seine zuvorkommende Güte und Sanftmuth und wahrhafte Heiligkeit des Wandels hoch gerühmt[4]). Von diesem wird »sein großer Geist«, werden »seine ungemeinen Gaben, seine Menschenkenntniß und Klugheit« bewundert, aber ihm dennoch »Verstellung, List und Ränke, unbändiger Stolz, grenzenlose Herrschbegierde, trotziger Starrsinn« vorgeworfen[5]). Von jenem wird er »standhaft wie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet, streng in seinen Sitten genannt[6]).« Wiederum ar tet das Urtheil, wenn es über ihn heiß geiz und Herrschsucht waren die Hauptt seiner Handlungen, seiner Worte, seine ken. Er war zum Herrschen geboren, er als Priester, als Pabst, vom Throne ge der Verbannung, wie in der Fülle sein Er hatte sich ein ungeheueres Ziel ges Welt zu beherrschen durch das Wort rasch darauf zu, verfolgte es mit alle kraft, mit jedem Opfer, selbst vom Tode unbeugsam. Den ehrgeizigen Entwürf die Frage über die Sittlichkeit der M Zweck, endlich des Zweckes selbst weicl aber bei anderen Menschen gemeine S keit ist, erhält bei den ungewöhnlichen den Stempel der Größe, der selbst den chen sich aufdrückt. Der Maßstab is denn das Außerordentliche läßt sich n Außerordentliches bewirken. Seine ga war nur erfüllt von dem Einen Geda Herrschaft[7]).« — So die Urtheile übe Wir wollen mit Keinem von diesen hie

Es ist unmöglich, über Gregorius e zu fällen, welches bei der Verschiede Ansichten über Wesen und Stellung de und der Kirche im Mittelalter für Jeder ein unbedingt vollgültiges dastehen und ihn gewinnen oder Allen auch nur genüge Sein großes Ziel — er hatte nur Eins alle seine Gedanken, sein Streben und aufgiengen — liegt vor uns: die Freiheit che*). Es ist die Sonne seines Leben Strahlen die ganze christliche Welt dur sollten; es ist der Brennspiegel seines auf welchem alle seine Thaten und W wie Sonnenflammen sammelten. In il sein ganzes Leben auf, ihm opferte er a es ist die Seele seines Wollens und Wie die Staatsmacht in der Hand de strebte, Ein in und durch sich geschlosse zu sein, so wollte er die Gewalt der K dahin über das Weltliche erheben, daß sie kommene Einheit und Erhabenheit übe deren Gewalten bilde. Die Kirche sollte frei und allmächtig dastehen, der Staat terthänig und der Kirche unterworfen s jene von Gott und für etwas über die hinaus angeordnet, dieser aber von Men für das Weltleben entstanden sei. Dies erringen, gegen alle weltlichen Gewalten

*) Zwischen Freiheit und Herrschaft ein Unterschied.

r alle Zeiten und alle Lande geltend zu
ı, das war Gregor's Lebenszweck, und
einer Ueberzeugung lag dieses Ziel in der
seines Amtes. Das spricht er klar in sei-
riefen aus, der besten Quelle zu seiner
eilung.
s," sagt ein berühmter Geschichtschrei-
serer Zeit, "was nach Hildebrand's Vor-
; im Leben sein und erreicht werden
läßt sich in drei Sätze zusammenfas-
welche einander bedingen und aus ein-
folgen: Reinheit und Einheit der Kirche
den Pabst, und unter dem Pabste, Frei-
ıd Unabhängigkeit der Kirche und aller
ngelegenheiten von jeglichem Einfluß ir-
ner weltlichen Macht; Unterordnung aller
en Macht und aller weltlichen Angelegen-
unter die Kirche und deren Haupt, den
." Was aber ward zur Ausführung eines
Planes erfordert? Jeder wichtige Schritt,
egor für dieses Ziel that. Er mußte stre-
ı allen Landen die Kirche über den Staat
ıben, die Geistlichen der Obergewalt welt-
Herrschaft zu entziehen, ihre Wahl, ihr
ren Unterhalt, ihr Handeln und Denken,
richt über sie, ihre Belohnung und Bestra-
ır ganzes Leben und Treiben den Händen
genten zu entwinden. Wer hatte, durfte
bst wohl fragen, in diesen Zeiten unter
nschen die nöthige Kenntniß und Fähig-
u prüfen, ob dieser oder jener zum heil.
samte geschickt und würdig war? Waren
r die weltlichen Regenten oder mehr die
hen und an ihrer Spitze der Pabst, die
r urtheilen und entscheiden konnten und
? Worauf hatten seit langen Zeiten die
ıen Fürsten bei der Wahl für geistliche
zumeist gesehen? Auf Fähigkeit und Wür-
im Priesteramte, oder auf eine zur Füh-
s Schwertes rüstige Hand? Die Geschichte
Jahrhunderts gab ihm darüber Antwort.
e war es auch, die ihm die Nothwendig-
nes Zieles zu gebieten schien: die Freiheit
rche durch die Losreißung der Bischöfe
r gesammten Kirche von der Abhängigkeit
ıer Macht.
ıt bloß als wichtig, sondern als nothwen-
lte es dem Pabste für die Ausführung sei-
nes erscheinen, der Ansicht unter den
en Geltung zu verschaffen, daß der Kai-
l mit ihm alle weltliche Herrschaft unter
walt der Kirche und dieser untergeordnet
So lange das Gegentheil geglaubt ward,
e war an das Gelingen seines großen Ge-
dankens an die Realisirung seines Systemes nicht
zu denken. Ordnete forthin der Kaiser die Pabst-
wahl, bestimmte er sie durch seinen Einfluß,
konnte er noch ferner des Pabstes Befehle und
Anordnungen beschränken und vernichten, galt
des römischen Bischofs Wort weniger als das des
Kaisers, so war das ganze Werk der Reform der
Kirche, wie der Pabst es entworfen und erstrebte,
durchaus unausführbar. Darum verlangte er an-
fangs in Güte vom Könige Unterthänigkeit; da sie
nicht erfolgte, forderte er sie mit Strenge. Hein-
rich versprach sie. Die Einheit und Freiheit der
Kirche, wie sie Gregor erzielte, war bedingt durch
die Vernichtung der Obergewalt weltlicher Regen-
ten über den Stuhl zu Rom.

.... Ueber das, was Gregorius als Ziel seiner
ganzen Thätigkeit erstrebte, was er für das Heil
der Kirche als nothwendig erkannte und als Haupt-
aufgabe seiner Bestrebungen als Pabst betrach-
tete, ist kein Zweifel. Die Gedanken seiner Seele
liegen in seinen Briefen und seinen Handlungen
klar am Tage. Aber er hat — wie es oft in ge-
schichtlichen Auffassungen wiederkehrt — das
Schicksal gehabt, daß man seinen Handlungen
und Bestrebungen als entschiedene Quellen seiner
ganzen Lebensthätigkeit Beweggründe unterlegte,
für die es an unbedingt anerkannten und völlig
sicheren Beweisen fehlt. Man hat behauptet, er
habe "eine unumschränkte Tyrannei über die Men-
schen aufzurichten" [9]) gesucht; bei allen seinen
Handlungen habe ihn "ein frecher Stolz, ein un-
erhörter Ehrgeiz einzig und allein geleitet, den
habe er zu sättigen gesucht [10])." "Ehrgeiz und
Herrschsucht seien die Haupttriebfedern seiner
Handlungen, seiner Worte, seiner Gedanken ge-
wesen [11])." Der sogenannte Hildebrandismus ist
durch solche Ansichten ein verrufenes Wort ge-
worden, wie man den Namen Macchiavelli's ge-
mißbraucht hat, um damit ein Lehrgebäude von
Lug und Trug und Zertretung alles Rechten und
Sittlichen zu bezeichnen.

Wir stellen diesen Urtheilen über Gregor hier
ein anderes gegenüber, um zu zeigen, wie sehr
die Ansichten über ihn auseinander gehen. "In
den Gedanken Gregor's," sagt Luden, "sind große
Irrthümer, in seinen Hoffnungen sind schwere
Täuschungen, in seinem ganzen Plan ist etwas
Ungeheueres. Aber was in unseren Tagen, nach
einer späteren Erfahrung von siebenhundert Jah-
ren, leicht einzusehen ist, das konnte in Hilde-
brand's Zeitalter auch wohl dem schärfsten Auge
verborgen bleiben. Ja, es ist begreiflich, daß in
der Nacht dieser Zeit ein edler Geist sich leicht
durch den einzigen Lichtstrahl blenden ließ, der

ihm die Finsterniß sichtbar machte, und daß er aus allen Kräften dem Orte zustrebte, von welchem derselbe ausgieng, um die Flamme zu pflegen und zu vergrößern. Jedes Falles scheint Hildebrand's Plan aus den edelsten Gefühlen in der menschlichen Brust entsprungen zu sein. Mitleid mit dem Unglücke der Menschen, und der innige Wunsch, die Ursachen desselben zu entfernen, scheinen denselben erzeugt und ein kräftiger Verstand scheint ihn ausgebildet zu haben. Es war ein Versuch zur Verbesserung und Veredlung des Lebens, in dem religiösen Gewande des lebendigen geistlichen Glaubens. Man thut ihm Unrecht, wenn man ihm die Liebe zu den Menschen abspricht, oder sogar an seiner Frömmigkeit zweifelt; viel wahrscheinlicher ist, daß sein ganzer Plan aus Liebe und Religion bestanden habe. Welche Leidenschaft, welche irdische Bestrebung hätte ihn denn auch leiten sollen zu so großen Gedanken? Etwa die Lust zu sinnlichen Genüssen? Aber der alternde Mann war über die Zeit der Begierden hinaus, und das Werk, das ihm vor der Seele stand, das er auszuführen wünschte, versprach kein Vergnügen und keine Lust, sondern nur Arbeit ohne Maß, Sorge ohne Grenzen, Haß und Verfolgung. Oder Herrschsucht und eitler Ruhm? Aber er konnte niemals gewiß sein, selbst den päbstlichen Stuhl einzunehmen; und hätte er gewiß zu sein vermocht: er stand einsam in der Welt, wie ein dürrer Stamm, er vermochte keinen Grund zu legen zu einem fürstlichen Hause; seine Tage waren gezählt, und er war schon hoch genug gekommen, und hatte schon genug gethan, um eines Blattes in den Jahrbüchern der Menschheit gewiß zu sein. Zwar hatte er für sich jene Gewalt in Anspruch genommen, die ein starker Geist immer über schwache oder feige Menschen üben wird; aber von schonungsloser Willkür hat er sich unter allen Umständen frei gehalten. Oder endlich etwa eine boshafte Freude darüber, daß ihm, dem Niedriggebornen, möglich werden sollte, die Großen der Erde zu demüthigen, und die Erhabenen in den Staub zu werfen? Aber es möchte unwürdig sein, auf einen solchen Verdacht zu antworten, weil er unter sich gehalten haben dürfte, denselben abzuweisen. Er hat große Leidenschaften aufgeregt, und grimmige Feinde sich gegenüber gesehen; eben deswegen sind arge Beschuldigungen wider ihn ausgesprochen; vor der Geschichte jedoch verfliegt das Gift, das von Feindschaft und Ingrimm gemischt worden ist."

Auch solche, die gerade sonst nicht Gregor'n das Wort gesprochen, haben doch anerkannt, daß die Idee, in der sein Leben aufgieng, keine andere, als die Freiheit der Kirche war, d. h. die hängigkeit alles dessen, was als nothwen kannt wird, um die Religion zu offenbare völlige Entbindung von allen Banden, die die Kirche an den Staat — wie er meinte größten Nachtheile der ersteren gefesselt Die Kirche sollte Eine Geschlossenheit, Ei zes, ein nur in und durch sich, aber f Menschen bestehendes Institut Gottes sein, Wirksamkeit — weil sie und ihr Zweck ei liche Anordnung sei — kein weltlicher Für men und beschränken dürfe. Eine Gemei tes, deren Vorrechte und Güter kein Ster antasten und entheiligen, deren Gericht ke scher Regent sich anmaßen möge. Wie Ei Ein Glaube, so Eine Kirche, Ein Haupt dieser Idee sind seine Briefe voll Bewei hatte die tiefste Ueberzeugung, daß er be sei, diese Idee im Leben zu verwirklichen. handelte er für sie aus aller Kraft.

Will man es Herrschsucht nennen, daß sen großen Gedanken gefaßt? oder will n Idee selbst als wunderlich und überspannt Quelle des Ehrgeizes finden? Beides wär recht. Der Geist des Despotismus hatte den asiatischen Reichen ausgelebt; das Republikenleben in Griechenland und Ro vorüber. Nun strebte Alles in seiner R und Gestaltung zur Monarchie, Alles bild formte sich monarchisch. Wie um den die Herzoge, so standen um die Herzo Fürsten die Grafen und der Adel, die V um die Vasallen die Untervasallen, um di Getreuen; Alles vereinte sich in monar Genossenschaften (Corporationen). Mußt dieser Geist der Einigung auch auf die einwirken? Warum spricht man über die Tadel aus, in denen sich ebenfalls dieser chisch-strebende Geist der Zeit offenbarte? delten sie nicht, wie der Geist der Zeit si bestimmte, leitete? Und wenn ein Man auftritt und klar ausspricht, was er klar hat, und kraft dieser hellen Einsicht oder festen Ueberzeugung von der Wahrheit un tigkeit seiner Erkenntniß kräftig und imm lensfest und gleich handelt, niederwirft, w nem großen Gedanken widerstreitet, und a was ihn befestigt und gründet, zertrümme nach seinem Glauben nur Schaden gebrac anpflanzt, was gute Frucht zu schaffen so muß ein solcher Mann, er mag die Kr nes Kaisers, eines Königs, oder die Tiar Pabstes tragen, jedes Falls Achtung un furcht erwecken.

er über Gregorius urtheilen will, sollte nie
ssen, daß dieser Pabst mit seinen Ansichten
Kirche und Staat, mit seiner ganzen Gedan-
lt im eilften Jahrhunderte steht. Er lebte
em derben, kräftigen, eisernen Zeitalter.
muß das Zeitalter, die Zeitumstände, die
and Beschaffenheit der Kirche, ihr Verhält-
m Staate, ihre Gebrechen und Sünden, man
vorzüglich den Klerus, sein Dichten und
ten, seine Rohheit und Entartung, sein Ver-
aller Pflicht und Ordnung, seine Unwis-
t neben seinem Stolze, man muß ferner ein
liges Bild von dem damaligen Getreibe in
ben Landen vor der Seele haben, Hein-
seines Gegners, Charakter genau und scharf
, wenn man Gregor in seinen Handlungen
gen will.

Paul Bernr. c. 110. Otto Frising. Chron. Lib. VI. c. 36. „*Dilexi justitiam, et odi iniquitatem, propterea morior in exilio.*"

[2]) Schlosser, Weltgesch. Bd. II. Th. II. S. 780.

[3]) Henke, Gesch. der christl. Kirche, 2. Theil, S. 72 und 87. Vgl. auch ein ähnliches Urtheil in Spittler's Gesch. des Pabstth. S. 119. 121.

[4]) Des Grafen Muzzarelli Abhandl. über Gregor im Henkeschen Magazin für Kirchengesch. 25. Bd. S. 524—605 ff.

[5]) Schröckh, K. G. 2. Thl. S. 524.

[6]) J. v. Müller, Reisen der Päbste.

[7]) Stenzel, Gesch. Deutschlands unter den fränk. Kaisern Bd. I. S. 523.

[8]) Luden, Gesch. des deutschen Volkes Bd. VIII. S. 468.

[9]) Bower's Gesch. der röm. Päbste, 6. Th. S. 560.

[10]) Sismondi, Gesch. der ital. Freistaaten, I. Bd. S. 262.

[11]) Stenzel a. a. O. S. 523.

---

107. Die Perioden der Geschichte Indiens.

(*Christ. Lassen*, Indische Alterthumskunde I. 1. [1834] S. 353—359.)

Geschichte Indiens zerfällt in zwei große
en: die erste reicht von den ältesten Zeiten
m Ende des ersten Jahrtausends unserer
hnung, die zweite von da bis auf die Ge-
rt. Der wesentlich unterscheidende Gegen-
der Perioden ist dieser: in der ersten bleibt
selbständig und sich selbst bestimmend; die
rschungen durch Fremde sind vorübergehend
uf die Länder der Westgrenze beschränkt;
d äußerlich und greifen wenigstens auf keine
rkennbare Weise auf das Gebiet der inne-
ntwickelung hinüber; in der zweiten [1]) bre-
remde Eroberer aus dem Westen gegen In-
ervor, dehnen ihre Herrschaft stets weiter
efestigen diese stets mehr und unterwerfen
letzt das ganze Land; sie führen nicht bloß
, um Länderbesitz zu gewinnen, sondern in
ut verkündigten Absicht, den alten Glauben
der zu vertilgen und den Islam an seine
zu setzen; es ist zugleich ein Kampf der
nen, in dem die Wuth des Islams an der
keit des indischen Glaubens sich bricht.
urch beinahe achthalb Jahrhunderte nur sel-
terbrochener Kriege und Verwüstungen er-
te Land fällt zuletzt einer europäischen
haft anheim.
e dieser großen Perioden theilt sich wieder
in zwei kleinere. Fangen wir mit der letzten an.
Das Jahr 1744 bezeichnet für Indien den Anfang
einer neuen Wendung in der Stellung der Aus-
länder zu seinen politischen Verhältnissen. Bis
dahin waren die Europäer nie bleibend oder wirk-
sam aus ihrer Stellung als Kaufleute herausge-
treten. Der am 15. März und 21. Mai 1744 in
Europa erklärte und nach Indien übertragene Krieg
zwischen Frankreich und England zeigt uns zu-
erst die Männer beider Nationen gegen einander
thätig, die bestimmt waren, die Europäer aus
friedsamen Kaufherren in besitzsüchtige Krieger
zu verwandeln. Sie ergriffen bald nachher die
Gelegenheit, welche ihnen die endlosen Streitig-
keiten und die Schwäche der muslimischen Für-
sten reichlich darboten, um sich bei den inneren
Angelegenheiten Indiens zu betheiligen und ihre
eigene Fehde im Namen und auf Kosten der in-
dischen Herrscher fortzufechten. Die Engländer,
welche als Sieger aus diesem Kampfe hervorge-
gangen, werden 1765 auch vom Großmogul aner-
kannte Beherrscher Bihârs, Bengalens und Oris-
sa's. In den seitdem verflossenen achtzig Jahren
ist ihre Macht auf ganz Indien ausgedehnt wor-
den, ja hat sogar die natürlichen Grenzen des
vorderen Indiens überschritten. Wie die vorher-
gehende ist auch sie eine fremde Herrschaft, und

in dieser Beziehung liegt ihre Aehnlichkeit mit jener. Aber wie verschieden sind sie sonst nicht von einander! Und dieses nicht nur, wenn man den gewöhnlichen Zustand der muhammedanischen Herrschaft, welcher die mahrattische an unheilschwangerer Wirksamkeit in den meisten Beziehungen um nichts nachstand, mit dem jetzigen vergleicht, in dem langdauernder Friede im Innern, Ruhe und Sicherheit des Eigenthums, Duldung des altväterlichen Glaubens, eine geregelte Verwaltung und Befolgung des überlieferten Gesetzes an die Stelle der stets wechselnden Herrschaft, des unaufhörlichen Krieges, der rücksichtslosen Erpressung, der fanatischen Glaubensverfolgung, der despotischen Willkür und der Verachtung des einheimischen Gesetzes getreten sind. Selbst wenn wir die kurze Blüthezeit der großmogulischen Herrschaft unter Akbar und seinen nächsten Nachfolgern betrachten, tritt uns ein großer Unterschied der Zustände entgegen und muß es, weil die Grundlage, auf welcher beide ruhen, wesentlich verschieden ist. Dort eine muhammedanische und asiatische Herrschaft, welche den unausrottbaren Keim baldiger Entartung in sich trägt, hier eine christliche und europäische und zwar eines Volkes, welches eine große Fähigkeit kraftvoller Verjüngung und fortschreitender Entwickelung in seiner Geschichte bewährt hat; dort ein unbeschränkter Herrscher, hier ein Statthalter, der höheren Behörden und dem Gesetze seines Landes verantwortlich ist; dort beschränkt sich die politische Berührung Indiens mit dem Auslande auf die nächste Nachbarschaft und besteht meist nur in stets wiederholten, verwüstenden Raubzügen der westlichen Grenzvölker; hier verschlingen sich Indiens Schicksale stets enger mit den Interessen der Politik, des Handels und der Industrie, welche die ferne europäische Welt beherrschen: eine Thatsache, die wir nicht bezweifeln können, wenn wir sehen, daß die englische Industrie die alten indischen Manufacturen vernichtet, das Land in Verarmung gestürzt und für die Beherrscher die Nothwendigkeit herbeigeführt hat, Indien in ein großes ackerbauendes, durch seinen Reichthum an Naturerzeugnissen einträgliches Land zu verwandeln. Es ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn die englische Herrschaft einen langen Bestand haben wird, noch große Aenderungen in den Zuständen Indiens im Schoße der Zukunft eingeschlossen sind, und es dürfte dem alten Brahmanenthum ein schwierigerer Kampf als mit der brutalen Bekehrungssucht des Islams bevorstehen, wenn die christlichen Beherrscher fortfahren, es nicht mit äußerer Gewalt und Verboten anzugreifen, sondern durch die leisen Einwir des Unterrichts und der Aufklärung sein zeln auszugraben und seine Grundfesten lockern.

Kehren wir zurück zu der ersten gro riode indischer Geschichte, der einheimi so können wir trotz der großen Dunkelh sie umhüllt, doch mit Bestimmtheit in i große Scheidewand einer älteren und frühe erkennen, die sich scharf unterscheiden. Scheidewand bildet der Buddhismus, desse rische Erscheinung wir mit Sicherheit ü Mitte des sechsten Jahrhunderts vor unser rechnung zurückführen können [2]). Es ga schon früher Spaltungen der Lehre un Brahmanen, doch wissen wir von keiner Buddha's, die aus dem Gebiete geistig schauungen in das praktische Leben hina ten sei, mit der bewußten Absicht, die b nische Verfassung in einer der wichtigs ziehungen ihrer äußeren Stellung umzuge von keiner, welche einen nachhaltigeren gemeiner verbreiteten Zwiespalt in der Entwickelung indischen Wesens hervo habe. Hiezu kommt, daß erst mit der nung des Buddhismus die Nachrichten üb sche Geschichte einen sichereren Boden festere chronologische Grundlage gewinne buddhistische Litteratur bildet weiter die wand zwischen den alten Denkmälern d manischen Geistes und den neueren, z welchen sie mit ihren ältesten Werken Mitte liegt, und sie bezeichnet uns dadu Anfang der neueren Zeit des brahmanisc diens [3]). Die geistige Bewegung, welche d dhismus und ihre Denkmale hervorrief, fä in mehr als einer Beziehung eine neue Indien an und scheidet zwei wesentlich v dene Perioden.

Es ist um so angemessener, die Anfä Buddhismus zur Grenzscheide der ältest schen Geschichte und der Folgezeit zu als ihnen gleichzeitig auch die größte Um in der Stellung der übrigen asiatischen von der die alte Geschichte noch weiß, die Stiftung des Reichs der Achämenide Kyros vereinigt zuerst die alten Culturlän vordern Morgenlandes zu einem großen V und bezeichnet eine neue Epoche in ihren salen, wie in unserer Kenntniß ihrer Ge Durch die von Darius veranstaltete Be des Indus durch Skylax von Karyanda Ausdehnung der persischen Macht auf d schen Grenzländer tritt Indien zuerst in ein

gte politische Berührung mit der übrigen
d eine Folge dieser Verbindung sind die
haltenen Nachrichten über Indien, welche
katαios und Herodotos von den Persern
und mit einem dämmernden Lichte In-
treifen.

könnte versucht werden, die vorbuddhisti-
iode der indischen Geschichte noch wei-
erlegen; denn allerdings stellen uns die
ıen wesentlich verschiedenen Zustand von
, welcher den alten epischen Gedichten
de liegt; jene zeigen uns ein einfacheres
nd namentlich eine ursprünglichere Form
ıre und des Cultus; doch würde es hier
öglich sein, eine chronologische Bestim-
geben und um eine durchgängige Tren-
ider Zeiten, der vêdischen und der epi-
bewerkstelligen zu können, wäre es nö-
ie Litteratur der Vêda vollständiger zu
als jetzt noch der Fall ist. Es wird da-
ısamer sein, nur insoweit beide Perioden
ıen, als jetzt schon die Kenntniß erlaubt
e schärfere Grenzbestimmung der Zukunft
lassen. Es gilt dieses für die äußere Ge-
, die wir hier zunächst zu behandeln ha-
die Religionsgeschichte ist die Trennung
ischen und epischen Zeit schon möglich
hig.

erhalten nach dieser Auseinandersetzung
oße Perioden indischer Geschichte, eine
en, selbständigen Indiens, eine der Fremd-
aft; jede theilt sich in eine doppelte: die
die des einigen brahminischen Indiens
r ältesten Zeit bis auf das Hervortreten
ldhismus, und in die des zwischen Brah-
ıum und Buddhismus gespaltenen Indiens;
die der Herrschaft der Muhammedaner
die der Britten[4]).

scheint uns nöthig, den Untersuchungen
e Geschichte Indiens eine Ethnographie
ischen Völker vorauszuschicken; warum,
ich angegeben werden, nachdem wir be-
haben, was wir unter indischen Völ-
rstehen. Indien, durch seine geographi-
ıge das Endziel vieler Völkerbewegungen
ıern und des im Westen angrenzenden
zugleich ein von handelsthätigen Nationen
uchtes Land, hat in sich viele Ansiede-
fremder Völker und Einwanderungen gan-
nder Stämme aufgenommen; Handelsunter-
ıgen haben verschiedene europäische Völ-
h Indien geführt, früher die Araber; wenn
sen auch noch Nachkommen in Indien sind,
hre Zahl nur sehr gering und sie stehen
außerhalb des indischen Staates; es genügt, ihrer im Verlaufe der Geschichte an den gehörigen Stellen zu erwähnen. Dasselbe gilt von den älteren Ansiedelungen der Juden in Malabar, deren Veranlassung aber noch unklar ist. Die Einwanderung der Parsen fällt in eine spätere bekannte Zeit, auch sie sind nicht in engere Verbindung mit dem indischen Staate getreten. Mit den Heeren der muhammedanischen Eroberer zogen Kriegerschaaren von verschiedener Herkunft in Indien ein und gewannen dort bleibenden Besitz, Türken, Perser, seltener andere, vorzüglich aber Afghanen; nur diese letzteren haben sich noch als Besitzer eines besonderen Gebiets erhalten, die Rohilla in Rohilkhand, und dieses seit nicht langer Zeit; von den anderen stammen einzelne Familien ab, die sich noch erhalten haben und über die indischen Länder zerstreut sind; als besonderes Volk haben sie sich nirgends erhalten und gehören der späteren Geschichte. Ebenso sind nur noch einzelne Familien in Sind von den Arabern übrig, welche zuerst von allen Muhammedanern indisches Land gewannen. Sogar Abyssinier, die als Sclaven an die Höfe der muhammedanischen Fürsten und Großen, besonders nach dem Dekhan, kamen, haben besondere Herrschaften gebildet, die aber längst wieder aufgehört haben; sie haben sich durch Heirathen mit einheimischen Frauen sehr verändert, ihre Zahl ist klein und als besonderes Volk sind auch sie nicht zu betrachten. Nur in Sind besteht noch (oder bestand noch im Anfange dieses Jahres) ein Reich der Baluk'en; diese sind aber in ganz neuen Zeiten als Eroberer hier eingedrungen und stehen ganz außerhalb einer Beziehung zu den älteren indischen Völkerverhältnissen.

Wir brauchen bei unserer ethnographischen Uebersicht demnach auf alle diese fremden Einwanderer keine Rücksicht zu nehmen, mit Ausnahme der Afghanen, welche in Kabulistan ursprünglich indisches Land eingenommen haben und denen man ein höheres Alter in diesen Bezirken zugeschrieben hat, als wir ihnen glauben zugestehen zu können.

Als indische Völker bleiben uns diejenigen übrig, die entweder als Urbewohner indischer Gebiete zu betrachten oder wenigstens nicht erst in der uns bekannten historischen Zeit in Indien eingewandert sind. Diese genauer zu kennen und nach ihrer Verschiedenheit zu ordnen, halten wir bei der Geschichte Indiens für unentbehrlich, weil wir glauben zeigen zu können, daß ein wesentlicher Theil der indischen Verfassung auf der Verbindung von Völkern verschiedener Abstam-

mung zu einem Staatsverbande beruhe, daß die Abweichungen von den allgemeinen Vorschriften des indischen Gesetzes, die in einzelnen Theilen Indiens vorkommen, meist aus den verschiedenen Gebräuchen der älteren Bewohner dieser Theile zu erklären seien, daß endlich die geographische Vertheilung der verschiedenen Stämme in Indien selbst eine für seine Geschichte wichtige Thatsache sei.

[1]) Mahmud von Ghazna's erster Zug gegen die Inder fällt nach Ferishta in das Jahr 1001; Mirchond erwähnt zuerst eines späteren. Auch Mahmud's Vater Nâsir eddin Subukhtegin hatte schon einen Krieg gegen den indischen König G'ajapâla geführt. Aber erst Mahmud machte regelmäßige und beinahe ununterbrochene Züge gegen die Inder.

[2]) Nach den cingalesischen buddhistischen Büchern fällt Buddha's Tod in den Anfang des Jahres 543 vor Chr. G. Der Anfang der religiösen Aera ist 543. Buddha erlangt die Würde eines 588 vor Chr. G. in seinem 35. Jahre, seine wird 623 vor Chr. G. gesetzt.

[3]) Burnouf hat mit seinem gewöhnlichen blicke diese Stellung der buddhistischen L zuerst erkannt und hervorgehoben. S. s gavata Purân'a etc. Paris 1840. I. Préf CXVIII. ff.

[4]) Die Inder haben keine selbstgesch wirkliche Geschichte, also auch keine Eint Wenn ein Brahmane eine Eintheilung zu hätte, könnte er nicht unpassend die vier V auf die wirkliche Geschichte anwenden; die des einfachen Vêdacultus könnte ihm das S das Weltalter der Wahrheit sein; die epis könnte Trêtâ heißen, wenn er es nicht auf Feuer, sondern auf die drei großen Götter für die Zeit nach der Entstehung des Bud ist Dvâpara oder Zweifel passend genug; ganze Fremdherrschaft würde ihm Kali od wahrscheinlich nicht mißfallen.

108. Der mosaische Dekalog.

(*H. Ewald*, Geschichte des Volkes Israel II. [1845] S. 148—154.)

Wir stehen nicht an, zu behaupten, daß Alles zuvor als neu beschriebene wirklich von Mose und aus seiner Zeit abstamme, nicht nur daß diese Gedanken und Schöpfungen sich nirgends als vormosaisch nachweisen lassen, sie bilden auch den wahren Grund, auf dem sich alle nachmosaische Geschichte Israels bewegt, und sind die wenigen starken Antriebe, welche von dieser Frist an unausgesetzt in immer weiteren Kreisen und mit immer gewichtigeren Folgen fortwirken; dazu machen sie in sich selbst ein so festgeschlossenes wohlzusammenhangendes Ganzes aus, daß wir nicht umhin können, zu gestehen, wie sie in ursprünglicher Einheit aus einem großen schöpferischen Geiste hervorgesprungen sein müssen, wie Pallas sogleich in voller Rüstung aus Zeus' Haupte hervorgeht. Aber wir können sogar noch in einer bloß zum gemeinen Gebrauche für das ganze Volk bestimmten Urkunde jener Zeit wesentlich denselben Grund der hier weiter entwickelten neuen Gedanken und Einrichtungen erkennen.

Denn das leidet zunächst keinen Zweifel, daß die zehn Gebote nur zum gemeinen Gebrauche für das Volk bestimmt sind, als erster Versuch, die neuen Wahrheiten und nothwendigen Grundlagen der Gemeine zur unmittelbaren Anw des Lebens in Gesetzesworte zu bringe haben in ihrer Fassung die echte Einkleid Reichsgesetzen, indem jedes mit »du sol anhebt; und entfernt man die in den jetzi den uns überlieferten Abschriften Ex. 20. sich vorfindenden Zusätze und Erläuteru so zeigen sie vollkommen jene scharfe d Kürze, welche jedes Gesetz zum Besten d ter wie der zu Richtenden haben sollte. setzen sie keine näheren Strafbestimmunge fast dasselbe trifft noch bei anderen alten G ein[2]), weil sichtbar Vieles in der Ausführu weniger bestimmt war; und dazu komn diese zehn Gebote als der Versuch möglic die wichtigsten neuen Wahrheiten in k Fassung auf Vorschriften zurückzuführen wie vom Himmel herabkommend, an die Wahrheiten selbst ganz rein halten, z diese einzuschärfen und unbekümmert weitere Ausführung im Einzelnen, mehr religiöse als wie bürgerliche Gesetze, d zugleich um zeitliche und mit der Zeit ve liche Strafbestimmungen drehen. Sie lass daher am nächsten mit den zehn höchs

r Buddhisten[3]) vergleichen, die in eben
urzen Fassung alles Nothwendigste zu
suchen. Aber so gewiß als diese bud-
n Gebote nur künstlicher Abzug aus ei-
größeren Menge von Wahrheiten und An-
ind, hat Mose viel mehr gewußt und
ils das an sich so dürre Gerippe dieser
ote, welche ihrer ganzen Art und Be-
nach vielmehr auf eine einst in aller le-
Fülle und Ausdehnung gelehrte Religion
isen.
bei allem Streben nach kürzester Fas-
Ausdrucks und bei aller Beschränkung
en auf die geringe Zahl von fünf und
tzen, wo man noch die allereinfachste
den Fingern beider Hände zu zählen
d dennoch gerade die vielsagendsten und
lichsten Sätze ebenso kundig ausgewählt
ckt zu einem leicht fortlaufenden, aber
eilten Ganzen zusammengeordnet, als
n schon deshalb annehmen, daß derselbe
e Geist, in welchem die oben beschrie-
ern Wahrheiten klar zusammenlagen, auch
ckliche Zusammenstellung kurzer Sätze
nanns Gebrauch angeordnet habe. Nach
gern der rechten Hand ist zuerst eine
n fünf Geboten aneinandergefügt, welche
iltnisse der Pflicht des Untern und Ab-
gegen das Obere und Ursprüngliche, oder
ie Lateiner Pietät nennen würden, nach
lnen dahin fallenden nothwendigsten For-
zu erschöpfen suchen, ausgehend vom
in diesem Kreise oder vom Verhältniß
Jahve und den Menschen, schließend
auf Erden entsprechenden Verhältnisse
Eltern und Kindern. Wenn diesem letz-
iltnisse mit einem (dem fünften) Gebote
nügt werden kann, so bleiben zur Er-
der vielerlei verwickelten Verhältnisse
Gott und Mensch vier Gebote an der
ei denen wir Auswahl und Anordnung
n zu bewundern haben. Nach den An-
en »ich bin Jahve dein Gott und dein
, welche nichts als die Ankündigung des
lenden Gottes enthalten[4]), verbietet das
Vielgötterei, das zweite in den Worten
t dir kein Bild (d. i. keinen Abgott)
[5]) im Grunde nur den sinnlichen Dienst,
tung und Verehrung des in die Sinne
und verführerischen Aeußern oder Welt-
Nachdem diese zwei Gebote so das Ver-
gewandt haben, stellen die zwei folgen-
ichtige auf, und zwar so, daß das dritte
en, das vierte dem zweiten entspricht.

Wenn alle übrigen Götter weichen sollen, so bleibt bloß der eine wahre geistige, der alleinherrschende und dessen alle Macht und Ehre; und da er nun in dieser Gemeine zugleich als der wahre ewige König und einzige Herrscher gilt, so geht das *crimen laesae majestatis* zunächst auf ihn, den Erlöser und Stifter, den Herrn und Schützer der Gemeine; daher das dritte Gebot diese Fassung erhält: »du sollst Jahve's, deines Gottes, Namen nicht sündlich aussprechen,« d. i. nicht verwünschen, noch sonst übel von ihm reden, sondern ihn heilig halten[6]). Und wenn Sinn und Herz des Menschen sich nie zu einem Abgotte, auch nicht einmal zu Jahve unter sinnlicher Verehrung herabwenden soll, wie das zweite Gebot will, so soll er statt dessen vielmehr in der reingeistigen Sabbatfeier sich immer wieder zu dem reinen Geiste Jahve's hinaufwenden; also das vierte Gebot »du sollst des Sabbattages gedenken, ihn zu heiligen«[7]). Folglich entspricht das dritte dem ersten, das vierte dem zweiten; für das was die zwei ersten aufheben, setzen die zwei letzten etwas wirklich zu thuendes. Schließlich das Gebot über die Eltern[8]). — Die andere Reihe von fünf Geboten betrifft dann weiter herabsteigend die Verhältnisse der wechselseitigen Pflicht von Mensch gegen Mensch; und unter so vielen Geboten, die hier gegeben werden könnten, werden mit gleicher geschickter Uebersicht vier der allgemeinsten zum Schutze des Lebens, der Keuschheit, des Eigenthums und der bürgerlichen Zuverläßigkeit, also im leichten Fortschritte von dem, was für den einzelnen Menschen das nächste Gut ist, bis auf die entfernteren herab, hervorgehoben. Doch da der Alles dies weise ordnende Sinn wohl weiß, daß im bürgerlichen Leben die böse That schwer vermeidlich ist, wenn die Gesinnung und Lust einmal eine verkehrte Richtung genommen hat, so schließt er diese Hälfte mit dem Gebote »du sollst das Haus deines Nächsten nicht begehren«[9]), und leitet mit diesem letzten rein die Gesinnung treffenden Gebote den Schluß des ganzen großen Religionsgebotes sehr passend zu seinem Anfange zurück. Nichts ist also an Inhalt und Anordnung vortrefflicher und einziger als diese zehn Gebote der zwei Steinplatten[10]).

Wir können aber das hohe Alter des Zehngebotes und den außerordentlichen Einfluß auch auf die Litteratur, den es als allgemein anerkanntes Grundwerk Mose's selbst geübt haben muß, noch aus anderen Erscheinungen beweisen, welche uns zwar zum Theil etwas weiter über Mose's Zeiten herabführen, die aber doch hier am passendsten erörtert werden. Es lassen sich nämlich im jetzigen

Pentateuche noch mehrere solcher Gesetzeswerke in der Gestalt von Zehngeboten auffinden, welche hier zuvor etwas näher zu bestimmen sind....

[1]) Zu welcher Sonderung man ganz berechtigt ist, einmal weil gerade in ihnen die zwei jetzigen Abschriften bedeutend von einander abweichen, während die reinen und kurzen zehn Gebote in beiden viel stärker übereinstimmen (denn bloß bei dem zehnten Gebote sind die Worte im Deut. willkürlich durch Einmischung der Erläuterung versetzt); — sodann weil Urkunden und dazu steinerne sich stets nur an die nothwendigsten Worte halten; womit der weitere Grund zusammenhängt, daß dann die erste Platte mit ihren fünf Geboten unmäßig viel mehr Worte enthalten haben müßte, als die andere, während man schon an sich eine gewisse Gleichheit beider Platten auch im Aeußern erwartet.

[2]) Ich meine hier die bald unten zu beschreibenden in Lev. 18. 19.

[3]) S. *The catechism of the Shamans, translated from the chinese original by C. F. Neumann. London* 1831. Auch bei den Buddhisten waren es anfangs nur fünf Gebote, s. *A. Rémusat's Foe koue ki p.* 104.

[4]) Wir sehen dies deutlich aus der nur etwas weiter abgekürzten Fassung: „ich bin Jahve euer Gott!“ in den Reihen alter Gesetze, Lev. 18 f.; es versteht sich, daß sie auch als Schlußwort dienen können.

[5]) Die folgenden Worte „jede Gestalt, die im Himmel oberhalb oder auf Erden, unterhalb oder im Wasser unter der Erde — denen sollst du nicht huldigen, noch dienen“ sind nur eine weitere Erklärung dazu; das Deut. läßt richtig ו vor כל aus; auch ist es falsch, daß תמונה irgendwo so viel als „Götzenbild“ פסל sei. Als letzter Grund dafür wird dann noch auf das wahre Wesen Jahve's nach seiner sittlichen Doppelseite hingewiesen: „denn ich Jahve bin ein Gott, der —“, während ein Abgott weder strafen, noch viel weniger belohnen kann.

[6]) Daß dies der Sinn sei, erhellt auch aus Stellen, wie Lev. 24, 10—16, Ex. 22, 27; sowie auch der Zusatz „denn nicht wird Jahve den seinen Namen sündlich aussprechenden für unschuldig halten“ auf eins der größten und strafwürdigsten Verbrechen hinweist.

[7]) Die nächsten Worte hierauf sind, wie bei dem zweiten und zehnten Gebote, nichts als Erläuterung, die vom Deut. noch etwas lä
gedehnt wird. Der Grund aber, für d
den das Deut. hinzufügt, ist alterthüml
der im Ex. von der Schöpfung entlehnte;
sen hier anerkennen, daß der Verf. de
Ursprünge in die Abschrift der zehn G
die ihm eigenthümliche und bei ihm auc
wichtige Schöpfungsgeschichte übertrug,
der Verf. des Deut. eine davon unabhä
schrift vor Augen hatte.

[8]) Der Grund, hier passend bloß auf
Segen hinweisend, „damit deine Tage
Lande, das dir Jahve dein Gott geben wi
haft seien,“ ist gewiß, wie alle die übri
terungen und Begründungen (mit Ausn
eben erwähnten Anspielung auf die Sch
B. der Ursprünge) uralt, aus mündlic
lieferung von Mose erhalten; und legt
denkwürdiges Zeugniß ab, wie Mose wi
lästina als Ziel der Fahrt betrachtete.
zeigt der Inhalt des Segens eine so a
alterthümliche Einfachheit, daß schon
den Ausdruck „lange leben“ durch den Zu
sein“ verdeutlicht; wir müssen aber, un
alten Ausdruck richtig zu verstehen, u
Zeiten versetzen, wo die Völker noch di
sten Bedürfnisse des Lebens, z. B. Brod u
bares Land, als die höchsten Gaben d
betrachteten, wie die uralten Lieder des
dies am deutlichsten zeigen.

[9]) Die Worte „du sollst nicht begehr
Nächsten Weib, Knecht und Magd, Stier
und all sein Eigenthum“ geben deutlich
Erläuterung. Wenn das Deut. dagegen E
und kurzes Gebot zusammenmischend a
mit sehr freier Umänderung ein neues la
macht, wo das Haus dann eine ganz
deutung erhält, so gehört das rein zu
sonst bekannten freieren Verfahren dieses

[10]) Der in den letzten Jahren in Deuts
lebhaft wieder angefachte alte Streit über
tige Eintheilung des Dekalogs, aus we
Hamburg 1838 die vortreffliche Schrift
Geffken, als die beste, hervorgegangen
erst durch die Aufmerksamkeit auf die
lage der Ordnung der Gebote und die Stel
Einzelnen darin so geschlichtet, daß kei
rede übrig bleibt.

109. Die Kleidung der Griechen.

(*K. O. Müller*, Archäologie der Kunst [1835] S. 466—474.)

. Die Kleidung der Männer.
griechische Volk charakterisirt sich, im
tz mit allen alten und neuen Barbaren,
eigentliche Kunstvolk auch durch die
infachheit und edle Simplicität der Ge-
Alles zerfällt in ἐνδύματα, überzogene,
λήματα, umgelegte Gewänder. Der männ-
hiton ist ein wollenes, ursprünglich är-
Hemde; nur der ionische, der vor der
peloponnesischen Krieges auch in Athen
wurde, war von Leinwand, faltenreich
; er bildete den Uebergang zu den lydi-
ewändern, welche zu dem dionysischen
änge gehörten. Verschiedene Stände ha-
Chiton von verschiedenem Zuschnitt; sei-
rakter erhält er aber am meisten durch
der Gürtung. Das Himation ist ein
ges großes Tuch, welches regelmäßig von
ken Arme aus, der es festhält, über den
und alsdann über den rechten Arm hin-
ler auch unter demselben durch, nach
ken Arme hin herumgezogen wird. Noch
ls an der Gürtung des Chiton, erkannte
der Art des Umlegens des Himations die
iehung des Freigebornen und die mannig-
Charaktere des Lebens. Wesentlich ver-
von beiden Kleidungsstücken ist die Chla-
uch die thessalischen Fittige genannt, die
tracht des illyrischen und benachbarten
, welche in Griechenland besonders von
und Epheben angenommen wurde: ein
ragen, der mit einer Schnalle oder Spange
, πόρπη) über der rechten Schulter befestigt
und mit zwei verlängerten Zipfeln längs
enkel herabfiel, häufig mit Purpur und
f eine reiche und glänzende Weise aus-
.
e gehörten im Alterthum nicht zu der ge-
en Tracht des Lebens in den Städten;
ichnen ländliche, ritterliche, mitunter krie-
Beschäftigungen; wie die κυνέη, die in
eine tannzapfenförmige, in Thessalien eine
hirmförmige Gestalt hatte; der arkadische
sehr großer flacher Krämpe, der beson-
Reitern und Epheben zur Chlamys ge-
Petasos von der Form einer umgekehrten
lume; die Kausia, welche eine sehr breite
und einen sehr niedrigen Kopf hatte,
makedonischen, aetolischen, illyrischen,
hl thessalischen Tracht gehörte. Noch
bemerken wir die halbeiförmige, in Samothrake bedeutungsvoll gedeutete Schiffermütze; auch kommt die phrygische Mütze in einfacherer, sowie in mehr zusammengesetzter Form nicht selten in der griechischen Kunst vor. Kopfbedeckungen und Fußbekleidungen (die indeß in den griechischen Kunstwerken meist als sehr einfache Riemen-Sohlen, κρηπῖδες, erscheinen, wenn sie überhaupt bezeichnet werden) bestimmten in Griechenland ganz vorzüglich die verschiedene Nationaltracht (σχῆμα), deren Nüancen zu verfolgen auch für die genauere Bestimmung der Heroenfiguren von Wichtigkeit sein muß.

Anmerkungen.

1. Hauptquellen über das Costüm: Pollux IV. VII.; Varro *de L. L. V.* Nonius *de vestimentis*. Neuere Behandlungen: Octav. Ferrarius und Rubenius *de re vestiaria* (*Thes. Ant. Rom. VI.*) und Riccius *de veterum vestibus reliquoque corporis ornatu* (ohne viel Rücksicht auf die Kunst). Montfaucon *Ant. expl. III*, 1. (Sammlung ohne richtige Principe), Winckelm. W. V, 1 ff. Hauptverdienste hat Böttiger (Vasengemälde; Raub der Kassandra; Furienmaske: Archäologie der Malerei S. 210 ff.; Sabina). Mongez *sur les vêtemens des anciens*, *Mém. de l'institut Roy.* IV f. Clarac *Musée de sculpt. II. p.* 49. Die Werke über das Costüm von Dandré Bardon *Costume des anc. peuples. P.* 1772. 3 Bde. 4., Lens *Le costume de plus. peuples de l'antiqu. Liège* 1776. 4. (Deutsch von Martini. 1784), Rocheggiani *Racolta di costumi. R.* 1804 f. 2 Bde. Querfolio, Malliot *Rech. sur les costumes des anc. peuples publ. par* Martin. *P.* 1804. 3 Bde. 4., Willemin. Rob. v. Spalart, Dom. Pronti, sind sämmtlich unzuverläßig und wenig für wissenschaftliche Zwecke gearbeitet.

2. Das Geschichtliche über den ionischen Chiton des Verf. *Minerva Pol. p.* 41. Der lydische Chiton ποδήρης ist die βασσάρα nach Pollux, vgl. §. 383. Die pythische Stola hat mit der dionysischen Tracht viel Aehnliches; ohne Zweifel wirkten asiatische Musiker, wie Olympos, auf die Ausbildung dieser Tracht ein. Dazu gehören u. a. die χειρῖδες, Aermel, mit dem Randstreifen ὀχθοιβος (Etym. M. ἐγκόμβωμα. C. I. 150). Auch der Chiton (*kethoneth*) der Hebräer, Phönicier und Punier war lang und mit Aermeln versehen, Herodian V, 5. Plaut. Pönul. V, 2, 15. 5, 20, vgl. Tertull. *de pall.* 1.

3. Der Chiton der Priester war ὀρθοστάδιος, ungegürtet. Die Exomis, bei Handwerkern, wo sie

zugleich das Himation vertritt (Etym. M. Hesych), läßt die rechte Schulter nebst Arm frei. Dasselbe thut der Sclavenchiton, *ἑτερομάσχαλος*. Das Gegentheil ist der *ἀμφιμάσχαλος*, welcher den Körper warm hält (Aristoph. Ritter 882). Bei Gellius VII, 12 steht die Exomis dem *χιτὼν χειριδωτὸς* entgegen. Der kurze militärische Chiton, bis zur Mitte der Schenkel reichend, von Linnen, ist die *κυπασσίς* (Pollux), man sieht ihn oft auf Vasengemälden, aber auch z. B. an den aeginetischen Statuen. *Ξυστίς* ist ein bunter, streifiger, reich verzierter langer Chiton, s. Schneider *ad Plat. RP.* 1. *p.* 335. Schöne *De pers. in Eurip. Bacchabus p.* 41. Die *διφθέρα* aus gegerbtem Fell, die *σισύρα* aus Ziegenpelz, die ähnlich beschaffene *βαίτη*, die *κατωνάκη* mit dem Vorstoß oder Ansatz aus Fellen, sind Bauern- und Hirtenkleider. — Die *cinctura* der *tunica*, ohne *latus clavus*, bestimmt Quintil. XI, 3 so, daß sie vorn etwas über die Kniee, hinten *ad medios poplites* reiche; *nam infra mulierum est, supra centurionum.* Gerade eben so dachten die Griechen.

4. Das *ἱμάτιον*, *ἱμάτιον Ἑλληνικὸν* (Lukian *de merc. cond.* 25), *pallium Graecanicum* (Sueton Dom. 4), heißt im Gegensatz der Toga *τετράγωνον*, *quadratum.* S. bes. Ath. V. p. 213 b., vgl. die Herausg. Winck. V. S. 342. Entgegen stehen einander die kurzen rauhen *τρίβωνες*, *τριβώνια*, *βραχεῖαι ἀναβολαὶ* der Spartiaten (Amalth. III, S. 37), der ärmeren Athener, Lakonizonten, Philosophen (Jacobs zu Philostr. *Imagg.* I, 16. p. 304); und die Chläna, welche eine Art des Himation, auch viereckig (s. Dorier II. S. 266 und Schol. Il. II, 183), aber besonders weich, wollig und wärmend war. Noch delicater ist die *χλανίς*. Eine Art der Chläna war nach Aristoph. die persische *καυνάκη*. Das punische Pallium war auch viereckig, aber wurde um die Schultern durch eine Fibula festgehalten (Tertull. *de pall.* 1); dasselbe sieht man auf babylonischen Cylindern.

5. Die Hellenen *ἀμπισχνοῦνται ἐπὶ δεξιά*, d. h. auf die im Text beschriebene Weise, die Thraker *ἐπ' ἀριστερὰ*, Arist. Vögel 1568 mit den Schol. Das Letztere wird auch von den Parasiten gesagt, s. Beck zur Stelle: *Ἀναβάλλεσθαι ἐπιδέξια ἐλευθερίως* Platon Theätet p. 165 e. Athen. I. p. 21. Das Gewand muß dabei wenigstens von der Brust bis zum Knie reichen; dies gehört zur *εὐσχημοσύνη* der *ἀναβολή*, worüber besonders Böttiger Arch. der Malerei S. 211. Vasengemälde I, 2. S. 52 ff. Nur bei eiliger Bewegung nimmt man es höher auf (*pallium in collum conjicere*, Plaut. *Capt.* IV, 1, 12). Von der dorischen, auch altrömischen Sitte des *cohibere brachia* bei den jungen Männern (die Mantelfiguren der Vasengemälde) s. auch Dorier II. S. 268, vgl. Suidas s. v. *ἔφηβος*.

6. Ueber die Herkunft der Chlamys, *ἄλλη*
cula, Dorier II. S. 266. Boissonade zu P
Her. p. 381. Eine Zubehör derselben ist die
fibula, mit einer oder zwei Spitzen oder
(*δίβολος*, *Anth. Pal.* VI, 282). Eigentlich ist
die Nadel selbst, *πόρπη* der Ring, mit de
zusammen die Schnalle bildet. Wird die
gelöst, so legt sich die Chlamys natürlich g
den linken Arm, wie so oft bei Hermes.
kann sie diesem als eine Art Schild diene
Poseidon auf alten Münzen *chlamyde clupe*
chium (Pacuvius, vgl. Cäsar *B. G.* I, 75). Au
Art trugen Jäger auf der Bühne die *ἐφαπτίς*
Pollux IV, 18, 116, vgl. V, 3, 18; auch find
dies Jägercostüm auf Vasengemälden.

7. Vgl. über die alten Hüte Winck. V.
Die *κυνῆ Βοιωτία* beschreibt Theophr. *H.*
9; auf Vasen hat sie Kadmos (Millingen *Un.*
27, vgl. die Heroenversammlung *pl.* 18). Ue
Thessalische besonders Sophokl. Oed. K
Reisig *Enarr. p.* 68; sie stand der Kausia
Die *Ἀρκὰς κυνῆ*, der *πῖλος Ἀρκαδικὸς* war i
gewöhnlich, Philostrat V. *Soph.* II, 5, 3;
Form Schol. Arist. Vögel 1203. Von der Fo
Petasos Schneider Lex. Von der Kaus
Verf. Schrift: Ueber die Makedonier S. 49
Plut. Pyrrh. 11. Polyän V, 44. Suidas s. v.
Jacobs zu Antipater's Epigr. *Anthol. T.* VIII.
Auch der Skythe Skiluros hat auf Münzen vo
die Kausia. Sie hat oft eine ungeheuere
daher Plaut. *Trin.* IV, 2, 10. *Pol hic quide*
gino genere est; Illurira facies videtur homini
und die Art, wie sie an den Hinterkopf ge
wird, macht sie sehr kenntlich; s. besond
M. Aeropos III, Mionn. *Suppl.* III, *pl.* 10,
der Vase bei Millingen *Div. coll.* 51 wird de
saler Jason durch die Chlamys (vgl. Philost
III, 2) und eine Art Kausia bezeichnet.

8. Die halbeiförmige Schiffermütze
die Dioskuren als Schiffsgötter und Kabiren
seus, auch Aeneas. Sie heißt auch *πῖλος*, i
sie aus Filz war, wie das Unterfutter eines
vgl. R. Rochette *M. I. p.* 247. Sie gehö
nauclericus ornatus, Sophokl. Philokt. 128. Pla
IV, 4, 41, der dazu eine dunkelbraune Kau
weiteren Sinne) und die Exomis rechnet. Ue
phrygische Mütze in Zusammenhang mit de
sischen Penom Böttiger Vasengem. III, 8.
thea I. S. 169. Kunstmyth. S. 47.

9. Die griechische Barfüßigkeit (Voß
Br. I, 21) bildet in der Kunst einen scharfen
satz gegen den etruskischen Reichthum a
lichem Schuhwerk. S. sonst Winck. V. S. 41

10. *Τρόπος τῆς στολῆς Δώριος* wird mit

, lang herabhängendem struppigem Haar
αἶται, Dorier II. S. 270) verbunden ge-
ilostrat. *Imagg.* II, 24. Zum *σχῆμα Ἀττι-*
rd ebend. I, 16 (bei Dädalos) ein *φαιὸς*
d die *ἀνυποδησία* gerechnet, vgl. II, 31.
makedonischen und thessalischen
oben. Zur ätolischen gehören nach
im der Aetolia selbst hohe Schuhe, den
πεδίλοις ähnlich, die Kausia, eine hoch-
Exomis, und eine um den linken Arm
Chlamys (*ἐφαπτίς*). Nach der Vase,
Div. coll. 33, scheinen enge Chitonen aus
r gewöhnlich gewesen zu sein.

Die Kleidung der Frauen.

den Chitonen der Frauen unterschei-
bestimmt den dorischen und ioni-
Der erstere, der althellenische, be-
einem nicht sehr großen Stück Wollen-
lches ohne Aermel durch Spangen auf
ltern festgehalten wird, und an der lin-
gewönlich in der Mitte zusammenge-
h unten aber nach echt dorischem Brau-
:ὸς *χιτών*) offen gelassen ist, so daß die
pfel (*πτέρυγες*) entweder, durch Nadeln
gehalten, ineinander liegen, oder auch,
Bewegung aufgesteckt, auseinanderschla-
: andere dagegen, welchen die Jonier
Karern und von jenen wieder die Athe-
amen, war von Linnen, ganz genäht,
eln (*κόραι*) versehen, sehr lang und fal-
Beide sind in Kunstwerken häufig und
erkennen. Bei beiden ist für das ge-
Costüm der Gürtel (*ζώνη*) wesent-
cher um die Hüften liegt und durch das
men des Gewandes den Bausch (*κόλπος*)
r ist wohl zu unterscheiden von der ge-
unter dem Kleide, bisweilen aber auch
liegenden Brustbinde, sowie von dem
besonders bei kriegerischen Gestalten
enden Gurte unter der Brust (*ζωστήρ*).
pelchiton entsteht am einfachsten,
obere Theil des Zeuges, welches den
lden soll, übergeschlagen wird, so daß
erschlag mit seinem Saum bis über den
d gegen die Hüften herabreicht, wo er
Verken der älteren griechischen Kunst
vorher erwähnten Bausche einen paral-
gen zu beschreiben pflegt. Indem das
auf der linken Seite weiter reicht, als
chten, entsteht hier ein Ueberhang und
lag (*ἀπόπτυγμα*), welcher als eine Haupt-
r alterthümlichen Kunst eben so zierlich
und regelmäßig, wie von der ausgebildeten anmuthig und gefällig gebildet worden ist.

Das Himation der Frauen (*ἱμάτιον γυναικεῖον*) hat im Ganzen dieselbe Form, wie das männliche, daher auch ein gemeinsamer Gebrauch stattfinden konnte; auch folgt die Art des Umwurfs meist derselben Grundregel; nur ist die Umhüllung in den meisten Fällen vollständiger, und der Faltenwurf reichlicher. Der in früheren Zeiten sehr gebräuchliche Peplos, welcher im Leben in der blühenden Zeit Athens abgekommen war und nur auf der tragischen Bühne gesehen wurde, wird mit Sicherheit an den Pallas-Statuen des älteren Styls als ein regelmäßig gefaltetes, ziemlich eng anliegendes Obergewand erkannt; aus anderen Werken der altgriechischen Kunst, wo keine Aegis den oberen Theil verdeckt, sieht man, daß er mit dem Obertheile quer um die Brust gewunden und hier zusammengesteckt wurde; oft hat er auch einen Ueberschlag nach Art des Diploidion. Frauen, für welche überhaupt das Himation wesentlicher ist, als für Jungfrauen, ziehen es häufig auch über den Kopf, obgleich es auch besondere Schleiertücher für den Kopf gibt (*φάριον*, *καλύπτρα*, *κρήδεμνον*, *rica*), sowie mannigfache Arten von Kopfbinden (*μίτρα*, *στρόφιον*, *ἀναδέσμη*, *vitta*) und Haarnetzen (*κεκρύφαλος*, *reticulum*).

Anmerkungen.

1. Ueber den Unterschied der beiden Chitonen Böttiger Raub der Kassandra S. 60. Des Verf. *Aeginetica p.* 72. Dorier II. S. 262. Den Dorischen findet man in der Kunst häufig (Schol. zu Klem. p. 129), bei der Artemis, der Nike, Hebe, Iris (des Parthenon), den Mänaden. Die spartanischen Jungfrauen waren, zum Unterschiede von den Frauen, gewöhnlich *μονοχίτωνες* (Dorier S. 265, auch Plut. Pyrrh. 17), und dienten in diesem leichten Kleide als Mundschenken (Pythänetos u. A. ebend.); darnach ist die Hebe gebildet. Darum waren auch die Bilder der Mundschenkin Kleino in Alexandria (Athen. X. p. 425) *μονοχίτωνες, ῥυτὸν κρατοῦντες ἐν ταῖς χερσίν.*

2. Die ionische Tracht sieht man besonders an den Musen; an den attischen Jungfrauen vom Parthenon erscheint sie nicht ganz rein; diese haben meist Halbärmel mit Spangen (vgl. Aelian *V. H.* I, 18). Der *χιτὼν στολιδωτὸς* hat einen zusammengefalteten Besatz, Fälbeln; *σύρμα*, *συρτὸς* ist das tragische Kleid der Bühnenköniginnen, mit dem *παράπηχυ*, vortretenden Aermeln von anderer Farbe, und Schleppen, die im Alterthum vielfach, besonders mit Goldblättchen, verziert wurden.

3. *Ζώνη*, auch *περίζωμα*, *περιζώστρα* Pollux. Ueber *ζώνην λῦσαι* Schrader zu Musäos V. 272. Der große *κόλπος* ist bei Homer für asiatische Frauen (*βαθύκολποι*), später für ionische Tracht charakteristisch. Der Busengürtel heißt *ἀπόδεσμος*, *μαστόδετα*, *μίτρα*, *μηλοῦχος*, *στηθόδεσμος*, *στρόφος*, *στρόβος*, *στρόφιον*, *ταινία*, *ταινίδιον*, meist in der Anthologie, vgl. Aeschylos Sieben 853. *Ἱκετ.* 460 mit Stanley und Schütz. Auch der *κεστὸς*, der gestickte, ist ein Busenband, *Anth. Pal.* VI, 88; Winck. V. S. 24 verwechselt ihn mit der Zone.

4. Diese Tracht sieht man außer an den Bildwerken des Parthenon am schönsten an dem Torso von Keos, Bröndsted *Voy.* 1. *pl.* 9, dann an den fünf Mädchen unter den Hercul. Bronzen, deren eins eben das Gewand anlegt, *Ant. Erc.* VI, 70—76, *M. Borb.* 11, 4—7 auch auf den Vasengem. Maisonn. *pl.* 16, 5. Dieser halbe Oberchiton ist offenbar das attische *ἡμιδιπλοΐδιον*, *κροκωτίδιον* (*κροκωτὸν διπλοῦν* C. I. 155 p. 249), *ἔγκυκλον* (*ἔγκυκλον ποικίλον* C. I. a. O.), welche Ausdrücke als ziemlich identisch in Aristoph. Ekkl. vorkommen. Vgl. Böttiger Furienmaske S. 124. Wiener Jahrb. XLIX. Anz. S. 4. *Ἐπωμὶς* (Eurip. Hek. 558. Athen. XIII. p. 608) scheint nur der Zipfel dieses Gewandes, welcher an der Schulter mit einer *fibula* festgehalten wird. Vgl. indeß Böttiger Vasengemälde I, 2. S. 89. Wie das chlamysartige Gewand heißt, das bei Apollo Pythios, den Musen und den Karyatiden bloß auf den Rücken herabhängt, bleibt dann unentschieden.

5. Dies ist ganz deutlich das *ἀπόπτυγμα*, welches mit zwei *περόναις* und dem *ποδήρης χιτὼν* als drittes Stück (*ῥυμός*) einer goldnen Nike angegeben wird. C. I. p. 235. — Reich an Namen für Frauenkleider ist die angeführte Inschr. C. I. 155. Der F a r b e nach, scheint es, sind hier die Gewänder *πυργωτοὶ* (wohl gestreift, vgl. Athen. V. p. 196 e.), auch mit bunten Säumen, *πλατυαλουργεῖς*, *περιποικίλοι*, was beides auf Vasengemälden sehr häufig ist. *Ἐμ πλαισίῳ* geht wohl auf den *scutulatus textus* (Drell) bei Plinius.

6. *Ἱμάτιον* ist fast weniger gewöhnlich, als *ἐπίβλημα*, *περίβλημα*, und besonders *ἀμπεχόνη*, *ἀμπεχόνιον*, daher *ἀναμπέχονος* s. v. a. *μονοχίτων*. Ein Muster schöner *ἀναβολὴ* ist die herkulanische Matrone; aber selbst manche Terracotta aus Griechenland ist noch edler und geistvoller drapirt.

7. Besonders sind die Figuren des korinthischen Reliefs, namentlich die Pallas, die Artemis und die erste Charis, mit einander zu vergleichen, um die Umlegung des Peplos kennen zu lernen. *Minerv. Poliad. p.* 25 *sqq.* Gesagten ist hiern niges genauer zu bestimmen. Die Tragiker s das Wort schon sehr unbestimmt zu nehm Sophokl. Trach. 921 ist der Peplos ein d Chiton, wie auch sonst.

8. Dabei sind auch die S t i r n - und H a d e n zu erwähnen, mit Benutzung von G Prodromus S. 20 ff. *Στεφάνη* ist die in d sich hocherhebende Metallplatte über der St gegen *στέφανος* die ringsherum gleich breit bezeichnet, wie bei der argivischen Hera. *δόνη* ist schleuder-, *στλεγγὶς* Strigilen *Ἄμπυξ* scheint mehr ein Metallring, wel Haare, besonders auf dem Hinterhaupte, zus hält, vgl. Böttiger Vasengem. II. S. 87. *Δι* ist ein Band, welches gleich breit um d zwischen den Haaren liegt; besonders den den Köpfen der makedonischen Könige. ist gewöhnlich ein breiteres Band mit zwei lern an jedem Ende, wohlbekannt aus Darst der Nike (*volans de caelo cum corona et ta* nius *ap. Festum*), als gymnastischer Ehrens auch als erotischer (Athen XV. p. 668. Schulzeit. 1831. Nr. 84), endlich als Schm Gräbern (Cäcilius *ap. Fest.*), besonders durc gemälde. Vgl. Welcker *Ann. d. Inst.* 1832. Aus mehreren verschiedenfarbigen Tänien die gewundene Binde der Athleten und de kles. *Μίτρα* ein meist buntfarbiges, um gewundenes feines Tuch, bei Dionysos und besonders Hetären (*ἑταίρα διάμιτρος* Pollu *lupa barbara mitra* Juven). *Πόλος* sche förmliche runde Scheibe, welche den Kopf wie bei der ephesischen Artemis (nach An *modius*, Amalth. III. S. 157; dagegen der *μ* mehr ein runder Deckel zum Schutze geg war, woraus Manche den *nimbus* (das Wor sem Sinne erst bei Isidor; vgl. Schläger *d* p. 191. Eckhel *D. N.* VIII. p. 503. Augusti Alterth. S. 197) der späteren Zeit abgeleite — Zu diesen Kopfzierden kommen die *π* des Halses, die *ψέλλια* der Arme, von de auch *ὄφεις* genannt, *σφιγκτῆρες* (*spintheres* *νες*, die *περισκελίδες* und *ἐπισφύρια* (auch s förmig *Anth. Pal.* VI, 206. 207), die Ohrri *τια*, *ἐλλόβια*, *elenchi uniones*), womit die Ku liche Götterbilder fast durchgängig schmück Encykl. III, II. S. 333 u. s. w. Th. Barth *armillis*, Casp. Bartholinus *de inauribus*. Sc *torquibus*, *Thes. Ant. Rom.* XII, 901.

110. Die Auswanderung bei den Griechen.

(*W. Wachsmuth*, Hellenische Alterthumskunde I. [1846] S. 95—101.)

sehen von den vielfältigen Ursachen, wel-
nneren Bande des heroischen Staatslebens
ınd bloß das Schauspiel des fortwirkenden
)rängens ins Auge gefaßt, erscheint als
stoß zu den Wanderungen der Hellenen
Heimat die oben dargelegte Völkerwande-
erhalb der Marken des Mutterlandes. Fast
vurden die Völker aus ihren alten Sitzen
t; vor den Siegern und der beengenden
:hen bald zahlreiche Haufen, suchten auf
über Land und Meer Sitze unter anderem
auf fremdem Boden, und es gestaltete
solche Vervielfältigung hellenischer Wohn-
ıß selbst die große Völkerwanderung bei
ı größeren Massen kein reicheres Gemälde
:icero's Wort, den Landschaften der Bar-
›i gleichsam ein hellenischer Saum ange-
gilt von den Küsten Hispaniens bis in die
Bucht des Pontus. Zugleich begann da-
Vertrautheit der Hellenen mit dem Meere
Ierrschaft derselben auf dem Mittelmeere;
ıiker wichen vor ihnen zurück, und ehe
› wagte, ihnen Trotz zu bieten, vergieng
es Jahrhundert.

Wirkungen des äußern Anstoßes währten
hohen Aufgeregtheit zu Wanderungen [2])
lerte hindurch fort. Das am allgemeinsten
ıhl von dem Eindrange der Thessaler an
ırlich gewesen sein, daß der Stand des
den besser sei, als der des Gehorchen-
r Blick auf die Obsiegenden wirkte auf
tige Kraftgefühl, das sich nicht beugen
bei denen, die selbst geherrscht hatten
dienen sollten, und bei den ihrer ange-
ı Herrscher Verlustigen; die natürliche
verleidet durch den eingedrungenen
ıg, verlor ihren fesselnden Zauber; man
ıt mehr heimisch zu Hause, nährte, viel-
hon durch Dichtung und Gesang von den
ı des Auslandes aufgeregt, die Hoffnung,
› auf glücklichem Boden der Fremde sich
›hnstätte zum Gebieten oder doch zur
digkeit bereiten zu können, und vorherr-
ward in dem vom Mutterlande sich ent-
len Sinne das Streben nach einer neuen
en Heimat, wo sicher vor Gefährde ein
aatsleben begonnen werden könne; man
rf sich gern Gefahren und Bedrängnissen
r, um nicht Gewalt von dem Sieger leiden
en, und wanderte um so leichter, da kein
Zwang bestand, die Kette in der Heimat fortzutragen zu müssen. Aber auch unter den Eroberern konnte bei dem Bedürfnisse des Räumlichen und seiner Erzeugnisse, bei der mit jugendlicher Fruchtbarkeit sich vermehrenden Bevölkerung, wo Raum, Boden und Ausrüstung mit Gaben der äußern Natur leicht mangeln konnte, der Sinn sich nicht zur Ruhe gewöhnen; **Bürgerzwist** war häufig und das Gefühl für Recht und Ehre im Staate vorwaltend; jede Beengung desselben lästig; in der Aristokratie trieb Anmaßung und herrschsüchtige Parteiung, in der Tyrannis zwingherrlicher Druck fort u. s. w.; dieses Sinnes gewaltsame Regungen, in der bürgerlichen Stellung **weitere** Schranken zu gewinnen, als das Gedränge der überfüllten und freudelos gewordenen Mutterlandschaft bot, wirkten fort zu freiwilligen Auswanderungen [3]) und zu ausmerzenden Fortsendungen [4]), der planmäßig zur Erweiterung des Staats angelegten Töchterstädte hier noch nicht zu gedenken. Diesem Streben, aus einer drückenden Gegenwart loszukommen, dem Princip der Negation, der **Secession**, lag sehr nahe der Geist der Abenteuer, der in dem elastisch kühnen und jugendlich kräftigen hellenischen Sinne üppig wucherte, aber doch — zum Unterschiede von der romantisch-ritterlichen Abenteuerlust — immerfort begleitet war von dem Sinne für Gründung eines politischen Vereins, von dem Bewußtsein der politischen Productionsfähigkeit und dem bestimmtesten Streben nach positiven Gestaltungen, und nicht im bloßen Umherschwärmen aufgieng. Der Hellene trug einen politischen Fruchtstock mit sich fort; was aus der Heimat fortgelockt ward, gieng nicht so verloren, wie in der Zeit des endlichen Verfalls der hellenischen Staaten, wo durch ganz Vorderasien hellenische Söldner heimatlos verkehrten; sondern es bewies sich als bewunderungswürdiges Talent, das Vaterländische auf fremdem Boden, in neuen Naturbedingungen, wie aus neuer Wurzel aufsprossen zu lassen. Dies setzte sich von den Pflanzstädten aus fort. Diese wurden fast durchweg an der Küste oder auf Inseln angelegt: das durch Eroberung oder Vertrag erlangte Besitzthum breitete sich nur wenig über die Bannmeile der Stadt aus, die politische Stellung gegen die binnenländischen Nachbarn war größtentheils ohne feste Gewähr und eine Ausdehnung des Gebiets dahin misslich. Daher wurde bei der ungemein wachsenden Bevölkerung die Gunst der Kü-

sten die leitende Bahn: natürlich war Zusammenhang des Gebiets hier nicht leicht zu erhalten, und mehr empfahl sich's, der fernen, aber wohlgelegenen Oertlichkeit sich zu bemächtigen, als aus Angst vor der Entfernung von einer hellenischen oder stammverwandten Stadt sich in deren Nähe auf ungünstigem Platze kümmerlich zu behelfen. Um so leichter freilich wurden die so natürlich einzeln liegenden Niederlassungen auch politisch vereinzelt.

Von den Gesichtspuncten, unter denen sich das hellenische Colonialwesen betrachten läßt, sind die auf Zeit und Raum für uns die zunächst wichtigsten. Unter jenem begreifen wir nicht sowohl das chronologische Datum der Gründung einer Pflanzstadt — beiläufig eins der dornenreichsten Felder der hellenischen Zeitrechnung —, wobei die Hauptgewährsmänner Eusebios, Skymnos, Strabon, die parische Marmorchronik, Vellejus Paterculus und für Sicilien Thukydides manche Differenz zu erörtern geben —, als die Zeitumstände, in welchen eine Ausfahrt stattfand; unter diesem nicht bloß die Angabe des Orts der Pflanzstadt, sondern auch, von welcher Mutterstadt aus die Gründung geschah.

Wir haben als Anfangspunct der überseeischen Wanderungen die Umgestaltung der heimatlichen Verhältnisse durch eine vielfache Völkerwanderung gesetzt: jedoch auch schon die heroische Zeit hatte ihre Wanderungen über das Meer gehabt. Abgesehen von dem mythischen Wuste, welcher Wanderfahrten des Perseus, Herakles, Iason, der Argonauten in weite Ferne darbietet und woraus eine Menge fabelhafter Colonien hergeleitet worden sind[5]), ist doch nicht zu läugnen, daß Auswanderungen über das Meer schon in der heroischen Zeit stattgefunden haben; Dolopen zogen nach Skyros, Minyer nach *Lemnos*, Dryopen nach Kythnos[6]): dagegen lässt sich aus mythischen Angaben nicht entnehmen, daß schon vor Troja's Zerstörung Tlepolemos nach Rhodos kam, oder daß an die Calamitäten der *Nostoi* sich Wanderungen eines Teukros nach Kypros, eines Diomedes, Nestor, Idomeneus, Epeios, Philoktetes nach Unteritalien, eines Telegonos nach Latium u. s. w. geknüpft haben[7]). Den Hellenen genügte die wundergleiche Verbreitung ihres Geschlechts nicht; sie dichteten dazu in Zeit und Raum. Nach der dorischen Eroberungsfahrt nun beginnen, obschon nicht anfangs in vollem Lichte historischer Wahrheit, Wanderungen und Gründungen von Pflanzstädten, wo die Existenz der letzteren einen reellen Anfangspunct hat und über die Zeit, wann dieser anzusetzen sei, specielle, obschon in einer Menge von Fällen

schwankende, Angaben erhalten word
Ueberhaupt lässt sich die Zeit der Co
gründung in drei Perioden theilen:

1. Die der Ausfahrt von Stämmen
vor Bildung des städtischen Wesens
vollkommne Secession, Verzicht auf di
liche Landschaft und Lösung der an
pfenden Bande, was zu vollkommner Ent
vom gesammten hellenischen Wesen bei
rhenischen Pelasgern, zur Entfremdung n
von der vormals heimatlichen Landschaf
der Genossenschaft mit daheim gebliebene
verwandten bei mehreren Pflanzstädte
Hier ist mehr Absonderung von den Brü
Scheiden der Tochter von der Mutter.
tung gieng hier fast ausschließlich gen Os
den Inseln des ägäischen Meeres und I
Den Anfang machten Aeoler aus dem
nes, Böotien und Thessalien 1124 ff. v. C
Orestes Sohne Penthilos, Enkel Arch
Urenkel Gras; darauf folgten Minyer u
ras um 1072, Magneten 1055, Dori
stens aus Argolis, 1051 f., Ioner mit
anderer Stämme, angeführt von atheni
liden, 1044 f.

2. Die Auswanderung oder Aussond
Stadtgemeinden, beginnend fast drei
derte später als die Stammwanderunge
zweiten Hälfte des Jahrh. 8 v. Chr. A
waltet anfangs der Charakter der Sece
doch wo nicht eigentlich im Sturm und I
schieden wurde, blieb ein gewisses Pietä
niß zwischen Mutter und Tochter. Di
schen Colonien stehen in der Mitte
Stamm- und Stadtcolonien; bei wenige
Name einer einzelnen Metropolis angege
Richtung geht hauptsächlich nach West
Sicilien und Italien; dorische und
Städte, vor allen Korinth, desgleichen C
Euböa, sind die Metropolen. In dieser
Befragung des delphischen Orakels geb
das früher mehrmals ihm zur Verfügung
Mannschaft ausgesandt hatte[8]), und a
Weisung jetzt geweihte Zehntscharen (
ἀπαρχαί), nach Art des altitalischen Ve
in die Fremde geschickt wurden[9]); die
Priesterschaft, sicherlich in der Erdku
Zeit nicht unerfahren, war wohl im St
ten Rath zu geben. Apollon ἀρχηγέτη
Altäre[10]).

3. Die planmäßige Aussendung ein
der Bürgerschaft zur Amplification des Be
und der Macht der Metropolis, zur Unt
und Förderung des Handels u. s. w.

tliches Merkmal bei allen diesen Pflanz-
it, daß sie auf Grund und Boden von
en völkern angelegt wurden, und daher
e wesentliche Verschiedenheit einer vier-
ing Colonien, der Kleruchien, von
ier wurden besiegte Hellenen ihres Bür-
und Besitzthums beraubt und dies an
ger, κληροῦχοι, des obsiegenden Staats
Von ihnen wird im Verlaufe der Ge-
die Rede sein.

ie vielgerühmten Gebräuche, unter denen
Heimat Lebewohl gesagt und die Weihe
en Staatsleben empfangen habe, nach
ungen der Pflanzstädte verschieden wa-
htet ein; bei der Secession oder Austrei-
in von dergleichen kaum die Rede sein,
wenig im Sinne der Ausscheidenden ge-
ie, in fortgesetzter Verbindung mit der
n bleiben, wird sich unten zeigen. Das
vertrat die Stelle des Politischen; man
matliche Culte mit sich; sinnvoll gemischt
olitische zum Religiösen darin, daß man
aneion der Mutterstadt Feuer anzündete,
dem neuen Staatsheerde zubrachte[11]).

n wir nun, welcher von den beiden nach-
Hauptstämmen am thätigsten gewesen sei,
dte zu gründen, ob der dorische oder
che, so ist nicht nach dem späteren Still-
r Spartaner und nicht nach der Beweg-
der Ioner in Asien zu urtheilen; neben
tanischen Abgeschlossenheit haben wir
i rege korinthische und megarische Fahr-
derum neben der noch höher gesteigerten
mungslust der Ioner eine fast halbtau-
ige Heimatsruhe der Athener zu beach-
timmter läßt sich angeben, welche Städte
den übrigen durch die Menge von ihnen
ter Pflanzstädte ausgezeichnet haben: hier
ben an Korinth[12]) und Milet, letzte-
er von achtzig Pflanzstädten[13]), jenes in
tlichen Meeren, dieses im Pontus; und
ien sind zu nennen das euböische Chalkis,
Zeit der Aristokratie der Hippoboten rege
isirung war[14]) und überhaupt gegen fünf-
nien mag gegründet haben, Megara[15]),
durch ansehnliche Aussendungen fast er-
zu haben scheint, Naxos, Paros, Samos,
und in der späteren Zeit Massalia. Ob es
m eigentlichen Thessalien, und außer Ar-
Böotien, Aetolien und Arkananien, noch
aften gegeben habe, aus welchen nicht
ine Pflanzstadt jenseits des Meeres ge-
worden sei, ist nicht wohl auszumachen,
werlich zu bejahen. Schwieriger aber ist
die Frage, was für Metropolen die einzelnen Pflanzstädte gehabt haben; wir bringen dabei nicht in Anschlag, daß manche von zusammengesellten Genossen mehrerer Stämme oder Städte, namentlich oft von Bürgern einer Pflanzstadt und ihrer Metropolis, als Kerkyra und Korinth, gegründet wurden, und verstehen nur Angaben verschiedener Stifter in verschiedener Zeit; diese sind oft eben so vielfach als die des Gründungsjahres. Beides aber steht in genauer Verbindung mit einander, nämlich nicht jede Ansiedlung hatte sofort Gedeihen; auf manchen Stätten wurde die junge Pflanzstadt durch heimische Noth oder Anfälle der Barbaren zu Grunde gerichtet; geschah es nun, daß eine zweite Ansiedlung auf derselben Stätte von einer andern Metropolis aus erfolgte, so daß zu den ersten ἀποίκοις neue Pflanzbürger, ἔποικοι, hinzukamen[16]) und diese prosperirten, so wurde die Pflanzstadt als von der letztern abstammend angesehen und zugleich nach der Zeit der zweiten Gründung der Anfangspunct bestimmt; hatte sich nun die frühere Anlage nach Metropolis und Zeitepoche im Andenken erhalten, so gab dies zwiefältige Bestimmungen. So ist's der Fall mit Kyzikos, Messana, Rhegion, Metapont u. a. Daher denn auch Mischung der Culte verschiedener Stämme und Staaten. Dem Führer der Pflanzbürger κτίστης, auch οἰκιστής, wurde in der früheren Zeit nicht selten Heroenehre zu Theil; fast eben so oft aber verehrte man einen Heros der mythischen Zeit[17]).

[1]) Cic. v. Staate S. 132.

[2]) S. die Veranlassungen einzeln bei *Sainte-Croix de l'état et du sort des colonies d. anc. peupl.* 1779. Heyne Opusc. 1, 290 ff. Raoul-Rochette *hist. de l'établiss.* etc. ch. 3.; Mannert Italien 2, 205 u. a. Eine kurze artige Zusmmenstellung ist b. Seneca an Helvid. 6.

[3]) So noch spät Dorieus v. Sparta. Herod. 5, 42.

[4]) Beisp. die Minyer und Parthenier aus Lakonien.

[5]) S. Raoul-Rochette B. 1. u. 2. Dagegen Thuk. 1, 12: *πάντα δὲ ταῦτα ὕστερον τῶν Τρωϊκῶν ἐκτίσθη*.

[6]) Herod. 8, 46.

[7]) Literatur s. Hermann gr. St. A. §. 76. N. 3.

[8]) Von den Dryopen s. Müller Dor. 1, 257.

[9]) Chalkidier nach Rhegion *κατὰ χρησμὸν δεκατευθέντας*, Strb. 6, 257. Von Magneten, Aenianen s. Müller Dor. 1, 260. 265. Vgl. W. Götte das delphische Orakel. Lpz. 1834, 239—258.

[10]) Thukyd. 6, 3.

[11]) So thaten schon die Ioner in Athen. Herod. 1, 146. Von den übrigen Bräuchen s. Schömann j. publ. Gr. 6, 27.

12 Eine Uebersicht der korinth. [illegible] Müller Dor. 1, 115 f.
13 [illegible]
14 [illegible] 10, 447.
15 Müller Dor. 1 [illegible]
16 [illegible]

[illegible] der Präposition der Grundbegri[ff] zukommen, doch ist der des Hinkom[mens] ausgedrückt [illegible] respicitur non unde, sed [illegible] Vgl. Ammoni de differ. vocabulor. [illegible] Fabr. [illegible] Schoemann j. publ. Graecor. [illegible]
17 Müller Dor. 2, 112. 113.

111. Das agrarische Recht der Römer. Sp. Cassius.

(B. G. Niebuhr Vorträge über römische Geschichte. Herausg. von M. Isler. I. [1846] S. 251—260.)

Die alten Völker hatten bei der Kriegführung im Allgemeinen einen anderen Rechtsgrundsatz als wir. Wir betrachten den Krieg als Zweikampf zwischen den Genien zweier Staaten, zwischen zwei gedachten Staaten: der Einzelne wird in Hinsicht seiner Person, seiner Freiheit, seines Eigenthums dadurch nicht berührt, das Kriegsrecht will daß er so wenig als möglich verletzt werde, er soll nie der unmittelbare Gegenstand der Feindseligkeit sein, nur gefährdet werden sofern es unvermeidlich ist. Bei den Alten aber waren die Feindseligkeiten Jedem der zu dem Staat gehörte gemeinschaftlich, und während bei uns allerdings der besiegte Staat sein Recht über das Land verliert, jeder Einzelne aber seine Existenz behält als ob kein Krieg gewesen sei, hatten jene ganz andere Ansichten darüber. Nicht nur im Vertilgungskriege nahmen sie das ganze Eigenthum der Ueberwältigten und machten sie selbst zu Sclaven, auch im gewöhnlichen Kriege gieng das Eigenthum der Einwohner verloren; selbst wenn ein Ort sich freiwillig ergab, kamen sie selbst mit Weib und Kind in die Gewalt der Eroberer, wie wir das aus der Deditionsformel sehen. Der Eroberer machte sie im letzteren Falle nicht zu Sclaven, aber sie waren Hörige, die liegenden Gründe waren ganz dem Sieger anheimgefallen. Hatte ein solcher Ort wenig gelitten und schien er der Erhaltung noch werth, so sandte man von Rom aus dreihundert Colonen, einen von jeder Gens, dahin, diese waren eine φρουρά, eine φυλακή, sie bekamen jeder ein Gartenland von zwei Jugera, ohne Zweifel das Gemeindeland ausschließlich oder doch größtentheils und ein Drittheil der Mark zum Ackerland, zwei Drittheil verblieben den alten Bewohnern. Dies sind die ursprünglichen Colonien. In andern Fällen schickte man keine Colonien, man hielt es nicht für nöthig Besatzung da zu halten, bisweilen jagte man dann die Einwohner fort, bisweilen lie[ß man sie] wohnen und legte ihnen eine Steuer auf, [ge]wöhnlich den Zehnten: sie wohnten dann abe[r als] bauern, als solche die man wieder entlass[en konnte,] sobald man wollte. In Gegenden, die [der] Krieg wüste geworden waren oder wo [man die] Einwohner vertrieben hatte, verfahren [sie] nach einem ganz eigenthümlichen Rec[ht, das] in den griechischen Institutionen gar [keine Pa]rallele ist.

Dieses jus agrarium ist für mich um [so wich]tiger da es mich zuerst zu kritischen [Untersu]chungen über die römische Geschicht[e geführt] hat, während ich mich früher mehr [mit dem] griechischen Alterthum beschäftigt ha[tte. Als] ich als Jüngling Plutarch's Parallelen u[nd Livius] las, war mir das Verhältniß der lex agr[aria] räthselhaft. Man hatte geglaubt, der [Inhalt der]selben sei eine Verletzung des Eigenth[ums, ein] Maß zu setzen für dasselbe, so daß man [was einer] über fünfhundert Jugera hatte das Uebers[chießende] nahm und so eine Vergrößerung des pl[ebejischen] Besitzes auf Kosten des patricischen E[igenthums] schuf. Diese Vorstellung über dieses R[echt in] crassem Sinne fand vielen Beifall: bei [Machia]velli, da er in einer revolutionären Zeit [lebte, wo] der Zweck ihm die Mittel heiligte, be[i Montes]quieu hingegen nicht minder, denn [er be]trachtete die Wiederholung des Vergan[genen als] undenkbar, da in seiner Zeit jede Rev[olution so] fern als möglich lag. Sein Beispiel [hat] verwegen speculative Köpfe in Verhältni[ssen, wo]den die ihnen unbekannt sind und unmög[lich erken]nen, damals waren die revolutionären [Ideen auf] scheinbar ganz unschuldige Weise allgem[ein, so]bar selbst bei Männern die in der Revol[ution zum] absoluten Gegentheil übergiengen.

Da Plutarch und Appian ausdrückli[ch sagen,] das Gesetz habe bloß die γῆ δημοσία be[troffen]

wohl daß hier etwas Anderes verstan-
müsse. Der Erste der hier an den *ager*
dachte war Heyne in einem Programm
nlassung der revolutionären Confiscatio-
r die Frage: was war denn der *ager*
blieb unerörtert, wie ja Heyne oft im
ıen das Richtige sah, es aber selten
te. Auch nachher noch waren die histo-
chriftsteller die über die Gracchen schrie-
ber ganz im Dunkeln. Ich fragte einst
ıer diese Räthsel noch nicht im Klaren
großen F. A. Wolf darüber. Allein die-
bei ausgezeichneten Geisteseigenschaften
ır, daß er in dem Glauben stehen wollte
wissen, und nahm dann die Miene an
verrathen zu wollen. Er wußte in die-
te sich auch nicht zu helfen. Ich kam
n den Gegenstand. In Holstein wurde
e Leibeigenschaft aufgehoben; statt daß
rn, sowohl leibeigene als freie, früher
uf den Gütern gewohnt hatten, nahm
n die Besitzungen, machte Meierhöfe
ıd versetzte sie willkürlich auf kleine
e Höfe. Das war ganz abscheulich.
keine Leibeigene waren, sollte dasselbe
ungen werden. Ich schrie zum Himmel
Ungerechtigkeit und kam auf die Frage:
in Recht hat man dazu? Bei dieser Ge-
kam ich auf die Untersuchung des lässi-
tes und verfolgte diese bei verschiedenen
das gab mir den Faden für das römi-
agrarium.

llgemeine Begriff der italischen Völker
sich Land und Bürgerrecht unzertrenn-
rechen, daß alles Eigenthum des Bodens
Staat ausgeht. Der Boden ist nur der
ıf dem die schon vorhergedachte Bürger-
ht. Es hat das große Aehnlichkeit mit
albegriffen: nach dem strengen Feudal-
es gar kein Land was nicht einen Lehns-
ıt, alle Feuda gehen von dem Fürsten
ehnsherrn aus und dann folgen die After-
actisch hat freilich dieser Begriff in sei-
ı Schärfe nirgends bestanden. Eine an-
logie ist im Orient, namentlich in Ost-
o wir finden daß der Lehnsherr der ei-
Herr des Bodens ist und der Bauer nur
besitzt. Eben so geht bei den italischen
lles Eigenthum am Boden vom Staat aus.
wir im Appian einen Bericht lesen dem
eutlich ansieht daß er nicht aus dem ei-
ellectuellen Vermögen desselben stammt,
ein Auszug ist aus der Geschichte der
des Posidonius, welcher dem Polybius
nicht nachstand und welchen er für diese Zeit zu
Grunde legt wie vorher Dionysius, dann Polybius,
Fabius und zuletzt wahrscheinlich Rutilius — wenn,
sage ich, wir bei ihm die Erwähnung finden, daß
der *ager publicus* theils zu Colonien und zu Do-
mainen verwandt, theils verkauft oder verpachtet
wurde (letzteres steht nur im Plutarch), so fragt
man sich: wie ist es möglich daß hier Schwierig-
keiten eintraten? Die römische Republik konnte
nur das Gesetz machen, es solle Niemand mehr
als eine gewisse Anzahl Loose haben, so war
allen üblen Folgen vorgebeugt. — Die Sache liegt
darin, daß Appian und Plutarch den zweideutigen
Ausdruck ihres Vorgängers falsch verstanden. Es
ist nicht die Rede vom Verpachten eines Grund-
stücks, sondern es ward den Grundstücken eine
Abgabe auferlegt, vom Korn der Zehnte (*decuma*),
von Baumfrüchten der Fünfte (*quinta*), von ande-
ren Dingen verhältnißmäßig. Wurde nun das Korn
in natura abgeliefert, so mußte der Staat große
Magazine anlegen, für das Vieh mußte er Weide-
geld bezahlen, und das gab natürlich in den ver-
schiedenen Jahren auch noch ganz verschiedenen
Ertrag. Deshalb wurde ein neues System befolgt,
der Ertrag jener Abgaben wurde an *publicani* ver-
pachtet. Die römischen Staatsformen haben fast
immer eine Analogie in den griechischen Verfas-
sungen, das bürgerliche Recht auch oft, in dem
jus agrarium aber sind die Römer ganz eigen-
thümlich. Der griechische Staat eroberte und
gründete Colonien, aber die *possessio agri publici*
ist ihnen fremd: nur in einem einzigen Falle kommt
etwas Aehnliches vor. Aus Xenophon's Anabasis
sehen wir wie er ein Gut zu Skillus der Artemis
von Ephesus weihte: der Tempel ließ aber dieses
Gut nicht verpachten sondern erhielt den Zehnten
davon und dieser Zehnte wurde verpachtet. Wie
man das Opferthier nie als *ὁλόκαυστον* brachte,
sondern nur ein Theil desselben der Gottheit zu
Ehren verbrannt wurde, so ward bei solchem
Gute nicht der ganze Ertrag sondern nur ein
Theil desselben als Geschenk dargebracht. Nach
dem römischen Rechte nahm der Staat bei dem
was ihm *publicum* war nicht das Möglichste,
sondern machte bekannt, jeder Romanus Quiris
der einen Theil des eroberten Landes anbauen
wolle möge es nehmen: das hieß *occupatio agri
publici;* zuerst die Patricier als die ältesten Bür-
ger, diese konnten dann wo sie wollten ein Stück
davon nehmen. Es war dies meist wüstes Land,
durch den Krieg öde geworden, an der feindlichen
Grenze, daher der Zulauf nicht eben sehr groß
war: die Verpflichtung ward gleich ursprünglich
auferlegt, die *decumas* und *quintas* zu bezahlen.

Dieser Ertrag war es der verpachtet wurde, das hat man immer übersehen. Die Ausdrücke *agrum locare* und *agrum vendere* sind gleichbedeutend, und sagen so viel als *fructus agri vendere*, *agrum fruendum locare*. Man hatte den Besitz eines solchen Gutes gegen den Dritten factisch ungefähr wie ein Eigenthum eben so wie der Laßbauer, dem der Gutsherr unter Bedingungen seinen Hof nehmen kann, der aber gegen jeden Anderen vollkommenen Schutz hat. Diesen gewährten bei den Römern die possessorischen Interdicte so daß dieser Besitz auch vererblich wurde. Der Staat hingegen konnte zu jeder Zeit eintreten und sagen: »jetzt will ich hier eine Colonie anlegen oder *viritim* das Land theilen, der Besitzer müsse also räumen,« gegen den Staat hatte dieser durchaus keine Auctoritas. Daraus geht hervor daß der Staat stets über den Besitz des Ager publicus verfügen konnte, daß z. B. nicht mehr als eine gewisse Zahl von Jugera in Besitz des Einzelnen kam, weil dadurch Andere ausgeschlossen worden wären, und der übermäßige Einfluß eines Einzelnen durch die Unzahl der Clienten dem Ganzen gefährlich werden konnte.

Dies ist der große Unterschied zwischen Eigenthum und bloßer *possessio*. Die Possessio ward vom Praetor durch das Edict gegeben wodurch man aufgefordert wurde sie zu nehmen; das prätorische Erbrecht geht in seinem Ursprung einzig und allein darauf; der Praetor gibt *possessionem bonorum secundum tabulas*. Eigenthum konnte man durch Testament hinterlassen wenn man wollte: Besitz kann man einem Anderen nur durch Verkauf vor Zeugen übertragen nach einem billigen Abkommen, und der ihn erhalten hatte bewies die rechtmäßige Annahme und schützte sich durch sein possessorisches Interdict, er hatte Zeugen daß er den Besitz *neque vi neque clam neque precario* erhalten hatte. Aber wie wenn der Besitzer starb? Durch Testament konnte er seine Kinder von allem Vermögen enterben, sein Eigenthum dem unwürdigsten Menschen hinterlassen, ohne daß der Praetor in der alten Zeit eintreten konnte: wohl aber konnte dieser es beim Besitz, und er als Quelle des Besitzes entschied hier nach einem ganz anderen Grundsatz als dort, wie der Kanzler von England nach der *equity*. Wer von der Plebes und den Tribunen auch unbillige Ansichten hat, wie z. B. Livius und Dionysius, kann nicht leugnen daß die Patricier *usurpatores agri publici* waren; dennoch konnten dieselben dem Buchstaben nach mit Recht diese Ansprüche machen, und es ist doch nicht undenkbar daß sie als vollkommen rechtliche Männer erschienen. Ein

großes Resultat der Geschichtforschung üb
ist, daß man die Menschen billig zu beu
lernt und einsieht, daß in den verschie
Parteien redliche Männer sind, daß die Fa
Partei nicht den Werth des Menschen au
So war es mit den Patriciern; wenn Liv
Dionysius obgleich antiplebejisch sagen
Ager publicus *per injuriam*, ὑπὸ τῶν ἀναι
πατρικίων occupirt worden, so sind das un
Aeußerungen, was nur dadurch klar werd
wenn man auf den Ursprung zurückgeht.

Nur der ursprüngliche römische Bür
den drei alten Tribus, der Patricier, ka
dem ältesten Recht zur Possessio zugelas
den; er bekommt von dem Praetor so vie
bauen zu können glaubt und zwar nic
vermessenen Grenzen: dafür zahlt er ni
hat nur sein Capital hineinzustecken um d
urbar zu machen. Nun entstand daneben
bes: diese ward die eigentliche Macht Rom
die ganze Infanterie, ihr Blut floß in den
sie machte die Eroberungen: es war d
streitig auch das Recht der Plebes, ihren
an den Eroberungen zu haben: der Pop
trachtete diese aber immerfort als sein
thum. Servius Tullius hatte schon ang
es sollten nicht mehr unbestimmte Austh
gemacht werden, sondern ein Theil des e
Landes dem Staat verbleiben, der ander
Plebes als volles Eigenthum vertheilt
Nach den Regeln der Auguraldisciplin
Quadrate gemacht, dann Loose numerir
diejenigen die einen Antheil haben soll
theilt; auf jedes Loos fiel ein Quadrat (
Das heißt *assignatio*. So ist das Recht
vius Tullius, welches unzertrennlich mit
stitution der Plebes verbunden ist. Nach
Aeußerungen müssen wir vermuthen d
Vertreibung der Könige die servianische
erneuert wurde. Sie ward ihnen aber
Patriciern wieder entzogen; nur noch
regius ward vertheilt, nachher verbleibt
Patriciern die sich auch dispensiren den
zu bezahlen. Die Tribunen waren nichts
als Meuterer sondern wollten nur als r
Vertreter ihres Standes das Recht desse
tend machen. Vielleicht waren die Ple
dem etruskischen Kriege durch den Au
verlornen Drittels besonders hart betroff

Sp. Cassius war der erste, der eine I
ria erst im Senat, dann bei den Curien
letzt bei den Centurien, oder vielleicht
bei den Centurien und dann bei den Cu
brachte. Sein Antrag war, das servianisc

nzuführen, die Zehnten und Fünften wie-
ıstellen, einen Theil des eroberten Lan-
rkaufen, den übrigen zu vermessen und
:s anzuweisen. Dies ist Alles was wir
lex Cassia wissen; die ganze übrige Er-
bei Dionysius trägt, wie ich nach reifer
ıng bestimmt sage, die deutlichen Spu-
ı Schriftstellers der zweiten Hälfte des
Jahrhunderts und ist mit großer Un-
:r alten Verhältnisse ersonnen.
Senatusconsultum wovon er spricht hat
e geringste Haltbarkeit. Das Gesetz
Ackervertheilung hängt mit dem ganzen
e der Plebejer so eng zusammen, daß
inlich schon bei dem Frieden auf dem
:er die Rede davon war; unter Cassius
ı zur Vollendung. Allem Anschein nach
;enommen worden, denn die Lex agraria
auf die Decemviralzeit als ein Recht er-
dessen Besitz die Plebes war, das ihr
t gehalten wurde. So steht Cassius als
würdiger Mann da; bei Cicero wird er
bekannt erwähnt und dennoch ist wenig
die Rede.
isch ist daß Sp. Cassius im folgenden
Hochverräther hingerichtet wurde, und
seinem Vermögen (*ex Cassia familia*) ein
:henk im Tempel der Tellus auf den Ca-
gebracht wurde. Um nun dieser Bege-
len Schein der schreienden Ungerechtig-
ıehmen, ist wahrscheinlich das Gericht
rs ersonnen worden. Schon Dionysius
ı mit Recht daran, daß Cassius der da-
ın drei Consulate geführt hatte von sei-
:r sollte hingerichtet worden sein; die
ales waren freilich damals noch nicht in
er dennoch ist unglaublich daß wer drei-
ıal gewesen und triumphirt noch unter
ır Gewalt gestanden haben sollte. Eine
Tradition mildert diese Erzählung, ihr
onysius und Cicero *de Re publica*. Der
ı Sp. Cassius habe vor Gericht erklärt,
seinen Sohn für schuldig, und darauf sei
ıgerichtet worden. Das Wahre ist, daß
herren, die *quaestores parricidii*, den
or den Curien anklagen, und die Curien
Gemeinde ihn hinrichten. Das begreift
ıatte seinen Stand auf's Tiefste verwun-
darum nahm dieser freudig Rache an

ihm. Dionysius ist verlegen über diese Erzäh-
lung, Livius hilft sich heraus; bei ihm ist es die
Plebes die den Cassius verurtheilt, denn die Tri-
bunen sind neidisch auf ihn: als ob diese über-
haupt damals schon solche Anträge hätten machen
können! Eine Frage die schon bei den Alten
vorkommt ist, ob er schuldig war oder nicht;
Dionysius hält ihn für schuldig, Dio Cassius für
unschuldig: nur der allwissende Gott kann darüber
entscheiden. Was er that war das reinste Recht,
aber dieselbe Handlung kann aus den besten und
aus den verkehrtesten Absichten entsprungen sein;
er kann das Staatswohl haben fördern wollen oder
nach der Königswürde gestrebt haben. Einen
solchen Gedanken anzunehmen ist fünf und zwan-
zig Jahre nach der Verbannung der Könige gar
nicht so widersinnig, wie wenn man ihn siebenzig
Jahre später dem Sp. Maelius beimaß. Ein sehr
bedeutender Mann war Cassius, sonst würde er
damals nicht dreimal Consul gewesen sein, das
ist in dieser Zeit etwas Unerhörtes: außer P. Va-
lerius Poplicola hatte Niemand so oft das Consu-
lat bekleidet, und auch bei diesem sind die Fasten
sehr unbestimmt. Die Art wie Cassius seine Bünd-
nisse schloß zeugt von einer großen Seele; sehr
möglich daher daß er die reinsten Absichten der
Weisheit und des Rechtes hatte, denn Roms Lage
war bei dem Ausbreiten der Volsker nicht gefahr-
los und man mußte die Kräfte zusammenhalten.
Ein großer Mann war er, mag er schuldig gewe-
sen sein oder nicht schuldig, und die Faction die
ihn verurtheilte abscheulich. Mit ihm verschwin-
det sein Geschlecht unter den Patriciern. Son-
derbar ist was Dionysius sagt, er habe Kinder
gehabt und es sei die Rede davon gewesen auch
diese hinzurichten, sie seien aber verschont wor-
den, und seitdem immer die Kinder der Verbre-
cher. Dies sieht einer Erwähnung aus den Rechts-
büchern als Einrichtung eines neuen Rechtsinsti-
tuts ähnlich, es kann aber auch etwas ganz An-
deres sein: wir werden nachher einen Sohn des
Sp. Cassius finden und zwar auf einem Platz wo
wir ihn am wenigsten erwarten. Wahrscheinlich
ist der strenge Richter L. Cassius Longinus 640,
sowie auch der Mörder des Julius Cäsar aus
seinem Stamme; kein Wunder daß diese Fa-
milie sich zur Plebes gewandt hat. Die Ver-
urtheilung des Sp. Cassius durch einen Fabius
legt den Grund zu der Größe des fabischen Hauses.

112. Manlius Capitolinus.

(Dasselbe Buch S. 395—398.)

Geiz und Wucher gehören zu den Schoßsünden der Römer, er war desto drückender, je freieren Spielraum er hatte. Wenige Jahre nach der Räumung der Stadt, als ein Elend herrschte, welches Livius uns und vielleicht sich selber ganz verschleiert hat, erhob sich M. Manlius für die Unglücklichen. Den Beinamen Capitolinus führt er nicht weil er das Capitol gerettet hatte sondern weil er da wohnte, denn T. Manlius, wahrscheinlich sein Vater, kommt schon zwanzig Jahre vorher in den Fasten mit diesem Namen vor. Die Rettung des Capitols war nicht die einzige glänzende Handlung des Manlius, anerkannt war er einer der ausgezeichnetsten Kriegshelden, und daß er gar nicht in den Fasten vorkommt, gibt Licht über sein Verhältniß. Es wird allgemein von ihm gesagt er habe *consilia regni affectandi* gehabt, aber Livius sagt, es fänden sich in den Annalen keine Beweise dieser Absicht, ausgenommen Zusammenkünfte in seinem Hause und Wohlthaten gegen die Plebes. Es mag sein, daß er gegen die Machthaber zürnte, weil er für seine That nicht belohnt worden war, es mag sein daß ihn bei einer großen Seele ungeheure Ambition reizte und daß er sich dem Wunsche überließ, sich selbst durch die Krone zu lohnen: was er that waren Handlungen, die das reinste wohlwollendste Gemüth eben so wohl üben konnte. Täglich wurden Bürger den Gläubigern als Schuldknechte zugeschrieben, Manlius zahlte für sie was sie schuldig waren, namentlich für alte Soldaten, löste ihr Nexum und gab sie mit Opferung seines ganzen Vermögens ihren Familien zurück. Zugleich wird gesagt, er habe die Patricier angeklagt, sich das von den Galliern wieder erbeutete Geld angemaßt zu haben. Der Verdacht mußte durch die Auflage der Steuer entstanden sein, die ausgeschrieben wurde um das den Galliern gezahlte Geld zu ersetzen, indem Härte und Fanatismus darin lag, sie unter solchen Umständen einzutreiben, wenn sie auch für die Götter bestimmt war. So gewann Manlius eine leidenschaftliche Popularität, deshalb kämpfte der herrschende Stand auf die allerstärkste Weise gegen ihn. Statt den Wink aufzunehmen und der Noth abzuhelfen, setzten sich die Patricier eigensinnig auf ihr Recht, und so entstand ein Wetteifer der Wohlthätigkeit oder des wohlthätigen Ehrgeizes und der starrsten Oligarchie, wie im Jahre 1822 in Irland, wo die Bauern wenn Thieren zur Ader gelassen wurde

sich um das Blut schlugen um sich v
Hunger zu schützen, und die Gutsbesit
nicht von ihrem strengen Recht ließen.
es natürlieh daß bei sehr Vielen die Em
war, statt solcher Regierung wäre jede
rung besser, und Manlius als Usurpato
nützlich sein wie manche griechische T
Die römische Regierung war so wenig
von ihrem Wege zurückzugehen, daß sie
verhaften ließ. Dies führte aber zu ni
brach eine allgemeine Theilnahme für
der bis dahin nichts verbrochen hatte, d
legte Trauer an und begab sich in Scha
die Pforten seines Kerkers. Und so m
Regierung ihn wieder loslassen: jetzt, ko
denken, geht er zu Schritten die sich nic
fertigen lassen. Manlius hatte eine schwe
oft beginnen die Menschen unter solchen
nissen mit den reinsten Absichten und
nach und nach in schreckliche Verirrun
glaube daß Manlius nicht von dem Geda
gieng, sich zum Tyrannen des Vaterl
machen, aber wenn nun die Seinigen i
schrieen und seine reinen Absichten miß
so wurden dadurch die Keime seiner Ha
vergiftet und konnten zu dem Entschluß
sen, sich der Tyrannis zu bemächtigen:
ist kein Beweis dafür zu finden. Der
wuchs, Manlius forderte für das Volk,
Theil des Gemeindelandes verkauft und
die Schulden getilgt werden sollten, ei
Forderung, da der Staat das Eigenthum
Domaine hatte; aber die Oligarchen wo
Benutzung derselben behalten und fre
über das Elend der Plebejer. Die Ver
machte die Abhängigkeit der Plebejer se
so lange der Praefectus Urbi zusprechen
war jeder in Gefahr seine Freiheit zu
Manlius ward jetzt stolzer, zuversichtlic
er gesiegt hatte, täglich mochten gefähr
danken in ihm vertrauter werden; er wa
klagt, zwei Tribunen erklärten sich für d
Camillus wurde nach Zonaras eigens f
Zweck zur Dictatur erhoben. Mit dem
niß der Dictatur wurde er nun vor die
meinde der Centurien gestellt, aber ma
nicht wieder ihn einzukerkern, er wurde
schaft freigelassen, er stellte sich und
digte sich, was die stärkste Präsumtion
Unschuld gibt, da er sich hätte entferne

·te seine großen Kriegsthaten und seine ·aten als Bürgen seiner Gesinnungen an, ·hte die Spolia von dreißig erschlagenen , vierzig Ehrenzeichen aus dem Kriege, ·ch auf die Bürger die er gerettet, selbst gister Equitum, zeigte auf das Capitol das m Marsfelde aus sieht: die Centurien spra·n frei. Aber die Oligarchie war damit ·frieden, der Senat belangte ihn vor die (*concilium populi*) welche ihn als Patricier sollten, was Livius und Alle die ihm folgverstanden haben, im petelinischen Hain. *concilium populi* selten vorkommt, so hat an eine tribunicische Anklage gedacht, ·er doch nicht leugnen, daß die Duumviri e patricischen Rügeherren ihn verklagten. ·sammlung war im petelinischen Hain, nicht n von da aus das Capitolium nicht sehen sondern weil man in der Stadt wohl kein ·theil sprechen mochte und doch an einem en Orte zusammentreten mußte. Manlius ·rurtheilt und vom tarpejischen Felsen ge- Das brachte wie nach Cassius' Tode auf ·ahre eine grauenvolle Stille hervor, aber ·be der Patricier büßte doch, wie immer, obgleich nicht die ganze Rache sie traf; denn bis auf C. Gracchus der die Mörder seines Bruders zur Rechenschaft zog wurden die Machthaber bei solchem Frevel nicht persönlich in Anspruch genommen: diesem Langmuth aber verdankte Rom gerade die Erhaltung seiner Freiheit. Aus Manlius' Blute erstanden die, welche ihn nicht sowohl rächten als vielmehr seinen Willen vollendeten; Licinius und Sextius waren vielleicht, ja wahrscheinlich seine Freunde: sein schmachvoller Tod hat ihnen den Muth gegeben aller Gefahr zu trotzen, um ihr großes Werk auszuführen; durch sein Beispiel begeistert handelten sie ohne Blut zu vergießen.

Es war ungefähr zehn oder elf Jahre nach der Zerstörung der Stadt, daß sich zwei Volkstribunen, C. Licinius und L. Sextius an die Spitze ihres Standes stellten mit dem Entschluß, endlich zu einem gerechten Verhältniß beider Stände zu kommen: nicht sollte der patricische als ein eigener Stand untergehen, sondern die Plebejer mit gleichen Rechten neben ihnen stehen und der Staat nach dem eigentlichen Urgedanken zu einem Doppelstaat zwei ganz gleicher Gemeinheiten werden.

---

118. Die Licinischen Rogationen.

(*B. G. Niebuhr*, Römische Geschichte III. [1832] S. 1—30.)

C. Licinius Stolo und L. Sextius, den Ur- der Wiedergeburt Roms, wissen wir kaum ·ls ihre Namen und sehr unvollständig den ·hrer Gesetze. Aber die Größe und Kühn·rer entworfenen Gesetzgebung, ihre un·iche Beharrlichkeit, die Ruhe, womit sie, auf die gesetzlichen Wege sich beschränlie Vollendung herankommen ließen, ohne ·der ihnen noch der Gemeinde, obwohl die ·n noch lange ausschließlich von der feind- Partei geschrieben wurden, die geringste ·hätigkeit vorgeworfen wird: das alles gibt ·s ihres Geistes und ihres Charakters. Eine ·ion, die in griechischen Republiken oder in gewaltsam unternommen, in wenigen Mo·usgeführt oder gescheitert, mit Verban- und Blut besiegelt wäre, bildete sich wäh·f Jahren unablässigen männlichen Ringens, ·t keinem einzigen Bürger seinen Frieden

Es ist eine so gewöhnliche, wie leidige Bosheit der Feinde des Andenkens großer Männer und großer Thaten, die Veranlassung dieser in gemeine, dem Adel ihrer Zwecke möglichst entgegenstehende Ursachen zu setzen; wie denn noch bis auf diesen Tag aller Ueberführung zum Trotz vorgegeben wird, Luther sei zur Reformation durch den Neid seiner Ordensbrüder, durch die Dominicaner, und durch die Absicht, seine Nonne zu heirathen, bewogen worden. Dergleichen Lügen müssen unverdrossen angegriffen und enthüllt werden, so oft sie sich zeigen, weil es unmöglich ist, ihre Keime auszurotten, die in dem Niedrigsten der menschlichen Natur wurzeln: im Trieb herabzuwürdigen. In diesem Geist hat die überwundene Partei der groß gedachten, groß ausgeführten Unternehmung des C. Licinius die elendeste weibliche Eitelkeit als Ursache angedichtet, und das häßliche Mährchen sich so fest in die Geschichte eingenistet, daß selbst Perizonius seine buchstäb-

liche Wahrheit nicht in Zweifel zog und erst Beaufort die Lüge enthüllte; und diese ist so augenscheinlich, daß nun auch niemand es wagen wird sie vertreten zu wollen.

M. Fabius Ambustus, Consulartribun im Jahr 374, hatte zwei Töchter, deren eine mit Ser. Sulpicius, Consulartribun im Jahr 378, die andere mit dem Plebejer C. Licinius Stolo verheirathet war. Nun wird erzählt: auf einem Besuch im Hause der Schwester sei die jüngere Fabia über dem Lärmen, womit die Lictoren, als Sulpicius vom Forum zurückkehrte, den Eintritt des Herrn ankündigten, erschrocken zusammengefahren, und von ihrer Schwester über eine Furcht verspottet worden, welche den niedrigen Stand verriethe, wohin sie ihre Hand vergeben habe. Diese Beleidigung habe sie bewogen, ihren Mann und selbst ihren Vater zu verführen, daß sie ihr gelobten, nicht zu ruhen, bis ähnlicher Glanz auch ihr Haus schmücke. Den aber hätte diese Fabia doch im Hause des Vaters kennen müssen, der vier Jahre früher das Consulartribunat bekleidet hatte: wie konnte er sie befremden? Was sie wünschte, war der Schwester nicht nachzustehen: also für ihren Mann das Consulartribunat. Hätte dieser nichts anderes gesucht, so konnte es dem Schwiegersohn des Ambustus, nach den Vorgängen der beiden nächsten Jahre wohl kaum entgehen. Die licinische Familie zählte schon drei Ahnenbilder. Ein C. Licinius Calvus war gerade im vorhergehenden Jahre 377 Consulartribun gewesen; freilich nicht der Volkstribun selbst, wodurch alle weitere Erörterung überflüssig wäre: denn jener Militartribun war hernach 382 Oberster der Ritter, während Stolo wie vorher und nachher das mit jenem Amt unvereinbare Volkstribunat bekleidete. So müßte man über die Erzählung hinausgehen, und annehmen, sie habe die Schwester verdunkeln wollen. Aber das Consulat war seit der Einnahme der Stadt gar nicht mehr zur Rede gekommen: seine Erreichung für die Plebejer war unter weit günstigeren Umständen entschieden vereitelt; dahin konnten sich die Wünsche einer eitlen Frau nicht richten; obwohl es dem kühnen und großen Mann als der Kranz der heftigsten Kämpfe auf Sieg oder Untergang entgegenglänzte.

C. Licinius, dessen Familienname Stolo sehr glaublich von der Sorgfalt hergeleitet wird, womit der erste, dem er gegeben ward, vielleicht er selbst, die Wurzelschosse um die Stämme ausgrub, war ohne Zweifel Nachkomme des C. Licinius, welcher 120 Jahre vorher sich unter den ersten Volkstribunen findet. Das große Ansehen seines Geschlechts zeigte sich im Erfolg ihrer Bewerbung um das Consulartribunat. Daß
bun sehr reich war, zeigt sein großer La
wie denn die Licinier nachher die reichst
allen Römern waren. Die Gesetze tragen
Namen: die Tradition deutet auf ihn,
der die Hitze des Kampfs getragen habe:
mögen wir Licinius als die Seele der U
mung betrachten, obwohl sein Genosse L.
vor ihm den Lohn der Ehre empfieng. I
setzgebung umfaßte alles, was der Repub
that. Auf den alten Grundfesten der Ver
ohne Gewohnheiten und Herkommen zu
errichteten sie durch eine einzige Best
eine Ordnung, welche sogleich die Will
Uebermacht der Herrschenden abschafft
Volk seine Freiheiten gewährte und siche
jährlich erneuerten Hader verbannte, und
Ziel der Vollendung, von dem sie freili
entfernt war, von Stufe zu Stufe unwider
aber immer aufgehalten, fortschreitend, di
liche Jugend der Ausbildung noch eine
Zeit erhielt. Ein zweites Gesetz entzog
garchie den ausschließenden Gewinn vom
nen Gut, und verwandelte es zu einer allg
Quelle des Wohlstandes aller Bürger; ei
suchte der gegenwärtigen Noth abzuhelfe
die Folgen der bisherigen Härte zu tilg
solche Weise das Uebel in seinem Grunde
unternahmen sie, als die Gemeinde so wenig
für ihr eignes Wohl hatte, daß ihre säm
Collegen ihnen widerstanden, wornach zu ver
ist, daß ihre Anträge, wenn sie an die Tribus
stimmung gelangt wären, auch dort verwor
würden. In jener Zeit der Verwirrung d
susbücher mögen die Censoren viele Unbe
die Tribus eingeschrieben haben: doch d
der den Machthabern Ergebenen kann nic
gewesen sein; fünfundsiebzig seit dem Dec
verfloßne Jahre müssen viele der damal
Plebs gebrachten Hörigen durch das Au
der Häuser ihrer Patrone selbständig gem
ben; und die vorherrschende Abhängigk
Folge eines gegenwärtigen leidigen Zwan
dumpfer Niedergeschlagenheit und Hoffnu
keit. Anfangs, als die Anträge ein eitler
schienen, der so wenig als frühere zum
ren könnte, leicht aber ihre Urheber ins
ben bringen möchte, glaubten sehr viele
unerwarteten Umständen doch den Vorthei
zu können, größern Glimpf bei ihren Sc
ren, Gunst bei andern Mächtigen zu finde
sie sich wider die erklärten, welche die
Sache des Standes vertraten; andere wurde
Drohungen, das strenge Recht wider si

oder Vortheile zu entziehen, in Furcht
Aber die Reformatoren konnten berech-
das Verhältniß sich mit jeder Wiederer-
günstiger stellen müsse; daß die Meinung,
g sei doch möglich, die nur Gleichgültigen;
ehrung ihrer Partei und Macht auch einen
r Aengstlichen herüberführen, und daß
wenn man sich allgemein sage, es werde
lingen, auch die Abhängigen und Be-
Muth fassen würden, den Unwillen ihrer
rren zu reizen, um ihrer Gewalt zu ent-
: zumal da die Tribunen ihnen gewiß Bei-
hießen.
ehr günstiger Umstand, verglichen mit
en vor der Einnahme der Stadt, war die
g von Latium, Hernikern und Volskern.
schaft hatte jetzt weder eine unterthänige
ft, welche sie aufbieten, noch Eidgenos-
che sie mahnen konnte, mit gewaffneter
der die Gemeinde zu ziehen. Die Orte
i Besitz der Unabhängigkeit, womit einst
tand des gemeinen Latium erkauft war,
Wunsch, daß Rom seine frühere Macht
der erlangen möge, mußte entscheiden,
trag abzulehnen, wenn er durch lockende
igen hätte empfohlen sein können. Aber
lche Hülfe konnten die Patricier nicht
erkrieg drohen: die Clienten hatten durch
chung mit den Plebejern aufgehört, ein
nd bereites Werkzeug zu sein. So war
muthig und nicht verwegen, daß C. Li-
d L. Sextius ihr großes Werk antraten:
konnten sie, soweit menschliche Voraus-
ht, des endlichen Siegs gewiß sein, wenn
gs nur genug wider die Furchtsamen ver-
um allen Drohungen zum Trotz, wie-
lt zu werden.
erste licinische Gesetz verordnete, daß
icht mehr Militartribunen, sondern Con-
ählt werden sollten, aus den Geschlech-
der Gemeinde[1]): einer müsse nothwen-
dieser ernannt werden. Ohne diese Be-
g erneuerte sich alljährlich das Bestreben
icier, das anerkannte Recht in der Aus-
i vereiteln; die bösen Künste, um dies
Vahl zu erlangen, dauerten fort, und da-
tterung: es ward kein Friede.
decemviralverfassung hätte, wie man glau-
chte, am vollkommensten dahin führen
mehrere Gründe konnten entscheiden,
f immer abzustellen. Die Sonderung der
on der städischen Prätur hätte doch er-
leiben müssen, da man eingesehen, wel-
äßige Gewalt aus ihrer Vereinigung ent-
stand. Es war nicht vergessen, wie die Untreue einzelner durch schnöde Willkür verführter Plebejer eine tyrannische Majorität im Collegium gebildet hatte. Nun hätte zwar jetzt das Volkstribunat geschützt: aber der einzelne Consul gab eine sichrere Bürgschaft. Für den Kriegsbefehl hatte die gleiche Gewalt mehrerer Consulartribunen öfter sehr schlimme Folgen gehabt, und wenn in Gefahr die Uebertragung desselben an einen Alleinherrscher eine gewohnte Zuflucht war, so mußte für gewöhnliche Zeiten die Verfassung, welche der königlichen am nächsten stand, dem Volkssinn am meisten zusagen, wofern ihr gewehrt war, daß sie nicht tyrannisch werde. Endlich würden die Patricier einer Ordnung, welche die Theilung der Gewalten folgerecht über alle Zweige festsetzte, und sogleich dahin führte, wohin die Republik erst ein Menschenalter später gelangte, noch viel unbiegsamer widerstanden haben, als dem Antrag, dessen Unbestimmtheit zuließ, dem Consulat Grenzen zu setzen, und einen Theil seiner ursprünglichen Attribute ihrem Stande vorzubehalten. Das war Gewinn gegen nothwendige und gleiche Theilung der Stellen des Militartribunats nach den Attributen, welche durch das Verkommniß von 350 festgesetzt waren, deren Einräumung nicht hätte abgewehrt werden können, und der höhere Glanz des Consulats war nichts Unbedeutendes. Manche von ihnen, wenn sie auch nicht mehr den Aberglauben einer ausschließlichen Befugniß ihres Standes für die Auspicien hegten, konnten mit der Ehrlichkeit eines von Kindesbeinen gehegten Vorurtheils bereit sein, lieber den Untergang des Staates zu wagen, als die Annahme der Reform nachzugeben, welche herstellte, was sogar schon förmliches Recht gewesen war: edle Männer, wohlwollend und unfähig, die Gewalt zu mißbrauchen, deren sündliche Handhabung durch die übrigen sie nicht leugneten. Nicht weniger redlich konnten auch solche Plebejer, die für sich oder die Ihrigen nähere oder fernere Vortheile von dieser Besserung erwarteten, mit klarem Bewußtsein, daß sie der Republik unentbehrlich sei, bereit sein, Gut und Blut an ihren Erfolg zu geben. Oft bewährt unwidersprechlich nur die Erfahrung die Weisheit eines Gesetzes. Livius läßt dem Tribun scheinbar treffend einwenden: wenn der größte Mann des Zeitalters, in der dringendsten Gefahr zum Heil des Vaterlandes um das Consulat werbend, ein Patricier wäre, — sein Appius konnte nur Camillus nennen, wir denken füglicher an den großen Scipio, — wenn er mit verdienten Patriciern und einem einzigen nichtswürdigen plebejischen Dema-

[illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß er [illegible] Erwählung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], während der Plebejer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] hätte [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], weil er [illegible] [illegible] konnte, [illegible] [illegible] willkürlich oder [illegible] [illegible] für [illegible] [illegible]. Es hätte Licinius die Antwort [illegible] [illegible]: [illegible] [illegible] wirken aus beiden Ständen auch lange nur im Krieg [illegible] Männer sich um das Consulat bewerben dürfen: des größten Feldherrn plebejischer Mitbewerber werde [illegible] [illegible] nicht [illegible], wenn auch beide seiner Größe sich nicht vergleichen könnten. Aber auch ein Plebejer könne eben so wohl dieser Held seiner Zeit sein, wenn ihm nur nicht das [illegible] [illegible] [illegible] Übermacht entzogen würde: und einem solchen wollten die Patricier der Republik ganz rauben, ihn nur [illegible] dulden, ob ein patricischer Consul die Geneigtheit haben möchte, ihn zu befragen und zu hören. Auch wäre die [illegible] Bestimmung nur wegen der Erfahrung [illegible] Treulosigkeit nothwendig. Hätte einmal der erste Stand sich gewöhnt, redlich zu handeln, dann möchte die Wahl der Würdigsten ohne alle Beschränkungen des Standes das Bessere sein, obgleich keine freie Verfassung den Buchstaben entbehren könne. Wer aber dürfe jetzt an die gute Treue der Patricier glauben? Glücklich die Republik, wenn auch der heilig beschworne, ängstlich abgewogene Buchstabe dieses Gesetzes gegen dreiste Verletzung sicher sein würde! Wäre einst der alte ständische Geist in allgemeine Vaterlandsliebe aufgelöst: kämen dann prüfende Tage des Unglücks; dann könne der bessere Enkel für eine Zeit die Fesseln des Gesetzes lösen. Eine Niederlage sei minder verderblich, als Knechtschaft, und verkrüppelnde Einzwängung des lebensvollen Körpers. Woher aber diese dunklen Besorgnisse plebejischer Unfähigkeit und Untugend? Doch nicht aus der Erfahrung; denn in dem einzigen Zeitraum, wo es den Patriciern nicht gelungen sei, sie von der Führung der Heere auszuschließen, hätten plebejische Consulartribunen auf dem nämlichen Boden gesiegt, der durch die verschuldete Niederlage ihrer patricischen Vorgänger traurig geworden war. Wer bei Alia dem Heere geboten habe? Und im schlimmsten Fall biete die Verfassung selbst die Rettung dar: durch die Dictatur, welche an keinen Stand gebunden sein dürfe. Denn auch aus den Plebejern würden Männer erstehen, die als Dictatoren ihr Vater-[illegible], es nicht bedrohen, noch Waffen, die für den Feind bestimmt waren, gegen [illegible] wenden würden.

[illegible] habe der Staat von [illegible] [illegible] Gemeinden zu Römern erhoben, um [illegible] [illegible] zu einer großen Nation zu [illegible] [illegible] Zwecke, als seit der patricisch[illegible] [illegible] gefaßt wären, würde eine [illegible] Ausdehnung dieses Systems nothwendig [illegible] man denn aber die aufgenommenen Völ[illegible] neue Vaterland mit Liebe binden, w[illegible] Ritterstand alle Ehren versagt würden? [illegible] wie schon patricische Geschlechter au[illegible] wären, ihre Zahl fortdauernd abnähme, [illegible] die Plebejer gewaltsam von allem edle[illegible] streben abhielte, ihre Reichen zum [illegible] als Beschäftigung hinwiese, die Emm[illegible] ersten Standes durch reinitalische edle [illegible] ter hindere, wenn aufgenommene Fre[illegible] den Stamm der Nation verfälschten, [illegible] das Maß der Geistesgröße und Tugend [illegible] übrigen Patricier den Beruf der Republi[illegible] men? Jede Erfahrung lehre, daß [illegible] nicht schleuniger an Zahl als an geist[illegible] ausstürben. Aller Segen zukünftiger G[illegible] die Götter in die Augurien der Stadt, [illegible] Geburt und der Gründung des Capitol[illegible] würde dann auf ewig untergehen. Dies [illegible] gleichgültig scheinen, dem Herrschaft u[illegible] cherung in seinen Tagen genüge: aber [illegible] men verhindern, daß, wie es so viele[illegible] schen Republiken geschehen sei, eine h[illegible] sterbene und immer mehr tyrannische [illegible] durch eine blutige Demokratie oder ein[illegible] nen vertilgt werde? Vielleicht würde [illegible] volution sehr nahe sein. Schon lange [illegible] sieche der Staat, weil er in einem un[illegible] Zustande lebe. Befreit von diesem, ein[illegible] sich, gestählt durch die Kraft, wodurc[illegible] persönliches Leben hergestellt haben [illegible] er zu jeder Größe berufen.

Dies Alles hätte Licinius, ohne den [illegible] Weissagung zu haben, sagen können: [illegible] Livius aus seiner Seele reden, wenn e[illegible] dende Erörterung angemessen fand. [illegible] spätere Geschichte Roms bewährt, daß [illegible] endlichem Segen auch kein einziger Nac[illegible] diesem Gesetz entstanden ist. Plebejer [illegible] Decier, die sich als Sühnopfer für das g[illegible] hingaben [2]): es waren Plebejer, welche [illegible] erst aufhielten, dann besiegten: ein Pl[illegible] terwarf die Gallier Italiens: derselbe hem[illegible] nibals Siege: ein Plebejer vertilgte di[illegible] und Teutonen, der bäuerische Feldherr [illegible] Instenhütte [3]): ein plebejischer Consul re[illegible]

ie Verschwornen Catilinas: Plebejer wa-
Catonen, die Gracchen, und Brutus. Sci-
Große allerdings war Patricier, und er
r seiner Nation hervor, wie Hannibal über
lkern. Die Aemilier, die Valerier, die
, die Fabier, noch neben den Scipionen
'amilien der Cornelier, zählten Männer,
ien ersten der Republik gehörten. Ihre
tehen friedlich neben denen der großen
: auf den Thaten eines jeden erhob sich
ıre zu neuen Höhen. Alle entarteten all-
n Besitz der Uebermacht und in der Ge-
seelenbeherrschenden Reichthums. Aber
icipien verjüngten das Volk mit neuen
: die Patricier, mit Ausnahme weniger
hter, die um so schöner glänzen, ver-
o tief, wie es die Verschwörung des Ca-
igt, deren Häupter, er selbst, Lentulus
ıegus, alle Patricier waren: daher Cor-
›verus sie mit dem schrecklichen Namen
cischen Verbrechens bezeichnet[4]).
zweite Rogation enthielt das licinische
setz. Dieses wird viel häufiger erwähnt
Gesetz, wodurch Licinius der Plebes die
me am Consulat erwarb, aber nament-
›führt nur als Quelle der Beschränkung
tzes vom gemeinen Feld auf fünfhundert
Daß diese nicht das Eigenthum betraf,
den Ager publicus, — dieses anzuerken-
ßten sich vormals eben die sträuben, de-
er Begriff Bedürfniß ist, obwohl sie nicht
konnten, daß das sempronische Gesetz,
ganz unleugbar diese vormals räthselhaf-
lereien betraf, das licinische nur in mil-
rm erneuerte. Jetzt da das Wesen jenes
erklärt und außer Zweifel ist, wird man
streiten, daß Livius, wenn er in seinem
rom licinischen Ackergesetz das gemeine
:ht nennt, dessen Gegenstand dadurch
:nd bezeichnet, daß er das Wort be-
wählte[5]), wofern es für einen Römer
nals noch sich nicht von selbst verstan-
:e, daß ein Ackergesetz nur den Ager
betreffen konnte.
diese Verordnung ist nothwendig nur eine
:n, zum Theil nicht minder folgereichen,
ses Gesetz die Grundlage des späteren
ıen Rechts gewesen, wie es auch vorüber-
, nur die Gegenwart betreffende Bestim-
enthalten haben muß. Mehrere von jenen
ncten lassen sich in dem, was nachher
galt, erkennen, und ich glaube den we-
len Inhalt beider Theile in folgenden
cken entwerfen zu können.

Das Gemeinland des römischen Volks soll in seinen Grenzen bestimmt werden. Grundstücke, welche Privatpersonen davon usurpirt haben, sollen der Republik vindicirt: die, deren Eigenthum streitig ist, verkauft werden, damit das Recht unter Privatpersonen entscheide.

Jeder Besitz, der nicht größer ist, als dieses Gesetz gestattet, nicht gewaltthätig, nicht verstohlen, nicht geliehen, soll gegen jeden Dritten geschützt sein.

Jeder römische Bürger soll berechtigt sein, neu erworbenes Gemeinland, wenn es nicht im Besitz der alten Eigenthümer gelassen, noch der Gemeinde zum Eigenthum vertheilt, oder eine Colonie darauf gegründet wird, für seinen Antheil durch Besitz zu nutzen, sofern er das Maß nicht überschreitet, welches dieses Gesetz bestimmt[6]).

Niemand darf vom Gemeinland an Bau- und Baumland mehr als fünfhundert Jugern besitzen, noch auf der Gemeinweide mehr als hundert Häupter großes, und fünfhundert Stück kleines Vieh grasen lassen. Wer dagegen handelt, den sollen die Aedilen vor dem Volke auf eine Geldstrafe belangen; er soll das Landmaß, welches er gesetzwidrig besaß, verbrochen haben. Ebenso diejenigen, welche ihre Triften unerlaubt erweitern[7]).

Die Besitzer des Gemeinlandes sollen an die Republik vom Acker den zehnten Scheffel, von Baumpflanzungen und Weinbergen den fünften des Ertrages entrichten: von jedem Haupt großes, von jedem Stück kleines Vieh, welches sie auf der Gemeinweide halten, ein bestimmtes jährliches Grasgeld zahlen[8]).

Die Censoren sollen die dem römischen Volk vom Gemeinland vorbehaltene jährliche Abgabe jedesmal auf ein Lustrum an den Meistbietenden verkaufen. Die Finanzpächter sollen der Republik Sicherheit für die Erfüllung ihrer Verpflichtungen stellen. Bei unvorhergesehenen Unglücksfällen mag der Senat ihnen Erlaß an der schuldigen Summe gestatten. Der Ertrag soll zur Zahlung des Solds an die Armee verwandt werden.

Die Finanzpächter sollen sich mit den Besitzern über den Antheil einigen, den sie, von wegen des Staats, vom Ertrag ihres Besitzes zu fordern berechtigt sind. Kein Vieh darf, ohne bei ihnen verzeichnet zu sein und Hutgeld gezahlt zu haben, auf die Gemeinweide getrieben werden: was so der Abgabe entzogen wird, verfällt der Republik.

Die Besitzer des Gemeinlandes sind verpflichtet, in einem bestimmten Verhältniß zum Umfang ihres Besitzes Freie als Feldarbeiter zu gebrauchen.

Soweit waren die Bestimmungen des Gesetzes, welche sich entdecken lassen, allgemeinen und dauernden Inhalts. Das folgende war Verfügung in Hinsicht der Gegenwart.

Was Einzelne gegenwärtig über fünfhundert Jugern Acker und Pflanzung vom Gemeinland besitzen, soll allen Plebejern in Loosen von sieben Jugern zum Eigenthum angewiesen werden.

Zur Ausführung dieses Gesetzes sollen Triumviren erwählt werden [9].

Es soll als ewiges Verkommniß von beiden Ständen beschworen werden.

Wem die an seinem Ort entwickelten Verhältnisse des römischen Gemeinlandes klar geworden sind, für den bedarf es jetzt so wenig einer Rechtfertigung des licinischen Ackergesetzes, als der Volkstribun vor seinen Zuhörern eine weitläufige Entwickelung des Rechts und der Vortheile nöthig finden konnte. Die Billigkeit ist wahrscheinlich damals wie später bestritten worden, und auch hier, wie bei einer scheinbar frei angenommenen Verminderung der Zinsen von der Staatsschuld, mußte das allgemein Heilbringende Einzelne unangenehm treffen. Hat aber ein Patricier sich auf alte ausschließende Ansprüche berufen, so wird ihm der Tribun erwiedert haben, daß Geschlechter und Genossame seit der Gesetzgebung des Decemvirats, eine einige römische Bürgerschaft bildeten: daß der plebejische Stand seit seiner Bildung ursprüngliches Recht auf Assignation habe, welches ohne Zwang ihm nie erfüllt worden; daß er es sei, welcher in den Legionen die Schlachten der Republik kämpfe. Er wird selbst den Habsüchtigen ermahnt haben, zu erwägen, wie vielfacher anderer Erwerb, ja anderer Landbesitz, den das Gesetz nicht beschränke, sich eröffne, sobald die Republik, bei innerer Gesundheit, bei Wohlhabenheit des Volks und unversiegenden Finanzen, sich erobernd ausbreiten könne. Er hat sagen können, der Staat müsse auf eine zahllose Menge kleiner eigenthümlicher Bauergüter gegründet, durch größere Besitzungen der edlen Familien geschmückt werden. Man mag es betrauern, daß Tib. Gracchus, wähnend, die Vornehmsten in der Republik würden sich nimmermehr gegen Beschämung verstocken, gleich den Niedrigsten, nur ihre Habsucht im Auge zu haben, Recht, Billigkeit und allgemeines Heil zu verachten, ein ganz in das Leben des entarteten Staats verwachsenes Uebel zu heilen wagte; man kann zugeben, daß ohne den Irrthum der edlen Seele die Erschütterungen vielleicht nicht eintraten, aus denen, nach unsäglichen Leiden und mit Zerstörung herrlicher Güter, zuletzt ein Zustand hervorgieng, der noch

schlimmer war als die Oligarchie, die, a
chus einzugreifen suchte, ihrer Vollend
gegenreifte. Aber Niemand kann leugn
die Ausartung, bei der die ererbte V
nicht fortbestehen konnte, nicht eingetre
daß Rom sich nicht in wenige tausend R
eine zahllose Menge Lumpen geschiede
würde, wenn das licinische Ackergesetz
tet wäre. Wie sich dies ohne mögliche T
noch jetzt erkennen läßt, so konnte C.
ohne die Gabe der Prophezeiung, aber
Gewißheit, als wäre sie ihm geschenkt,
digen, welchen Segen sein Gesetz, so
beobachtet werde, bringen; in welchen
die Republik versinken würde, wenn die
unaufgehalten schalte: und so die Geme
schwören, sich um seine Rogationen nic
gen zu lassen.

Glücklich der Staat, wo durch ein li
Gesetz die Herstellung einer Nation frei
leute, wenn auch nur für ein Jahrhund
setzmäßig möglich war! Da in Griechenl
Ackervertheilung, gebilligt von den Phil
selbst wie Timoleon sie als ein unverm
Uebel ausführte, ein neues Eigenthum h
welches nie wahre Festigkeit erhielt.

Als Pabst Leo IV. — den die Römer d
Jahrhunderte als echten Mitbürger anerka
ihn würdig gefunden haben würden, das P
zu erweitern — zu Portus eine Colonie g
um die Stadt gegen die Saracenen zu s
hat er ihr nicht nur Ländereien des r
Stuhls und Klostergüter, sondern soga
grundstücke eingeräumt. Er liebte das V
mehr, sagt sein Geschichtschreiber, und
haltung des ihm vertrauten Volks, als
Güter, deren geizige Behauptung Vielen
ben und die geliebten Güter selbst gekos

Die dritte licinische Rogation verfügte,
Capital der Schulden der Betrag der bish
ten Zinsen abgezogen, und der Ueberrest
jährigen Terminen zu gleichen Theilen a
werden solle. Diese beugte allerdings da
doch weder mehr noch minder, als es
da Sully die Wucherzinsen, welche der
Traitans von ihren in der Zeit der Lig
liehenen Geldern gezahlt hatte, von dies
kürzte, und das Uebrige auf billige un
Zinsen setzte: — die jetzt für äußerst
ten würden. War sie tadelnswürdig?
wohlthätig oder schädlich? Die morali
ortheilung vergangener Zeiten darf nicht
uns gewöhnlichen Ansichten ausgehen,
von einer Kenntniß dessen, was nach de

ılters der Handlung löblich oder wenig-
ıubt war. Das Alterthum haßte und ver-
den Zinshandel fast so sehr als die alte
e Kirche, oder der Islam, und häufige
machten vertraut mit dem Gedanken,
Staat sich in die Verhältnisse der Schuld-
Gläubiger mischen dürfe. Doch war der
solcher Gesetze nur dann vollkommen
rtigt, wenn er selbst, und nicht in ge-
laß, durch die von ihm ausgehenden Be-
verlor: entzog er sich ihren Schlägen,
r fast so verworfen, als wenn ihm Vor-
ıus entstand. Daß C. Licinius sich auf-
hätte, wie Solon, ist freilich nicht glaub-
lem, den Habsucht verleitete, sein eignes
ıber das Maß des Landbesitzes zu über-
laß er aber wie die Freunde von Solon
ımenes gesündigt haben sollte, ist gewiß
kbar. Man würde nicht über das schwe-
ʒehen schweigen, da jene Uebertretung
rügt wird; dies Stillschweigen und jener
m an Landbesitz beweisen, daß eine
akel sicher nicht auf ihm haftete. Wen
dung belastete, den hätte das römische
ht zu seinem Fürsprecher gewählt. Sie
Unehre, wie sie damals zur Knechtschaft
ı nach dem pötelischen Gesetz zur bür-
Ehrlosigkeit führen konnte. Ueberhaupt
sich die römische Nation nur wohlha-
ınd wohlbehaltenen Männern; auch die
des großen, keinem Schein dienenden
ist' in dem bedürfnißlosen Süden wohl-
ʒenug. Curius und Fabricius mangelte

Eingriff eines neuern Staats in die Schuld-
erletzt neben solchen, die den Verlust
:rzen können, auch solche, und fast in
ßerer Zahl, die es nicht vermögen, be-
ittwen und Waisen, wenn sie dem ver-
ın Eigenthümer großer Besitzungen helfen
s geschah zu Rom nicht: denn die Art
Umfang der Verschuldung in der alten
n Republik sind den Verhältnissen, woran
ihnt sind, ganz unähnlich. Zum Gewinn
ıpeculationen borgte nur der Kaufmann
ıerei, und Rom war keine Handelsstadt.
lwirth verbesserte sein Feld, soweit seine
Seinigen Arbeit reichte. Der Kaufschil-
liegenden Gründen ward baar bezahlt,
n mehreren ein Grundstück durch Erb-
ıfiel, so blieb es in gemeinschaftlichem
venn es nicht in der Substanz getheilt
.onnte. Die Schulden, welche das licini-
etz betraf, waren also, was bei uns ein
kleiner Theil der ganzen Schuldenmasse ist, nur
aus Noth und aus einer bedauernswerthen ent-
standen: denn Verschwendung war noch ganz un-
bekannt. Sie glichen in ihrer ganzen Beschaffen-
heit den Wechselschulden, und wucherischen, auf
welche nur Aberglaube der Legalität gesetzlichen
Schutz ausdehnen mag. Die Gesetze über den
Bankerott begünstigen die Erhaltung einiges Ver-
mögens: bei Sequestrationen von Rittergütern wird
auch der gewissenlose Verschwender freigebig be-
handelt: das licinische Gesetz bewahrte die per-
sönliche Freiheit, und erhielt der Republik Bür-
ger, die sonst über die Grenze verkauft wären,
wenigstens in Noth und Elend verkommen. So
hatte auch die Kürzung der gezahlten Zinsen kei-
neswegs die Folge, welche von einem ähnlichen
Gesetz bei uns unzertrennlich sein würde, daß
mancher der Schuldner das ganze Capital weg-
rechnen konnte. So alte Schulden gab es gar
nicht, wie hoch auch die Zinsen. Ich werde bei
der Untersuchung des Unzialzinsfußes zeigen, daß
das gewöhnliche Zeitmaß eines Darleihens vor
Alters das zehnmonatliche Jahr gewesen sein muß,
nach dessen Ablauf der Schuldner, wenn ihm ei-
gene Mittel fehlten, sich einen neuen Gläubiger,
natürlich oft für Capital und Zinsen, suchen, oder
sich mit dem ersten Zinsherrn vereinigen mußte.
Demnach war der Verlust des Gläubigers am Ca-
pital in den meisten Fällen nicht sehr groß: wa-
ren die Zinsen aufgeschlagen, so wurden sie ohne
Zweifel getilgt, aber dann blieb das Capital unge-
schmälert: die von zwei Jahren giengen allerdings
bei der Abzahlung verloren, denn ohne Zinsen
wird die Rückzahlung geschehen sein, wie die
der *dos*, welche auch auf drei Jahre vertheilt war,
und wie diese cyclisch waren, so auch ohne Zwei-
fel diese tribunicischen Fristen. Auffallend ist
es, daß die Tribunen weder die Härte des alten
Schuldrechts milderten, noch Wuchergesetze her-
stellten.

C. Licinius und L. Sextius promulgirten die
Rogationen unter den Consulartribunen des Jah-
res 378, in welchem sie vier Tage vor den Iden
des Decembers ihr Amt antraten, während jene
ihre Magistratur bis an die Kalenden des Quincti-
lis bekleideten. Auf's Neue war den Patriciern
Alles daran gelegen, daß die Annahme im Con-
cilium der Gemeinde gehindert werde, damit nicht
die verweigerte Genehmigung von Räth und Bür-
gern zur äußersten Entscheidung, zu Secession
und Aufstand führe. Damit die Rogationen jene
erste Stufe zur Gesetzkraft, von wo sie dem Se-
nat vorgelegt worden, nicht erreichten, gewannen
die Herrscher die sämmtlichen acht Collegen der

beiden Tribunen, vielleicht sehr rechtliche, besorgte Männer, die Abstimmung zu hindern. Daher untersagten sie die Verlesung, welche der Abstimmung vorhergehen mußte. Verlesen vor der Volksgemeinde konnte nur ein Schreiber, über dessen Ungehorsam nach der Willkür des widersprechenden Volkstribun Todesstrafe verhängt war: und allerdings zerstörte in dem letzten Zeitalter der Republik C. Cornelius die Kraft der Intercession, indem er selbst, als sein Diener dem Verbot weichen mußte, den Entwurf eines Gesetzes verlas.

Der Gemeinde konnte kein Tribun sie verwehren: er war nur ihr Repräsentant, auch seinem Collegen nichts unmittelbar untersagen; aber bis zu dem Augenblick, in dem sich die Tribus absonderten, konnte er die Abstimmung bei jedem den Dienern zukommenden Geschäft, welches vorher vollendet sein mußte, stören und unmöglich machen.«

Also unüberwindlich gehindert, und nicht keck wie Cornelius, waren die Urheber der Gesetze ihrer Gegner Spott. Aber sie empfanden das nicht kleinmüthig: als das Jahr ablief, und der Tag kam, die Militartribunen des folgenden zu ernennen, verwehrten sie die Wahl.

Während fünf Jahren, so lange der Kampf anhielt, erneuerten sie diesen Widerspruch, so oft die Magistratur ihr Ende erreicht hatte; in diesem Zeitraume sind nur vier Collegien von Militartribunen gewesen, und die zwischen je zweien ohne erwählte Ohrigkeit verflossenen Zeiten zusammengenommen in den Fasten als ein volles Jahr betrachtet worden. In diesen Zwischenzeiten standen Interregen der Republik vor, unter denen die im Alterthume so wenig beschäftigte innere Verwaltung fortgieng: der Interrex hatte Jurisdiction; aber sicher duldeten die Tribunen keines einzigen Rechtsspruchs Vollziehung, wodurch eines Plebejers Freiheit gekränkt ward. Sie hätten auch die Patricier hindern können, zusammenzutreten, um diese Magistrate zu ernennen; daß sie es geschehen ließen, zeigt Glimpf und Mäßigung. Und wenn es wirklich Noth that, den Nachbaren Macht entgegenzustellen, so schwieg ihr Widerspruch, und consularische Tribunen wurden erwählt. Inzwischen ward ihr Amt von Jahr zu Jahr erneuert; und wenn auch der Einfluß der Geschlechter die Opposition durch Wiedererwählung, oder die Ernennung anderer Anhänger erhalten konnte, bei dem fortwährenden Ringen beider Parteien gewann die der plebejischen Freiheit immer mehr Grund: Freunde der licinischen Gesetze wurden zu Tribunen erwählt, und die Zahl und die Entschlossenheit der Wid[...] nahmen in gleichem Verhältnisse ab. S[...] ihrem dritten [10]) Tribunat 380—381 bilde[...] noch fünf, und diese verlegen und kleinl[...] Opposition. Bei der folgenden Wahl sche[...] lich das ganze Collegium gleichgesinnt [...] zu sein. Das sagt auch Livius am Anfa[...] Erzählung von den Unruhen des Jahres [...] klaren Worten [11]); obwohl er wenige Zeile[...] her von dem Streite der Tribunen geg[...] widersprechenden Collegen redet. Dies [...] aber der Anblick der Vorgänge. Gleich [...] fange des Jahres brachten die Volkstribu[...] Annahme ihrer Gesetze zur Entscheidu[...] man eilt, wenn endlich ein unerträgliches [...] niß entfernt ist, welches uns jahrelang [...] hatte. Der Senat aber kehrte zu den ä[...] Mitteln der inneren Fehden zurück, wel[...] lange ihnen tribunicische Intercession zu[...] stand, entbehrlich gewesen waren.

Camillus ward zum Dictator ernannt, [...] gann an dem zur Abstimmung angek[...] Tage ein Heer zu conscribiren. Er befa[...] den härtesten Drohungen, daß die Gemein[...] che schon angefangen hatte, zu stimm[...] vom Forum entfernen solle: er gebot de[...] ren, Gewalt zu gebrauchen. Der Grei[...] sich allmächtig, wie Cincinnatus gewe[...] mit den Schrecknissen einer längst ver[...] Zeit; ihm setzten die Volkstribunen ruh[...] schlossenheit entgegen. Sie promulgirten [...] gation, daß Camillus, wenn er als Dictato[...] in eine Mult von 500,000 Assen verfal[...] solle, oder verkündigten durch ein Ed[...] sie, kraft des junischen Plebiscits, jen[...] als Strafe wegen Störung der Gemeind[...] Camillus, sobald er die Dictatur niederg[...] ben werde, einklagen würden. War j[...] konnte die Gemeinde vor der dritten [...] nichts beschließen, und auf's Neue hätte [...] auch diese Abstimmung zu stören versuc[...] nen: Edict oder Rogation mußte ihn ei[...] liche Verletzung der Majestät seines An[...] ken. Aber die Dictatur besaß ihre Allm[...] durch den freien und ehrerbietigen ([...] Aller, die den Einzelnen preisgab: so [...] mußte sich der Sturm erheben, daß Cam[...] Ermahnungen aller Verständigen wich [...] dankte.

[1]) Unsere Alten, vom Andenken an [...] wandlung der Verfassung in den freien S[...] leitet, faßten das Verhältniß der Patricier [...] bejer vollkommen richtig, und ganz ande[...]

[..]elehrten, ihre eignen Nachkommen und ihre frem[..]n Zeitgenossen; so heißt es im Mainzer Livius [..]. B. bei dem Jahre 400, als Lucius Cornelius Sci[..]o von den Geschlechten, und Marcus Popillius [..]nas von der Gemeinde Bürgermeister waren.

[2]) Bauerngeschlecht war der Decier Stamm, plebejische Seelen
Waren sie nur: für Quiriten jedoch, und die sämmtliche Heerschaar,
Für die Verbündeten all, und für Latiums kämpfende Jugend,
Nahmen die Todtengötter sie hin, und Erde, die Mutter.
Denn ihr Werth war höher, wie Alles, was sie gerettet.
Juvenal VIII. v. 254—258.

[3]) Auch er war Arpiner, gewohnt auf Volskergebirgen
Tagelohn, ermüdet an fremdem Pfluge, zu fordern.
Blutend brach seine Scheitel alsdann den knotigen Rebstock,
Wenn er im Feld saumselig geschanzt mit zögerndem Beile.
Doch er ist's, der die Cimbern besteht, der die nahe Vertilgung
Wendet von uns: und allein er schirmet die bebende Hauptstadt.
Als zu dem Wahlplatz nun und der Cimbern Stätte die Raben
Flogen herbei, — nie nagten sie je so gewaltige Riesen —
[..]a schmückt minderer Lorbeer den hochgebornen Collegen.
Juvenal ebendas. v. 245—253.

[..]) *Patricium nefas.* Bei M. Seneca *Suasor.* 6
[..]) VI. 35. *ne quis plus D jugera agri possideret.*
[..]. S. 161. Anm. 297.
[..]) Seit dem licinischen Gesetz ist die Benutzung [..]omaine durch Plebejer unzweifelhaft, da C. [..] selbst sein Gesetz überschritt. Und zugege[..] daß dies durch Kauf geschehen sein könne, [..]elche Plebejer schon früher solche Ländereien [..]iese Weise besitzen mochten: so war die No[..] des gracchischen Zeitalters größtentheils ple[..]h, und ihr Besitz gründete sich auf die Oc[..]on ihrer Vorfahren.
[..]) Nichts ist bekannter als das Maß des Land[..]es: wie die Hutgerechtigkeit beschränkt ge[..], meldet Appian (*de bell. civil. I.* 7). Die [..]ischen Aedilen erscheinen als Ankläger vor [..]olk gegen gesetzwidrige Ackerbesitzer im 449 (454) mit Erfolg (Livius X. 13), wegen [..]äßiger Weidebenutzung (derselbe X. 23. 47. XXXIII. 42. XXXV. 10. Ovidius *fast.* V. v. 283 ff.). Gewiß war auch M. Popillius Laenas Aedilis des Volks (VII. 16), als er den Urheber des Gesetzes überwies, daß er selbst, durch Emancipation seines Sohnes, ihm listig ausweichend entgegenhandle. Der Geldstrafen wird in allen Fällen gedacht. C. Licinius Stolo ward zu zehntausend Assen verurtheilt, weil er tausend Jugern besaß. Nicht daß jene Geldsumme, oder eine bestimmte für das Jugerum eine feste Strafe gewesen wäre: Veränderlichkeit nach erschwerenden oder mildernden Umständen ist der nothwendige Charakter einer irrogirten Mult. Daß aber übrigens nur der unerlaubte Besitz eingezogen, nicht auch der gesetzmäßige seinetwegen verwirkt ward, scheint durch die Milde der sempronischen Gesetzgebung bewiesen.

Fünfhundert Jugern, ungefähr 490 Magdeburger Morgen, sind nach heutigem Maß über 70 Rubbio, welches im *agro Romano* als eine *tenuta di grano* für ein ansehnliches Landgut gilt: dergleichen von Verwaltungen der todten Hand oder Intendanten an begünstigte Pächter zu 20 Scudi vom Rubbio überlassen werden; welches diesen *mercanti di campagna* einen gewaltigen Vortheil auf ihrem Betriebscapital abwirft. Von ausgezeichnet fruchtbarem Boden, wie z. B. das Thal von Aricia zum Flachsbau, tragen kleine Pachtungen dem Grundherrn 60 bis 70 Scudi vom Rubbio jährlich, und in dieser Art einträglich konnten die großen Gutsbesitzer durch ihre Clienten nutzen. Oelwälder und Weinberge sind noch viel einträglicher. Um zu schätzen, wie wenig das Gesetz den Reichthum und große Wirthschaften zu unterdrücken suchte, muß man den gesegneten Ertrag des Südens, die verkannte Fruchtbarkeit von Latium kennen, und erwägen, daß die 500 Jugern ganz in Ackerland oder Pflanzungen bestanden, indem die Gemeintrifft zur Weide diente. Dem Athenienser hätte dieser Besitz sehr groß und glänzend geschienen, da Alkibiades Familiengut weniger als 300 Plethren maß: noch nicht einmal 120 Jugern (Plato *Alcib. pr. p.* 123 c.). Ueberdies galt die Beschränkung durchaus nur für den Besitz, nicht für den Erwerb von Eigenthum, römischem und fremdem: dem waren keine Schranken gesetzt.

[8]) Es ist dargethan, daß die Abgabe schon geraume Zeit vor dem licinischen Gesetz hergestellt war; aber es ist anzunehmen, daß dieses ihre Einrichtung genau bestimmte, und unter die Aufsicht der plebejischen Obrigkeiten gestellt haben wird; also diese Verordnung, welche Appian *bell. civil.* I. 7 *p.* 10 erhalten hat, in demselben enthalten war. Von Baumfrüchten und Trauben konnte eine höhere Ertragssteuer erlegt werden, als vom Getraide, weil die Aussaat wegfällt und die Bestellung weniger

Mühe und Kosten erfordert, als bei Getraide und desgleichen; theils durch das so oft wiederholte Pflügen in der Brache, theils um das Unkraut zu vertilgen (*la terra nera*). Daher gibt der *mezzajuol* häufig drei von vier Eimern Wein, wenn er die Hälfte des Korns entrichtet. So steuerte auch Judäa den syrischen Königen von jenen Früchten die Hälfte, vom Korn den dritten Scheffel (1. Maccab. 10, 39). Der Zehnte war eine sehr geringe Steuer. Aegypten zahlte an die Pharaonen den Fünften (1. Mos. 47, 24, 26). Die Indier steuern von einem Viertheil bis zu drei Viertheilen, wo sie dann im letzten Fall immer das Saatkorn und oft Brodkorn von dem Generalpächter borgen müssen. Diese Ertragssteuern waren allenthalben in Asien die Quelle der unermeßlichen fürstlichen Schätze; daher erklären sich die Reichthümer Davids und Salomos, nämlich aus der Grundsteuer der fremden Völker. Karthago scheint von dem unterthänigen Afrika ein Viertheil des Ertrags erhoben zu haben: denn, als im ersten punischen Kriege den Städten der Tribut verdoppelt ward, ist vom Lande die Hälfte der Erndten an Getraide und Früchten gefordert worden (Polybius I. 72). Die Araber erhoben nur den Zehnten (die Aschera): eine außerordentliche Erleichterung für den von de tinischen Finanzen ausgesogenen Orient, d keine milderen Steuern entrichtete als j schen; denn Rom erleichterte, so viel wir nur einmal der Lasten die eroberten Lä verschmerzten die Unterthanen der Khalif die bei der Eroberung geforderten Krieg daher die Blüthe jener Länder bis ins zeh hundert; nur dann war das Loos der Besieg wenn der Landesherr sein durch die Erobe wonnenes Eigenthumsrecht ausübte.

[9]) Eine außerordentliche Magistratur, e gium von größerer oder geringerer Zahl, v Ausführung eines jeden Ackergesetzes ern wöhnlich waren es Triumvirn; und diese ich auch hier um so mehr an, da Trium Ordnung der Republik nach den licinisc setzen eintraten: eben dies Geschäft der Au des Ackergesetzes wird ihr vornehmstes sein. Die Decemvirn im Senatusconsult be sius: die Decemprimi, Cassius' Zeit vortreff gemessen, würden hieher nicht passen.

[10]) Nach Livius, wegen des Traums v jähriger Anarchie, dem achten.

[11]) Livius VI. 38.

---

114. Das Leben der Deutschen im vorigen Jahrhundert. — Die rei ritterlichen Gebiete.

(*Cl. Th. Perthes*, Das deutsche Staatsleben [1845] S. 83—92.)

Einem Theile der deutschen Ritterschaft war es gelungen, sich mit Person und Gütern frei von landesherrlicher Gewalt zu halten und als des heiligen Reiches freie unmittelbare Ritterschaft nächst Gott nur den Kaiser als ihren Herrn anzuerkennen. Doch hatte die Großartigkeit ihrer Stellung ursprünglich nicht in diesem unmittelbaren Verhältniß zum Kaiser, sondern darin gelegen, daß die Ritter, wie ein altes Rechtsbuch sagt[1]), die Mauer waren wider alles böse Ding, das den Kaiser gefährdet und dem Reiche lästerlich ist. Als Schutz und Schirm des Reiches war der Reuteradel nach dem Ausdruck Ulrichs von Hutten eine große Stärk und Macht der deutschen Nation; stets bereit und stets begierig zum Kampfe brach er auf des Kaisers Ruf mit Knappen und Reisigen aus seinen Burgen auf, um mit dem Schwerte in der Hand die eigene Unabhängigkeit und des Reiches Ehre gegen die Ueberfälle Fremder und gegen fürstliche Eingriffe zu bewahren.

Die Reichsritter, wie die Ritter überha deten einen Kriegerstand und konnten ihre Bedeutung nur erhalten, so lange Kräfte für höhere als individuelle Interes wendeten. Als die Ritter immer seltener u lich gar nicht mehr zum Reichsdienst e wurden, war die angeborne und wohlgeüb und die von den Ahnen ererbte Freude Waffen zu groß, um sich in Trägheit un Eitelkeit zu verzehren. Die kriegerische T keit, die keine Gelegenheit fand, im Reich Ehre und Ruhm zu erwerben, machte ungeordneten Wegen in Rohheit und Gewa Bahn. Am Ende des fünfzehnten und im des sechszehnten Jahrhunderts brachten die ritter ihr Leben noch wie früher in den hin, und waren, wie Ulrich von Hutten[2]) rauh und unfreundlich und hatten eine c sche Härtigkeit an ihnen. Ihre Kriege wa Kriege im eigenen Interesse, waren Ra

ubereien, oder Mittel sich gegen Beides
tzen. Hatte der Nachbar das Waidwerk
Grenzen ausgedehnt, hatten seine Bauern
ı auf des Anderen Triften weiden lassen,
ler Grund zu langen und blutigen Raufe-
legt; zeigte sich Aussicht, die Pfeffersäcke
idtischer Kaufleute zu erbeuten, so war
ısung genug vorhanden, um derer von
g oder Cöln oder Augsburg Feind zu wer-
Tage und Nächte hindurch lagerten die
ls Straßenräuber, wie Kaiser Max sie be-
e, an den Handelswegen; wurden sie von
dtern aufgespürt, so verloren sie als Pla-
d adelmäßige Taschenklopfer durch Hen-
d ihr Leben [4]), blieben sie Sieger über
ger, so nahmen sie ihnen nicht nur das
ndern übten auch die rohesten Grausam-
n den reichsstädtischen Ballenbindern, er-
n die Gefangenen oder hieben ihnen die
ab und ließen sie verstümmelt laufen.
doch Götz von Berlichingen als Zeichen
rer Großmuth von sich selbst, er habe die
nen niederknieen und sie ihre Hände auf
ck legen lassen, als hätte er ihnen Kopf
nde abhauen wollen; dann aber, setzt er
trat ich den Einen mit dem Fuß auf den
und gab dem Anderen eins an das Ohr,
r meine Strafe gegen ihnen und ließ sie
der von mir hingehen. Das Ehrlose und
ernde eines solchen Lebens trat den Rit-
ht vor die Seele; die Räuberei vielmehr
ı ihnen als eine männliche und herzhaftige
nheit und hatten sie jedem Biedermanne
Zusage mit Treuen und Glauben erfüllt, so
ie sich ungeachtet des Mordens, Brennens
ubens gehalten, wie es einem Frommen,
n von Adel gebührt, glaubten des göttli-
istandes in allen Fährlichkeiten gewiß zu
d überließen sich getrost der göttlichen
Hülf und Barmherzigkeit.

Kriegerstand, der seine Waffen ausschließ-
eigenen Interesse führte, konnte sich nur
ı, so lange die Reichsgewalt durchaus je-
ft entbehrte und ihm selbst die alte unge-
e Kraft und die kriegerische Ueberlegen-
er die anderen Stände verblieb. Die Ueber-
it aber der ritterlichen Waffenkunst gieng
uergewehre gegenüber, das jeder handha-
nte, unter; die Uebung der alten Künste
äfte hatte nun keine weitere Bedeutung;
· Uebung verlor sich die hervorragende
ınd mit dieser der hervorragende Muth.
leich in der Erschlaffung, welche dem drei-
gen Kriege folgte, die Territorialgewalt
stark genug ward, um Gewaltthaten zu verhindern, so büßte die Reichsritterschaft ihren alten kriegerischen Charakter völlig ein; sie war nicht mehr der Schirm des Reichs und die großartigste Seite ihrer Stellung war verschwunden; geblieben war nur die Unabhängigkeit von fürstlicher Gewalt in Beziehung auf Personen und Güter. In den letzten Jahrhunderten des Reiches erschienen daher die alten Krieger nur als größere Grundbesitzer, welche über ihre Bauern umfassendere Gewalt als andere Grundherren besaßen und selbst keinem Landesherren, sondern nur dem Kaiser untergeordnet waren.

Vom Niederrhein, von der Eifel und dem Hunsrück, vom Westerwald und Vogelsberg, vom Thüringer- und Böhmerwald zog sich durch das südliche Deutschland bis an die Alpen hin die zerstreute Menge ihrer kleinen Gebiete, mehr als Tausend an der Zahl. Hin und wieder saßen die kleinen Dynasten noch in den alten, von ihren Ahnen ererbten, auf den Höhen gelegenen Stammburgen; meistens aber hatte das spätere bequemere Geschlecht sich wohnliche Häuser unten in den Thälern nahe an Ortschaften gebaut. Rund umher lagen die herrschaftlichen Gärten und Waldungen, Wiesen und Aecker; zuweilen bevölkerten Städtchen oder Flecken mit Märkten und zunftgerechten Handwerkern, meistens nur einige Dörfer, Weiler und Mühlen die Gebiete, deren Umfang selten mehr, gewöhnlich weniger als einige Stunden betrug. Kleinere Güterstücke, Waldungen, Zehnten und Gefälle in den benachbarten Territorien traten zuweilen hinzu oder machten auch wohl, wie namentlich im rheinischen Ritterkreis, den Hauptbestandtheil des Vermögens aus.

Auf diesen Gütern saßen die Nachkommen des alten unmittelbaren Kriegerstandes und zehrten von dem Ruhme ihrer Vorfahren. Die Einen brachten als Landwirthe ihr Leben in der Bewirthschaftung des Grund und Bodens hin. Einfach, tüchtig, noch immer den Widerschein guter Gewohnheit und alter deutscher Weise bewahrend, waren sie unter ihren Bauern heimisch und blieben jeder geistigen Entwickelung entfremdet. Andere durch den Besuch der Universitäten, durch Reisen oder den Aufenthalt an fürstlichen Höfen gebildet, nahmen geistige Interessen mit auf das Land und gaben selbst zu der Klage Veranlassung, daß sie ihre Einkünfte in der Anlegung großer Bibliotheken und in anderen wissenschaftlichen Liebhabereien verschwendeten. Unter ihnen fanden sich Familien, welche Geist und Kraft genug bewahrt hatten, um Männer zu erzeugen, die, wie der Freiherr vom Stein, tief in das Geschick

Deutschlands eingreifen sollten. Die große Mehrzahl aber führte ein Leben anderer Art. Vom Dorfschreiber nothdürftig im Lesen und Schreiben unterrichtet, später während einiger Jahre durch die höhere Schule eines benachbarten Städtchens oder durch die Hand eines demüthigen Präceptors oder ritterschaftlichen Pastors gegangen und als Sprößling des reichsfreiherrlichen Geschlechts hoch und werth gehalten, hatte Niemand ihrer Neigung, die sich mehr auf Pferde und Reuterei als auf irgend etwas Anderes richtete, Zwang angethan. Dann kehrten sie für immer der geistigen Beschäftigung den Rücken und sahen auf dem elterlichen Gute der Bewirthschaftung und dem sonstigen Leben und Treiben des Vaters zu, bis sie selbst mit dessen Tode das Gut übernahmen und nun den einen Tag mit Windreiten, den anderen mit Gäns- und Entvogelstellwerk zubrachten. Die viele unausgefüllte Zeit wurde bald mit Befriedigung kostbarer Liebhabereien, bald mit wilden Ausschweifungen getödtet; Schmausereien und wüste Trinkgelage giengen unter den Nachbaren Reihe um. Wie arg der Zustand im Großen und Ganzen gewesen sein muß, läßt sich aus der Menge reichsgerichtlicher Erkenntnisse abnehmen, in welchen von »einer sehr niederträchtigen, unanständigen und gefährlichen Art sich zu betragen,« von »einer so schlechten und ehrvergessenen Aufführung, daß um ferneres Unglück zu verhüten Verhaftung nöthig sei,« von »einem geraume Zeit hindurch ärgerlich und ruchlos geführten Lebenswandel,« von »mörderischen Anfällen« u. s. w. die Rede ist[5]. Nur bekannt mit den Verhältnissen zwischen Reichsrittern und Bauern, glaubten sie sich über alle nicht Reichsunmittelbaren eben so wie über ihre Bauern erhaben. Viele, sagt Moser aus eigener vielfacher Erfahrung, sind der Art, daß man leichter und angenehmer mit manchen großen regierenden Fürsten umgehen könnte. Selbst den landsäßigen Adel stießen sie durch Stolz und Anmaßung zurück[6]) und ließen sich dagegen nicht selten durch Langeweile oder durch die Hoffnung auf den Excellenztitel, oder durch die Lust mit einem Fürsten aus derselben Schüssel zu essen, verleiten, in fürstliche Dienste zu gehen[7]). Da ihnen bei der mangelnden Geschäftsbildung nur die Hofdienste offen standen, so verschwendeten sie in Spiel und Prunk neben ihrer Besoldung auch das eigene Vermögen. Durch alle Ritterkreise hindurch zeigten sich in der Schuldenlast, unter welcher die Güter erdrückt lagen, die Folgen einer solchen Lebensweise, und die nothwendig werdenden kaiserlichen Administrationen vollendeten den Ruin.

Die Stellung, welche die Reichsritter z
und Leuten in ihren Gebieten einnahmen,
der seltsamsten Weise aus den Rechten des
herrn, Gutsherrn, des Leibherrn und des l
herrn zusammengesetzt. Den Unterhalt
ihnen zunächst der Ertrag aus Feld und W
welchem hohe und niedere Jagd, Fischer
den Seen und Bächen, Gefälle aller Art un
ein herrschaftliches Wirthshaus, eine Br
eine Mühle, ein Eisenhammer erwünscht
schuß gewährte. Sodann waren die ritte
lichen Corporationen berechtigt, den Unte
in den einzelnen Gebieten „die ordentliche
schaftliche Steuer« aufzulegen, d. h. Ab
deren die Rittertruhe zu Führung gemein
cesse, zu nachbarlichen Handlungen, zum
halt der Abgeordneten an dem kaiserliche
einem fürstlichen Hofe und zu anderen c
tiven Ausgaben bedurfte. Die einzelnen
waren befugt, nachdem sie zuvor der Sc
und Heimburgen Bedenken vernommen
die Ordonnanzgelder, d. h. Dorfumlagen z
streitung der Gemeindebedürfnisse ihres G
aufzulegen und einzuziehen. Außerdem ab
derten sie von ihren Unterthanen die Leist
ner Masse von Frohnden. Im Walde mußt
selben die jungen Erlen und Weiden setze
cheln und Tannensamen säen, Bau- und l
holz fällen, Wachholderbeeren schlagen, H
stangen schnitzen. Auf den ritterschaf
Aeckern mußten sie pflügen, säen und n
mußten das Getraide dreschen, auf den K
den umwenden und ausmessen. Zu den N
ten und Reparaturen der herrschaftlichen
und Wirthschaftsgebäude fuhren sie Hol
Steine, zu den Brauereien das Wasser,
Schmieden die Kohlen. In den Gärten b
sie dem Herrn seine Schlehen und Hahnel
schüttelten sein Obst und sammelten es a
fegten den Schloßplatz und hielten ihn rei
Grase; sie fiengen die herrschaftlichen l
hackten das Eis auf und trugen es in ihres
Eiskeller. Dagegen erhielten sie von diese
aus den herrschaftlichen Wäldern zu erm
Preisen; hatten Mast und Holzlese, und r
Frohnden thaten sie wie vor Alters nur
eine Ergötzlichkeit mit Essen und Trinken.
rend die Reichsritter Frohnden und Zehnt
überall, wenn auch in verschiedenem Um
bestanden, als Leib- oder Grundherren for
wendeten sie zugleich die Regeln des röm
Rechts über die Befugnisse des Fiscus auf s
und hatten es erlangt, daß in den meisten
der kaiserlichen Wahlcapitulationen, in des

te der Landesherren bestimmt wurden, sie
lls eine Erwähnung fanden. Kraft dieses
hes erhoben sie die Nachsteuer, zogen
Güter, Geldstrafen und confiscirte Vermö-
ke ein. Wie die reichsständischen Lan-
en[8]) übten sie das kleine und große Waid-
eistens in ihrem ganzen Gebiete, hetzten
zten, so weit ihre Grenzen giengen. Civil-
barkeit hatten sie immer, den Blutbann
nahm der Kaiser in Anspruch, ertheilte
r meistens den Rittern, zuweilen einem
arten Landesherrn zu Lehn. In Religions-
hatten sie durch den westphälischen Frie-
iche Rechte mit den Reichsständen erhal-
Rechts- und Polizeisachen trafen sie An-
en, denen die Unterthanen nachkommen
, sie konnten dieselben bewaffnen und in
ffen üben, selbst ritterschaftliche Lieute-
nd Wachtmeister kamen vor.
Reichsritter traten daher als Gutsherren
lche jeglicher Staatsgewalt entzogen wa-
den Einzelnen nöthigt, sich einem höhe-
zen einzuordnen und die Rechte der ne-
n Stehenden anzuerkennen; denn einem
errn waren sie dem Rechte nach nicht
n und der Kaiser stand factisch zu ferne,
Staatsgewalt über sie üben zu können.
hsritterlichen Gutsherren erschienen selbst
desherren und ihre Gebiete trugen den
les Staats; aber bei deren innerer und äu-
nbedeutenheit entbehrten die Unterthanen
Schutzes, welcher in wirklichen Staaten
ustände und Verhältnisse selbst dann ge-
lkür und Druck gewährt ist, wenn auch
e Formen nur in geringerem Umfange sich
det haben. Bei den Conflicten zwischen
eressen der Dynasten und ihrer einzelnen
welche bei den täglichen unmittelbaren
ngen sich immer wiederholten, konnte ein
ch der landesherrlichen Gewalt zur Er-
selbstsüchtiger Zwecke um so weniger
en, als die geringe Achtung, in welcher
standen und die Menge und Kleinheit der
en Güter es möglich machte, daß die Rit-
Wesen ganz im Verborgenen treiben konn-
ne Zweifel haben dennoch manche Dyna-
sen Verführungen widerstanden, die Vor-
ler Ritterordnungen[9]) »die armen Unter-
wider die Gebühr nicht zu beschweren«,
nt und den alten Rath befolgt, daß die
terliche Obrigkeit sich gegen die Unter-
alten solle wie ein Vater gegen seine Kin-
ein Hirt gegen seine Schafe. Von ihnen
Niemand, und der Nachwelt fehlten alle
Nachrichten über sie. Wohl aber haben sich zahl-
lose Klagen und Beschwerden erhalten über har-
ten Druck und schonungslose Willkür der Ritter
gegen ihre Bauern. Die Herren verweigerten oder
erschwerten die ihren Unterthanen schuldigen Prä-
stationen: die Weide, die Mast, die Holzlese, die
Brenn- und Brauholzgerechtigkeit; sie forderten
mit Härte und Unbarmherzigkeit Frohnden an
weitentlegenen Orten oder auf unbrauchbaren We-
gen, sie erzwangen mit ihrer obrigkeitlichen Ge-
walt neue, weder durch Lagerbücher noch Her-
kommen begründete Dienste, drückten und ver-
schonten nach Ungunst oder Gunst, so daß »Man-
che bei ihrem häuslichen Leben und Nahrung
nicht verbleiben konnten.« Sie legten Geldstrafen
und Confiscationen ohne Urtheil auf und behaup-
teten und erzwangen ein unbeschränktes Besteue-
rungsrecht über ihre Unterthanen oder ließen von
den ordentlichen ritterschaftlichen Steuern und
den Ordonnanzgeldern ihre Söhne studiren, Treib-
häuser und Pferdeställe bauen oder ihren Wittwen
Unterhalt gewähren. Schwere Missethaten auf den
Schlössern einzelner Ritter verübt, wurden be-
kannt, und vor Allem fand das *corpus evangelico-
rum* häufig Gelegenheit, sich der evangelischen
Unterthanen katholischer Reichsritter annehmen
zu müssen. Nicht selten ganz in den Händen ih-
res Schloßcapellans, suchten sie »ihrer evangeli-
schen Unterthanen wohlhergebrachtes Religions-
exercitium oder auch die Unterthanen selbsten zu
vertilgen«, vergriffen sich an den Einkünften der
Kirchen und Schulen und »wenn die evangeli-
schen Gemeinden dergleichen Neuerungen contra-
dicirten, so declarirten sie dieselben vor Rebellen
und trachteten sie durch Strafen und Executionen
völlig auszurotten«. In zahllosen Gesuchen mußte
das *corpus evangelicorum* den Kaiser bitten, in der-
gleichen zaum- und zuchtloses Wesen ein aller-
nachdrücklichstes Einsehen zu haben[10]). Fast
überall, wenn auch aus den verschiedensten Grün-
den, fand sich auf den reichsritterlichen Gebieten
inneres Zerwürfniß zwischen dem Gutsherrn und
den Bauern, die ihr Widerstreben in oft begrün-
deten, oft aber auch in ganz widersinnigen Klagen
und Beschwerden bei den Reichsgerichten kund
thaten. Nicht selten wurden die Unterthanen da-
hin gebracht, sich gegen ihre Herrschaft zu em-
pören und einen benachbarten Landesherrn als
ihre Obrigkeit anzuerkennen oder mit Ziehung der
Sturmglocke in vollem Tumult ihre Herrschaft an-
zugreifen. In manchen Gegenden, ruft Moser
klagend aus, braucht man sich gar nicht nach der
Ortsherrschaft zu erkundigen, man sieht es dem
ganzen Dorfe an, daß es ritterschaftlich ist.

Den reichständischen Territorien und der in ihnen seit Jahrhunderten herrschenden Richtung auf Einheit im Innern und Abschließung nach Außen traten die innerhalb ihrer Grenzen gelegenen Güter der Reichsritter als ein feindliches Element entgegen. Kraft und Einheit der Regierung ward für die Territorien unmöglich, in welchen sich eine größere Zahl von Bewohnern fand, die eximirt von der Territorialgewalt und berechtigt, selbst beliebige Regierungsmaßregeln zu treffen, jeden Augenblick störend in den Zusammenhang der Finanz- und Militärverwaltung, der Polizei und Criminaljustiz eingreifen konnten. Da deßhalb die Landesherren an der allmähligen Unterordnung der Reichsritter unter die Territorialgewalt arbeiten mußten, während die Reichsritter nach Erhaltung und möglichster Ausdehnung ihrer unmittelbaren Stellung strebten, so konnte zwischen Landesherren und Reichsrittern eine feindliche Stellung nicht ausbleiben, deren Grund von den Fürsten in dem alles Maß überschreitenden Immediatätsgeiste der Ritter, von den Rittern in der Arrondissementssucht der Fürsten gesucht ward.

[1]) Fränkisches Lehnrecht in Senkenberg *corp. jur. feud.* S. 2.

[2]) Ulr. v. Hutten Gesprächbüchlein. Münch V. S. 347.

[3]) Z. B. Götz von Berlichingen Lebensbeschreibung. Nürnberg 1775. S. 80. S. 85. S. 107. S. 144. S. 225.

[4]) z. B. Roth Geschichte des Nürnberger Handels I. S. 136 u. folg.

[5]) z. B. Moser Staatsarchiv von 1751. Tom. III. S. 108, 114; v. 1752. Tom. I. S. 66; v. 1753. Tom. II. S. 868.

[6]) Historische Betrachtung über die Reichsritterschaft. Regensburg 1804. S. 74.

[7]) Pfeiffer der Reichscavalier. Nürnberg 1787. S. 21.

[8]) *Ertel observationes illust. jurid. equestres. Nürnberg* 1699. *obs. VII.*

[9]) Ritterschaftsordnung der sechs Orte in Franken. Gedruckt 1720. S. 28.

[10]) z. B. Struve Historie der Religionsbeschwerden II. 204, 59. Moser von den deutschen Reichsständen S. 1281 u. folg.

115. Fortsetzung. — Die geistlichen Lande.

(Dasselbe Buch S. 102—114)

Macht und Ansehen gründeten sich im Mittelalter auf Ererbung oder kriegerische Kraft, und die Landesherren arbeiteten unablässig daran, ihre hervorragende Stellung durch Waffentüchtigkeit zu verstärken und sie verstärkt auf ihre Erben zu bringen. Geistige Größe hatte selbständige Bedeutung nicht; nur insofern sie als ritterlicher Sinn von Kriegerkraft getragen ward, griff sie in den Gang der Geschichte ein; im Uebrigen aber wäre ihr der Zugang zu den Kreisen, von denen zunächst wenigstens das deutsche politische Leben bestimmt ward, verschlossen geblieben, wenn nicht in den geistlichen Territorien eine Landeshoheit sich gefunden hätte, deren Voraussetzung auf geistiger Grundlage ruhte. Eine große Zahl Bischöfe und Aebte erhielt durch ihre Bestellung zum kirchlichen Amte zugleich die Landeshoheit über mehr oder minder wichtige deutsche Territorien. Nicht Erbrecht und nicht kriegerische Tapferkeit hatte ihnen ihre Größe gegeben, sondern die geistige Bedeutung, welche damals die einzige war. Als geistliche Landesherren genossen geistig gebildete Männer eines Ansehens, das sie außerdem niemals erlangt hätten; sie traten in die Kreise der Mächtigen und Gewaltigen ein, galten als ihres Gleichen und führten durch ihre glanzvolle Stellung den Beweis, daß geistige Bedeutung auch in der ritterlichen Zeit Anerkenntniß zu gewinnen und den Weg zu eröffnen vermöchte, auf welchem neben der Sorge des Landesherrn für sein Haus und neben den ritterlichen Tugenden im deutschen politischen Leben auch Bildung des Geistes eine mitwirkende Kraft werden könne. Wenn einmal die Macht des Geistes, selbst des ausschließlich kirchlich gebildeten Geistes, neben der, wenn auch durch Rittersinn veredelten Kriegerkraft erschien, so mußte sie sich bald mächtig über diese erheben. Kanzler des Kaisers blieb stets der Erzbischof von Mainz; auf der Versammlung der deutschen Reichsstände nahmen die Erzbischöfe von Mainz, Cöln und Trier die drei ersten Stellen ein und sehr oft hat der Gang der Dinge in Deutschland seine Richtung durch die geistlichen Landesherren erhalten.

Wie die hohen Würdenträger der Kirche sich als Landesherren dem politischen Leben zuwen-

wurden sie als Glieder der Christenheit,
nen Leben und Verständniß tausend An-
:ufließen sollte, zur Kunst und Wissen-
;eführt und durch ihre mit Mitteln reich
attete Stellung zu Trägern und Förderern
en gemacht. Es war gewiß eine großartige
;, die sich nach allen Seiten hin für die
ien Landesherren erbaute; aber der Wurm,
den irdischen Verhältnissen nagt, ver-
auch diese Blüthe nicht. Nur ein reines
; Walten des christlichen Geistes im Staate,
Kirche und in dem Manne, der den Bi-
nd den Landesherrn in sich vereinte, konnte
rrüttung bewahren; aber eben dieses ist
Erde nicht beschieden, und es vorauszu-
während es fehlt, und auf die willkürliche
setzung staatliche und kirchliche Gebäude
en, muß der Grund des tiefsten Falles werden.
mehr die christliche Kirche sich als rö-
katholische gestaltete, je mehr diese eine
;end äußere wurde und zugleich als politi-
:acht auftrat, um so dringender verlangte
nst und Wissenschaft als Dienerin für ihre
; zu verwenden. Aber Kunst und Wissen-
zum Dienen nicht geschickt, wandten sich
r ab und betraten seit dem fünfzehnten
ndert auch in Deutschland Bahnen, auf
sie nicht nur unabhängig, sondern auch
;ensatze zur römisch-katholischen Kirche
Weges zogen. Nun erschienen die geist-
Territorien nicht mehr als Träger der Wis-
ift und Kunst, und verbannten sie, da sie
ıbhängigen fürchteten, mehr und mehr aus
Grenzen.
schen dem absolut christlichen Staate und
solut christlichen Kirche ist freilich ein
her Gegensatz nicht denkbar. Da aber
cher Staat und christliche Kirche nur durch
ıen vermittelt in die Erscheinung treten und
neben dem christlichen Kerne menschlich
liche Zusätze enthalten, so werden, falls
lem staatlichen oder dem kirchlichen Prin-
Anerkenntniß seiner Selbständigkeit ent-
ist, in Beiden entgegengesetzte Interessen
estrebungen sich einseitig geltend machen
. Weil jeder Einzelne der Kirche wie dem
in gleicher Weise angehört, so trägt er
len Gegensatz, welcher die Geschichte der
chen Welt erfüllt, in seiner eigenen Brust
uß diesen Kampf, gleichsam als eine Zu-
e des großen Kampfes, in dem das Innere
lenschen versetzt ist, auch für seinen Theil
rchfechten helfen. Aber eine Stellung in
Kampfe zu behaupten, welche zum Haupt-
vertreter und Führer auf beiden Seiten zugleich
macht, geht über die Kräfte des Menschen, und
dennoch nahmen die geistlichen Landesherren sol-
che Stellung ein, nachdem sie die kirchliche und
staatliche Gewalt in sich vereint hatten. Tiefe
Zerrüttung und Erweiterung des schon vorhande-
nen Risses war die unmittelbare Folge der unna-
türlichen Vereinigung. Die christliche Religion
forderte in dem Prälaten einen frommen, vom
Glauben ergriffenen und durchdrungenen Priester,
das deutsche Volk suchte in ihm vor Allem na-
tionale Gesinnung; das Reich bedurfte einen mann-
haften Krieger und erfahrnen Staatsmann, die rö-
mische Kirche, strebend nach der Aneignung und
Beherrschung aller Nationalitäten, sah in dem
kräftigen Nationalbewußtsein und der reichsfürst-
lichen Tüchtigkeit einen gefährlichen Gegner und
verlangte statt des deutschen Interesses ein rö-
misches. Aus der Verschiedenheit der Grund-
richtungen, welche Pabst und Kaiser bei dem
geistlichen Landesherrn voraussetzten, entsprang
der lange Kampf um das Recht zur Ernennung
der reichsunmittelbaren Prälaten, ein Kampf, der
sich damit endete, daß Kirche wie Reich das Be-
setzungsrecht verloren und eine höchst eigen-
thümliche Aristokratie sich desselben bemächtigte.
In allen unmittelbaren Stiften und gefürsteten
Abteien nämlich wählten die Capitel, in allen un-
mittelbaren ungefürsteten Abteien die Conventua-
len den Reichsbischof oder Reichsabt. Die Mit-
wirkung des Kaisers war rechtlich sehr gering
geworden, indem sie sich auf die Beaufsichti-
gung der Wahlhandlung durch Commissarien be-
schränkte; der Einfluß des päbstlichen Hofes er-
schien allerdings bedeutender, weil derselbe das
Bestätigungsrecht der gewählten Bischöfe und exi-
mirten Aebte behauptet hatte und durch seine
Dispensationsbefugniß von den häufig fehlenden
canonischen Eigenschaften des Erwählten Gele-
genheit zur Einmischung in die Wahl selbst er-
hielt. Die zur Ernennung der Reichsprälaten be-
rechtigten Capitel wurden ausschließlich, oder,
wenn auch einige *doctores juris* in denselben saßen,
doch vorwiegend aus Mitgliedern des alten Adels
katholischer Confession gebildet, welche, von ih-
rem Interesse geleitet, die Wahl der geistlichen
Würdenträger vornahmen.

In allen deutschen Territorien lassen sich Zeit-
puncte nachweisen, in denen es zweifelhaft war,
ob nicht die Landesherren ihre Gewalt mit dem
Territorialadel theilen und die übrigen Landsassen
zu einem Mittel heruntersinken würden, um Kraft
und Glanz der ritterbürtigen Geschlechter zu er-
halten. Während das aus einer solchen Entartung

des politischen Zustandes drohende Verderben in den größeren weltlichen Gebieten um den Preis der schrankenlosen fürstlichen Macht beseitigt worden war, hatte es sich in den geistlichen Territorien wenigstens so weit entwickelt, daß die bewegende politische Kraft vorwiegend in den Capiteln und der durch sie gebildeten Aristokratie lag.

Die Capitel traten überall in den unmittelbaren Erz- und Hochstiften als politische Corporationen auf und standen, indem sie sich selbst ergänzten und ununterbrochen fortsetzten, übermächtig neben ihren wechselnden und aus den verschiedensten Familien und Ländern herstammenden Fürsten. Ihr Recht, in dem Bischofe zugleich den Landesherrn zu erwählen, hatten sie seit Jahrhunderten benutzt, um sich von dem Erwählten in den Wahlcapitulationen immer umfassendere Vorrechte dem Landesherrn und dem Lande gegenüber einräumen zu lassen. Keine bedeutende Anordnung sollte der Landesherr ohne Zuziehung der Capitel treffen; die Präsidenten der Regierungs- und Justizcollegien, sowie die etwa nöthig werdenden Statthalter nur aus den Mitgliedern des Domcapitels nehmen und sich aus ihrem Bisthum nur in Begleitung Einiger derselben entfernen dürfen. Auf diese und ähnliche politische Rechte fußend waren die Capitel dahin gelangt, als Mitinhaber der Landeshoheit sich selbst zu betrachten und von Anderen betrachtet zu werden. In Speier z. B. legten alle Hof- und Staatsbeamte dem Bischofe und dem Domcapitel den Eid der Treue ab und in Cöln sollten nach der Landeseinigung von 1580 Edelmann, Ritterschaft, Städte, Amtleute und gemeine Landschaft dem Capitel gehorsam sein und nicht dem Churfürsten, wenn dieser nicht hielt, was er gelobt hatte. Oft ward das Capitel sogar als Erb- und Grundherr des Hochstiftes bezeichnet; überall führte es während der Sedisvacanz die Regierung und überall und zuweilen mußte der neue Landesherr nicht allein von, sondern auch aus den Domherren gewählt werden.

Die mächtig herrschenden Capitel gaben ihren Mitgliedern das Bewußtsein, berufen zu sein zur Theilnahme an der Regierung gesegneter Länder nicht als Beamte, sondern kraft eigenen Rechts, und gewährten ihnen hierdurch eine so großartige Grundlage der politischen Wirksamkeit, wie sie außerdem nur den Fürsten zu Theil ward. Das Versinken in Gleichgültigkeit und Erschlaffung, zu welchem die Ausschließlichkeit des angebornen fürstlichen Rechts versucht, war für die Domherren erschwert, weil jeder Einzelne wußte, daß der Umfang seiner Wirksamkeit neben den übrigen gleich berechtigten Capitularen, sich allein nach der eigenen Bedeutung und Kraft bestimme. Die Domherrnwürde befreite von jeder Sorge um Unterhalt und Familie, wie von dem ertödtenden Drucke einer mechanischen und übermäßigen Arbeit, und gewährte hierdurch Muße zur freien politischen Thätigkeit; sie setzte ihren Inhaber mitten hinein in das Regierungsgetriebe und spornte dadurch den Eifer und die Regsamkeit an. Aber alle diese günstigen Vorbedingungen wurden dadurch wirkungslos gemacht, daß die Capitel sich im ausschließlichen Besitz einer Fraction des Adels befanden, nämlich derjenigen, welche katholischer Confession war und aus einer Familie abstammte, deren Reinheit mehrere Generationen hindurch unbefleckt durch das Blut einer nicht ritterbürtigen Mutter geblieben war. In Mainz und Trier z. B. mußte jeder Domherr sechszehn Ahnen nachweisen; in Münster wurde über Erfüllung dieser Bedingung so ängstlich gewacht, daß Schild und Helm des jüngsten Domherrn alljährlich unter Trommelschlag zu Jedermanns Prüfung umhergetragen ward. Seit Jahrhunderten galt es in den stiftsfähigen Familien als festes Herkommen, Einen der Söhne zum Stammherrn und Eigenthümer der Güter, einen Anderen zum geistlichen Stande oder vielmehr zur Domherrnwürde zu bestimmen. In früher Jugend schon als Domicellar eingeschrieben, wurde der künftige Staatsmann gewöhnlich durch Jesuiten, immer durch Geistliche erzogen. Herangewachsen trat er nur deshalb als Mitglied in das Capitel ein, weil sich die Jahre des stiftsfähigen Sprößlings gemehrt hatten. Ein Mittelding zwischen einem Junker des vorigen Jahrhunderts und einem künftigen Fürsten, begann der neue Domherr seine Laufbahn und sah sich ausschließlich umgeben von Männern, welche auf demselben Wege und aus demselben Grunde wie er zu ihrer Würde gelangt waren. Zunächst und vor Allem faßte er das eigene Interesse ins Auge, welches er seiner Abstammung und Erziehung entsprechend in einem glanzvollen und üppigen Weltleben suchte. Die glatten Formen des in Pariser Schule gebildeten Weltmannes und die anderen Gestaltungen, unter welchen im vorigen Jahrhundert das Volk sich den stiftsfähigen geistlichen Herrn vorstellte, lieferten den Beweis, daß die Domherrnwürde zur Erreichung jenes Zieles die nöthigen Mittel gewährte. Eifrig wurden die einträglichen Stellen als Präsidenten der Landescollegien, als Gesandte, Jägermeister und Oberamtleute erstrebt, um den eigenen Aufwand zu bestreiten, den stiftsfähigen Familien die bei der Bewerbung um die Dom-

le geleisteten Dienste zu vergelten, den
'erwandten die Schuldenlast von man-
rzehnte abzunehmen und ihnen Reich-
kommende Zeiten zu sichern.
esem Wege hatte sich allerdings für die
ı Territorien eine mächtige und einfluß-
'istokratie gebildet; aber sie erschien
lie Blüthe des Landes, welche am früh-
bemerkbarsten von dem Wohl und Wehe
ergriffen wird und daher nur in der in-
ərschmelzung mit dem Lande und in der
ı Sorge für dasselbe das eigene Interesse
mn. Vielmehr setzte sich an die Capitel
Kern eine Aristokratie an, die selbst-
em Lande gegenüber trat, Kirche und
Mittel zu ihren besonderen Zwecken be-
d an dem Marke des Landes sog, um
ı Kräften für sich ein üppiges und glän-
eben zu gewinnen. Unter diesen Ver-
mußte es als ein glücklicher Umstand
ı werden, wenn das Capitel, wie z. B.
r und anderen nördlichen Stiften, aus
des Landes selbst besetzt ward. Der
ne ritterbürtige Familien gehäufte Reich-
b doch wenigstens im Territorium und
el nahm doch wenigstens in manchen
ndem es für sein eigenes Beste sorgte,
des Landes Beste wahr. In manchen
bedeutenden Stiften aber stellte sich das
3 weit weniger günstig. Während z. B.
alle Domherren in der rheinischen Pro-
ren sein mußten, bildeten in Cöln sechs-
lieder vom alten unmittelbaren Adel und
oren der Theologie das Capitel. Da nun
Reformation die meisten benachbarten
ı und gräflichen Häuser evangelisch ge-
aren, so kamen fränkische und schwä-
milien, z. B. Oettingen, Hohenlohe,
in, Schwarzenberg, Fugger, in den Be-
deligen Domherrnstellen. Die Doctoren
logie pflegten aus der Reichsstadt Cöln
ı zu werden und das Capitel war daher
de völlig fremd. Die Familien, denen
thum zufloß, brachten denselben außer
nd die Domherren selbst, oft zugleich
in Capiteln anderer Bisthümer, lebten
eil des Jahres auswärts und verließen
s Land, sobald Gefahr ihm nahte.
ler Kräfte, welche das staatliche Leben
istlichen Territorien leiten und kräftigen
; demnach in einer Corporation, welche
r, sondern mitten in den vielfach ver-
en und sich durchkreuzenden Interessen
thanen stand und die gewonnene Macht
zur Förderung ihres, dem allgemeinen Interesse
entgegengesetzten Sonderinteresses benutzte. Es
fragt sich, inwiefern die Stellung des geistlichen
Landesherrn geeignet war, das Streben der Capitel
unschädlich zu machen.

An heftigen Kämpfen zwischen dem Bischofe und dem Capitel fehlte es allerdings fast in keinem geistlichen Lande. Die Kraft, welche in der Persönlichkeit des Bischofs lag, hielt der Wechsellosigkeit und Thätigkeit der corporativen Capitel in solchem Grade das Gleichgewicht, daß der Zwiespalt in den Bisthümern gleichsam zur Verfassung gehörte. Ununterbrochene Verhandlungen widerwärtigster Art, gegenseitiges ängstliches Beobachten, langwierige Processe vor dem Reichshofrathe charakterisirten überall das Verhältniß zwischen Bischof und Capitel. In Würzburg z. B. war es im vorigen Jahrhundert dahin gekommen, daß wenn der Bischof Anordnungen traf, das Capitel Verbote erließ, sie zu befolgen. Die Bischöfe hatten stets einen Halt an dem Kaiser und den Reichsgerichten, die Capitel dagegen an ihrem Rechte die Wahlcapitulationen festzustellen. Bischöfe und Aebte beschworen, um sich die glänzende Stellung nicht entgehen zu lassen, unbedenklich auch die lästigsten Bedingungen; aber einmal in den Besitz ihrer Würde gelangt, suchten sie dieselben in jeder Weise zu umgehen. Erschien ihnen der Widerspruch zwischen ihrer Handlungsweise und der beschworenen Capitulation zu schroff, so ließen sie sich vom Pabste ihres Eides entbinden. Die Capitel wurden durch die häufig wiederkehrenden Eidesentbindungen zu Vorsichtsmaßregeln genöthigt, welche gleich entehrend für die geistliche, wie für die weltliche Stellung des Bischofs waren. Bald mußten die Erwählten ausdrücklich beschwören, daß sie den abgelegten Eid nicht aufheben lassen würden und daß alle Gefährde, Arglist und böse Fünd gänzlich ausgeschlossen bleiben sollten. Dem Bischofe von Regensburg traute sein Capitel 1641 trotz dieses Versprechens doch nicht; er mußte seine sämmtlichen Güter für die Haltung des Eides zur Hypothek stellen. Der Bischof von Würzburg erklärte 1684, daß, falls er sich von seinem Eide entbinden ließe, alle Glieder seiner Familie *propter quasi notam infamiae* auf hundert Jahre unfähig sein sollten, Mitglieder des Capitels zu werden.

So ununterbrochen und leidenschaftlich der Kampf auch geführt ward, konnte er dennoch die das Land zerstörende Regierungsweise der Capitel nicht beseitigen, weil er sich lediglich um ein Mehr oder Minder an Rechten und Einkünften drehte, welche streitig zwischen den beiden Par-

teien waren. Der Fürst wollte möglichst viele Einnahmen haben, um die seiner Stellung als Reichsstand entsprechende Pracht entfalten und zufälligen Liebhabereien nachhängen zu können; er wollte das seiner Familie zu Theil gewordene und mit seinem Leben vorübergehende Glück, wie die Domherren das Ihrige, nutzen, um Verwandte schuldenfrei oder reich zu machen, und beutete seine einträgliche Würde, welche in Würzburg z. B. über eine halbe, in Mainz weit über eine ganze Million Gulden jährlich abwarf, nicht wie ein Eigenthümer, sondern wie ein Nutznießer aus. In diesem selbstsüchtigen Streben traten ihm die vereinigten Domherren mit gleicher Selbstsucht entgegen; aber der hieraus sich entspinnende Kampf berührte die Art und Weise der Landesregierung nicht. Ueber diese vielmehr waren Fürst und Capitel einverstanden, wie es auch nach Lage der Dinge kaum anders sein konnte.

Nur zuweilen gehörten nämlich die geistlichen Landesherren einem großen Hause, namentlich dem östreichischen, bairischen und pfälzischen an, und in diesem Falle sollten die Hülfsmittel dazu dienen, die politische Macht ihrer Familie zu verstärken. Meistens dagegen brachten die fürstlichen Bischöfe, aus derselben Fraction des deutschen Adels wie die Capitel hervorgegangen, dasselbe festgewurzelte Standesvorurtheil wie jene mit, und waren der Meinung, daß es die historisch begründete Bestimmung der geistlichen Lande sei, den zu reich mit Kindern gesegneten stiftsmäßigen Familien des südlichen und westlichen Deutschlands eine einträgliche und bequeme Versorgung für die jüngeren Glieder zu gewähren. Von diesem Standpuncte aus leitete das Capitel die Regierung und von diesem Standpuncte aus betrachtete der Landesherr seine Herrschaft. Jede Abweichung von der angeerbten und durch den Standesgeist verstärkten Regierungsansicht mußte ihn sogleich in einen schroffen Gegensatz zu seinem eignen Fleisch und Blut, dem gesammten stiftsfähigen Adel Deutschlands, und in den heftigsten Kampf mit dem Capitel bringen, welchem er für die Ertheilung seiner Würde zum Dank verpflichtet war. Sich dieser neuen Störung seiner üppigen Ruhe freiwillig zu unterziehen, ward der geistliche Fürst nicht wie bei jenem Zanke über Mein und Dein durch ein individuelles Interesse getrieben, sondern nur durch die Rücksicht auf das von ihm regierte Land. Aber dem Lande war er der Geburt nach oft ganz fremd und niemals mit demselben zu einem in der Vergangenheit begründeten und in der Zukunft fortdauernden Ganzen, wie der Souverain mit der Erbmonarchie verwachsen, weil er weder Ahn
Vorgängern, noch Kinder und Kindeskind
Nachfolgern in der Regierung haben durfte.
selten war ferner ein und derselbe Mann zu
cher Zeit Landesherr in mehreren Bisthümer
Abteien. Clemens August z. B. Herzog von B
war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts 1)
jutor von Regensburg, 2) Bischof von Mü
3) Bischof von Paderborn, 4) Churfürst von
5) Bischof von Hildesheim, 6) Probst von Lü
7) Bischof von Osnabrück, 8) Hoch- und De
meister zu Mergentheim. Etwas später war
Egon von Fürstenberg Bischof von Hildeshei
Bischof von Paderborn; Friedrich von Erthal
fürst von Mainz und Bischof zu Worms; Cl
Wenzel Herzog von Sachsen, Probst zu El
gen, Bischof von Augsburg und Churfürs
Trier. Wenn in einem einzelnen Falle di
lende Liebe zum Lande durch einen angeb
Herrschersinn ersetzt ward, welchem das
ohne wahrhaft politische Thätigkeit keinen
hat, so traten der Thatkraft des großartigen S
mannes dieselben Rechtsschranken der Wah
tulationen lähmend entgegen, welche freilich
den despotischen Herrn hinderten, unter dem
wande des Staatsinteresses Alles zu verschl
Selbst hin- und hergezogen zwischen seinem
lichen und seinem weltlichen Beruf, mußte
dies der Bischof sich in weit höherem Gra
der zum Regenten seines Landes geborne u
zogene Fürst auf die Beamten verlassen und
noch wurde ihm in sehr vielen Fällen sei
nister durch Pflichten der Dankbarkeit, durch
sprechen vor der Erwählung oder durch unb
bare Rücksichten auf Familienverhältnisse
drungen. Auch wenn er seinen ersten Diene
sich ausgesucht hatte, fand er ihn nicht lei
einem kräftigen und entschiedenen Handel
neigt, weil derselbe die Abneigung der Do
ren und des nachfolgenden Fürsten scheute.
Präsidenten der Collegien bestanden aus Mi
dern, die niederen Beamten meistens aus G
lingen desselben Capitels, dessen Besiegun
Aufgabe eines jeden Fürsten war, der pol
wirksam regieren wollte.

Hatte ein geistlicher Landesherr alle
Schwierigkeiten überwunden, so war freilic
sein eigenes Bewußtsein viel, aber für des L
Beste nur wenig gewonnen, denn die Tage
Bischofs, der mit seltenen Ausnahmen als a
der Mann zur Regierung kam, waren ste
zählt. Starb er, so war seine Schöpfung
Capitel preisgegeben, welches während der
vacanz die Herrschaft führte und ungleich sch

widerwärtige Werk eines bedeutenden
:erstörte, als es errichtet worden war.
bleibenden Reste einer guten Zeit fie-
n todter Schatz dem neugewählten Für-
weil der Zufall es nicht leicht fügte, daß
ar nach einander zwei politisch be-
Männer auf den Bischofsstuhl erwählt

Gewißheit, nur für wenige Jahre wir-
niemals den Grund zu einem dauern-
iude legen zu können, machte es zum
der Meisten, Alles bei dem Alten zu
ihig zu leben, sich gütlich zu thun und,
Capitel, das Land als ein Mittel für die
des stiftsmäßigen Adels zu betrachten.

In allen Stiften fand sich in Folge dieser Regierungsansichten neben einer Anzahl bemittelter oder reicher stiftsmäßiger und ritterbürtiger Familien, welche z. B. in Trier ein Drittel des Bodens besaßen, eine Arbeitermenge, welche theils als Hörige die Güter des Adels bebauten, theils als Bauern und Handwerker durch ihrer Hände Arbeit den Aufwand des Bischofs, des Capitels, der hohen ritterbürtigen Beamten und des ganzen dazu gehörigen Anhangs möglich machen mußten. Während der Adel sich zu schonen verstand, trugen sie Abgaben so drückender Art, daß der alte Spruch: unter Krummstab ist gut wohnen, nur noch als Erinnerung an vergangene Zeiten eine Bedeutung hatte.

116. Schluss. — Die Reichsstädte.

(Dasselbe Buch S. 122—124, 132—136.)

Segen Deutschlands erhoben sich neben
iegerstande die Städte, deren Bürger
die Ritter in Fehde und Tournier, son-
Handel und Handwerk die Aufgabe ihrer
ätigkeit fanden, aber dennoch kriegeri-
htigkeit, die damals unentbehrliche Vor-
ig jeglicher Selbständigkeit, bewahrten
:n. Sie standen selbst auf den Mauern
idt, und der eigenen Kraft vertrauend,
i sie nicht, wie die Bauern, des schützen-
rs, sondern stellten sich kühn und krie-
wie er, als gleichberechtigt an seine Seite.
aren zunächst die Handwerker in den
ioch leibeigen, aber bald erhielten sie die
ind gewannen seit dem vierzehnten Jahr-
meistens mit den Waffen in der Hand,
: Selbständigkeit und Antheil am Stadt-
. Durch das Erblühen der Städte hatten
ind Handwerk neben dem großen Grund-
m und dem kriegerischen Lebensberuf An-
iß erlangt und dadurch die engen Gren-
deutschen politischen Lebens um ein Gro-
itert.
schen hatte das alte carolingische Reich
erritorien zersplittert, aber es fehlte viel,
ieuen Landesherren mit königlichem Auge
mmtheit der Verhältnisse in den werden-
ischen Gemeinschaften überblickt und ei-
en die Pflege, welche es vom Staate zu
ierechtigt ist, verschafft hätten oder auch
n verschaffen können. Das Hausinteresse

der landesherrlichen Familie war noch gesondert von dem des Territorium, und weil die nur im Staate mögliche Verschmelzung Beider fehlte, wendete sich die sorgende Mühe des Fürsten ausschließlich oder doch vorwiegend auf das, was seinem Particularinteresse frommte.

Zu mächtig ferner war die Nachwirkung der kriegerischen Kraft, die das deutsche politische Leben begründet hatte, um nicht in ihrer glanzvoll-phantastischen Erscheinungsform, dem Ritterwesen, die Seele der Fürsten gefangen zu nehmen. Die Landesherren waren auch darin nicht Könige, daß sie noch einem einzelnen Stande als dessen hervorragende Glieder angehörten. Sie betrachteten den Tag des Ritterschlages, der ihnen die Ehre der Aufnahme verschaffte, als den feierlichsten ihres Lebens und waren den Rittern durch die Gemeinschaft des Kriegerberufes und des Lebens an ihren Höfen verbunden. Wohl zeigten sie sich geneigt, den Reichthum der aufblühenden Städte zu nutzen; aber deren hervortretendes Selbstbewußtsein und Streben nach freier selbständiger Bewegung neben dem Kriegerstande, erschien auch dem fürstlichen Ritter als eine Anmaßung, welcher er eifrig entgegentrat. Die engen Grenzen endlich der Territorien gewährten nicht einmal dem Binnenhandel den nothdürftigsten Raum, der überhaupt für sich allein nur ein Krämergeschlecht erzeugt. Seinen Adel hat der Handel zu allen Zeiten nur dadurch erhalten, daß der in enger Beschränkung kleinliche Beruf in den

großartigsten Verhältnissen betrieben wird, daß er die durch Natur, Nationalität und Religion begründete Sonderung der Völker, wenn auch nur in einer einzelnen Beziehung, überwindet, die bekannte Welt umfaßt und die noch unbekannte entdecken hilft. Für den Welthandel aber fehlte in dem engen, auf gutsherrliche und ritterliche Interessen beschränkten Territorialleben die Grundlage, auf der er sich hätte erheben können. Das Handwerk, wenn es nicht an der dürftigsten Formung des Stoffes für die einfachsten Bedürfnisse haften bleiben soll, muß vom Handel getragen werden, welcher ihm den rohen Stoff aus allen Ländern zuführt und denselben geformt dorthin bringt, wo sich Bedürftige finden.

Vertheilt unter die kleineren und größeren Landesherren, konnten die Städte dem deutschen politischen Leben nicht im Handel und Handwerk die lebensvollen Elemente zuführen, deren es neben den schon vorhandenen zu seiner großartigen Entwickelung bedurfte. Sie durften nicht unter den Landesherren, sondern mußten neben ihnen stehen, um unbeschränkt durch die einseitigen Territorialinteressen sich ihrem eigenen Principe gemäß frei entwickeln und ihren besonderen Interessen gleich starke Versorgung schaffen zu können, wie sie die gutsherrlich-ritterlichen durch die Territorien empfiengen. Der innere Lebenstrieb der Städte war stark genug, um diese freie Stellung sich zu gewinnen. Die Reichsstädte wuchsen empor, keinem Fürsten untergeben, sondern selbst im Besitz der landeshoheitlichen Rechte und, wie die Landesherren, nur den Kaiser über sich anerkennend. Neben ihnen standen die landsässigen Städte, welche obgleich in einzelnen Verhältnissen einem Landesherrn verpflichtet, dennoch Selbständigkeit und Unabhängigkeit in solchem Grade behaupteten, daß die Unterscheidung der Städte in unmittelbare und mittelbare bis zum fünfzehnten Jahrhunderte nur geringe Bedeutung hatte. . . . .

. . . . Ihr Sinken nach Außen war von einem entsprechenden Verfall im Innern begleitet. Die allgemeine deutsche Erstarrung der letzten Jahrhunderte hatte auch die Reichsstädte tiefer und tiefer ergriffen und war für sie aus Gründen, die in ihren besonderen Verhältnissen lagen, ertödtender noch geworden, als für die größeren Territorien. Die frühere Einseitigkeit des Territoriallebens hatte die Voraussetzung der unabhängigen Städte gebildet. Alle Richtungen des Volkslebens, die dort keinen Raum fanden, waren in die Städte gezogen und die Ursache ihres großartigen Aufblühens geworden. Die Wurzel ihres Lebens verlor daher die Nahrung, als in den Territor
Volksinteressen Aufnahme fanden. Wiss
und Kunst nahmen dort ihren Aufenthalt,
das vielseitigste Leben fanden; Handel und
werk forderten wohl nach wie vor Städt
Städte im Staat, und wanderten daher me
mehr von den Reichsstädten in die Territori
aus. Da nun der gewerbliche Verkehr D
lands überhaupt tief gesunken war, so bild
enger und beschränkter Lebensberuf auss
lich den Kreis, in welchem sich die unabh
Gemeinden bewegen konnten. Steife Einse
und Verdumpfung haben nie gefehlt, wen
ressen, welche mit Anderen geeinigt und
Andere begrenzt und bestimmt ihre Entwick
bahn zu durchlaufen haben, Anspruch auf
Geltung erlangen. Mit dem Erlöschen de
welche die reichsstädtischen Gemeinwesen
und zusammengehalten hatte, trat der le
Bürgersinn ihrer Glieder hinter dem Strebe
Einzelnvortheil zurück. Die städtischen E
tungen, wie sie kraftvolle Voreltern gebild
ten, dauerten fort, weil Niemand sie umw
genossen sie selbst eine abergläubische Ver
aber jeder frischen Nahrung entbehrend,
sie in Fäulniß über, hemmten das schwac
etwa noch regende Leben und trugen zur
chen Ertödtung des Gemeinwesens wesentli
welches sie früher gehoben und gekräftigt

Vielfach waren in vergangenen Zeiten e
Ortschaften ohne menschliche Absicht und
zu Mittelpuncten des Verkehrs für größe
kleinere Landbezirke geworden, bald weil
ihnen mehrere damals fast ausschließlich
Bodenbeschaffenheit bestimmte Straßenzüge
ten, bald weil sich eine schützende Burg i
Nähe fand oder weil sie an dem Puncte
Stromes lagen, an welchem die Fluß- und
schiffe sich begegneten. Handel und Ha
ward in ihnen zusammengedrängt, der V
eines weiten Umkreises strömte auf natü
Wegen ihnen zu zum Gedeihen der Stadt u
Landes. Um zufälligen Schwankungen un
rungen, welche vielfaches Unglück über Sta
Land bringen mußten, zu begegnen, trat da
ein, die durch das Leben gebildeten Verh
ordnend und vor augenblicklichen Störung
wahrend. Die Marktrechte, Stapelrechte
lagrechte, Bannrechte, bildeten die wes
Grundlage für den gleichmäßigen und s
Verkehr der früheren Zeit, weil und insof
rechtliches Anerkenntniß von Verhältnissen
die der natürliche Gang des Verkehrs he
rufen hatte. Aber die Strömungen des

ihm des Handwerks ändern vielfach ihren
:anäle und Kunststraßen treffen sich an
Puncten als Flüsse und natürliche Wege;
ıe im Auslande heben einen Ort hervor
:ken den andern herunter; tausend ver-
e Umstände im Inlande ändern die Plätze,
ı das gewerbliche Leben zusammenfließt.
: Kraft und Bewegung in den Städten war,
ıch das Recht solchen Schwingungen des
s; die Rechte einer Stadt wurden, wenn
llung im Leben sich änderte, bald durch
bald durch Unterhandlungen, bald durch
eigendes Aufgeben beseitigt. Als aber
d Bewegung in den Städten erlosch, blie-
: Rechte bestehen nur weil sie einmal be-
hatten, und traten todt und starr den
erhältnissen entgegen. Selbst das Stapel-
ırde während des vorigen Jahrhunderts in
ıeier, Hamburg, Regensburg und Bremen
, wie die Rechte ähnlicher Art ein Un-
· den gesammten Verkehr und ein Unglück
Stadt, deren Bürger wähnten, daß ihnen
altslose Rechtsform das Fehlen der eige-
ıtrengung und der früheren glücklichen
e ersetzen könnte.

weniger Unglück brachte den Reichs-
der Wahn, daß die Verfassungsformen,
der Väter Zeit Leben und Kraft gewesen
auch ohne der Väter Geist den Enkeln
und Wohlstand erhalten würden. Mochte
h ein Einiger sein oder aus dem Inneren
ßeren bestehen, mochte jeder Bürger oder
;er bestimmter Art, z. B. Kaufleute, Gra-
Zunftmeister, Patricier, in denselben ge-
erden können, mochte er sich selbst er-
oder von der Bürgerschaft lebenslänglich
f Jahre besetzt werden, immer hatte er
;iment zu der Stadt Ehre und Freiheit
ımen können, so lange auch in ihm der
nn, welcher die ganze Gemeinde belebte,
er seines Handelns war. Als aber wäh-
letzten Jahrhunderte die rege Theilnahme
städtischen Wohlfahrt überhaupt erstarb
er das Seine suchte, sonderte auch der
h selbstsüchtig von der Stadt, beutete die
lewürden im eigenen Interesse aus und
es sich im Uebrigen so bequem wie mög-
eberall mußte der Kaiser wegen grober
drigkeiten gegen ihn einschreiten. Bald
sich Glieder desselben den Versamm-
ganz oder hatten auswärts einträgliche
ıngenommen. Bald wurden Rathstage gar
er nur gegen Bezahlung der Betheiligten
Hier wurden Protokolle verfälscht, dort
Privatunterhandlungen mit den Parteien geführt.
Vor Allem sahen sich der Kaiser und die Reichs-
gerichte oft genöthigt, die schlechte Haushaltung
und üble Wirthschaft anzugreifen. Aus der Stadt
Zeughaus oder sonstigen Magazinen verschwand
ein Stück nach dem anderen, bis endlich nichts
mehr übrig war; das geheime Collegium erhob
Summen auf den Namen der Stadt, ohne angeben
zu können, wohin sie gekommen seien; große Dieb-
stähle aus dem Aerarium wurden angezeigt, aber
nicht der Dieb; Massen von Butter und Bier wur-
den verrechnet als den Armen zum häuslichen
Gebrauch überwiesen; gute Geldsorten waren ein-
genommen und schlechte ausgegeben; bei den Um-
lagen die guten Freunde des Raths verschont, die
anderen, die von ihrer Hände Arbeit sich nähr-
ten, überlastet und die Unordnungen und fehlen-
den Summen auf die bösen Zeiten geworfen. Bei
beschehener Anzeige, Noth und Uebelstands die-
ser oder jener Stadt, schrieb eine kaiserliche Com-
mission den Oekonomieplan vor, aber einige Jahre
später mußte dann der Kaiser erklären, ihm sei
zur Genüge wissend, was für eine schlechte Wirth-
schaft nach wie vor bei der Stadt sei, oder ein
Reichshofrathsconclusum sprach aus, daß der Oe-
konomieplan durchgehends schlecht oder gar nicht
beachtet werde, oder daß der Rath sich dergestalt
betragen habe, daß endlich das ganze *oeconomi-
cum* sammt Forst- und Waldwesen zu Grunde ge-
gangen wäre. Es läßt sich nicht nachweisen, daß
in Reichsstädten, wie Mühlhausen, Nordhausen,
Nürnberg, Ulm, Rotenburg, Frankfurt, Hall,
Memmingen, in denen bestimmte Geschlechter
Anspruch auf ausschließliche oder theilweise Be-
setzung des Rathes hatten, dieser selbstsüchtiger
als in anderen Städten verfahren wäre; das Selbst-
ergänzungsrecht des Magistrates oder die schmut-
zigsten Wahlumtriebe brachten, auch wo keine
Patricier waren, meistens die Rathsstellen in Hände
der Verwandtschaft oder doch der Gleichgesinnten.

Die alten Zeiten waren längst vorbei, in denen
Krieg zwischen Bürgerschaft und Rath entstand,
wenn Letzterer der Stadt Bestes über sein eige-
nes vergaß oder wilde Tumulte ausbrachen, wenn
der Pöbel aufgehetzt oder sonst toll wurde. Aber
mit der Selbsthülfe zugleich war der alte kräftige
Gemeinsinn aus der Bürgerschaft entschwunden,
welcher die Selbstsucht des Rathes zurückgedrängt
hatte. Freilich die politischen Formen der Bür-
gerschaft dauerten fort, wie wenn sie noch jetzt
von Bürgersinn belebt und getragen würden. In
Gaffeln, Quartiere, Kirchspiele oder Collegia ge-
sondert, trat sie zusammen, um ihre Rechte wahr-
zunehmen. Die Ausschüsse, die Viertelmeister,

Oberalten, Radmänner, Aelterleute, Quartierherren wurden auch jetzt noch bestellt, um mit und gegen den ehrsamen und hochweisen Rath für die Stadt zu sorgen. Aber kraftlos und ohne Muth schleppten sich die Verhandlungen der Bürger hin. Dem kranken Gemeinwesen sei doch nicht zu helfen, meinten die Einen; es werde schon Alles von selbst gehen, sagten die Anderen, um ihre eigennützige Gleichgültigkeit vor sich und der Stadt zu rechtfertigen. Träger Aerger und dumpfe Besheit, welche die Mühe scheute, sich offen und kräftig geltend zu machen, ließen allein erkennen, daß ein dunkles Bewußtsein des Absterbens vorhanden sei.

117. Das Leben im Staate Ohio.

(*Fr. v. Raumer*, Die V. St. von Nordamerika [1845] II. S. 208—240.)

Vor sechszig Jahren war das ganze Land theils ein selbst wilden Thieren kaum zugänglicher Urwald, theils ein ebenes Wiesenmeer, wo Bären, Panther, Wölfe und Füchse mehr herrschten, als die wenigen Indianer. Einzelne Reisende hatten sich den Ohio hinabgewagt, oder landeten an den Ufern des Eriesee's; von bleibender Ansiedelung war aber noch nicht die Rede. Am 16. April 1781 ward das erste weiße Kind innerhalb der heutigen Grenzen des Staates Ohio geboren; im April 1788 siedelten sich etwa vierzig Menschen am Ohio an und nannten ihre Ansiedelung Marietta, nach der unglücklichen Königin Marie Antonie. Erst seit dem Jahre 1794, seit der Besiegung der Indianer durch den würdigen General Wayne, genossen die Einwanderer der nothwendigen Ruhe und Sicherheit; erst im Jahre 1802, mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, erhielten sie eine Verfassung und bildeten einen Staat. Und selbst damals, wie gering waren die Anfänge, wie mühselig die Lebensweise, wie scheinbar unübersteiglich die Anzahl der ringsum aufgethürmten Hindernisse und Schwierigkeiten! Mußten doch die Richter noch zu Pferde reisen, Lebensmittel mitnehmen, Nachts in den Wäldern schlafen; weder Obdach, noch Wege, noch Stege, noch Brücken!

Wahr ist es, die Natur bot viel; aber selten wissen die Menschen ihre Gaben zu benutzen, und niemals ist in so kurzer Zeit so viel erreicht, ja erschaffen worden, wie in dem Staate Ohio. Er erstreckt sich zwischen 3° 30′ und 7° 40′ westlicher Länge von Washington, und 38—42° nördlicher Breite. Obwohl die gleichbelegenen europäischen Landschaften (zwischen Palermo und Rom) ein wärmeres Klima haben, kann Ohio doch in dieser Beziehung etwa dem südlichen Deutschlande gleichgestellt werden. Von 40,000 englischen Quadratmeilen, oder 25,600,000 *acres* sind $^{7}/_{8}$ vortrefflich zum Waizenbau, wie vielmehr zu anderer Benutzung. Die Schätze an Holz, Torf, Salz und Eisen sind unermeßlich und man kann überschlagen, daß der Vorrath an Kohlen im östlichen Theile des Staates hinreiche, den Bedarf für 16 Millionen Menschen (wie in England und Wales) für 10,000 Jahre herzugeben. Die bequemste Wasserverbindung mit der ganzen Welt eröffnet im Süden und Westen der Ohio, im Norden der Eriesee, im Osten der Eriecanal.

Doch der Geist bewegt die Massen (*mens agitat molem*), weshalb zuvörderst von der Verfassung und Verwaltung des Staates muß gesprochen werden. Denn wenn auch durch ihren Inhalt und ihre Einwirkung nicht A l l e s geschehen ist, so wäre doch bei unfreieren Grundeinrichtungen der gleich nachzuweisende Erfolg schlechthin unmöglich gewesen.

Schon das erste allgemeinere Gesetz zur Gründung bürgerlich geselliger Verhältnisse, welches Nathan Dane aus Massachusetts und Jacob Burnet entworfen hatten, und welches am 13. Julius 1787 angenommen wurde, zeichnet sich aus durch Mäßigung und Verstand. Es enthält unter Anderem die, damals selten anerkannte, aber folgenreiche Bestimmung, daß sich kein späteres Gesetz in frühere Privatverträge mischen solle.

Wichtiger und umfassender ist das Staatsgrundgesetz vom 30. April 1802. Es gründet zwei Kammern, die der Repräsentanten und den Senat. Jene zählt nicht unter 36, und nicht über 72 Glieder; der Senat nicht unter $^{1}/_{3}$ und nie über die Hälfte der Zahl jener Repräsentanten. Die Senatoren werden auf zwei Jahre, die Repräsentanten auf ein Jahr durch Ballot erwählt. Von jenen scheidet jährlich die Hälfte aus. Jeder Bürger, der 21 Jahre alt, steuerpflichtig und ein Jahr angesessen ist, hat das Wahlrecht. Der Repräsentant soll sein 25 Jahre alt, steuerpflichtig und

ır angesessen; der Senator 30 Jahre alt, ıflichtig und zwei Jahre angesessen; der ei Jahre erwählte Statthalter 30 Jahre alt, ahre in den vereinigten Staaten und vier n Ohio angesiedelt. Kein Mitglied beider ırn darf während seiner Bevollmächtigung ein anderes Staatsamt bekleiden. Jeder erne tägliche Entschädigung von zwei Dol- Die höheren Richter werden von beiden n durch Ballot auf sieben Jahre ernannt. : andere Beamte wählen die Bürger der ıaften oder Ortschaften, so Friedensrichter i Jahre, Sherifs und Coroners auf zwei ı. s. w. Die Officierstellen bei der Landwehr theils durch Wahl von unten, theils von esetzt. Beide Kammern ernennen durch e Abstimmung die höchsten Anführer im sowie alle höheren Staatsbeamten; alle amten erwählt die gesammte Bürgerschaft. etzesvorschläge können gleichmäßig in je- ıuse beginnen, und werden vor einer Beahme dreimal vorgelesen und berathen.

Statthalter ist Befehlshaber des Heeres r Landwehr, besetzt einige niedere Stelıcht Anträge an die Versammlung, fordert ıält Bericht von den Beamten und hat das igungsrecht, aber kein Veto gegen die Be- ı beider Kammern.

Verfassungsurkunde ist eine wichtige Bill :hte beigefügt. Sie setzt fest: unbeschränkte iheit und Religionsfreiheit, öffentliche Gerkeit und Geschworne, ein mildes Crimit, keine Verhaftung wegen Schulden nach ır Uebergabe des Vermögens, keine Ver- ;en, keine körperlichen Strafen im Kriegs- keine Einquartierung, kein stehendes Heer, ırblichen Vorrechte oder Auszeichnungen einer Art, keine Sclaverei, keine Kopf- gleiches Recht für alle Bürger, Waffen zu Recht (auch der Armen) alle Schulen und itäten zu besuchen, Recht des Volkes zu ıen Versammlungen, um Vorstellungen zu ıng von Mißbräuchen zu entwerfen und chen.

ezug auf etwanige Abänderungen der Ver- heißt es: jede freie, republicanische Re- ist auf das alleinige Ansehen (*authority*) kes gegründet und hat den großen Zweck, hte und Freiheiten zu beschützen und die ngigkeit zu sichern. Um deswillen hat das ı jeder Zeit vollkommene Gewalt, seine ng zu ändern, umzugestalten und abzu- , sobald es dies für nöthig erachtet. — lies aber nicht in willkürlicher und formloser Weise geschehe, sind folgende Vorschriften hinzugefügt: Erst wenn zwei Dritttheile der Mitglieder beider Kammern eine Abänderung empfehlen, geht der Vorschlag an die Gesammtheit der Wähler. Wenn die Mehrheit derselben bei den nächsten Wahlen dafür stimmt, beruft die gesetzgebende Versammlung eine Convention, welche eben so viel Mitglieder zählt und eben so erwählt wird, wie jene Versammlung selbst. Was diese Convention entscheidet oder annimmt, hat Gesetzeskraft, ohne weitere Mittheilung und Berufung an das Volk.

Personen, welche in den Ansichten und Lehren gewisser europäischer Schulen aufgewachsen und von ihrer Wahrheit durchdrungen sind, werden sehr natürlich die so eben mitgetheilten Bestimmungen unbedingt verdammen, und sie gefährlich, anarchisch, zerstörend, jakobinisch, revolutionär u. dgl. schelten. Es wäre eine vergebliche Mühe, sie in theoretischem Wege widerlegen zu wollen, oder auch nur den Nachweis zu versuchen, es könne etwas unter gewissen Verhältnissen natürlich und weise, unter anderen unnatürlich und unweise sein. Vielmehr will ich unparteiisch anführen, daß selbst wohlunterrichtete Amerikaner zweifelten, ob nicht die Macht des Statthalters zu gering, die der jungen Wähler zu groß, der Wechsel der gesetzgebenden Versammlung und der Beamten zu häufig, die Versammlungen des Volkes gefährlich seien, und die Leichtigkeit der Verfassungabänderungen ins Verderben stürzen müsse. — Gewiß sind aus manchen der bezeichneten Verhältnisse Uebelstände hervorgegangen; sie dürften aber noch größer geworden sein, wenn man den ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen hätte. Auch sind die wichtigsten Befürchtungen gar nicht eingetreten. So hat das Volk, welches durch häufige Wahlen diejenigen Personen an die Spitze und in die Aemter bringt, denen es vertraut, gar keine Neigung bewiesen, außerordentliche Versammlungen zu berufen und sich in den Gang der Geschäfte zu mischen. Obgleich ihm ferner das Recht zu beliebigen Aenderungen der Verfassung urkundlich zugewiesen ist, ward doch in 42 Jahren eine Abänderung, ein *amendment*, nicht einmal vorgeschlagen, wie viel weniger angenommen. So ruhig, so erhaltend, so conservativ war die junge Demokratie, während sich ringsum tausend Dinge änderten, woraus sich die Nothwendigkeit von Verfassungsänderungen wohl hätte darthun lassen. Mit dieser Ruhe, dieser Zufriedenheit, diesem gemäßigten Gebrauche unermeßlicher Rechte, — vergleiche man die Unruhe, die Unzufriedenheit,

den Wechsel, die ungemäßigten Forderungen und die unverständigen Versagungen, womit die Geschichte so vieler europäischen Staaten seit mehr als einem halben Jahrhundert angefüllt ist.

Diesen öffentlichen Rechten und der Verfassung gegenüber steht eine Verwaltung, welche den einzelnen Orten und den einzelnen Personen eine von oben herab fast gar nicht beschränkte Selbstregierung zuweiset und anvertraut. Gegen Willkür und Eigenmacht schützt hinreichend das auf englischen Grundlagen beruhende, jedoch eigenthümlich weiter gebildete Privatrecht, das Criminalrecht und die Proceßform. Jeder Anwalt muß sittlichen Charakters sein, Bürger der vereinigten Staaten und ein Jahr in Ohio ansäßig. Er muß wenigstens zwei Jahre die Rechte studirt haben und sich der Prüfung von zwei Richtern des höchsten Gerichtshofes unterwerfen. In jeder Grafschaft werden jährlich 108 Personen aus den Wählern zu Geschwornen erkoren. Die große Jury besteht aus 15 Personen (von denen 12 einig sein müssen), die kleine Jury zählt 12 Personen. Bei Capitalverbrechen kann der Angeklagte 23 Geschworne zurückweisen. Es gibt Fälle, wo der Gerichtshof aus erheblichen Gründen ein zweites Geschwornengericht, oder ein zweites Rechtsverfahren, bewilligen darf. Die Strafen sind für: Mord erster Classe der Tod, Mord zweiter Classe lebenslängliche Einsperrung, Todtschlag 1—10, Bigamie 1—7, falscher Eid 3—10, Brandstiftung 1—20, Raub 3—15, Diebstahl 1—7, Verfälschung (*forgery*) 3—20, Zweikampf 1—10 (wenn der Tod folgt, wie Mord bestraft), falsche Banknoten 3—15 Jahre Gefängniß; Ehebruch bis 30 Tage Gefängniß und 200 Doll. Strafe, Boxen bis 10 Tage Gefängniß oder 50 Doll., Thierquälerei und Stiergefechte bis 100 Doll., Hahnenkampf bis 20 Doll., Verkauf von Branntwein an Indianer 25—100 Doll. Strafe.

Es können nicht zur Haft gebracht werden (ausgenommen wegen Verrath, Felonie und Friedensbruch): Mitglieder beider Häuser und deren Beamte, während der Sitzungen; Wähler für die Wahlzeit; Richter, für die Sitzungszeit; Landwehrmänner, für die Dienstzeit. Scheidungen werden bewilligt für dreijährige böswillige Verlassung, oder angewöhnte Trunkenheit, große Grausamkeit, Unvermögen, betrügerischen Vertrag (z. B. wegen erheuchelter Schwangerschaft), schwere Vernachläßigung der Pflichten.

Sehen wir jetzt, wie die in höchster Kürze angedeuteten Gesetze und öffentlichen Einrichtungen gewirkt haben, oder was doch neben und mit ihnen entstanden ist. Im Jahre 1790 war Ohio noch kein Staat. und seine Bevölke
im Census nicht aufgeführt. Es hatte
Einwohner: im Jahre 1800 45,000, 1810
1820 581,000, 1830 937,000, 1840 1,519,0
che Zahl im Jahre 1844[1]) schon auf 1,784
gewachsen ist und bald zwei Millionen e
wird. Von jener Bevölkerung des Jahr
waren Deutsche 764,000. Es beschäftigen
Jahre 1840 mit Bergwerken 704, mit den
baue 272,579, mit dem Handel 9,201, mi
facturen 66,265, mit See- und innerer Sc
3,535, mit gelehrten Beschäftigungen (*lear
fessions*) 5,663.

Es stehen von allen 26 Staaten nur zw
im Ackerbau, Neuyork und Virginien; zw
im Handel, Neuyork, Pennsylvanien; dr
in Manufacturen, Neuyork, Pennsylvanien u
sachusetts; zwei höher in gelehrten Besch
gen, Neuyork und Pennsylvanien. Die L
des Staates Ohio zählt über 180,000 Man

Die Aufnahme freier Neger und Mul
nicht untersagt, jedoch erschwert; weil
mischte schwarze und weiße Bevölkerung
ner Weise erwünscht erscheint. Jeder
dernde muß eine Bescheinigung seiner
von irgend einem amerikanischen Gerichts
bringen; weil flüchtige Sclaven nach den
gesetzen auszuliefern sind. Es müssen
ner einer oder mehrere angesessene Ei
des Staates für das gute Betragen des A
menden und dafür verbürgen, daß er kein
armencasse zur Last fallen werde. Nie e
Neger Stimmrechte oder Aemter; er kann
schworner werden und gegen keinen Weiße
niß ablegen. So hart dies einerseits a
scheint, läßt sich doch nicht leugnen, da
höchster Wichtigkeit ist, eine reine weiße
kerung zu erhalten, und dem Andrange
gern zu widerstehen. Hauptsächlich hied
Ohio so manchem benachbarten Staate
vorgekommen[2]).

In demselben Verhältnisse, wie die Z
Menschen, stieg die Menge und der We
anderen Besitzthümer. Zufolge des neues
berschlags befinden sich im Staate Ohio[3])
Pferde und Maulesel, 1,500,000 Stück R
3,000,000 Schafe, 3,000,000 Schweine.
den in einem Jahre gewonnen 12 Millio
shel Kohlen und ihr Werth berechnet auf
Dollars. Ferner Eisen, Werth 1,800,00
90,000, Steine 800,000, Ertrag des Ac
95,400,000, Umsatz im Handel 13,500,000,
reien 100,000, Wald 900,000, Manufactu
viel als in vier südlichen Staaten) 20,100,0

rhöhung des Bodenwerthes, zur Erleich-
s Absatzes und Verkehrs hat die Anle-
ı Canälen, Straßen und Eisenbahnen,
r Gebrauch der Dampfböte außerordent-
beigetragen. Zwei Canäle verbinden den
t dem Eriesee; der östliche läuft von
th nach Cleveland; der westliche trägt
i Flüssen den Namen des Miami- und
:anals. Es sind beendet 920 englische
chiffbarer Canäle, 80 Meilen Eisenbah-
Meilen macadamisirter Straßen; unzäh-
ıen- und Verbindungswege nicht zu ge-
Die Anlage jener Canäle und Straßen
rordentlich viel Geld gekostet, welches
ßentheils anleihen mußte¹). Bei jeder
ward aber gleichzeitig für Verzinsung
ählige Tilgung Sorge getragen, wozu die
ınd Wegegelder (welche jährlich bereits
ıahme von mehr als 400,000 Dollars ge-
das Meiste beitragen.
Veitem die wichtigste und einträglichste
'ird vom sachlichen und persönlichen Ver-
hoben, wobei Ländereien, Häuser, Pferde,
, Kutschen, Capitalien u. s. w. zur Ab-
g kommen; das persönliche Eigenthum
ft, in Folge der Angaben, weniger ge-
ird, als das sachliche. Frei ist ganz ge-
genthum bis zu einer gewissen Summe,
undbesitz der Schulen und Akademien.
ls sind Kirchhöfe steuerfrei und zwei
r jedes religiöse Versammlungshaus. Das
e besteuerbare Capital beträgt etwa 133
Dollars. Man rühmt, daß die Aermeren
kleinen Landeigenthümer am pünktlich-
ahlen; am schlechtesten hingegen die
Landbesitzer, die Proceßsüchtigen (*liti-*
d Speculanten. Geringere Abgaben wer-
ıen von Advocaten und Aerzten, von Ver-
gen, Versicherungsgesellschaften u. s. w.
den Ausgabeposten erwähne ich in run-
ımen nur die folgenden: gesetzgebende
ı 40,000, Staatsbeamte 7,600, Rechts-
5,000, Irrenhaus 19,000, Taubstummen-
0,000, Blindenanstalt 10,000, Bibliothek
olfsköpfe (*scalps*) 700, Staatsdruckerei
ollars, Kriegswesen nichts. Einige
osten erscheinen dem europäischen Be-
sehr hoch, andere sehr gering; im Gan-
aber die Regierung und Verwaltung äu-
hlfeil, und hervorzuheben, daß für die
n allein mehr bewilligt und ausgegeben
s für all die genannten Gegenstände zu-
enommen. Klagen, daß manche Unter-
en überkühn waren, schlecht geleitet und
zu ungebührlicher Bereicherung Einzelner benutzt
worden, finden sich auch in Ohio; aber doch
nicht in solchem Maße, wie in manchen anderen
Staaten Nordamerikas. Auch hat die Regierung
und das Volk niemals Muth und Rechtsgefühl
verloren, sondern zur pünktlichen Erfüllung aller
Verpflichtungen sich, so klug als edel, neue
Steuern auferlegt. Die einzige Repudiation (heißt
es in einem amtlichen Bericht für 1843), welche
wir anerkennen, ist die strenge Zurückweisung
und Verdammung jedes öffentlichen Beamten, welcher
davon spricht, die rechtlichen Staatsschulden
zu repudiiren.

Einer besonderen Bankcommission ist die
strenge Untersuchung und Beaufsichtigung der
B a n k e n übertragen. Es dürfen keine Noten unter
fünf Dollars ausgegeben werden, und alle
Schulden und Verpflichtungen jeder Art das wirkliche
Capital höchstens um $1^1/_2$ Mal übersteigen.
Stellt eine Bank ihre Zahlungen ein, so wird sie
geschlossen. Die Theilnehmer sind zu 12 Procent
Verzugszinsen verpflichtet, und dürfen nie
eine ähnliche Anstalt eröffnen. Keine Stadt, keine
Gesellschaft ist berechtigt, ohne Genehmigung der
Regierung Bankgeschäfte zu treiben und Noten
auszugeben.

Ueber die Gefängnisse und milden Anstalten
in Columbus, der Hauptstadt des Staates Ohio,
habe ich bereits in meinen Reisebriefen gesprochen
und füge nur noch Folgendes hinzu. Die
Besserungsanstalt, das Penitentiary, ist zweckmäßig
und nach dem Auburn-Systeme mit gemeinschaftlicher
Tagesarbeit eingerichtet. Der Ertrag
dieser Arbeit hat die Kosten der Anstalt in
einem Jahre von 16,000 bis 21,000 Dollars überstiegen.
Man bemüht sich, die Beschäftigungen
so zu wählen, daß sie möglichst wenig in die
Kreise anderer Handwerker und Gewerbtreibender
eingreifen. Die Dauer der Haft erstreckt sich von
einem Jahre bis auf Lebenszeit.

Die T a u b s t u m m e n a n s t a l t und die B l i n d e n a n s t a l t verdienen großes Lob. In diese
werden die Zöglinge bis fünf Jahre lang aufgenommen
und in den mannigfachsten Gegenständen
unterrichtet. Zu den sonstigen Beschäftigungen
gehören Körbe und Matten flechten, Bürsten
binden, Blumen machen, Börsen und Netze stricken
u. s. w. Die Stunden sind folgendermaßen vertheilt:
Unterricht 5, Musik 1, Arbeit 3, Essen,
Gebet, Erholung $7^1/_2$, Schlaf $7^1/_2$, Summa 24 Stunden.
Nach einem Paar leichten Handbewegungen
des Lehrers in der Taubstummenanstalt schrieben
die Schüler richtig: Friedrich v. Raumer, Professor
der Geschichte aus Berlin. In der Blindenanstalt

sangen Knaben und Mädchen recht brav mehrstimmige, ziemlich verwickelte Musikstücke. Selbst zwei kleine Chinesinnen (welche Gützlaf hieher schickte) lasen mit ihren Fingern geläufig englisch, und schrieben ziemlich leserlich.

In das von Herrn Awl musterhaft geleitete **Irrenhaus** wurden binnen fünf Jahren aufgenommen 473 Personen, darunter 248 Männer, 225 Weiber, 226 Unverehelichte, 203 Verheirathete, 33 Wittwer, 11 Wittwen. Es waren alt unter 20 Jahren 19, zwischen 20—30 Jahren 187, zwischen 30—40 Jahren 130, zwischen 40—50 Jahren 87, zwischen 50—60 Jahren 43, zwischen 60—70 Jahren 6, zwischen 70—80 Jahren 1. Von den Personen, die noch nicht ein Jahr lang erkrankt waren, wurden hergestellt 70 Procent. Wenn die Krankheit zwischen ein oder zwei Jahre dauerte 32 Procent. Zwischen 2—5 Jahre nur 12½ Procent. Die Kosten der neuen Fälle bis zur Heilung betrugen im Durchschnitt 64 Dollars; die Kosten der Erhaltung seit langer Zeit erkrankter Personen 1414 Dollars. Etwa ¾ aller Kranken werden auf öffentliche Kosten verpflegt. Man glaubt, daß eben so viel Wahnsinn aus moralischen wie aus physischen Ursachen entsteht. Häusliche Leiden (*domestic troubles*) hatten 40 Weiber, aber nur 10 Männer ins Irrenhaus geführt. Viele litten an religiösem Wahnsinn; obgleich es etliche Male zweifelhaft blieb, was die **erste** Ursache war und wie viel vielleicht aus einer späteren Einwirkung und Richtung hervorgieng. Am schwersten sind Epileptische und heimliche Sünder zu heilen. Ueberall beobachtet man ein mildes, aber zugleich festes Betragen, und sorgt für die mannigfachste Beschäftigung und Erholung. Wenn ich an die Gräuel, den Lärm und Skandal zurückdachte, den ich z. B. früher in Pariser Irrenhäusern gesehen und gehört hatte, so erschien mir hier die höchste Reinlichkeit, Stille, Ordnung, Bescheidenheit der in verschiedene Classen eingetheilten Kranken wie ein Wunder. Nur einem Manne von den Anlagen und Verdiensten des Directors Awl wird es möglich, seine Irren schon während ihrer Krankheit in scheinbar verständige und wohlerzogene Menschen zu verwandeln. Sie haben Gesellschaften, sie lesen, singen, spielen, fahren, spazieren, tanzen, und Georg III, Washington und die Königin Victoria leben mit einander, ohne in Streit zu gerathen.

Arme und Armenanstalten machen dem jugendlichen Staate um so weniger Sorge, als das Tagelohn fast um die Hälfte höher ist als in den östlichen Staaten. Der unverschuldeten Noth angesiedelter Armen wird aber abgeholfen,
ist erlaubt, hiezu bis $^1/_{1000}$ der Vermöge
aufzulegen.

Das **Kirchenthum** der verschiedene
in Ohio ist ganz nach der schon besch
amerikanischen Weise eingerichtet; lobe
zu bemerken, daß man sich wechselseiti
dung befleißigt, und nicht untergeordnete
sätze bis zu unchristlichem Hader steiger

Wahrhaft erfreulich ist die Betracht
Schulwesens. Schon die Verfassungs
sagt auf preiswürdige Weise: »Da Religio
lichkeit und Kenntnisse wesentlich not
sind zu einer guten Regierung und für da
der Menschen, so sollen Schulen und Mi
Unterrichts durch die Gesetzgebung in eine
ermuthigt werden, welche mit Gewissen
vereinbar ist.« Für die Schulen sind ange
1) der in den letzten Jahren zweckmäß
wirthschaftete Ertrag der Schulländereien;
bis Zweitausendtheile vom Vermögen und
dasselbe gelegten Steuer; 3) allerhand Ein
von Salzquellen, Banken, Brücken, Ve
rungsgesellschaften, Schauspielen, Ausste
u. s. w. Diese Einnahmen steigen, mit
rechnung einiger Gaben der Grafschaft
Städte, bis auf 450,000 Thaler; wozu noch
liche Stiftungen und das Schulgeld der Be
ten hinzutritt. Unbemittelte hingegen zahlen
für den Besuch der Schulen. Jene Haupt
wird den Ortschaften nach der Zahl der
zwischen 4 und 20 Jahren zugetheilt; hierm
der Großmuth keines Einzelnen Maß und Zi
geschrieben. Es betrug 1840 die Zahl de
versitäten und Gymnasien 18, Studenten und
nasiasten 1717, grammatischen Schulen 73
tige Schüler 4310, Primarschulen 5186, der
ler 218,609. Unter den höheren Bildungsan
verdienen Erwähnung: z. B. Kenyon C
Woodward College, Lane Seminary, Medic
lege, Miamy University, Ohio University u
Nicht minder finden wir eine bedeutende
Gesellschaften für milde und gelehrte Zw
Ackerbau, Missionen, Bibelvertheilung u.
Charakteristisch ist es endlich für Beschä
und geistige Entwickelung, daß Ohio 16
tungen und Zeitschriften zählt, Virginien
nur 52; daß ein Buchhändler in sechs Jahre
sechs Schulbüchern 650,000 Exemplare dr
und daß nach Verhältniß der Bevölkeru
Ohio so viel Gelehrte leben wie in Frankre

Der Census von 1840 zählt für den Staa
bereits 13 Städte auf, von welchen die kleinst
Einwohner hat. Zwei zählen über 6000 Einw

:innati, die erste und bewundernswer-
tadt des ganzen Westen zählte 46,338
er. Die Möglichkeit solch einer Zunahme
lerdings zuvörderst auf der vortrefflichen
ımittelbar an dem großen, schönen, schiff-
hio, an einer Stelle, wo der Boden all-
ınsteigt, und eine Terrasse und Straße
:re malerisch überragt, jedoch das Auf-
ihren keine Schwierigkeit darbietet. Viel-
laubt der weite Halbkreis des schönen,
en Thales eine stete Vergrößerung der
is zu den das Ganze einschließenden
achsenen Bergen, welche eine mannig-
reiche Aussicht über Stadt, Fluß und
rbieten.
nnati liegt 465 englische Meilen von Pitts-
l eben so weit von Cairo, gerade in der
er Hälfte des Ohio. Sie ist 650 englische
'on Neuyork, und 1631 Meilen von Neu-
entfernt, und dehnt ihre Handelsverbin-
noch über diese Endpuncte der vereinig-
ten hinaus. Zunächst bleibt sie Haupt-
ır Einfuhr und Ausfuhr für Ohio, Indiana
umliegenden Landschaften.
28. December 1788 legte man den Grund-
s ersten Hauses in einem dichten Urwalde,
ıete aber schon damals in kühner Weis-
die Richtungen vieler Straßen für eine
tadt an den Stämmen der Bäume. Ein
e 1795 mit benachbarten Wilden geschlos-
riede gewährte größere Sicherheit; doch
ie Stadt im Jahre 1800 erst 750 Einwoh-
Jahre 1840 wohnten hingegen daselbst
331 Schneider. Im Jahre 1810 hatte Cin-
,500, im Jahre 1820 9,600, im Jahre 1830
im Jahre 1840 46,338, im Jahre 1844, mit
chnung aller Nebenorte im Thale, welche
Jahren nicht vorhanden waren, 80,000 Ein-
; darunter 17,000 Deutsche. Der Boden,
zur Gründung Cincinnatis erforderlich war,
ımals für etwa 50 Thaler verkauft, ist aber
illionen werth; wenige Quadratfuß kosten
:hr, als damals die große, wüste Fläche.
e 1840 (und ähnlich in allen Jahren) wur-
i neue Häuser gebaut. (Im Jahre 1846
D. M.)
jenen Einwohnern waren im Jahre 1840
igt als Tischler 384, Schmiede 294, Me-
d Zinnarbeiter 208, Schuster 652, Sattler
ber 228, Schweineschlächter 157, Schwei-
r (*pork packers*) 1220, Schneider 831,
immer mit Anfertigung und Verkauf von
ı (für Cincinnati und die Umgegenden)
igt, an 4000.

Aber auch für Zwecke geistigerer Art finden wir Aerzte, Wundärzte, Verfertiger chirurgischer und mathematischer Instrumente, Maler, Steindrucker, Holzschneider, Lichtbilderer, Pianofortemacher, Drucker, Buchhändler u. s. w. Es erscheinen in Cincinnati 29 Zeitungen und Zeitschriften, darunter sechs deutsche.

Das in Manufacturen angelegte Capital ward bereits im Jahre 1840 auf 21 — 22 Millionen Thaler abgeschätzt, und kein einzelnes Gewerbe setzt so viel Geld in Umlauf und Menschen in Thätigkeit, als die neuerfundene Bereitung des Schweine- oder Specköls. Die Schweinezucht in dem weiten Lande war die bequemste, und die Zahl jener Thiere wuchs bei der nicht gehinderten Vermehrung sehr schnell. Das Fleisch konnte aber, trotz der außerordentlich steigenden Bevölkerung, nicht mehr in der Umgegend verzehrt, oder in die Ferne abgesetzt werden; da kam, wie in unzähligen Richtungen, so auch hier der Dampf zu Hülfe. Nachdem die Schinken abgeschnitten und die Eingeweide herausgenommen sind, wird das fette Schwein in den Dampfkessel geworfen. Nach zwölf Stunden ist alles und jedes Fett von den sonstigen Ueberresten getrennt und wird nach Maßgabe seiner Güte zu verschiedenen Zwecken, vor Allem zum Brennen, zum Lichtziehen, zum Anfertigen von Gas, zum Erleuchten der Wachtthürme u. s. w. verbraucht. Dreizehn Factoreien sind in Cincinnati mit diesem Gewerbe beschäftigt, von denen e i n e jährlich 750,000 Pfund Oel und Stearin liefert, wovon wiederum $^2/_3$ zu Lichtern brauchbar sind. Zwischen dem December und Februar werden in Cincinnati etwa 250,000 Schweine geschlachtet, welche über $11^1/_2$ Millionen Pfund Fett geben.

Da selbst Reisende an diesem materiellen Treiben Anstoß genommen und leichten Witz darüber niedergeschrieben haben, so ist es doppelt nothwendig, nachzuweisen, daß die Geister in Cincinnati nicht, nach Lichtenberg's bekannten Worten: »in Speck verthatloset sind.«

Zuvörderst ist die Stadtverfassung wesentlich demokratisch, und wenn sich daran bisweilen der Mangel eines eben nicht eiligen Gehorsams angereiht hat, so sind andererseits daraus weit größere Vortheile erwachsen. Jeder 21 Jahr alte, unbescholtene, ein Jahr lang ansäßige Mann ist Bürger, mit vollen bürgerlichen und politischen Rechten. Die Bürger wählen alle zwei Jahre den Bürgermeister (welcher seit drei Jahren ansäßig sein soll) und für jede Stadtabtheilung, jedes Ward, jährlich drei Betraute (*trustees*), welche den Stadtrath bilden. Die gesammte Verwaltung ist in deren

Händen; doch gibt es Fälle, wo Bürgermeister und Rath an die Bürgerschaft zurückgehen müssen, welche dann in ihren Versammlungen nach Stadtabtheilungen, über die vorgelegten Fragen mit Ja oder Nein, ohne weitere Reden abstimmen und durch die Stimmenmehrheit Aller entscheiden. Ist die Rede von Dingen, welche über den Buchstaben der Stadtordnung hinausgehen, oder (wie Kauf, Verkauf u. dgl.) Wirkungen für Kinder und Kindeskinder haben, so ist die Entscheidung nicht allein in die Hände der Stadtgemeinde gelegt, sondern die Zustimmung der Gesetzgebung des Staates Ohio erforderlich.

Die gesammte Verwaltung, Besteuerung und Polizei ist dem Bürgermeister und dem Stadtrathe übergeben; aber nicht bloß ihr ganzes Verfahren öffentlich, sondern ihnen auch die Pflicht auferlegt, jährlich der Stadtgemeinde volle Rechenschaft abzulegen. Die Vorschriften über jeden Zweig der Polizei (so für Gesundheits- und Feuerpolizei) sind vollständig und zweckmäßig. Niemand darf (wenigstens schreiben dies die Gesetze vor) Branntwein an Personen unter 17 Jahren verkaufen, und neue Erlaubnißscheine zum Verkauf desselben in kleinen Quantitäten werden gar nicht mehr ertheilt. Liederliche Häuser, sowie das Herumlaufen von Hunden und Schweinen ist verboten, obwohl sich einige derselben immer noch im Selfgovernment versuchen.

Wie überall in Amerika, ist die Vermögenssteuer auch in Cincinnati bei weitem die wichtigste und einträglichste; von kleinen Nebenabgaben erwähne ich nur, daß man für jeden Hund einen Dollar, von jeder Hündin drei Dollars bezahlt; früher betrug diese Steuer sogar drei und zehn Dollars.

Die Stadtverwaltung ist im Ganzen sehr wohlfeil: die Stadträthe empfangen nur eine geringe Entschädigung, der Bürgermeister nur 1000 Thaler Gehalt.

Zu den kostspieligsten aber nützlichsten Einrichtungen gehören die Werke zur Versorgung der Stadt mit Quellwasser. Es wird durch Maschinen bis 30 Fuß über den höheren, bis 150 Fuß über den niederen Theil der Stadt gehoben, in eisernen Röhren nach allen Richtungen hingeleitet und in sehr großer Menge zu den verschiedensten Zwecken verbraucht.

Wir finden in Cincinnati Kirchen und Geistliche in vollkommen hinreichender Zahl; denn sowie eine Vermehrung derselben für nothwendig erscheint, fehlt es nie an Beiträgen zu ihrer Gründung und Erhaltung. Bei der auch hier vorherrschenden sehr richtigen Ansicht, daß sich keine Demokratie gesund erhalten kann eine allgemeine und tüchtige Volkserziehun man die größte und erfolgreichste Aufmer keit und Thätigkeit auf die Schulen verw Ihre Haupteinnahme wird durch eine Vermö steuer aufgebracht, wozu das Schulgeld der habenden hinzutritt. In jedem Stadttheile sich neue, trefflich eingerichtete Schulhäu wo unter Anderem weit besser für Luftrei gesorgt ist, als in den meisten deutschen stuben und Universitätshörsälen. Die Volk len zerfallen in vier Abtheilungen oder Cl und lehren weit mehr und bringen es viel als die sogenannten Primarschulen; ja mit nahme der alten Sprachen ist fast der ganze G sialunterricht darin aufgenommen. Indeß nicht alle Schüler durch den ganzen Cursus Gehalt der männlichen Lehrer beträgt mo 25 bis 45, der weiblichen 15 bis 25 Dollars. Stadttheil wählt jährlich zwei Betraute, un Stadtrath wählt sieben Prüfer auf drei Jahr nen ist mehr die geschäftliche, diesen die w schaftliche Seite des Schulwesens zugew Diese prüfen, jene ernennen die Lehrer. letzten traten zu einer Gesellschaft für selseitige pädagogische Mittheilungen zusa welche sich über den ganzen Staat verbr in mehreren lehrreichen Bänden haben si Ansichten und Erfahrungen dem Publicum legt. Die Lehrstunden waren im Somme 8—12 und 2—5, im Winter von 9—12 und sind aber besonders für die kleineren Kinder neuere Beschlüsse vermindert worden. Zwi jeder Stunde werden 15 Minuten frei gel Die Hauptferien dauern etwa vier Wochen i nuar und eben so lange im Sommer. Die der Schüler und die Neigung zum Schulbesu in stetem Zunehmen, obwohl auch hier die gen über unordentliches Ausbleiben nicht fehlen. Man berechnete die laufende jäh Ausgabe für jeden Schüler etwa auf 10 Th

Alle Jahre führen die Lehrer sämmtliche ler einmal feierlich zur Kirche, mit Fahnen sik, Abzeichen u. dgl. Nach gehaltenem G dienste wird der Schulbericht verlesen. Ma hauptet, diese Feierlichkeit wirke gut zu höhung der Theilnahme am Schulwesen, zu lichen Beiträgen und Zahlen u. s. w. — den gewöhnlichen Prüfungen durch die ge lichen Lehrer, hat man andere in eigenthüm und merkwürdiger Weise angeordnet. Man nämlich die besten Schüler aus verschiedenen len zusammen, und läßt sie durch eigens da wählte Personen examiniren. Dies führt zu

Ergebnissen über das Verhältniß und die
›r einzelnen Anstalten. Alle dogmatische
gie, alle religiösen Streitigkeiten sind aus
ıulen ausgeschlossen; nur die Bibel wird,
ohne Commentar irgend eines Bekennt-
gelesen. In Bezug auf die Schulbüchereien
ler katholische Bischof einige Klagen, wel-
n keineswegs durch eigensinnigen Wider-
steigerte, sondern durch verständige Mäßi-
eseitigte. Jener sagte nämlich: Erstens,
Bücher enthielten anstößige Stellen. —
t: der Bischof möge prüfen und bestim-
'as für die Katholiken auszumerzen sei. —
ıs, die katholischen Kinder müßten die pro-
sche Bibel lesen — Antwort: keines werde
ıgehalten, sobald Eltern oder Vormünder
rächen. — Drittens, es gebe schlechte
in den Sammlungen. — Antwort: man
len Kindern kein Buch geben, was Eltern
rmünder für schädlich hielten.
er jenen Volksschulen gibt es in Cincin-
ivatschulen, Abendschulen, Sonntagsschu-
egerschulen, Gymnasien, Rechtsschulen,
e und theologische Lehranstalten, Gewerbe-
, verbunden mit Gewerbeausstellungen,
chaften zur Verbreitung nützlicher Kennt-
eine Akademie für schöne Künste, und
ıdere für Musik und die Beförderung
reinen und edeln musikalischen
macks.
der Unmöglichkeit, alle diese Anstalten
zu schildern, sei es erlaubt, nur über ei-
was Näheres mitzutheilen. Im Jahre 1829
in theologisches Seminar, das Lanecol-
gegründet, bei welchem drei ordentliche
›ren und ein Bibliothekar angestellt sind.
ane gab dazu 4000 Dollars, Herr White
inigen Anderen 15,000 Dollars, Herr Tap-
eimal 20, zusammen 40,000 Dollars. Ob-
Presbyterianer der Anstalt vorstehen, wer-
ıdenten aller Bekenntnisse unter möglichst
Bedingungen in das neue schöne Gebäude
mmen und daselbst verpflegt. Der Unter-
ird ganz unentgeltlich ertheilt, und der
ıg dauert drei Jahre, jedesmal von Mitte
ber bis Mitte Juni. Die treffliche, meist
ische Bibliothek zählt 10,000 Bände, und
›r Stowe ward nach Europa gesandt, um
hverständiger große Ankäufe zu besorgen.
Anstalt gehört ein großes Stück frucht-
Land, welches die Studenten selbst be-
Hiezu, wie zu anderen einträglichen
ligungen verwenden sie täglich drei Stun-
ıd erwerben dadurch bis 150 Dollars,
oder den ganzen jährlichen Bedarf ihrer Aus-
gaben.

Die Grundlage des Woodwardcollege war ein großes Landgeschenk des Herrn Woodward. Es zählt im Durchschnitt 160 Schüler, von denen etwa 50 ganz frei gehalten werden. Sieben Lehrer unterrichten von 9 — 12 und von 1 — 4 in all den gewöhnlichen Gegenständen. So wohnte ich selbst zwei Vorträgen bei, über sphärische Trigonometrie und den König Oedipus des Sophokles, an einer Stelle, wo vor 50 Jahren noch die Wölfe heulten. Jedes politische oder religiöse Parteinehmen ist in dieser Erziehungsanstalt streng untersagt.

Durch freiwillige Beiträge ward eine Sternwarte gegründet, und ein deutsches Fernrohr für 13,500 Thaler gekauft; es wurden zwei Sachverständige zum Erforschen des Schulwesens nach Deutschland geschickt*) u. s. w.

Die Handwerker und die jungen Kaufleute haben durch freiwillige Beiträge schöne Büchersammlungen gegründet, und in der ersten Anstalt hält man zweckmäßige Vorlesungen. Aus der Bibliothek der Handwerker und Lehrlinge, welche bereits im Jahre 1841 über 2000 der bestgewählten Schriften enthielt, werden jenen wöchentlich etwa 400 Bände unentgeltlich geliehen. Die Theilnehmer und Beitragenden erwählen jährlich einige Directoren, und diese ernennen den Bibliothekar, welcher aus der Stadtcasse 100 Dollars erhält. Ueber die Zeit, auf wie lange ein Buch verliehen, wie ein verlornes ersetzt wird u. dgl. finden sich die nöthigen Vorschriften. Diese Anstalt (sowie die anderwärts gerühmten Bezirksbibliotheken) wirkt sehr heilsam für Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Veredlung der Sitten.

Gleich preiswürdig ist es, daß in vielen Schulen die deutschen Knaben Englisch und die englischen auch Deutsch lernen[6]), wodurch sie zweier Sprachen und zweier so reichen Litteraturen Herr werden. Ich bin überhaupt der Meinung, daß die Mischung der englischen und deutschen Bevölkerung (allein in Cincinnati sind 17,000 Deutsche) überall in den vereinigten Staaten die erfreulichsten Früchte trägt. Jeder der nahverwandten be-

*) Nämlich der oben genannte Professor Stowe. Sein Bericht wurde auf Staatskosten gedruckt und unter dem Volke vertheilt (in Pennsylvanien und Massachusetts ebenfalls); er ist betitelt: *Report on Elementary Public Instruction in Europe, made to the Thirthy-Sixth General Assembly of the State of Ohio, December 19, 1837. By C. E. Stowe. Columbus* 1837. (57 S. 8.) M.

freundeten Stämme bringt dem andern, was er nicht hat, oder ermäßigt das, wovon er zu viel hat. So tritt der löbliche, neu gegründete deutsche Lese- und Bildungsverein der englischen Bildung keineswegs feindlich entgegen, sondern wirkt nur dahin, daß der heimatliche Schatz nicht durch Läßigkeit verloren gehe, oder man ihn zu gebrauchen verlerne. Jeder bietet dem Andern das Seine zur Verdoppelung des Reichthums.

Natur und Geist verbinden sich in den westlichen Staaten Nordamerikas auf seltene, ja einzige Weise, und Ohio führt wiederum den glänzenden Reigen. Seine Bestimmung ist: die großen geselligen Aufgaben und Streitfragen der Bundesstaaten unbefangen zu prüfen, unparteiisch zu vermitteln, und dadurch zu lenken und zu herrschen. Man kann zweifeln, ob der großartige Republicanismus des Südens nicht durch die Sclaverei getrübt werden müsse, ob nicht im Osten neben den höher Gebildeten ein gefährlicher Stadtpöbel (*tribus urbanae*) hervorwachsen könne; aber in Ohio sehen wir nur Jugend, Lebenskraft, Gesundheit, Fortschritte und Aussichten nach allen Richtungen. Bei solchen Erscheinungen wäre das *nil admirari*, das Nichtbewundern, nur ein Zeichen des Neides, oder der Gefühllosigkeit!

[1]) Das Klima ist gesund; es kommt nur auf 35, oder gar nur auf 39 ein Todter.

[2]) Selbst H. Clay (*speeches II*, 125) gesteht, daß Kentucky um 50 Jahre hinter Ohio zurückblieb.

[3]) *Hunts merchants Magazine II*, 123.

[4]) Die lediglich zu nützlichen Unternehmungen gemachten Staatsschulden betragen etwa 18 Millionen Dollars, welche pünctlich zu 5 bis 7 Procent verzinset werden.

[5]) Mit der rasch steigenden Bevölkerung tritt das Bedürfniß einer Mehrung der Schulen immer wieder von Neuem ein.

[6]) *They have far more than realized the expectation of their warmest friends.* 15*th annual report about the common schools in Cincinnati p.* 6.

---

118. Bruchstück aus einer Charakteristik des griechischen Volkes.

(*W. Wachsmuth*, Hellenische Alterthumskunde I. [1846] S. 124—125.)

Von der ursprünglichen Nüchternheit und Anspruchlosigkeit des hellenischen Volkslebens zeugt die in die historische Zeit fortgepflanzte ältere Sitte der Athener, der Arkader und Achäer, und überhaupt erscheinen die meisten Stämme der Althellenen, wenn gleich in mancher Richtung immerfort schöpferisch rege, doch gewisse Zeiträume hindurch in ruhigem Fortwandeln, bis heftige äußere Anstöße weckten und rüttelten. Dagegen wenn diese erfolgt waren, traten, wie die lange fortgesetzte Kette der Wanderungen selbst darthut, lebhafte, selbst ungestüme Bewegungen ein. So möchte man denn als hervorstechende Eigenschaft der Hellenen bezeichnen eine hohe Reizbarkeit, durch welche bei äußerer Anregung die entsprechende Kraft erwachte, und sich, sei es in heimischen Fehden, in Reibungen mit den Nachbaren oder in Wanderungen und Seefahrten versuchte. Die ersteren wurden durch die natürliche Zersplitterung in kleine Staaten unterhalten, so daß nie Nahrungsstoff mangelte, kein Erstumpfen und Erstarren stattfand, vielmehr das innere Leben sich stufenweise steigerte und entwickelte. Die Kraft aber war begleitet von dem regsten Selbstgefühl und dem unverhohlenen Ausdruck desselben; Bescheidenheit und Demuth waren nicht hellenische Tugenden; das Ehrgefühl indessen nicht mit so feinen Fäden als das modern ritterliche gesponnen, die Ehre galt als aus Recht und Vorrecht entsprossen; schmähende Worte galten nicht für Gefährde derselben. Verschwistert mit der Reizbarkeit zum Handeln war die hohe Empfänglichkeit für Schmerz und Lust. Der Hellene weinte leicht, Stoicismus beim Schmerze ist nur bei den Spartiaten nachzuweisen, und anderswo für völlige Entartung des Volkscharakters zu halten; Solons herrliches Wort, als man ihn trösten wollte, eben darum weine er, weil nicht zu helfen sei [1]), ist echt hellenisch. Wiederum besaß dies Volk ein nie wieder mit so unerschöpflicher ästhetischer Productionskraft und so lebendigem ästhetischem Sinne geeintes Maß von Sinnlichkeit und Genußfähigkeit, das keine Schönheit und keinen Lebensgenuß ungekostet ließ [2]), und mit vollem und immer gegenwärtigem Bewußtsein schwelgte. Einerseits ist hier die Pflege der Dicht- und Tonkunst und späterhin der übrigen schönen Künste als Nationaltugend zu rühmen; wiederum mangelte in dem Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte das Zartgefühl, das

tung und Ehrbarkeit gemischt ist; der bei-
Ausdruck über Gegenstände jener Art
, selbst gemein; schlimmer unnatürliche
chtslust. Sowie hier grenzte durch die ge-
hellenische Sinnesart das Schlimme mit
leln und Guten nahe zusammen, und als
ugenfälligste Flecken erscheinen Gewinn-
)[3], Neid[4]), Feindeshaß und Grau-
it[5]). Ueberhaupt aber kamen des Volkes
che Aufwallungen in dem ganzen Laufe
Staatslebens zu keiner Mannesreife; weder
das Gute sicher und fest im Herzen, noch
e das Böse sich zu seiner Vollendung.
des immerwährenden Einflusses der Lei-
ft endlich mußte in Staaten, wo Volksre-
war, der persönliche und politische Cha-
ehr gewöhnlich zusammenfallen. Aller-
scheint nun, wie gesagt, der Gesammt-
r nur in einigen Merkmalen ohne die ei-
genthümlichen Gestaltungen, die bei einzelnen Stämmen und Staaten Ungleichartiges erzeugten, und die von der Gesammtheit nicht ohne sorgfältige Beschränkungen können ausgesagt werden ....

[1]) Diog. Laert. 1, 63.

[2]) Οἱ Ἕλληνες φιλήδονοι. Dion. Chrys. 1, 323.

[3]) Schon Hesiodos W. und T. 684: χρήματα γὰρ ψυχὴ πέλεται δειλοῖσι βροτοῖσι. Vgl. 339. Nach Polybios (6, 46.) setzten Manche Lykurg's Hauptverdienst darin, daß er die Habsucht entfernt habe.

[4]) Ein Perser b. Herod. 7, 236. bezeichnet ihn richtig: τοῦ τε εὐτυχέειν φθονέουσι (οἱ Ἕλληνες) καὶ τὸ κρέσσον στυγέουσι.

[5]) Nach Paus. 1, 7, 1. war nur bei den Athenern ein Altar des Mitleids; doch entsprach diesem Zeichen die Gesinnung der Athener in späterer Zeit wenig.

---

119. Die Zeit vor und bis zur Revolution.

(*G. Niebuhr*, Geschichte des Zeitalters der Revolution, Vorlesungen gehalten zu Bonn 1829. I. [1845] S. 43—51, 58.)

akteristisch ist in den Zeiten des Mittel-
is in die des siebzehnten Jahrhunderts,
Nationen für sich einen ganz gesonderten
er haben und in den Nationen selbst eine
kleiner Gemeinheiten fast ohne gegensei-
influß in ihren eigenthümlichen Formen
, während die einzelnen Individuen in
Gemeinheiten durch eben diese überliefer-
nen aufs strengste gebunden sind, und für
ne Unabhängigkeit haben. Die Deutschen,
en, Italiäner haben ihren Nationalchara-
re gesonderten Eigenthümlichkeiten; übt
eine Nation auf eine andere Einfluß aus,
es immer einzelne Individuen die auf ein-
irken, nicht Massen.
Staatsleben, in der Kunst und in der Wis-
t gehen überlieferte Formen von einer
ion auf die andere über; bisweilen auch
nmal von einer Nation auf eine andere,
Form der Troubadours bei uns zur Form
nesänger wurde. Ist eine solche Form
angenommen so ist jeder einzelne darun-
iffen und ihm fällt nicht die Möglichkeit
e Bahnen zu finden. Das südliche Frank-
tte im Mittelalter in Hinsicht auf das Schöne
Form den Keim für das ganze übrige Eu-
sich.

Die Unabhängigkeit des Geistes die sich bei den Griechen zeigt, bei denen der nicht in Formen gefaßte Gedanke den Geist bestimmt und ihm seine Richtung gibt, kennt diese Zeit nicht. Schon bei den Römern war diese Freiheit der Intelligenz in dem goldenen Zeitalter untergegangen, und sie zeigt sich erst im sechszehnten Jahrhundert wieder.

Bis in diese Zeit waren die Nationalitäten viel entschiedener als jetzt; man war mehr Deutscher, Franzose u. s. w.; aber auch die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Stämme traten mehr hervor; man war mehr Schwabe, Züricher, als heutzutage. Selbst wo schon ein großes Königreich sich gebildet hatte, in Frankreich, war der Normanne, Burgunder immer noch mehr Normanne, Burgunder, als alles andere. So standen alle unter der Herrschaft der Ueberlieferungen und der Formen; was freier unternommen wurde mißlang fast alles und löst ein Individuum einmal die Fesseln, so geschieht es nur unvollkommen. Selbst die freiesten und mächtigsten Geister, wie Dante, müssen sich der überlieferten, oft hemmenden und erstickenden Form fügen; zwar leistet er vortreffliches, aber man fühlt doch lebhaft diesen Mangel.

Allmählig lösen sich die festgeklebten Flügel der Psyche und die Unabhängigkeit entwickelt

sich. Dafür lassen sich keine Jahreszahlen geben; einzelne Anfänge der erwachenden Unabhängigkeit kann man früh entdecken, aber das erwachte Leben geht gleich wieder unter. Noch lange bleiben selbst die geistreichsten Männer unter dem Joch des geschriebenen Buchstabens; die Bücher stehen zwischen den Menschen und dem Leben und machen dieses unsichtbar. Nur die Leute die sich nicht mit Büchern abgeben verstehen zu beobachten, unter ihnen fehlt es weder an Intelligenz noch an Beobachtung; die anderen sind der unmittelbaren Anschauung der Natur und des Lebens völlig entwöhnt und, indem sie auch die Erfahrungskenntnisse durchaus nur in Büchern suchen, versteht keiner das aus ihnen gelernte auf die Wirklichkeit zu übertragen und in dieser wiederzufinden. Die Ausbildung des Lesens hatte eigentlich einen paralysirenden Einfluß, und es ist merkwürdig wie schon Plinius die Natur und Geographie nur durch Bücher kennt, obgleich er auf der andern Seite wieder ein praktischer Mann war. Dies wird immer ärger. Man schrieb Geographien nach den Büchern der Alten mit wenigen Zusätzen über das Neuere; die physischen Bücher des Aristoteles wurden übersetzt und gelesen; kein Mensch aber, wenn ich Conrad Gessner ausnehme, verstand das Gelesene in der Natur wiederzufinden. Wie Muretus über die Frage, ob das Oel gefriere, den Aristoteles citirt, ob er gleich in Frankreich und Italien lebte und Erfahrungen darüber benutzen konnte, so machten es alle.

Diese Gebundenheit erstreckte sich auch auf den Staat. Die Ueberlieferung, die Communalität und die Zurücksetzung der Individualität gab lange Zeit hindurch dem Staate große Sicherheit und Festigkeit. Die Formen giengen von den Vorfahren auf die Enkel über, und alle Veränderungen die gemacht wurden blieben bei dem Aeußern. Ob man sich in den Städten durch Geschlechter oder Zünfte regieren lassen sollte, entschied sich nach dem augenblicklichen Bedürfnisse; was verändert wurde, wurde durch das Bedürfniß erzwungen und beruhte nicht auf Phantasiebildern.

Das siebzehnte Jahrhundert ist der Anfang der neuen Ordnung und der Entwickelung großer intellectueller Kraft. Schon in früheren Schriften aus Zeiten großer Aufregung, wie in der Republik des Bodinus, dem Stephanus Brutus und anderen politischen Schriften aus den Zeiten der Ligue, findet man allerdings, und jetzt hauptsächlich noch bei den Franzosen, Anfänge der Speculation über Verfassung, aber diese Speculation vergeht gleich wieder in Erudition. Sie fangen mit großer Wärme an; hernach aber fehl der Stoff, und man bekommt am Ende s Anwendung auf das Lebendige Citationen ü Verhältnisse des Alterthums.

Die Unabhängigkeit des Geistes zeigt s erst in der Mathematik: im sechszehnte hundert in Behandlung der Algebra und andern Fragen, im Anfange des siebzehnte hunderts in Entdeckung der Logarithmen kepplerschen Gesetze. Die cartesische Phil hat als Philosophie vielleicht keinen größe (darüber habe ich indeß keine Stimme) Descartes weckte die Welt zur Unabhängi der Speculation und so fieng vom sieb Jahrhundert das Vorgefühl der Mündigkeit send Gestalten an. Die Naturwissenschaf standen jetzt, nachdem Galilei und Torric Schlaf gestört hatten; die Medicin erhob s dem traurigen Zustande in dem sie bis da wesen war. — Es trat eine Scheidewan die Erudition ein, man verschmähte sie un ausschließlich mit eigenen Augen sehen; benzehnte Jahrhundert ist zwar ein Jahr der Calamität und des Leidens, aber auc großen Kraft. Die Philologie war in der Herrschaft der Ueberlieferungen allein ge gewesen; denn sie allein konnte sich re Alterthum bilden; jetzt trat sie zurück. D fiengen die physischen Wissenschaften, B Zoologie, Chemie u. s. w. an in ihrem Umfange hervorzutreten.

Dieselbe Unabhängigkeit des Geistes sich allmählich auch auf das Staatsleben. litik und Gesetzgebung blieb hier noch la das Gegebene großentheils allein herrsche sonders im bürgerlichen Rechte. Aber üb fassungen fieng man jetzt an zu speculiren; in England, wo die Bürgerkriege zunä Veranlassung gaben.

Indeß von diesen Anfängen der Specula zu Locke war noch ein großer Schritt. M diesen in seiner Empirik gewiß viel zu nie stellt. Wenn Luther, Melanchthon und ander Männer des sechszehnten Jahrhunderts ü ziehung und Unterricht schreiben so set noch immer die überlieferten Formen vor passen diesen ihre Lehren an. Dies ist be nicht mehr der Fall; er zuerst stellt sich die was ist der Zweck, und wie gelangt man

Die Italiäner hatten allerdings schon im zehnten Jahrhundert einige wenige Denk Verfassung gehabt, wie den trefflichen H mus Savonarola. Dies sind aber vereinzelte Erscheinungen; auch giengen jene Männe

elne Reformen des Bestehenden aus als auf
nschaffung und ihre Speculationen blieben
ie Folgen.
den Engländern und unabhängig von ih-
igt sich freiere Beurtheilung der Verfas-
rmen und der bestehenden Verfassungen
bei den Franzosen am Ende des sieben-
Jahrhunderts; vornämlich bei Fénelon.
einigen Heften scheint Niebuhr hier Char-
d Montaigne als die, bei denen die ersten
der politischen Speculation, jedoch ohne
lung auf das Bestehende sich finden, ge-
u haben. Der Zusammenhang läßt sich
cht mit Bestimmtheit ermitteln.) Mit Un-
nheit, mit der Reinheit und Heiligkeit sei-
stes wagte er sich auch an diese Untersu-
Montesquieus *lettres persanes* sind schon
ine Schrift des achtzehnten Jahrhunderts
ntlichen Sinne; er redet mit vollkommener
t und mißmuthig über die Formen des be-
en Staates und würdigt die andern Staaten.
e Unbefangenheit gieng nun allmählig auf
ber und theilte sich von einer Nation der
mit. Die ersten Völker, welche Unabhän-
in Wissenschaften und in Hinsicht des
lichen Geistes zeigten, waren Engländer,
en, die nördlichen Niederländer; bei den
rn trat bloß Galilei in den physischen Wis-
ften auf und diese Regung ward erstickt.
Völker blieben zurück, während andere
schiedener Schnelligkeit vorwärts giengen.
utschen hatte das entsetzliche Unglück des
ährigen Krieges ganz zurückgesetzt; sie
schüchtern, aber auch wirklich entartet;
ion, durch die eigenen Landsleute und die
en barbarisch gemißhandelt, war ganz her-
rdigt. Ein Wunder ist es, daß sie sich
le des siebenzehnten Jahrhunderts noch so
rbeiteten und die Wissenschaften unter ih-
hten; dies verdanken wir einzelnen großen
n, namentlich Leibnitz. Italien, Spanien,
l, das südliche Frankreich, insofern es
urch Paris bestimmt wurde, ein Theil des
en Deutschlands und Belgien blieben in
allgemeinen Erwachen des persönlichen
seins und neuer Regsamkeit fast gänzlich
Nicht die Reformation hatte diese Wir-
ervorgebracht; denn in den nördlichen Ge-
von Frankreich wo die wenigsten Huge-
waren, war das intelligente Leben am fri-
n.
Staaten hatten weit geringere Kraft, als
Umständen nach hätten haben können. —
ne Provinz mit einem größeren Staate ver-

bunden, so ließ man ihr ihre Verfassung und Rechte: es war aber mehr Gemächlichkeit als Gerechtigkeitsliebe was dazu führte. Der Elsaß z. B. behielt unter Frankreich seine Verfassung und man fand dies ganz natürlich. So war eine ungeheure Mannigfaltigkeit geblieben. In Toscana unter den Medicäern blieben alle Formen dem Scheine nach wie vorher unter der Republik. Alles gieng den alten Gang fort und Niemand fragte ob es gut oder schädlich sei. Die Folgen dieses Zustandes waren sehr lähmend; zwar hatte er den Vorzug, daß keine Willkür änderte, aber das Erstorbene dauerte auch noch fort. Die Regierungen mischten sich zwar nicht in die Angelegenheiten der Völker, wie sie es jetzt oft in übertriebenem Maße thun; aber die bestehende Ordnung wurde nach und nach lästig, weil sie sich nicht neu gestaltete und man ward ihrer überdrüssig. Das Regieren war sehr einfach, die Gesetzgebung sehr beschränkt, und auch mittelmäßige Talente konnten die Verwaltung führen. Es war nicht die Rede davon ob es besser oder schlimmer gehe; im Grunde gieng es sehr schlimm.

Viele Verhältnisse hatten sich neu gestaltet. Durch tausenderlei Zufälle war nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich die Classe der Landstädte, die sonst sehr blühend gewesen waren, heruntergekommen; der Handel hatte auch in den großen Städten eine andere Richtung genommen. Die Rittergüter waren großentheils durch Kriege und Zusammensterben vieler Familien in wenige Hände gerathen. — Durch die Kriege war große Verschuldung eingetreten. Vor dem dreißigjährigen Kriege war durch eine sehr wohlthätige Bestimmung des geistlichen Rechts die Verschuldung auf ewige Renten eingeschränkt; das Capital konnte nicht gekündigt werden. Der Krieg brachte ein neues Bedürfniß hervor; um Geld zu bekommen mußte man kündbare Capitalien nehmen und so wurde das liegende Eigenthum mobil.

Europa schied sich also damals, von dem östlichen barbarischen Theile abgesehen, in zwei große Massen, von denen die eine an dem Fortschritte Theil nahm, die andere zurückblieb. Die Völker, welche an der Entwickelung keinen Theil nahmen und bei denen die Bewegung großentheils mit Gewalt reprimirt war, waren gegen frühere Zeiten sehr gesunken und befanden sich in einer sehr traurigen Lage. Alles geistige Leben und die Industrie waren gelähmt; die Völker blieben in allen Dingen stehen, und nicht nur das Gute, sondern auch jeder Unfug und alles der Zeit längst Abgestorbene blieb unverändert. Dieses fühlte man endlich und es entstand daraus Verachtung

des Bestehenden und der Wunsch nach Neuerungen. Die Folgen dieser Erstarrung und dieses Absterbens zeigten sich an der Kraftlosigkeit dieser Staaten und nun wurden im achtzehnten Jahrhundert die Regierungen selbst auf diese Ohnmacht aufmerksam. Dies brachte von der Mitte dieses Jahrhunderts an ein Streben in die Regierungen ihren Völkerschaften einen Impuls zu geben. Aber dieser Impuls war nur ein äußerlicher; wie die anfangs willkürlich ausgestreckte Hand des indischen Fakir zuletzt wirklich gelähmt wird, so war es schon nicht mehr möglich diese todten Massen wahrhaft zu beleben: die Leute wurden äußerlich vorangetrieben, aber in ihren Gewohnheiten und ihrem Charakter lagen unbesiegbare Hindernisse. So schlugen die Bestrebungen des Marquis Pombal in Portugal, Carl III. in Spanien, der Königin Caroline in Neapel, Kaiser Joseph's in Oesterreich alle fehl und hatten meist unglückliche Folgen. Nur die Bemühungen des Großherzogs Leopold in Toscana wirkten segensreich, weil dort überhaupt der Funke des Geistes noch nicht ganz erstickt war. — Dies ist ein großer charakteristischer Zug in der Geschichte des neuern Europa's; die Regenten wurden dadurch zu sehr vielen Schritten gebracht, die gegen ihr sonstiges System sehr inconsequent waren.

Aber auch in den beweglichen Länder pas hatten fast nirgends die Regierungen den mit den Entwickelungen fortzugehen. ßen ist fast das einzige Land in Europa weise Administration sich den Verhältnis paßte und dadurch den Uebergang in stände heilsam vorbereitete. . . . .

. . . . Die bevorrechteten Stände konn in den wenigsten Ländern ihre Privilegi haupten; meistens mißlang es ihnen. Hät ihre Ansprüche den Verhältnissen gemäß g und hätten nicht genießen wollen wo es d ständen nicht angemessen war, so hätte mit milden Uebergängen in die neue Zei treten können; Uebergänge wie sie einige erfahren haben, namentlich Preußen.

Uebersehen wir noch einmal Europa i zen, so finden wir besonders zwei Theile beweglichen und einen stockenden; zwisch den liegen sehr viele Schattirungen. Die I machte keineswegs diesen Unterschied; auch in Deutschland katholische Gegend ganz beweglich waren, protestantische, die ten; und namentlich war das nördliche Fra sehr bewegt und lebendig. Daß in Deut die katholischen Länder im Ganzen zurück hat ohne Zweifel viele andere Gründe.

---

120. Die materiellen Interessen der Völker im XVI. und XVII. Jahrhu

(*J. G. Droysen*, Vorlesungen über die Freiheitskriege I. [1846] S. 66–83.)

Wir haben gesehen, wie der moderne Staat in der Stufenfolge seiner Entwickelungen die alten ständischen Verhältnisse untergrub und zerstörte. Ward somit die Füllung des Staates mehr und mehr eine wüste, formlose und selbstlose Masse von Unterthanen, um welche her endlich das Militär- und Beamtenthum eine starre, charakterlose gleichförmige Hülle bildete, so konnte eine weitere Entwickelung nur daher kommen, daß sich in jener Füllung selbst neue Kräfte, neue Nothwendigkeiten erzeugten.

Theils war es der Staat, der diese im eigenen Interesse, wenn auch ohne Voraussicht des Resultates hervorrief, theils machten sich dieselben Vermittelungen, durch welche der Staat zu immer tieferer Auffassung seines Wesens geführt wurde, in allen geistigen Sphären geltend und bestimmten in gleichen Pulsen die Gesammtentwickelung des inneren Lebens zunächst der Individuen und schnell weiterwirkend der M der Nationen.

Begnügen wir uns, beide, die materiell die geistigen Interessen, wenigstens in ihren zügen zu betrachten.

Das feudale Europa war auf den Grun gegründet. Das erblühende städtische Le der zweiten Hälfte des Mittelalters brachte ungemein bedeutenden Fortschritt; es erho das Leben über die ersten einfachsten F des gesellschaftlichen Zustandes. Handel u werbe gaben den Städten eine schnell wac Bedeutung. Manche Fürsten, so namentli Könige von Frankreich, verstanden es sich zu bedienen, um gegen ihren Adel eine sel digere Stellung zu gewinnen; sie hörten a die Gleichen ihrer Barone zu sein, nur w aus ihren Domainen und Gütern ihre Ein zu ziehen. Der Grenzzoll (*haut passage*),

sten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts
3000 Livres eingebracht hatte, gewährte im
des folgenden bereits über 100,000. Lud-
.., der scherzen konnte, daß durch seine
ung das französische Königthum aus den
ıgsjahren getreten sei, gewährte zur Er-
; des inneren Verkehrs vielen Städten das
echt; eine Menge neuer Municipalitäten,
gründete, mannigfache Verordnungen zur
ıng des Handels, zur Belebung des Ge-
gewährten dem städtischen Leben eine
und feste Grundlage. In solchen Bemühun-
twickelte sich eine Allgemeinheit der fürst-
Stellung, die weit hinaus war über die ehe-
, man möchte sagen, nur privatrechtliche
rone. Aber wie roh, wie gewaltsam und
ren waren noch alle diese Vornahmen;
hie und da wirkten sie fördernd: »hatte Ei-
m Volke einen Gulden, so glaubte er reich
n,« berichtet Macchiavelli. Derselbe nennt
euern Frankreichs „sehr klein" und doch
kten sie das Volk; in der Normandie war
end so groß, daß viele Menschen vor Hun-
arben, viele aus Verzweiflung Weib und
und sich selbst tödteten. Das Königthum
noch keine Ahnung von der Kunst des Re-
s.

ı so sorgsamer wehrte sich das städtische
da, wo es in Wohlstand blühte, der lan-
rlichen Eingriffe. In trotziger, ja herrischer
ändigkeit blühte die Hansa, blühten die
ı Italiens, Languedocs, Cataloniens, der Nie-
de. So wenig dem Staate und seiner Vor-
dankten sie ihren Wohlstand, daß sie viel-
selbst sich mehr und mehr zu autonomen
n entwickelten, Autonomien, deren bestim-
s Wesen nichts Anderes als der Wohlstand
lessen Sicherung war; Verdrängung aller
rrenz, Erzwingung ausschließlicher Privile-
Feststellung von Zwangspreisen, sicherer
ın, das war die Summe der Handelspolitik
städtischen Republiken, die mit ihrer klu-
'inanzverwaltung, ihrem geordneten Haus-
nit ihrer ungemeinen industriellen und künst-
ıen Thätigkeit, mit ihrem raschen und rei-
Geldumsatz — Venedigs Handel allein nach
ombardei ward 1421 auf mehr als 28 Mil-
ı Ducaten berechnet — im stärksten Gegen-
egen die fürstlichen Verwaltungen standen.

war ein langer und schwerer Kampf, ob
ıropa das Königthum oder die städtischen
bliken die Uebermacht haben sollten; im
des funfzehnten Jahrhunderts neigte sich
ieg auf die Seite der Städte. Schon be-
gannen sich in ihnen Formen zu entwickeln, welche, der Tyrannis des hellenischen Alterthums entsprechend, in ihrem Fortgang die Bedeutung der Fürstengeschlechter mittelalterlichen Ursprungs völlig zu überholen drohten; in Norditalien erhob sich solche Tyrannis auf Grund militärischer Beamtung oder Usurpation; in Florenz übernahm ein reiches Banquierhaus die dauernde Leitung der Republik; in Lübeck versuchte später Georg Wullenweber auf dem Wege der Magistratur eine dictatorische Gewalt zu gewinnen.

Wir sahen, wie eigenthümlich Karl V. Macht war; sie umfaßte alle diejenigen Länder, in denen das städtische Wesen in blühendster Kraft stand; jetzt ward es schnell und entschieden von der fürstlichen Gewalt überholt.

Und damit ward die Grundlage des Wohlstandes, wie er sich bisher entwickelt hatte, erschüttert. Gerade jetzt, wo die Entdeckung einer neuen Welt, der gefundene Seeweg gen Indien dem Weltverkehr einen neuen Aufschwung geben zu müssen schien, traf den europäischen Handel Schlag auf Schlag; eben jene Idee einer Monarchie, wie sie Karl V. erfaßte, trat überall hemmend, belastend, zerstörend der Bewegung, dem Behagen eines frei thätigen Wohlstandes entgegen. Tausend Verhältnisse wirkten zusammen, den falschen Theorien, den immer neuen finanziellen Verlegenheiten und der politisch-religiösen Stellung des kaiserlichen Regiments den nachtheiligsten Einfluß zu gewähren. Dem spanischen Stolze nur zu entsprechend war jenes scheußliche Colonial- und Sclavensystem, das zugleich der Bigotterie, der Habgier und der Trägheit Vorschub leistete; schon fieng man an, Kaufmannschaft und Handwerk zu mißachten; der Adlige, der ein Gewerbe trieb, verlor sein Wappen; durch eine Menge Ausfuhrverbote sowohl für Fabricate wie für rohe Producte — bei Verlust aller Güter soll Niemand Vieh oder Getraide ausführen — ruinirte man das Gewerbe und den Ackerbau; dazu zahlreiche Monopole der Regierung, von welcher Licenzen erkauft werden mußten, wenn man das Recht der Arbeit haben wollte. Unaufhörliche Kriege zwangen zur Verpfändung der Domainen, einst der Hauptquelle landesherrlicher Finanz, zu rasch anschwellender Besteuerung und zur Verschlechterung des Geldes; die massenhafte Einfuhr edlen Metalles brachte in dieser Zeit der Krisis ein Schwanken aller Werthe hervor, bei dem nur eine stete Regsamkeit, wie sie sich etwa in den niederländischen Städten und in einigen lombardischen erhielt, Vortheil gewann. Für die deutschen Städte gab ihre Anhänglichkeit an den Pro-

testantismus Anlaß zu Bedrückungen und Entrechtungen, mit denen ihr Wohlstand zu schwinden begann. Und nun folgte der finstere Philipp II.; sein katholisch absolutes Regiment schien dazu bestimmt, das unselig Begonnene zu vollenden. Die Inquisition griff lähmend in alle Verhältnisse ein; „sie ist erfunden," sagte man, „den Reichen ihren Besitz, den Mächtigen ihr Ansehen zu rauben [1])." Durch die Vernichtung der Moriscos verödeten die ergiebigsten Landschaften Spaniens, jener Mohren [2]), die mit ihrer Kunst der Bewässerung im spanischen Süden Zucker, Baumwolle, Reis gewonnen hatten, in Valencia dreifache Ernten und für halb Europa Südfrüchte bauten, deren kunstvolle Industrie die Märkte Europas mit dem feinen Leder von Cordova, den Tüchern von Murcia, den Seidenstoffen von Almeria versorgten; jetzt starb das Alles dahin, die Straßen, die Canäle, die die Mohren gebaut, verfielen; in Valencia drohte Hungersnoth; der Handel Spaniens war erstorben. Der reiche Süden Italiens verarmte schnell, durch Calabrien reiste man nur noch in Karavanen. Trotz der immer wachsenden Steuern ward Philipp zu einem förmlichen Staatsbanquerot getrieben und die Staatsgläubiger in allen bedeutenden Handelsplätzen Italiens, Deutschlands und der Niederlande zogen eine Menge kleinerer Häuser mit in ihren Fall. Nur um so schwerer ward der Grundbesitz, ward der Handel belastet; „wer soll noch handeln," klagen die Cortes von 1594, „wenn man von 1000 Ducaten Capital 300 Ducaten Abgabe zahlen muß." Portugal, das in so frischer Thätigkeit emporgeblüht war, kam in Philipp's Besitz und stürzte mit furchtbarer Schnelligkeit in dieselbe Verarmung. Auch über die reichen Niederlande begann Philipp seine ertödtende Hand auszustrecken; sie hatten bisher von allen Ländern des Königs das Meiste geleistet, aber freiwillig; sie bewahrten ihre Rechte und Privilegien, die ihren Wohlstand und ihre stets bereitwillige Leistungsfähigkeit sicherten. Jetzt begann man dieselben zu verletzen; man strafte den Versuch, sie zu vertheidigen, mit blutiger Strenge; man benutzte den argen Sieg zur Einführung willkürlicher Steuern, namentlich jenes „zehnten Pfennings" von Kauf und Verkauf, mit dem der Verkehr des Landes so gut wie vernichtet war.

Da erhoben sich die Niederländer; mit den zehn Pfenningen in der Fahne kämpften sie gegen die Unterdrücker ihres Wohlstandes, und die alte städtische Autonomie behauptete sich gegen das ausdörrende Princip der spanischen Monarchie.

Und nun, noch während des Kampfes, begann sich die wundervolle Blüthe der nördliche[n Nie]derlande völlig zu entfalten; während di[e süd]lichen, bei der Krone bleibend, sich ent[völker]ten, erschlafften, ja verarmten, entwick[elte] den sieben vereinigten Provinzen die freie [Bewe]gung des Handels, des Gewerbes, des [persön]lichen Wollens und Könnens ihre ganze [Trieb]kraft. Die Capitalien, die Comptoirs, d[ie In]dustrie der belgischen Landschaften übersi[edelten] sich nach dem freien Holland. Amsterdam [ward] der Mittelpunct des europäischen Handels[, ja] des Welthandels. Da Don Philipp den Em[pfang im] den Hafen von Lissabon, das Depot der ind[ischen] Waaren, verbot, begannen sie selbst de[n Weg] nach Indien zu suchen; die ersten Versuch[e, die] nördliche Durchfahrt zu finden, öffneten ihn[en den] russischen Handel nach dem Platz von Arc[hangel;] dann wagten sie sich auf den Südweg; bal[d war] zu dem indischen Handel der mit China u[nd Ja]pan gewonnen. Die ganze Welt umfaßte[n ihre] Speculationen; die Reichthümer der Welt [hatten] in diesem kleinen Holland ihren Brennpun[kt. Mit] Erstaunen sind die Berichte erfüllt: alle [Häfen,] Buchten, Meerbusen mit Schiffen bevölker[t, die] Canäle des inneren Landes mit Fahrzeug[en be]deckt, eben so viele Menschen auf dem [Wasser] wohnhaft wie auf dem Lande; des Czar[en Ge]sandter berichtete 1615: »Holland sei eine [zusam]menhängende Stadt.« Der Grundbesitz ist [in] keinem Verhältniß mehr mit der Bevölkeru[ng und] dem Verbrauch von Lebensmitteln; und d[och ist] da nie Mangel, vielmehr kaufen selbst di[e Ost]seeländer in Nothjahren ihr Getraide au[s den] Speichern von Amsterdam.

Im Entferntesten nicht war diese hohe [Blüthe] der Niederlande das Resultat neuer staats[wissen]schaftlicher oder politischer Systeme, vi[elmehr] indem man gegen die neuen monarchischen [Theo]rien das alte gute Recht und die hergeb[rachte] Freiheit behauptete, rettete man die alten [Quel]len des Wohlstandes, die wachsender Flei[ß und] Wetteifer immer ergiebiger strömen machte. [Aber] es lag in dem Gang der geistigen Entwickel[ung,] daß eben jetzt systematische Betrachtungen, [allge]meine Ideen sich auszusprechen und Autor[ität zu] gewinnen begannen. Ist nicht eben dies de[r Cha]rakter von Hugo Grotius' berühmtem völke[rrecht]lichem Werk, daß er ein von positiven I[nstitu]tionen und Verhältnissen unabhängiges, a[llge]meines Recht zu finden sucht? Merk[würdig] nun, wie derselbe die Lehre von der Hand[elsfrei]heit in seinem *mare liberum* vertheidigt; d[as Hol]land, das seinem ganzen Wesen nach s[o weit] entfernt ist von Theorien, von Abstraction[en]

llen Recht, es ist mit seinem ganzen Wohl-
uf den freien Handel gegründet[3]); so lange
er gilt, ist man gewiß, über jede Mitbewer-
n den Welthandel den Sieg davon zu tragen.
mit ihrem Reichthum erdrückten jede Con-
:. Man kennt jene Berechnung Colbert's:
en 20,000 Schiffen der europäischen Kauf-
seien 16,000 Holländer;« sie hatten die
des Oceans, sie kannten die gegenseitigen
isse der Länder, sie waren unermüdlich,
en zu befriedigen, sie konnten es bei dem
uß an Capital daheim mit den geringsten
. Wer sollte gegen sie aufkommen?
ward von England in der Navigationsacte,
nkreich in dem Tarif von 1664 versucht.
Navigationsacte ist nichts Anderes als ein
l für die englischen Schiffe auf Transport
d nach brittischem Gebiet. Nicht eben
willkommen war sie der Nation; dies Fort-
der Fremden von den englischen Häfen
große Verluste; zwei Jahre nach der Acte
reits der gesammte baltische und Grön-
ndel für England verloren. Die Acte mußte
ndig eine völlige Umwälzung in den ge-
hen und Handelsverhältnissen der Insel her-
gen, sie zwang die Gesammtthätigkeit der
zu einem wesentlichen Theil die bisher
ten Wege zu verlassen, um sich auf die
hrt, auf weithinausführende Handelsunter-
gen, auf Geschäfte zu wenden, deren zu-
größere Kostspieligkeit die Gesammtheit
ndischen Käufer tragen mußte. Aber es
leich in dieser *charta maritima* — sie ward
geben, nachdem Holland die von England
gewünschte Vereinigung und Verschmel-
eider Republiken zurückgewiesen hatte —
lständige Sieg eines Principes, das nach
ichtungen hin den nachhaltigsten Einfluß
en mußte. Die spanische Monarchie hatte
rkehr gehemmt und gedrückt, um unmit-
lie königlichen Cassen zu füllen; jetzt legte
at dem Handel und der gesammten Nation
fer auf, um beide von dem Auslande mög-
nabhängig zu machen und durch Steige-
r Thätigkeit und Geschicklichkeit diejenige
le Selbständigkeit zu erzielen, ohne welche
lk auch politisch keine entschiedene Stel-
 gewinnen vermag.

haben erwähnt, welche Bedeutung für die
kelung der neuen Zeit das Beginnen der
len Litteraturen, der Landeskirchen, der
hoheiten gehabt hat; nun begann sich auch
und Gewerbe aus der weiten Allgemein-
e Holland noch unter der Form des freien
Handels vertrat, zu einer gewissen concentrisch
nationalen Geschlossenheit zu entwickeln; der
Handel verleugnete seinen kosmopolitischen Cha-
rakter, um nur erst sein nationales Stadium zu
erringen; es begann das Princip Geltung zu ge-
winnen, daß der private Vortheil nicht mehr den
Kreis der nationalen oder staatlichen Gemeinsam-
keit, dem er natürlicher Weise zugehörig sei,
willkürlich aufgeben dürfe, wie denn bald die
Einsicht erwachen sollte, daß das Sonderinteresse
selbst erst innerhalb jenes Kreises seine Basis und
rechte Sicherung habe. Und in diesem Sinne mag
man es deuten, wenn Adam Smith in seiner be-
rühmten Beurtheilung der Navigationsacte sie da-
mit rechtfertigt, »daß die Sicherheit des Staates
von größerer Wichtigkeit sei, als dessen Reich-
thum.« Es war mehr als ein Kampf des freien
Handels gegen das Monopol, es war ein Kampf
um die politische Existenz, den nun Holland
gegen England zur See zu führen begann und
ohne Erfolg führte.

Und schon erhob sich auch Frankreich, wenn
auch mit anderen Mitteln und, man darf be-
haupten, mit rascherer Kühnheit das gleiche Ziel
einer in sich gegründeten materiellen Selbstän-
digkeit zu erringen.

Frankreichs ganze Entwickelung ist an die
Ausbildung der monarchischen Gewalt geknüpft,
und deren Ueberlegenheit stützte sich wesentlich
darauf, daß sie durch möglichst große Baarein-
nahmen stets im Stande war, im Innern wie nach
Außen hin ihre wachsende Macht geltend zu ma-
chen. Ist es das Hauptstreben des Mercantil-
systems, möglichst viel edles Metall zu gewinnen,
so waren im Grunde alle monarchischen Bestre-
bungen der beginnenden neuen Zeit, sobald sie
sich über die völlig freibeuterische Weise der Ab-
gabenerpressung von ihren Unterthanen, wie sie
etwa Don Philipp übte, erhoben, mit jenem System
verschwistert; nur daß man es zunächst in rohe-
ster Weise in Anwendung brachte. Selbst den
edlen Sully trifft noch dieser Vorwurf; man weiß,
wie streng er die Ausfuhr von Gold und Silber
verpönte; »Ackerbau und Viehzucht seien die
beiden Brüste des Staates;« durch Aufwandge-
setze, durch Entbehrungen, die er von den Un-
terthanen forderte, glaubte er den Reichthum des
Landes zu erhöhen; »jeder Verbrauch fremder
Fabricate erschien ihm als ein an Frankreich be-
gangener Diebstahl.« Die bürgerliche Industrie
schien ihm verächtlich: »sie bringe dem Staat
Menschen, die nicht zum Kriegsdienst tauglich
seien;« wie heftig haderte er mit seinem Könige,
der den Seidenbau zu fördern wünschte. Kaum

nennenswerth war die französische Rhederei. Die unendlich reichen Kräfte Frankreichs lagen noch wie gebunden.

Es bedurfte Colbert's Genie, sie zu lösen. Die große politische Stellung, die Fülle von Glanz und Macht, die Richelieu der französischen Krone gegeben, steigerten die Staatsausgaben auf eine Weise, der die schlichten Finanzmittel, wie sie Sully angewandt, nicht mehr gewachsen waren; man kam endlich zu einem jährlichen Deficit von 28 Millionen, indem von der Jahreseinnahme von 84 Millionen allein die Verzinsung der Staatsschuld (meist Renten) 52 hinwegfraß; und je tiefer man in das Deficit versank, desto zügelloser wurde die Finanzverwaltung, zu desto verderblicheren Mitteln zwang das Bedürfniß des Augenblicks. Aus diesen Verwirrungen zu retten, war Colbert's Aufgabe; es bedurfte eines neuen Systems, und sein kühnes Genie fand dessen Princip in dem Wesen des Königthums, dessen Finanz er zu ordnen hatte. Wenn Ludwig XIV. das Königthum in solcher Weise auffaßte, daß er sagen konnte, »er müsse die Gelder in den eigenen Cassen und die, welche er im Verkehr der Unterthanen lasse, in gleicher Weise zu Rathe ziehen,« wenn er lehrte: »das Königthum habe die vollkommen freie Verfügung über alle Güter, welche besessen werden,« [4]) so entwickelte Colbert daraus jenes umfassende Staatswirthschaftssystem, das mit allen Machtsmitteln der Krone die Thätigkeit und den Wohlstand der Unterthanen zu steigern strebte, um sie zu desto größeren Leistungen an den Staat zu befähigen. Zum ersten Male unternahm es die Monarchie, die Gesammtheit von Kräften, Mitteln und Gelegenheiten, von Personen und Sachen, die sich in ihrem Bereich vorfanden, mit Einem großen Plan zu umfassen und nach dem Einen Ziele, der Mehrung der öffentlichen Mittel, hinzulenken. Zum ersten Male wurden systematisch alle jene Verhältnisse, die dafür gelten durften, privatester Art zu sein, von der bestimmenden Gewalt des Staatsganzen und seines Interesses ergriffen. Allerdings gieng man hier bis zum Uebermaß weit; der Staat belohnte den, der im zwanzigsten Jahre heirathete oder eine bestimmte Anzahl Kinder gezeugt hatte; der Staat strafte Fabricanten, deren Zeuge das Handelsgericht nicht preiswürdig fand; bis ins kleinste Detail der Arbeit und der Werkstätten erstreckten sich die Gewerbevorschriften; es ward alles nur Denkbare reglementirt, und das mit der größten Ausführlichkeit [5]); allein die Gesetze für den Holzhandel in Paris bilden ein Werk »so dick wie das römische *corpus juris*.«. Es fehlte an falschen Annahmen, an irrig gefolgerten Theorien, an ver[...] lichen Mißgriffen nicht; aber das System im [...] zen ist bewunderungswürdig und hat die gr[...] tigsten Folgen gehabt.

War Frankreich bisher überwiegend ein [...] bauender Staat gewesen, so galt es jetzt, H[...] und Industrie zu einer entsprechenden Thät[...] zu entwickeln. Mit aller Anstrengung des [...] tes wurden Begründungen von Fabriken un[...] nufacturen gefördert; Colbert war unermü[...] Manufacturisten ins Land zu ziehen, und na[...] lich aus Holland kamen deren sehr viele; [...] fesselte sie durch mannigfache Freiheiten, [...] nungen, Vorschüsse, Prämien; allein für di[...] derung der Wollenmanufacturen bewilligte C[...] jährlich eine Million Livres; Waisenhäuse[...] er gründete, Zufluchtsorte für Dürftige, wi[...] Edict von 1662 jeder Stadt und jedem Fl[...] einzurichten befahl, wurden Pflanzschule[...] Gewerbes. Bald waren die französischen W[...] durch die ganze Welt gesucht, und die C[...] lien, die dem Lande damit zuströmten, w[...] die Quelle zu immer neuen Anlagen und [...] nehmungen. Mit gleicher Sorge ward dem [...] del geholfen; im Innern löste man so viel [...] lich die Binnenzölle, die ihn bisher gehemm[...] ten; man gründete neue Straßen, neue C[...] eine Posteinrichtung, wie sie seit dem Unter[...] des römischen Reiches im Abendlande nich[...] stirt hatte. Noch wichtiger vielleicht war [...] Colbert durch die Ordonnanzen vom Janua[...] und vom März 1673 eine Wechselordnung u[...] Handelsrecht einführte. Die berühmte *ordon[...] de la marine* hat recht eigentlich den französ[...] Seehandel erst geschaffen; »von den 20,000 [...] fen, die die gesammte Kauffarthei Europas [...] schreibt Colbert an den französischen Bots[...] im Haag, »hat Holland 15—16,000, Fran[...] vielleicht kaum 5—600.«. Nun wurden Pr[...] für die Schifffahrt nach der Ostsee für die [...] rei ausgesetzt; es wurden in Cayenne, in C[...] in Madagascar Ansiedelungen gegründet; es [...] eine Compagnie beider Indien, eine Senegal[...] pagnie errichtet; ja ein Edict vom Augus[...] erklärte: dem Adel stehe der Seehandel fr[...] vergebe seinem Stande nichts, sich unmi[...] oder mittelbar bei demselben zu betheilige[...]

Es genüge mit diesen Andeutungen. Wir [...] wie England durch ein energisches Monop[...] Activhandel zu erzwingen oder vielmehr [...] Anfänge gegen eine erdrückende Concurre[...] schützen suchte. Colbert's Maßregeln hatt[...] durchaus anderes Ziel; ihm war der Wol[...] der Einzelnen, ihre Befähigung sich Gü[...]

'en, nicht Zweck, sondern Mittel zum Zweck. ı dem Maße als überall die Mehrung der ıittel des Staates seine Aufgabe war, konnte dahin getrieben sehen, die Mittel selbst ıeil dem Zweck zu opfern. In einer Denk- an den König entwirft er folgende Grund- eines Systems: „die Ausgangszölle von Bo- ıgnissen und Fabricaten herabsetzen; die ȝszölle von Allem, was den Fabricen dient, ıtzen; durch Erhöhung der Zölle die Er- se ausländischer Manufacturen zurückdrän- Dem Tarif von 1664, der im Wesentlichen ı Schutzzoll für die inländische Industrie olgt der von 1667, welcher bereits eine völliger Verbote, besonders gegen Holland et, enthielt, und was man zuließ, ward ıgangssteuern, mit Stempel- und Quittungs- en so belästigt, daß in der That die Ein- ıt aufhörte. Die Kriege des Königs — man sete jedes Kriegsjahr in den siebziger Jah- r 100, in den achtziger auf 180 Millionen ıchlangen ungeheure Summen; immer gie- besonders seit Louvois an Colbert's Stelle rard die Verwaltung nach dem edlen Me- ı Auslandes; je zügelloser man das Land ı, desto mehr glaubte man den eigenen and auf den Ruin des Auslandes gründen ısen; das Ausland sollte nur kaufen, aber den Kauf der Rohproducte versagte man ihm, damit es den Gewinn an deren Bearbeitung nicht erhalte.

Man sieht, die wachsende Macht des monarchischen Princips steigerte das Mercantilsystem bis zur Unterdrückung aller freien Güterbewegung; und in der Handelsbilance, welche das Mysterium aller Staatswirthschaft wurde, vergaß man über die edlen Metalle alle anderen Factoren des öffentlichen Wohles. Die Handelspolitik löste sich auf in Aus- und Einfuhrverbote; schnell wuchs der Schmuggelhandel zu ungeheuerster Ausdehnung, zu kühnster Abenteuerlichkeit heran; es war „der Krieg der natürlichen Handelsfreiheit gegen die künstlichen Theorien."

[1]) Bei Ranke Fürsten und Völker p. 244.

[2]) *Dunlop memoirs of Spain during the reigns of Philipp IV. and Charles II. I. p.* 13.

[3]) Unzählige Male in Friedensschlüssen und diplomatischen Verhandlungen sprechen die Holländer vom *liberum mare*, von der *libertas commerciorum et navigationis*. Die Denkmünze auf den Aachener Frieden trägt die Umschrift: *vindicata marium libertate.*

[4]) Die Doctoren der Sorbonne entschieden in jenen Tagen Ludwig XIV.: *que tous les biens de tous ses sujets étaient à lui en propre, et que quand il les prenait, il ne prenait que ce que lui appartenait. Saint Simon, XI. p.* 44.

[5]) Man hat den Ausdruck gebraucht: *emprisonner l'industrie dans les instructions.*

---

121. Vergleichung des Perikles mit Fabius Maximus.

(Plutarch's vergleichende Lebensbeschreibungen.)

ı ist also die Lebensgeschichte dieser Män- un sie aber Beide von staatskluger sowohl ıgerischer Meisterschaft manche schöne Pro- nterlassen haben, so fassen wir jetzt an Kriegsthaten das zuerst in's Auge, daß, man von Perikles denken mag, in Tagen 'ohlstandes und der Kraftblüthe eines für :hon gehobenen Volkes habe er auf gemei- stgegründeter Wohlfahrt überall unverrückt ı Fuß gehabt; dagegen Fabius Thaten, der ı schmachvollsten unglückseligsten Zeiten s Staats angenommen, nicht einen günsti- and der Dinge sicher bewahrten, sondern chlimmen zum bessern umgestalteten. Und s erhielt durch Cimon's glückliche Unter- ngen, Myronides und Leokrates Trophäen olmides lange mit Glück geführte Waffen mehr Anlaß im Feldherrnamte der Stadt Feierlichkeiten und Volksfeste zu bereiten, als sie mit den Waffen zu vergrößern und zu schirmen; während Fabius überall Flucht und Niederlage und Mord und Tod der Feldherren und Hauptleute, und Seen, Gefilde und Wald mit Gebein von Heeren besäet und die Flüsse bis hin zum Meere voll Blut und Leichen erblickend in seines Geistes wohlbegründeter Festigkeit der Stadt eine sichere Stütze gab, und in ihrem durch frühere Verstöße herbeigeführten Sinken nicht ganz dahinfallen ließ. Freilich möchte es minder schwierig scheinen, eine durch Widerwärtigkeit gedemüthigte und nothgedrungen für die Stimme der Klugheit lenksam gewordene Stadt zu leiten, als dem dünkelhaften Uebermuthe eines im Glück schwindelköpfigen, hochtrabenden Volkes Zaum und Gebiß an-

zulegen: und gerade dies ist das Meisterstück, wodurch Perikles Herr über die Athener wurde. Allein der über Rom damals ergangenen Leiden Größe und Menge zeigte einen starken, großen Geist in dem Manne, der sich nicht irren und in seinen wohlberechneten Planen nicht stören ließ.

Wie das von Perikles eroberte Samos durch die Einnahme Tarent's, so wird ja wohl Euböa, wenn sich auch Capua selbst an die Consuln Fulvius und Appius ergab, durch die Städte Campaniens aufgewogen. Eine förmliche Schlacht hat Fabius allerdings nicht gewonnen, jene abgerechnet, in welcher er den ersten Triumph erwarb, während Perikles neunmal zu Wasser und Land Trophäen über den Feind erfocht. Jedoch weiß man auch von Perikles dazu kein Gegenstück, wie Fabius Hannibal den Minucius entriß und ein ganzes Heer Römer rettete — eine ruhmvolle That, Zeuge zugleich seiner Tapferkeit, seiner Einsicht und seines Edelmuthes. Hinwiederum kennt man aber auch von Perikles keinen Mißgriff, dergleichen Fabius begangen, da er sich von Hannibal mit den Rindern dergestalt berücken ließ, daß er einen Feind, welcher von selbst und durch glücklichen Zufall in die Enge gegangen war, Nachts ohne es zu merken und am Tage voll Unmacht, zu spät besonnen und wie er ihn noch einholte, zu schwach, entschlüpfen ließ.

Soll ferner ein tüchtiger Feldherr nicht nur die Gegenwart zu benützen, sondern auch die Zukunft richtig zu beurtheilen verstehen, so nahm für Athen der Krieg, wie Perikles vorausgesehen und gesagt, ein Ende: weil sie zu viel unternahmen, gieng ihre Macht zu Grunde; dagegen Rom, indem es wider Fabius Rath den Scipio gegen Karthago sandte, nicht durch Glück, sondern durch Weisheit und Muth des Feldherrn, der die Feinde schlug, Alles gewonnen. So gibt denn Jenem das Unglück seines Vaterlandes Zeugniß, daß er recht gesehen, während Diesen das Gelingen gänzlicher Verblendung überführt. Allein den günstigen Augenblick aus Bedenklichkeit zu versäumen, ist bei einem Feldherrn ein eben so großer Fehler, als wenn er sich unvorsichtig in Nachtheil setzt. Der Unverstand ist es doch ohne Zweifel sowohl was verwegen, als was verzagt

macht. So viel von den kriegerischen nissen.

Für Perikles als Staatsmann ist der l schwerer Vorwurf. Denn er hatte ihn, s durch spröde Unnachgiebigkeit gegen di monier herbeigeführt. Allein ich glau Fabius hätte den Karthagern in Nichts ı ben, sondern wäre zum Kampf um die I ritterlich in die Schranken getreten. Nur des Letztern Geduld und Güte gegen die Verfolgungssucht, womit Jener die E ner von der aristokratischen Partei, Ci Thucydides in Elend und zehnjährig stürzte. Freilich war des Perikles Mach walt auch größer. Und so gab er es a zu, daß ein anderer Feldherr durch Maßregeln den Staat in's Unglück bra Tolmides entzog sich seinem Einfluß un ihn mit Gewalt zurück, war aber auch gen die Böotier unglücklich; die Ander sich in der Ordnung alle unter seine Hand. So fest hingegen Fabius und ol ken auf sich selber stand, so stellt ihn vermögen, Anderer Plane zu hintertreib bar in Nachtheil. Denn nimmermehr w in so viel Unglück gerathen, hätte Fab was in Athen Perikles, gegolten.

Aber auch über Geld und Geiz erhab der Eine sich durch Nichtannahme des tenen, der Andere durch reiches Opfer ı hülfe, da er die Kriegsgefangenen aus Mitteln löste. Indeß war dies nicht vo Belange, nur etwa sechs Talente (nac vielmehr zehn Talente); von Perikles sich kaum ausreden, was von Bundesgen Königen er ziehen, und wie sehr er ı bereichern können, während er bei all chung von dieser Seite der unbescholten auf der Welt blieb. Und wahrlich de Bauwerken und Tempeln und Prachtg womit Perikles Athen schmückte, darf sammen alles Herrliche, was Rom vor sern aufzuweisen hatte, nicht an die Sei vielmehr behauptete diesem gegenüber, die großartige Arbeit und der hohe G einen entschiedenen, unvergleichbaren V

122. Die Deutschen in Nordamerika.

(*Franz J. Grund* in der Deutschen Vierteljahrsschrift 1839. I. S. 33—48.)

man bedenkt, daß die Geschichte der
n Staaten nur eine fortlaufende Ge-
uropa's ist, und daß darin alle Fäden
äischen Specialgeschichten, obwohl mit
Veränderungen, fortgesponnen werden,
wohl ein Blick auf die ausgewanderten
und ihre Bestimmung in der neuen Welt
Interesse sein, und vielleicht auch über
ft von Deutschland einiges Licht ver-
Es ist gewiß der Mühe werth, zu unter-
ie sich ein Volk unter gänzlich verschie-
ständen und namentlich unter einer sei-
änglichen Organisation beinahe diame-
gengesetzten Verfassung gestaltet, weil
urch tiefer in sein Innerstes sehen und
ige von den eigentlichen Elementen sei-
us unterscheiden lernt. Dies war vor
eckung Amerika's in Bezug auf die mei-
äischen Nationen unmöglich gewesen, aber
Gründung der Freistaaten und der süd-
schen Republiken gewähren die Bege-
der andern Hemisphäre ein reiches Mit-
ähern Kenntniß der unsrigen, das von
wärtigen Geschichtschreibern gewiß noch
ht hinlänglich benutzt worden ist. Ist
wärtige Zustand Spaniens nicht ein aus
hlspiegel zurückgeworfenes Bild der süd-
schen Republiken — ewig zwischen Frei-
Despotismus schwankend? Sind nicht
nigten Staaten eine riesige, obwohl in
ben etwas undeutliche Copie des alten
? Und geben sie uns nicht einen Begriff
, was selbst das monarchische England
Kraft seiner Bewohner werden könnte?
ollte die Geschichte der deutschen An-
in Nordamerika, ihr Entstehen, ihr
und zuletzt ihr Einfluß auf den politi-
rper, dem sie als Glied untergeordnet
lich ohne Belehrung für Deutschland sein?
rmanischen Völker, das heißt die angel-
n und deutschen Stämme, haben sich
Entdeckung Amerika's zur Colonisation
änder am tauglichsten bewiesen; sie be-
mlich die Fähigkeit, den ihnen ange-
kräftigen, arbeitsamen Charakter in ferne
zu tragen, ohne daß er durch die Ueber-
n Stärke oder Dauerhaftigkeit verloren
enn aber irgend etwas für die Mannbar-
Volkes spricht, so ist es seine Fähig-
tige Colonien zu bilden; denn es ist die
Colonisation eine geistige Zeugung, die nur dann zu Hoffnungen für die Zukunft berechtigt, wenn sie aus dem Mannesalter eines Volkes stammt, nicht aber aus seiner Kindheit, oder aus seinen Greisenjahren. Schon dieser Erfahrungssatz, dessen Wahrheit die Geschichte aller Ansiedlungen bis auf den heutigen Tag beurkundet, würde uns rückwärts (analytisch) auf die Kraft von Deutschland schließen lassen, das, ohne eine eigentliche Seemacht zu besitzen, und bei dem großen Welthandel nur gering betheiligt, dennoch ganze Provinzen in fernen Welttheilen geschaffen hat, welche, ungeachtet der ihnen äußerlich aufgedrückten Form, durch ihre innere Gestaltung, hauptsächlich aber durch ihre moralische Haltung überall ihren germanischen Ursprung beurkunden.

Zwei Völker sind es, wie bereits erwähnt, welche diesen Zeugungstrieb in sich fühlen — die Engländer und die Deutschen. — Allein welche Vortheile besitzen nicht die Engländer in Bezug auf Handel und Seefahrt über alle anderen germanischen Stämme! Und was hat Frankreich, was hat Spanien und Portugal unter ungleich günstigeren Umständen für die Gründung von Colonien gethan? Die Portugiesen eroberten Ostindien, die Spanier Amerika, die Franzosen besaßen Länder in Asien und Amerika; was ist aus ihnen allen geworden? Wo haben die Portugiesen, Spanier oder Franzosen Niederlassungen gebildet, welche selbständig wurden und zu kräftigen, wohleingerichteten Staaten emporwuchsen? Was die Spanier in der Periode ihres größten Glanzes in Amerika thaten, beweist bloß, daß sie fähig waren, einen hohen Grad von Nationalstolz auf eine ferne Welt zu übertragen, nicht aber, daß sie dort den Keim zu aufblühenden Staaten legen konnten. Von den französischen und holländischen Colonien gilt dasselbe, nur daß das Mißglücken der Letzteren mehr der Grausamkeit und der Gewinnsucht der holländischen Gouverneurs, als der Unfähigkeit des holländischen Volkes, dauerhafte Niederlassungen zu begründen, zuzuschreiben ist.

Das merkwürdigste Schauspiel einer großartigen Colonisation und der damit verbundenen Gründung eines Staatenvereins gaben uns die Engländer. Diese legten unstreitig den Grund zu der ganzen jetzigen Gestaltung nicht nur der Vereinigten Staaten, sondern auch von Südamerika, so sehr auch dort die materiellen Elemente des Volkslebens spanischen Ursprungs sind. Die englischen

Besitzungen in Ostindien gehören nicht hieher; denn es sind dies keine Colonien, sondern bloß unterjochte, obwohl mit ausgezeichneter Klugheit und man kann sagen Gerechtigkeit beherrschte Staaten; wohl aber verdienen hier die Strafcolonien von New-South-Wales und Van Diemensland erwähnt zu werden, denn sie beweisen uns in einem hohen Grade die Kraft des germanischen Stammes selbst dort, wo er auf dem Wege der Ausartung begriffen war.

»Was ist wohl die Ursache,« könnte man fragen, »daß Botanybay-Colonie besser gedeiht, als die südamerikanischen Republiken?« Wir wissen hierauf keine bessere Antwort als diese: »weil selbst der englische Sträfling noch einen besseren Begriff von Recht mit in die Colonie bringt, als der ist, zu dem der Spanier in Südamerika auferzogen wird, und weil das Leben der Engländer auf Botanybay durch die Erinnerungen an das Mutterland, durch geschichtliche Traditionen, hauptsächlich aber durch das Beibehalten der alten englischen Formen und Gebräuche, noch immer besseren Stoff zur Verarbeitung bietet, als die entnervten, jedes historischen Zusammenhangs unter sich und mit dem Mutterlande entbehrenden Südamerikaner.«

Ein nicht unbemerkenswerther Umstand ist, daß, wo immer die Engländer oder die Deutschen Fuß faßten, sie alle übrigen Nationen, und zwar auf friedliche Weise, verdrängten, während es den Franzosen und Spaniern mit den unerhörtesten Grausamkeiten dennoch nicht gelang, sich vor der Vermischung mit anderen Racen zu bewahren, die dann ihre Cohäsionskraft schwächte und die Nationalität selbst nach und nach untergrub. Die Engländer und Deutschen, mehr auf ihre eigene Arbeit als auf die von Sklaven oder Miethlingen vertrauend, haben, wo sie sich niedergelassen, in keinem Zweige der Industrie Lücken gelassen, und es so den Einheimischen wie den eingewanderten Fremden unmöglich gemacht, unter ihnen Posten zu fassen oder sie wohl gar zu verdrängen. Die Spanier und Franzosen hingegen haben überall die Herren gespielt und die bezwungenen Massen für sich arbeiten lassen, bis endlich Letztere das verhaßte Joch abschüttelten oder die Sieger zu einem Vergleich zwangen.

Daß es den Engländern nicht an Muth und Genie zu militärischen Eroberungen gebricht, das haben sie in Hindostan und auf den westindischen Inseln hinlänglich bewiesen, auch haben die Deutschen in den Vereinigten Staaten auf den Zügen gegen die Indianer für ihr Eigenthum und im Unabhängigkeitskriege gegen England für ihre Freiheit zu kämpfen gewußt; aber zum Kriege rüsten sich in der Noth auch unedle Naturen; etwas anderes ist es im Frieden nicht zu erschlaffen, mit schöpferischem Geiste und mit Beharrlichkeit die Natur umzugestalten und im nie endenden Kampfe gegen die Elemente den Muth nicht sinken zu lassen. Hiezu gehört nicht bloß eine momentane Begeisterung, Ehrgeiz oder Ruhmbegierde, sondern ein wirklicher moralischer Fond, den wir, ohne parteilich zu sein, nur bei den germanischen Nationen antreffen.

Dieser moralische Fond ist hauptsächlich zur politischen Organisation einer Colonie nothwendig; denn für diese thun bei der Entstehung eines Staates Sitten und Gebräuche mehr als die weisesten Gesetze. Wo nicht ein gewisses Rechtsgefühl bei den niederen Classen vorherrscht, da ist von der juridischen Definition des Rechts, bei der geringen executiven Gewalt in einem noch nicht ganz civilisirten Staate, kein Heil zu erwarten. Dort ist freiwillige Unterwerfung unter das Gesetz oder unter die Norm, die als solches gilt, das unerläßliche Bedürfniß, wenn nicht Alles in Anarchie zerfallen oder die freien Kräfte durch militärische Gewalt gebunden oder gelähmt werden sollen. Nach welchen Gesetzen regieren sich wohl die westlichen Ansiedlungen in den Vereinigten Staaten, als nach den von den Auswanderern mitgebrachten? Bei den Anglo-Amerikanern sind dies die englischen, bei den Deutschen die Erinnerungen an den Brauch der Väter. Erst nachdem sie weit vorgeschritten, Städte, Dörfer und Flecken gebildet und ungeheure Strecken urbar gemacht haben, kommen sie mit den alten Einwohnern in Berührung und vereinigen sich mit diesen — obschon jedesmal unter Beibehaltung ihrer mitgebrachten Formen — zu einem politischen Ganzen. Dies gestattet bis jetzt die Verfassung der Freistaaten und es ist dies gewiß ein Hauptgrund ihres schnellen Aufblühens.

Woher kommt es nun, daß bei dem geringen Zwang, welchen die Constitution der Vereinigten Staaten den verschiedenen europäischen Ansiedlern auferlegt, dennoch nur Deutsche und Engländer größere Ansiedlungen bilden und darin an ihren Sitten und Gebräuchen fest halten? Warum streben Hunderttausende von Franzosen und Spaniern, die in verschiedenen Theilen der Union zerstreut leben, nach keiner politischen Einheit? Offenbar deßwegen, weil sie nicht im Stande sind, unter sich selbst ein Ganzes zu bilden, weil sie nur berufen sind, den einen oder den andern Posten in der Gesellschaft einzunehmen, nicht aber alle zur Gründung eines Gemeinwesens nöthigen

ıaften besitzen. Diese Vielseitigkeit, die-
'ersalgenie, das sich unverdrossen an die
ıg jeder menschlichen Aufgabe macht, ist
rakteristischste Kennzeichen der Germa-
cht im vorzugsweisen Talent für die eine
e andere Sache spricht sich der deutsche
er aus, sondern in seiner Allgemeinheit;
ən deßwegen verstehen ihn andere Natio-
wenig. Die Deutschen brauchen bei der
ilung anderer Völker nur vom Allgemei-
Einzelnheiten einzugehen, was ihnen auch
Regel gelingt, und wodurch sie im Um-
it Fremden bedeutend im Vortheil sind;
Völker hingegen müssen, wenn sie die
en kennen lernen und aus ihrem Umgange
ziehen wollen, die verschiedenen Seiten
ıtschen aufzufassen sich bemühen, wozu
ewöhnlich die Geduld und in vielen Fällen
ıch die Fähigkeit gebricht.

Engländer, welche, wenn gleich nicht so
; als die Deutschen, doch eine gewisse
e Routine — die Folge ihres constitutio-
ebens — vor diesen voraus haben, haben
erdies durch Sprache und Gesittung einen
ən Vorsprung vor allen anderen Einwan-
n den Vereinigten Staaten, und doch ist
r ihnen noch den Anglo-Amerikanern ge-
die dort ansäßigen Deutschen zu verdrän-
r inmitten ihrer Ansiedlungen einen von
n unabhängigen Posten zu fassen. Die
Beharrlichkeit, die unüberwindlichste
and eben jene Allgemeinheit, die sie über-
Ganzes bilden läßt, siegen über alle Hin-
und triumphiren zuletzt über ihre herz-
ı und unternehmendsten Widersacher. Es
wiederum nicht der Widerstand, den die
en zu irgend einer Zeit leisten, son-
Beständigkeit und Gleichförmig-
sselben, welche zuletzt die Gegner ermü-
ihnen den Platz frei machen. Wie könn-
ıt die Deutschen in Amerika auf ihren
Standpunct von Prosperität und politi-
Ansehen gelangt sein, sie, die als arme
e hinüberzogen und ohne Kenntniß der
prache, ohne höhere Cultur, und im be-
ı Ringen gegen den Andrang neuenglischer
r, ganze Staaten gebildet und der Phy-
ie derselben das unverlöschliche germani-
gel aufgedrückt haben. Hätte sich diesen
en frühzeitig ein Stand der Gebildeten
t, wäre die kräftige materielle Basis von
einem kühnen Geiste zu einer großen hi-
n Unternehmung benutzt worden, so wäre
jezt die Gestalt der Union eine ganz an-
dere. Wir wollen aber damit nicht sagen, daß
die Deutschen in Amerika durchaus keine andere
Zukunft haben, als die, welche ihnen durch die
Gemeinschaft mit den Anglo-Amerikanern bereitet
wird; im Gegentheil hegen wir die Ueberzeugung,
daß der einmal vorhandene und bis jetzt rein ge-
bliebene deutsche Kern noch einer weiteren selb-
ständigen Entwickelung fähig ist; wie weit diese
aber gehen und zu welchen Erwartungen sie die
Deutschen wie die Amerikaner berechtigen dürfte,
hängt von Umständen und dem Zusammentreffen
von Ereignissen ab, die sich jetzt noch nicht alle
übersehen lassen, von denen wir aber dennoch
versuchen wollen, die wahrscheinlichsten und wich-
tigsten herauszuheben, um unsern Lesern wenig-
stens einen Ueberblick über das Heer der Mög-
lichkeiten zu gewähren.

Die Staaten, in welchen sich die Deutschen in
Amerika vorzugsweise niedergelassen, sind Penn-
sylvanien, der westliche Theil von Maryland und
Virginien, Kentucky und in neuester Zeit Ohio, In-
diana, Illinois und Missouri. Alle diese Staaten ge-
hören insgesammt zu den fruchtbarsten der Union,
wie denn auch in den Vereinigten Staaten das
Sprichwort herrscht: »*No german settles on a bad
soil.*« Sie bilden zwar in keinem dieser Staaten, mit
Ausnahme von Pennsylvanien, die Mehrzahl; ihr
Einfluß wird aber doch überall dadurch fühlbar,
daß sie auch dort, wo sie die Minderzahl bilden,
in ganzen Districten zu einem mehr oder weniger
vollständigen Ganzen vereinigt sind, und selbst
in den Städten, wo sie gezwungen waren, mit
Amerikanern zusammen zu wohnen, durch ihr Zu-
sammenhalten und durch den Umstand, daß sie
als thätige, arbeitsame Menschen nirgends zu den
ganz armen Classen gehören, als unter sich ver-
bundene Glieder einer Gesellschaft einen wichti-
gen Factor in der Politik wie im bürgerlichen
Leben ausmachen. So bilden zwar die 38,000
Deutsche, welche jetzt in Philadelphia wohnen,
im Verhältniß zu den 200,000 Einwohnern dieser
Stadt, nur eine kleine Zahl; da sie aber in der
Regel unter sich einig und durch die Bande des
Familienlebens gegen die Amerikaner abgeschlos-
sen sind, überdies aber noch einen eigenen, bei-
nahe ganz von ihnen geschaffenen Stadttheil be-
wohnen, so können sie, bei den beständigen Zer-
würfnissen der Amerikaner unter sich selbst, bei
den meisten Wahlen den Ausschlag geben, und
es ist zugleich begreiflich, warum mehrere der
einflußreichsten Parteigänger, um die Stimmen
der Deutschen zu gewinnen, sich in ihrer Nach-
barschaft ankauften.

In Neuyork bilden die Deutschen ganz genau

dieselbe Gesellschaft, wie in Philadelphia, in Baltimore (wo sich die gebildetsten Deutschen niederlassen) desgleichen, und in Pittsburg, wo sie ungefähr das Drittel der ganzen Einwohnerzahl bilden, haben sie seit Jahren die Deputirten nach Harrisburg und die Congreßglieder nach Washington ernannt. Seit vier Jahren ist sogar ein Schiff mit deutschen Emigranten nach Boston (nach derjenigen Stadt, in welcher nicht einmal ein Jude sein Fortkommen findet, dies sagen nämlich die Bostoner von sich selbst, um damit ihren Handelstact und ihre Industrie zu bezeichnen) verschlagen worden; und selbst da, unter den drückendsten Verhältnissen und auf einem dürren Boden, fanden sie ihr Fortkommen, organisirten eine deutsche Gesellschaft unter dem Vorsitze des Herrn Doctor Beck, eines früher nach Amerika ausgewanderten deutschen Lehrers, welcher jetzt Professor der lateinischen Sprache an der Universität Cambridge ist, und erweckten in kurzer Zeit durch ihren Fleiß, ihre Beharrlichkeit und durch ihr Zusammenhalten zuerst die Aufmerksamkeit und endlich die Eifersucht der Neu-Engländer.

Die Irländer, welche in allen bedeutenden Städten der Union in weit größerer Anzahl vorhanden sind, als die Deutschen, bilden, so sehr auch die Amerikaner in Worten und in Zeitungen gegen das ihnen ertheilte Stimmrecht eifern, doch nur große, zum Theil für Geld feile Haufen, die ohne selbständige Politik bald für die eine, bald für die andere Partei stimmen, je nachdem sie sich einem oder dem andern politischen Systeme anschließen, ohne daß sie im Stande wären, durch Gründung einer stabilen Macht irgend ein unabhängiges Princip zu verfechten oder den stets wachsenden Einsprüchen der Eingebornen einen Damm zu setzen. Es gibt in den Vereinigten Staaten, und hauptsächlich im Westen, ein „deutsches Interesse“ (*a German interest*), welches kein politischer Parteigänger, sei er Föderalist, Whig oder Locofoco, anzugreifen wagt, während man die Irländer und ihren Einfluß in allen Zeitungen verspottet, und ihnen geradezu Bestechlichkeit, Trunkenheit und Gott weiß was noch für moralische Fehler vorwirft, während man sich begnügt, die Deutschen sparsam oder auch filzig (*stingy*) zu schelten, weil sie mit weit weniger Speculationsgeist als die eingebornen Amerikaner dennoch vermöglich werden, und selbst im Reichthum ihr schlichtes Wesen und ihre gleichsam angeborne Sparsamkeit beibehalten. Zwar hört man auch hie und da über den unrechtmäßigen Einfluß, den die Deutschen in den mittleren Staaten der Union erlangt haben, sprechen, aber nie ohne den Zusatz: „man darf aber das nicht laut sagen, sonst hat man sie Alle auf dem Hals.“

Wenn in Pennsylvanien oder im Staate Ohio ein neues Gesetz vorgeschlagen wird, so ist die erste Frage immer: „was werden die Deutschen dazu sagen? Wie stellt man es an, daß man damit nicht bei den Deutschen anstößt?“ Hierbei ist noch zu bemerken, daß bei den Deutschen nirgends ein Bestreben sichtbar ist, ihre Macht anders als auf die gesetzliche Art auszubreiten, während man den Irländern z. B. allerlei Kunstgriffe und Manövres zuschreibt, wodurch sie entweder die bestehenden Gesetze umgehen oder sie zu ihren Gunsten auszulegen wissen. Es ist aber eben dieser legitime und deshalb nicht zu bekämpfende Einfluß der Deutschen, welcher die Eifersucht der eingebornen Amerikaner erweckt; denn es vererbt sich derselbe vom Vater auf den Sohn und von diesem auf den Enkel; denn der Besitz und die Gesinnungen der Deutschen sind stetig, während bei den Anglo-Amerikanern Eigenthum und Politik alle Jahre Hände und Köpfe tauschen. Dadurch und durch den Besitz von liegenden Gütern werden die Deutschen in Amerika die eigentlichen Vertheidiger des Conservatismus, statt daß die Amerikaner jedes Jahr neue Versuche anstellen und mit dem Vermögen des Staates wie mit ihrem eigenen mehr oder weniger Spiel treiben.

Man kann annehmen, daß die deutschen Bürger von Amerika die einzigen sind, deren Vermögen sich mit Bestimmtheit angeben läßt; sowie bei ihnen der älteste Sohn noch immer das Gewerbe des Vaters treibt, und dasselbe wiederum seinem ältesten Sohne hinterläßt. Das heißen die Amerikaner freilich „an dem Schmutz der Thürschwelle kleben bleiben;“ es dürfte aber bei Anstellung eines Vergleichs zwischen den Resultaten der deutschen Stetigkeit und der amerikanischen Beweglichkeit das deutsche Verfahren noch immer den Vorzug haben. Es werden zwar Einzelne unter den Deutschen weniger übermäßig reich als unter den Amerikanern, obwohl auch hier genug Beispiele vom Gegentheil anzuführen wären, aber es kommen die Massen um so mehr auf, und es gehen bei dem langsamen Reichwerden die Cardinaltugenden eines Volkes, Rechtlichkeit, Fleiß, Besonnenheit und Nüchternheit, weniger zu Grunde. Auch bereichern sich nicht einzelne glückliche Speculanten auf Kosten vieler Unglücklichen, und es werden bei der größeren Stetigkeit aller Zustände die Menschen selbst weniger abgenutzt. Um sich von der Wahrheit dieses Satzes zu überzeugen,

he man nur eine deutsche Ansiedelung mit merikanischen oder englischen. Da sind alle Häuser von gleicher Größe und ei- tyl; wo man sich hinwendet, erblickt man lichkeit und Wohlstand, nirgends sieht ichthum oder Armuth. „Würden Sie wohl ,“ fragte mich einst ein neuenglischer Ad- der sich in Easton, einer Stadt in Penn- n, gleichweit von Neuyork und Philadel- fernt, niedergelassen hatte, um die dort n deutschen Getraidebauern und Müller en Rechtszustand zu belehren, „würden l glauben, daß in diesem Städtchen mehr ig Deutsche wohnen, wovon Jeder 20,000 werth ist?“ „Ja,“ fuhr er fort, „man diesen Deutschen nicht an, was sie zu- scharren. Aber dafür arbeitet auch Alles, Mutter, Sohn, Tochter und das Gesinde. e das bei uns Jankees möglich! Und dann diese Leute so reich werden als möglich, n deswegen doch nicht mehr aus, wohnen lben Häusern, essen und trinken wie ge- 1 und verändern nicht einmal ihre Klei- Unsern Krämern und Hausirern bleiben : und gar unzugänglich. Wo könnten die 1 und Weiber Zeit zum Putz finden? sie ja den ganzen Tag wie das Vieh auf dem Es kann kein Mensch unter ihnen was n, denn sie drehen jeden Thaler zehnmal sie ihn ausgeben; nur auf ihr Vieh und Scheunen verwenden sie etwas, und wenn t manchmal mit einander Händel kriegten, ten selbst wir Advocaten zusehen und vor Veile uns die Fingerspitzen saugen.“ „Aber doch ehrliche Leute und brave Bürger,“ ich ich ihn. „Das sind sie,“ versetzte er, für gelten sie auch in der ganzen Union. Betteln mit vollen Taschen, was unter ten Eingewanderten so sehr um sich greift, ie sich abgewöhnen.“

mt man in eine neuenglische Niederlas- o findet man die Häuser nicht, wie bei itschen, aus Stein oder Backsteinen ge- ifür sind sie aber auch größer und haben item ein weit zierlicheres Ansehen. Eben die Scheunen meistens nur aus Holz, des- die Kirche, das Schulhaus und die Markt- Alles trägt die Spuren flüchtiger Entste- er scheint nur in einer Uebergangsperiode 1. Höchstens das Wirthshaus oder die g des Kaufmanns sind aus Backsteinen gleichsam als Beweis, daß der größte r Einwohner noch auf der Reise ist, oder jenigen, welche dort ihren beständigen Wohnsitz aufgeschlagen haben, einen großen Theil ihrer Bedürfnisse durch Vermittelung des Handels aus der Ferne beziehen. Wie gänzlich verschieden von dieser ist dagegen eine deutsche Ansiedelung. Da ist Alles auf Jahrhunderte gebaut. Die Häuser sind klein und unbequem, aber von Stein; Kirchen und öffentliche Gebäude jeder Art sind, als ob sie von längst verstorbenen Generationen herrührten; kurz, das Ganze sieht aus, als ob es eine Geschichte hätte und noch künftigen Geschlechtern dienen sollte. Ueberhaupt sind die Neu-Engländer, wie schon Washington Irving bemerkte, mehr die Schanzgräber (*Pioneers*) der Civilisation, während die Deutschen, wohin sie sich wenden, immer gleich Posten fassen.

Was den Fortgang der Deutschen in den Vereinigten Staaten noch besonders bezeichnet, ist, daß er zwar langsam, aber immer gleichförmig ist, und daß verhältnißmäßig nur Wenige zurückbleiben. Wenn man in eine amerikanische Stadt kömmt, so wird man oft stundenlang mit den Biographien der Reichen unterhalten, auf welche die Amerikaner mehr Gewicht zu legen pflegen, als die Franzosen auf ihre Schauspieler oder die Engländer auf ihre Parlamentsredner. Da hört man nichts als von glücklich ausgeführten Speculationen, klug angelegten Plänen und dergleichen; wie ein Herr A bei dieser Gelegenheit 100,000 Thaler gewann, wie B bei einer andern den Grund zu seinem ungeheuren Vermögen legte u. s. w. Allein man beschaue nun auch die Kehrseite dieses Bildes. Man frage, wie viele Familien durch ähnliche Speculationen unglücklich geworden sind. Wie mancher ehrliche Mann, der, hätte er es darauf angelegt, durch Fleiß und Sparsamkeit reich zu werden, ein anständiges Vermögen erworben hätte, statt daß er jetzt mit Weib und Kindern in den Urwäldern des Westens kümmerlich eine Wohnstätte sucht!

Von drei Kaufleuten, welche in Boston oder New-York einen Laden oder eine Schreibstube öffnen, kann man annehmen, daß einer im Laufe der ersten zwei Jahre fallirt, und daß das Falliment des zweiten in weniger als einem Jahre nachfolgt. Dies bedeutet freilich weniger in einem Lande, wo man gewöhnt ist, heute in einem Geschäft Bankerott anzusagen und morgen wieder ein anderes anzufangen, und es gibt sogar Personen, welche nur solchen Kaufleuten Credit geben, die schon mehrmals fallirt und hiedurch Gelegenheit gehabt haben, Erfahrungen zu sammeln; es ist aber doch in diesem schnellen Wechsel von Armuth und Reichthum und von diesem wieder zurück zur Armuth etwas, was den Charakter

daß die Deut-
n Vereinigten
risch gebildeten
zehn Jahren aus
onnen haben. Ab-
ie Sprache in Penn-
rache herabgesunken,
ch die dort ansäßigen
war, bedurften auch die
schen einer numerischen
nicht von der rasch vor-
nerikanischen Bevölkerung
llten. In vielen Districten
Ohios waren zwar noch deut-
Gebräuche bei dem gemeinen
nend; aber die sogenannte höhere
englisch oder anglo-amerikanisch zu-
, und man sprach überhaupt das Deut-
auf dem Felde und an Werktagen, an
nd Feiertagen aber, und in den Gesell-
mmern sprachen wenigstens die Mädchen
nur englisch.
en ungeachtet war der politische Einfluß
schen doch überwiegend, und seit vielen
rwählten dieselben den Gouverneur, Lieu-
ouverneur, und viele der höchsten Staats-
aus ihrer Mitte. Die Delegation des Staa-
nsylvanien im Congreß der Vereinigten
war ebenfalls großentheils aus Deutschen
kömmlingen von Deutschen zusammenge-
owohl auch hier zu bemerken ist, daß sich
gewöhnlich mehr durch Festigkeit und
chkeit, als durch ausgezeichnete Redner-
oder durch Aufstellung genialer Staats-
ı auszeichnete, und ein Aehnliches gilt
nach Harrisburg zur gesetzgebenden Ver-
g von Pennsylvanien gesandten deutschen
en. Was diesen Uebelstand — wenn es
einer zu nennen ist — noch vermehrte,
ssen Beseitigung schwierig machte, das
außerordentliche Eifersucht, mit welcher
merika einmal ansäßigen Deutschen alle
Ankömmlinge (besonders wenn den letz-
gewisser litterarischer Ruf vorhergegangen
wachten, und der geringe Werth, den sie
pt auf europäische Bildung und Civilisa-
en. Die Ursachen dieser Vorurtheile ge-
cht in diesen Aufsatz; auch hat sie Francis
d in seinem Werk: „*The Americans in
ral, political et social relations*“ (deutsch
. G. Cotta'schen Buchhandlung) theilweise
aufgeführt; aber ihre Folgen waren für die historische Ausbildung der Deutschen in Amerika in einem hohen Grade verderblich, indem diese, ungleich den Anglo-Amerikanern, von den Brüsten ihrer Mutter losgerissen wurden, ehe sie sich an denselben satt gesaugt hatten.

Es ist daher sehr erfreulich, daß in letzterer Zeit die deutschen Ansiedelungen in Illinois, Indiana, hauptsächlich aber im Staate Missouri einen Zustand vorzubereiten anfangen, den in Pennsylvanien zur Zeit der ersten Ansiedelungen gewiß Niemand zu hoffen wagte, und wodurch die Deutschen, gegenüber den Anglo-Amerikanern, über kurz oder lang diejenige Stelle einnehmen müssen, wozu sie nicht bloß durch ihren moralischen Charakter, sondern auch durch ihre fortgeschrittene Bildung berufen sind. Damit wollen wir natürlich nicht sagen, daß die Deutschen in den Vereinigten Staaten die Anführer der politischen Parteien werden sollen; denn dazu scheinen sie von der Vorsehung am wenigsten berufen zu sein, im Gegentheil sind die Deutschen ihrer Natur nach conservativ, und bleiben dies auch unter gänzlich geänderten Umständen noch in Amerika; aber eben dadurch bringen sie ein Element in den amerikanischen Staatenverein, das ihm bis jetzt noch abgeht, und das gerade die Deutschen am würdigsten zu repräsentiren im Stande sind. — Jetzt, wo noch Alles jugendlich aussieht, wo ein Princip um das andere niederfällt oder aufsteht, ohne dem Lebenskeim des jungen, aufblühenden Staates gefährlich zu werden, können die Amerikaner immerhin politische Experimente machen und heute umstoßen, was sie gestern aufgebaut, ohne hiedurch das Land, das sie zusammenhält, merklich zu schwächen; es wird aber auch die Zeit kommen, wo die Interessen der verschiedenen Classen der Gesellschaft schärfer abgegrenzt, wo die verschiedenen Glieder des Staates weniger biegsam sein werden, und wo jeder mißlungene politische Versuch dem Staate Wunden schlagen wird, die erst spät und vielleicht nie wieder heilen werden. Wann dieser Zustand, der das Mannesalter eines Staates bezeichnet, eingetreten sein wird, dann wird auch das conservative Princip seinen Rang einnehmen, und die Beharrlichkeit und das Festhalten am Bestehenden, was die Deutschen vor allen anderen Nationen charakterisirt, aufhören, ein bloßes Hinderniß der Beweglichkeit zu sein.

---

123. Was die heutige Generation von den früheren unterscheid

(*G. Duden*, Europa und Deutschland II. [1835] S. 362—366, 368—376.)

Ich beginne diese Arbeit mit der Bitte, sich eine Weile zu besinnen, was die heutige Generation wohl mit der vorigen gemein habe.

Es ist klar, daß soweit sich unsere Verhältnisse und Interessen in den Forderungen des Leibes gründen, sie auch schon früher da waren. — Nur wolle man dabei auf die kleinen Variationen, welche die sog. Sittengemälde hervorzuheben pflegen, kein Gewicht legen. Wie in der Vorzeit die Speisen bereitet wurden, ob man sie sitzend oder stehend, mit Gabeln oder mit Messern genossen, ob der Wein aus Gläsern oder aus Schalen grtrunken wurde, wie die Kleider und Wohnungen aussahen, das kann man Alles auf das genaueste wissen, ohne über die Beurtheilung der Gegenwart das Geringste zu vermögen. — Indeß läßt sich die Aehnlichkeit der Vergangenheit mit der Gegenwart auch über das Leibliche hinaus verfolgen, und so zu dem Resultate gelangen, daß sämmtliche particuläre Interessen, welche die jetzige Generation kennt, der vorigen nicht minder bekannt waren, und dennoch ein Unterschied zwischen beiden Generationen obwalte, der augenscheinlich alle Berechnungen unserer Politiker wie ihre Köpfe selbst verwirret.

Worin besteht dieser Unterschied?

Schwerlich gibt es für ganz Europa eine wichtigere Frage; und darum auch kein niederschlagenderes Zeugniß gegen die neuere Weisheit, als daß bisher so wenig für ihre Lösung geschehen ist. Immer und überall beschränkt man sich auf die Reden von „Aufregung und Spannung«, als ob in solchen nebeligen Andeutungen eine Antwort stecke, die doch allein in der Enthüllung der wahren Wurzeln des Unterschiedes stecken kann. Aber zu eben dieser Enthüllung führen leider nur Betrachtungen, die alle Parteien mehr als Bußbetrachtungen fliehen; und die Bemühungen der Journalisten, Politiker, Lehrer und Priester um die Ursachen der Aufregung und Spannung sind nichts als ein eitles Haschen nach einem Geiste, der der rohen Griffe stets spottet, wo man sich ihm freundlich oder feindlich nähern will. Weder Liberalism noch Anti-Liberalism kann vom Denken dispensiren. Eine auf bloßen Declamationen ruhende Liberalität ist nichts besser als die trägste Illiberalität; wie schon die steten Uebergänge der Fanatiker für Freiheit zum eifrigsten Dienste der Tyrannei oder Fı beweisen. In dem 44. Auszuge habe ich daß in keinem Staate der Parteigeist Neigung zu Neuerungen fehlt. Mit den Wörtern „Factionen und Neuerungssucht" gar nichts erklärt. Warum strebt m Neuerungen? Nach welchen Neuerung man? Wer strebt nach Neuerungen? W sich die Interessen der Strebenden? W das Bestehende? Warum ist man für stehende? Das sind die Rubriken, die all entgegentreten, welche den Aufschluß üb Zustand von oberflächlichen Phrasen hoff Zeit hat ihren Geist, und wer den Un nicht näher bezeichnen kann, dem geb Vorwurf leerer Declamation so gut, als stern mit ihren Bannformeln von Göttlich Teufelei, von Heiligkeit und Unheiligk Christlichkeit und Unchristlichkeit, von und Laster, etc.

Wie weit die Erkenntniß der Charakte rer Zeit bisher reichte, zeigt die ei Vorrede ausführlich genug. Hier ist nun diese Erkenntniß positiv weiterzuförder darum zögere ich auch nicht länger, v gen, was ich selbst denn von jenem gr terschiede entdeckt habe.

Die im 52. Auszuge beschriebene Entwi scale ist das Mittel, was mir eine Annäh dem Zeitgeiste gestattete, scharfe Me daran zu erspähen, vor denen die Benen nes Gespenstes, die es bisher verdien schwindet. Das Hauptmerkmal ist jed ohne sie so auffallend, daß es bei der g Ausdauer von selbst sichtbar wird. Ic das Ringen nach allgemeiner Kl

Indianer und Europäer begreifen die wie sehr unser Zustand von der Klarheit Blickes abhängt. Das gemeinste Sprüch tet: „was ich nicht weiß, das macht n heiß;" und dessen Bedeutung ist keine als daß unsere Interessen zuletzt von uns sicht abhängen. In dem 52. Auszuge i Näheres darüber, und insbesondere die rung, wie von dem Grade der Helle Einsicht ihre verschiedene Trie im Thun und Lassen abhängt, sammt de terung des Satzes, daß die menschliche E lung nur mit und an der steigenden weiterschreitet. Wen das zu der Uebe

laß die höchste Cultur durchaus bedingt der Klarheit über alle menschli- nteressen (weil nur diese Klarheit jene ıerrschaft gibt, ohne welche für die Worte ;ultur« nichts als Scheinwerk und Formen leiben), der wird mir auch beistimmen, h unter jeglichen Charakteren unserer Zeit range nach allgemeiner Klarheit :en Rang einräume. Soweit auf das ge- mit dem Leser verständigt, brauche ich überraschenden Fortgange nur aufzufor- ch fest zu versichern, daß dieser Drang en Aufregung und Spannung nicht fehle, r hoffentlich ein kurzes Besinnen über tichtung und Quelle genügen wird. flüchtiger Blick auf uns selbst lehrt, daß ichtung eigentlich nichts Anderes ist, Streben, nicht länger blind den einzel- pulsen unterthan zu sein, vielmehr zu was jeder Erregung gebühre, wie wie weit ihr nachzugeben sei — nichts , als ein Streben unseres Geistes, zur ıft über die Mannigfaltigkeiten, die gen und bestürmen, zu gelangen, — ein , das allgemeinste Interesse (das In- der Harmonie unserer Natur) gegen die ulären Interessen (gegen die Störungen ırüche und Rücksichten niederer Ordnung) upten.

: Quelle zeigt sich aber einerlei mit eben rimpulse, der unsere Entwickelung über- ›randrängt. In den Einzelnheiten des Le- rumgerissen hat die Menschheit nunmehr ns so viel von ihnen kennen gelernt, sich ı Glauben an ihre Allwichtigkeit zu Dazu konnte es nicht kommen, so ie durch ihre Neuheit die Lebens- überwältigten. Allen particulären ›n gebührt, insofern sie eine Wurzel in Natur haben, auch ein gewisser Werth. elcher Werth ihnen gebühre, das ist bloß ennbar, der sie sämmtlich zu übersehen ; und einer solchen Fähigkeit geht eine her, worin man sich mit den einzelnen ›n an sich zerarbeitet. Erst wenn der iche Geist damit fertig ist, treibt ihn die elung an, was er in den Einzelnhei- t fand, in dem Ganzen zu suchen.

hiemit angegebene Grundcharakter läßt och nur in der sorgsamen Erwägung ge- ıfassen, daß der Drang sich bei den ver- enen Individuen sehr verschieden muß, wie auch daß er bei keinem Indi- alsbald zum Ziele führt, daß bei Nie- manden unmittelbar auf die Dunkelheit heller Tag folgt. Nur damit ergibt sich der Schlüssel zu den vielen Abweichungen in den Ansichten und Meinungen. — Und fügt man dazu die Bemerkung, daß dunklere Ansichten andere Wünsche und Forderungen erzeugen als hellere, so ergibt sich auch leicht der Schlüssel zu den vielen Variationen in den Wünschen und Forderungen; — was endlich zu der Vermuthung bringt, daß alle Veränderungen in den Interessen der vergangenen Generation zuletzt von dem einen Grundcharakter, von demselben Drange nach allgemeiner Klarheit, ableitbar seien.

Vor dem Versuche der wirklichen Ableitung wolle der Leser indeß an die Analogie zwischen der individuellen Entwicklung und der Volksentwicklung zurückdenken, zumal an die Unruhe und das Stürmische, was wir an Jünglingen sehen, die sich im Ringen nach einer höheren Entwicklungsstufe zerarbeiten. Auch dabei erscheint immer ein gewisser Drang nach Klarheit als der Heerd, wovon die Entschlüsse und Anstrengungen ausgehen. Aber wie dies anwendbar ist auf ganze Völker, so ist es nicht minder der fernere Satz, daß der Jüngling so lange steten Stürmen und Verirrungen ausgesetzt bleibt, bis er die Klarheit errungen hat; — woraus unwiderleglich folgt, daß keines der neueren Völker Europa's aus seinen Leiden befreit werden könne, bevor die, welche am Hebel seiner Kräfte stehen, zu jener Erkenntniß der menschlichen Verhältnisse gedeihen, ohne welche weder Klarheit noch Ruhe in ihren eignen Köpfen, geschweige in dem Volksgetriebe, was sie lenken, möglich ist.....

.... Zur Richtung des Dranges nach Klarheit selbst gehört unstreitig das lebendige Interesse an dem, was ihm förderlich oder hinderlich scheint. Und wer an seiner Eigenthümlichkeit noch zweifelnd es von dem Streben nach Belehrung früherer Zeiten nicht unterscheiden kann, den lenke ich bloß auf den Widerwillen, der sich in allen Zweigen des Denkens und Empfindens gegen Machtsprüche und Autoritäten zu äußern beginnt. Wenn sich früher der Forschungstrieb von gewissen Gebieten ruhig zurückweisen ließ, so will die jetzige Generation keine Schranken mehr anerkennen, als die, welche dem eignen forschenden Auge als natürliche Schranken vorkommen.

Zwar äußerte sich im Religiösen schon vor Jahrhunderten eine Abneigung gegen Autoritäten.

Allein eine nähere Prüfung lehrt, daß es keinesweges eine **generelle** war; da ja der protestantische Artikel von dem freien Forschen und freien Glauben durch dieselben Priester, die ihn aufstellten, mannigfach beschränkt wurde. Und so führt die nämliche Prüfung bald zu der Warnung, die Abneigung gegen menschliche Leitung und Autorität überhaupt nicht mit der bloßen Abneigung gegen offenbare **Irreleitung** und **Mißbrauch** der Autorität zu verwechseln. Ein Widerstreben **dagegen** hat mit dem Symptome der **Reife** nichts gemein. Wären die Sitten und Handlungen der römischen Priester besser gewesen, hätte ihre Habsucht nicht den Ablaß für die Zukunft erzeugt und damit Privilegien zu den scheuslichsten Verbrechen, so würde die Menschheit noch lange unter ihrer Leitung geblieben sein. Nur wer auf eignen Füßen stehen kann, verschmähet die Stützung Anderer. Zwar stimmt auch wohl die Eitelkeit und der Taumel zu Emancipations-Versuchen; aber Dergleichen ist weder allgemein noch von Dauer.

Von den früheren Zeichen des Widerwillens gegen **politische** Autorität gilt dasselbe. Sie wurden, von wem und wodurch es auch sei, **hervorgereizt**, nicht durch Mündigkeit hervorgetrieben. Eine solche **politische** Mündigkeit verirret sich so wenig zur Ungebundenheit, als die **religiöse** zur Irreligiosität. Und ähnliche Vorwürfe als die Hierarchie, treffen auch die Organe der **weltlichen** Macht, wenn sie, durch deren Mißbrauch oder ungeschickten Gebrauch, in den Völkern Strebungen zur **politischen** Emancipation hervorreizen, die vor der Reife nur Verzerrung und Unheil gebären.

Ich beharre demnach dabei, daß der Drang nach Belehrung unter uns einen Umfang habe, den unsere Vorfahren nicht kannten; überlasse jedoch die Musterung, wie ihm die von der Vorzeit stammenden religiösen und politischen Institute freundlich oder feindlich begegnen, den Lesern; — um so mehr, da ich nicht eher von unserer äußeren Lage (wozu ich, wohl bemerkt, jene ererbten Institute so gut rechne, als das der äußeren Natur gegebene Gepräge) näher sprechen darf, bevor ich die vollständigen Umrisse desjenigen gezeichnet habe, was an dem Zustande der gegenwärtigen Menschheit von ihrem **eigenen Innern** herrührt; mit andern Worten: bevor ich auch die **übrigen** Eigenheiten dieses Innern, die sich ja sämmtlich als **Producte** des Ringens nach Klarheit darstellen sollen, hervorgehoben habe.

Die gestiegene Einsicht hat freilich auch die

particulären Richtungen und Interes schon früher existirten, etwas veränder davon darf abstrahirt werden; da es z Umrissen hinreicht, von den ganz neu tungen und Interessen zu reden. Unte verdient nun aber den ersten Platz ein unserer Zeit, was sie so hoch über die genheit emporhält, daß es den Verdacht gemeinen Verderbnisses selbst von dem sc Urtheile lärmender Bußprediger erschütte Es ist die **Theilnahme** an dem **Lo serer Nebenmenschen**.

Die Gefühle des Mitleides fehlen zw dem wildesten Räuber der Wüste nicht. das Gefieder des Waldes schaart sich zu wenn Einem ihrer Art ein Schrei der N fährt. Allein eine solche Theilnahme nichts über die allgemeine Richtung. Die schaft der Wilden verstummt bald, wie Kinder, wenn die Begierden des Leibes Widerstreit gerathen; wie sich das freu Spiel der Hunde durch den nackten Zaub Bissens in den grimmigsten Hader ver Eben weil das Interesse an dem Loose Nebenmenschen eines der ersten Krite Cultur und Humanität ist, so konnte nur und Selbsttäuschung einer Zeit Humani Cultur zusprechen, die der Eigennutz strickte, wie das vorige Jahrhundert. auf das deutlichste einzusehen, werfe m einen Blick auf jene Stelle des Volksg wo sich die Kräfte concentrirten; d. h. m die Rücksichten, wonach die **Regierung** fuhren, man frage, warum die Kriege, i dere die Colonialkriege, geführt wurden; die Räubereien der Barbaresken von d Europäern geschützt wurden, die den l der Humanität so gern umhiengen als die Wer hierin aber nur eine Klage wider d lischen Geist der **Cabinette** hört, d ich eine Erscheinung ins Gedächtniß, wov jede Apologie der **Völker** verstummt. W ton ward unstreitig ein Wesen, dessen G gen und Handlungen für das Wohl der l heit ihm die aufrichtigste Verehrung der welt sichern. Und dennoch verzweifelte an der Humanität seiner Zeit so sehr, da seinem Vermächtnisse) den Amerikanern e lichst empfahl, in dem Betragen ganzer auf keine anderen Motive, als die des Eige zu rechnen. Es ist klar, daß wenn der Ei alle **Einzelnen** beherrscht, er auch i **meinsamen** Unternehmungen beherrsch **Washington wurde persönlich so wenig von**

eherrscht, als je ein Lenker der Staaten
i. Auch konnte es ihm nicht entgehen,
gerade deshalb so sehr geliebt und geach-
was wieder bewies, daß seine Mitbürger
leren Interessen nicht völlig verkannten.
nnoch bot ihm der Zustand der großen
it keine andere Aussicht, als daß der letzte
es Ganzen sich bloß durch Selbstsucht
i lasse. Seichte Lästerung mag hieraus
eleg mehr gegen die Amerikaner ziehen.
r wähle die Amerikaner darum zum Bei-
weil just an ihnen am besten zu erken-
, was den Volkslenkern und ihren
ien, und was dem Volke selbst zur
lt. Wer ein Beispiel in Europa fordert,
ke auf Britannien. Ist doch dieses Land
n im Rufe der Gewinnsucht; was ebenso
aber rührt, daß, wo die neueren Völker
waren, sie auch ihre eigennützige Natur
ffenbarten; statt daß bei den unfreien
alischen Theorien der Cabinette dafür
.
ordamerika haben sich die in Europa ent-
en fiscalischen Theorien zwar modificirt,
ir insofern sie das Familienleben zu sehr
i und zum Widerstande reizten. Und man
ja nicht, daß es dazu anderer Interessen
habe, als der gewöhnlichen des vorigen
derts. Dem instinctartigen Familienleben
lie Wohlfahrt des ganzen Staates nie so
igig von der des einzelnen Bürgers, als
Finanzmännern; und wie eigennützig die-
nilienleben auch bisher geblieben ist, so
in Streit mit allen edleren Interessen,
ere abgeschlossenen Finanztheorien, war
Aber darum apotheosire man es nicht,
lle doch diejenige Theilnahme an dem
ler Nebenmenschen, welche sich jetzt
iicht in einer Periode suchen, wo der Men-
ub unter allen europäischen Völkern, die
hatten, als ein tadelloses Gewerbe galt [1]).
ehörte ein allgemeines Vorschreiten
ntwickelung, welches in sämmtlichen
i der germanischen Keimkraft so ziemlich
itig statt hat. — Der menschliche Geist
h zuvor in den Strebungen niederer Ord-
ittigen; erst dann kann er sich ihnen so
twinden, daß sich das Interesse am mit-
n Menschlichen frei über das Interesse an
i Sachen erhebt.
st unnöthig, zu wiederholen, warum die
ngstheorien jenen fiscalischen Charakter
en, daß schon von Alters her die Noth
deren Gütern einen Werth verliehen habe,
der die edleren Interessen sogar in der vollen
Stärke der höchsten Cultur überwältigen müsse;
daß, obgleich diese Theorien ursprünglich aus der
Unfähigkeit zu politischen Reflexionen und einer
Bedrängniß, die dennoch der Reflexionen bedurfte,
hervorgiengen, sie doch nur da zu der heutigen
Verzerrung kommen konnten, wo das Praktische
castenartig vom Theoretischen geschieden ist; daß
je mehr sich die politischen Theorien von der
wirklichen Welt entfernen, sie desto monströsere
Producte gebären, die wieder um so hartnäckiger
von ihren Anhängern vertheidigt werden, je iso-
lirter auch diese von dem praktischen Getriebe
sind. — Ich habe bloß meinen Glauben an die
gestiegene Humanität vor dem Verdachte der
Schwärmerei zu schützen; und dazu genügt
es Gottlob, den Leser zu bitten, sich selbst und
seine Nebenmenschen mit der kurzen Frage zu
prüfen, was man jetzt zum wahren Lebens-
genusse fordere. Die Triebe des Leibes wer-
den zwar immer ihr Recht behaupten, und des-
halb auch die Hoffnungen auf einen Himmel auf
Erden immer zu den Phantasien gehören. Aber
daß die regere Empfänglichkeit für das
Menschliche nicht in dieselbe Rubrik fällt,
bekundet aufs klarste das Phänomen, daß die
Reichen und Wohlhabenden mehr und
mehr in dem Genusse ihres Ueberflusses
durch die Gedanken an die sie umgebende
Noth gestört werden. Man erforsche doch,
ob dabei bloß selbstsüchtige Besorgnisse obwal-
ten, oder ob etwa die Charaktere der Noth so
viel gräßlicher seien, als in den früheren Jahr-
hunderten. Ich habe als Resultat gefunden, daß
die Zahl der Bedrängten zwar mit der Bevölke-
rung sehr gestiegen sei, aber daß das, was die
Bedrängniß an sich steigere, nicht so sehr von
neuen äußeren als inneren Ursachen (verän-
derten Ansprüchen) herrühre, die sich bisher der
Beobachtung ziemlich verbargen. Und darum muß
sich auch meine Erklärung jenes Phänomens dem
sichersten Vorzeichen einer besseren Zukunft zu-
wenden, nämlich dem wachsenden Ueber-
gewicht des Interesses an dem Mensch-
lichen über die Interessen an den ande-
ren irdischen Objecten. — So kehren die
Völker durch das Licht wieder in das Geleise
zurück, worin sie vor Jahrtausenden die Natur durch
dunkle Gefühle leitete. Die alten Germanen
erschienen bei aller kriegerischen Wildheit huma-
ner als ihre Nachkommen; d. h. sie schätzten
den Menschen höher als die Sachen; sie
hiengen mehr an ihren Freunden und Stammge-
nossen als an dem Boden und der Habe. Aber

[illegible]

... seinem weiten Umfange zu ... Zeiten fehlte, und er in de... ... zu Abenteuern glich, als i... ... einer bloßen Neugier. Erst sp... ... die ... Neugier zur beharrliche... ... verlor auch der abent... ...trieb (nachdem er sich in V... ... an Ausdauer gewöhnt ha... ..., welche ihn früher von de... ... Interessen abhielt. In ... Einzelnheiten, einzelnen Zweck... ... Periode war es, wie ge... ... auf äußere Habe und auf die ... ... den Unternehmungsg... ... Nur die Frucht des Strebens ... ... statt nach isolirten ... ... Fesseln zu lösen; ... ein Vorschr... ... beimißt, der kan... ... für die Aender...

... unbefangene Würdigung di... ... Geistern muß lehr... ... äußere Lage sei, das Leben ... mehr nach alter W... ... Aber damit kennt man ... Dazu gehört, ... Menschen eine genau... ... Lage zu verbinden. Und ... den Leser hierin zu unte... ... auf eine Masse ... ... mehr oder weniger übe... ... versperrt.

... die ... Europäer an d... ... Jahrhunder... ... Commentar hin, die ... unserer Voreltern ...

134. Zur Einleitung in die Weltgeschichte.

(Fr. Haug, Die allgemeine Geschichte ... ... gezogen.)

Unter allen Zweigen des historischen Wissens ist unstreitig die allgemeine oder Universal-Geschichte derjenige, welcher das viel... ...se darbietet. Sie beginnt mit der ... als Inbegriff der wichtigsten Thatsachen ...chichte eine der Hauptgrundlagen ... bildet; als ein Schauspiel, dem ... an Mannig... ... Größe keines gleic... ist sie für Erwachsene eine reiche Quelle ... Unterhaltung, nicht minder aber ei... sich zum Gegenstande der ernsteren Erk... sofern sie die Erscheinungen auf ihre tiefste... ...len zurückführen, und vorzugsweise die ... Angelegenheiten und Bestrebungen der ...

ıs Auge zu fassen die wesentliche Bestim-
hat. Es ist der Zweck dieser Einleitung.
ɔbergehung der übrigen historischen Vorbe-
soweit sie nicht besonders hieher gehören,
er Entwicklung des Begriffs der Uni-
ılgeschichte vornehmlich die letztere.
wenig beachtete Seite hervorzuheben.
ː allgemeine Geschichte hat den übrigen hi-
ben Fächern gegenüber das Eigenthümliche,
e sich nicht auf gewisse einzelne Gebiete.
ıme, Seiten der menschlichen Thätigkeit.
z. B. auf die Geschichte der Staaten be-
kt, aus welcher letztern sich höchstens nur
allgemeine politische Geschichte ergeben
, — sondern an sich unbegrenzt, das ge-
e Leben der Menschheit in der Vergangen-
ıch allen seinen Richtungen, die Welt des
kens eben sowohl als die äußern Thaten.
ıde und Schicksale zum Gegenstande hat.
ɛr andern Seite theilt sie mit jeder Special-
chte die Anforderung — und schon ihr Name
sie an (*universalis* von *uni—versus* all—ge-
— die wenn auch unermeßliche Fülle ihres
als unter einer Einheit zu begreifen, und
ɪe dadurch zu einem Ganzen zu verbinden.
können wegfallen, ja schon die Schranken
ɪglichkeit nöthigen dazu, einen größern oder
n Theil derselben auszuscheiden, ohne daß
um aufhörte, den Namen der allgemeinen
chte zu verdienen, wofern nur jene Einheit
aufgefaßt und festgehalten wird: während
liese sie auch bei überfließender Vollstän-
über die Stufe der bloßen Theilgeschichten
cht erheben würde. Diese Einheit — nenne
e nun Gesichtspunct, Thema, Idee etc. —
Band, ihr Gesetz, ihre Seele; nur sie lie-
n Maßstab für die Auswahl des Stoffes, sie
nt ihre Form, sie bedingt ihren Werth so-
ɪr die Beleuchtung der ihr untergeordneten
ɪchen Gebiete, als auch für das praktische
Sie aufzufinden und durchzuführen ist die
lichste Aufgabe des Universalhistorikers,
e ist auch an sich die schwierigste, und
ɪeidlich Mißgriffen ausgesetzt, so lange nicht
ımtlichen Thatsachen zu Tage gefördert,
rt und festgestellt sind. Es wäre lächer-
ɪrum die Universalgeschichte überhaupt ver-
, oder auf künftige Zeiten verschieben zu
: es hieße dies nichts anderes, als das zu
Zeit sich geltend machende Streben der
ft nach Zusammenfassung des Mannigfalti-
ɪht etwa bloß aufs unbestimmte vertagen,
ı auf immer niederschlagen, da der Inhalt
schichte ein unerschöpflicher ist, die For-
schung also nie sich wird rühmen können, am
Ziele zu stehen, und zwar um so weniger, je
selbstgenügsamer sie sich abschließt: denn nur in
dem allgemeinen Zusammenhang erhält die ein-
5 zelne Thatsache ihr Licht und ihre volle Gestalt. —
Ganz auf dieselbe Weise verhält es sich mit der
allgemeinen Geschichte selbst: was sie dazu macht
beruht nicht auf historischem Zeugniß, ist nur bis
auf einen gewissen Grad durch gelehrte Forschung
10 aus ihr selbst hervorgegangen: ein Blick auf ihre
Entwicklung zeigt unwidersprechlich, daß ihre
fruchtbarsten Ideen ihr von außen her zugekom-
men sind, und ihr Verdienst sich am Ende nur
die Anerkennung, Bewährung und Anwendung
15 derselben beschränkt. Als der Gipfel der histori-
schen Wissenschaften reicht sie zunächst in die
höheren Sphären des menschlichen Denkens, Re-
ligion und Philosophie: steht im innigsten Zusam-
menhang mit der gesammten Weltansicht der Zei-
20 ten: wollend oder widerstrebend erfährt sie ihren
Einfluß, durchläuft dieselben Wandlungen, und
ist, wie sie, ein Spiegel der sich fortbewegenden
Zeit.

Merkwürdig ist es hier sogleich, daß die all-
25 gemeine Geschichte dem Alterthum fremd blieb.
Zwar ließe sich an die Weltalter der ältesten Völ-
ker des Orients denken, und in Beziehung dar-
auf behaupten, daß die Universalgeschichte, wie
die Geschichte überhaupt, aus dem Mythus her-
30 vorgetreten sei. Da sie indessen ihrem Grunde
nach bloße Naturperioden waren, die selten ein
rein historischer Inhalt füllte, der über die dürrste
Annalistik, Zahlen, Namen, hinausgegangen wäre,
so erscheinen sie höchstens nur als die ersten
35 formlosen Andeutungen. Umgekehrt verhielt es
sich bei den Griechen; die Urheber der echten,
verständig aufgefaßten und verknüpften Geschichte,
haben sie des Sinnes für die höhere Allgemeinheit
entbehrt. Ihr Element war der Staat, die Pra-
40 gmatie; ihre umfassendsten Werke sind Völkerge-
schichten, um einen speciellen Mittelpunct her
künstlerisch gruppirt, oder, ohne andere Einheit,
als die der Causalität, an den Faden der Zeit-
rechnung aneinandergereiht. Zwar hat schon Po-
45 lybius den Unterschied der allgemeinen und der
speciellen Geschichte erkannt, und den Vorzug
der ersteren treffend gewürdigt: die Theilgeschichte
sei vereinzelt, ohne Zusammenhang und ohne ge-
meinschaftliches Ziel, das allgemeine dagegen (ἡ
50 *καθολου, κοινη ἱστορια*) bilde ein organisches (*σω-
ματοειδης*) Ganzes mit innerer Einheit. Möge man
immerhin alle Staaten und Völker der Erde ein-
zeln aufs genaueste kennen, nie werde man da-
durch zu einer klaren Einsicht in die Gestaltung

es war der Vorzug eines Kindes vor dem Jünglinge. Das von der Hand der Natur geleitete Leben der Kinder spricht uns lieblicher an, als die irren Versuche des Jünglings, in eigner Kraft zu wandeln. Und dennoch ist sein Entwickelungsstand höher. Wohl ihm, wenn er auf dem langen Wege nicht vor der Reife untergeht, und wohl uns, daß ein gnädiges Geschick den germanischen Keimstoff in seiner weit längeren Bahn bis zu der Periode beschützt hat, wo der Stern der helleren Einsicht ihm die Klippen zeigen kann.

Doch ich komme zu einer anderen Frucht des Ringens nach Klarheit, die noch mehr verkannt wird, als die vorige. Es ist die allgemeine Sehnsucht der germanischen Europäer nach einem größeren Wirkungskreise.

Wenn der beschränkte Blick nur particuläre Interessen entdeckt, so können auch nur particuläre Interessen den Thätigkeitstrieb beschäftigen. Wer wüßte nicht, wie sehr noch das praktische Streben der jüngsten Vorzeit auf äußere Habe gieng oder auf Spiele der Eitelkeit, was freilich Ehre hieß. Erst mit der helleren Erkenntniß, wie leer und schaal die in diesen Richtungen lockenden Preise sind, und wie jämmerlich unser Ruf in das irdische Getümmel erscheint, wenn man das ganze Leben hindurch nur um sie gerungen hat, erst damit konnte jener Trieb eine Richtung gewinnen, worin er mehr und mehr den Namen des Unternehmungsgeistes verdient.

Darin offenbart sich eine zweite Analogie zwischen der gegenwärtigen Generation und den alten Germanen. Die alten Germanen wurden von keinen particulären Interessen umstrickt, weil sie sie nicht kannten. Darum äußerte sich ihr Thätigkeitstrieb freier und umfassender, als bei ihren Nachkommen. Nennt man ihn aber deswegen Unternehmungsgeist, so ist wohl zu beachten, daß es seinem weiten Umfange zu s bestimmten Zielen fehlte, und er in dem einer Neigung zu Abenteuern glich, als ihr begier einer bloßen Neugier. Erst spät sich die unstete Neugier zur beharrlicherer begier steigerte, verlor auch der abenteu Thätigkeitstrieb (nachdem er sich in Ver gungskriegen an Ausdauer gewöhnt hatt Unstetigkeit, welche ihn früher von der gung friedlicher Interessen abhielt. Imm es jedoch Einzelnheiten, einzelnen Zwecke in der jüngsten Periode war es, wie gesag Richtung auf äußere Habe und auf die Ph der Eitelkeit, was den Unternehmungsgeis strickte. Nur die Frucht des Strebens na gemeiner Klarheit (statt nach isolirten Ke sen) vermag solche Fesseln zu lösen; un unserer Generation ein Vorschreit dieser Klarheit beimißt, der kann nicht blind sein für die Aenderun Thätigkeitstriebes.

Schon eine unbefangene Würdigung diese derungen in den Geistern muß lehren wie auch die äußere Lage sei, das Leben der Europäer nicht mehr nach alter Weis gehen könne. Aber damit kennt man d triebe selbst noch nicht. Dazu gehört, Prüfung des innern Menschen eine genaue der äußeren Lage zu verbinden. Und be ersten Schritte, den Leser hierin zu unterst stoße ich leider wieder auf eine Masse vo derndem, was mehr oder weniger übera Wahrheit den Weg versperrt.....

[1]) Was alle seefahrenden Europäer an de von Afrika bis ins achtzehnte Jahrhundert haben, reicht ohne Commentar hin, die 1 von der besseren Natur unserer Voreltern streuen.

124. Zur Einleitung in die Weltgeschichte.

(*C. Fr. Haug*, Die allgemeine Geschichte, I. Heft [1841] S. 3—11; 15—17; 30; 47—48. Unvollendet geblieben.)

Unter allen Zweigen des historischen Wissens ist unstreitig die allgemeine oder Universal-Geschichte derjenige, welcher das vielfachste Interesse darbietet. Sie beginnt mit der Schule, wo sie als Inbegriff der wichtigsten Thatsachen der Geschichte eine der Hauptgrundlagen des Unterrichts bildet; als ein Schauspiel, dem an Mannigfaltigkeit und Größe keines gleichk ist sie für Erwachsene eine reiche Quelle render Unterhaltung; nicht minder aber eig sich zum Gegenstande der gereifteren Erke sofern sie die Erscheinungen auf ihre tiefste len zurückführen, und vorzugsweise die h Angelegenheiten und Bestrebungen der M

ein Potestat den größten und besten Theil der Erde inne gehabt, so daß andere Könige nichts gegen ihn haben setzen können;" es veranlaßte ... wie es scheint, zuerst die B...

ten der sogenannten Helden oder vielmehr Weltverwüster, jene Kriegs- ...

gle...
ten,
Jahr...
zuer...
Fran...
neuer...
welche...
Jahrhu...
engli...
story. ...
und fort...
taire (b...
et sur le...
den Ton...
(1761 ff.)
Vorstellun...
Eichhorn...
wissenschaf...
menlich in...
hundert hi...
Nach In...
Weltgesch...
gegen den S...
Ein Haup...
die bisherige...
ungemeine E...
sichtskreises.
Civilisation, ...
haltende Leben...
Wissenschaft.
meiste, womit...
ligt hatte, jene...

FIRST REPORT.

THE SELECT COMMITTEE appointed to control the KITCHEN and REFRESHMENT ROOMS (HOUSE of COMMONS), in the Department of the SERJEANT AT ARMS attending the House, and who were instructed to Inquire and Report whether it is desirable to continue the use of the House of Commons' Dining Room for the Purpose of Entertainments given by the Corporation of London, in accordance with Immemorial Usage, on the occasion of presenting Petitions by the Sheriffs to the House;——HAVE agreed to the following FIRST REPORT:—

THAT considering the increased dining accommodation lately provided for Members, they see no reason for interfering with the immemorial custom of the Corporation of London of giving dinners in the Dining Room of the House of Commons on occasions when the Sheriffs of London present Petitions from the City of London in person.

1 *March* 1882.

Welt-
hten,
icher
ehren
vor-
a all-
inden
und
und
nste,
h ge-
greift.
chte,
rbei-
t un-
Bahn
liche
e an-
Mo-
keit;
mit
Welt-
nicht
usge-
losen
ssen.
chon
ann-
Men-
und
ndige
llge-
griffs
heile
g bei
istlo-

Ge-
n je-
offes,
Leer-
ichte
frü-
heit
dem
auf-
ben-
e als
ver-
chen
lige,
ßten
ern,
kür-

lich ihn zu gestalten, nothwendig verunglücken. So jener Streit zwischen den Anhängern der ethnographischen und der synchronistischen Methode, oder des Real- und Zeitzusammenhanges, die vermittelnde Auskunft durch Abtheilung in Perioden, welche die sämmtlichen Völkergeschichten schonungslos durchschneiden, mit dem Zweck, dem Leser Ruhepuncte darzubieten, daher sie nicht zu kurz und nicht zu lang sein dürfen; die mathematische Symmetrie und tabellarische Uebersichtlichkeit, welche man erstrebte, endlich das Geständniß, daß die ganze Anordnung nur Mosaikarbeit, äußeres Gerüste sei, »willkürlich und gleichgiltig für den von Innen heraus wirkenden Geist« — dies und anderes sind eben so viele Beweise des Mangels an lebendiger historischer Anschauung und künstlerischem Sinne. Einer der schädlichsten Mißgriffe aber war, daß man den Pragmatismus der Alten zum Vorbilde nahm, indem man sich gewöhnt hatte, ihn überhaupt als den Gipfel der historischen Kunst zu betrachten. . .

. . . . . Während so die Weltgeschichte sich durchaus unfähig erwies, zur allgemeinen Geschichte sich zu erheben, schien eine andere Disciplin in die Lücke eintreten zu wollen, die jedoch bei aller äußern Unähnlichkeit auf demselben Boden sich bewegte. Es war die zuerst (1764) von dem Schweizer Iselin aufgestellte, dann von mehreren englischen und deutschen Gelehrten in verschiedenem Sinne bearbeitete Geschichte der Menschheit. Im Allgemeinen kann als ihr Zweck angegeben werden, zu zeigen, wie die menschliche Cultur unter gewissen äußeren Bedingungen des Klimas, der Lebensweise, der Gesellschaft etc. stufenweise von dem Zustande der Wildheit bis zu dem der Civilisation habe fortschreiten müssen. Eigentliche Geschichte war sie nicht, vielmehr eine Sammlung aus Thatsachen verschiedener Art abgezogener Reflexionen; meist verweilt sie bei den vorhistorischen Zuständen der Jäger, Nomaden etc., während von dem Zustande der Cultur, deren Verschiedenheiten gerade die Geschichte bilden, meist nur als von einem und demselben die Rede ist. Seit dem Anfange unseres Jahrhunderts wurde dieses Feld wieder verlassen, indessen war es nicht ohne Frucht für die allgemeine Geschichte geblieben. Fürs erste war der Begriff der Menschheit aus der Zersplitterung der Weltgeschichte, freilich höchst oberflächlich, hervorgehoben, sodann die Idee eines Fortschreitens der Menschheit aufgestellt, eine Idee, die seitdem unter heftigen Anfechtungen mehr und mehr sich geltend machte. Im Mittelalter war übereinstimmend mit den Priesterstaaten des alten Orients, aber gewiß nicht im des Christenthums, die Ansicht von einem des Menschengeschlechts, wenigstens von schon so frühe eintretenden Altern desselbe schend gewesen, daß von Christus an di *decrepita* datirt wurde. Das achtzehnte Ja dert schloß sich auch hier vermöge einer Verwandtschaft den Griechen an, nach w die Menschen aus einem rohen oder selbst ähnlichen Zustande, durch den Beistand d ter, oder durch den Drang der Noth zur C tion emporstiegen. Man war sich der a dentlichen Fortschritte des Zeitalters stolz b sah in weitem Abstande die armseligen V mit welchen der Handelsverkehr bekannt sich gegenüber, nahm sie als das Bild d menschen, und betrachtete die eigene Cul das Resultat der langen stufenweisen En dung. Von dem einen dieser Puncte zu d dern war es leicht, nach Vermuthungen u richten den Uebergangsweg zu verzeichnen es auch keine Schwierigkeit hatte, die No digkeit des Fortschreitens zu beweisen. nicht bloß der Drang des Menschen nach V serung, sondern namentlich die unter de flusse der Ueberlieferung, der Gesellschaft in steigender Progression sich mehrende S von Kenntnissen, Fertigkeiten, Erfahrunge Vervollkommnung der Bildungsmittel, durc che nicht bloß die Fortdauer, sondern au Ausbreitung des Errungenen gesichert wer ließ sich nach diesem Maßstabe, wie vo dorcet (1795) geschehen ist, der Fortschr nahe mathematisch berechnen. Gegen d diese Schlüsse gegründete Behauptung von nothwendigen Fortschreiten der Menschheit ben sich die meisten Historiker vom Fa Entschiedenheit, und zwar, sofern unter M heit die sämmtlichen Erdbewohner verstande den, mit offenbarem Rechte. Die Geschich tet nur das immer wechselnde Schauspiel v hen und Welken, Leben und Tod dar; a räume der Aufklärung folgen Zeiten der Ba wenn die Sonne der Cultur den Einen a ist sie den Andern untergegangen, und ha und Zerstörung hinter sich gelassen. W größere Theil der Erde liegt seit Jahrtau in Unwissenheit und Barbarei begraben, un che Länder scheinen vermöge ihrer natürlich schaffenheit unwiderruflich dazu verdammt zu

. . . . Kehren wir zurück zu der Beg stimmung der allgemeinen Geschichte, so jetzt nicht mehr bloß eine solche, welch ihrem Inhalte nach über das ganze Mens

zu verbreiten hat; indem sie auf die be-
: Weise die Richtung auf das Wesent-
lgemeine in demselben, auf die Mensch-
nt, hat sie die ihr angemessene Form,
hte Einheit gewonnen. Sie ist jetzt die
kelungsgeschichte der Mensch-
..

Daraus ergibt sich die hohe religiöse
g der Universalgeschichte, zumal in der
welche sie durch die Idee der organi-
itwickelung erlangt hat. Es kann jetzt
hr von einem nur gelegentlichen Ein-
iottes in eine abgefallene, ihren eigenen
rderben führenden Wegen überlassene
Rede sein, vielmehr erscheint die ganze
le in ihrem innigen Zusammenhange und
ßartigen Ordnung als sein Werk, des-
lichkeit wir hier wie in der Natur, in
ch die Wissenschaft entdeckten Gesetz-
weit mehr zu bewundern Ursache ha-
in allen jenen noch so wundervollen Ab-
en, so lange sie beziehungslos und ver-
astehen. Auf der andern Seite erhält die
lungsgeschichte erst in Verbindung mit
ehungsidee ihre geistige Verklärung. Das
t nicht mehr das Blindnothwendige, der
cht mehr das Unvernünftige und Gleich-
beide, vereinigt durch den höheren Be-
Zweckmäßigkeit, erscheinen jetzt als die
freie That einer das Kleine wie das Große, die Individuen wie die Menschheit mit gleicher Liebe umfassenden Intelligenz, welche den Keim, den sie geschaffen und begabt hat, in seiner Entwickelung pflegt und fördert, und alle jene auf ihn einwirkenden Zufälligkeiten der äußeren Natur, der Umstände, der Ereignisse und der individuellen Freiheit selbst, in Angemessenheit zu dem vorgesteckten Zwecke, planmäßig lenkt und ordnet. Die Geschichte der Entwickelung der Menschheit wird zur Geschichte ihrer Erziehung. Mit dem stufenweisen Fortschritt steigern sich, wie schon Lessing (1785) angedeutet hat, auch die Erziehungsmittel, eine aufsteigende Reihe in ihrem Ursprung unerklärlicher Offenbarungen, großer Männer, hervorragender Völker, von denen neues Licht und frische Kräfte ausströmen. Die Individualität der letztern erscheint in diesem Zusammenhange als göttlicher Beruf, als ihre welthistorische Aufgabe. Die Krisen, Kämpfe, Zerstörungen, Verfall und Untergang der Völker, welche das Schauspiel der Geschichte verdüstern, wie die Leiden im Einzelleben die Läuterungs- und Stärkungsmittel, die schmerzlichen Uebergänge zu neuem, höherem Leben sind.

Diese Idee ist durch und durch eine christliche, entsprungen aus dem Christenthum, welches selbst das kräftigste Mittel ihrer Verwirklichung und ihr höchster Endzweck ist.

Zur Einleitung in die pragmatische (historische, sociale) Anthropologie.

(*J. F. Herbart*, Psychologie II. [1825] S. 2–4.)

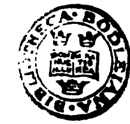
Mensch ist Nichts außer der Gesellschaft.
ig Einzelnen kennen wir gar nicht; wir
ur soviel mit Bestimmtheit, daß die Hu-
hm fehlen würde. Noch mehr: wir ken-
ntlich nur den Menschen in gebildeter
aft. Der Wilde ist uns nicht viel klarer
Thier. Wir hören und lesen von ihm;
fangen sogleich unwillkürlich an, unser
ild in ihm, als einen Spiegel, wieder auf-
. Eine schlechtere Art zu beobachten
nun gar nicht geben; denn wenn das
schleichen irgend einen Sinn hat, so
iesen: in ein fremdes, gegebenes
nen sogleich die alten bekannten
wieder hineinzudenken. Uebrigens,
auch diesen Fehler zu vermeiden stark
ren: wie Viele von uns, die wir uns mit
Psychologie beschäftigen, sind in Neu-Seeland gewesen? Wie Viele haben Gelegenheit, die Wilden in ihren Wohnsitzen zu beobachten? —

Wir müssen uns begnügen, den heutigen gebildeten Menschen zum unmittelbaren Gegenstande unserer Betrachtung zu machen. Aber diesen wenigstens müssen wir so vollständig als möglich auffassen. Er ist ein Product dessen, was wir Weltgeschichte nennen. Wir dürfen ihn nicht aus der Geschichte herausreißen.

In ihm setzt sich eine geistige Production fort, deren Anfang nicht in ihm liegt. Anregungen, die jetzt allgemein an Jeden gelangen, der nicht etwa zu den Zigeunern gehört, waren ursprünglich höchst seltene Erzeugnisse der außerordentlichsten Geister, oder auch großer Massen von Menschen, die sich innig berührten, oder heftig

zusammenstießen. So kann es wenigstens sein, und schon auf die bloße Möglichkeit müssen wir Rücksicht nehmen.

Der Umstand macht, daß man sich einer richtigen Auffassung der psychologischen Thatsachen nicht auf einmal und auf einem geraden Wege fortgehend, sondern nur allmählich, mit abwechselnd hin und her gelenkten Schritten wird annähern können. Der Einzelne ist nicht vollständig aufgefaßt ohne die Geschichte; aber die Geschichte entsteht rückwärts aus der Zusammenwirkung der Einzelnen; und aus diesem Grunde sollte die Psychologie zuerst das Individuum erklären, und erst später zur Geschichte kommen. Allein wir können die Erfahrungsgegenstände nicht aus ihren einfachen Bestandtheilen zusammensetzen; und wie der Krystall zuerst seine Gestalt in einer größeren Masse offenbart, aus welcher dann auf die Grundform der kleinsten Theile geschlossen wird, eben so zeigen sich manche psychologische Gesetze wirklich deutlicher in den großen Umrissen der Geschichte als bei dem einzelnen Menschen; und manche irrige Vorstellungen, deren Widerlegung nicht leicht ist, so lange sie den Einzelnen treffen, entblößen sich von selbst, wenn sie auf ein größeres Ganzes angewendet werden. So ist z. B. das Gleichgewicht von Europa ein längst bekannter Gegenstand, obgleich die Untersuchung über das Gleichgewicht der Vorstellungen in uns Manchem neu und fremd klingen mag. Auch hat, meines Wissens, noch Niemand daran gedacht, einer Familie, oder gar einem Staate, die transscendentale Freiheit beizulegen, während dieser Irrthum in Ansehung des einzelnen Menschen sich unter den Philosophen des Zeitalters in Deutschland allgemein verbreitet hat. — Wir werden daher den einzelnen Menschen nicht bloß vollständiger auffassen, wenn wir ihn als einen Theil des Menschengeschlechts ins Auge nehmen, sondern wir werden ihn auch leichter erkennen, wenn wir zuerst sein vergrößertes Bild im Staate beschauen.



---

126. Einfluss der Beschäftigungsweise auf den Menschen.

(*G. Hartenstein*, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften [1844] S. 364–369.)

Das Meiste, was der Individualität ihr Gepräge gibt, ist zum großen Theile von solchen Umständen abhängig, die erst dann eintreten, wenn Mehrere neben einander leben. Erziehung, Beispiel, Umgang, der ganze Culturzustand, in dessen Mitte der Einzelne aufwächst, das Alles hilft mit, ihn zu dem zu machen, der er ist, und deshalb ist es nothwendig, die Puncte in Begriffen nachzuweisen, um welche sich die Verhältnisse der Einzelnen zu einander bewegen und nach denen sich die Art richtet, wie sie sich durch sie zu einem solchen oder andern Wollen aufgefordert und veranlaßt finden.

Unter diesen Puncten ist jedoch einer, dessen Betrachtung zwar vielfältig eingreift in die Beziehung Mehrerer zu einander, der aber möglicherweise auch schon da eine Bedeutung hat, wo nur der Einzelne für sich allein ins Auge gefaßt wird. Das Individuum nämlich, insofern ihm eine eigene geistige Regsamkeit inwohnt, wird die Zeitreihe seiner Existenz durch irgend eine Art von Thätigkeit[1]) ausfüllen, d. h. es wird sich beschäftigen. Die Thätigkeit ist entweder absichtlich, oder unabsichtlich. Absichtlich ist sie dadurch, daß sie einen Zweck hat, dessen Erreichung ihr Fortschreiten bestimmt; sie ist Arbeit. Zur Arbeit gehört die gleichmäßige Beziehung aller einzelnen Thätigkeitsmomente auf den vorgesteckten Zweck, d. h. Sammlung; die Arbeit ist insofern Gebundenheit an den Zweck, welchen die Absicht vorschreibt. Unabsichtliche Thätigkeit ist Spiel; dieses hat an sich keinen Zweck, es ist möglich bei vollständiger Zerstreuung, es kann selbst in dieser Zerstreuung, in diesem Loslassen der gebundenen Thätigkeit bestehen[2]); alles Spiel will frei sein, sowohl in Beziehung auf die Gegenstände, als auf die Art, wie es sich an und mit ihnen beschäftigt. Es liegt einfach in den Begriffen, daß, wo das Spiel die ausschließende Art der Beschäftigung wäre, alle auf irgend einen Zweck gerichtete Thätigkeit wegfallen würde, folglich auch jede auf die Erreichung eines ethischen Zweckes gerichtete. Nur in dem Systeme des consequenten Eudämonismus könnte das Spielen darauf Anspruch machen, den Ernst der Arbeit gänzlich auszuschließen; ja selbst in ihm würde der Begriff der Arbeit wieder herbeischleichen, indem der Zweck, sich im

ıtze zur Langenweile die Zeit auf die
ıst ergötzliche Art zu vertreiben, als
ıte ethische Aufgabe erscheinen würde.
nere Freiheit dagegen, einschließend die
Ideen, weist unmittelbar auf die Ar-
in; und deshalb kann das Spiel als unab-
ıe Thätigkeit eine ethische Bedeutung nur
gensatze zur Arbeit, als Loslassen
ı durch die Arbeit aufgegebenen Zwecken,
ls Erholung in Anspruch nehmen. Im
nenhange des sittlichen Lebens zerfallen
e Beschäftigungen lediglich in Arbeiten
holungen. Was jedoch die Rücksicht
Ideen fordert, das bewirkt ohnedies in
isten Fällen schon der natürliche Zusam-
ıg der Lebensverhältnisse. Der Mensch
hr häufig arbeiten müssen, auch wo er
ollte; und gerade die Nothwendigkeit ei-
cht freigewählten Arbeit fordert zu
ge auf, welchen Einfluß die verschiedenen
ler Arbeit sammt den verschiedenen Arten
ıolung auf die sittliche Richtung des Wol-
rden gewinnen können.
verschiedenen Arten menschlicher Arbeit
len Gesichtspuncten möglicher Unterschei-
vollständig einzutheilen, würde ein sehr
figes, an diesem Orte überdies zum größ-
eile nutzloses Geschäft sein. Denn so we-
B. die Objecte der Arbeit ganz gleich-
ind für ihren versittlichenden oder entsitt-
en Einfluß, so kommt es doch nicht sowohl
Objecte, als auf den Gedankenkreis an,
lchem eine bestimmte Beschäftigung her-
und auf welchen sie zurückwirkt. Geht
an eben von diesem Gedankenkreise aus,
h in der Arbeit darstellt, und aus ihr, aus
rtrücken des Werkes, seine Nahrung em-
so scheint es, lassen sich zuerst solche
n unterscheiden, deren Zweck in dem
ıkenkreise selbst liegt, auf welchen
beziehen, oder deren Zweck nicht in
Gedankenkreise liegt. Das erste Thei-
ed entspricht seinem wesentlichen Cha-
nach den *negotiis liberalibus*, das zweite
beralibus. Jenes befaßt unter sich Alles,
h entweder auf die Bildung, Anordnung
ntwickelung des Gedankenkreises selbst,
uf dessen Darstellung und Mittheilung be-
lso Alles, was unter dem Begriff der Wis-
ft und der freien Kunst im weitesten Sinne
Worte zusammengefaßt werden kann. Hier
r Zweck der Arbeit innerhalb des Ge-
kreises, in dem sie sich bewegt, sei es
aß er in dem Arbeitenden selbst oder in

einem andern Individuum erzeugt und zur inneren Aneignung und Verarbeitung soll dargeboten werden. Also nicht bloß die Arbeiten des Gelehrten, des Denkers, des Künstlers gehören hierher, sondern auch die des Erziehers, des Lehrers, des Gesetzgebers u. s. f. Das zweite Theilungsglied bedarf, um näher bestimmt zu werden, irgend eines Zweckes, der außerhalb des Gedankenkreises liegt, vermittelst dessen die Arbeit fortschreitet. Dieser Zweck liegt zunächst in dem Systeme der Bedürfnisse und Genießungen, und die Arbeiten dieser Art sind so vielfach gespalten, als dieses System selbst. Wo hier die Arbeit an äußere Sachen gebunden ist, stellt sie sich dar als Gewinnung, Sammlung, Vermehrung und Veredlung der Naturproducte (Landbau, Bergbau, Jagd, Fischerei), oder als Verarbeitung derselben (Handwerke, Manufacturen, Fabriken). Es gibt aber außerdem noch eine Menge von Arbeiten, welche weder in der Erzeugung, noch in der Verarbeitung bestimmter äußerer Sachen bestehen, und sich dennoch auf das System der Bedürfnisse und Genießungen beziehen. Hierher gehört schon Alles, was unter den Begriff des Handels, als des Umsatzes und Austausches der Dinge fällt und mit ihm in Verbindung steht; ferner alle persönlichen Dienstleistungen in Privatverhältnissen wie in öffentlichen, und solche Arbeiten können wieder so mannigfaltig sein als die Art, in welcher Einer des Andern bedarf und dieser den Bedürfnissen jenes absichtlich und regelmäßig zu begegnen sich entschließt. Für die Arbeiten dieser ganzen zweiten Classe wird es von großer Wichtigkeit sein, ob der Gedankenkreis, in welchem sie den Arbeitenden festhalten, ganz und gar abhängig ist von dem fremden Zwecke, den das Bedürfniß, die Noth, die Lust des Gewinnes, die Aussicht auf Genuß, vielleicht sogar fremde Willkür hinstellt, oder ob er wenigstens theilweise etwas von dem in sich aufzunehmen Veranlassung und Gelegenheit gebe, was auf den Namen eines Vorbildes Anspruch machen kann. Denn obgleich jede Arbeit überhaupt die Wirkung hat, daß sie den Menschen an Ordnung und Regelmäßigkeit, an Sammlung und Haltung gewöhnt[3]), daß sie ihm, falls sie nur nicht ganz in der niedrigsten Sphäre der bloßen Anwendung der Körperkraft sich bewegt, etwas zu denken, und überdies das Gefühl gibt, daß er doch zu etwas tauge und nicht ganz unnütz sei; so sind doch große Unterschiede möglich in dem Inhalte und der Richtung der Gedanken, welche die Arbeit fordert, und dieser Einfluß der Arbeit auf die innere Regsamkeit, die sie hervorruft oder unterdrückt, wird

für die Beschaffenheit und Richtung des Begehrens und Wollens mitzuwirken nicht verfehlen. Daß bestimmte Arbeiten auf die Länge dem Arbeiter ein bestimmtes inneres Gepräge geben, ist eine bekannte Thatsache; wenn sie nicht überall gleich deutlich hervortritt, so hat das seinen Grund darin, daß die Arbeiten bei weitem nicht allein die Individualität bestimmen, ja daß diese oft schon eine sehr feste Gestalt angenommen hat, ehe eine gleichförmige Art von Arbeiten sich des Individuums bemächtigt. Jedenfalls werden aber diejenigen Arbeiten den günstigsten Einfluß auf die sittliche Bildung zu gewinnen im Stande sein, welche in der vielfältigsten und innigsten Verbindung mit einem solchen Gedankenkreise stehen, mit welchem die Ideen selbst mit Allem, was sich auf ihre Darstellung im Leben bezieht, zusammenhängen. In solchen Arbeiten liegt eine, das Ganze des Wollens *erhebende*, für das Gute stärkende Kraft; je weiter sie sich von diesem Mittelpuncte der inneren Freiheit entfernen, desto mehr muß man oft froh sein, wenn sie nur keine Veranlassung zur Unsittlichkeit geben, sondern die wilde Rohheit der Begierden wenigstens *beschränken*, und das geistige Leben nicht in enger Einseitigkeit so sehr verdumpfen lassen, daß ein freier Blick auf die sittlichen Urbilder unmöglich wird.

Wo daher von den nothwendigen und unvermeidlichen Arbeiten ein sittlich fördernder Einfluß auf das Individuum nicht zu hoffen steht, da werden die *Erholungen* um so wichtiger. Zwar, wo der Arbeiter die Arbeit frei *wählen* kann, da wird, abgesehen von den Zeiträumen der physischen Ruhe, das Bedürfniß der Erholung im Wesentlichen durch einen angemessenen *Wechsel* der Arbeiten befriedigt werden können, und die Kunst des Lebens besteht dann darin, durch diesen Wechsel dem vollständigen Loslassen von der sittlichen Aufgabe vorzubeugen. Aber je seltener dieser Wechsel freigewählter Arbeiten möglich ist, desto höher ist der Einfluß dessen anzuschlagen, womit der Einzelne, befreit von der Gebundenheit der Arbeit, d. h. zu seiner *Erholung* sich beschäftigt. Bezieht man diesen Einfluß auf den sittlichen Fortschritt oder Rückschritt, so zerfallen die Erholungen in *erhebende* und *abspannende*, d. h. in solche, welche der inneren Regsamkeit eine Richtung auf den Gedankenkreis zu geben im Stande sind, welcher der Tugend geziemt, und in solche, welche den Einzelnen lediglich dem Spiele seiner Phantasie, seiner Launen, seiner Begierden überlassen. Für Tausende von Menschen, die an geistlos monotone, drückende Arbeiten gebunden sind, liegt die einzige Quelle sittlicher Erhebung lediglich in ihren Erholungen, in der Zeit, die sie ihrer Familie, der Freundschaft, einer gebildeten Lectüre, dem Genusse der Natur u. s. w. widmen können; umgekehrt werden die Wirkungen veredelnder Arbeiten oft genug durch den Einfluß abspannender, mit keinem Theile des sittlichen Gedankenkreises in Berührung stehender, vielleicht sogar ihm entgegengesetzter Erholungen aufgehoben; der schlimmste Fall ist der, wo der einförmige Mechanismus der Arbeit mit eben so leeren abspannenden Erholungen wechselt. Die Gladiatorspiele der Römer, die Stiergefechte der Spanier, die Wuth, mit welcher schlechte Romane verschlungen werden, und dem Aehnliches mehr, sind nahe liegende Beispiele von dem entsittlichenden Einflusse gewisser Arten der Erholung; und sowie der Charakter des Menschen sich in dem zu Tage legt, woran er sich in seinen Erholungen ergötzt, so wirken auch diese Ergötzlichkeiten wieder zurück auf die Bildung seines Charakters. Namentlich gilt die Wichtigkeit der Erholungen für die sittliche Bildung der niedern Stände, welche für wahrhaft erhebende Erholungen auch nur empfänglich zu machen schon ein großer Gewinn ist. Denn gerade diesen werden die drückendsten Arbeiten fast überall auf dieselbe Weise von der gleichen Noth aufgebürdet; und nur durch ihre Erholungen ist es oft möglich, ihnen die sittliche Nahrung zuzuführen, die ihnen ihre Arbeiten versagen.

[1]) Die Ruhe, das Nichtsthun, die zwar auch eine Art der Zeiterfüllung ist, wird man nicht wohl eine Beschäftigung nennen können, weil dieser Begriff eben auf der Voraussetzung einer dem Individuum innewohnenden geistigen Regsamkeit beruht.

[2]) Alles Phantasiren ist ursprünglich ein Spielen; ebenso auch ein phantasirendes Handeln. Es können sich aber mitten im Phantasiren Sammelpuncte für den Phantasirenden bilden, auf die er sein Handeln absichtlich bezieht. So nimmt das Spiel theilweise den Charakter der Arbeit an; das gilt auch von manchem Andern, womit Erwachsene halb spielend, halb arbeitend sich beschäftigen.

[3]) Darin liegt der Grund für die Wahrheit des Sprichwortes: „Müßiggang ist aller Laster Anfang." Es gibt aber auch einen *innern* Müßiggang bei äußerer Geschäftigkeit, der bei monotonen und mechanischen Arbeiten oft ganz freien Spielraum findet.

127. Das Freundschaftsverhältniss.

(*Strümpell*, Die Vorschule der Ethik [1844] S. 193—206.)

und Freundschaft verhalten sich zu ein-
e Individualität und Charakter. Sowie
r möglicher Weise, aber nicht nothwen-
dem Boden der Individualität hervor-
von derselben gewisse Bestandtheile in
mmt, andere aber ausscheidet: ebenso
der Liebe die Freundschaft werden, die
auch mit gewissen Elementen derselben
, andere aber als mit ihrem Wesen un-
h zurückstößt. Im Allgemeinen ferner
Erfahrung, daß, gleich dem Charakter,
Freundschaft etwas Seltenes ist, während
, wie die Individualität, in tausend For-
rall gefunden wird. Endlich hat die
aft nicht bloß ein engeres Gebiet, als
, wie der Charakter ein engeres, als die
ität; sondern der Begriff der Freund-
hält auch, gleich dem des Charakters,
er empirische Merkmale, sondern bedarf
zu seiner Bestimmung einer syntheti-
chhilfe des Denkens. Eben deßhalb ist
weifelhaft, ob es ein dem Begriffe voll-
ntsprechendes Freundschaftsverhältniß in
lichkeit gibt, wie derselbe Zweifel vom
galt: es gehört die Freundschaft nur ei-
le nach zu den natürlichen, einem an-
le nach zu den künstlichen Formen der
Receptivität, und muß deßhalb, wie die
sie vor Augen stellt, meistens ihrem
gegenüber für ein Unvollständiges und
ftes gehalten werden.
ist ist klar, daß, wo Freundschaft sein
lestens muß Unterhaltung sein: wer
weile verursacht und uns keine Art von
abgewinnt, kann nicht unser Freund
Diese Unterhaltung ist aber nicht von so
Natur, wie bei der Liebe; verliert sich
t, wie bei dieser, in die Beschaffenheit
nstandes, der die Unterhaltung gewährt,
len Gedankenkreis der zweiten Person,
zwischen den Freunden bleiben die Ob-
Unterhaltung in der Art mitten inne lie-
wie sehr auch von anderen Seiten sich
hl und die Sympathie mit einmischen
h die Urtheile der sich Unterhaltenden
icht gestört, die Gemüther dadurch nicht
g über einander getäuscht werden. So
die Freundschaft, ganz im Gegensatze
, schon in ihrem ersten und geringsten
ler Unterhaltung, Ruhe, Besonnenheit
land.

Die allgemeinste Art der Unterhaltung ist das Gespräch, eine Anknüpfung und Entwickelung zweier Gedankenkreise vermittelst der Rede an irgend einem Objecte. Im Fall nun dasselbe nicht bloß eine Unterhaltung der Art gewähren soll, wie sie etwa zum gelegentlichen und vorübergehenden Verkehr hinreichen würde, sondern um dem Verhältnisse der Freundschaft zu genügen: dürfen offenbar nicht nur die Gegensätze zwischen beiden Gedankenkreisen kein Uebergewicht über das Gleichartige haben, sondern es muß in beiden irgend eine Art gleichen Interesses vorhanden sein, wodurch Jeder durch den Andern sich gehoben oder gefördert fühlt. Dies aber setzt wiederum voraus, daß die Personen des Verhältnisses auf irgend Etwas einen Werth dermaßen legen, daß sie dasselbe einerseits gegen Angriffe und Gegensätze zu wahren, andererseits durch Anschluß an Gleiches und Verwandtes zu halten und zu kräftigen entschlossen sind. Die Freundschaft hat zur Bedingung, daß die Individuen ihre Gedankenkreise schon einigermaßen geordnet, sich eine gewisse Klarheit über sich selbst verschafft, und im Umgang mit Anderen die Erfahrung gemacht haben, daß bei dem Streite, der durch nähere Berührungen der Gedankenkreise unter den Menschen gewöhnlich und fast durchgängig hervorbricht, es für ein Gut zu halten und zu schätzen ist, wenn sie für das, worauf ihr Wollen und ihre Ueberzeugung Werth legt, bei einem Andern Bestätigung und Einklang finden.

Die Freundschaft ist also nach ihrem ersten Factor, der Unterhaltung, gleich wie die Liebe ein Verhältniß, worin zwei Gedankenkreise in einem mehr als gewöhnlichen und nur gelegentlichen oder gleichgiltigen Verkehr mit einander stehen; es hat aber die Unterhaltung in ihr nicht, wie bei der Liebe, im Begehren und Sympathisiren, sondern im Wollen, Reflectiren und Denken ihren Ursprung. Die Liebe ist mit der Uebereinstimmung der Gefühle und Neigungen, mit der Begleitung der Phantasie und Imagination zufrieden und hüpft scherzend und genießend über die Symptome der tiefer liegenden Gegensätze der Gemüther hinweg; die Freundschaft dagegen verlangt eine gleichartige Construction des Wollens, eine Anheftung desselben an ähnliche oder gleiche Objecte, eine Uebereinstimmung der Begriffe, eine convergirende Richtung des Wissens und der Erkenntniß. Desgleichen, während die Unterhaltung im Liebesverhältniß meistens die gleichschwebende,

[illegible] ...ende mehr um sich [illegible] uneigennütziger Güte [illegible] sind die unmit- [illegible] zu verwechseln, worin Wil- [illegible] Freundschaft stehen: sondern [illegible] Begriff verlangt, ist nichts [illegible] hafte Wohlwollen, das [illegible] und Theilnahme des Herzens [illegible] diejenige Aneignung [illegible] Willens durch das eigene unterschei- [illegible] das andere dem ersteren in allen [illegible] bis zur gänzlichen Auf- [illegible].

[illegible] in der Freundschaft [illegible] Wohlwollens herrscht, ist [illegible] affectvoller Stimmung [illegible] Unterhaltung: sie [illegible] weil sie von der [illegible] Wohl des Freundes zu wol- [illegible] Selbstbeherrschung ge- [illegible] ethischen Standpuncte [illegible]. Während die eigentli- [illegible] psychischen Grundbe- [illegible] im Besitze des Gelieb- [illegible] daß sie nicht bloß [illegible] empfindet, sondern [illegible] Besitze wehe thun [illegible] Freundschaftsverhältnisse Beides [illegible] Freund den Freund nicht [illegible] räumliche Entfernung [illegible] Nähe, d. h. in [illegible] daß der bloße Raum weder [illegible] der Gedanken stören noch [illegible] kann, keinen dauern- [illegible] sie kann eben aus einem [illegible] absichtlich herbeigeführt [illegible] Liebe ganz unmög- [illegible] bleibt in der Freundschaft [illegible] Persönlichkeiten unvermindert. [illegible] kann in ihrem Verhält- [illegible] Beleidigung und Wehethun vor- [illegible] insofern als grade diese Frei- [illegible] sollte aus dem Auge ge- [illegible] werden: aber an gegenseitige [illegible] in der Liebe das Verlangen [illegible] dem Besitz und die Eifersucht [illegible] in der Freundschaft nicht zu denken.

Es kann scheinen, als ob in Rücksicht auf das [illegible], den zweiten Factor im Freundschafts- [illegible], dieses selbst aus der Reihe der For- [illegible] der ethischen Receptivität hinausgerückt, und [illegible] Voraussetzung desselben vor dem Sittlichen [illegible] in einen Widerspruch verwickelt würde, [illegible] grade umgekehrt schon ein sittliches Element.

h das Wohlwollen, scheint vorangeben zu
ı, wenn die Freundschaft soll möglich sein.
ıst ist so viel klar, daß, wo die Individuen
'ohlwollen überhaupt in dem angegebenen
leugnen, und der Meinung sind, was man
ne, sei außer den nebenbeilaufenden sym-
schen Regungen in seinem letzten Grunde
in Egoistisches, der Begriff der Freund-
allerdings in diesem Stücke oder vielmehr,
n der Begriff auf allen seinen Merkmalen
, gänzlich aufgehoben und das Verhältniß
unmöglich wird. Für Individuen mit sol-
nsicht gibt es künstliche Verbindungen nur
ıterhaltung oder des Vortheils oder eines
ter liegenden eigennützigen Zweckes we-
ıber keine Freundschaft in der Bedeutung,
: hier gedacht wird und mit der Berufung
e entgegengesetzte Ansicht, daß es ein
ıthin uneigennütziges Wohlwollen geben
nd gibt, gedacht werden muß. Dies Letz-
genommen, löst sich nun aber jener schein-
Viderspruch dadurch, daß das Wohlwollen,
s bei der Bildung des Freundschaftsverhält-
und in demselben vorauszusetzen ist, kei-
s als ein sittliches in dem Sinne braucht
t zu werden, wonach es ein in bewußtvol-
ienntniß aus einem höheren ethischen Prin-
ırgeleitetes wäre; sondern es genügt, daß
'ohlwollen als psychische Thatsache, als
:he Erscheinung im Gemüthe vorhanden ist.
emerke, daß unter dem, was oben der ob-
Theil des Charakters genannt wurde, auch
hlwollende Gesinnung als ein Gegebenes
orgefunden werden, und man wird begrei-
ß hier nicht bloß von der aus einem schon
ı und entschiedenen sittlichen Gesichtspuncte
iteten Ansicht einiger alten Moralisten, wo-
lie Freundschaft nur unter Tugendhaften
iglich sein, mit Recht abstrahirt, sondern
s Thatsache zugestanden werden muß, daß
unter Verbrechern das Wohlwollen sich als
ervorragende Naturkraft äußern und sogar
Züge der Freundschaft kann erblicken

ı dem Gesagten folgt, daß die Freundschaft,
iß ihr Begriff auf eine Verfassung der Ge-
· hindeutet, in welcher die Individuen bis
em gewissen Grade schon über sich selbst,
ıer das gegenseitige Verhältniß ihrer Per-
ıkeiten ins Klare gekommen sind, eine Ver-
g ist, welche zwar durch Zufall, Umstände
ı Einfluß natürlicher Bedürfnisse eingelei-
ıer nur durch Beobachtung, Erprobung und
zur nöthigen Bestimmtheit gebracht wird.
Im Allgemeinen ist deshalb zu behaupten, daß die Freundschaft nur unter Individuen möglich ist, deren Inneres sich schon über den Wechsel der bloßen Individualität erhoben und mehr oder weniger zu einer Charakterform ausgeprägt hat. So lange sich die Individuen noch als unzuverläßig erscheinen, d. h. die theilweisen Uebereinstimmungen der Interessen und der Wollungen keine Bürgschaft für Dasselbe in der Zukunft und in ähnlichen und in anderen Fällen in dem Innern der Gemüther selbst voraussetzen lassen: ist ein Freundschaftsverhältniß unmöglich; sowie andererseits, wenn sich die Individualität und der Charakter noch nicht überwiegend von solchen Seiten zu erkennen gegeben haben, daß sich das natürliche Wohlwollen mehr angezogen, als zurückgestoßen fühlt. Bedarf es nun hiezu, um den nöthigen Grad der gegenseitigen Sicherheit sowohl über das Intellectuelle wie über die Gesinnung zu erhalten, ohne Zweifel der Beobachtung und der Erprobung, so leuchtet ein, daß sich, damit die Wahl entschieden werden könne, außer der Unterhaltung und dem Wohlwollen noch ein anderer Factor geltend machen muß, von dem es abhängt, ob gegen die Antriebe beider keine Einsprache geschieht.

Die Reflexion ist nämlich jetzt an die Stelle zurückgeführt, wo schon oben die Erörterung der Liebesverhältnisse dem Begriffe der Freundschaft begegnete. Dort wurde gesagt, je bewußtvoller bei dem Zusammentreffen zweier Gedankenkreise die Auffassung der eigenen, wie der fremden Persönlichkeit sei, desto mehr und gewisser würden sich auch Urtheile des Beifalls und der Mißbilligung innerlich vernehmen lassen, die das Fremde entweder billigen oder verwerfen, achten oder verachten, sich ihm anzuschließen oder sich vor ihm zu verschließen nöthigen. Diese Urtheile sind es nun unstreitig, welche, indem sie von den Maximen und Grundsätzen, kurz von der Charakterform abhängen, am allerwenigsten Gegensätze und Widersprüche vertragen, und die eben deshalb ganz vorzüglich müssen befriedigt sein, wenn der von der Unterhaltung und vom Wohlwollen aufgenommene und erwiederte Verkehr soll Fortschritte der Art machen können, daß nicht bloß die Gedankenkreise, sondern auch die sie beherrschenden Persönlichkeiten sich gleichsam einander ergreifen und in gegenseitiger Anerkennung einander anziehen. Dabei ist es aber für das Verhältniß als solches völlig gleichgiltig, auf welchen von den ethischen Begriffen sich die Maximen und Grundsätze beider Individulitäten und Charaktere mögen zurückführen lassen: bei aller Verschie-

[illegible]agten unmittelbar folgt, die Freundschaft ein Verhältniß [illegible]st, das aus bewußtvollen und ruhigen An[illegible] des Herzens und des Verstandes, aus über[illegible] und geprüfter Wahl hervorgeht, und des[illegible] Begründung schlechterdings charaktervolle In[illegible] voraussetzt: so fällt doch seine Bildung [illegible] Existenz theilweise auch den Bedingungen [illegible] und der Zeit anheim und läßt sich [illegible] genannten Factoren, Unterhaltung, [illegible] und Beifall, nicht erschöpfend zu[illegible]. Mögen [illegible] Paar Gedankenkreise von [illegible] für einander öffnen und [illegible] ihre gegen[illegible] nicht erst bloß [illegible] vieler [illegible] Beurtheilung über[illegible] Innern erst [illegible] und [illegible] werden kann [illegible] unwillkürliches [illegible] Ansicht [illegible] Ueberzeugungen [illegible] Beurtheilung [illegible] Wirklichkeit [illegible] sondern auch [illegible] Beobachtung [illegible] Täuschung [illegible] Wohlwollen [illegible] Vertrauen [illegible] anzieh [illegible] Zuverlässigkeit erweckt [illegible] Erscheinung [illegible] erzeugt läßt [illegible]

ıt keine Rede), welche aber, wo die
;en gegeben sind, sich ebenso natürlich
wendig einfindet, als, wo Gefahr ist,
Vorsicht oder die Furcht, wo das Gräß-
Widerliche ist, auch der Abscheu oder
nicht ausbleibt. Das unwillkürliche Ver-
eine psychische Naturkraft und gehört
;roße Classe der geistigen Attractionen
lsionen, denen die menschlichen Gemü-
ihrem Zusammentreffen und Verkehre,
zu wissen, warum und weshalb, nicht
ınterworfen sind, als die Körper den
ınden physischen Kräften.
sichtliche Vertrauen, das aus erkannten
und trotz der bewußtvollen Rücksicht
Gedanken einer wenigstens möglichen
ʒ gehegt und festgehalten wird, kann
r nur in einem Zwecke haben, welcher
in dem Begehren liegt, daß das jewei-
ältniß bestehen und fortdauern möge.
:s ist es zwar theils von den gemachten
en überhaupt, theils insbesondere von
:e der Intensität abhängig, welchen das
en und namentlich der Beifall dem Wer-
er Innigkeit des Verhältnisses schon ge-
; muß aber dennoch, eben weil es sich
e Geisteszustände, auf Wollen und Er-
stützt, für wichtiger und energischer
werden, als daß bloß unwillkürliche,
gedankenlose Vertrauen, welches längst
;ehoben, ja in sein Gegentheil verwan-
, wo jenes noch festhält und die Zer-
es Verhältnisses hindert.
ıs folgt, daß, wenn auch bei der Bildung
undschaft anfänglich bloß das unwillkür-
rauen wirksam sein mag, dies doch der
Verhältnisses nicht genügt, sondern je-
Wollen und der Erkenntniß getragene
ı allein im Stande ist, die Haltbarkeit
ltnisses, welche ihm Unterhaltung, Wohl-
ıd Beifall geben, in der Art zu ergänzen,
dasselbe nicht allein diese bis zu einem
er für die Freundschaft zu gering ist,
ingern, sondern auch der Begriff des
ıses selbst eine Lücke in sich tragen

nan das Gesagte zusammen, so bedarf
weiteren Nachweisung, daß die Freund-
weitem mehr Zuverläßigkeit und Dauer
als die Liebe, von welcher ebenso rich-
chön bemerkt ist, daß sie dem Schat-
orgens gleicht, der immer kleiner wird,
undschaft aber im Geiste der Alten dem
des Abends, der wächst, bis die Sonne
des Lebens hinabsinkt; ferner, daß ihr Verhältniß, weil es fast gänzlich auf höhere Geisteszustände hinweist, die seltener sind und sich seltener begegnen, als diejenigen, welche in der Liebe wirken, auch unter den Menschen nothwendig sich auf einen geringeren Theil beschränkt als die Liebe, und endlich, daß auch unter diesem die Wirklichkeit nur in wenigen Fällen dem vollständigen Begriffe entspricht.

Während die Liebesverhältnisse sich fast überall vorfinden und nur an wenigen Gegensätzen völlig scheitern, setzen sich der Bildung der Freundschaftsverhältnisse überall Hindernisse entgegen: die Unterschiede zwischen Mann und Weib, Alt und Jung, Reich und Arm, Herr- und Dienersein u. s. w. sind meistens schon ebenso viele äußerliche Hemmungen, welche der Freundschaft widerstreiten, zu denen die ebenso große Reihe der in den Gedankenkreisen liegenden und aus den Verschiedenheiten der Individualität, des Charakters, der Bildung entspringenden Gegensätze als gleichermaßen einander widerstrebend hinzukommen.

Liegen hierin natürliche Gründe, weshalb die Freundschaft stets nur eine geringe empirische Ausbreitung haben wird, so macht es andererseits doch die Bedeutung ihres Begriffes erklärlich, weshalb der Sprachgebrauch schon von Freundschaft redet, wo vielleicht nur ein einziger Factor des Verhältnisses, oder wo, wenn auch alle, diese doch nur mangelhaft vorhanden sind. Oft gilt schon die Unterhaltung allein für hinreichend, den Titel der Freundschaft herzugeben; oder es ist bloß ein gleiches Wollen einseitiger Art, aber unter gleicher Lage, unter gleichen Hoffnungen und Befürchtungen, welches sogenannte Freundschaften stiftet, die aber besser Kameradschaften heißen, wie dergleichen im Kriege der Soldat, in den Gewerken der Gesell, in den Schulen der Schüler eingeht. Das Wohlwollen ferner ist meistens versetzt mit egoistischen Elementen oder wird verwechselt mit der bloßen Sympathie, in allen Fällen, wo sich vermeintliche Freundschaften auf Gefälligkeiten, Dienstleistungen und Wohlthaten aller Art gründen; am reinsten erscheint es noch in der Gastfreundschaft, die jedoch wegen des zu großen Mangels an den übrigen Requisiten einer Freundschaft auch nur uneigentlich diesen Namen führt. Der Beifall dagegen ist in der Wirklichkeit meistens nur ein einseitiger; wo die ethische Achtung der Freundschaft genügen könnte, fehlt es am logischen oder am ästhetischen Einklang, und umgekehrt; es kommt in dem einen Falle zwar eine Art von

Verbindung der Grundsätze zu Stande, oder in einem anderen Falle ein gewisses gemeinschaftliches Leben im Dienste und im Kampfe für dieselbe Ueberzeugung und dasselbe Princip, oder wiederum in einem anderen Falle eine gewisse Vereinigung in gleicher ästhetischer Beurtheilung und Genießung, kurz, es gibt sogenannte ästhetische, litterarische und Umgangsfreundschaften, die aber um nichts mehr als jene anderen dem Begriffe genügen und meistens in die Classe der Parteiungen und anderer Gesellungen gehören. Das Vertrauen endlich, das zwar, wie die Liebe, in der Zeit der Jugend und der unmännlichen Unerfahrenheit immer bereit ist sich hinzugeben, so daß von Jugendfreundschaften ganz besonders gesprochen wird, muß in der Wirklichkeit leider nur zu oft mit der Verstecktheit, Klugl Vorsicht tauschen, als daß nicht gerade die sogenannten Freundschaften sollten . sten Mangel haben.

Scheint es also, als ob die alte arist Sentenz ὦ φίλοι, οὐδεὶς φίλος! auch heu ihre völlige Giltigkeit hätte, so ist nich weniger zu behaupten, daß die Freundsc hältnisse zu den wichtigsten Formen der e Receptivität gehören, und von ihnen, je n dem Begriffe genügen, gerade die Besch der diesen Begriff feststellenden Merkm desto festere Grundlage eines ethischen von ihnen erwarten läßt. Die Entscheidu über hängt von der Sittenlehre selbst ab.

128. Die Familienverhältnisse.

(*G. Hartenstein*, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften [1844] S. 380—385.)

Ehe größere gesellschaftliche Verbindungen ins Auge gefaßt werden können, fordern die Familienverhältnisse eine besondere Betrachtung. Diese sind ganz eigentlich durch die Natur des menschlichen Daseins bedingt. Während Beschäftigungen, Erholungen und Gesinnungen sich überall werden nachweisen lassen, wo ein Vernunftwesen entweder bloß die Zeitreihe seiner Existenz auszufüllen bestrebt ist, oder sich sein Verhältniß zu andern seines Gleichen, die es betrachtet und mit denen es verkehrt, zum Bewußtsein bringt; während selbst die Dienstverhältnisse nur bei vollkommener Bedürfnißlosigkeit oder bei einer unbeschränkten Fähigkeit jedes Einzelnen, sich seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen, wegfallen würden, wurzeln die Familienverhältnisse in der durch die Verschiedenheit der Geschlechter bedingten natürlichen Fortpflanzung der menschlichen Gattung. Ihre Grundlage ist die Geschlechtsvereinigung der Individuen, und welcher Veredlung auch dieses Verhältniß fähig ist, der natürliche Trieb der Geschlechtsbefriedigung gibt naturgemäß dem Verhältniß der Personen verschiedenen Geschlechts sein specifisch Eigenthümliches. Aber diese Vereinigung allein bildet noch kein Verhältniß, welches als Haltepunct im Laufe des Lebens betrachtet werden könnte; sie könnte nur eine vorübergehende und wechselnde sein; überdies bedarf der Geschlechtstrieb, der zu den stärksten gehört und der größten Ausartung fähig ist, der stärksten und wirksamsten Sch Diese Schranken könnten in der Sitte zu scheinen, welche die beharrliche und au ßende Geschlechtsgemeinschaft geheiligt hab diese Sitte selbst beruht auf Gesinnu welche ihr ursprünglich das Dasein gegebe müssen, und deshalb ruhen jene Schrank sich durch die Sitte allerdings befestigen l entweder unmittelbar in der Gesinnung der deren Natur auf den ausschließenden Besit Gegenstandes geht, oder mittelbar in der sicht auf die Kinder, die schon als die H eines gemeinschaftlichen Besitzes dem Ve eine bindende Kraft geben. Der Begrif Familie als einer beharrlichen Verbind kommt nämlich, eben weil die Grundlage ben die Naturbedingungen der Fortpflanz menschlichen Gattung sind, seine volle Be erst durch den Hinzutritt der Kinder zu de hältnisse der Eltern unter einander, und d sentliche Merkmal des Familienlebens ist wußtsein der unmittelbaren Zusamm hörigkeit auf dem Grunde der natürl Abstammung, dessen Stelle in dieser specifischen Eigenthümlichkeit kein ander fühl vertreten kann. Dadurch erweitert si Begriff der Familie von dem Verhältniß d tern zu einander und dem gegenseitigen zw Eltern und Kindern so weit, als sich der Z menhang der natürlichen Abstammung au

und seitwärts verfolgen läßt, dergestalt
daß die Intensität des Familienbewußtseins
turgemäß nach der Nähe der natürlichen
mung richtet, zwischen Eltern und Kin-
owie zwischen den Geschwistern am stärk-
d innigsten ist, und um so schwächer wird,
r sich der Zwischenraum zwischen diesem
n und der Peripherie der Familie vergrö-
ollen die Beziehungen zu entfernteren Sei-
'andten, oder die Verflechtungen mehrerer
n in einander, die durch Verschwägerun-
s. w. entstehen, einen bedeutenden Grad
nigkeit erhalten, so gehören dazu Gesin-
als Anziehungspuncte der Individuen unter
r, welche von dem Gefühle der natürli-
Zusammengehörigkeit mehr oder weniger
ngig sind.
i Begriffe der Familie entsprechen demge-
le die Formen der Geschlechtsverbindung
ollkommen, welche nur auf der vorüber-
en, zwischen verschiedenen Personen ver-
nen Geschlechts regellos wechselnden Ver-
g beruhen. Würde dieser Wechsel allge-
gedacht, so würde dadurch sogar jede Ten-
ur Familie, als einer beharrlichen, individuell
lossenen Gemeinschaft aufgehoben. Aber
ne beharrliche Verbindung dieser Art, so
ie noch nicht die Mehrheit der Individuen
ießt, also Polygamie ist, hebt eben sowohl
igkeit der Gesinnung zwischen den Eltern,
Bewußtsein der Zusammengehörigkeit auf
unde der gleichen natürlichen Abstammung
Kindern auf. Es scheint überflüssig, die
nachtheiligen Folgen einer solchen Gestal-
es Familienlebens ausführlich zu zerglie-
ie haben ihren Grund zuletzt sämmtlich
daß ein Complex von rein persönlichen
nissen, dessen versittlichende Wirkung
ich auf seiner ungetheilten Innigkeit be-
ach seinen Hauptbeziehungen, denen der
unter einander, der Eltern zu den Kindern
r Geschwister unter einander, aufgelockert
mit unsittlichen Elementen zugänglich ge-
wird. In welcher Art zugänglich, erhellt
unmittelbar aus der Betrachtung dessen,
ein besser geordnetes Familienleben den
hen Haltepunct darbietet.
t man nämlich von der monogamischen
s dem Anfang der Familie aus, so bedarf
keiner Idealisirung dieses Verhältnisses,
lediglich der Voraussetzung, daß die Ehe-
as Verhältniß in der Art, wie es geschlos-
, also als ausschließendes und beharrliches,
t halten wollen, um zu erkennen, daß
hierin nicht nur für die rohe Begierde eine Schranke der Scham, der Zucht, der Ordnung, sondern auch positiv die Quelle eines höchst mannigfaltigen Wollens liegt, welches wenigstens den unbedingten Egoismus ausschließt. Die Vereinigung der wichtigsten Interessen des äußeren Lebens, wie sie die monogamische Ehe einschließt, gibt in der Regel den nächsten Beziehungspunct für die Arbeiten sowohl, als für die Erholungen; sie ist aber, weil eine gänzlich gesinnungslos geschlossene Ehe diesen Namen höchstens um der äußeren Form des Verhältnisses willen verdienen würde, auch die natürliche Veranlassung der Reproduction der Gesinnungen, auf welchen die Fortsetzung des Verhältnisses beruht. Die Gemeinschaft des äußeren Lebens zieht beide Theile in Freude und Leid zur Mitleidenschaft; die Theilnahme ist hier unvermeidlich, und die Theilnahme veredelt sich nirgends leichter zum Wohlwollen, als da, wo das persönliche Wohlgefallen an einander die Individuen ursprünglich zusammenführte. Vollendet sich überdies der Kreis der Familie durch den Hinzutritt der Kinder, so ist die natürliche Zuneigung der Eltern zu den Kindern selbst schon Wohlwollen, und zwar ein Wohlwollen, welches ebenso dem gegenwärtigen Bedürfniß, als dem zukünftigen Wollen des Kindes gilt. Dieser Blick auf die Zukunft des Kindes ist der begleitende Hauptgedanke aller Erziehung, und die Familie ist der natürliche Ort der Erziehung, nicht nur, weil sie der natürliche Ort der allmählig fortschreitenden Entwickelung des Kindes ist, sondern auch weil die Mittel einer so stetigen, leisen, und doch tiefen und nachhaltigen Einwirkung, wie die Erziehung fordert, nirgends so nahe beisammen liegen, von der Gesammtheit der umgebenden Verhältnisse in solchem Grade vorbereitet sind, als hier. Durch dieses Zusammengehören von Erzeugung und Erziehung wird das Familienleben eine der allerstärksten, auf größere gesellschaftliche Verhältnisse einwirkenden Kräfte; es ist, indem die Familie ganz von selbst eine natürlich gegebene Gesellung, das erste, auf constante Naturverhältnisse gegründete Wir darstellt, unmittelbar fähig, sich der Idee der beseelten Gesellschaft zwar in einem engen Kreise, aber um desto reiner und fehlerfreier zu nähern. Denn das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, vermöge dessen jedes Glied der Familie das, was das andere ist, erfährt, hat und erstrebt, nicht theilnahmlos als ein Fremdes betrachtet, sondern das, was die Seinigen angeht, mit zu sich selbst rechnet, enthält die unwillkürliche Aufforderung, die natürliche Ab-

hängigkeit des Schwächeren von dem Stärkeren innerhalb des Familienkreises nicht zum Dienste mit sammt seinem Drucke und seiner, die individuellen Interessen des Herrn und des Dieners von einander abscheidenden Unterordnung werden zu lassen: der Geist des Familienlebens erkennt jeden in den Kreis der Familie Miteingeschlossenen als gleichmäßig zu demselben Ganzen, demselben Wir gehörig an. Darum mildert die Familie die natürliche Abhängigkeit der Frau von dem Manne: in der monogamischen Ehe wird das Weib als wahre und gleichberechtigte Genossin des Lebens geachtet, während jede Form der Geschlechtsvereinigung, der entweder das Ausschließende oder das Beharrliche fehlt, allgemein verbreitet, das weibliche Geschlecht zum Opfer seiner natürlichen Schwäche machen würde, so daß es eine leere Thorheit ist, in der Auflockerung der monogamischen Ehe eine Annäherung an die „Emancipation des Weibes" zu suchen. Aber sie mildert auch die noch viel stärkere, in dem zartesten Alter geradezu als gänzliche Hülflosigkeit sich darstellende Abhängigkeit der Kinder von den Eltern[1]: ja sie mildert sie nicht bloß, sondern sie verwandelt diese Hülflosigkeit in das stärkste Band der Eltern unter einander und an die Kinder. Der Wunsch, die Kinder, das Abbild der eigenen Persönlichkeit, in Zukunft mindestens keine geringere Stufe einnehmen zu sehen, als auf welcher die Eltern selbst stehen, ist die Quelle einer Fürsorge, deren Ziel darin liegt, die Kinder vielmehr zu sich emporzuheben, als unter sich herabzudrücken: und die natürliche Anschließung der Kinder an die Eltern enthält für diese die Aufforderung, jenen wirklich ein Vorbild zu sein, welchem sie sich annähern zu sehen, dem eigenen Wunsche Befriedigung gebe. Indem die Abhängigkeit auf diese Weise von allen Seiten übergeht in ein gegenseitiges Unterstützen, und die einzelnen Glieder der Familie innerlich verschmelzen, darf Jeder, wenn auch auf verschiedene Weise theilnehmend und mitwirkend für das Ganze der Familie, die natürliche Präsumtion des **Rechtes** bei sich ausbilden, daß Keiner sich unwürdig zeige des Ganzen, zu welchem auch er gehört; eines Rechtes, welches verschmäht, sich auf den Zwang zu stützen, sondern welchem das Wohlwollen und die Billigkeit freiwillig entgegenkommt, und dessen Inhalt man eben deshalb vielmehr aus der die Familie zusammenhaltenden Gesinnung, der **Pietät**, d. h. aus der Scheu, das zu stören und zu trennen, was die Natur zusammengefügt hat, als aus besonderen Verträgen und Satzungen wird ableiten wollen. Denkt man sich die Familie von diesen Gesinnungen durchdrungen, so ist sie allerdings nicht mehr bloß Naturverhältniß, sondern sie hat schon sittliche Elemente in sich aufgenommen, aber die Innigkeit, die Stetigkeit, mit welcher diese Elemente innerhalb der Familie zu wirken fähig sind, hängt auch dann noch von dem natürlich gegebenen, specifischen Charakter der Familienverhältnisse ab. Daher denn auch die Verderbniß des Familienlebens in irgend einem Theile dessen, was wesentlich dazu gehört und damit zusammenhängt, fast überall gleichmäßig von sittlichen Rückschritten begleitet wird.

[1] Wo eine solche Abhängigkeit gesetzlich, wie etwa in den Bestimmungen der Römer über die väterliche Gewalt, sanctionirt ist, mildert die Sitte, was dem Geiste des Familienlebens zuwider ist.

---

129. Zur Einleitung in die Theorie des Weltlaufes. — Die Gesellschaft.

(Dasselbe Buch S. 387—407.)

Gesellschaftliche Vereinigungen kommen hier nicht als Aufgaben, deren Inhalt durch einen allen Einzelnen vorgeschriebenen Zweck bestimmt ist, sondern zunächst nur als **Thatsachen** in Betracht. Die Frage ist also jetzt nicht: wie sollten die gesellschaftlichen Vereinigungen der Menschen beschaffen sein, oder wie müßten sie beschaffen sein, um einen bestimmten Werth in Anspruch zu nehmen, sondern: wie sind sie wirklich beschaffen? Und welches sind die Bedingungen, von welchen diese ihre **Naturbeschaffenheit** abhängt? Deshalb darf der Begriff der Gesellschaft nicht gleich von vorn herein auf zu enge Gränzen beschränkt werden. Denn wollte man ihm keine andere Bedeutung verstatten, als die einer **bewußtvoll und absichtlich geschlossenen Vereinigung mehrerer Privatwillen zu einem und demselben Zwecke**, so würde man dadurch zwar eine solche Vereinigung bezeichnen, welche dem Begriff

sellschaft allein vollständig entspricht; al-
m würde sich zugleich die Betrachtung der
faltigsten Mittelstufen zwischen der Isoli-
nd der absichtlichen Vereinigung der Indi-
, und damit die Einsicht in die Entstehung
lative Haltbarkeit auch dieser absichtlichen
gungen abschneiden. Denn thatsächlich
eine Verschmelzung und oft sehr zähe
n der Menschen vor aller absichtlichen
gung der Privatwillen, und die Bildung der
chaft im engern Sinne ist oft nur der Aus-
dafür, daß jene Verschmelzung, die der
nach schon vorhanden war, bewußtvoll aus-
hen und zur Regel des zukünftigen Verhal-
macht wird.

Gründe einer solchen Verschmelzung braucht
icht weit zu suchen; sie liegen in allen
rhältnissen, wo mehrere, die irgendwie
ander in Berührung gerathen, sich gegen-
uf einander dergestalt hingewiesen sehen,
ie gegenseitige Anschließung der eigene
h jedes Einzelnen wird. Sie liegen also
lich in den Bedürfnissen und Geschäften
nschen, in der für jeden Einzelnen vor-
en Unmöglichkeit, für sich allein jene zu
gen, diese auszuführen, sie liegen eben so
in den Neigungen, wie sie aus der natür-
Abstammung, dem Umgange, der Gewohn-
er Sitte sich entwickeln. Ueberhaupt, wie
ichartiges, sich gegenseitig ergänzend Ent-
ommendes, Begegnendes, Förderndes unter
lenge von Individuen verbreitet ist, so viel
zur Gesellung ist vorhanden, falls nur die
Bedingungen des äußeren Lebens ein be-
es Zusammenbleiben und Zusammenwirken
n [1]). So betrachtet, ist die gesellschaftli-
rschmelzung etwas ganz Unwillkürliches,
ig von selbst Entstehendes, im Verlaufe
t sich immer wieder Reproducirendes; ja
häsion der Menschen wird um so inniger
ter sein, je weniger sich hier die Willkür
ht, um an die Stelle des natürlich Gewor-
ein künstlich Gemachtes zu setzen.

gewiß nun aber auch diese natürliche Co-
der Menschen unter einander die Basis al-
ellschaft ist, so entspricht sie allein doch
icht dem strengeren Begriffe der Gesell-
insofern darin die Forderung einer solchen
des gesellschaftlichen Bewußtseins enthal-
, wie sie der Begriff der gesellschaft-
Persönlichkeit bezeichnet. Diesem
genügt weder das bloße Wissen der Meh-
on einander, noch die bloße Negation der
e zwischen ihnen, noch die einfache Iden-
tität der Ansichten, Meinungen, Gesinnungen, Be-
strebungen, welche möglicherweise eine bloße
Vielheit der Exemplare darstellt, noch die gemein-
same Unterordnung unter einen Dritten, wie sie
bei Dienstverhältnissen, noch endlich selbst das
auf einander gegenseitig Rechnen, welches im
Verkehr, in der Theilung und Verbindung der
Arbeiten vorkommt. Alles das bietet natürliche
Anknüpfungspuncte für die Entstehung eigentlich
gesellschaftlicher Verbindungen dar, aber es ist
noch nicht Gesellschaft im engern Sinne. Sondern
die Gesellschaft, welche ein Wir, eine gemein-
same Persönlichkeit darstellen soll, wurzelt in dem
Bewußtsein dieses Wir und in einem aus die-
sem Bewußtsein hervorgehenden Wollen. Diese
Forderung bezeichnet eben die bekannte und ge-
wöhnliche Definition der Gesellschaft: daß sie eine
Vereinigung mehrerer Privatwillen zu einem und
demselben Zwecke sei. Denn in dem Begriffe des
Zweckes liegt es, daß die mehreren Wollenden
nicht nur gemeinschaftlich etwas wollen, sondern
auch wissen was sie wollen, und in diesem
identischen Wissen und Wollen sich als verbun-
den erkennen.

Soll also der Begriff der Gesellschaft theore-
tisch bestimmt werden, so genügt es nicht, wie
oben bei der Aufstellung der gesellschaftlichen
Ideen, den Inhalt jenes gesellschaftlichen Wissens
und Wollens in Musterbegriffen zu bezeichnen,
sondern es müssen die Form und die Bedingun-
gen jenes Wir untersucht werden. Das Wir ent-
spricht für eine Mehrheit von Individuen dem Ich
des Einzelnen; zugleich bietet es für die Unter-
suchung den großen Vortheil dar, der längst auf
die Untersuchung über das Ich hätte Licht werfen
können, daß es keinen Anspruch darauf macht,
der Ausdruck einer reellen Einheit der Vielen
zu sein. Zwei oder irgend wie Viele, die zu sich
selbst Wir sagen, meinen gewiß nicht, daß sie
eigentlich nur Einer seien; es ist auf den ersten
Blick deutlich, daß das Wir nicht in die Sphäre
des Seins, sondern ausschließend in die des Be-
wußtseins gehört. Während daher das Ich durch
den Anspruch, Ausdruck eines Realen zu sein,
der theoretischen Speculation die größten Schwie-
rigkeiten entgegengestellt, deren Auflösung in der
Nachweisung besteht, daß die Ichheit, das Selbst-
bewußtsein, sich in dem mannigfaltigen und wech-
selnden Vorstellungskreise des Individuums bil-
det, aus ihm als ein formaler, den mannigfaltig-
sten individuellen Bestimmungen zugänglicher Be-
griff sich hervorhebt [2]), verräth das Wir in der
Mehrheit der zu ihm gehörigen Individuen so-
gleich die mannigfaltige und veränderliche Grund-

hängigkeit des Schwächeren von dem Stärkeren innerhalb des Familienkreises nicht zum Dienste mit sammt seinem Drucke und seiner, die individuellen Interessen des Herrn und des Dieners von einander abscheidenden Unterordnung werden zu lassen; der Geist des Familienlebens erkennt jeden in den Kreis der Familie Miteingeschlossenen als gleichmäßig zu demselben Ganzen, demselben Wir gehörig an. Darum mildert die Familie die natürliche Abhängigkeit der Frau von dem Manne; in der monogamischen Ehe wird das Weib als wahre und gleichberechtigte Genossin des Lebens geachtet, während jede Form der Geschlechtsvereinigung, der entweder das Ausschließende oder das Beharrliche fehlt, allgemein verbreitet, das weibliche Geschlecht zum Opfer seiner natürlichen Schwäche machen würde, so daß es eine leere Thorheit ist, in der Auflockerung der monogamischen Ehe eine Annäherung an die „Emancipation des Weibes" zu suchen. Aber sie mildert auch die noch viel stärkere, in dem zartesten Alter geradezu als gänzliche Hülflosigkeit sich darstellende Abhängigkeit der Kinder von den Eltern [1]; ja sie mildert sie nicht bloß, sondern sie verwandelt diese Hülflosigkeit in das stärkste Band der Eltern unter einander und an die Kinder. Der Wunsch, die Kinder, das Abbild der eigenen Persönlichkeit, in Zukunft mindestens keine geringere Stufe einnehmen zu sehen, als auf welcher die Eltern selbst stehen, ist die Quelle einer Fürsorge, deren Ziel darin liegt, die Kinder vielmehr zu sich emporzuheben, als unter sich herabzudrücken; und die natürliche Anschließung der Kinder an die Eltern enthält für diese die Aufforderung, jenen wirklich ein Vorbild zu sein, welchem sie sich annähern zu sehen, dem eigenen Wunsche Befriedigung gebe. Indem die Abhängigkeit auf diese Weise von allen Seiten übergeht in ein gegenseitiges Unterstützen, und die einzelnen Glieder der Familie innerlich verschmelzen, darf Jeder, wenn auch auf verschiedene Weise theilnehmend und mitwirkend für das Ganze der Familie, die natürliche Präsumtion des **Rechtes** bei sich ausbilden, daß Keiner sich unwürdig zeige des Ganzen, zu welchem auch er gehört; eines Rechtes, welches verschmäht, sich auf den Zwang zu stützen, sondern welchem das Wohlwollen und die Billigkeit freiwillig entgegenkommt, und dessen Inhalt man eben deshalb vielmehr aus der die Familie zusammenhaltenden Gesinnung, der **Pietät**, d. h. aus der Scheu, das zu stören und zu trennen, was die Natur zusammengefügt hat, als aus besonderen Verträgen und Satzungen wird ableiten wollen. Denkt man sich die Familie von diesen Gesinnungen durchdrungen, so ist sie allerdings nicht mehr bloß Naturverhältniß, sondern sie hat schon sittliche Elemente in sich aufgenommen, aber die Innigkeit, die Stetigkeit, mit welcher diese Elemente innerhalb der Familie zu wirken fähig sind, hängt auch dann noch von den natürlich gegebenen, specifischen Charakter der Familienverhältnisse ab. Daher denn auch die Verderbniß des Familienlebens in irgend einem Theile dessen, was wesentlich dazu gehört und damit zusammenhängt, fast überall gleichmäßig von sittlichen Rückschritten begleitet wird.

[1]) Wo eine solche Abhängigkeit gesetzlich, wie etwa in den Bestimmungen der Römer über die väterliche Gewalt, sanctionirt ist, mildert die Sitte, was dem Geiste des Familienlebens zuwider ist.

---

129. Zur Einleitung in die Theorie des Weltlaufes. — Die Gesellschaft.

(Dasselbe Buch S. 387—407)

Gesellschaftliche Vereinigungen kommen hier nicht als Aufgaben, deren Inhalt durch einen allen Einzelnen vorgeschriebenen Zweck bestimmt ist, sondern zunächst nur als **Thatsachen** in Betracht. Die Frage ist also jetzt nicht: wie sollten die gesellschaftlichen Vereinigungen der Menschen beschaffen sein, oder wie müßten sie beschaffen sein, um einen bestimmten Werth in Anspruch zu nehmen, sondern: wie sind sie wirklich beschaffen? Und welches sind die Bedingungen, von welchen diese ihre **Naturbeschaffenheit** abhängt? Deshalb darf der Begriff der Gesellschaft nicht gleich von vorn herein auf zu enge Gränzen beschränkt werden. Denn wollte man ihm keine andere Bedeutung verstatten, als die einer **bewußtvoll und absichtlich geschlossenen Vereinigung mehrerer Privatwillen zu einem und demselben Zwecke**, so würde man dadurch zwar eine solche Vereinigung bezeichnen, welche dem Begriffe

sellschaft allein vollständig entspricht; al-
n würde sich zugleich die Betrachtung der
'altigsten Mittelstufen zwischen der Isoli-
ıd der absichtlichen Vereinigung der Indi-
und damit die Einsicht in die Entstehung
ative Haltbarkeit auch dieser absichtlichen
gungen abschneiden. Denn thatsächlich
eine Verschmelzung und oft sehr zähe
n der Menschen vor aller absichtlichen
zung der Privatwillen, und die Bildung der
chaft im engern Sinne ist oft nur der Aus-
laftür, daß jene Verschmelzung, die der
ıach schon vorhanden war, bewußtvoll aus-
hen und zur Regel des zukünftigen Verhal-
macht wird.

Gründe einer solchen Verschmelzung braucht
cht weit zu suchen; sie liegen in allen
rhältnissen, wo mehrere, die irgendwie
ınder in Berührung gerathen, sich gegen-
uf einander dergestalt hingewiesen sehen,
e gegenseitige Anschließung der eigene
ı jedes Einzelnen wird. Sie liegen also
lich in den Bedürfnissen und Geschäften
ıschen, in der für jeden Einzelnen vor-
ın Unmöglichkeit, für sich allein jene zu
gen, diese auszuführen, sie liegen eben so
ı in den Neigungen, wie sie aus der natür-
Abstammung, dem Umgange, der Gewohn-
ır Sitte sich entwickeln. Ueberhaupt, wie
ichartiges, sich gegenseitig ergänzend Ent-
ımmendes, Begegnendes, Förderndes unter
enge von Individuen verbreitet ist, so viel
ur Gesellung ist vorhanden, falls nur die
Bedingungen des äußeren Lebens ein be-
es Zusammenbleiben und Zusammenwirken
n [1]. So betrachtet, ist die gesellschaftli-
rschmelzung etwas ganz Unwillkürliches,
g von selbst Entstehendes, im Verlaufe
t sich immer wieder Reproducirendes; ja
ıäsion der Menschen wird um so inniger
ler sein, je weniger sich hier die Willkür
ht, um an die Stelle des natürlich Gewor-
ın künstlich Gemachtes zu setzen.

gewiß nun aber auch diese natürliche Co-
der Menschen unter einander die Basis al-
ellschaft ist, so entspricht sie allein doch
cht dem strengeren Begriffe der Gesell-
insofern darin die Forderung einer solchen
des gesellschaftlichen Bewußtseins enthal-
wie sie der Begriff der gesellschaft-
ı Persönlichkeit bezeichnet. Diesem
genügt weder das bloße Wissen der Meh-
ın einander, noch die bloße Negation der
e zwischen ihnen, noch die einfache Iden-
tität der Ansichten, Meinungen, Gesinnungen, Be-
strebungen, welche möglicherweise eine bloße
Vielheit der Exemplare darstellt, noch die gemein-
same Unterordnung unter einen Dritten, wie sie
bei Dienstverhältnissen, noch endlich selbst das
auf einander gegenseitig Rechnen, welches im
Verkehr, in der Theilung und Verbindung der
Arbeiten vorkommt. Alles das bietet natürliche
Anknüpfungspuncte für die Entstehung eigentlich
gesellschaftlicher Verbindungen dar, aber es ist
noch nicht Gesellschaft im engern Sinne. Sondern
die Gesellschaft, welche ein Wir, eine gemein-
same Persönlichkeit darstellen soll, wurzelt in dem
Bewußtsein dieses Wir und in einem aus die-
sem Bewußtsein hervorgehenden Wollen. Diese
Forderung bezeichnet eben die bekannte und ge-
wöhnliche Definition der Gesellschaft: daß sie eine
Vereinigung mehrerer Privatwillen zu einem und
demselben Zwecke sei. Denn in dem Begriffe des
Zweckes liegt es, daß die mehreren Wollenden
nicht nur gemeinschaftlich etwas wollen, sondern
auch wissen was sie wollen, und in diesem
identischen Wissen und Wollen sich als verbun-
den erkennen.

Soll also der Begriff der Gesellschaft theore-
tisch bestimmt werden, so genügt es nicht, wie
oben bei der Aufstellung der gesellschaftlichen
Ideen, den Inhalt jenes gesellschaftlichen Wissens
und Wollens in Musterbegriffen zu bezeichnen,
sondern es müssen die Form und die Bedingun-
gen jenes Wir untersucht werden. Das Wir ent-
spricht für eine Mehrheit von Individuen dem Ich
des Einzelnen; zugleich bietet es für die Unter-
suchung den großen Vortheil dar, der längst auf
die Untersuchung über das Ich hätte Licht werfen
können, daß es keinen Anspruch darauf macht,
der Ausdruck einer reellen Einheit der Vielen
zu sein. Zwei oder irgend wie Viele, die zu sich
selbst Wir sagen, meinen gewiß nicht, daß sie
eigentlich nur Einer seien; es ist auf den ersten
Blick deutlich, daß das Wir nicht in die Sphäre
des Seins, sondern ausschließend in die des Be-
wußtseins gehört. Während daher das Ich durch
den Anspruch, Ausdruck eines Realen zu sein,
der theoretischen Speculation die größten Schwie-
rigkeiten entgegengestellt, deren Auflösung in der
Nachweisung besteht, daß die Ichheit, das Selbst-
bewußtsein, sich in dem mannigfaltigen und wech-
selnden Vorstellungskreise des Individuums bil-
det, aus ihm als ein formaler, den mannigfaltig-
sten individuellen Bestimmungen zugänglicher Be-
griff sich hervorhebt[2]), verräth das Wir in der
Mehrheit der zu ihm gehörigen Individuen so-
gleich die mannigfaltige und veränderliche Grund-

lage, auf welcher es beruht; es verräth, daß es keine reelle Einheit der Vielen, sondern nur eine bestimmte **Beziehung** derselben auf einander bezeichnet. Diese Beziehung braucht keineswegs das gesammte Wissen und Wollen jedes Einzelnen zu erschöpfen; es reicht hin, wenn irgend welche Theile seines Wissens und Wollens den Punct der Beziehung der Vielen auf einander bilden. In diesem Puncte müssen sie sich wie Radien in einem gemeinschaftlichen Centrum begegnen. Aber nicht nur begegnen und auf einander hinweisen müssen sie, sondern auch dieses Hinweisen **bemerken** und **inne werden**; und eben indem dieses auf einander hinweisen bemerkt wird, entsteht das Wir, die gesellschaftliche Persönlichkeit. Diese gegenseitige **Apperception** macht bei dem Wir viel weniger Schwierigkeit als bei dem Ich; denn bei diesem ist sie eine innere der Vorstellungsmassen unter einander, beim Wir ist sie für jedes im Kreise der Gesellschaft eingeschlossene Individuum eine äußere, sich in den Berührungen derselben unter einander leicht erzeugende.

Den **Inhalt** des gesellschaftlichen Selbstbewußtseins bestimmt demgemäß der Inhalt des gemeinschaftlichen Punctes, **in welchem** sich die Einzelnen begegnen. Es gibt folglich, wie die Erfahrung in jedem Augenblick bestätigt, ein höchst mannigfaltiges Wir für jeden Einzelnen, je nachdem seine Beziehungen auf andere in verschiedenen Puncten mit denen jener auf ihn sich begegnen. „Wir Menschen, wir Männer, wir Kaufleute, wir Familienväter, wir Landsleute, wir Volksvertreter" u. s. w., solche Ausdrücke sind nahe liegende Beispiele von der vielfachen gemeinschaftlichen Persönlichkeit, durch welche ein und dasselbe Individuum sich mit andern verknüpft fühlt. Sehr leicht nun wird diese gemeinschaftliche Persönlichkeit nicht bloß durch ein ruhiges, gleichbleibendes Verhältniß eines gemeinschaftlichen Wissens, sondern auch durch ein gleiches **Streben**, durch einen erst durch fortgesetztes **Wollen** und **Handeln** zu erreichenden Zweck bestimmt sein können; und daraus erklärt sich die Thatsache, daß es für jeden so vielfache gesellschaftliche Anschließungen geben kann, wie vielerlei Zwecke es für ihn gibt. Deshalb ist unmittelbar gar nicht zu erwarten, daß alle Privatwillen in eine **einzige** Gesellschaft verschmelzen werden, sondern der natürliche Bildungsgang der Gesellschaft ist zunächst auf die Entstehung **mehrerer** kleinerer Kreise beschränkt, welche allerdings, **nachdem** sie sich gebildet haben, zu einem größeren gemeinschaftlichen Ganzen verschmelzen **können**. Allgemein ausgedrückt: indem die Einzelnen mit ihren Meinungen, Wünschen, Gefühlen, Interessen, Bestrebungen eingehen in gesellschaftliche Verbindungen, **zerlegt** die Individualität dessen, **womit** sie in diese verschiedenen Verbindungen eingehen, ganz von selbst das Wir so vielfach, als wie vielfach jene individuellen Bestimmungen sind; ebenso zerlegt aber auch das Wir die individuelle Ichheit jedes Einzelnen, indem jede der Gesellschaften, welchen er möglicherweise angehört, besondere Ansprüche an ihn macht[3]); ja die verschiedenen gesellschaftlichen Persönlichkeiten zerlegen einander gegenseitig durch die Individuen, die an mehreren derselben Theil nehmen.

In der Mannigfaltigkeit des Wir liegt ein mannigfaltiges **Nicht-Wir**. Was von den Wünschen, Interessen, Bestrebungen des Einzelnen **nicht** eingeht in die Vereinigung mit andern, bleibt isolirt, ist der Träger, der Ausdruck des individuellen Wollens als solchen. So wie hierdurch der Privatwille des Einzelnen gegenübertritt dem gemeinschaftlichen Wollen in der Gesellschaft, so ist durch die Unvereinbarkeit dessen, was Jeder für sich selbst will, mit dem, was Andere wollen, die Möglichkeit **gegenseitiger Hemmungen** durch einander gegeben. Vorausgesetzt wird dabei, daß die Privatwillen sich in einer gemeinschaftlichen Sphäre ihres Wollens und Handelns begegnen, innerhalb deren sie sich **nicht ausweichen können**; dann aber entsteht die Hemmung als eine Negation **zwischen** ihnen so oft und so vielfältig, als der Effect ihres Wollens durch die Effecte eines gegenüberstehenden Wollens verkümmert wird. Die Hemmung bezeichnet, ohne gerade nothwendig in den **Streit** ausbrechen zu müssen, die Differenz zwischen dem Effecte des Wollens, der in die Wirklichkeit tritt, und dem Effecte, den das Wollen gehabt haben **würde, wenn nicht** die hemmende Kraft gegenübergestanden hätte. Seiner Natur nach wirkend gegen die Hemmung wird nun das Wollen an ihr zur **Kraft**, und zwar zur **strebenden** Kraft, und wo die Interessen der Menschen, vielfach gespalten, theils einander entgegenkommen und zur Verschmelzung geeignet sind, theils aber auch unvereinbar zusammentreffen, wird sich ein verwickeltes Schauspiel verschlungener Verschmelzungen und Hemmungen darstellen. Wahrhaft verschmelzen kann überhaupt nur das, was von der Hemmung nicht berührt wird oder von ihr übrig bleibt[4]), und dies gilt ebensowohl von den einzelnen als von größeren Gruppen, in welchen diese unter einander in gewisser Hinsicht schon verschmolzen sind.

det man nun diese einfachsten Grundbegriffe
e Menge von Individuen an, so wird die
Weise, wie sich unter ihnen in größeren
eineren Gruppen das Wir im Gegensatz
ı, das gesellschaftliche Wissen und Wollen
ıer dem individuellen jedes Einzelnen ge-
befestigt, verändert, umbildet, das Ge-
roduct aus den Verschmelzungen und Hem-
sein, welche aus dem gesammten Wollen
inzelnen hervorgehen. Wie weitgreifend
ıuch der Begriff der Gesellschaft ist, in
besonderen Bestimmungen kann er gar
ıne Rücksicht auf das, was in den Indi-
welche eingeschlossen sind in den Kreis
ellschaft, nicht zur Einheit des gesell-
hen Bewußtseins verschmilzt, verstanden
Innerhalb dieser Grenzen stellt jede
haft das Schauspiel einer Masse für und
inander wirkender, physischer Kräfte dar,
innere Schicksal der Gesellschaft hängt
Zahl, der Größe, der Beschaffenheit, den
ıissen, den Veränderungen dieser in ihr
en Kräfte ab. Sollte es jemals gelingen,
ıleitung der Psychologie diese innere Dy-
ler gesellschaftlich wirkenden Kräfte nach
ɔestimmten Gesetzen theoretisch kennen
en, so würden diese Gesetze auf eine
esellschaft so gut, wie auf die Rechtsge-
ft, auf eine Erholungsgesellschaft so gut,
die beseelte Gesellschaft anwendbar sein
denn alle diese Gesellschaften unterschei-
ı nicht dadurch von einander, daß sie eine
ıaftliche Persönlichkeit zu repräsentiren
h machen, sondern in dem, was dem
ıaftlichen Gesammtwollen seinen Inhalt,
el, die Bahn seiner Thätigkeit vor-

sehen von allen Unterschieden dieser Art
h nunmehr genauer angeben, was allge-
dem theoretischen Begriffe der Gesell-
egt. Zuerst ist unmittelbar deutlich, daß
ellschaftliche Einheit, wie innig man sie
h denken möge, immer nur eine ideale
Gesellung als solche liegt in der Sphäre
tigen Lebens, des Bewußtseins, wie sehr
s, was in sie hineintreibt und auf ihre
ng einwirkt, von äußeren Verhältnissen
n möge. Die wahren Elemente, welche
ellschaft wirklich constituiren, sind und
daher die Privatwillen, und es ist
ls eine leere Abstraction, die Gesellschaft,
ie ohne die Privatwillen noch irgend et-
e, von diesen loszureißen. Der allge-
gesellschaftliche Wille existirt als wirk-
licher Wille nur in den Individuen, die die Gesellschaft bilden; und der allgemeine Geist, der die Gesellschaft beseelen mag, ist nichts als der Gesammtausdruck für den Geist aller Einzelnen, insofern sie sich an einander anschließen, und für einen gemeinschaftlichen Zweck wirken und handeln. Obgleich daher Niemand mit einem andern als mit seinem eigenen Wollen eingehen kann in die Gesellschaft, so gilt er doch für diese nur insofern etwas, als er sein eigenes Wollen dem gesellschaftlichen Zwecke widmet, unterordnet, ja sogar, sofern ein anderes Wollen in ihm jenem Zwecke vielleicht zuwiderläuft, dieses aufzuopfern bereit ist. In dieser Beziehung des Wollens auf dem bestimmten Zweck einer Gesellschaft verräth sich sogleich der zweite Factor, der zu ihrem Begriffe gehört, nämlich das Bedürfniß gewisser Formen, durch welche das Verhältniß der Privatwillen zu dem gesellschaftlichen Zwecke bezeichnet und geordnet werde. Die Formen könnten scheinen der Willkür anheim zu fallen; manche Formen mögen auch wirklich der bloßen Willkür ihr Dasein verdanken; aber eine Grenze gibt es hier ganz gewiß in der Beziehung der Formen auf den Zweck der Gesellschaft. Jeder gesellschaftliche Zweck verlangt seine eigene Form; Formen, welche die Erreichung eines bestimmten Zweckes unmöglich machen, zerstören die Möglichkeit, die Gesellschaft in diesem Zwecke zusammenzuhalten; und die Formen sind die besten, welche sich der Natur des Zweckes am genauesten auschließen, aus ihm der Natur der Sache nach abgeleitet sind. Deshalb ist der allgemeine Begriff der Gesellschaft höchst verschiedenen Formen zugänglich; was für eine Handelsgesellschaft paßt, paßt nicht für eine Erholungsgesellschaft, die Formen, die eine Armee zusammenhalten, würden eine Akademie zerstören u. s. f. Aber mögen immerhin die Privatwillen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke sich vereint haben, mögen auch die Formen gefunden, die Einrichtungen getroffen sein, welche jeden auf die dem Zwecke angemessenste Weise an dem Ganzen der Gesellschaft theilnehmen und dadurch den Zweck selbst erreichen lassen; — soll die Gesellschaft Bestand haben, soll sie nicht scheitern an den Veränderungen der Privatwillen, so wird sich in ihr überdies noch das Bedürfniß einer Macht fühlbar machen, welche den gesellschaftlichen Zweck der Wandelbarkeit der individuellen Willkür gegenüber aufrecht erhalte. Wo der gesellschaftliche Geist stark genug ist, um dieser Gefahr einer Aufhebung des gesellschaftlichen Zweckes vorbeugen zu wollen, da wird er entweder eine schon

vorhandene Macht anerkennen, oder, falls dies möglich ist, eine stiften. Jedenfalls aber beruht die Bedeutung, welche die Macht für die Gesellschaft als solche hat, auf der Kraft, mit welcher sie den gesellschaftlichen Zweck aufrecht zu erhalten fähig und entschlossen ist. Sie soll „das Zutrauen *ergänzen*," und, wo die wirklichen Abweichungen einzelner Privatwillen es gestört hätten, es wenigstens für die übrigen *ersetzen*.

Die Beziehung der drei Factoren jeder Gesellschaft, der in dem allgemeinen Wollen verschmolzenen Privatwillen, der Formen des gesellschaftlichen Wirkens, und des Schutzes des gesellschaftlichen Zweckes durch die Macht, ist so beschaffen, daß keiner von ihnen ganz fehlen darf, ohne daß die wirkliche Existenz der Gesellschaft aufgehoben oder gefährdet wird. Am leichtesten, scheint es, würde man unter der Voraussetzung einer absoluten gesellschaftlichen Durchdringung der Privatwillen und einer vollkommenen Angemessenheit der Formen an den Zweck der Gesellschaft die Macht entbehren können; indem dann die Erwartung statthaft sein würde, das, wofür die Macht wirken solle, werde von selbst erfolgen. Aber jene Voraussetzung ist auf die Wirklichkeit nicht anwendbar; und selbst wenn sie es wäre, würde für die gesellschaftliche Macht der Begriff eines Repräsentanten und Interpreten des allgemeinen Willens übrig bleiben. Wo jedoch die Vereinigung der Privatwillen nicht hinreichend stark und zuverläßig, wo die Formen mangelhaft, unzweckmäßig oder gar in der Auflösung begriffen sind, da fängt auch der ganze Begriff der Gesellschaft an, seine volle Bedeutung zu verlieren. Gleichwohl sind diese Factoren, jeder für sich und in seiner Beziehung auf die andern, so beschaffen, daß die möglichen Verschiedenheiten derselben nicht nur mannigfaltige *Schranken der Gesellschaft* verrathen, sondern auch sich in ihnen keine absolute Bürgschaft für die fortschreitende Entwickelung des gesellschaftlichen Wollens darbietet. Lassen sich Schranken und Mängel dieser Art aus theoretischen, in der *Natur* der menschlichen Gesellung liegenden Gründen allgemein nachweisen, so gewinnt man dadurch nicht nur einen Maßstab für die Erwartung, inwiefern die *wirkliche* Gesellung der *Idee* der beseelten Gesellschaft werde entsprechen können, sondern jene Nachweisung ist auch unentbehrlich für die Einsicht in die Bedingungen, unter welchen eine Annäherung der wirklichen Gesellung an jene Idee zu hoffen, eine Entfernung beider von einander zu fürchten ist.

Sieht man hierbei zuvörderst auf den *Umfang* der Gesellung, auf die *Menge* der in ihr vereinigten Privatwillen, so wird die Gesellung in der Wirklichkeit nicht weiter reichen, als die Communication unter einer Mehrzahl von Individuen mit der nöthigen Leichtigkeit und Sicherheit möglich, als ferner Veranlassung für sie vorhanden ist, von einander gegenseitig Kenntniß zu nehmen, und als endlich, was das Wichtigste ist, ihre particulären Interessen sie auf eine Vereinigung unter einander hinweisen. Particuläre Interessen aber begegnen sich immer nur zufällig und für einen beschränkten Umfang; nur solche Zwecke, welche unabhängig von subjectiver Neigung und Begierde dem auf sie gerichteten Streben eine unmittelbare *Würde* geben, wären fähig, falls nicht wieder andere Hindernisse hemmend eintreten, für einen immer wachsenden Kreis von Individuen das gemeinsame Band zu sein. Gerade solche Zwecke, wie sie in den Ideen und nur in ihnen liegen, sind aber keineswegs die am allgemeinsten verbreiteten Motive des menschlichen Wollens; unter welchen vielmehr sehr viele sind, die die Einzelnen eher auseinanderhalten als zusammenbinden. Man wird daher ganz allgemein darauf gefaßt sein müssen, daß keine Gesellschaft sämmtliche auf demselben Boden sich berührende Individuen vollständig einschließe. Aber wie weit sich auch eine Gesellschaft ihrem Umfange nach erstrecke, so entsteht ferner die Frage nach der *Innigkeit* der gesellschaftlichen Durchdringung und der *Quantität* des gesellschaftlichen Wollens. Jene wird schon dadurch vermindert, daß nicht Jeder mit der ganzen Mannigfaltigkeit seines Wollens eingeht in den gesellschaftlichen Zweck: was er unabhängig von diesem für sich sein, haben, treiben, genießen und erreichen will, hebt die gesellschaftliche Durchdringung mit den übrigen auf. Denn diese hängt in der Wirklichkeit wesentlich davon ab, mit welchem Theile ihres ganzen Wollens die Einzelnen sich einer bestimmten gesellschaftlichen Verbindung *wirklich* anschließen. Wo nun den Einzelnen Vieles lockt und reizt und in der Zersplitterung seines Wollens ihn hindert, sich einer bestimmten Verbindung ganz und vollständig anzuschließen, wo eben deshalb dieselben Individuen mehreren gesellschaftlichen Kreisen angehören, und die letzteren sich selbst gegenseitig durch die zu ihnen gehörigen Individuen zerlegen, hindert diese Zerlegung die gesellschaftliche Innigkeit jedes einzelnen Kreises: die Elemente der Gesellung »verdünnen« sich gleichsam und die Cohäsion der Individuen wird in keinem jener Kreise stärker sein, als die übrigen Anziehungspuncte, die auf sie einwirken, es ge-

les aber, was die Innigkeit der Durch-
ımmt, hemmt auch die Quantität des
lichen Wollens, welches mit der Innig-
ch sein Maximum erreichen würde,
gesammte Energie des individuellen
ngetheilt und ungeschwächt, sich dem
lichen Zwecke widmete. So gewiß nun
r größeren Mehrheit von Willen nicht
tät, sondern auch Gegensätze sich fin-
ısätze, welche trotz ihrer Richtung auf
inschaftlichen Zweck schon in den Mei-
ər die Mittel und die Art der Mitwir-
r jenen Zweck zu Tage kommen kön-
ewiß wird ein größeres oder kleineres
les gesellschaftlichen Wollens durch die
vorgehenden Hemmungen der Mehreren
nder unwirksam gemacht. Gleichwohl
s Quantum der in der Gesellschaft ge-
kräfte nicht vernichtet, vielmehr ver-
s sich in ein Streben wider die Hem-
: für den gesellschaftlichen Zweck geht
ge die Hemmung dauert, verloren, und
lem Quantum der in einer Gesellschaft
zt sichtbar wirkenden Kraft und der in
Gesellschaft latenten Kräfte kann eine
, und, wenn sie unbeachtet bleibt, sehr
Differenz bestehen. Denn die schwä-
illen, gleichviel, ob die Unterschiede
rgie ursprüngliche oder allmählig ent-
ind, werden von den stärkeren im um-
Verhältnisse ihrer Stärke gehemmt,
reagiren in demselben Verhältniß, in
ie gehemmt werden, und eine Verän-
dem ganzen Systeme dieser Kräfte ver-
ne schnelle und gewaltsame Entbindung
ımten Theiles derselben herbeizuführen.
Quantum des gesellschaftlichen Wollens
ierdies noch ein Umstand in Betracht,
wirklichen Verhältnisse die allgemeinste
; hat. Die äußeren Gegenstände und
elche jedem Einzelnen zu Gebote stehen,
nen und durch sie sein Wollen geltend
ı, sind die Coefficienten der Energie des
elbst. Es entsteht nothwendig also ein Ver-
esellschaftlicher Wirksamkeit, wenn die
en nicht nach der Energie der Willen ver-
5); eine Vertheilung, welche gleichwohl
lurch gehindert wird, daß die Ungleich-
Besitzes sich zum größten Theile nicht
Befähigung zur gesellschaftlichen Wirk-
ichtet. Große Güter in den Händen
r[6], einflußreiche Stellen in den Händen
Menschen u. s. w. sind naheliegende
für diese Verminderung des gesellschaft-
lichen Wollens, welchem eine andere Vertheilung
dieser äußeren Mittel eine andere Größe ver-
schaffen würde. Das Schlimmste ist, daß dadurch
das gesellschaftliche Wollen nicht nur geschwächt,
sondern auch theilweise verfälscht wird. Denn
schwache Willen mit großen Coefficienten erschei-
nen nun als stark, starke mit kleinen als schwach;
die wirkliche Energie wird zurückgedrängt, und
an deren Stelle treten, weil die Verknüpfung der
Willen unter einander und nicht die der Sachen
mit den Willen die wahre Basis der Gesell-
schaft ist, fingirte, imaginäre gesellschaft-
liche Kräfte auf, die der gesellschaftlichen Ent-
wickelung sich anzuschließen weder fähig noch
geneigt sind. Dennoch ist die Entstehung solcher
fingirter Willen in einer größeren, nur einiger-
maßen zusammengesetzten Gesellschaft kaum ganz
zu vermeiden. Denn schon die fortwährenden Ver-
änderungen, welchen das Quantum des gesell-
schaftlichen Wollens und noch mehr die Verthei-
lung dieses Quantums durch die Wandelbar-
keit des Güterbesitzes ausgesetzt ist, wür-
den im Stande sein, die Richtung und den Zu-
sammenhang der gesellschaftlichen Thätigkeit den
stärksten Schwankungen auszusetzen. Das zu-
nächst liegende Mittel, solchen Schwankungen
vorzubeugen, ist die Sanctionirung gewisser For-
men, welche den gesellschaftlichen Einfluß an
äußere Güter, an Besitz, Aemter, Namen, Alter
u. s. w. binden; aber gerade dadurch erlangen
diese äußeren Verhältnisse ein Uebergewicht über
die Verhältnisse der Willen selbst, und diejenige
Verknüpfung der Sachen mit den Willen, welche
für die Energie des gesellschaftlichen Wollens die
vortheilhafteste sein würde, bleibt mehr oder we-
niger dem Zufalle ausgesetzt. — Endlich kommt
aber neben der Innigkeit und der Energie des
gesellschaftlichen Wollens auch noch die Conti-
nuität desselben nebst der natürlichen Halt-
barkeit der ganzen Verbindung in Betracht. Die
letztere ist da von geringer Wichtigkeit, wo der
Zweck der Vereinigung nur ein vorübergehender
ist und auf die einstige Auflösung der Gesellschaft
vielleicht sogleich bei ihrer Stiftung gerechnet
wird. Aber wo sie die Individuen, die Geschlech-
ter überleben soll, wo ihr die Aufgabe gestellt ist,
den gesellschaftlichen Zweck mitten in dem Wech-
sel der Generationen festzuhalten und weiter zu
entwickeln, da wird es von Wichtigkeit, nach den
Bedingungen zu fragen, unter welchen mit dieser
Continuität des gesellschaftlichen Wollens die na-
türliche Haltbarkeit der Verbindung zu erwarten
stehe. Die letztere wird nun zwar meistentheils
da am größten sein, wo nicht die Willkür, son-

dern das Bedürfniß die Gesellschaft erzeugt; dennoch ist es nicht ganz allgemein wahr, daß dasselbe Bedürfniß, welches die Menschen aneinanderknüpfte, sie auch zusammenhalten müsse. Es könnte gesellschaftliche Zwecke geben, deren Realisirung eine fortgesetzte Wirksamkeit für sie überflüssig machte; es könnte andere geben, für welche zu wirken die Voraussetzungen gerade dieser bestimmten gesellschaftlichen Thätigkeit (wenn auch nur mittelbar) aufheben könnte. Die Haltbarkeit einer gesellschaftlichen Verbindung wird also wesentlich darauf beruhen, daß sie als das unentbehrliche Mittel für die Erreichung der Zwecke, um deren willen sich die Einzelnen ihr angeschlossen haben, von diesen selbst erkannt wird, und daß sich dadurch die Voraussetzungen in der Gesinnung und dem Willen der Einzelnen immer von Neuem reproduciren, auf welchen ihre Fortdauer beruht[7]). Wenn diese Bedingungen erfüllt sind, so mag immerhin nicht wenig an der Innigkeit und Energie des allgemeinen Wollens fehlen, so mag das letztere immerhin theilweise gehemmt, zerstreut, unterbrochen, in mancherlei Weise gestört werden, die Gesellschaft im Ganzen wird doch eine Zähigkeit verrathen, die der gänzlichen Auflösung widersteht, starke Stöße von außen ertragen kann und innerlichen Umbildungen und Verbesserungen zugänglich ist. Daß aber jene Bedingungen erfüllt werden, dafür liegt in dem allgemeinen Begriff der Gesellschaft, schon wegen der unvermeidlichen Wandelbarkeit der Privatwillen, keine Bürgschaft. Deshalb fordert jede bestimmte Gesellschaft in dieser Beziehung zu besonderen Ueberlegungen auf, inwiefern gerade in ihrem Zwecke und in den bestimmten ihr zugänglichen Mitteln für diesen Zweck jene Bedingungen erfüllt sind oder nicht. Die natürliche Haltbarkeit wird überdies immer geringer werden, je mehr kleinere, relativ selbständige Gruppen in einem größeren Ganzen mit einander verknüpft sind; denn diese kleineren Gruppen werden sich aus dem Ganzen aussondern, sobald das Gefühl ihrer Selbständigkeit, obgleich sie dieselbe vielleicht erst durch eine, in Verbindung mit jenem Ganzen möglich gewordene Entwickelung erhalten haben, das Bedürfniß des Anschließens überwiegt, wie das Loslösen der Familien der Kinder von den Eltern, das Abfallen der Colonien von dem Mutterlande, das Zerfallen größerer Staaten in mehrere kleinere solche Phänomene in sehr verschiedenen Verhältnissen darstellt.

Diese natürlichen Schranken, welche das Wir, die gesellschaftliche Persönlichkeit, in der wirklichen Gesellschaft nur innerhalb gewisser Grenzen werden zu Stande kommen lassen, sind aber nicht die einzigen. Sie beruhen lediglich auf dem Verhältnisse der Privatwillen zu dem durch den Begriff der Gesellschaft geforderten allgemeinen Willen, welches sowohl dadurch, daß die Privatwillen nur mit dem Vorbehalte ihrer Privatinteressen in den gesellschaftlichen Willen eingehen, als auch durch die Hindernisse der vollkommenen Entwickelung ihres gesellschaftlichen Wollens, endlich durch ihre eigene natürliche Veränderlichkeit Abbruch leidet. Andere und eben so wichtige Schranken liegen überdies in dem Verhältnisse der Formen und der Macht zu dem gesellschaftlichen Zwecke.

Die Formen sollen der Ausdruck der Art und Weise sein, in welcher die Einzelnen gemeinschaftlich, wenn auch nach dem abgestuften Verhältnisse ihrer Befähigung, an der Erreichung des gesellschaftlichen Zweckes mitarbeiten. Sie sollen sich also vor Allem richten nach dem Zwecke, und nach der Natur der Mittel, welche gerade für diesen Zweck die wirksamsten, bequemsten, sichersten sind. Aber diese Forderung würde nur erfüllt werden, wenn die Formen sich ohne alle Einmischung der Willkür, des individuellen Vortheils u. s. f. unmittelbar und rein aus dem Zwecke der Gesellschaft, verglichen mit den eben vorliegenden Mitteln seiner Erreichung, entwickelten, und wenn diese Entwickelung nicht nur von einer vollständig ausgebildeten Einsicht, sondern auch von einem über den ganzen Umkreis der Gesellschaft gleichmäßig verbreiteten Willen getragen würde, der entschlossen wäre, sich allen für das Ganze der Gesellschaft nothwendigen und zweckmäßigen Formen gern und redlich zu unterwerfen. Fehlt nun etwas an dieser Einsicht oder an diesem Willen, — und an dem Willen wird, selbst unter Voraussetzung der Einsicht, überall ungefähr so viel fehlen, als an der Innigkeit der gesellschaftlichen Durchdringung fehlt; — so werden die Formen, unter der Herrschaft eines nicht in dem Zwecke liegenden Bildungsgesetzes, gleich von vorn herein unvollkommen und unzweckmäßig sich gestalten. Namentlich werden sich auf sie alle die Vorbehalte partieller, den Zweck der Gesellschaft theilweise ausschließender und beschränkender Interessen, alle die Folgen des Uebergewichts fortpflanzen, welches Einzelne oder größere Gruppen vor ihrer gesellschaftlichen Verschmelzung im Verhältniß zu andern schon besaßen. Werden solche Formen, welche das gesellschaftliche Leben nicht fördern, sondern wie Schmarozerpflanzen an ihm zehren, vollends durch

heit, Herkommen, Sitte befestigt, viel-
gar als Rechtsbestimmungen sanctionirt,
en sie nothwendig zurück auf den gesell-
ien Geist aller derer, welche sich durch
tigt, gehemmt, gedrückt fühlen; die Ge-
stirbt innerlich ab, und schleppt, wo eine
che Auflösung derselben unmöglich ist,
lloses Dasein mühsam fort. Gesetzt je-
s seien für eine bestimmte Gesellschaft
stimmten Verhältnissen durch eine innere
thwendigkeit, durch Glück oder Weisheit
die Formen gefunden worden, die ihr ge-
tzt zusagen, so liegt darin immer noch
irgschaft, daß dieselben Formen unter an-
erhältnissen gleich passend, gleich ange-
sein werden. Je größer und wichtiger, je
es in die Willkür des Einzelnen gestellt
er sich ihr anschließen wolle oder nicht,
ger er die Bedingungen dieser Anschlie-
seiner Gewalt hat, desto unvermeidlicher
Veränderungen in den Gegenständen, den
gen des gesellschaftlichen Wollens im Gan-
l Einzelnen eintreten; alte gesellschaftliche
önnen verschwinden, neue entstehen; das
niß derselben kann sich umbilden; was
Bedeutung hatte, kann sie verlieren, Neues
ngen, die Schwerpuncte des gesellschaft-
trebens sich anders vertheilen und anord-
ollen nun die Formen diese Umgestaltun-
begleiten im Stande sein, so müssen sie
rad von Geschmeidigkeit und Biegsamkeit
der jenen Veränderungen nachgibt, ohne
sellschaftlichen Zweck aufzugeben. Die
it aber, deren sie bedürfen, um der Ge-
ft innere Haltung zu geben und sie vor
ung und Rückschritten zu wahren, läßt
ht immer vollkommen mit jener Geschmei-
vereinigen, so daß sich mit den inneren
ationen der Gesellschaft die Formen etwa
selbst auf die richtige Weise umbildeten;
es ist schon ein Glück, wenn dann,
em das Bedürfniß ihrer Veränderung ist
und erkannt worden, so viel wahrer Ge-
st vorhanden ist, um mit Bewußtsein und
resse der ganzen Gesellschaft an die
les Alten, was entweder nie ein wahres
in sich trug oder sich überlebt hat, neue
eckmäßigere Formen zu setzen. Wie lange
rt, ehe man diese Bedürfnisse erkennt,
ß die Last veralteter Formen muß gewor-
n, ehe man sie auch von Seiten derer,
nicht drücken, anerkennt, und wie dann
bittere Noth, die rohe Gewalt, die gün-
elegenheit den Knoten zerhaut, den der
gute Wille, bewaffnet mit der Einsicht, viel frü-
her hätte lösen können und sollen, das lehrt die
Geschichte mit deutlichen Zügen, und die Bewun-
derung, welche jede durchgreifende und gelin-
gende Reformation, jede wirklich ausgeführte
Erneuerung eines richtigen Verhältnisses zwischen
den gesellschaftlichen Zwecken und Formen zu
begleiten pflegt, beweist nur, wie gewöhnlich das
Schauspiel eines Mißverhältnisses zwischen beiden
ist und in welchem geringen Umfange man mit
Sicherheit darauf rechnen kann, daß die gesell-
schaftlichen Formen dem Begriffe der Gesellschaft
entsprechen und nachgeben.

Nicht mindere Bedenken erregt endlich der
Begriff der gesellschaftlichen Macht, de-
ren Bedürfniß in der Wandelbarkeit der die Ge-
sellschaft bildenden Privatwillen schon nachge-
wiesen worden ist. Soll die Macht den Zweck
der Gesellschaft gegen die Abweichungen der Pri-
vatwillen schützen und aufrecht halten können,
so darf auf dem Boden derselben Gesellschaft
nicht mehr als eine höchste Macht vorhanden
sein; denn mehrere gleich starke Mächte würden,
in dem Falle, daß sie wider einander wirkten,
sich in ihren Wirkungen aufheben. Zu einer idea-
len Gesellschaft ist es nun sehr leicht einen ober-
sten Einheitspunct hinzuzudenken, in welchem
sich durch die Anerkennung der Gesellschaft selbst
die höchste gesellschaftliche Macht concentrire;
es ist ebenso leicht, in Gedanken diese Macht
durch Verträge zwischen ihr und der Gesellschaft
mit der ganzen Majestät des Rechts zu beklei-
den, auf daß die Ausübung eines die Privatwillen
an dem gesellschaftlichen Zweck festhaltenden,
die Verletzung desselben strafenden Zwanges nicht
als Willkür erscheine. Diese Macht ist dann selbst
das Product des allgemeinen Willens; sie ist durch
ihn gestiftet und übertragen und kann ohne Mühe
als auf eine solche Weise gestiftet gedacht wer-
den, daß ihre Beziehung auf den gesellschaftlichen
Zweck zugleich die Schranke ihrer Berechtigung
bilde, über welche hinaus oder welcher zuwider
wirkend sie ihren Anspruch auf Gehorsam ver-
liere. Gerade hierin liegen aber Voraussetzun-
gen, die sich in der wirklichen Gesellschaft nicht
nothwendig realisirt finden. Auf die wirkliche
Gesellschaft paßt jener ideale Einheitspunct, in
welchem man die gesellschaftliche Macht vereinigt
denkt, so wenig unmittelbar und allgemein, daß
vielmehr in ihr bei weitem das Meiste auf die,
welche die Macht haben[8], ankommt. Die
wirklichen Verhältnisse zwischen denen, die keine
Macht haben, und denen, welche sie haben, be-
ruhen nun nicht auf bloß gedachten, sondern auf

wirklichen Kräften. Diese in der Gesellschaft wirklich wirkenden Kräfte ergeben aber zunächst gar nicht nothwendig einen **einzigen** Schwerpunct der gesellschaftlichen Macht, sondern es sind sehr mannigfaltige und verschiedenartige Kräfte, welche auf dem Boden der Gesellschaft mannigfaltig vertheilt sein können. Die Möglichkeit des **physischen** Zwanges ist dabei weder das erste, noch das wesentliche Merkmal des Mächtigen; sie mag passen für sehr rohe und zugleich sehr kleine Kreise; wo diese größer werden, als daß der Mächtige sie durch die Kraft seines eigenen Armes und allenfalls die Verlängerung desselben durch das Schwert selbst beherrschen kann, wo er, um seinem Befehle Gehorsam zu verschaffen, fremder Arme, und somit fremder **Willen** bedarf, da wird seine Macht auch nur auf dem Einflusse, mit welchem **sein** Wille auf **fremde** Willen wirkt, und auf der Sicherheit beruhen, mit welcher er darauf rechnen kann, daß diese fremden Willen den seinigen zu dem ihrigen machen kann. Auf wie vielfache Weise dieser Einfluß erworben, befestigt, erweitert werden kann, so vielfach werden die Arten der Macht sein; und wie vielen Individuen oder Gruppen von Individuen es gelingt, solche Mittelpuncte des Einflusses auf andere zu werden, so viele Machthaber können möglicherweise auf dem Boden derselben Gesellschaft Platz ergreifen. Will man daher die Arten der Macht näher bestimmen, so weist das zurück auf die Arbeiten und Erholungen, die Gesinnungen, die Dienst- und Familienverhältnisse. Bald ist es Bewunderung und Achtung; bald Furcht und Feigheit, bald Gewohnheit und Nachahmung, bald äußere Noth und Eigennutz, bald Eitelkeit und Herrschsucht, was Einzelne und ihren Willen zu Mittelpuncten eines Kreises macht, der sich ihnen unterwirft, seine Kraft ihnen widmet, und so ihre Macht meist absichtslos, unbewußt, oft selbst wider Willen **erzeugt**, indem **er sie duldet**. Man denke an die Macht eines glücklichen Heerführers, an die Macht der Priester, des Reichthums, und hier wieder an den Unterschied des beweglichen und des unbeweglichen, an die Macht der Mode, der Vorurtheile, der Klugheit u. s. w., so wird man eine lange Reihe sehr verschiedenartiger Mächte durchlaufen können, ehe man unter andern auch auf die Macht des Rechtes, des Wohlwollens u. s. w. trifft. Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge führt das, was die Neigungen der Menschen befriedigt, ihren Leidenschaften schmeichelt, sie in ihren Vorurtheilen gefangen nimmt, viel sicherer zu einem Einfluß auf ihr Wollen und somit zur Macht, als was auf die Existenz eines wahrhaft allgemeinen, die Verzichtleistung auf das bloße Privatinteresse einschließenden Willens rechnet. Wo daher die Privatinteressen zwar theilweis verschmelzen und in dieser Verschmelzung sich dem Mächtigen anschließen, aber auch zugleich dergestalt sich durchkreuzen, daß daraus **verschiedene** Schwerpuncte der Macht entstehen, da werden die **mehreren** auf demselben Boden vorhandenen gesellschaftlichen Mächte selbst Gegensätze in sich schließen, durch welche die Einheit der gesellschaftlichen Persönlichkeit gerade in den Puncten, in denen sie sich concentriren sollte, gestört und statt der Einhelligkeit, auf welcher der Begriff der Gesellschaft beruht, die Reibung der Interessen, die Eifersucht des Ehrgeizes, der Streit um die Leitung der gesellschaftlichen Angelegenheiten hervorgerufen wird.

Nun ist es zwar gewiß, daß es für jedes System von Kräften, die sich an einander messen, falls es sich selbst überlassen bleibt und nicht neuhinzutretende Kräfte ihr gegenseitiges Verhältniß immer von Neuem abändern, einen Punct des Gleichgewichts und somit ein Maß des Einflusses gibt, den jede dieser Kräfte auf die übrigen wird ausüben können; und es ist eben darum unvermeidlich, daß, indem sämmtliche Mächte ihrem Gleichgewicht sich nähern, die schwächeren allmählich immer mehr gehemmt und unterdrückt werden, daß also in dem ganzen Systeme, innerhalb dessen alle jene Kräfte sich zu berühren durch irgend welche Umstände genöthigt werden, eine Tendenz zur **Concentrirung der Macht** liegt. Setzt man jedoch auch den Fall, daß sich **ein** solches Centrum der gesellschaftlichen Macht wirklich gebildet habe, und daß diese stark und fest genug sei, um die gegen sie anstrebenden Kräfte niederzuhalten, so entsteht eine zweite Schwierigkeit. Die Eine Macht, welche stark genug ist, um den Zweck der Gesellschaft gegen die Willkür schützen zu **können**, wird sie ihn auch schützen **wollen**? Hat nicht der Mächtige selbst seine Privatinteressen, die dem gesellschaftlichen Zwecke zuwiderlaufen können? Ist es nicht möglich, daß er mit seiner Macht sich gar nicht als ein Glied der Gesellschaft selbst auffaßt, sondern sich über sie und somit **außerhalb** derselben stellt, und das, was die Gesellschaft hat und treibt, als Mittel für seine eigenen Zwecke braucht? daß er seinen individuellen Willen statt des gesellschaftlichen geltend macht, und das gesellschaftliche Interesse von seinem Privatinteresse und seiner Privatwillkür verschlingen läßt? Die

keit eines solchen Mißbrauchs der liegt um so näher, je weniger die Macht der Gesellschaft selbst entwickelt, son-n außen zu ihr kommt[9]), oder je mehr der der Gesellschaft, nur zufällig in ihren teressen mit einander verschmolzen, sich den Schutz des Mächtigen gefallen, bis dieselbe Macht sich stark genug um den Schutz in den Angriff zu verwan-l ihr Interesse auf Kosten des gesellschaft-n begünstigen. Der Versuch, dem Miß-der Macht durch Theilung dersel-gegenzuwirken, wirft in die Nachtheile zu-'elche das Vorhandensein mehrerer gleich Mächte für das Ganze der Gesellschaft d der Versuch, die Macht, welche man , einer zweiten Macht zu unterwerfen, vor dem Mißbrauche der ersten schütze, f die Nothwendigkeit einer dritten, und uf eine unendliche Reihe, welche unge-t, weil jedes folgende Glied derselben gedacht werden muß als das vorherge-und folglich die Gefahr des Mißbrauchs rmindert, sondern vermehrt. Die Macht nen binden, innerhalb deren sie wirken , über welche hinaus sie nicht soll wirken n, heißt auf die Voraussetzung bauen, daß cht die Formen werde respectiren wol-ne Voraussetzung, deren Nichtvorhanden-en jeder Versuch belegt, sich durch ge-ormen vor dem Mißbrauche der Macht zu n.

sich nun nicht leugnen, daß mit dem Be-einer obersten, die Zwecke der Gesell-schützenden Macht auch die Möglichkeit iesen Zwecken zuwiderlaufenden Ausübung n gegeben ist, so ist es auch eben so ch, dem gesellschaftlichen Zwecke durch ht eine absolute Garantie zu verschaffen, nmöglich ist, irgend eine Garantie ohne Bestimmungen der beiden andern Facto-r Privatwillen und der Formen, zu finden. r muß man fragen, warum die Macht och viel häufiger gemißbraucht wird, als lich geschieht, und warum sie, einmal len, nicht überall entschieden auf den hineilt, wo die Zwecke der Gesellschaft len Privatinteressen des Machthabers ver-len. Die Antwort auf diese Frage liegt der zweiten: ob, auch noch abgesehen Beschränkung, welcher der Machthaber blick auf die gesellschaftlichen Ideen sich unterwerfen kann und soll, es nicht iche Schranken der Macht gebe? Nun beruht alle gesellschaftliche Macht allerdings ganz wesentlich auf der Anhänglichkeit, der Bereitwilligkeit, dem Gehorsam, mit einem Wort auf dem immer von Neuem sich erzeugenden Willen derer, für welche sie Macht ist; sie beruht auf der gegründeten Erwartung, gegen Jeden, der sich ihr widersetzen würde, seien alle Uebrigen verbunden; und es gibt je nach der verschiedenen Art der Macht verschiedene Bedingungen, auf welche sich diese Erwartung gründet. Deshalb hört die Macht auf, Macht zu sein, wenn sie wider die Bedingungen ihrer Wirksamkeit verstößt; sie wird fallen, wenn sie selbst die Fundamente untergräbt, auf welchen sie ruht. Nur wo auf den Haufen derer, welchen sie gebietet, der Begriff einer gesellschaftlichen Persönlichkeit gar nicht oder höchst unvollständig paßt, wird sie schlechthin unwiderstehlich und schrankenlos zu wirken im Stande sein; in jedem anderen Falle liegt in den natürlichen Schranken derselben die Nothwendigkeit gewisser Rücksichten, die sie auf das Ganze der Gesellschaft auch noch ohne alle höhere Motive nehmen muß, um ihren eigenen gesellschaftlichen Einfluß nicht auf das Spiel zu setzen.

Aus diesem Allen erzeugt sich nun die Einsicht in die Gründe, aus welchen die wirkliche Gesellschaft nicht einmal ihrem logischen Begriffe vollkommen und genau entspricht. Denn sie ist in Beziehung sowohl auf jeden einzelnen ihrer wesentlichen Factoren, als auf das gegenseitige Verhältniß derselben zu einander gewissen Schranken und Oscillationen ausgesetzt. Jede Gesellschaft, welches auch ihr Ursprung, ihr Zweck, ihre Form sein möge, ist, was sie als Gesellschaft ist, nur durch den Gemeingeist, der in ihr herrscht; aber die Ursachen, welche diesem Gemeingeiste selbst und der Möglichkeit, als solcher zu wirken, Abbruch thun, werden in keiner Gesellschaft ganz fehlen. Zwar sind hierbei bedeutende Unterschiede des Mehr und Minder möglich; aber diese Unterschiede hängen selbst wieder von Bedingungen ab, in denen die Gesellschaft mit ihrem Ursprunge zugleich ihre Grenzen findet. Ueberdies hat jede Gesellschaft ihre Geschichte; und diese Geschichte hängt nicht bloß von dem ab, was innerhalb der Gesellschaft geschieht, sondern auch von dem, was von außen auf sie einwirkt. Die theoretische Kenntniß einer bestimmten Gesellschaft beruht daher nicht bloß auf der Bestimmung der in ihr wirkenden Kräfte und ihrer Verhältnisse, sondern auch auf der Kenntniß ihrer Umgebungen.

[1]) Man denke für die Anfänge geselliger Verbindungen an den verschiedenen Einfluß, den der Ackerbau und das Hirtenleben auf die Gesellung hat, an die Schranken, welche locale Hindernisse (Gebirge u. s. w.) der geselligen Verschmelzung entgegenstellen u. s. w.

[2]) Die Bekanntschaft mit den Grundbegriffen der Psychologie muß hier vorausgesetzt werden.

[3]) Obgleich es scheinen könnte, als setze das Wir das Ich jedes Einzelnen voraus, so ist dies doch falsch. Das Wir kann sich möglicherweise ebenso gut mit dem Ich zugleich bilden, und das Ich wird durch ein mannigfaltiges Wir vielfältig umgebildet. Eine strenge Entgegensetzung des Ich und des Wir ist meist erst Resultat eines weitläufigen psychischen Entwickelungsprocesses; für die ethische Gesellung ist es geradezu von der größten Wichtigkeit, ob das Wir erst hinzutritt zu dem Ich, oder das Ich sich ursprünglich in dem Wir findet, oder sich von dem Wir losreißt.

[4]) Das Uebrigbleibende könnte sogar die bloße Vorstellung sein, daß nichts zur Verschmelzung Geeignetes da ist, und ein solches Bewußtsein würde sich etwa da verrathen, wo Mehrere sagten: „wir wollen doch ja keine Gesellschaft in dieser oder jener Beziehung bilden.«

[5]) Man bezeichne den schwächeren Willen durch a, den stärkeren durch a + b, die Coefficienten ihrer Wirksamkeit durch α und $\alpha + \beta$, so entstehen vier Producte, $a\alpha$, $a(\alpha + \beta)$, $(a + b)\alpha$, und $(a + b)(\alpha + \beta)$, welche das Quantum der Wirksamkeit jedes dieser Willen bezeichnen und von welchen das erste nothwendig kleiner ist als alle folgenden, das zweite und dritte kleiner als das vierte. In der Summe der Producte, welche das Quantum des gesellschaftlichen Wollens bezeichnet, fehlt im ungünstigen Falle der Vertheilung die Größe $b\beta$ ganz.

[6]) Der Egoismus, der sich aussondert von dem gesellschaftlichen Interesse, ist auch ein gesellschaftlich schwacher Wille.

[7]) Man kann vorläufig in dieser Beziehung die verhältnißmäßig sehr große Zähigkeit der Rechtsordnung mit dem schwankenden und fluctuirenden Charakter der Verwaltung vergleichen.

[8]) Personen, Familien, Stände, Corporationen u. s. w., das ist hier noch gleichgiltig.

[9]) Wie bei allen Eroberern, wenn nicht die Klugheit sie Mäßigung und Schonung lehrt.

180. Empirische Aufzählung der Gesellungen; einige leitende Gesichtspuncte für die Auffassung der gesellschaftlichen Thatsachen.

(*Strümpell*, Die Vorschule der Ethik [1844] S. 254—265; 236—244.)

Die erste Quelle eines gesellschaftlichen Zusammenhanges liegt in den Familienverhältnissen.

Ursprünglich erscheint die Familie allerdings nur als Gesellung; aber die Natur, wie die Entwickelung des Geistes führen dieselbe, wie oben gezeigt, sobald die Bedingungen günstig sind, zu einer Gestaltung sowohl ihres innern, wie äußern Lebens, welche sie dem Begriffe einer Gesellschaft annähert. Hiermit braucht sie jedoch die Gränze ihres Privatlebens kaum zu überschreiten: Tausende von Familien geben zum öffentlichen Geschehen etwa nur in Rücksicht auf den allgemeinen Verkehr einen geringen Beitrag. Die Familie ist deshalb hier mehr in der Bedeutung eines größeren Ganzen aufzufassen; wie sie sich durch ihre Verwandtschaften ausbreitet, sich zum Träger eines eigenthümlichen Geistes, eigener Regungen und Tendenzen ausgebildet hat, in dessen Sinne die jeweiligen einzelnen Repräsentanten handelnd auftreten. Es ist bekannt, daß solche Familiengruppen sich öfter durch Hausgesetze eine innere Verfassung gegeben haben, wodurch nicht bloß gewisse für alle Glieder giltige Zwecke festgestellt, sondern auch ausdrücklich der individuellen Willkür Schranken gesetzt sind.

Die Erfahrung hat zu entscheiden, welche Familien in welchen Staaten und zu welcher Zeit es so weit gebracht haben, daß ein Theil des öffentlichen Lebens von ihnen ausgeht. Am meisten zeigt die Geschichte dergleichen im griechischen und römischen Alterthum; im Mittelalter vorzüglich in Italien; in neuerer Zeit besonders in den aristokratischen Staaten. Aehnliches indeß findet sich unzweifelhaft unter jeder größern, auf einerlei Boden zusammenlebenden Menschenmasse, freilich so, daß der Zusammenhang dabei die verschiedenen Grade der Gesellung durchläuft.

Kurz also: eine Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die (historischen) Familiengruppen.

Die zweite Quelle eines gesellschaft-

Zusammenhanges liegt in den
erhältnissen.
ın Umstände geben, wo zunächst sogar
gsdienst, obwohl derselbe an sich die
:iligten Individuen gleichsam von der
ıeit völlig zu isoliren scheint, doch hin-
ı Anlaß zu gesellschaftlicher Verbindung
hrt. Dazu gehört etwa, daß solche Die-
ılreich vorhanden sind, und die Um-
ihnen erlauben, zu einem gemeinsamen
ı ihrer Lage gelangen und ihrem allge-
wecke, sich Erleichterung zu verschaf-
einen Nachdruck geben zu können.
Zusammenhang unter solchen Umstän-
ehmen und welchen Beitrag zum öffent-
ıen zu liefern sie im Stande sind, weiß
die alte wie die neue Zeit zu beant-
n gleiches Leiden vertritt hier die Stelle
:hen Wollens, und die Entwickelung
llens ist oft in der Geschichte eine Tra-
orden.
r und natürlicher aber erwachsen Ver-
aus dem Verhältnisse der Gefolgschafts-
ie schon als solche ein gemeinschaftli-
hließen an Eine Person, und also ein
Vollen in deren Sinne, oder auch eine
sitznahme von einerlei Ideen und eine
ıftliche Absicht ihrer Verwirklichung
ən. Allerdings hängt auch die Entste-
Gesellschaften aus diesem Verhältnisse
besonderen inneren und äußeren Lagen
ıenmassen selbst ab, welche in frühe-
öfter als jetzt stattfanden, weshalb
hieher gehörigen Gesellschaften sich
ıur unter den Völkern der alten und
Zeit nachweisen lassen: dennoch sind
lassungen so allgemein, daß auch unter
en Nationen immer noch ein Quantum
chen Lebens in ihnen seinen Sitz hat.
von solchen Verhältnissen in manchen
die noch jetzt Aehnlichkeit mit den
:en der Römer haben, gehören nament-
· die noch fortlebenden Verbindungen
ırden. Ganz besonders aber die mili-
Gesellschaften. Die letzteren, deren
r kein Volk entbehren kann, sind zu-
r allen gesellschaftlichen Verbindungen
in welchen am sichtbarsten nicht bloß
einzweck, sondern auch eine demsel-
essene Verfassung in allen Gliedern
sie können, bei wenigen Abstractio-
sermaßen als ein adäquater Ausdruck
ı einer Gesellschaft angesehen und als
ı Beispiele benutzt werden, daß eine

Gesellschaft im gewissen Falle einem Systeme von neben- und untergeordneten Reihen correcter Begriffe gleicht.

Während die Ehrendienste ihrer Natur nach vielgliedrigen Zusammenhang ausschließen, gehören endlich noch von dem Verhältnisse der Lohndienste diejenigen hieher, in denen eine Mehrheit von sonst freien Individuen ihre Kräfte einem Andern vermiethen und sie dem Zwecke desselben so widmen, wie wenn dieser ihr eigener wäre. Dies geschieht etwa in den vielen tausend kleineren Schiffsgesellschaften, in welchen gewisse Völker sich jährlich einem großen Theile nach zerspalten, oder in den Tausenden von Arbeitergesellschaften, welche sich täglich in den Fabriken und Manufacturen, in den Werkstätten der Gewerbetreibenden versammeln, wo sich das Vorstellen und Thun Aller nach einerlei Zweck und Plan in Bewegung setzt. Man weiß aber, daß der gesellschaftliche Bildungsproceß hier längst schon weiter gegangen ist und jene vielen kleinen Gesellschaften zu größeren Ganzen vereinigt hat, nach der Gleichartigkeit der von einerlei Zweck hervorgerufenen Arbeit. Dies sind die Zünfte und Innungen der Handwerker mit ihren Satzungen und Statuten, ihrem Gebrauch und Herkommen, welche Millionen von Mitgliedern zusammenhalten, und Verbindungen gestiftet haben, die sich oft durch mehrere Nationen erstrecken. Wie sehr diese Vereine ins öffentliche Leben eingreifen oder unter gewissen Umständen eingreifen können, zeigt deutlich die Gegenwart, sowie diese auch dargethan hat, daß selbst da, wo die Verfassungen derselben entweder noch nicht ausgebildet oder aber wieder aufgelöst waren, sich unter gewissem Anlaß die gleichartigen Vorstellungen und Wollungen in den Individuen mit Schnelligkeit zusammenfinden und diese zu compacten Massen verbinden können.

Kurz also: eine zweite Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der aus Zwang, der in Gefolgschaften, der des Lohnes wegen Dienenden.

Die dritte Quelle eines gesellschaftlichen Zusammenhanges liegt in den arbeitenden Beschäftigungsweisen.

Von diesen kommt erstens in Betracht das gleiche Phantasiren und Dichten. Beides beruhet, wie früher gezeigt, auf inneren Reproductionen, auf freien Vorstellungsverbindungen, in denen ein eigenthümliches Interesse und aus diesem wiederum ein Darstellungstrieb erwächst. Wo nun die Vorstellungen und Bilder in solcher Art eine gleiche Tendenz annehmen und jene Thätigkeiten sich gewissen Regeln fügen, da fühlt sich das In-

teresse des Einzelnen durch das der Uebrigen gehoben: die Individuen verbinden sich zunächst wenigstens in der Vorstellung, treten aber auch unter Umständen zu wirklichen Gesellschaften zusammen. So sind die Schulen der Sänger, der Maler, der Musiker u. s. w. entstanden, deren jede für ihre Mitglieder eine allgemeine Dichtungsart als Norm hat, und von denen sich einige selbst eine äußere Verfassung gegeben haben.

Kurz also: eine dritte Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der phantasirenden und dichtenden Künstler.

Zweitens machen sich geltend die Reihen der Beschäftigungsweise, die es mit der Erweiterung des Gedankenkreises zu thun hat. Sowie dort das ästhetische, so kommen hier das empirische und speculative Interesse zu allgemeinen Formen. Was die Einzelnen in solcher Hinsicht Gleichartiges für sich treiben, complicirt sich durch die Communicationsmittel der Schrift und Sprache allmählig zu gleichen Fächern, deren Bearbeitung alsdann die Individuen umgekehrt wieder als allgemeine Angelegenheit auffassen. Desgleichen machen sich, wie auf dem Gebiete der Phantasie und Dichtung, so auch auf dem Felde der Wissenschaften neben und in den allgemeinen gleichartigen Tendenzen und Fächern noch besondere Richtungen bemerkbar, in denen sich die ihnen folgenden Individuen noch näher begegnen, noch enger an einander schließen. Berücksichtigt man überdem die außerordentliche Theilbarkeit der geistigen Interessen, so hat man alle Gründe beisammen, aus denen die vielartigen Gesellschaften der Wissenschaftsmänner in Akademien, in litterarischen Vereinen aller Art, in Schulen u. s. w. entsprungen sind. Die Gegenwart zeigt gerade diesen gesellschaftlichen Bildungsproceß in reger Entwickelung.

Kurz also: eine vierte Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der um Erweiterung des Gedankenkreises bemühten Wissenschaftsmänner.

Drittens fließt aus der Beschäftigung, welche die Individuen gewissen von ihnen ergriffenen ethischen Gesichtspuncten widmen, eine Reihe von Verbindungen hervor, die um so fester ihre Mitglieder zusammenhalten, je mehr jene sich ihres Charakters bemächtigt und als bestimmende Kräfte ihrem Wollen eine entschiedene Richtung gegeben haben. Die Tendenz zum Handeln und Darstellen, welche ein Individuum von jedem praktischen Begriffe empfängt, den es mit Ueberzeugung und Wohlgefallen zu seinem Leitstern erhoben hat, gibt demselben, auch abgesehen von der Nöthigung, womit oft die natürlichen Schwierigkeiten einer thatsächlichen Huldigung seines Princips es zum Bündnisse mit anderen Gleichgesinnten auffordern, schon unmittelbar mit dem ihr selbst inwohnenden Interesse eine Neigung, sich durch Gemeinschaft zu verstärken und auszubreiten. Zugleich gehört hieher die schon früher gemachte Bemerkung, daß die Gegensätze, welche unter den Ansichten und Ueberzeugungen, den Wahlen und Selbstbestimmungsarten, den Maximen und Grundsätzen der Individuen obwalten, nicht bloß dieselben trennen, sondern sie auch den Werth einer entsprechenden Gleichartigkeit desto mehr empfinden und an der gefundenen festhalten lassen. Die Gewalt dieser geistigen Verschmelzungs- und Hemmungskräfte macht sich so unfehlbar und in so hohem Grade geltend, daß in den aus ihnen resultirenden Verbindungen jederzeit ein vorzüglicher Theil des öffentlichen Lebens seine Ebbe und Fluth abgehalten hat. — Am meisten aber kommen von jenen Gesichtspuncten hier folgende in Betracht.

Zunächst ist es das Nützliche und Zweckmäßige, welches nicht bloß den Einzelnen theils wegen seiner eigenthümlichen Zwecke, theils wegen seiner Abhängigkeit von der Natur, die ihn zwingt, dieselbe sowohl unschädlich, als sich dienstbar und förderlich zu machen, sondern in gleicher Hinsicht mehr oder weniger, mittelbar oder unmittelbar Alle fesselt. Insoweit deshalb die verschiedenen Arten desselben geeignet sind, allgemeine Zwecke zu werden und als solche den Einzelnen Befriedigung zu verheißen, können sie auch zu eben so vielen Centralpuncten eines gemeinschaftlichen Wollens heranwachsen, um die sich das letztere gesellschaftlich vereinigt; wobei es gleichgiltig ist, ob die individuellen Motive auf den Begriff der Selbsterhaltung oder der Realisirung anderer individueller Interessen oder auf Allgemeinwohl und ein Allen widerfahrendes Gut u. dgl. hinweisen. Die Erfahrung zeigt eine große Anzahl hieher gehöriger Verbindungen, wie etwa die Handelsgesellschaften, die Industrievereine, die Versicherungsanstalten u. s. w.

Kurz also: eine fünfte Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der aus freier Wahl und Princip für das Nützliche und Zweckmäßige Arbeitenden[1]).

Nicht weniger ferner zeigt sich das Angenehme, die Lust und das Vergnügen geeignet, eine Mehrheit von Individuen in gesellschaftliche

hang zu bringen. Mancherlei Arten des-
zen geradezu eine Gemeinsamkeit vor-
la überdem ein Streben nach Genuß ein
ıer Bestandtheil der geistigen Regsam-
o zeigt die Erfahrung darin nichts Auf- 5
wenu man seinetwegen die Menschen
noch sich gesellen sieht, wo andere und
rschmelzungskräfte nicht vorhanden sind.
eschichte weist sogar nach diesem Ge-
le förmlich gestiftete Vereine auf, wel- 10
Zeit dauerten, und die Gegenwart zeigt,
r die weniger Gebildeten unserer Zeit-
ιeine stärker zur Vereinigung führende
, als den Genuß.

lso: eine sechste Abtheilung ge- 15
ftlicher Verbindungen bilden
›pen der sich zum Genusse Ge-
n.

n sind es gewisse Ehrenpuncte, welche
in gleicher Hinsicht von Mehreren er- 20
deren Augen Bedeutung genug erlan-
zu ihrer gemeinsamen Haltung und Be-
zusammenzuführen. Es ist hier gleich-
in dieselben bestehen, sowie auch, ob
luen zu ihrer Feststellung durch den 25
rähnten Abspiegelungsproceß oder aus
chen inneren Gründen gelangt sind, da
le Fälle Beispiele gibt. In erster Hin-
e man an die ritterlichen Vereine des
s, von denen noch jetzt mancherlei For- 30
übrig geblieben sind, oder einige sich
theils von den Begriffen des Anständi-
Schicklichen, theils von festgestellten
hergenommene Aeußerlichkeiten umge-
ıben, die noch immer eine Anzahl von 35
als eben hierdurch zusammenhängend
lassen; in der andern Hinsicht können
eine gelten, welche hin und wieder für
ıgebräuche sogar Ehrengerichte einge-
:n. Im Allgemeinen indeß hat sich die 40
griffen der Ehre liegende Vereinigungs-
euer Zeit anderen Gesichtspuncten un-
t und wirkt insofern nur als eine Ver-
gshilfe.

ılso: eine siebente Abtheilung 45
ıaftlicher Verbindungen bilden
ppen der von gewissen Ehren-
Vereinigten.

em kommen noch gewisse Tugenden in
welche von mehreren Individuen in glei- 50
le als werthvoll anerkannt und von ih-
tiven eines gemeinsamen Handelns nach
n Plänen erhoben sind, oder die we-
der Gestalt eines allen beiwohnenden

Gefühles ihnen eine gemeinsame Richtung des
Wollens geben. Dieselben können entweder ihre
Darstellung innerhalb des Kreises der Verbunde-
nen selbst finden, oder sie weisen über diesen
hinaus und legen dem Verein eine Wirksamkeit
aus sich hinaus gegen andere Individuen auf. Bei-
spiele gewähren etwa die Tugenden der Wohlthä-
tigkeit, der Mäßigkeit und andere, denen vielerlei
Arten von Vereinen, theils zur Unterstützung und
Hilfe Anderer, theils zur Selbstbesserung, ent-
sprechen.

Kurz also: eine achte Abtheilung ge-
sellschaftlicher Verbindungen bilden
die Gruppen der zu einer Tugendübung
Vereinigten.

Ferner nehmen die aus den Begriffen des Er-
laubten, des Gesetzmäßigen, des Rechtes und der
Pflicht hergeleiteten Ansichten und Motive eine
vorzügliche Aufmerksamkeit in Anspruch, insofern
durch sie, wenn sie einmal Bestimmungsgründe
eines allgemeinen Wollens und Handelns gewor-
den sind, ohne Zweifel solche Zwecke festgestellt
werden, denen sich nicht leicht eine durchgängige
Anerkennung versagen läßt, und die geeignet sind,
Verbindungskräfte für viele, in anderer Hinsicht
selbständige Gesellschaften zu neuen, noch grö-
ßeren Ganzen zu werden. Solche Zwecke liegen
in den Begriffen der Ordnung, der Ruhe, der
Ueberwachung der individuellen Willkür u. s. w.,
welche sich insgesammt, wo jene praktischen Fun-
damentalbegriffe sich nur einigermaßen in den Ge-
müthern der Menschen regen, jeder Mehrheit auf
einerlei Boden zusammenlebender Individuen als
unumgänglich und nothwendig aufdrängen. Ihre
Vereinigskraft entspringt so sehr aus der Natur
der Sache, daß man sie in allen Menschencongre-
gationen zu allererst wirken sieht, und die Ge-
staltung eines socialen Lebens durch sie den An-
fang macht. Die spätere Entwickelung wird zei-
gen, weshalb die aus denselben hervorgehende
Verbindung die Individuen, nicht bloß wo sie in
kleineren Massen zusammenwohnen, sondern in
einem viel weiteren Kreise umfaßt, so daß dadurch
alle übrigen sonst schon vorhandenen Gesellschaf-
ten noch von einem neuen, allgemeineren Bande
umschlungen werden.

Andererseits sind aber auch, neben diesen
Verschmelzungskräften, in jenen praktischen Ge-
sichtspuncten oft eben so viele Hemmungskräfte
gegeben, in Folge der Gegensätze und Vernei-
nungen, in denen sie unter sich selbst stehen.
Die Zersplitterungen des Erlaubten, des Gesetz-
mäßigen, des Rechts und der Pflicht in deren viel-
fache Arten, wie sie die Reflexion und das Den-

ken vollzieht, zerreißen auch die Menschenmassen in einander entgegenwirkende Gruppen, welche, obwohl immer auf einerlei Gesichtspunct sich berufend, doch in der Specialität des Wollens und Handelns als Parteien aus einander fahren.

Wir fassen alle hieher gehörigen Formen des socialen Zusammenhanges unter einerlei Namen zusammen, und sagen

Kurz also: eine neunte Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der Rechtsgesellschaften [2].

Endlich können sich auch aus den sympathetischen Gefühlen und Neigungen, wie dieselben in den individuellen Liebesverhältnissen rege sind, sowie aus den die Freundschaft begleitenden Gemüthsstimmungen, gemeinsame Tendenzen herausbilden, welche es für möglich halten, diese an und für sich binären Formen zu generalisiren und ihnen ein Leben in der Mehrheit zu verschaffen. Die Geschichte weist dergleichen Fälle in alter und neuer Zeit factisch nach.

Kurz also: eine zehnte Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der verallgemeinerten Liebes- und Freundschaftsvereine.

Die vierte Quelle eines gesellschaftlichen Zusammenhanges liegt in den erholenden Beschäftigungsweisen.

Zunächst, was die abspannende Erholung betrifft, so kommt dieselbe, wenn man ihren Begriff festhält, allerdings hier nicht in Betracht, weil die Abspannung und Erschöpfung des Gemüths kein allgemeiner Zweck werden kann. Dennoch müssen vielerlei Gesellschaften, wegen der psychischen Wirkung, welche ihre Beschäftigungsweisen ausüben, diesem Begriffe untergeordnet werden, und man hat sie deshalb wenigstens als Thatsachen zu merken.

Dagegen übt das Bedürfniß der gleichschwebenden Erholung eine weitgreifende Verschmelzungskraft aus, welche die Individuen von allen Seiten aus den verschiedenen anderweitigen Verbindungen zusammenzieht und um neue Mittelpuncte versammelt. Besonders sind es die Künste und Wissenschaften, welche ihre Producte der gemeinschaftlichen Aneignung darbieten, denen das Erholungsbedürfniß, noch verstärkt vielleicht von einem inneren Interesse, bereitwillig entgegenkommt. Der Gesang, die Anschauung der Werke der Maler, der Plastiker und Techniker aller Art, die Musik, der Vortrag und die mimische Darstellung der poetischen Erzeugnisse: dies Alles und Aehnliches führt seine Liebhaber in Vereine zusammen, welche dem Frohsinn und der Erheiterung, den ästhetischen Interessen, den edleren Genüssen gewidmet sind.

Kurz also: eine elfte Abtheilung gesellschafticher Verbindungen bilden die Gruppen der der gleichschwebenden Erholung huldigenden Vereine.

Eben so sehr aber ist es auch das Bedürfniß der erhebenden Erholung, welches, den Gemüthern der Einzelnen entkeimt, sie als Mehrheit zu einer gleichen Befriedigung zusammenzieht und für dieselben oft in stehenden Vereinen sorgen läßt. Es sind entweder großartige Ereignisse, welche die Massen als solche auf verderbliche oder beglückende Weise trafen, oder erhabene Thaten Einzelner, an denen aber die Masse mittelbar oder unmittelbar wenigstens Theil hatte, oder es sind allgemeine durch ihre Bedeutung das Gemüth erweiternde, entweder zu einer Begeisterung erhebende oder zu einer tiefen Besinnung nöthigende Ideen, die in den Seelen der Menschen Anerkennung gefunden haben: immer also irgend ein über das gewöhnliche Vorstellen, Empfinden und Denken weit Hinausgehendes ist es, was dem individuellen Bedürfnisse nach erhebender Erholung gleichsam einen Gesellungstrieb beimischt und dasselbe seine Befriedigung in der Gemeinschaftlichkeit am innigsten und tiefsten finden läßt. Dahin gehören also die periodischen, entweder localen oder allgemeinen Feste, zu welchen sich das Volk zur Feier seiner geschichtlichen Momente versammelt, ganz vorzüglich aber alle Vereine, in denen die religiösen Ideen, die gleichen Vorstellungen über das Göttliche, die verbindenden Kräfte sind.

Kurz also: eine zwölfte Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der der erhebenden Erholung huldigenden Vereine.

Die gegebene Uebersicht ist indeß weder vollständig, noch darf sie so aufgefaßt werden, als ob die einzelnen Rubriken, wie im Begriff, so auch in der Wirklichkeit geschieden wären. Vollständig kann sie nicht sein, weil die Arten, worin jede einzelne Gesellschaftsgattung wieder zerfallen kann, sich nicht im Voraus angeben lassen, indem es stets den Umständen überlassen bleibt, wie der allgemeine Gesichtspunct, der dem Wollen einer Mehrheit zu Grunde liegt, sich im einzelnen Falle zu einer besondern Gemeinschaftlichkeit bestimmt. Desgleichen kann unstreitig ein und dasselbe Individuum Mitglied mehrerer gesellschaftlicher Verbindungen auf einmal sein, und zwar so vieler, als es deren Zwecke und den aus diesem etwa erwachsenen Verfassungen oder Statu-

eitig zu genügen im Stande ist; ganz
ıd dieselbe Vorstellung oder derselbe
ichzeitig zu vielen sonst geschiedenen
hören kann. Es darf hier wenigstens
voreilige Beschränkung irgend welcher
ıt werden.

iber auch richtig, daß sich weder die
ı die Anzahl der unter einer Mehrheit
luen auf einerlei Boden möglichen ge-
chen Verbindungen vollständig angeben
dienen doch die erwähnten zwölf Ab-
zu einer hinreichenden Orientirung in
Fällen, um so mehr, als ihre Begriffe
nein giltigen psychologischen Gründen
sind.

---

iber irgendwo, so ist es hier nöthig, die
; der Thatsachen durch gewisse leitende
ıncte zu unterstützen, nicht bloß um in
chen Verschlingungen, worin man er-
äßig das öffentliche Leben findet, sich
zu können, sondern noch mehr, um
der Factoren, die es bewirken, und die
ıach denen sie es bewirken, einigerma-
zgreifen. Es ist schon gelegentlich an-
daß es nicht Absicht ist, die Formen
hen Receptivität in der Art kennen zu
ie irgend eine von ihnen in der Wirk-
ieciell beschaffen oder wie sie mit der
anden sein möge: deshalb ist es auch
. um die Kenntniß von grade dieser ge-
chen Verbindung oder von grade diesem
d keinem andern zu thun. Unser Ge-
icht nicht der chemischen Analyse eines
Stoffes, um die Art seiner Elemente
Quantität zu suchen; auch nicht der
hen Zerlegung eines bestimmten Kör-
dessen individuelle Construction in ge-
ler kranker Beschaffenheit zu finden.
ist es das Allgemeingiltige, das dem
ıchen Gemeinsame, kurz, was den Be-
Thatsächlichen ausmacht, wonach hier
gefragt wird. Dies ist jedoch nicht das
sondern wir bedürfen außer der Kennt-
egriffs jener Formen noch eine Einsicht
Ursachen, Kräften und Thätigkeiten,
und aus welchen die in den Begriffen
Elemente sich zu so mannigfaltigen
estalten, von denen sie zusammengehal-
u Gefäßen für eine eigenthümliche Reg-
ebildet werden. Solche Einsicht hängt
ı höheren Gesichtspuncten ab oder stützt
sogenannte Principien; und über diese
ist deshalb in der Kürze zuvor das Nöthige zu
sagen.

Wir erlauben uns nämlich jetzt die Abstraction, die Menschen als eine bloße Vielheit aufzufassen; aber nicht im Sinne der Gesammtheit, und auch nicht bloß unter Beibehaltung derjenigen Gränzen, durch welche sie von Natur nach den Unterschieden der Racen und der Volksstämme, sowie nach den Abweichungen der Sprachen in Gruppen zerlegt sind, sondern mit der engeren Voraussetzung, daß sich diese größeren Gruppen nochmals in viele kleinere getheilt haben, in denen die Familien und Individuen, wie in Dörfern, Flecken und Städten, auf einerlei Boden zusammenleben. Das Letztere ist eine Thatsache der Erfahrung, auf deren Ursprung es hier nicht ankommt; sie ist aber wichtig, weil ohne sie der Gedanke an die Bildung eines öffentlichen Lebens, das augenscheinlich von räumlichen Verhältnissen und unter diesen zuerst von örtlicher Congregation abhängig ist, an sich unmöglich wäre.

Was nun in solchen Gruppen sich ereignet, kann keine andere Quelle haben, als die gemeinschaftliche aller Geschichte und alles Lebens überhaupt. Die Individuen stehen und bewegen sich neben einander nicht wie thierische Leiber, sondern wie vorstellende, fühlende, begehrende, wollende, denkende und handelnde Wesen, ein jedes mit einem eigenen Quantum innerer Geistigkeit begabt, jedes charakterisirt nach all den Seiten, nach welchen, wie früher gezeigt, ein Einzelwesen stets bestimmt ist, alle in der Art, daß für denjenigen, der sie total zu durchschauen verstände, jedes zwischen dem Minimum und dem Maximum der inneren Bildung seinen bestimmten Platz einnehmen würde. Aus ihrem Innern strömt, nach dessen eigener Beschaffenheit, irgend eine Reihe von Ereignissen jedenfalls hervor, aus allen mithin ein Quantum des Geschehens, welches größer ist, als das in einem Einzelnen gedenkbare, und dieses Quantum muß es sein, welches den Stoff abgibt, woraus die Formen des öffentlichen Lebens gebildet sind.

Näher bedacht, zeigt sich aber sogleich, daß dieser Stoff weder so vollständig, als er im Begriff gefaßt werden kann, noch so rein, als er ursprünglich ist, so lange er noch im Innern der Einzelnen eingeschlossen lag, in der Wirklichkeit zur genannten Bildung verwandt wird. Zunächst ist davon ohne Zweifel, als nichts beitragend zum öffentlichen Leben, alles Dasjenige abzuziehen, was die Individuen theils ausschließlich für sich allein, theils für die binären Verhältnisse des Dienstes, der Liebe und der Freundschaft, theils

[illegible]

[illegible] Menschen [illegible] Gefühle, Gedan- [illegible] und Handlun [illegible] in der Vorstel-

[illegible]

[illegible] Entgegengesetzte [illegible] Vorstellungen im Bewußtsein der Fall ist. [illegible] Worten: es muß das öffentliche [illegible] also auch die Summe der Träger [illegible] den in ihm liegenden Gegensätzen [illegible] mit Gleichheiten sich an einigen Stellen [illegible] sich zu größeren Einheiten verbinden [illegible] Systeme eines enger zusammenhängenden Lebens bilden, an anderen Stellen dagegen sich von einander trennen und sich in mehr oder weniger entgegengesetzte Bestandtheile zerlegen, [illegible] jeder einzeln, zwar mit dem [illegible] doch auch ein eigenes Leben, gemäß seinen Verbindungen, entwickelt [illegible] an anderen Stellen eine bestimmte Quantität [illegible], welche weder von den Vereinigungen gefesselt, noch vom Entgegengesetzten [illegible] sich frei und ungehemmt entwickeln. Wie weit dieser nothwendige Proceß unter der Menschenmasse im Werden ist, so weit ist auch das öffentliche Leben in Entwickelung, in Bewegung; wie weit er in den einzelnen Systemen und unter diesen geendigt hat, ebenso weit ist das Gleichgewicht: das allgemeine Resultat von [illegible] ist Gestaltung in der Gesammtheit.

Hierbei hat es jedoch nicht sein Bewenden. Jenes Princip schließt noch als zweite Folgerung

man, wiederum wie im Bewußtsein des
ı aus den Vorstellungen nicht bloß Be-
ıd unter diesen nicht bloß eine Systema-
lern gleichzeitig auch ein Fühlen, Be-
Verstehen, Erwägen, Urtheilen, Verneh-
'z eine Reihe von Ereignissen erwächst,
an sich als psychische Thätigkeiten theils
nd und verarbeitend, theils ordnend und
im Innern wirksam denkt, so auch in-
eder Menschenmasse unter den genann-
inden stets eine Anzahl gewisser Functio-
rwarten hat, welche theils innerhalb der
:ten Systeme, theils zwischen ihnen als
Thätigkeiten wirken.

lso dieses erste Princip mit seinen Fol-
den Sinn, daß man die Formationen
tlichen Lebens ebenso, wie diejenigen,
as im Gemüth des Einzelnen vorhandene
.eben darbietet, theils nach statischen,
:h mechanischen Momenten auffassen und
ung ziehen muß, so ist dies jedoch, we-
der einen, noch auf der andern Seite,
zu verstehen, als ob das entsprechende
n in derselben Art determinirt gedacht
sollte, wie man sich in der Physik die
ungen im Raum und in der Zeit denkt.
ler Determination vielmehr, die für das
stattfindet, heißt allerdings auch so viel,
gegebenen Ursachen nothwendig nur eine
e Wirkung erfolgen kann, so lange jene
ert bleiben; aber die Existenz der Ur-
:lbst ist im Geistigen nicht, wie im Phy-
leterminirt, sondern schwebt, wenigstens
ssen Bildungsstufen an, zwischen einem
ein, worüber der denkende Geist ent-
Kann deshalb jenes erste Princip nur
raussetzung einer Abstraction von dem
ede zwischen freien und unfreien psy-
Kräften zum Verständniß der Thatsachen
hrung benutzt werden, so ist es eben
ıuch noch durch ein zweites zu ergän-
ches diesen Unterschied wesentlich mit
lag bringt.

olches zweites Princip bietet gleichfalls
hologie dar. Es ist dasselbe, welches,
Allgemeinheit aufgefaßt, schon den At-
ı und Repulsionen in der Natur zum
iegt und in Bezug auf diese so lautet:
eren und äußeren Zustände der
estimmen sich gegenseitig. Heißt
ɛr Körperwelt so viel, daß sich die La-
ıd Configuration der Elemente nach dem-
ichten muß, was in den letzteren ge-
und umgekehrt, so macht sich dasselbe
Princip zunächst auch in der inneren Welt jedes einzelnen Menschen geltend, insofern als er nicht umhin kann, an der Ausgleichung des Gegensatzes, welcher zwischen seiner äußeren Lage sammt der Umgebung und der eigenen Beschaffenheit seines Bewußtseins, wie er sie in der Selbstbeobachtung gegeben findet, und andererseits denjenigen Wünschen, Begehrungen und Anforderungen obwaltet, die seiner intellectuellen und ethischen Cultur gemäß von ihm ergriffen werden, so lange zu arbeiten, bis er durch theilweise Erreichung seiner Zwecke, durch theilweise Resignation, zu einiger Befriedigung gelangt. Ganz dasselbe wird sich auch wieder nach vergrößertem Maßstabe innerhalb eines jeden von den Particularsystem ereignen, zu welchen sich aus der Gesammtheit der Menschenmasse mehr oder weniger Viele in Folge entweder von gleichen und gleichartigen Interessen, Strebungen und Wollungen oder von einerlei Hemmungen verbunden haben, nämlich dann sich ereignen, wenn zwischen den Vorstellungen und Gedanken, auf denen ihr gemeinsames Leben ruht, und andererseits ihren Verhältnissen zu anderen Particularsystemen des öffentlichen Lebens sich fühlbare Gegensätze herausgebildet haben. Hierdurch kommt zu der in den Systemen des öffentlichen Lebens schon an und für sich in Folge der psychischen Natur der in ihnen wirkenden Kräfte immer stattfindenden Regsamkeit noch eine neue Art von Bewegung hinzu, welche, verglichen mit den entsprechenden Erscheinungen im Individuum, der natürlichen Tendenz zum Gleichgewichte noch in der Art eine künstliche hinzufügt, daß nicht bloß von dieser hauptsächlich die Formbildung des öffentlichen Lebens abhängt, sondern daß sie auch, wie im Individuum, welches sich eben dadurch aus einer Individualität zu einem Charakter erhebt, so hier in der Geschichte des öffentlichen Lebens das Epochenmachende ist. Wir wollen dies Princip, welches sich auf den Begriff der fortschreitenden Cultur stützt, das Princip der intellectuellen Befriedigung nennen.

Wird nun das bisher Gesagte, welches mit Hülfe der Psychologie noch einer genaueren Erörterung fähig wäre, zusammengefaßt, so ergibt sich, daß das öffentliche Leben sich in drei große Partien auseinander legt. Man kann nämlich 1) Alles für sich auffassen, was eine Wirkung der vereinigenden und hemmenden Kräfte ist, und erhält alsdann die Lehre von den gesellschaftlichen Verbindungen. 2) Man faßt die gesellschaftlichen Verbindungen, also überhaupt die in einer auf einem bestimmten Terri-

torium zusammenlebenden Menschenmasse öffentlich wirkenden Kräfte in der besonderen Rücksicht ihres Gleichgewichtes auf, und gelangt dadurch zur Lehre vom Staat. Und endlich 3) kann man, was von diesen Kräften mehr oder weniger frei als Spielraum der Einzelnen übrig gelassen wird, für sich betrachten, und geräth dadurch in die Lehre vom Verkehr.

[1]) Daß logisch gewisse Lohndienste mit gewissen arbeitenden Beschäftigungen zusammentreffen, verlangt die Unterordnung der Begriffe nicht. Es ist deshalb, weil beide auf das Nützliche gerichtet sein können, die fünfte Abtheilung nicht mit der zweiten zu verwechseln. Aehnliches ist bei der folgenden sechsten und elften Abtheilung zu beachten.

[2]) Das Wort Rechtsgesellschaft setzt hier nicht voraus, daß man wisse, was Recht sei; es soll nur zur Bezeichnung jeder kleineren oder größeren socialen Verbindung dienen, deren Glieder entweder stillschweigend oder durch förmliche Erklärung in Rücksicht auf einen der genannten praktischen Begriffe und dessen Consequenzen auf beliebige Weise geeinigt sind.

B. Weltweisheit, oder die Wissenschaft des sittlichen Lebens.

181. Welche sind die Zwecke, die zugleich Pflichten sind?

(*Imm. Kant*, Met. Anfangsgründe der Tugendlehre [1797], Einleitung.)

Sie sind: eigene Vollkommenheit, — fremde Glückseligkeit.

Man kann diese nicht gegen einander umtauschen und eigene Glückseligkeit einerseits, mit fremder Vollkommenheit andererseits zu Zwecken machen, die an sich selbst Pflichten derselben Person wären.

Denn eigene Glückseligkeit ist ein Zweck, den zwar alle Menschen (vermöge des Antriebes ihrer Natur) haben; nie aber kann dieser Zweck als Pflicht angesehen werden, ohne sich selbst zu widersprechen. Was ein Jeder unvermeidlich schon von selbst will, das gehört nicht unter den Begriff von Pflicht; denn diese ist eine Nöthigung zu einem ungern genommenen Zweck. Es widerspricht sich also, zu sagen: man sei verpflichtet, seine eigene Glückseligkeit mit allen Kräften zu befördern.

Ebenso ist es ein Widerspruch: eines Anderen Vollkommenheit mir zum Zweck zu machen und mich zu deren Beförderung für verpflichtet zu halten. Denn darin besteht eben die Vollkommenheit eines anderen Menschen, als einer Person, daß er selbst vermögend ist, sich seinen Zweck nach seinen eigenen Begriffen von Pflicht zu setzen, und es widerspricht sich, zu fordern (mir zur Pflicht zu machen), daß ich etwas thun soll, was kein Anderer, als er selbst thun kann.

182. Von den Pflichten des Menschen gegen sich selbst als animalisches Wesen.

(Dasselbe Buch, Erster Theil, erste Abtheilung.)

Von der wollüstigen Selbstschändung. — Sowie die Liebe zum Leben von der Natur zur Erhaltung der Person, so ist die Liebe zum Geschlecht von ihr zur Erhaltung der Art bestimmt; d. i. eine jede von beiden ist Naturzweck, unter welchem man diejenige Verknüpfung der Ursache mit einer Wirkung versteht, in welcher jene Ursache, auch ohne ihr dazu einen Verstand beizulegen, doch nach der Analogie mit einem solchen, also gleichsam, als brächte sie absichtlich die Wirkung hervor, gedacht wird. Es fragt sich nun, ob der Gebrauch des Vermögens zur Erhaltung der Art oder zur Fortpflanzung des Geschlechts in Ansehung der Person selbst, die es ausübt, unter einem einschränkenden Pflichtgesetz stehe, oder ob diese, auch ohne

eck zu beabsichtigen, den Gebrauch ih-
hlechtseigenschaften der bloßen thieri-
t zu widmen befugt sei, ohne damit einer
gen sich selbst zuwider zu handeln. —
:htslehre wird bewiesen, daß der Mensch
: anderen Person dieser Lust zu Ge-
ne besondere Einschränkung durch einen
n Vertrag, nicht bedienen könne; wo
i Personen wechselseitig einander ver-
Hier aber ist die Frage: ob in Anse-
es Genusses eine Pflicht des Menschen
h selbst obwalte, deren Uebertretung
ändung, (nicht bloß Abwürdigung) der
it in seiner eigenen Person sei. Der
enem wird Fleischeslust, (auch Wol-
chthin) genannt. Das Laster, welches
erzeugt wird, heißt Unkeuschheit,
id aber in Ansehung dieser sinnlichen
wird Keuschheit genannt, die nun
Pflicht des Menschen gegen sich selbst
werden soll. Unnatürlich heißt eine
wenn der Mensch dazu nicht durch den
Gegenstand, sondern durch die Ein-
n demselben, also zweckwidrig, ihn sich
affend gereizt wird. Denn sie bewirkt
ine Begierde wider den Zweck der Na-
war einen noch wichtigeren Zweck, als
der Liebe zum Leben ist, weil dieser
Erhaltung des Individuums, jener aber
r ganzen Species abzielt. —
n solcher naturwidriger Gebrauch, (also
) seiner Geschlechtseigenschaft eine und
Sittlichkeit im höchsten Grade wider-
Verletzung der Pflicht wider sich selbst
Jedem zugleich mit dem Gedanken von
sofort auf, erregt eine Abkehrung von
edanken, in dem Maße, daß selbst die
ines solchen Lasters bei seinem eigenen
r unsittlich gehalten wird, welches bei
Selbstmords nicht geschieht; den man,
seinen Greueln (in einer *species facti*)
vor Augen zu legen im Mindesten kein
trägt; gleich als ob der Mensch über-
beschämt fühle, einer solchen ihn selbst
Vieh herabwürdigenden Behandlung sei-
n Person fähig zu sein: so, daß selbst
te, (an sich freilich bloß thierische) kör-
emeinschaft beider Geschlechter in der
esitteten Umgange viel Feinheit veran-
rfordert, um einen Schleier darüber zu
enn davon gesprochen werden soll.
rnunftbeweis aber der Unzuläßigkeit je-
rlichen, und selbst auch des bloß un-
igen Gebrauchs seiner Geschlechtseigen-
schaften als Verletzung (und zwar, was den ersteren betrifft, im höchsten Grade) der Pflicht gegen sich selbst, ist nicht so leicht geführt. — Der Beweisgrund liegt freilich darin, daß der Mensch seine Persönlichkeit dadurch (wegwerfend) aufgibt, indem er sich bloß zum Mittel der Befriedigung thierischer Triebe braucht. Aber der hohe Grad der Verletzung der Menschheit in seiner eigenen Person durch ein solches Laster in seiner Unnatürlichkeit, da es, der Form (der Gesinnung) nach, selbst das des Selbstmordes noch zu übergehen scheint, ist dabei nicht erklärt. Es sei denn, daß, da die trotzige Wegwerfung seiner selbst im letzten, als einer Lebenslast, wenigstens nicht eine weichliche Hingebung an thierische Reize ist, sondern Muth erfordert, wo immer noch Achtung für die Menscheit in seiner eigenen Person Platz findet; jene hingegen, welche sich gänzlich der thierischen Neigung überläßt, den Menschen zur genießbaren, aber hierin doch zugleich naturwidrigen Sache, d. i. zum ekelhaften Gegenstande macht, und so aller Achtung für sich selbst beraubt.

Von der Selbstbetäubung durch Unmäßigkeit. — Das Laster in dieser Art der Unmäßigkeit wird hier nicht aus dem Schaden, oder den körperlichen Schmerzen, selbst Krankheiten, die der Mensch sich dadurch zuzieht, beurtheilt, denn da wäre es ein Princip des Wohlbefindens und der Behaglichkeit (folglich der Glückseligkeit), wodurch ihm entgegengearbeitet werden sollte, welches aber nie eine Pflicht, sondern nur eine Klugheitsregel begründen kann; wenigstens wäre es kein Princip einer directen Pflicht.

Die thierische Unmäßigkeit im Genuß der Nahrung ist der Mißbrauch der Genießmittel, wodurch das Vermögen des intellectuellen Gebrauchs derselben gehemmt oder erschöpft wird. Versoffenheit und Gefräßigkeit sind die Laster, die unter diese Rubrik gehören. Im Zustande der Trunkenheit ist der Mensch nur wie ein Thier, nicht als Mensch zu behandeln; durch die Ueberladung mit Speisen und in einem solchen Zustande ist er für Handlungen, wozu Gewandtheit und Ueberlegung im Gebrauch seiner Kräfte erfordert wird, auf eine gewisse Zeit gelähmt. — Daß sich in einen solchen Zustand zu versetzen, Verletzung einer Pflicht wider sich selbst sei, fällt von selbst in die Augen. Die erste dieser Erniedrigungen, selbst unter die thierische Natur, wird gewöhnlich durch gegohrene Getränke, aber auch andere betäubende Mittel, als den Mohnsaft und andere Producte des Gewächsreichs bewirkt, und wird dadurch verführerisch, daß dabei auf eine Weile

maschine) brauchen, das an den inneren der Gedankenmittheilung nicht gebunden sondern ist an die Bedingung der Uebereinstimmung mit der Erklärung (*declaratio*) des gebunden, und gegen sich selbst zur aftigkeit verpflichtet. — Wenn er z. B. uben an einen künftigen Weltrichter lügt, er wirklich keinen solchen in sich findet, ndem er sich überredet, es könne doch haden, wohl aber nutzen, einen solchen aken einem Herzenskündiger zu bekennen, allen Fall seine Gunst zu erheucheln. wenn er zwar deshalb nicht im Zweifel ist, h doch mit innerer Verehrung seines Geschmeichelt, da er doch keine andere der, als die der Furcht vor Strafe bei lt.

uterkeit ist bloß Ermangelung an Gewisftigkeit, d. i. an Lauterkeit des Bekenntnisses vor seinem inneren Richter, der als eine andere Person gedacht wird. Z. B. nach der größten Strenge betrachtet, ist es schon Unlauterkeit, wenn ein Wunsch aus Selbstliebe für die That genommen wird, weil er einen an sich guten Zweck für sich hat, und die innere Lüge, ob sie zwar der Pflicht des Menschen gegen sich selbst zuwider ist, erhält hier den Namen einer Schwachheit, sowie der Wunsch eines Liebhabers, lauter gute Eigenschaften an seiner Geliebten zu finden, ihm ihre augenscheinlichen Fehler unsichtbar macht. — Indessen verdient diese Unlauterkeit in Erklärungen, die man gegen sich selbst verübt, doch die ernstlichste Rüge; weil von einer solchen faulen Stelle aus (der Falschheit, welche in der menschlichen Natur gewurzelt zu sein scheint) das Uebel der Unwahrhaftigkeit sich auch in Beziehung auf andere Menschen verbreitet, nachdem einmal der oberste Grundsatz der Wahrhaftigkeit verletzt worden.

184. Von der Pflicht des guten Beispiels.

(*J. G. Fichte*, System der Sittenlehre [1798] §. 25.)

haben bisher gesehen, daß es Pflicht sei, nale Freiheit unserer Mitmenschen zu schod zu befördern, indem wir schuldig sind, der nur menschliches Angesicht trägt, zu ten als Werkzeug des Sittengesetzes. Die en außer uns überhaupt und insbesondere eiheit sind uns Objecte der Pflicht, lediglich wiefern wir das Letztere voraussetzen: au würden sie uns nichts als bloße vernunftjecte sein, mit denen wir umgehen könnie wir wollten, und die wir als Mittel un Zwecken unterwerfen dürften. Wir sind genöthigt, so gewiß wir auf sie handeln, moralische Wesen anzusehen, und nur nsicht derselben bestimmt unsere Handelsn Beziehung auf sie. Es ist schon daraus laß wir dahin arbeiten müssen, daß diese richtig sei, und daß ihre von uns zu schound zu befördernde Freiheit zur Beförde s Vernunftzwecks angewendet werde. Dasißt sich gar leicht auch unmittelbar beweier Wille des moralisch guten Menschen ist lle des Sittengesetzes selbst. Nun will die Moralität der vernünftigen Wesen, sonach er moralisch Gute dasselbe wollen. Aber ille kann nicht ein ohnmächtiger, unkräftiger Wille sein: denn er als Individuum, und inwiefern er Kraft in der Sinnenwelt hat, ist Werkzeug des Sittengesetzes. Mithin wird er nothwendig aus allen seinen Kräften diesen seinen nothwendigen Willen zu realisiren suchen.

Der Beweis sonach, daß es absolute und allgemeine Pflicht sei, Moralität außer uns zu verbreiten und zu befördern, hat nicht die geringste Schwierigkeit.

Ein wenig mehr Schwierigkeit aber hat es, anzugeben, auf welche Weise dies möglich sei.

Nämlich: nur dasjenige ist moralisch zu nennen, was aus eigenem freiem Entschlusse geschieht, ohne die geringste Zunöthigung, und ohne den mindesten äußeren Bewegungsgrund. Es scheint daher unmöglich, daß Moralität mitgetheilt werde, und daß in diesem Geschäfte die geringste Hilfe von außen einem Menschen durch einen andern Menschen geleistet werden könne. Die Forderung, Moralität zu verbreiten, scheint sonach völlig leer und unausführbar: und es scheint uns dabei nicht viel mehr übrig zu bleiben, als ohnmächtige Wünsche: denn wie könnten wir sie befördern, als durch sinnliche Einwirkung, und wie könnte jemals sinnliche Einwirkung die Freiheit bewegen? Dies ist denn auch in mehreren Rück-

sichten, welche wir angeben wollen, unläugbar wahr.

I. Zuvörderst kann es dem moralisch Gesinnten nicht einfallen, durch Zwangsmittel, durch Ankündigung von Belohnungen oder Strafen, die er entweder selbst, etwa als Staat oder sonst übermächtiger Gebieter zufügen will, oder die er, im Namen eines allmächtigen Wesens, als sein Vertrauter, verheißt und androht, die Menschen zur Tugend zu bringen. Alle Handlungen, die durch etwas von dieser Art motivirt sind, haben schlechthin keine Moralität. Da man diesen Satz noch immer zu schwächen und einzuschränken, und das System einer Tugend für Lohn und Strafe durch allerhand Vorwände aufrecht zu erhalten sucht, so will ich meine Behauptung ganz scharf beweisen.

Aller Trieb nach Glückseligkeit gründet sich auf den Naturtrieb. Ich will dieses oder jenes Object darum, weil in meiner Natur ein Trieb ist; ich will dieses oder jenes nicht, darum, weil in meiner Natur eine Abneigung dagegen ist. Bedient man sich nun dieses Triebes, um mich zu gewissen Handlungen zu bringen, so macht man dadurch diese Handlungen zu Bedingungen der Befriedigung dieses Naturtriebes: und es bleibt demnach ganz offenbar die Befriedigung meines Naturtriebes *der letzte Zweck* meiner Handlungen; und die Handlungen selbst sind nur die Mittel dazu, und werden von mir nur als solche Mittel betrachtet. Darin aber besteht ja eben das Wesen der Unmoralität, daß die Befriedigung des Naturtriebes der letzte Zweck meines Handelns sei; dahingegen das Gesetz fordert, daß ich diesen Trieb einem höheren Antriebe ganz und gar unterordne. Man hat sonach auf diesem Wege mich gar nicht moralisch gemacht, sondern man hat mich vielmehr in meiner Unmoralität erst recht bestärkt; dadurch, daß man sie durch etwas, das man Sittenlehre nennt, und für das Höchste und Heiligste ausgibt, autorisirt, und durch Uebung recht ausbildet. Man vernichtet dadurch alle Hoffnung zur Moralität, indem man die Unmoralität selbst an ihre Stelle setzt, jene sonach, und alle Tendenz nach ihr und alle Ahnung derselben, rein austilgt. — Das Verfahren mit dem Menschen ist dann gerade dasselbe, welches wir bei den Thieren anwenden. Wir bedienen uns des Instincts der Letzteren, um an denselben die Fertigkeiten anzuknüpfen, die wir beabsichtigen; und so giengen wir denn auch bei dem Menschen darauf aus, ihn nur zu *dressiren*, nicht aber ihn zu *cultiviren*.

Man enthalte sich sonach endlich jener ebenso unbestimmten und seichten, als schädlichen und alle wahre Moralität von Grund aus vertilgenden Ausflüchte: „die Belohnung soll nicht der einzige Zweck des Tugendhaften sein; er soll sie nur auch *mit* zum Zwecke haben; oder sie soll nicht *Haupt*-, sondern nur *Neben*-Zweck sein.“ Keinesweges; die Belohnung soll *gar* nicht Zweck sein. Jede Handlung aus Hoffnung des Lohns oder Furcht der Strafe ist absolut unmoralisch.

Man sage nicht: „nur zu Anfange wollen wir uns dieses Mittels bedienen, bis wir die Menschen zur reinen Moralität dadurch fähiger gemacht haben.“ Durch den Gebrauch dieses Mittels fangt ihr gar keine moralische Gesinnung an, sondern setzt nur die alte unmoralische fort, und nährt und pflegt sie recht sorgfältig: auch ist euer ganzes Vorgeben, daß die Menschen in irgend einem Zustande der reinen Moralität nicht fähig wären, rein erdichtet, und eure Unterscheidung zwischen einer reinen und einer nicht reinen Moralität geradezu widersinnig. Es gibt nicht zwei Moralitäten, sondern nur eine: und die, welche nicht rein ist, nicht lediglich aus der Vorstellung der Pflicht hervorgeht, ist gar keine. — Es ist nämlich hier lediglich von der *Gesinnung*, und gar nicht von der Vollständigkeit oder Unvollständigkeit der *Ausführung* dieser Gesinnung im wirklichen Handeln die Rede.

II. Eben so wenig läßt sich Moralität durch theoretische Ueberzeugung erzwingen. Zuvörderst, die theoretische Ueberzeugung selbst läßt sich nicht erzwingen: ein richtiger und viele Phänomene im Menschen erklärender Satz, den die Philosophen der Schule selten beherzigen, weil sie dadurch in dem Wahne würden gestört werden, daß sie durch ihre Syllogismen den Menschen zu bessern und zu bekehren vermöchten. Niemand wird überzeugt, wenn er nicht in sich selbst hineingeht; und die Zustimmung seines Selbst zu der vorgetragenen Wahrheit innerlich fühlt; welche Zustimmung ein Affect des Herzens ist, keineswegs ein Schluß des Verstandes. Diese Aufmerksamkeit auf uns selbst hängt ab von der Freiheit; und der Beifall selbst wird sonach frei gegeben, niemals erzwungen. (Es wird dadurch nicht gesagt, daß man frei sich überzeugen könne, wenn man nur wolle; nur von der Wahrheit kann man sich überzeugen und überzeugen wollen; aber selbst von ihr *muß* man sich nicht überzeugen, sondern das hängt vom guten Willen ab. Ueberzeugung ist eine Handlung der Vernunft, welche durch einen Act ihrer Selbstthätigkeit sich der Wahrheit *unterwirft*, nicht ein Leiden derselben. Ueberzeugung von Sätzen, die unseren Lei-

ten Abbruch thun, setzt einen herrschen-
n Willen schon voraus; der sonach nicht
/ieder durch sie hervorgebracht werden

Da wir denn doch bei der Einwirkung
ernunftgründe, welche auf keinem andern
als dem des theoretischen Raisonnements
en kann, werden stehen bleiben müssen;
ı wir vor der Hand wenigstens soviel ge-
daß diese Einwirkung das Princip des
n dem Objecte derselben schon voraus-
laß sonach alle Beförderung der Moralität
ch sein würde, wenn sich dieses Princip
enthalben mit Zuversicht voraussetzen ließe.
da läßt sich denn nachweisen, daß es et-
der menschlichen Natur unaustilgbares
n welches die Bildung zur Tugend stets
pft werden kann: es ist dies der Affect
ıtung. Dieser Affect kann ungebraucht
ntwickelt in der Seele liegen, — aber er
s ihr weder ausgerottet, noch auf ein ihm
Object hingerichtet werden. Die Sinnen-
ın man lieben, suchen, begehren, Ver-
über ihren Genuß empfinden; aber nim-
r kann man sie achten: dieser Affect fin-
gar keine Anwendung. — Aber sobald
Object findet, äußert er sich unausbleib-
les Achtungswerthe wird ganz sicher ge-
Die erste Regel für Verbreitung der Mo-
vird sonach die sein: zeige deinen Mit-
n achtungswerthe Dinge, und kaum kön-
ihnen etwas in dieser Rücksicht Zweck-
es zeigen, als unsere eigene moralische
sart und moralisches Betragen. Es er-
eraus die Pflicht des guten Beispiels.
werde darauf zurückkommen, und gebe
der Kette der Schlußfolgen fort. — Die
ufe der moralischen Bildung ist die Ent-
ıg der Achtung.

Sobald der Mensch etwas außer sich zu
genöthigt wird, so entwickelt sich in ihm
ıb, sich selbst zu achten. Der Trieb der
htung ist, sobald nur der Affect der Ach-
rch etwas außer uns entwickelt ist, ebenso
gbar aus der menschlichen Natur, als die
be. Kalt sich zu verachten, ruhig sich
n Nichtswürdigen und Elenden anzusehen,
t kein Mensch aus: daß er aber sich achte,
verächtlich ist, ist ebenso unmöglich.
ırch nun ist der moralische Zustand des
n oft um nichts gebessert, sondern weit
ch dazu beträchtlich verschlimmert. Um
rträglichen Pein der Selbstverachtung zu
ı, werden zweierlei Wege eingeschlagen;
oft beide zugleich. Der Mensch sucht sich selbst zu entfliehen, weil er sich vor sich selbst fürchtet; er hütet sich, einen Blick in sein Inneres zu werfen, weil ihm dies nichts als zerreißende Gegenstände zeigt: er zerstreut sich, um nur sich selbst zu entgehen, desto mehr in den Gegenständen der Außenwelt. Er betäubt sein Gewissen. Weil dieses Mittel ihm denn doch nicht ganz hilft, sucht er sich der abgedrungenen Achtung eines Etwas außer ihm, und der daraus folgenden Verachtung seiner selbst dadurch zu entledigen, daß er sich zu überreden sucht: seine Achtung sei Thorheit und Schwärmerei; es gebe überhaupt nichts Achtungswürdiges, Edles und Erhabenes: Alles sei nur Schein und Täuschung: kein Mensch sei besser, als Er selbst, und die menschliche Natur überhaupt sei nicht besser. — Man bemüht sich vergebens, dieses System durch Vernunftgründe zu widerlegen. Es hat seinen Grund nicht im Verstande, sondern im Herzen. Dieser Grund im Herzen müßte zuvörderst aufgehoben, sie müßten der Scheu und Scham vor sich selbst entledigt werden. Sie sind nur darum mit allem Guten entzweit, weil sie es mit sich selbst sind. Man söhne sie zuvörderst aus mit sich selbst, d. h. man zeige ihnen, daß sie denn doch nicht so leer von allem Guten sind, als sie selbst es glauben. Man führe sie zunächst auf das gute Princip in ihnen selbst.

Also die Unmoralität ist entweder völlige Rohheit, und diese muß durch das erst angezeigte Mittel, daß man den Menschen nur Etwas achten lehre, gebildet werden; oder sie ist Verzweiflung an sich selbst, und dann zeige man dem Menschen, daß wenigstens Andere an ihm nicht verzweifeln; man lasse ihn sein Zutrauen merken, und mache ihn selbst, wenn man besonders mit ihm zu thun bekommt, auf das verborgene Gute in ihm aufmerksam. Wem Andere Zutrauen zeigen, der wird bald auch selbst Einiges zu sich bekommen; an wem Alles außer ihm verzweifelt, der muß wohl auch selbst an sich zu verzweifeln anfangen.

So hängt in unserer Theorie Alles zusammen und ein Glied greift ein in das andere. Es ist schon oben erwiesen worden, daß es schlechthin pflichtwidrig sei, an der Möglichkeit der Verbesserung irgend eines Menschen innerlich zu verzweifeln. Was sich dort als innere Pflicht und als Regulativ unserer äußeren Handlungen zeigte, zeigt sich hier wieder als ein Mittel zur Beförderung unseres aufgegebenen Zweckes, und es wird Pflicht, dieses innere Zutrauen auch äußerlich recht entscheidend zu zeigen.

Das gute Princip, welches in allen Menschen vorhanden ist, und in keinem ausgetilgt werden kann, ist eben die Möglichkeit, irgend Etwas uneigennützig, ohne alle Rücksicht auf Vortheile, also aus einem Grunde schlechthin *a priori*, achten zu können; ferner der Trieb, sich selbst achten zu wollen, und die Unmöglichkeit, daß Jemand zu der Niederträchtigkeit herabsinke, sich selbst kalt und ruhig zu verachten. Auf dieses führe man sie. Man zeige ihnen, daß ihrem eigenen Betragen dies zu Grunde liege. So sage man z. B. denen, welche die Möglichkeit eines uneigennützigen Triebes im Menschen schlechthin leugnen, einem Helvetius und seines Gleichen: Ihr habt entdeckt, wie ihr uns berichtet, daß die Menschen nur durch Eigennützigkeit getrieben werden, und daß sie sich gröblich täuschen, wenn sie anderer Antriebe sich für fähig halten. Nun wohl, das ist gut für euch; benutzt diese Entdeckung, so gut ihr könnt, und geht eures Weges weiter fort. Aber warum theilt ihr denn eure Entdeckung uns mit; was mögt ihr, da alle Menschen, und also auch ihr, nur aus Eigennutz handeln können, durch diese Mittheilung gewinnen, oder welchen Verlust durch sie von euch abwenden? Richtet jene Täuschung Schaden an, so richtet sie wenigstens euch keinen an; denn ihr habt euch derselben, wie ihr versichert, völlig entledigt. Unser Schade aber, was schadet der euch; und was verschlägt es euch, daß um euch herum Andere zu Schaden kommen? Freut euch vielmehr desselben, und zieht daraus für euch so viel Gewinn als möglich. Ueberdies würde es euch, so viel wir einsehen, unmittelbar Nutzen bringen, daß Alle außer euch in diesem Irrthume bleiben; und ihr müßtet, wenn ihr consequent wäret, Alles thun, um ihn aufrecht zu erhalten und zu verbreiten. Denn ihr erhaltet dadurch ein Mittel, unter dem Vorwande der Tugend und der Gemeinnützigkeit uns für eure geheimen Zwecke zu gewinnen; welches euch nicht so leicht sein wird, wenn ihr geradezu uns euren Privatnutzen als letzten Zweck ankündigt. Kurz, da ihr gar keinen Gewinn von der Mittheilung eurer Entdeckung haben könnt, so widerspricht eure Aussage eurer Aussage selbst.

Ja was noch mehr ist, ihr theilt uns dieselbe nicht so ganz gleichgiltig mit, ob wir sie nun annehmen oder nicht, sondern ihr macht euch ein angelegentliches Geschäft daraus, uns zu überzeugen, und vertheidigt euern Satz mit allem möglichen Feuer. Woher mag doch dieses Interesse entstehen? Ist jene Schwärmerei wirklich so verächtlich, als ihr behauptet: warum widersetzt ihr euch denn derselben mit so viel W[...] und Kraft? Laßt sie doch in sich selbst [...] len. — Also, euer Verfahren läßt sich schle[...] nicht verstehen, wenn euch nicht etwas A[...] treibt, als Eigennutz. Was könnte dies sei[...] wird nicht schwer halten, es euch nachzu[...]

Es liegt euch so viel daran, uns von [...] Meinung zu überzeugen, nicht, damit wir [...] serm Handeln uns darnach richten; den[...] müßte euch sehr ungelegen sein, sondern [...] wir durch unsere Ueberzeugung die eure b[...] gen helfen. Ihr seid eurer Sache selbst nicht [...] gewiß, was ihr auch sagen möget; und wo[...] durch unsere Uebereinstimmung die in euch [...] mangelnde Ueberzeugung vollends zu ergän[...]

Nun frage ich euch weiter: warum w[...] denn auch eurer Sache so ganz gewiß sein? [...] bloßer Eigennutz die Triebfeder eurer Hand[...] ist, welcher Profit könnte euch durch die[...] lige Gewißheit entstehen? Ihr seid aberm[...] consequent. Ihr wollt derselben gewiß sei[...] rum, weil ihr außerdem euch selbst ver[...] euch für schlechter ansehen müßtet, als ander[...] schen; für schlechter und nichtswürdiger, [...] eure Natur mit sich bringt. Ihr wünschet [...] euch selbst achten zu können; und habt ein [...] res Princip eurer Handlungsweise in euc[...] den bloßen Eigennutz; und seid besser, [...] selbst denkt.

Oder ihr Anderen, die ihr nicht in [...] Falle seid, die ihr eures Herzens Meinung [...] an den Tag gebt, sondern sie sorgfältig i[...] Inneres verschließt, und bei euren Hand[...] ehrwürdige Zwecke vorwendet, die ihr selbs[...] habt; warum thut ihr dies? Wenn ihr d[...] bloß eure Mitmenschen betrügen wollt, [...] besser zu Beförderung eurer Zwecke brauc[...] können; so erkennt ihr ja allerdings durc[...] Handeln an, daß es in denselben eine höhe[...] edlere Triebfeder gebe, als die des Eigen[...] da ihr euch derselben bedient, auf sie baut [...] ihr eure Maßregeln nehmt. Abermals son[...] derspricht eure Meinung, daß nichts Höh[...] der menschlichen Natur sei, als Eigennutz, [...] Verfahren, welches etwas Höheres vora[...] und bei dieser Voraussetzung wohl von [...] geht. Im Handeln wenigstens, wo das [...] des Menschen sich am sichersten entdeckt, [...] ihr euch nicht entbrechen, ein höheres Pri[...] dem Menschen anzuerkennen; dies aber kö[...] nur aus euch selbst, aus eurer tiefen Emp[...] haben, und nur so es auf Andere übe[...] Auch ihr also seid nicht so leer von allem [...] als ihr geglaubt habt.

einem Worte: es gibt keinen nur ein wenig
ten Menschen — vom rohen Naturmenschen
r nicht die Rede; über dessen Bildung ist
oben gesprochen worden —, der nicht zu-
Handlungen vollzöge, die sich nicht aus
loßen Princip der egoistischen Selbstliebe
us der Voraussetzung desselben bei Ande-
klären lassen. Auf diese Handlungen und
s denselben zu Grunde liegende Princip
an sie aufmerksam machen.
nit gegen diesen Satz nicht eingewendet
was wir oben selbst erwiesen: die theo-
e Ueberzeugung läßt sich nicht erzwingen;
nnte man denn also sicher darauf rechnen,
nderen zu überzeugen, daß allerdings noch
Gutes in ihm sei? setze ich hinzu: in unse-
lle kann man darauf sicher rechnen, denn das
es zu Ueberzeugenden ist unserem Vortrage
im Voraus geneigt. Jeder möchte sich gern
können, wenn es nur möglich wäre: darauf
nan sicher rechnen. Man kann sonach sei-
ifall ganz gewiß erwarten, wenn man ihm
daß aufs Wenigste seine Anlagen der Ach-
ürdig sind.
f diese Grundlage läßt sich nun allmählig
oralische Denkart aufbauen.

Wir gehen zu dem Puncte zurück, den wir
uf unserem Wege liegen ließen. Man muß,
n Affect der Achtung in dem Menschen zu
keln, ihnen etwas Achtungswerthes zeigen,
wir oben; aber man hat dazu kein besse-
ttel an der Hand, als sein eigenes gutes
l. — Es geht daraus hervor die **Pflicht**
ten Beispiels.
n sieht sehr oft diese Pflicht ganz unrichtig
s ob man verbunden sein könnte, dieses
nes, was man außerdem nicht zu thun ge-
t hätte (etwa in die Kirche, zum Abend-
gehen u. dgl.), um des bloßen guten Bei-
willen zu thun. Aber es gibt, wie wir
oben gesehen haben, auf dem Gebiete des
esetzes keine gleichgiltigen Handlungen;
Gesetz umfaßt und bestimmt schlechthin
was durch Freiheit geschehen kann. Was
boten ist, muß ich schlechthin thun, um
che willen, ohne alle Rücksicht auf das
l; was mir verboten ist, darf ich schlecht-
ht thun, gleichfalls ohne alle Rücksicht auf
ispiel. Etwas Pflichtwidriges gibt nothwen-
böses Beispiel, und aus dem Unmorali-
kommt nie etwas Gutes. Mehr aber thun,
geboten ist, kann ich nicht, da die Pflicht
s alle meine Kräfte und meine ganze Zeit
chlag nimmt. Es kann sonach gar keine
Handlungen geben, deren letzter Zweck das gute Beispiel wäre, und die bloß um desselben willen geschähen. Die Pflicht des Beispiels geht schlechthin nicht auf die **Materie** der Handlungen. Vielleicht aber geht sie auf die **Form** derselben, und so ist es allerdings.

Nämlich, das Sittengesetz macht es bloß zur Pflicht, daß das Gebotene geschehe; ob es öffentlich oder im Geheimen, mit Bekanntmachung der Grundsätze, nach welchem es geschieht, oder ohne ihre Bekanntmachung geschehe, darüber entscheidet es an sich, und inwiefern es auf die bloße Handlung geht, nichts. Sieht man aber darauf, daß wir ein gutes Beispiel, welches freilich nichts weiter helfen soll, noch kann, als daß es Achtung für die Tugend einflöße, schuldig seien, so ist dies nicht mehr gleichgiltig, sondern es ist uns die höchste **Publicität** unserer Maximen und Handlungen geboten.

Zuvörderst über den **inneren Charakter** dieser **Publicität**. Die Absicht derselben ist Achtung einzuflößen für das Achtungswerthe; aber die Achtung läßt sich nicht erzwingen und erkünsteln, sondern sie gibt sich freiwillig und unvermerkt. Mithin muß der Tugendhafte diese Absicht nicht merken lassen; und da er ja Alles soll merken lassen, was ihm im Herzen ist, auch Andere gar wohl bemerken, was wirklich da ist; muß er diese Absicht in Beziehung auf Einzelne gar nicht haben. Er läßt unbefangen das Innerste seines Herzens sich äußerlich abbilden, ohne weiter etwas zu thun, um Andere darauf aufmerksam zu machen.

Dies ist der äußere Charakter des offenen Mannes. Er geht seinen Weg gerade fort, redet und handelt allenthalben gerade so wie es ihm um das Herz ist, und wie er es für pflichtmäßig hält, ohne dabei weder rechts noch links zu sehen, ob man ihn beobachte oder nicht, und ohne zu lauschen und zu fragen, was man etwa zu seiner Handelsweise sage; denn dazu hat er nicht Zeit: seine Zeit ist durch die Vollbringung seiner Pflicht besetzt. Aber eben darum verbirgt er sich auch nie, weil er ebenso wenig Zeit hat, auf Heimlichkeit mit Verborgenheit zu sinnen. Wird aber über ihn geurtheilt, so steht er auch jedem Urtheile Rede, vertheidigt sich, wenn ihm seiner Ueberzeugung nach Unrecht geschieht, beschönigt seine Handlung nicht, wenn er seines Unrechts überführt ist. — Es gibt wohl keinen schöneren Zug in einem menschlichen Charakter, als die Offenheit, und keinen gefährlicheren, als die Verstecktheit. Gerader und offener Sinn führt wenigstens zur Rechtschaffenheit, wenn er es auch

nicht selbst ist: aber wer sich versteckt, der hat eine heimliche Furcht vor der Wahrheit, hat irgend ein tiefes Gebrechen, das er nicht entdecken lassen möchte; und er ist nicht füglich zu bessern, ehe er nicht jene Wahrheitsscheu ablegt.

Dem Gleißner ist es Zweck, bemerkt zu sein. Man wird diesen Charakter in Anderen, und worauf es uns eigentlich am meisten ankommen muß, in sich selbst von dem der Offenheit leicht durch folgendes Merkmal unterscheiden. Der Gleißner macht gewöhnlich Zurüstungen, deren es zur Erreichung seines Zweckes gar nicht bedarf, und die sonach nur die Absicht haben können, Aufsehen zu erregen: der offene Mann thut nichts mehr, als gerade zur Erreichung seines Zweckes gehört.

Der offene Mann behauptet zuvörderst diese Publicität über seine Maximen. Seine herrschende Maxime soll die sein, seine Pflicht zu thun, schlechthin um der Pflicht willen. Aus diesem letzteren Bewegungsgrunde nun macht er schlechthin kein Geheimniß. Seiner Unterwürfigkeit unter etwas Höheres und Größeres, als eines Aberglaubens sich zu schämen, sich selbst zum Gotte des Weltalls aufstellen zu wollen, ist äußerst verächtlich. Dem, was man für Andere aus Pflichtgefühl gethan hat, oder wenigstens hätte thun sollen, einen anderen Namen geben, es ihnen für besondere Freundschaft und Vorliebe, für Großmuth, für Gnade u. dgl. anrechnen, ist ebenso verächtlich.

Dieselbe Publicität ist in seinem Handeln, wie sich aus der Publicität der Maximen schon von selbst versteht, da es gar nicht Maximen sind, wenn sie nicht in Handlungen gesetzt werden, und man Niemand überzeugen kann, daß dies die unserigen wirklich sind, außer durch Handeln. Bloßes tugendhaftes Geschwätz taugt zu nichts und gibt gar kein gutes, sondern ein sehr schlimmes Beispiel, indem es den Unglauben an Tugend bestärkt. In dieser Rücksicht zeigt sich der offene Mann besonders consequent. Seine Thaten sind wie seine Worte.

185. Von den Pflichten des Gelehrten.

(Dasselbe Buch, §. 29.)

Sieht man die Menschen auf der Erde an, wie man moralisch sie ansehen soll und was sie allmählig auch in der Wirklichkeit werden sollen, als eine einzige Familie, so kann man annehmen, daß es auch nur Ein Erkenntnißsystem dieser Familie gebe, das von Zeitalter zu Zeitalter sich ausbreitet und vervollkommnet. Wie das Individuum, ebenso wird das ganze Geschlecht klüger mit den Jahren, und entwickelt sich durch Erfahrung.

Die Erkenntniß eines jeden Zeitalters soll höher steigen, und um sie höher zu bringen, dazu eben ist der gelehrte Stand.

Die Gelehrten sind zuvörderst die Depositairs, gleichsam das Archiv der Cultur des Zeitalters: und dies zwar nicht, wie die Ungelehrten, in Rücksicht der bloßen Resultate, als welche allerdings auch bei diesen, aber zerstreut, anzutreffen sind; sondern zugleich sind sie in dem Besitze der Principien. Sie wissen nicht nur, daß etwas so ist, sondern zugleich auch, wie der Mensch zu dieser Erkenntniß kam, und wie sie mit seinen übrigen Erkenntnissen zusammenhängt. Dies ist darum nöthig, weil sie diese Erkenntniß weiter bringen, d. h. unter Anderem auch die vorhandene berichtigen sollen: aber ihre Abweichung von der Wahrheit kann man nicht einsehen ohne die Principien, von denen sie abgeleitet ist, zu kennen. — Es geht daraus zuvörderst dies hervor: ein Gelehrter soll den Gang der Wissenschaft bis auf sein Zeitalter, und die benutzten Principien derselben historisch kennen.

Ferner: er soll diesen Geist der Gemeine weiter bringen: entweder durch Berichtigung, welches gleichfalls eine Erweiterung der Erkenntniß ist (wer eines Irrthums erledigt wird, dessen Wissen steigt); theils durch weitere Schlüsse aus dem Bisherigen.

Der Gelehrte forscht nicht bloß für sich, berichtigt und erfindet nicht bloß für sich, sondern für die Gemeine, und erst so wird sein Forschen etwas Moralisches, und er Beobachter einer Pflicht, und Diener der Gemeine in seinem Fache. — Sein unmittelbarer Wirkungskreis ist das gelehrte Publicum: von diesem aus kommen auf dem bekannten Wege die Resultate seiner Untersuchungen an die ganze Gemeine.

Kaum ist es nöthig, noch ausdrücklich zu erinnern, daß seine Denkart ihrer Form nach nur dann moralisch genannt werden kann, wenn er wirklich aus Liebe zur Pflicht, mit Einsicht, daß er dadurch einer Pflicht gegen das Menschenge-

Genüge thut, den Wissenschaften obliegt. gen hier nur: was soll er thun? Dies aus dem Obigen beantworten. Er soll s Object der Cultur seines Zeitalters ken- ils dasselbe weiter bringen. Das letztere aufrichtig suchen: denn nur so erwirbt er klich einen eigenen Werth. Und wenn er auch nicht könnte, so muß er wenigstens n Willen, Eifer und Fleiß gehabt haben, un: dann ist seine Existenz auch nicht h gewesen; er hat wenigstens die Wissen- bendig aufbehalten in seinem Zeitalter, ein Glied in der Kette der Ueberlieferung ar. Auch Belebung des Geistes der Un- ng ist ein wahres und wichtiges Verdienst.

Strenge Wahrheitsliebe ist die eigentliche Tugend des Gelehrten. Er soll die Erkenntniß des Menschengeschlechts weiter bringen, nicht aber nur etwa mit ihm spielen. Er soll sich selbst, wie jeder Tugendhafte, vergessen in seinem Zwecke. Wozu sollte es doch auch dienen, glänzende Paradoxen vorzutragen? oder Irrthümer, die ihm entschlüpft wären, fernerhin zu vertheidigen und zu behaupten? Lediglich zur Unterstützung seines Egoismus. Dies mißbilligt die Sittenlehre ganz, und ebenso müßte es die Klugheit mißbilligen: denn nur das Wahre und Gute bleibt in der Menschheit; und das Falsche, so sehr es auch etwa anfangs glänze, verliert sich.

---

186. Pflichten der Privatwillen gegen die Zukunft.

(*J. F. Herbart*, Allgemeine praktische Philosophie [1808] S. 400—410.)

von dem, was jetzt für uns, nicht von s zu irgend einer bestimmten Zeit für die n derselben Zeit das Künftige sein mag, die Frage; denn das Eigenthümliche ge- Zeitalter kommt hier nicht in Betracht. t hat ihre Zukunft; alle Geschlechter ha- chten gegen die folgenden.

Geschlecht überliefert dem nächsten sei- griff von Tugend. Wie vollständig oder aft, wie rein, wie verderbt es denselben l und dargestellt hat in Rede und That: ler Maßstab, an welchem die Kommenden sich messen, und den sie wenigstens nell, und nicht allgemein verändern, be- , verfälschen können.

nun von den Privatwillen die Zukunft nicht gig sei: dies bedarf keines Beweises. Die ist von keinem Einzelnen unabhängig; so lle Willen zusammengenommen die Ge- t entweder bilden, oder zu bilden unter- und so gewiß alle Willens-Verhältnisse ngenommen den sittlichen Zustand der haft ergeben.

ern aber die Privatwillen hier unterschie- rden von den Formen und der Macht, es vor allen Dingen darauf an, daß die- ich als Privatwillen, und nur als sol- assen, keineswegs aber sich unter einem denken, welcher mit denen der Formen Macht noch etwas gemein hätte. Dieje- ginnen schon in ihrem Innern die Störung des Staats, welche irgend etwas vorzunehmen gedenken, das in die Sphäre der Machthandlungen fällt. Verabredungen, Gesellschaften, Geheimnisse, die vor der Macht sich fürchten, haben den stärksten Verdacht gegen sich, daß sie, in gleichem Grade, von Unrechtlichkeit, und von Unwissenheit in demjenigen herrühren, was von den Privatpersonen erwartet werden muß. Kann es je Fälle geben, wo ein ungeheures Uebel der Gegenwart selbst den Redlichen über die Schranken seiner Thätigkeit hinausführt: so ist es dann am wenigsten die Zukunft, für welche gesorgt wird; vielmehr wird die Zeit durch ihren Lauf erst wiederum die scharfe Gränze zwischen Privatpersonen, Formen und Macht befestigen müssen.

Von dem was hoch ist in den Staaten, von dem was groß erscheint in den Ereignissen, sich hinwegzuwenden, und auf den eignen Heerd das Auge zu heften: das ist die Bedingung, unter welcher die Privatwillen sich Einfluß auf die Zukunft schaffen können. Ihnen sind ihre Gesinnungsverhältnisse anheim gestellt. Und nicht oft genug kann es gesagt werden, daß die Familien mit ihrer häuslichen Disciplin der Schooß der Zukunft sind.

Die Zukunft wird ihre Herrscher mit sich bringen, und ihre Genies aller Art. Aber die Herrscher und die Genies thun nie etwas anderes, und können nie etwas anderes thun, als den Stoff bearbeiten, den sie vorfinden. Wie die Gesellschaft beherrscht werden kann, so wird sie be-

herrscht, nachdem die stärksten Kräfte sich ins Gleichgewicht gesetzt haben. Wie der Gedankenkreis geformt und erweitert werden kann: so wird er geformt und erweitert; und das desto gewisser, je älter und reicher er schon war.

Schafft ein häusliches Leben eine Generation von Menschen, die immer das Bequemste und Gelegenste suchen, immer den Sinn in jedes Neueste fügen; denen der Gedanke zu klar ist, und der Entschluß zu rauh, und die Arbeit zu schwer, und die Sitte zu streng; deren Tiefsinn Witz, und deren Umgang Convenienz geworden ist: dann weiß die Folgezeit zu erzählen, wie hülflos sich ein solcher Haufen in den ehernen Arm des Schicksals wirft, und mit sich spielen läßt von dem ersten Besten den das Spiel unterhält.

Aber unter einer Menge starker Charaktere, die alle das Gleiche wollen und Jeder für sich den Beschluß zu halten wissen, ist es noch nie einem Einzelnen eingefallen, das Gegentheil dessen zu unternehmen, was sie wollen. Selbst in dem Unglück das die Ferne sendet, bleibt ihnen eine Achtung, die früh oder spät wieder zur Selbstbestimmung führt.

Nur ist es unmöglich, daß in den Häusern solche Charaktere, die einzeln und zusammengenommen fest sind, erwachsen, wofern nicht schon eine gemeine Denkungsart vorhanden ist, die in allen Familien ein ähnliches Gepräge bewirkt.

Und diese gemeine Denkungsart kann nicht fest, sie kann am allerwenigsten auf einem weit ausgedehnten Boden und für lange Zeit allgemein sein und bleiben, wofern sie sich anlehnt an schwache Stützen veränderlicher Meinung, streitiger Satzung, engbegränzter Localinteressen, spielenden Geschmacks, vergänglicher Gefühle. Nur was seiner Natur nach fest ist im Denken und in der Beurtheilung, das Wahre, das Würdige, das Classisch-Schöne, — sammt demjenigen Historischen, was durch eine hohe und allgemeine Achtung vielmehr als durch getheilte National-Interessen die Gemüther zu erfüllen vermag, — dies kann dienen zu Mittelpuncten eines Gedankenkreises, der große Menschenmassen für sich [illegible] soll zur bürgerlichen Sicherheit und Wohlfahrt.

Den Gang der Cultur, welchem die gemeine Denkart nachfolgt, kann nun zwar kein Einzelner
...men. Aber es können wohl die Einzelnen,
der verbreiteten Gedankenmasse dasje-
...chen, was den geforderten Eigenschaf-
... kommen scheint, und das Entgegen-
...scheiden; sie können es in das Be-
...iner Stände, in das Eigenthümliche

der Familien hereinziehen; — nur daß d
nigkeitsgeist fern bleibe, der, anstatt da
meine durchs Individuelle zu bereichern,
treffliche zur Niedrigkeit herabdrückt: -
können sie den vorhandenen Vorstellu
durch Kritik, durch wissenschaftlichen
stellenden Geist zu Hilfe kommen; sie
Versuche machen, die Cultur zu fördern.
nun dabei bloß dem Zuge ihres Geistes f
oder ihrem Gegenstande treu und hingegeb
— oder zugleich die Forderungen des C
stems befriedigen, — oder endlich sich
noch aller gesellschaftlichen Rücksichten
und insbesondere deren, die sie auf rich
dung gemeiner Denkart nehmen sollen,
auch, ob sie vielleicht die Dreistigkeit hab
diese Unterschiede durch ein leichtsinnige
wort für Nichts zu erklären: daran vorzü
kennt man den Charakter der für die Wiss
ten gebildeten Männer.

Aber nicht bloß dem Cultursystem kön
vatpersonen mit Hinsicht auf die Zuku
Beschäftigungen widmen. Auch für die
tung und Rechtspflege gibt es eine Sorge
zelnen, die den mangelhaften Vorschrif
Formen, den ausbleibenden Antrieben d
von selbst zu Hilfe kommt. Und je meh
Energie von allen Seiten in die zur b
Gesellschaft gehörigen Elemente gelegt wir
leichter zeigt sich die Stellung, welche d
men und der Macht zukommt. So ge
schwankender und schwacher und fehl
Gemeinwille das erste Uebel aller Gesell
welches die übrigen unvermeidlich nach sic
eben so gewiß wirkt jedes Zeichen von
und zugleich richtig begränzter Thätigkeit
Einzelnen wohlthätig auf die Zukunft. E
nem Jeden aufgegeben, die Schranken d
handenen Gesellschaft zu durchforschen;
sehen, was dem Einverständiß in allen
des Gedankenkreises, der Ausschließung
Weise des Umgangs, in allen möglichen
rungen der Menschen, dem Wohlwollen un
zelnen, in kleinern, in größern Cirkeln, i
stehen möge. Es darf Niemand sich d
zu Gute halten, wodurch er die Spaltun
größern, — und noch viel weniger das,
er vorhandene Uebel verschleiern, und
Heilung entziehen könnte. Das Urtheil m
erhalten werden, welches Lob und Tadel
ausspricht. Man zeige von allen Seiten der
tige Sinnesart die Möglichkeit einer r
Gesellung; dann, und nicht eher, wird di
lichkeit nahe sein.

he, und ähnliche Betrachtungen, deren
t und Zusammenhang sich aus den früher
ielten Grundsätzen leicht ergibt, gelten ins-
ere denjenigen, welche auf die kleineren
n der Gesellschaft mit Autorität wirken 5
: den Gebildeteren in kleinen Ortschaften.
leswegen, weil sie nicht die Machthaber
teht es ihnen frei, sich solche Gesinnungs-
nisse zu bereiten, vermöge deren es ihnen
n muß, eine beseelte Gesellschaft im Klei- 10
i sich her zu schaffen. Mögen sie Arbeiten
len, und Erholungen anordnen; mögen sie
iellen der Unterhaltung erweitern; mögen
e zusammenführen, die einander gefallen
ben können; seien die Familienverhältnisse 15
gegenstand ihrer Aufmerksamkeit und be-
men Einwirkung; und bekümmere sie die
in die rechten Plätze die rechten Men-
mit richtiger und erhebender Ansicht von
ihren Dienstpflichten, hineintreten zu machen. —
Man hat so oft die Vortheile vieler kleiner Staa-
ten gepriesen. Wahrlich nicht die Vervielfältigung
der Gränzen zwischen den Staaten, welche zur
unaufhörlichen Fehde einladen, aber wohl die
vielförmig freie Bewegung in jedem der kleinen
Kreise, der Wetteifer von allen Seiten, die min-
dere Gefahr allgemein drückender Hindernisse des
Bessern, dies konnte zu einem solchen Lobe den
Grund darbieten. Vernachläßige sich denn wenig-
stens die Gesellschaft in keinem ihrer Glieder;
organisire sie sich mit eigenthümlichem Leben in
jedem Theile; eile nicht Alles zum Centrum, ahme
nicht Jeder nach, was die Meisten thun; suche
man die Innigkeit und Richtigkeit der Anschlie-
ßung vor ihrer Ausdehnung: nur wohlgebildete
Glieder machen den wohlgebildeten Körper; nur
schöne Körper fügen sich zur schönen Gruppe
zusammen.

---

137. Zusätze zu dem vorigen Capitel.

(*J. F. Herbart*, Kleinere philosophische Schriften III. [1843] S. 247–249.)

weniger der Staatsmann nach praktischen
unmittelbar handeln kann, desto mehr bleibt
n Privatpersonen zugemuthet. Sie müssen 30
eben nach Ideen dem Staatsmanne möglich
a.
eigentliche Hauptgedanke dieses Capitels
iß die Wissenschaften die Grund-
ler Regierung ausmachen müssen. 35
muß das Publicum die Schule haben,
es sich ihr unterordnet. Die Beamten
durch den Einfluß und die Autorität der
enhäupter von Jugend auf gebildet wer-
Der Unwissende darf keine Ansprüche ma- 40
er muß lernen. Humanitätsbildung muß
elligen Leben überall vorherrschen.
er den gehörigen Bedingungen muß man
cht überall begünstigen und stärken. Leicht-
nd Anmaßung müssen überall zurückge- 45
werden; sie dürfen die öffentliche Meinung
eiten. Freimüthigkeit gegen das, was die
i verunreinigt! Niemand soll es gut heißen,
der Unwürdige sich ungestüm vordrängt;
id soll Caricaturen loben; Niemand soll mit 50
i Dingen scherzen. Alles Classische soll
n Schatz der Nation und der Menschheit
ig erhalten werden. Naturproducte sollen
eichtfertig verbraucht, Staatsschulden nicht
den Urenkeln aufgebürdet werden. Oeffentliche
historische Documente sollen nicht verfallen. Die
Religion soll warm gehalten, aber nicht mit
Dogmen und Ceremonien überladen werden.

Kirche, Schule, Kunst, Erfindungen und de-
ren Verbreitung. — Man hüte sich, in Dingen
dieser Art für fest zu halten, was wandelbar ist.
Das Urtheil des Publicums ändert sich in Anse-
hung der Dichter, Künstler, philosophischen Sy-
steme, historischen Ansichten; jede Zeit hat ihre
geistigen Producenten, die sich gelten machen,
aber die Empfänglichkeit jeder Nation nimmt ab,
und es entsteht eine für classisch gehaltene Kunst
und Litteratur, die für eine geraume Zeit fast
stabil wird. Kälte gegen die Religion ist ihrer
Natur nach vorübergehend, und nie so groß, als
sie zuweilen scheint. Denn die Menschen wollen
immer trotziger scheinen als sie sind. Sind die
Culturstufen des gemeinen Volkes weit verschie-
den von denen der Geistlichen, so entsteht Hierar-
chie; hebt sich die Cultur, so entstehen Re-
formen.

Große Städte sind Mittelpuncte; aber in meh-
reren Großstädten bilden sich verschiedene Ge-
danken und Umgangsformen. Die kleinen und das
Land ahmen die Mode nach. Gegenwirkung gegen
die geistlose Nachahmung, Auseinanderhalten des-

sen, was zu früh in Einen Ton fallen will, ist Pflicht.

Bei manchen Nationen verändert sich Nichts; es gibt für sie keine Zukunft, wenn nicht von außen. Sie reifen nicht, sehen nichts Neues; sie versuchen nichts: denn die Natur ist gütig; die Furcht vor dem Despoten ist eingewurzelt, es gibt keine Ehre, sondern nur Genuß; ihre Religion ist Ceremonie und Aberglaube; ihr Familienleben gilt ihnen nichts, ihre Weiber sind eingesperrt als Sclavinnen.

Bei uns hofft und fürchtet man die Zukunft. Man handelt also, und führt sie herbei.

Einiges läßt sich voraussehen. Die Naturwissenschaften wachsen immerfort und machen sich mehr und mehr geltend. Die historisch-philologischen Wissenschaften haben keinen so reichen Boden; sie werden sich einem Stillstande nähern. Sie wirken aber dahin, die Zukunft an die Vergangenheit zu befestigen; denn je mehr man von der Vergangenheit w e i ß, desto mehr w ä h l t man die Anknüpfungspuncte der Zukunft an die Vergangenheit. Allen Täuschungen wird nachgeschaut; sie können sich nicht halten. Macht der Wahrheit, Vergänglichkeit der Verleumdung! Die praktischen Ideen bleiben; aller Prunk nutzt sich ab; die Wirkung der schönen Kunst mindert sich, man ist ihrer gewohnt; sie gehen in die Breite, schon um neu zu sein. — Das Verwaltungssystem wird nie durch sich allein bestehen. — Auf ungeordnete Freiheit folgt Despotismus. — Alle wahre Macht wächst durch sich selbst, so lange sie nicht den Unwillen in einem großen Kreise gegen sich reizt. — Mit der Bevölkerung wächst die Reibung; Auswanderung als Hilfsmittel.

Unser ganzer Zustand ist sehr künstlich. Daher ist sehr nöthig, seine Bedingungen zu kennen, und nicht seine Stützen sinken zu lassen.

Die Zukunft entsteht aus der Meinung. Verschiedene Meinung gibt ungewisse Zukunft, weil das Ende des Streites nicht abzusehen. Also: h a l t e t a n d e r W a h r h e i t! also auch an den w a h r e n K r ä f t e n, in Bodencultur, Gewerbe, Handel, Kunst, Wissenschaft, Religion, Sittlichkeit — in der Familie, in den Communen —; ohne Ueberspannung durch Eigensinn, ohne Schwindelei. Wollet nichts im Staate, was nicht den vorhandenen Kräften entspricht. Keine unsichere Neuerung! — Wollt nicht mehr wirken, als ihr könnt. Kein unwahres Veraltetes! — Seid bereit zum Zusammenwirken, aber wachsam gegen jeden Trug. Laßt euch nicht täuschen durch scheinbar gemeinnützige Pläne, die der Egoismus oder Ehrgeiz Einzelner vorbringt.

Die Zukunft entsteht großentheils aus dem Zusammenleben der Menschen von verschiedenen Ständen. Auf dem Lande: die Gutsherren, die Beamten, die Prediger, die Bauern. In kleinen Städten: die reichen Bürger, die Prediger, die Beamten, die Schullehrer, die Aerzte, die Krämer, die Handwerker, die Tagelöhner, — und deren Frauen. (Halbfremd: die einquartierten Soldaten.) In großen Städten die mannigfaltigsten Stände. Hier kommen Extreme von Reichthum und Armuth in Betracht, und leider meistens ein furchtbarer Pöbel, den Unruhstifter gebrauchen können. — Verschiedenheit der Handels- und Residenzstädte.

Das Gleichartige sammelt, das Ungleichartige scheidet und beobachtet sich. Corporationsgeist und Standesehre gerathen in Spannung. Diese Spannung mindern heißt wohlthun. (Interessantes Phänomen: das Leben in Badeorten, wo die Gesellschaft sich jedes Jahr von vorn an neu zusammensetzt, und wo der Einfluß des Geschäftslebens aufhört.)

Der Ueberdruß, welchen das Mißfällige der geselligen Berührungen hervorbringt, wirft nun Viele in die Einsamkeit zurück; bei Anderen entsteht gerade hier der Zunder, in den zuerst die Feuerfunken fallen, wenn Anlaß zu öffentlichen Unruhen ist. (Vor der Revolution in Frankreich hatten sich Adel, Geistlichkeit und Volk gegenseitig verachtet und gegen einander gespannt.) — U n z u f r i e d e n h e i t, welche ins t ä g l i c h e Leben hineingreift, täglich drückt und spornt, bringt eine veränderte Zukunft hervor.

Erzwungener Höflichkeit ist nie zu trauen. Wahre Anhänglichkeit Vieler an den Hervorragenden ist dagegen das Princip der Sicherheit des Bestehenden. Nun gibt es aber nothwendig mehrere Hervorragende in verschiedener Hinsicht. Diese müssen unter einander in Harmonie sein: wo nicht, so bereitet sich eine andere Zukunft vor. —

Ferner muß jeder Hervorragende seine Anhänger unter einander in Harmonie halten. Die Unruhstifter dagegen gießen ihr Scheidewasser auf die Anhänger, um sie zu trennen, dann loszureißen, darauf die Hervorragenden zu entzweien und endlich zu stürzen, unter Vorspiegelung einer Gleichheit, die nie eintreten kann. D a ß sie nie eintreten kann, müssen die Conservativen zur allgemeinen Einsicht zu bringen suchen.

138. Warum die Moral nicht zu vollenden ist.

(*G. Hartenstein,* Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften [1844] S. 483–485.)

isherigen Erörterungen (über die Pflich-
Einzelnen gegen sich und die Anderen,
he der Verf. die Gesellschaft als Object
ect der Pflicht folgen läßt) über die Be-
welche die verschiedenen Ideen für die
sse der Einzelnen zu einander haben,
sich nach der Verschiedenheit
Ideen selbst. Es läßt sich nun allerdings
e andere Ausführung derselben Aufgabe
welche, von den gegebenen Verhält-
der Einzelnen ausgehend, fragt, wie je-
elben durch sämmtliche Ideen bestimmt
ie kurzen Andeutungen über den allge-
harakter der Beschäftigungen, der Dienst-,
gs- und Familienverhältnisse, die das
ich enthält, müßten zu diesem Zwecke
Einzelne verfolgt werden. Man gewänne
eine Charakteristik dieser concreten Ver-
vom sittlichen Gesichtspuncte aus. Es
ch dabei zeigen, daß es wegen der Na-
r Verhältnisse für jedes derselben einen
des bestimmten sittlichen Werthes gibt,
n sich aufzunehmen vorzugsweise fähig
zugsweise, nicht gerade ausschließend;
Rücksicht auf die Gesammtheit der Ideen
em Verhältnisse ganz fehlen; aber nicht
crete Verhältniß enthält gleich dringend
rdernng, gerade diese oder jene be-
Idee zu beachten. Darnach richten sich
nmten Pflichten, die Jemandem kraft die-
mmten Verhältnisses zu Andern obliegen.
hier das Recht, dort die Billigkeit, dort
das Wohlwollen in einer ihrer Gestalten
endungen in den Vordergrund treten,
n die sittliche Substanz gerade die-
ältnisses bilden; concrete Bestimmungen
rt hängen sehr wesentlich von der Na-
gegebenen Lebensverhältnisse, von den
eiten, Veranlaßungen und Aufforderun-
inem bestimmten Handeln ab, die gerade
ich führen. Auf diese Weise würden sich
esondern und bestimmten Pflichten, z. B.
ehers gegen den Zögling, des Arztes ge-
Kranken, des Kaufmannes gegen seine
des Geistlichen gegen die Gemeindeglie-
Ehegatten, der Geschwister, der Seiten-
en, der Nachbaren unter einander, des
walts gegen seine Clienten, des Dieners
n Herrn, und umgekehrt ableiten lassen.
ispiele sind mit Absicht so bunt durch
einander geworfen worden, um sogleich bemerk-
lich zu machen, daß, wollte man über bestimmte
Pflichten, die in der Anwendung der Ideen auf
solche Verhältnisse wurzeln, etwas den indivi-
duellen Fall wirklich Treffendes sagen, man
sehr tief in das Detail des Lebens eingehen müßte.
Denn wenn man z. B. irgend ein Verhältniß des
Verkehrs oder des Dienstes seinem allgemeinen
Begriffe nach auffaßt, und daraus die Pflichten der
Ehrlichkeit, der Treue u. s. w. ableitet, so ist
das immer noch eine sehr allgemeine Abstraction,
die höchstens die sittlichen Gränzen bezeichnet,
innerhalb deren der einzelne Fall liegt. Die be-
stimmte Art der Ehrlichkeit und Treue, auf die
es bei der Entscheidung über das bestimmte Han-
deln zumeist ankäme, hängt gerade von der Indi-
vidualität des einzelnen Falles ab, der nicht unter
einen einzigen allgemeinen Obersatz, sondern un-
ter eine Mehrheit, mit Beziehung gerade auf die-
sen Fall sich eigenthümlich bestimmender Ober-
sätze fällt. Alter, Geschlecht, bürgerliche Stel-
lung, Bildungsgrad, nähere oder entferntere per-
sönliche Beziehungen, Charakter und Individuali-
tät, der Blick auf Vergangenheit und Zukunft, neu
eintretende Ereignisse führen hier unbestimmbar
verschiedene, vielfach abgestufte und höchst ver-
änderliche Modificationen herbei. Dazu kommt
endlich, daß die sittliche Bedeutung solcher Ver-
hältnisse, in denen es sich zunächst nur um Pflich-
ten Einzelner gegen andere Einzelne zu handeln
scheint, ohne Rücksicht auf die gesellschaftliche
Ordnung sehr oft gar nicht vollständig erwogen
werden kann. So entwickelt sich ein Gewebe
sittlicher Rücksichten, dessen mögliche Verknü-
pfung die Wissenschaft zwar ins Einzelne zu ver-
folgen den Versuch machen könnte, dessen beson-
dere Structur aber für jeden Einzelnen ein Ge-
genstand seiner eigenen Untersuchung und Ueber-
legung sein und bleiben muß. Und deshalb mußte
es hier genügen, vielmehr auf die Grundlage und
den wesentlichen Inhalt der Gesinnung zu ver-
weisen, die der sittlich Gebildete für diese Be-
handlung seiner concreten Verhältnisse mitbringen
wird, als bei jenen mannigfaltigen Einzelnheiten
selbst zu verweilen[1]). Aus der Beziehung dieser
Gesinnung auf die bestimmten Verhältnisse, in de-
nen sich Jeder gerade findet, hat er sich seine
Pflichten selbst zu construiren; und deshalb
wurde schon früher gesagt, daß das Kategorische
des sittlichen Imperativs einer nicht allgemein be-

stimmbaren Mannigfaltigkeit hypothetischer Modificationen unterliege.

[1]) Das Ungenügende, das in der Aufzählung der einzelnen Pflichten für die einzelnen concreten Lebensverhältnisse liegt, wie sie die ältere Moral zu leisten suchte, hat seinen Grund hauptsächlich in der Allgemeinheit und der dabei unvermeidlichen Unbestimmtheit der so gewonnenen Vorschriften. Der üble Wille findet solchen Vorschriften gegenüber leicht Ausflüchte, die in der Berufung auf die Individualität des einzelnen Falles sogar gegründet sein können; der gute Wille des sittlich Gebildeten eilt dieser Vorschrift voraus und betrachtet sie als etwas Ueberflüssiges. Was die ältere Moral durch empirische Aufzählung zu erreichen suchte, findet sich in der sogenannten „speculativen Ethik" der neuern Schulen als Construction der „Gestalten" wieder, in der sich die Idee ihr Dasein gebe. Daß solche Constructionen im Grunde doch nur eine empirische Basis haben, ist im ersten Buche gezeigt worden; daß keine Construction dieser Art, selbst wenn sie wirklich Construction aus Begriffen wäre, das Detail des Lebens erschöpft, lehrt ein unbefangener Blick auf die Verhältnisse des wirklichen Lebens ohne Mühe. Vgl. *Herbart* kl. philos. Schrift., Bd. III., S. 242.

---

139. Pflichten gegen fremde Ehre; Pflicht der Wahrhaftigkeit.

(Dasselbe Buch, S. 465—469.)

Von Jedem, der sich neben Andern als denkendes und wollendes Wesen äußert, entsteht in der Auffassung der Andern eine Meinung, ein *Bild* seiner Persönlichkeit. Die Richtigkeit dieses Bildes sammt der darüber ergehenden Beurtheilung hängt nun zwar ab von der Art, wie er sich den Uebrigen darstellt, und von der Fähigkeit der Letzteren, ihn aufzufassen und zu beurtheilen. Jedenfalls ist es aber ein natürlicher Wunsch, von Andern nicht für schlechter gehalten zu werden, als man ist; sein Bild nicht absichtlich entstellt und verfälscht zu sehen. Gesetzt nun, diesem Wunsche geschähe keine Genüge, gesetzt, die andern nähmen sich heraus, nach Willkür, ohne Rücksicht auf die Angemessenheit des Bildes an das Abgebildete, die Meinung über die fremde Persönlichkeit irre zu leiten, so hätte der, welchem dies geschähe, die Präsumtion eines *Rechtes* für sich, sich darüber zu beklagen. Der Gegenstand des Streites wäre hier eben das Bild, als Object einer möglichen Disposition; es würde wider den Willen desjenigen, *dessen* Bild es ist, anders darüber disponirt, als er selbst wollen kann; die natürliche und unverkünstelte Präsumtion geht dahin, daß das Bild als ein *unmittelbares Eigenthum* dessen betrachtet werde, den es abbildet. Deshalb nun kann auch ohne Berufung auf angeborne Rechte gesagt werden, daß Jeder ein *Recht* auf *Ehrerbietung*, auf die Achtung seines *guten Namens* hat. Darin liegt durchaus nicht, daß er ein Recht habe, über den gegründeten Tadel, die gerechte Geringschätzung Anderer sich zu beklagen; die Präsumtion geht bloß auf die Angemessenheit des Bildes an den Abgebildeten; aber er darf allerdings schon verlangen, daß Andere überhaupt kein Bild von ihm entwerfen, wo sie sich selbst etwa sagen müßten, in Zweifel und Ungewißheit zu sein; Jeder darf *Vorsicht* und *Behutsamkeit* in der Beurtheilung Anderer erwarten. Denn daß außerdem auch die Verkleinerung, die Verleumdung, die Klätscherei, Schmähungen und Beschimpfungen aller Art, rohe Ausbrüche gemeiner Leidenschaften auf der einen, leichtfertiger, bitterer und böswilliger Scherz und Spott auf der anderen Seite mehr oder weniger jener Präsumtion zuwiderlaufen, bedarf kaum einer Bemerkung. Für besondere persönliche Verhältnisse kann jene Präsumtion sich selbst darauf erstrecken, daß der Beurtheilte ein Recht hat, zu fordern, daß Andere ihm nicht den Schein erregen oder den Irrthum lassen, von ihm sei ein anderes Bild vorhanden, als wirklich vorhanden ist. Diesen Schein erregt z. B. der Schmeichler, der Liebediener, der insofern, noch abgesehen von der Niedrigkeit des Mittels, durch welches er *seine* Zwecke zu erreichen sucht, ein Unrecht begeht; diesen Irrthum läßt der, der verleumderische Urtheile da verheimlicht, wo der Andere ehrliche Offenheit von ihm erwarten durfte. Verbindet sich übrigens mit Handlungen, welche jene Präsumtion verletzen, noch Uebelwollen, oder wenigstens, wie namentlich bei der Rücksichtslosigkeit gegen die fremde Individualität, ein Mangel an wohlwollen-

sinn, oder, wie bei der Schmeichelei
herei, innere Unfreiheit, so erhebt sich
nigte Tadel mehrerer Ideen.
nliches Verhältniß geistiger Beziehungen,
icht bloß der Beurtheilung nach einer
liegt, sondern sie möglicherweise sämmt-
sich aufrufen kann, bezeichnen die An-
uf Wahrhaftigkeit als die Art der
gen Mittheilung in Wort und That. Die
igkeit erscheint in Beziehung auf vor-
Aufforderungen zu bestimmten Misthei-
s Aufrichtigkeit, mit Rücksicht auf die
igkeit und Unumwundenheit der Mitthei-
Offenherzigkeit, Freimüthigkeit, Bieder-
Rücksicht auf die Sicherheit, mit wel-
der geschehenen Mittheilung vertrauen
n glaubt, als Zuverläßigkeit, in Bezie-
anvertraute Geheimnisse als Verschwie-
in Beziehung endlich auf die Dauer und
des ganzen Verhältnisses als Treue und
it. Allen diesen Formen steht die Lüge
r, d. h. die durch irgend ein Zeichen
meisten Fällen durch die Sprache) ver-
gegen das eigene bessere Wissen mit
cht zu täuschen verbundene Falschheit.
b des Begriffs der Lüge liegen daher
wahrheiten, d. h. falsche, aus der eige-
n Meinung [1]) hervorgegangene Aussagen,
liejenigen Formen der Darstellung und
ng, welche ohne die Absicht der Täu-
in der Umstellung der Wahrheit auf das
niß derselben rechnen, wie der Scherz,
e, die Satyre, vorausgesetzt, daß der
sie zu verstehen im Stande ist; end-
künstlerischen Darstellungen, die ihrer
ch nicht gebunden sind an die Wahrheit
ums. Eingeschlossen aber sind in den
ler Lüge alle Formen der Verleitung zum
, der Verstellung, der Verrätherei, der
ltung, wo der Andere einen Anspruch
eilung hat, endlich auch bloße Zweideu-
und Unbestimmtheiten, die mit der Ab-
täuschen verbunden sind. Gleichwohl
i die Motive der Lüge eine große Ver-
teit in dem Verhältniß der That zur Ge-
Die gemeinen Lügen mögen immerhin
egel aus einem egoistischen Motive her-
, sei es nun Furcht, bei der verhehlen-
weichenden, oder Begierde, bei der an-
n Lüge; auch mögen die sogenannten
gen sich meistentheils unter die eine
andere Classe subsumiren lassen; aber
i den sogenannten Höflichkeitslügen kann
cht, dem Andern einen Schmerz zu er-

sparen, sich einmischen, und, was man edle Lü-
gen nennt, kann wesentlich durch ein, sogar mit
Selbstaufopferung verbundenes Wohlwollen we-
sentlich charakterisirt sein. Außerdem kündigt
sich für die verschiedenen Modificationen der Lüge
von der schüchternen bis zur schamlos-trotzigen,
von der an der Grenze des Scherzes stehenden
bis zur boshaft-ränkesüchtigen eine solche Ver-
schiedenheit und Abstufung des sittlichen Tadels
an, daß daraus wenigstens die Verlegenheit be-
greiflich wird, in welcher sich die Moral den ver-
schiedenen Formen der Lüge gegenüber dann be-
finden muß, wenn man die von den verschiede-
nen Ideen ausgehenden Gründe des Tadels nicht
gehörig sondert, um das Maß ihres Gewichtes
in der Beurtheilung concreter Fälle gehörig zu
schätzen.

Stelle man nun zuvörderst die Absicht zu
schaden bei Seite, welche der Lüge das Merk-
mal der Bosheit und Arglist gibt und sie ohne
Weiteres der Verurtheilung des Uebelwollens un-
terwirft, so ruft sie doch schon als absichtliche
Täuschung Billigkeit und Recht wider sich auf.
Denn der Lügende setzt voraus, daß der Belo-
gene ihm Zutrauen und Glauben schenke,
er nimmt also eine Gabe in Anspruch, deren Em-
pfänger zu sein unwillkürlich wohl thut, die also
auch als Wohlthat durch Wahrheit vergolten zu
werden verlangt, und welche durch Lüge und
Falschheit zu erwiedern eine um so größere Ver-
letzung der Billigkeit ist, je bewußter, je ent-
schiedener und argloser das Vertrauen und der
Glaube war. Je mehr der Vertrauende zu er-
kennen gibt, daß er vertraut, je bestimmter er
erklärt, vertrauen zu wollen, desto bestimmter
erscheint sein Vertrauen als That, und desto un-
zweifelhafter wird die Pflicht des andern, diese
That zu vergelten, wie sie verdient. Außerdem
liegt in dem Entschlusse, zu glauben, der Wille,
das als Wahrheit zu nehmen, was als solche dar-
geboten wird; der Lügende nun, der sich diesen
Willen zueignet, ihn vorgeblich befriedigt, in der
That aber ihm zuwider ist, erzeugt durch die Lüge
einen Streit, dessen Urheber er allein ist, dessen Ta-
del daher auch ihn allein trifft, weil ihm allein das mit
der scheinbaren Ueberlassung der erwarteten Wahr-
heit verbundene Versagen derselben zur Last fällt.
Er benutzt (acceptirt) und täuscht zugleich die Vor-
aussetzung des Andern, daß das Wahrheit sei,
was dafür geboten wird; er verletzt folglich ein
Recht des Andern, welches eben dadurch ent-
steht, daß er dem Andern den Anspruch, auf eine
wahrhafte Mittheilung zu rechnen, nicht nur ge-
stattet, sondern auf diese vertrauensvolle Erwar-

tung des Andern geradezu den Effect seiner unwahren Mittheilung gründet. In beiderlei Beziehung vermindert sich nun zwar der Tadel, je nachdem die in den bezeichneten Verhältnissen stehenden Willen schwankender und unbestimmter werden, und das Verwerfliche der Lüge kann in concreten Fällen der rohen Einfalt, der gedankenlosen Zerstreuung, der faselnden Unbesonnenheit, der Hinterlist und Falschheit, der boshaften Dummheit gegenüber in einem solchen Grade abnehmen, daß die gute Absicht des Lügenden, falls sie nur wirklich reines Wohlwollen zur Quelle hat, durch den eigenen Werth dieses Wohlwollens ein Uebergewicht über das Verwerfliche der Lüge erlangt[2]). Dennoch kann niemals von einer eigentlichen Pflicht, die Wahrheit zu verletzen, gesprochen werden, wie die Bezeichnung edle Lügen anzudeuten scheint; sondern alle die Fälle, die man hier gewöhnlich anführt, gründen die Tadellosigkeit der Lüge auf eine solche Beschaffenheit des gegenüberstehenden Willens, bei welcher ein vollkommen reines sittliches Verhältniß nicht möglich ist; und die Veranlassungen, bei welchen der bessere Mensch sich eine Unwahrheit gestatten zu dürfen glauben kann, sind immer in einer sittlichen Mangelhaftigkeit der Bedingungen gegründet, unter welchen er zu handeln genöthigt ist. Wenigstens kann die Verletzung der Wahrheit, abgesehen von Wohlwollen, Billigkeit und Recht, niemals vollkommen in Einklang gesetzt werden mit der inneren Freiheit; sie untergräbt überdies, selbst in ihren leichteren Formen, die Möglichkeit einer wahrhaft sittlichen Gemeinschaft unter den Menschen, und das Urtheil: daß es in jedem Falle besser gewesen wäre, wenn die lautere Wahrheit unverkümmert und unverfälscht hätte mitgetheilt werden können, enthält eigentlich schon das Eingeständniß, daß es für die Verwerflichkeit der Lüge eine große Menge von Abstufungen, aber schlechterdings keinen absoluten Rechtfertigungsgrund derselben gibt.

[1]) Nicht: Nichtwissen. Der Nichtwissende kann ohne Verletzung der Wahrheit nicht den Schein erregen, als wüßte er, wo er nicht weiß.

[2]) Man betrachte z. B. die Lüge einer Mutter, die ihrem kranken widerstrebenden Kinde einen Löffel Medicin unter einer falschen Vorspiegelung eingibt. — Beispiele solcher Art gelten gleichwohl nicht für die sehr häufigen Fälle, wo man wenn auch in guter Absicht lügt, ohne vorher zu fragen und zu versuchen, ob nicht ohne Lüge das Beabsichtigte sich eben so erreichen lasse.

140. Pflichten gegen die Gesellschaft.

(Dasselbe Buch, S. 490—496.)

Fragt man zuvörderst, wie sich diese Tendenz zur Gesellung in dem sittlich Gebildeten äußern wird, so kann, vorzüglich wenn man größere gesellschaftliche Verhältnisse im Sinne hat, der Fall nur selten eintreten, wo es einer Ueberlegung für ihn bedürfte, ob er überhaupt Gesellschaft stiften solle. »Man kann sich Andern, nicht eben so Andere sich gesellen;« Gesellschaft ist immer schon da; daher könnte zuerst nur die Frage entstehen: welcher der gegebenen Gesellschaften er sich anschließen solle. Für unzählige Menschen entscheidet sich diese Frage ganz einfach durch die Unmöglichkeit, sich die Gesellschaft, in welcher sie leben wollen, zu wählen; aber auch da, wo eine Wahl frei stände, muß sich diese Wahl wenigstens entscheiden, damit nicht die beschränkte Kraft des Einzelnen wirkungslos im Unbestimmten sich verliere. Diejenige Gesellschaft wird nun hier den Vorzug gewinnen, mit welcher in sittlich wirksame Verhältnisse zu treten die nächste Gelegenheit und Aufforderung vorhanden ist. Diese bietet in der Regel das Vaterland dar, an welches sich der Einzelne ohnedies durch die Familie, die Gemeinschaft der Sprache und Sitte, und durch die Anmuthung, ihm die Anfänge seiner eigenen sittlichen Bildung zu verdanken, gebunden findet. Nur sehr wenige Menschen sind innerlich und äußerlich befähigt (denn die innere Befähigung reicht ohne die Bedingungen der äußeren Wirksamkeit nicht aus), ihre sittliche Thätigkeit über die Grenzen des Landes, dem sie durch ihre Geburt angehören, ohne Verlust für die Reinheit und Präcision derselben zu erweitern. Für den Staatsmann oder Fürsten, für den Dichter und Denker mag in einzelnen Fällen der Gedanke an eine kosmopolitische Wirksamkeit etwas weniger als eine Chimäre sein; für eine ungeheure

l derer, die überhaupt etwas für die
haft wirken können, ist die Gesinnung
triotismus diejenige Erweiterung ihres
ıaftlichen Strebens, innerhalb deren allein,
bst dann noch bei weitem öfter mittel-
unmittelbar, auf eine bestimmte Wir-
rechnen ist. Gleichwohl liegt darin nicht,
r Einzelne an sein Geburtsland sittlich
hin gebunden sei. Wo es ihm die Bedin-
einer solchen sittlichen Thätigkeit, wozu
de sich specifisch befähigt und innerlich
dert fühlt, entschieden versagt, da mag er
en andern Wirkungskreis suchen; er mag
ıschließen, wo die Möglichkeit der sittlichen
eßung vorhanden ist.
che Wahl aber auch in dieser Rücksicht
ich Gebildete treffe, zweierlei liegt ihm in
Verhältnisse zur Gesellschaft unbedingt ob:
ß sich mit der Gesellschaft be-
machen in Beziehung theils auf die in
on vorhandenen oder noch fehlenden Ele-
ler Sittlichkeit, theils auf die in ihr sich
ınden Vehikel des Fortgangs oder Rück-
und sodann: er muß ein Bewußtsein
Individualität zu gewinnen su-
um die Art seiner Anschließung an diese
ə Gesellschaft zu bestimmen, um den Punct
ən, von welchem aus er an den sittlichen
ɜu der Gesellschaft Theil nehmen könne.
niß und Theilnahme sollen in Jedem
undlage eines echten Gemeingeistes
Die Bethätigung dieses Gemeingeistes ist
lschluß, nach dem Maße und der Richtung
rsönlichen Kraft eine besimmte Stelle in
sellschaft auszufüllen. Mit einem Worte:
gemeinste Pflicht des Einzelnen gegen die
chaft ist, sich einem Berufe zu widmen
ar einem bestimmten, „denn nur durch
ıte Leistungen vermag der Einzelne in den
ıact der gesellschaftlichen Freiheit zu ge-
Durch diese sittliche Beziehung auf die
chaft unterscheidet sich der Beruf von der
Beschäftigung und der Arbeit. Beschäfti-
d sich Jeder, wie er kann und mag; ar-
Geschäfte treiben, wie er muß und wie
ı Vortheil treibt; einen Beruf hat er nur,
r seine Geschäfte nicht als bloße Privat-
sondern zugleich in ihrer Bedeutung für
ellschaft betreibt und betrachtet. Soll der
twas Sittliches bezeichnen, so sollte man
ıs Verhältniß des Einzelnen zur Gesellschaft
r verstehen, vermöge dessen er mit ihr gegen
Vortheile gewisse Leistungen austauscht,
nur dasjenige, vermöge dessen er einen

Theil der sittlichen Gesammtaufgabe in Beziehung auf die Gesellschaft zu der seinigen macht. Allerdings ist nur der geringste Theil menschlicher Arbeiten so beschaffen, daß die Beziehung auf den sittlichen Gehalt der Gesellschaft in ihnen so unmittelbar in die Augen springt, wie etwa bei den Arbeiten des Richters, des Lehrers und Erziehers oder ähnlichen; die meisten erscheinen vielmehr zunächst als bloße Privatsache, als untergeordnete Glieder in dem Systeme der Bedürfnisse und Genießungen, wie die Arbeiten der zahlreichen dienenden Classe, der Handwerker, der Kaufleute u. s. f. Obgleich indessen jene eine unmittelbare Wirkung auf die innere Articulation der beseelten Gesellschaft einschließen, diese meist nur eine mittelbare zulassen, so hängt doch auch bei den ersteren die Reinheit und Vollständigkeit ihrer Wirkung fast ganz und gar von dem Geiste ab, in welchem sie erfüllt werden; ob nämlich die Einzelnen sie nur als einen Lohndienst oder wirklich als sittlichen Beruf treiben. Und etwas von dieser Gesinnung kann und soll überhaupt jedem Arbeiter innewohnen; in jedem, der ein Geschäft treibt, das nur nicht unsittlich ist in sich selbst, soll sich das Bewußtsein entwickeln, daß das Ganze auch auf seine Leistung rechne, und daß diese Leistung tüchtig und gut darzustellen, ihm in den Augen der Gesellschaft zur Ehre gereichen werde. Dieses Bewußtsein bezeichnet ganz allgemein und ohne Rücksicht auf besondere gesellschaftliche Auszeichnungen das, was man Standesehre nennen kann. Um freilich ein solches Selbstgefühl zu erzeugen, muß die Gesellschaft namentlich den niederen Classen entgegenkommen; erst wenn und in welchem Grade es sich in diesen gebildet hat, kann die Gesellschaft auch auf sie mit Sicherheit rechnen. Eine Gesellschaft, die sich nicht die Mühe geben will, den natürlichen Egoismus und die natürliche Uncultur der niederen Classen zu heilen, wird das Dasein derselben immer nur als eine Last empfinden, deren sie gleichwohl nicht entbehren kann.

Daß zu der Erfüllung eines bestimmten Berufes Kenntnisse und Geschicklichkeiten gehören, daß jene erworben, diese geübt sein wollen, daß es folglich eine Vorbereitung auf den Beruf gebe und daß diese Vorbereitung zur rechten Zeit so weit vollendet werden müsse, daß sie eine hinlängliche Gewähr für die individuelle Tauglichkeit darbiete, das Alles versteht sich von selbst. Eine große, schwerlich jemals ganz zu hebende Schwierigkeit liegt hier darin, daß die Vorbereitung auf einen bestimmten Beruf in der Regel früher be-

ginnen muß, als jene beiden Bedingungen, Kenntniß der vorhandenen Gesellschaft und der in ihr wirksamen Vehikel des Fortschritts oder Rückschritts, und Vergleichung der eigenen Individualität mit den verschiedenen möglichen Berufsarten, von den Einzelnen selbst mit einer Klarheit erfüllt werden können, die ihm die Ueberzeugung gebe, daß sein äußerer Beruf zugleich sein innerer sei. Dazu kommen in vielen Fällen die Beschränktheit der äußeren Lage, der Gang der Ereignisse, die den Einzelnen bald hierhin, bald dorthin führen, und ihm keine stetige Verfolgung des betretenen Weges gestatten, endlich gesellschaftliche Einrichtungen, die nicht Jedem jede Stelle in der Gesellschaft zugänglich machen; selbst in dem eigenen Innern stehen gerade den besseren Menschen, die es mit der Aufgabe ihres Lebens ehrlich meinen, oft Umwandlungen bevor, die sie an ihrer Befähigung für einen bestimmten Beruf zweifeln lassen. Daher geschieht es, daß nicht immer die rechten Menschen an die rechten Stellen kommen; und dadurch erleidet die Gesellschaft gerade bei denen den größten Verlust, deren Befähigung geeignet wäre, in bestimmten Kreisen eine directe Einwirkung auf sie auszuüben. Dem Verluste so vieler Kräfte und den verderblichen Fehlgriffen, die hier in der Wirklichkeit häufig sind, kann wenigstens zum Theil dadurch entgegengewirkt werden, daß zuerst die Gesellschaft selbst die Ursachen derselben möglichst hinwegräume, die nicht in dem natürlichen Entwickelungsgange des Einzelnen selbst liegen; daß sie also den verschiedenen Berufsarten eine allgemeine und nur von der Rücksicht auf Tüchtigkeit und Befähigung abhängige Zugänglichkeit sichere; sodann dadurch, daß die Abrichtung und Einübung der Einzelnen nicht der eigentlichen Erziehung zu geistiger Selbständigkeit vorgreife oder sie verdränge. Denn eine solche Erziehung allein kann den Einzelnen auf den Punct stellen, wo er, sich selbst betrachtend, nach eigner Einsicht richtig bestimmen und wählen kann, was er der Gesellschaft sein könne, was nicht. Außerdem werden die Schwierigkeiten in der Wahl des Berufs um so mehr verschwinden, je mehr die specifische Verschiedenheit der Berufsarten sich in der gemeinschaftlichen Beziehung derselben auf gleiche oder verwandte Zwecke ausgleicht; dadurch würde sich vielleicht eine größere Leichtigkeit der Uebergänge und ein innerer Zusammenhang der durch sie geforderten Thätigkeiten bilden, die dem Einzelnen von seinem individuellen Standpuncte aus mannigfaltige Wege eröffneten Die daraus für ihn erwachsende Begünstigung würde die Annäherung der wirklichen Gesellschaft an die beseelte Gesellschaft wenigstens theilweis von selbst herbeiführen; denn je mehr sich die sittlichen Bestrebungen der Gesellschaft mit denen des Einzelnen begegnen, je bereitwilliger folglich auch der Einzelne ist, auf dasjenige Individuelle, was sich jenen nicht anschließen kann, Verzicht zu leisten, desto leichter wird es ihm werden, in die Richtung des gesellschaftlichen Wollens einzugehen.

In der Wahl und Erfüllung eines bestimmten Berufs liegt aber auch zugleich die Hinweisung auf die Grenzen der Thätigkeit, welche dessen Bestimmtheit dem Einzelnen anweist. So gewiß Jeder wollen soll, der Gesellschaft alles das zu sein, was er ihr sein kann, so gewiß soll er ihr das nicht sein wollen, was er ihr nicht sein und leisten kann. Dieses Zurücktreten, dieses Sich-selbst-Beschränken ist durchaus nothwendig, wo aus dem gesellschaftlichen Wirken vieler einzelnen, verschiedenartig Befähigten und Gebildeten, ein harmonisches Ganze ents'ehen soll; wo Jeder sich vordrängt und zufährt, Alles verstehen, anordnen, ausführen will, da müssen eben so Mißverhältnisse entstehen, als wenn in einem Concerte jedes Instrument alle übrigen ersetzen wollte. Die Gründe für die Grenzen der Geschäftigkeit liegen in den Grenzen individueller Kraft und Befähigung, und in der, gerade in der Gesellschaft nothwendigen Rücksicht auf die Thätigkeit und Befähigung Anderer. Wo verschiedenartige Zwecke durch ein gemeinschaftliches Zusammenwirken sollen erreicht werden, da dürfen sich die einwirkenden Kräfte, jede einzeln genommen, nicht zersplittern, wenn ein großes und bedeutendes Gesammtresultat hervortreten soll; die besonderen Energien bestimmter, und darum allerdings, jede für sich betrachtet, einseitiger Bestrebungen sind allein geeignet, nach Rücksichten der Vollkommenheit den größtmöglichen Totaleffect hervorzubringen. Andererseits gibt es Arbeiten und Aufgaben, von denen der Einzelne sich wird sagen dürfen, daß sie nur durch ihn gelöst werden können, Verhältnisse, wo gerade auf ihn gerechnet wird, und daraus entstehende unübertragbare Pflichten; aber es gibt deren noch weit mehrere, wo er selbst auf die Mitwirkung Anderer rechnen, ihre größere Befähigung anerkennen muß, und wo ihnen vorgreifen, das aufgegebene Werk vielleicht aufhalten oder unmöglich machen würde. Daß Jeder seine Schuldigkeit thue, unverdrossen, ohne Nebenabsichten, präcis, so, daß Andere mit Sicherheit auf ihn rechnen können, dieses τὰ αὑτοῦ

', in welchem Plato den eigentlichen Aus-
ir den Begriff der δικαιοσύνη fand, schließt
elbst eine Resignation nicht aus, die sich
ndeln lieber versagt, als sich der Gefahr
:, durch fragmentarische, vielleicht nicht
richtig angelegte Versuche Andern den
ines richtigeren Thuns zu verbauen. An
tesignation sich zu erinnern, ist um so
:r, je energischer der Trieb ist, sich
in einer mannigfaltigen Geschäftigkeit
stellen, und je leichter daraus ein fal-
inthusiasmus entspringt, der die eigene
be mit dem Ideale gesellschaftlicher Ein-
gen verwechselt und über beiden die Be-
gen der Ausführung vergißt. Die Quellen
Triebes sind bei weitem nicht immer ein
lschtes Interesse an der sittlichen Gestal-
r Gesellschaft, sondern oft Eitelkeit, Ehr-
Herrschsucht, die einen großen Kreis zur
es eigenen Glanzes machen will, die es
rtragen kann, sich unterzuordnen, und mit
ischer Härte in Verhältnisse eingreift, wel-
respectiren die eine oder die andere von
en selbst unmittelbar gebietet. Je stärker
urch hervorgerufenen Kraftäußerungen sind,
r sie durch äußere Umstände begünstigt
, desto leichter vermögen sie den Einzel-
er die Grenzen hinauszutreiben, innerhalb
für ihn eine tadellose sittliche Thätigkeit
ı war, und desto gewisser werden sie nicht
Gesellschaft verwirren, sondern auch den
en in Ansprüche und Collisionen verstricken,
er unterliegen muß, oder deren Wirkun-
nur durch neue Gewaltschritte entgehen

chwohl liegt in der Hinweisung auf diese
n der Geschäftigkeit nicht das Geringste
von jener indolenten Gleichgiltigkeit gegen das Ganze der gesellschaftlichen Angelegenheiten, die, wo auch der Hand versagt wäre, wirksam einzugreifen, sich einen freien Blick und die Gesinnung der lebendigen Theilnahme zu bewahren zu träge oder zu gedankenlos ist. Vielmehr schließt diese Gesinnung schon die erste Forderung ein, welche der Einzelne in Beziehung auf die Gesellschaft zu erfüllen hat, die der Kenntniß und Theilnahme; nur dadurch, daß sie in allen Einzelnen lebendig ist, kann verhindert werden, daß die Theilung der Arbeit nicht die innere gesellschaftliche Einheit auflöse, und die geistige Verknüpfung des Ganzen in einen äußerlichen Aggregatzustand verwandle. Soll die gesellschaftliche Verknüpfung überdies eine Tendenz zur beseelten Gesellschaft enthalten, so muß der Gedankenkreis jedes Einzelnen sich nicht nur zu den Ideen erheben, sondern auch, in der wirklichen Gesellschaft, zu der Reflexion auf die Mittel und Bedingungen erweitern, von welchen gerade hier und jetzt ein Fortschreiten zum Bessern abhängt; er muß eine Empfänglichkeit in sich cultiviren, die sich für die Leistungen der übrigen und ihr Verhältniß zu den gesellschaftlichen Aufgaben nicht spröde abschließt. So bleibt Jeder, betrachtend, theilnehmend, urtheilend, in dem allgemeinen Centrum der gesellschaftlichen Bestrebungen, in welche er gleichwohl handelnd nur von einer bestimmten Seite her eingreift; und diese vielseitige Empfänglichkeit für alles Schöne, Gute und Edle, welches von Verschiedenen auf den verschiedenen Stellen der Gesellschaft erstrebt wird, zusammengenommen mit der ausgezeichneten Tüchtigkeit seiner besonderen Leistungen, bezeichnet die Aufgabe des Einzelnen in seiner Beziehung auf die Gesellschaft.

Die Morphologie des Geistes, oder die Wissenschaft von den ursprünglichen Selbstdarstellungen des Geistes.

1. A. Phonologie, oder die Sprachwissenschaft.

141. Drei Arten der Grammatik.

(*Jacob Grimm*, Deutsche Grammatik I. [1819], Vorrede.)

grammatische Studium kann, der verschie-
Richtung nach, ein philosophisches, kriti-
der historisches sein.
Philosophie hat von jeher gestrebt, auch
in die Natur der menschlichen Sprache zu dringen und aus der Vergleichung der Wörter, sowie ihrer merkbaren Verhältnisse unter einander das Räthsel des Ursprungs und zugleich der Mannig-

faltigkeit aller Zungen zu lösen. Jemehr solchen Untersuchungen eine Zuziehung lebendiger Wortstoffe und derjenigen, die unter jedem Volke alterthümliche, fremdartige und halbheilige Färbung tragen, zum Grund gelegt wird (man vergleiche Plato im Kratylus); desto mehr nähern sie sich dem, was wir heutzutage unter Etymologie verstehen. Es kann nicht fehlen, daß durch die bloß zufällige Vergleichung der Begriffe und selbst wenn tiefsinnige Abstractionen zu rohen, d. h. unaufgelösten Wurzeln gehalten werden, nicht schon die geistige Verwandtschaft der Wörter in einzelnen Lichtstrahlen hervorbrechen sollte. Die Kenntnisse der Griechen von der übrigen Welt waren indessen zu beschränkt, und jedem neueren Etymolog stehen Hülfsmittel und Vorräthe zu Gebot, welche sie nicht einmal ahnen konnten. Die Arbeiten der Römer in diesem Felde leiden nicht bloß an äußerer, sondern auch an innerer Beschränkung, es sind meistens sorgsame, scharfsinnig gesponnene, aber in der Hauptansicht geistlose Sammlungen (z. B. Varro's). Neuere Etymologen von Isidor an bis auf die heutigen stehen in üblem Ruf und man pflegt ihre an kühnen, luftigen Systemen verschwendete Belesenheit und Mühe zu bedauern; es liegt in diesem Vorwurf etwas Ungerechtes und zugleich Natürliches. Jenes, weil in anderen Theilen der Philosophie nicht weniger gewagt aufgestellte, unsichere Behauptungen mit Beifall angenommen werden; dieses, weil Etymologien in der That die angreiflichsten Dinge von der Welt sind und ihre schiefe oder lächerliche Seite sogleich in die Augen springt. Ein gegründeter Tadel, welcher die meisten und selbst die scharfsichtigen Bearbeiter des ganzen Fachs trifft, scheint mir, daß sie immer zu schnell bauen und Jeder für sich die Sache fertig bringen wollen. Wird man sparsamer und fester die Verhältnisse der einzelnen Sprachen ergründen und stufenweise zu allgemeineren Vergleichungen fortschreiten; so ist zu erwarten, daß bei der großen Menge unsern Forschungen offener Materialien einmal Entdeckungen zu Stande gebracht werden können, neben denen an Sicherheit, Neuheit und Reiz etwa nur die der vergleichenden Anatomie in der Naturgeschichte stehen.

Außer dieser etymologischen ist noch eine andere philosophische Behandlungsart der Grammatik zu erwähnen, welche viel abstracter zu Werke geht und ohne Rücksicht auf die Wurzeln der Wörter die bloß allgemein gedachten Formen und Formeln einer Sprache logisch erörtert. Mit welchem Geiste dergleichen Untersuchungen angestellt werden können, weist Bernhardi's Sprachlehre; es

kommt mir nur vor, wenn man schon
bisherigen historisch schwankenden Bod
wenn auch nicht genannt, doch von s
Unterlage hergibt) zu den letzten Gründ
gehen will und gleichsam das Nahe unb
und ungewisser ist, als die gesuchte W
zukünftig aus den geschichtlich eröffnete
auch allgemeine Betrachtungen geleitet
können, die an Wahrheit, Fülle und U
gung die vorausgehenden Versuche we
sich lassen. Unausbleibliche Dürre und
rung müßte aber der Erfolg sein, insofe
bildete Abstractionen über Begriff und W
Sprache vorläufig, bevor jene unum
Grundlage zu Stande gekommen, auf irg
und eben unsere deutsche Sprache, wie
That vorgeschlagen worden ist, angewen
den sollten.

Von dieser philosophischen Richtung d
matischen Studiums unterscheidet sich
sche, deren Wesen auf das Praktische
Sie will die sinkende oder doch sich
Sprache festhalten und setzt, weniger a
innern Ergründung dieser selbst, als aus
vollkommen gegebenen besten Schriftstel
wisser Zeiten ein System zusammen, von
abzuweichen ihr für fehlerhaft oder be
gilt. Diese Idee hat sich in Frankreich
lien entwickelt, aber in den übrigen Lände
ahmung gefunden. Wir Deutsche sollten u
bar erinnern, daß zu Regensburg kein
an ein deutsches Reichswörterbuch auf
ist, vielmehr die späte Wiederherstellung
Poesie und Prosa, nachdem jene französi
sicht schon ihr Ansteckendes verloren h
ein Glück ansehen. Denn wo sie im E
dennoch wirkte, das brachte uns weniger
Gewirkt aber hat sie, insofern z. B. die
sing und Klopstock Unzufriedenen dara
beiteten, Muster aus dem vorausgehend
raum, späterhin die Tadler der neup
Schule, Muster aus Klopstock, Hölty, Bü
Voß obenhin zu stellen Es scheint freili
immer zuläßiger, die gegenwärtige Spra
dem Ansehen früherer bedeutender Sch
im Zaum und Zügel zu halten, als sie m
sophischen Abstractionen zu beherrschen
ist jedoch beinah unausführbar, jenes ausf
und etwa darum gefährlicher. Eine sichtli
Wirkung der wiedererweckten Neigung
altdeutschen Denkmälern besteht darin,
den Glanz musterhaft scheinender Spra
dung von der zuvor im Auge gehabten
auf eine längst vergessene frühere gewo

regung des historischen Studiums unsere
weit freier gemacht hat. Denn die alten
en verdunkeln oder widerlegen die vor-
en neueren, ohne daß sie selbst so leicht
ltelbarer Anwendung gelangen könnten;
ır Sprachverfassung haben wir uns vor
ehr zu hüten, als vor dem was sich un-
und geradezu eindrängen will. . . . .
Sobald die Kritik gesetzgeberisch wer-
verleiht sie dem gegenwärtigen Zustand
che kein neues Leben, sondern stört es
af das empfindlichste. Weiß sie sich hin-
n dieser falschen Ansicht frei zu halten,
eine wesentliche Stütze und Bedingung
itudium der Sprache und Poesie. Unter
chen fanden sich gelehrte Kritiker oder
iker, welche die größte Sorgfalt darauf
en, den Text der alten Dichter, vorzüg-
ers, rein zu bewahren, herzustellen und
ern. Ihre Scholien schreiten häufig in
striebene Spitzfindigkeiten aus, allein sie
einen Schatz von Bemerkungen, ohne
er Nachwelt vieles von dem Wort und
Quellen räthselhaft geblieben sein würde
ist eine gute Weise, wie man die Denk-
ır Vorzeit ehren soll durch unverrückte
ug ihrer Gestalt und Erklärung ihrer
iten, nicht durch unwürdiges Abändern
euern. Auch kann es keine andere prakti-
ıtung der Kritik geben, als die in das
edes einzelnen Schriftstellers zu dringen
von den Flecken fehlerhafter Abschriften
rn sucht; nicht eine solche, die aus ihm
mehrern allgemeine Gesetze für die übri-
ar für die Sprache der spätern Zeit zie-
hte. Den griechischen Scholiasten man-
ıtlich nur der historische Maßstab, sonst
ie vollendetere Arbeiten geliefert und sich
gen gehütet haben, die sie kaum umge-
ten. Bei den lateinischen Grammatikern,
ıt und Priscian an zu rechnen, hat sich
ehr gesondert, was zu der bloßen Be-
der Sprache gehört und was die übrigen
er Kritik befaßt. Das Verhältniß war
h ein ganz anderes. Die Sprache hatte
t natürlich, sondern gewaltsam und plötz-
ıkt, sie war ausgestorben, weil die rohe
ng der romanischen Mundarten kaum
ıre Fortsetzung betrachtet werden konnte;
endste Sorge mußte sich auf die Ergrün-
s innern Baues aus den bewährten Quel-
lten Zeit wenden. Diese Männer, wel-
lelesenheit und nicht ohne Scharfsinn die
lösten, aus der lateinischen Sprache eine
Schulsprache zu machen, sind die Stifter der
neueren Grammatik, vielmehr die Urheber der
meisten bis jetzo gültigen grammatischen Termi-
nologien geworden. Die heutigen Grammatiker
sollten die Genauigkeit der lateinischen mit dem
weiteren Blick der griechischen zu vereinigen stre-
ben, und sich vor Allem des Vortheils bedienen,
der ihnen durch die unverhältnißmäßige Erleich-
terung der historischen Richtung fast von selbst
in die Hand gegeben ist.

Man muß sich wundern, wie unhistorisch die
neueren Sprachen alle und zumal die des deut-
schen Stammes behandelt worden sind. Eine Fülle
von Denkmälern war uns verliehen, und seit vier
Jahrhunderten gebrach es weder an Liebhabern
noch an Herausgebern wenigstens der ältesten
und ehrwürdigsten darunter. Die Kenntniß der
Wurzeln vervollkommnete sich zwar, aber die
Grammatik selbst blieb beständig zurück; wer die
alten Quellen untersuchen konnte, las sie theils
in anderweiter Absicht, theils vernachläßigte er
die Betrachtung des mittleren Zeitraums, welcher
gleichsam zur Brücke dienen muß, um auf den
Zusammenhang der neuen mit den ältesten Sprach-
formen zu leiten. Die Grammatiker ihrerseits be-
kümmerten sich selten oder gar nicht um die Denk-
mäler der mittleren geschweige der alten Zeit,
sondern achteten höchstens auf das nächstvorher-
gehende, indem sie gewöhnlich von der eingebil-
deten Vortrefflichkeit des dermaligen Standes der
Sprache befangen, aus seinem Maßstab allein alle
Gesetze zu erklären, oder vielmehr ihn zum Ge-
setz für die Zukunft zu erheben bemüht waren.
Vielleicht herrscht in keinem andern Theil unse-
rer Litteratur eine ähnliche Leere bei aller an-
scheinenden Fruchtbarkeit, als in der Grammatik;
ohne jene vorhin getadelte unmittelbare Anwen-
dung auf den Schulgebrauch würde das jährliche
Erscheinen immer neuer Sprachlehren völlig un-
begreiflich sein. Diese Menge von Büchern kann
Jeder, der auf den rechten Pfad zu treten geson-
nen ist, ganz ungelesen lassen.

Von dem Gedanken, eine historische Gram-
matik der deutschen Sprache zu unternehmen,
sollte sie auch als erster Versuch von zukünftigen
Schriften bald übertroffen werden, bin ich lebhaft
ergriffen worden. Bei sorgsamem Lesen altdeut-
scher Quellen entdeckte ich täglich Formen und
Vollkommenheiten, um die wir Griechen und Rö-
mer zu neiden pflegen, wenn wir die Beschaffen-
heit unserer jetzigen Sprache erwägen; Spuren,
die noch in dieser trümmerhaft und gleichsam ver-
steint stehen geblieben, wurden mir allmählig deut-
lich und die Uebergänge gelöst, wenn das Neue

sich zu dem Mitteln reihen konnte und das Mittele dem Alten die Hand bot. Zugleich aber zeigten sich die überraschendsten Aehnlichkeiten zwischen allen verschwisterten Mundarten und noch ganz übersehene Verhältnisse ihrer Abweichungen. Diese fortschreitende, unaufhörliche Verbindung bis in das Einzelnste zu ergründen und darzustellen schien von großer Wichtigkeit; die Ausführung des Plans habe ich mir so vollständig gedacht, daß was ich gegenwärtig zu leisten vermag, weit dahinten bleibt.

Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache, wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit, in diesen zweitausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugniß und Denkmal. Welche ältere Sprache der Welt mag eine so lange Reihe von Begebenheiten aufweisen und jede an sich betrachtet vollkommnere, wie die indische oder griechische, wird sie für das Leben und den Gang der Sprache überhaupt in gleicher Weise lehrreich sein?

Ich hätte mich auf die Untersuchung der uns in Deutschland zunächst liegenden Ueberbleibsel der althochdeutschen Mundart, für deren sicheres Verständniß eine feste, grammatische Behandlungsart nicht bloß wünschenswerth, sondern unerläßlich war, beschränken können und vielleicht zu meinem Vortheil. Inzwischen stand mir bald vor Augen, daß ohne das Gothische als Grundlage überhaupt Nichts auszurichten wäre und selbst die Anknüpfung der Sprache, wie sie von den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts war geredet worden, an unsre heutige mißlingen würde, wo nicht die Einflüsse der niederdeutschen Mundart in den Anschlag kämen. Es mußte folglich auf ältere Quellen des Niederdeutschen: sächsische, anglische und friesische Bedacht genommen werden, woran sich wiederum die nordischen, ohnedem in Absicht auf unverkümmerte, freie Entfaltung voraus gesegneten Sprachen von selbst fügten. Der Erfolg scheint mir bewährt zu haben, daß keine einzige dieser vielfachen Mundarten des großen deutschen Stammes ohne merklichen Nachtheil des Ganzen hätte außer Acht gelassen werden dürfen.

---

142. Zwei Arten des Sprachstudiums.

(Dasselbe Buch I. dritte Ausgabe [1840], Vorrede.)

Es gibt zwei arten des sprachstudiums, die auch wohl in mir zum zwiespalt gekommen sind.

Der einen ist die sprache für den zweck, sich der literatur des alterthums zu bemächtigen, ein bloßes mittel, aber freilich von gewaltiger fülle und unerschöpflich. Das ziel des philologen scheint errungen, wenn er nach und nach bei der sprache völlig einwohnt, und durch lange unausgesetzte übung des sinnlichen und geistigen anschauens sich ihre gestalt und gebärde so aneignet, daß er sie fast wie seine angeborne handhaben und nunmehr zur herausgabe und sichtung der überlieferten, immer von neuem gelesenen und doch unausgebrauchten denkmale auf mannigfache weise verwenden kann. Dabei bedingen sich inhalt und form wechselseitig, und indem das verständnis der rede und poesie wächst, wird auch lohnende ausbeute für die grammatik davon getragen. Diese schreitet mehr mit festem als kühn erhobenem fuß, mehr mit gesundem als weit tragendem blick auf der reich abwechselnden oberfläche vor, gleich als scheue sie sich, durch graben in den grund, jene zu versehren. Ihre richtung wird vorzugsweise nach der syntax gehn, deren zarteres gewebe die blüten und früchte des bodens erkennen lassen, und aus welcher die seele der sprache vornehmlich hervorbricht. für die schwankenden laute und schlüpfrigen formen genügt es jede sichtbare erscheinung fleißig und, wie hergebracht ist, aufzustellen, ohne sie um ihren ursprung zu befragen; in der lehre von den wortbildungen zieht das entblößen der wurzeln weniger an als ableitung und composition. Alle regeln dienen der sprache, gewissermaßen den glanzpuncten der literatur, und wer den nur wider willen in unangebaute oder verlassene gegenden geleitet. Das ganze grammatische studium nimmt einen unverrückten bezug auf das vorhin bezeichnete geschäft der critik und findet darin seinen ersten beruf wie seine letzte befriedigung.

Minder um lebendige äußerung und gesammteindruck zu thun ist es der andern behandlungsart, die wir dafür in das innere dringen und sich die sprache zum unmittelbaren zweck machen sehn. Es ist recht daß die sprache schon um ihrer selbst willen getrieben und ein gesetz aufge-

verde, nicht das oben an ihr erscheine,
ı inwendig in ihr walte. Man könnte diese
orschung im gegensatz zu jener behaglich
ıenden die zergliedernde nennen, weil nicht
ler natürlich freien bewegung aller gelenke
ım leisen athemzug der sprache gelauscht,
lmehr in ihren leib eingeschnitten wird,
knochen und sehnen zu ernsterer besichti-
nladen. Wie nun die fortschritte der ana-
ıberhaupt von vergleichung abhängen, ist
ier eine vergleichende sprachkunde ent-
ın, welche sich ihre regeln aus dem neben-
ırhalten des geschichtlich abgestuften, so
ı zwar verschiednen, jedoch verwandten und
rührenden bildet. Solche untersuchungen
ın aber minder den gang und die schick-
r dichtkunst, sie finden an dem bloßen stof
rmen unaufgeblühten sprache, selbst eines
lialects, wie an den edelsten erzeugnissen
lassischen literatur ihre nahrung. Vor al-
rden sie die einfachsten elemente des lauts
r flexion zu erfassen streben und sich in
ringerem maße auf die syntactischen ver-
e richten. Dem vergleichenden sprachfor-
ʒelingen kühne anwendungen seiner auser-
regeln auf stellen und strecken eines fast
n gebiets, das er nie vollständig zu bewäl-
ermag. So sehr die menge der aufgespür-
l geschickt aus der erde gezognen wurzeln
cht, ist doch der reiz zur zerstreuung
zu besiegen, und unausweichliche folge-
drängen zu einer oft schwindelnden höhe
von welcher noch streiflichter herabfallen,
h allzu leicht verwirren. Zu dem segen
ʒer ernten, wie sie auf den engumzäunten
jener erstgeschilderten philologie gehalten
, scheint die sprachvergleichung nur dann
t, wenn sie von ihrer sichern grundlage
ngsam und bedächtig zu erheben trachten
ie hat das mittel gefunden, die wilde, al-
leidete etymologie zu zähmen und zu züch-
nd der alten willkür ein ende gemacht;
rde ihr aber neuerdings riegel und thor
wenn sie das fundament, statt es weiter
ıhten, von dem geflechte zahlloser aus-
ı und anomalien überwachsen ließe. Es
ır, daß in der organischen sprache keine
ie vorkomme, die nicht auf dem grund ei-
er gelegnen gesetzes ruhe, keine ausnahme,
ıht, wolverstanden, die regel bestätige.
ıthode hängt aber davon ab, daß man dem
vor der anomalie und der regel vor der
ne den rang lasse.
h wer möchte gaben und ergebnisse, fehl-
tritte und mängel, die sich in dem betrieb der sprachkunde hervorthun, so gegen einander wägen, daß ein ausschlag erfolgen und die eine vor der andern richtung rathsam erscheinen könnte? Ich, der ich mich von beiden angezogen und auch zuweilen entfernt fühle, habe nur rechenschaft ablegen wollen von dem verfahren, welches mir für die deutsche grammatik auf dem punct, wo sie gegenwärtig steht oder bis wohin es sie zu bringen mir gegeben ist, das angemessenste zu sein däuchte. Thorheit wäre es die vortheile zu verleugnen oder herabzusetzen, welche auch unsrer sprache aus gepflogner vergleichung der ihr auf manigfalter stufe verwandten erwachsen sind; nicht nur unser eigenthum haben wir dadurch genauer kennen lernen, früher unverstandnes wurde uns plötzlich erschlossen, sondern auch steg und brücke geschlagen, über welche hin ferne zeiten und länder zu erreichen stehn, mit denen wir vormals unmittelbarer zusammen hiengen. Aber unbesonnen scheinen würde, wer diesem freilich offenbaren und die deutsche sprache als nothwendiges glied einer großen kette nachweisenden zug solchen einfluß gestatten wollte, daß nach ihm allenthalben die lebensvolle eigenheit unsrer zunge gestimmt und geregelt werden müste. Alle meine arbeiten haben sich dabei wol befunden oder sind vielmehr nur daran erstarkt, daß ich ein früher unscheinbares und übersehnes vaterländisches element hervorzuheben und zu festigen geflissen gewesen bin. Die zertheilung des ganzen sprachstamms in verschiedne ableger verlangt für jeden derselben, neben beibehaltung allgemeiner, auch noch besondere kennzeichen, nachdem seine wurzeln in der neuen, gleichfalls schon altgewordnen heimat einschlugen und forttrieben. Nicht bloß abweichung, sondern selbst gewohnheit kann dann über das auffassen der formen entscheiden. Die lateinische und griechische grammatik, nicht einmal die slavische, werden die anordnung ihrer declinationen und conjugationen kaum abändern zu gefallen einer noch so begründeten einsicht in das frühere verhalten. Wir Deutschen stehn in dem vortheil, daß die theorie unsrer sprachformen nirgends festgewachsen ist, sondern erst vor kurzem historisch zu bestimmen versucht wurde; sie darf also nachgibiger und schmiegsamer sein, obgleich sie wol thun wird, bei allem dem zu beharren, was ein ihr eigenthümliches gepräge ankündigt, und hiernach bin ich zumal in darstellung der ablaute verfahren. Ich bekenne auch, daß es mir größere freude macht, im ruhigen sinne der classischen philologie unsre formlehre zu vervollständigen, z. b. ein bisher unent-

[illegible] wirklich nachzuweisen. [illegible] grammatik vielleicht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

sanskrit und anderer alten oder noch fortlebenden sprachen für das deutsche an hand bietet; kenner derselben werden, wie mich bedünkt, eher billigen als tadeln, daß ich unsre regeln rein und unvermischt mit den resultaten, die ihnen ohnehin schon bekannt sind, vortrage, so wie ich mir diese darum desto unbefangner zu nutze machen kann.

[illegible] [illegible] Kritik der Grimm'schen Grammatik.

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] Argumente noch durch ein [illegible] [illegible]

[illegible] Sprachen [illegible] verschwundenen [illegible] durch Vermuthungen zu [illegible] sorgfältig erforschten [illegible] der Sprache gegründet sind, [illegible] Erfolg verspricht, [illegible] Sprachen Aufschluß zu [illegible] allein stehen. [illegible] dem Forscher [illegible] — wenn dieses der Weg ist, [illegible] ältesten Sprachen [illegible] so mehr bei [illegible] durch sich [illegible] ähnlichen Weg [illegible] Grammatik in [illegible] soll eine [illegible] der Sprache sein; [illegible] geschichtlich [illegible] Höhe [illegible] heraligen [illegible] die [illegible] ihre Entwickelung [illegible] Grammatik [illegible] rein [illegible] Zwecke [illegible] sich [illegible]

uf diese Weise viel Schätzbares geleistet, harfsinn und Gelehrsamkeit entwickelt wernen. Wir müssen jedoch ganz vorzüglich Sprachstudium einen Satz geltend machen, elbe in seinen Wanderjahren ausgesprochen Was nützt, ist nur ein Theil des Bedeuten- Um einen Gegenstand ganz zu besitzen, ierrschen, muß man ihn um sein selbst n.«

einer wissenschaftlichen Behandlung und eschreibung der deutschen Sprache bedurfte t nur einer kritischen Beleuchtung der alalekte, sondern auch die aus der Urzeit dten und mehr fremd erscheinenden Spranußten berücksichtigt und zur Aufklärung manischen Formen benutzt werden. Auch s unser Verf. mit großer Umsicht und glück- Scharfblick gethan, und nicht nur die clas- Sprachen nebst dem Litthauischen, Let- , Slavischen, sondern auch die an der dieser großen Sprachfamilie stehende alte he Sprache hat er, mit gutem Erfolg, in eis seiner fruchtbaren Untersuchungen ge- »Nachdem das Studium der orientalischen en (sagt er in der Vorrede zum zweiten so lohnend und lehrreich es an sich selbst ag, in unmittelbarer Beziehung auf die euhen immer unfruchtbar geblieben war, ist ır endlich die Reihe an das Sanskrit gen, dessen unleugbarer, naher Zusammennit den Letzteren ein weites Feld eröffnet. ast Alles übertreffende Form-Vollkommentzt in den Stand, ja nöthigt, von dem en- Gesichtspunct abzuweichen, auf welchen Gewohnheit der griechischen oder latei- oder die noch größere Beschränkung der nischen Landessprachen gebannt hatte. Alle chungen erhalten nun erst ihren festen halt, und es scheint bald ein Regulativ ge- werden zu müssen, nach welchem die Verchaft zwischen dem deutschen, lettischen, en, griechischen, lateinischen und celtiprachstamm, anders als es bisher zu thun war, auszuführen ist. Wenn aber daselbst die übliche Behandlungsart der grien und lateinischen Grammatik, in denen die Wortbildungslehre ungebührlich verabworden war, einen Stoß, vielleicht eine tung erhalten muß; so ist vorauszusehen, heilsamen Wirkungen dieser Erschütten wenigsten für die deutsche Sprache auskönnen.«

heilsamen Wirkungen, die Hr. Gr. erward durch seine geistreichen Bemühungen der deutschen Sprache in großem Maße schon zu Theil geworden; allein der Vermuthung, welche er auf obige Bemerkungen folgen läßt, daß die Erscheinungen unseres Lauts und Ablauts mit der indischen Vocal-Veränderung durch Guna und Wriddhi zusammenhängen, und daß keine der übrigen genannten Sprachen sich hierin so genau mit dem Sanskrit berühre, können wir nur mit großer Beschränkung unsern Beifall schenken. Es scheint uns zweckmäßig, diesen Gegenstand, den der Verf. nur andeutet und reiflicher zu prüfen verspricht, hier vorläufig etwas näher zu beleuchten, und unsere Ansicht über die Veranlaßung des germanischen Ablauts und der indischen Vocal-Veränderung durch Guna und Wriddhi aus einander zu setzen. Da der Verf. den Ablaut mit Recht die Seele der deutschen starken Conjugation nennt, und bei der sanskritischen Conjugation auch die Guna-Veränderung eine wesentliche Rolle spielt; so knüpfen wir an diesen Gegenstand unsere Bemerkungen über den Entwickelungsgang des germanischen Verbums überhaupt, und behalten uns vor, in einem folgenden Artikel über die Declination, Wortbildung und das von unserem Verf. so gründlich abgehandelte Laut-System zu berichten.

Guna und Wriddhi sind im Sanskrit zwei Arten von Diphthongirungen, die sich beide durch den Vortritt eines *a* vor einfache Vocale, kurze oder lange, besonders vor *i* und *u* erklären. In der ersten Art verschmilzt das *a* mit dem folgenden Vocal, so daß daraus ein dritter Laut entsteht, in welchem weder der erste noch der zweite der verbundenen Vocale gehört wird; aus *i* wird durch Guna ein langes *e* (französisch *ai*) und aus *u* wird *ô* (französisch *au*). Im Wriddhi sind beide verbundene Vocale hörbar, aber nur eine Silbe bildend, wie in den deutschen Diphthongen *ai* und *au*. Nun gibt es noch einen dem Sanskrit allein eigenthümlichen Vocal, nämlich R-Vocal, welcher keiner Diphthongirung fähig ist, sondern, zu nahe an die Consonanten-Natur grenzend, durch Guna und Wriddhi in den Consonanten R übergeht, und zwar so, daß es im ersteren Falle mit einem kurzen und im letzteren mit einem langen *a* sich verbindet: *ar* ist Guna und *âr* Wriddhi des R-Vocals. Es wird hierdurch, was man an den Diphthongirungen von *i* und *u* nicht wahrnehmen kann, klar, daß Guna in der Vortretung eines kurzen, und Wriddhi in der eines langen *a* besteht [1]). Natürlich ist es auch, daß *â* zu tonvoll ist, als daß es in den Diphthongen sich so verleugnen könnte, daß es wie das kurze *a* mit dem Vocal, dem es vortritt, in einen vom

Vor- und Nachlaut verschiedenen Mittelton übergienge.

In der Grammatik spielt aber besonders die erste Art von Diphthongirung, nämlich Guna, oder wie wir glauben bewiesen zu haben, Vorschiebung eines kurzen *a*, eine wichtige Rolle; aber, worauf wohl zu achten ist, niemals hat Guna auf die Bedeutung Einfluß, es ist von dieser Seite nicht wesentlich, sondern begleitet bloß die für grammatische Verhältnisse charakteristische Flexion.

Da das Sanskrit kein kurzes *e* und *o*, oder wenigstens keine Buchstaben für diese Laute hat, sein kurzes *a* aber in verwandten griechischen Wörtern meistens durch *ε*, seltener durch *ο* und am seltensten durch *α* vertreten wird: so hat man ganz das indische Guna, wenn im Griechischen einem wurzelhaften *ι* oder *υ* ein *ε* vorgesetzt wird, wie wenn *λείπω* aus *ΛΙΠ*, *φεύγω* aus *ΦΤΓ* sich entwickelt. Auch wo *ο* einem wurzelhaften *ι* vertritt, hat man im Griechischen Guna, wie in *λέλοιπα* und *πέποιθα*.

[1]) Dieses bestätigt sich auch dadurch, daß *i* und *ú* vor Vocalen in *ăj*, *ăv*; *ai* und *au* aber in *âj* und *âv* übergehen.

---

144. Zur Geschichte und Kritik der Lehre von den grammatischen Kategorien.

(*Karl Mager* in der Pädagogischen Revue 1841. III. S. 331—362.)

Die Geschichte der Kategorienlehre, wie der Grammatik überhaupt, hat drei Perioden. Als der menschliche Geist sich zuerst der Betrachtung der Sprache zuwandte, war die Logik (und nebenbei die Rhetorik) der Ausgangspunct, man speculirte. Natürlich! der menschliche Geist bedarf, hat er einmal zu denken begonnen, so sehr der Principien, daß er die Reflexion zu machen vergißt, wie alle Principien für das Erkennen nur ein aus der Totalität der vorliegenden Thatsachen Abgeleitetes sind, und gleich ohne Weiteres zur apriorischen Construction hineilt. So fieng die Naturbetrachtung, so fieng die Betrachtung der Sprache mit der Speculation an; die Empirie ist erst das Spätere. Der Gang der Sache ist dieser, daß ursprünglich Speculation und Empirie mit einem Uebergewicht der ersteren in ungeschiedener Einheit auftreten; später trennen sich beide, die Empirie verdrängt die Speculation, diese geht vielleicht momentan zu Grunde; endlich gibt sich das Bedürfniß der Speculation wieder kund, jedoch hat alsdann die Speculation die Erfahrung gemacht, daß sie an der Empirie ihre factische Voraussetzung hat, weshalb sie dieselbe sorgfältig beachtet, wogegen die Empirie meist fortfährt, plebejisch hoffärtig von der Aristokratin Speculation keine Notiz zu nehmen.

Die erste Periode beginnt mit Platon. Homer kennt nur *ὄνομα* und zwar in der Bedeutung von Eigennamen; der Ausdruck *ῥῆμα* kommt nicht bei ihm vor (dagegen hat er *λόγος*, jedoch auch nur als Erzählen zweimal: Od. *α* 56 und Il. *ο* 393); bei Pythagoras hat *ὄνομα* schon die Bedeutung von Namen überhaupt, und Protagoras sah zuerst den Unterschied der Genera Substantivorum und schied die *ὀνόματα* in männliche, weibliche und neutra (was nicht wenig Gelächter erregte), wie er denn auch in den Sätzen, wahrscheinlich ohne das Verb selbst genauer zu betrachten, Frage, Antwort, Befehl und Bitte, also gewissermaßen die Modi unterschied. Platon (im Kratylos) entdeckte zuerst das *ῥῆμα*, indem er im *λόγος* das *πράττων* (*ὄνομα*; Subject) von der *πρᾶξις* (*ῥῆμα*; Prädicat) unterschied, den *λόγος* aber als die Einheit beider erkannte. So war das Princip der Syntax gefunden.

Wenn auch Platon als Beispiele von *ὀνόματα* nur Substantiva: *λέων*, *ἔλαφος*, *ἵππος*, und als Beispiele von *ῥήματα* nur Verba (finita): *βαδίζει*, *τρέχει*, *καθεύδει*, anführt, so läßt sich doch vermuthen, er habe jedes Subjectwort *ὄνομα*, jedes Prädicatwort *ῥῆμα* genannt, wo denn die Adjectiva bald *ὄνομα*, bald *ῥῆμα* sein mußten. Auch Infinitive führt Platon als *ῥήματα* auf, was nicht ganz consequent war.

Aristoteles nimmt ebenfalls zwei Kategorien an, *ὄνομα* und *ῥῆμα*, und erklärt (*De interpret. c.* 2. — *Poet. c.* 20) das *ὄνομα* als eine *φωνή*, die Etwas nach Uebereinkunft (*κατὰ συνθήκην*) bezeichnet ohne Zeitangabe (*ἄνευ χρόνου*); das *ῥῆμα* aber (*De interpret. c.* 3. — *Poet. c.* 20) als eine *φωνή*, die Etwas nach Uebereinkunft bezeichnet mit Zeitangabe, wobei als Beispiel eines Namens *ὑγίεια* und als Beispiel eines Verbums *ὑγιαίνει* angeführt wird. Neben diesen beiden Redetheilen, oder vielmehr an ihnen entdeckte dann Aristoteles

articulae (*compagines orationis potius quam us. Augustin. Categ. decem c.* 1), die er ιμοι und ἄρθρα unterschied. Als Binder nicht nur das, was wir heute Conjunction sondern auch — ganz richtig — die *pro- relativa* (daß er auch ἐγώ dazu rechnete, Fehler); die ἄρθρα sind die Artikel und *mina demonstrativa*. Daß er im ῥῆμα das das Charakteristische betrachtete, war r Blick; nur begreift man nicht, wie er ch das Adjectiv als eigene Kategorie er- da auf dieses das πτῶσις nicht paßt. Die e Eintheilung der Nomina gelang Aristo- cht. Die Peripatetiker gaben ὄνομα und n Namen λόγου στοιχεῖα, σύνδεσμοι und nannten sie dagegen λέξεως στοιχεῖα, wäh- s. g. Dialektiker die letzteren συγκατη- ι, *consignificantia*, nannten.

Aristoteles waren es zunächst die Stoiker er ihnen vorzüglich Chrysipp und Dioge- lche tief eindringende logische und rheto- ntersuchungen über die Sprache anstell- a ältere und neuere Stoiker nicht ganz n Meinung sind — man schritt fort —, so h mit den Angaben des Diogenes Laert. Priscian über die Zahl der Kategorien, die Stoiker angenommen, nicht viel ma- Zenon und Kleanthes sollen vier gezählt Priscian spricht von fünfen; ich finde Bei den späteren Stoikern hatten die Ka- folgende Gestalt:

Den Namen ὄνομα behielten sie nur für timmten Namen einer Person bei; den Ge- nen (*appellatio. Priscian.*) trennten sie vom und nannten ihn προσηγορία, auch ὄνομα κόν.

Ebenso fiel ihnen das ῥῆμα auseinander. iker ließen das von Aristoteles hervorge- πτῶσις fallen und hielten sich, wie früher an die prädicative Natur des ῥῆμα, waren darin consequent, daß sie den Infinitiv rb trennten. Das Verbum (*finit.*) nannten γόρημα, für den Infinitiv behielten sie den Namen ῥῆμα. Auch unterschieden κατηγόρημα das ῥῆμα πτωτικόν oder ῥῆμα ν, *verbum casuale s. participiale*, versäum- ß, aus demselben eine eigene Kategorie en, was erst Aristarch und diesem fol- e Römer thaten.

Die σύνδεσμοι, zu denen Aristoteles nicht ganz richtig — die Relativpronomen, son- ch — unrichtig — andere Pronomen ge- , wurden von den Stoikern mehr formell it, nämlich als μέρος λόγου ἄπτωτον (hier- mit war das Relativpronomen ausgeschlossen), συνδοῦν τὰ μέρη τοῦ λόγου. So wurde Alles, was heute Präposition und Conjunction heißt, dahin gerechnet, jedoch so, daß sie aus den heutigen Präpositionen, von ihnen προθετικοὶ σύνδεσμοι ge- nannt, eine eigene Abtheilung machten. *Prae- positionem quoque Stoici, conjunctioni copulantes, praepositivam conjunctionem vocabant. Pri- scian.*) Auch scheinen sie einen Theil der Ad- verbien, obgleich diese nicht verbinden, zu den σύνδεσμοι gerechnet zu haben.

D. Die ἄρθρα fiengen die Stoiker an, in be- stimmte, ὡρισμένα — die persönlichen Prono- men —, und in unbestimmte, ἀοριστώδη — die Artikel, die *Pronom. indefinita, interrogativa* und *relativa* —, einzutheilen. Da sie die σύνδεσμοι als μέρος λόγου ἄπτωτον, die ἄρθρα dagegen als στοιχεῖον λόγου πτωτικόν (διορίζον τὰ γένη τῶν ὀνομάτων καὶ τοὺς ἀριθμούς) auffaßten, so mußten sie das Conjunctionale im Relativ-Pronomen un- berücksichtigt lassen. Sie verfuhren hier schon formal, während Aristoteles frisch auf die Sache losgegangen war und sich an die Bedeutung ge- halten hatte. Indeß hatten sie den richtigen Tact, die unbestimmten s. g. Pronomen (auch die fra- genden): τίς, ποῖος, πόσος, τοιοῦτος, κ. τ. λ., de- ren Stelle bei den Artikeln freilich auch nicht die rechte ist, nicht zu den Pronomen zu zählen, wie es später die Römer thaten (*Romani, cum articulos non habeant, inter pronomina posuerunt. Priscian.*), und wie es heutzutage meist noch geschieht. Daß sie auch das Pronomen relativum nicht zu den Pronomen zählten, war wohlgethan; nur hätten sie es nicht zu den Artikeln, sondern zu den σύνδεσμοι stellen müssen, was aber die Definition derselben unmöglich machte. Als ei- gentliche Pronomen betrachteten sie nur das Pro- nomen personale, reflexivum, possessivum, und wohl auch das demonstrativum.

E. Während Aristoteles und die älteren Stoi- ker das Adverb entweder noch gar nicht bemerk- ten oder es doch nicht vom Nomen unterschieden, machten jüngere Stoiker, die syntaktische Function der Wörter betrachtend, das Adverb entweder zu einer eigenen Kategorie oder doch zu einer Ab- theilung. Priscian sagt: *Nec non etiam adverbia nominibus vel verbis connumerabant et quasi ad- jectiva verborum ea nominabant.* Einigkeit scheint bei den Stoikern über das Adverb nicht geherrscht zu haben [1]), schon die vielen Benennungen spre- chen dagegen. Man nannte das Adverb ἐπίῤῥημα, woraus die Römer ihr Adverbium gemacht; An- dere nannten es μεσότης, Vermittler, eine Benen- nung, die nach Classen und Geppert von ganz

äußerlichen Rücksichten hergenommen sein soll, die uns aber einen tieferen Grund zu haben und auf die participiale Natur eines Theiles der Adverbien hinzudeuten scheint; noch Andere nannten das Adverb *πανδέκτης*, den Allumfasser, vielleicht, wie Lersch vermuthet, weil es so vielerlei: Weise, Ort, Zeit, Zahl u. s. w. bezeichnet.

Die erste, speculative Periode der Grammatik geht mit den Stoikern zu Ende. Stellen wir die Resultate der bisherigen Analyse zusammen. Wir haben:

Ὄνομα. (Nom. propr.)
Προσηγορία. (Appellatio.)
Κατηγόρημα. (Verbum.)
Ῥῆμα. (Infinitiv.)
Ῥῆμα πτωτικόν vel *μετοχικόν*. (Partic.)
Σύνδεσμος. (Conjunct. et Praepos.)
Ἄρθρα
a) *ὡρισμένα* (Pronom. pers. reflex. possess. demonstrat.)
b) *ἀοριστώδη* (Artic., Pron. indef., interrog., relativ.)
Ἐπίῤῥημα — μεσότης, πανδέκτης. (Adverb.)

Die **zweite**, empirische oder formale Periode beginnt mit den ersten homerischen Diorthoten und lehnt sich bis auf die neueste Zeit herab an die Erklärung der Schriftsteller an. Seit Zenodot und Aristarch wurde die Sprachwissenschaft aus einer Freien eine Dienende; für die classischen Philologen erhielt sie die Bedeutung eines Hülfsmittels zum Verständniß der Classiker; für die *maîtres* der neueren Sprachen war sie die arabische Wüste, die man nun einmal den Scholaren durchmachen lassen mußte, um ihn in das gelobte Land des Parlirens zu führen; die Pädagogen ernannten sie zur Bonne, oder, wenn man lieber will, zur Gouvernante. Es waren schlechte, drückende Zeiten für die arme Mißhandelte. Die Sprachwissenschaft ist (wie jede wahrhafte Wissenschaft) ein edles Weib, das dem Manne, der sich ihr in wahrhafter Liebe verbunden hat, auch nebenbei durch Besorgung von allerlei gemeinen Geschäften nützlich wird, und das recht gern; wird aber die Edle und Freie nur als Dienerin gebraucht, so rächt sie sich unwillkürlich an dem, der sie also mißhandelt: er hat wenig Gewinn von ihr.

Wir hätten in dieser zweiten Periode drei Epochen zu unterscheiden: die Griechen, die Römer, und die Neueren. Da aber die Neueren, welche die Grammatik in formaler Weise bearbeitet haben, über die Kategorien nichts Neues gesagt haben, und die römischen Grammatiker, mit rühmlicher Ausnahme des gelehrten Varro, fast nur Nachtreter und Uebersetzer der Griechen sind, so bleiben nur diese zu betrachten.

Von Aristarch wissen wir bestimmt nur dieses, daß er die *προσηγορία* dem *ὄνομα* untergeordnet, dagegen die Präposition, die er *πρόθεσις* nannte, von den *σύνδεσμοι* getrennt hat. Wahrscheinlich hatte schon Zenodot aus den *ἄρθρα* zwei Kategorien gemacht: *ἀντωνυμία* Pronomen, und *ἄρθρον* Artikel. Wahrscheinlich machte schon Aristarch auch aus dem Particip eine eigene Kategorie[2]); nur muß man sich verwundern, daß er nicht auch den Infinitiv, nach dem Vorgange der Stoiker, unter die *πρῶτα μόρια* aufnahm.

Von Dionysius Thrax, der zur Zeit des Pompejus in Rom lebte und Schüler und Nachfolger des Aristarch war, hat sich eine handbuchartige Grammatik erhalten. In ihr werden acht Redetheile angenommen: *Τοῦ δὲ λόγου μέρη ὀκτώ, ὄνομα, ῥῆμα, μετοχή, ἄρθρον, ἀντωνυμία, πρόθεσις, ἐπίῤῥημα καὶ σύνδεσμος*. Beim *ὄνομα*, zu dem nicht nur die Eigen-, sondern auch die Gemein- und die Eigenschaftsnamen, sowie die Pronomina interrogativa und definita[3]), auch die Numeralia gerechnet, und dem fünf Accidenzen: *γένη, εἴδη, σχήματα, ἀριθμοί, πτώσεις*, zugeschrieben werden, findet sich als neue Bestimmung nur die Eintheilung in Concreta und Abstracta (*σῶμα ἢ πρᾶγμα σημαῖνον*). Tempus und Numerus, Handeln und Leiden hatten schon Frühere am Verbum bemerkt; der Accidenzen werden acht aufgezählt: *ἐγκλίσεις, διαθέσεις, εἴδη, σχήματα, ἀριθμοί, χρόνοι, πρόσωπα, συζυγίαι*. Das Particip wird also definirt: *μετοχή ἐστι λέξις μετέχουσα τῆς τῶν ῥημάτων καὶ τῆς τῶν ὀνομάτων ἰδιότητος. Παρέπεται δὲ αὐτῇ ταὐτὰ ἃ καὶ τῷ ῥήματι καὶ τῷ ὀνόματι, δίχα προσώπων τε καὶ ἐγκλίσεων*. Sonderbar, daß auch hier wieder der Infinitiv übersehen wurde. Dem Artikel wurde das Pronomen relativum beigesellt. Die *ἀντωνυμία* wurde als Pronomen gefaßt. Die Präposition wird erklärt als *λέξις, προτιθεμένη πάντων τῶν τοῦ λόγου μερῶν ἔν τε συνθέσει καὶ συντάξει*. Das *ἐπίῤῥημα* wird in fünfundzwanzig Classen eingetheilt; wir finden nicht nur die Interjectionen, sondern auch mehrere Verbalia darunter, wie denn auch Plinius Secundus (nach Charisius' Bericht) das Gerundium zu den Adverbien zählte. In der Aufzählung der Arten der Adverbien und ebenso der übrigen Kategorien, besonders des *ὄνομα*, findet sich überall eine merkwürdige Verachtung der Logik; man merkt, daß die Philosophen die Hand von der Grammatik gezogen haben.

Priscian, der wenig Eigenes gibt, indem er,

rs im allgemeinen Theile seiner Gramma-
m Apollonios Dyskolos, der unter Marc
n Rom lebte, und dessen Sohne Herodia-
hritt vor Schritt folgte, ist in doppelter
ht interessant: einmal, weil er die grie-
ı Ansichten auf römischen Boden verpflanzt,
ıch, weil er Manches genauer bestimmt
ei ihm nehmen sich die Kategorien folgen-
en aus:
*Nomen est pars orationis, quae unicuique
rum corporum seu rerum communem vel
m qualitatem distribuit. — Accidunt nomini
, species, genus, numerus, figura, casus.*
yonisos Thrax mengt auch Priscian, oder
r sein Vorbild, die etymologische Einthei-
r Nomina in primitiva und derivativa und
mmatische Eintheilung bunt untereinander.
ımina sind zunächst N. propria (κύρια),
pellativa (προσηγορικά), letztere werden
eilt in 1) Adjectivum (ἐπιθετικόν), 2) *Ad
dictum*, d. h. *quod sine intellectu illius, ad
etum est, proferri non potest, ut filius,*
. (Also Substantiva, die eine Ergänzung
), 3) *Quasi ad aliquid dictum*, z. B. Tag,
die Rechte, die Linke. Tag hat zu Nacht
hältniß, aber ich kann davon abstrahiren;
ıonymum, 5) Synonymum (gehören nicht
Grammatik), 6) Gentile (gehört der Wort-
an); 7) Interrogativum, *ut qui? qualis?
? quot? quotus?* 8) Infinitum[4]), *ut quis, qualis*
Redditivum s. relativum, *ut talis, tantus, tot,*
llectivum, *ut populus, plebs*, 11) Dividuum
rtitivum, *ut uterque, alteruter, quisque, sin-
ni*, 12) Factitium, *quod a proprietate sono-
r imitationem factum est* (gehört der Ety-
), 13) Generale, *ut arbor, animal* (der
, 14) Speciale, *ut quercus, canis* (eben-
15) Ordinale, *ut primus*, 16) Numerale,
, 17) Absolutum (der Gegensatz zu dem
genannten), 18) Temporale, *ut mensis,*
cale, *ut propinquus, proximus*; dann wer-
ch bei den abgeleiteten *patronymicum, pos-
s, comparativum, superlativum, diminuti-
denominativum* etc. unterschieden. Man
stehen, daß die Logik nicht Priscian's
Seite war. Für uns hat nur der Umstand
e, daß die Interrogativa und Indefinitia bei
men stehen.
*Verbum est pars orationis cum temporibus
s sine casu, agendi vel patiendi significa-*

*Participium est pars orationis, quae pro
accipitur, ex quo et derivatur naturaliter,
t casum habens ad similitudinem nominis et
accidentia verbi absque discretione personarum et
modorum.* Lobenswerth ist, daß Priscian das Par-
ticip nicht, wie die Späteren, als einen modus
verbi faßt, wobei freilich nicht zu begreifen ist,
warum er dem Infinitiv nicht dieselbe Ehre an-
thut; tadeln muß man, daß er das Particip dem
Verb mehr nähert als dem Nomen. Es werden
ja auch von Nomen Participien abgeleitet, z. B.
gleich im Deutschen: gestiefelt, gehörnt u. s. w.

IV. Der Artikel fehlt den Römern (Plinius
wollte *hic* als Artikel und als neunten Redetheil
betrachten); Apollonios, der im ersten Buche sei-
nes syntaktischen Werkes vom Gebrauche des
Artikels handelt, äußert die richtige Ansicht über
diese Kategorie, von der man sich nur wundern
muß, daß sie heutzutage noch nicht allgemein ist.
Die Stoiker hatten den Irrthum begangen, den
Artikel als Geschlechtswort zu fassen (στοιχεῖον
λόγου πτωτικόν, διορίζον τὰ γένη τῶν ὀνομάτων καὶ
τοὺς ἀριθμούς); Apollonios sah in der ἀναφορά
das Specifische des Artikels, das Hervorheben ei-
ner Person oder Sache.

V. *Pronomen est pars orationis, quae pro no-
mine proprio uniuscujusque accipitur, personasque
finitas recipit.* Die noch jetzt gewöhnliche falsche
Ansicht, nur mit einer neuen Gedankenlosigkeit
vermehrt.

VI. *Praepositio est pars orationis indeclinabilis,
quae proponitur aliis partibus vel appositione vel
compositione.* Eine ganz äußerliche, formale De-
finition, wo auch noch Syntaktisches und Etymo-
logisches confundirt wird.

VII. *Adverbium est pars orationis indeclinabi-
lis, cujus significatio verbis adjicitur. (!)*

VIII. *Conjunctio est pars orationis indeclinabi-
lis, conjunctiva aliarum partium orationis, quibus
consignificat, vim vel ordinationem demonstrans. —
Species sunt copulativa, continuativa, subcontinuativa,
adjunctiva, causalis, effectiva, approbativa, dis-
junctiva, subdisjunctiva, discretiva, ablativa, prae-
sumptiva, adversativa, abnegativa, collectiva vel
rationalis, completiva.*

Bei den Römern ist eigentlich nur Varro in-
teressant, da dieser allein auf eigenen Füßen steht.
Er hatte den richtigen Blick, in der Sprachwis-
senschaft zwei Seiten zu sehen: die impositio
(ὀνοματοθεσία) und die declinatio. Die Benennun-
gen haben für Varro ihren Grund in der Willkür
(impositio est in nostro dominatu), dagegen sieht
er in der Flexion Gesetzlichkeit *(quemadmodum
quisque vult imponit nomen; at declinat, quemad-
modum vult natura).* Was dann die Kategorien
betrifft, so vereinfacht Varro dieselben sehr, in-
dem er nur vier annimmt:

I. Verbum *(habet tempora neque casus, ut docet, facit, lego, legis).*
II. Nomen *(habet casus neque tempora, ut docilis, facilis, lectio, lector).*
III. Participium *(utraque habet, ut docens, faciens, legens, lecturus).*
IV. Adverbium *(neutrum habet, ut docte, facete, lecte, lectissime).*

Das Nomen theilte er ein in:

1) Provocabula, *ut quis, quae.*
2) Vocabula, *ut scutum, gladius.*
3) Nomina, *ut Romulus.*
4) Pronomina, *ut hic, haec.*

Die Präpositionen muß er zu den Adverbien gezählt haben; wo er die Conjunctionen untergebracht, wissen wir nicht.

Bei Donatus und Probus hört alles Untersuchen auf, die Grammatik ist eine fertige Dogmatik geworden. Für eine solche hat man sie denn auch alle die Jahrhunderte hindurch bis auf die neueste Zeit genommen, und wie Kästner meinte, die Lehrbücher der Geometrie seien um so schlechter, je mehr sie sich von Euklid entfernten, so meinten die Philologen, mit Donat sei die Grammatik abgeschlossen. Große Gelehrte vermehrten den grammatischen Stoff, aber das System, besonders die Kategorienlehre, war ein für allemal fertig. In diesem Stücke ist z. B. Jacob Grimm nicht weiter als die ordinären Grammatikmacher. Bei Donat ist nun die Ordnung der Kategorien folgende:

I. Nomen (nebst Adjectiv und Numerale), II. Pronomen, III. Verbum, IV. Adverbium, V. Participium, VI. Conjunctio, VII. Praepositio, VIII. Interjectio. Letztere hatte Rhemmius Palaemon von dem Adverb getrennt, und so erhielt der Römer für den fehlenden Artikel einen achten Redetheil.

Mit Sanctius, dem grammatischen Doctor Luther, beginnt die dritte Periode, die Zeit der auf Empirie fußenden Speculation. Da indeß die historische und die vergleichende Sprachforschung erst in unseren Tagen begonnen hat, so können diejenigen Grammatiker des sechszehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welche sich nicht, wie der Haufe, an Donat gehalten, sondern selbst gedacht und etwas Neues herausgebracht haben, nur als Vorläufer der dritten Periode gelten. Ich darf wohl voraussetzen, daß den Lesern ihre Versuche bekannt sind: die *Grammaire générale* von *Port-Royal*, der Hermes von Harris, Bernhardi, Roth, Vater, *Silvestre de Sacy*, Hermann's *de emendanda rat. gr. gr.* u. s. w. sind überall verbreitet. Auch darf ich die seit den letzten zwanzig Jahren gemachten Vorschläge als bekannt annehmen. Ich werde nur über Becker's Eintheilung der Wortarten einige kritische Bemerkungen machen[5]) und dann eine neue Eintheilung vorschlagen, welche der Leser mit den von Andern vorgeschlagenen vergleichen wolle.

Becker's Kategorientafel ist nun folgende:

Zuerst werden Begriffs- und Formwörter unterschieden. Als Begriffe bezeichnet Becker nur die Vorstellungen von a. Personen und Sachen (einem Sein) und b. von ihren Thätigkeiten. Formwörter (den Flexionsformen syntaktisch coordinirt) werden als Ausdruck für die Beziehungen der Begriffe a. zueinander und b. zum Sprechenden, durch welche die Begriffe zu Gedanken werden, aufgefaßt.

Drückt ein Wort den Begriff der Thätigkeit und zugleich das Urtheil des Sprechenden aus, so heißt das Begriffswort Verb; drückt es nur den Begriff der Thätigkeit und nicht zugleich das Urtheil aus, so heißt es Adjectiv.

Da eine Classe von Adverbien Begriffswörter sind, so erwähnt Becker das Adverb am Ende der Begriffswörter und zwar so: „Adverbien sind Wörter, welche nicht, wie die Verben, Adjectiven und Substantiven, besondere Formen von Begriffen ausdrücken, sondern diejenigen Beziehungsverhältnisse der Thätigkeit bezeichnen, welche nicht den Begriff des Verbs oder Adjectivs ergänzen, und denen es insbesondere eigenthümlich ist, daß sie nicht, wie die Verben, Adjectiven und Substantiven, flectirt werden.“

Die Beziehungen sind 1) Beziehungen der Begriffe aufeinander, und zwar a. Beziehung einer Thätigkeit auf ein Sein, nämlich α. die prädicative (der Baum blüht), β. die attributive (der blühende Baum); b. Beziehung eines Seins auf eine Thätigkeit, γ. die objective Beziehung, welche a. ergänzend, b. bestimmend oder adverbial ist. — 2) Beziehungen der Begriffe auf den Sprechenden, und zwar a. Beziehung einer Thätigkeit auf den Sprechenden; nämlich α. Modus (Wirklichkeit, Möglichkeit, Nothwendigkeit), β. Tempus, γ. Raum-, δ. Größenverhältniß (Intensität und Frequenz); b. Beziehung eines Seins auf den Sprechenden, nämlich α. die Personalbeziehung, β. das Größenverhältniß. — Was nun von diesen Beziehungen nicht durch Flexionsformen ausgedrückt werden kann, das wird durch Formwörter gemacht, deren es folgende gibt:

1. Die Pronomen.

2. Das Verb Sein. („Dieses Verb drückt nicht, wie andere Verben, den Begriff einer ausgesagten Thätigkeit aus, sondern es bezeich-

dem Adjectiv das aussagende Ur-

e Hülfsverben der Zeit: Haben und Wer-
d die Hülfsverben des Modus: Können,
dürfen, wollen, sollen, müssen und lassen.
ie Zahlwörter.
ie Präpositionen.
ie Conjunctionen.
e adverbialen Formwörter des Ortes (hier,
nten etc.), der Zeit (jetzt, bald, schon),
se (wie, so), des Modus (nicht, ob, viel-
der Größe (sehr, kaum, oft u. s. w.).
er den angeführten Arten von Begriffs-
mwörtern sind alle Wörter der Sprache
. Es finden sich aber in der Sprache
ondere Lautgebilde, welche man Inter-
, oder auch Empfindungswörter nennt."
n wir diese Kategorientafel an, so finden
ß Becker sich einerseits an die herge-
Eintheilung hält und die meisten Fehler
n reproducirt, daß er aber andrerseits
Neue bringt. Wir betrachten nur das,
ker eigenthümlich ist.
r den Namen „Begriff" wollen wir nicht
aber jedenfalls ist er übel gewählt. Wa-
r die Begriffe (d. h. die Vorstellungen)
ierlei Art: Vorstellungen von Seiendem
Thätigkeiten sein sollen, ist nicht abzu-
Aristoteles, Kant, Hegel, die sich auf
iffe verstanden, haben das Thun für kein
alitäts-, dem Quantitäts-, dem Modalitäts-
n manchem anderen Begriffe Uebergeord-
halten. Läßt sich aber für diese primaria
n Ermangelung eines logischen Grundes
chlicher finden? Eben so wenig. Zu-
st die Etymologie dagegen. Anstatt mit
d Becker zu sagen (Grimm drückt sich
g aus: scheinen), alle Wurzelwörter
rben, muß man sagen: es gibt eine Classe
rzeln (Bopp nennt sie unrichtig Verbal-
), aus denen theils Verben, Adjectiven
stantiven, theils nur Adjectiven und Sub-
stammen. Wie man sich auch anstrenge,
Substantiva und Adjectiva wird man nie
a zurückführen können, und wir meinen
zu dürfen, daß manche der von Grimm
Wege der Conjectur gebildeten starken
die jetzt nicht mehr existiren, von denen
jectiva und Substantiva deriviren sollen,
pt nie existirt haben. Adjectiv und Sub-
ind etymologisch eben so ursprünglich als
b und nur das darf behauptet werden,
der Masse der Nennwurzeln die Verben
sten hervortreiben und eine Menge von

Adjectiven und Substantiven sich diesen unterordnen, während nicht zu leugnen ist, daß Substantiva und Adjectiva selbständig den Wurzeln entsprießen können. Gehen wir dann auf den Begriff der Redetheile, so ist es unmöglich, das Adjectiv dem Verb zuzugesellen, wie Becker es thut. Die aristarchische Grammatik, welche es zum Nomen stellte, hatte Unrecht; aber Becker hat ebenfalls Unrecht. Der Begriff der Thätigkeit paßt nicht einmal auf alle Verben, noch weniger auf die meisten Adjectiven: das Verb steht unter der Kategorie des Geschehens, das Adjectiv unter der Kategorie der Qualität. Welche Stelle dem Adjectiv gebührt, wird sich unten zeigen. Das ist richtig, daß es dem Substantiv und dem Verb nicht ohne Weiteres als Drittes coordinirt werden darf: darin haben die antiken Grammatiker und Becker Recht.

Die Becker'sche Definition vom Adverb läßt Viel zu wünschen übrig. Der Fehler kommt hauptsächlich daher, daß Becker die „Begriffsadverbien" und die „adverbialen Formwörter" nicht zu trennen gewagt, überhaupt nicht bemerkt hat, daß das Adverb gar keine Kategorie ist. (Wovon unten.) Uebrigens ist es fast unbegreiflich, wie Becker im Adverb nur eine Beziehung, nicht aber einen Begriff sehen kann, indem doch die Vorstellung schön, werde sie nun einem Dinge, z. B. die schöne Rose, beigelegt oder einem Geschehen, z. B. er starb schön, er schreibt schön, in beiden Fällen dasselbe thut. Daß das Adverb den Begriff des Verbs oder Adjectivs nicht ergänzt, scheidet das Adverb nicht vom Adjectiv; auch dieses, als Attribut stehend, ergänzt das Substantiv nicht (wie dies z. B. oft der Genitiv thut: der Vater des ....), sondern bestimmt es. Daß endlich das Adverb nicht wie Substantiv, Adjectiv und Verb flectirt wird, hätte auf den Gedanken bringen sollen, daß wenigstens die „Begriffs"-Adverbien keine eigene Kategorie sein können, sondern zu einer anderen Kategorie gehören müssen.

Becker's Lehre von den Beziehungen bedarf einer Revision, und wäre es auch nur, um für das Genus eine Stelle zu finden, das bei Becker weder unter den Begriffen, noch — wie der Numerus u. s. w. — unter den Beziehungen einen Platz gefunden hat. Eben so ist es mit dem Artikel, der in der Becker'schen Theorie auch keine organische Stelle findet. Da wir es indeß hier nur mit den Kategorien zu thun haben, so gehen wir zu den Formwörtern über, die nach Becker 1) Beziehungen der Begriffe ausdrücken und 2) vielfach die Stelle von Endungen einnehmen sollen.

Als Endungen lassen sich die Hülfsverben und oft die Copula betrachten; Beziehungen der Begriffe aufeinander drücken die Präpositionen und die Conjunctionen aus, Beziehungen auf den Sprechenden die Pronomen und die Pronominaladverbien. Schon der Umstand, daß hier drei sehr verschiedene Functionen unter Eine Kategorie gebracht sind, und doch der Artikel so wenig wie das Numerale darin Platz findet, läßt vermuthen, daß die Ansicht, auf welcher sowohl die Eintheilung in Begriffs- und Formwörter als die Definition und Aufzählung der Formwörter beruht, eine mehr oder minder irrige, wenigstens nur halbwahre ist. Und so verhält es sich.

Gehen wir Becker's Formwörter durch:

1. Die Pronomen. Becker hat darin Recht, daß er sie von den Substantiven und Adjectiven trennt; es ist aber ein Irrthum, wenn dieselben keine Vorstellung („Begriff") ausdrücken, sondern den Begriff eines Seins nur durch seine Beziehung zu dem Sprechenden bezeichnen sollen. Fürs Erste liegt in den Pronomen ein sehr wesentlicher Inhalt, wie denn z. B. in dem Worte mein oder dieser ein Doppeltes liegt, nämlich die Vorstellung des Eigenthums oder des Orts, und die Vorstellung der Person; — fürs Zweite ist nicht immer eine Beziehung zum Sprechenden vorhanden: Ich habe den Mann gefunden, den den du gesucht hast. Inconsequent ist es auch, daß Becker die Adverbialpronomen später bei den Adverbien noch einmal vorkommen läßt; mit demselben Rechte hätte er die Personalpronomen bei den Substantiven und die Possesivpronomen bei den Adjectiven aufführen müssen. Auch dieses hätte darauf führen können, daß die Adverbia keine Kategorie bilden dürfen. Die s. g. unbestimmten Pronomen sind gar keine Pronomen, sondern Substantiva von sehr allgemeiner Bedeutung.

2. Das Verb Sein. Becker faßt dasselbe nur als Copula auf, was einseitig ist. Dieses Verbum ist zunächst ein Verb wie ein anderes: Gott ist, er ist hier. Daß es aber das inhaltsärmste (abstracteste) unter allen Verben ist[6] — denn jedes andere Verb drückt das Sein und noch eine Bestimmtheit des Seins aus —, und deshalb Copula werden konnte, dies macht es noch nicht zu einem Worte, das nur eine Beziehung ausdrückte. Sage ich: Er ist krank, so drückt das ist eben das Sein aus, was in dem krank nicht liegt; die Beziehung wird an dem Hülfsverb, durch dessen Flexion, ausgedrückt. Das Verbum abstractum hat weniger Inhalt als andere Verben, aber es hat Inhalt.

3. Die Hülfsverben des Tempus und Modus. Da Niemand wird leugnen können, daß ich habe und ich werde in ich habe Geld, ich habe geschlafen; ich werde groß, ich werde geliebt, etymologisch Dasselbe sind; da ferner Jedermann zugeben wird, daß Haben und Werden Vorstellungen sind: so haben wir hier „Formwörter", die zugleich „Begriffswörter" sind. Nun kann aber nach den Gesetzen logischer Eintheilung Dasselbe nicht zwei entgegengesetzten Kategorien angehören. Wie nun das Pronomen Ich und die Conjunction Wenn und Aber Substantiv werden kann (das Ich, das Wenn und Aber); so können auch Haben, Werden, Sein, Können, Mögen, Sollen u. s. w. Hülfsverben und als solche Formwörter werden; Becker aber hat Unrecht, sie ohne Weiteres als Formwörter zu bezeichnen. Und zwar in doppelter Hinsicht: einmal darum, weil man doch wohl nur dasjenige Wort Formwort nennen darf, was stets als solches auftritt, z. B. die Präpositionen, die Artikel — wer zuweilen selbst fährt, ist darum noch nicht Kutscher zu nennen —; dann aber, weil Becker ganz und gar die Natur der Verben können, mögen, dürfen, wollen, sollen, müssen und lassen verkannt hat. Diese Verben sind weit entfernt, bloße Formwörter zu sein, sie sind Verben wie alle andere, nur ist ihr Object ein Infinitiv (Ich will gehen, Er mag nicht arbeiten, Ich kann es nicht gestatten). So lange diese Verben ihre Bedeutung nicht verändern, so lange Können = die Kunst oder die Kraft haben, Mögen = die Lust haben, dürfen = die Befugniß haben u. s. w. bedeutet[7]), so lange sind sie Verben wie alle andere: die Vorstellungen, welche sie ausdrücken, haben mit dem Modus (dessen Erklärung bei Becker in keiner Weise genügt) nichts zu thun. Formwörter oder Hülfsverben werden diese Wörter erst, wenn sie ihre Bedeutung verändern[8]), z. B.: Er kann verhindert sein (Möglichkeit, kein Können!), Er mag kommen (Ich gestatte es; nichts von Lust haben!), Er mag krank sein (Möglichkeit!), Er soll krank sein (kein Sollen, sondern nur Man sagt!), Es dürfte zu spät sein (kein Dürfen, sondern nur Vermuthung), Er muß bald hier sein (kein Müssen, sondern nur Gewißheit), Es wollte Abend werden (kein Wollen, sondern nur eine Umschreibung des Tempus) u. s. w.

4. Das Numerale. Die Formwörter sollen nach Becker nicht Begriffe, sondern nur Beziehungen der Begriffe ausdrücken und Endungen vertreten. Nun kann man die Numeralia zuvörderst nicht als Endung betrachten. Der Numerus (den Becker

richtig auffaßt) zeigt durch Flexion an, ob
rt als Einheit oder Allheit, zusammenge-
Zweiheit (Dual) oder unbestimmte Mehr-
'zufassen ist; die Numeralia nun vertreten
ie Endungen, sondern sie begleiten den
s, indem sie ihn bestimmen: **Sechs** Pferd-e.
o wenig drückt das Numerale eine von
s Beziehungen der Begriffe auf einander[9])
as Numerale tritt bestimmend zu einem
oder zu einem Verb, · es steht adnominal
verbial (sechs Pferd-e, er kam zweimal),
e das Adjectiv, nur bestimmt dieses qua-
jenes quantitativ. Die attributive Bezie-
ird einigermaßen an dem Numerale aus-
t (ein Mann, ein-e Frau, tres, tria), das
le selbst ist viel mehr als bloße Bezie-
Noch weniger kann man, wie Becker es
n Numerus und im Numerale eine Bezie-
of den Sprechenden sehen, und ich ver-
e Antwort, die Becker mir einmal auf ei-
ıwurf gab: „Wenn Sie sechs Pferde sagen,
en Sie sie ja zu sechs Pferden“ noch heute
dein **Ich** ist dein **Du**, mein **Dieser** dein
mein **Hier** dein **Dort** (dieser Umstand
ndeß die Pronomen noch nicht zu Form-
): aber nehmt hunderttausend Menschen
gt ihnen ein Bild, worauf drei Männer
und Alle werden, Jeder in seiner Spra-
gen: Ich sehe **drei** Männer. Die Quanti-
immung ist keine persönliche, sondern just
lich als die Qualitätsbestimmung, ja es
ır weniger Subjectives an als jener: was
e **groß** nennt, erscheint manchmal dem
klein; aber sechs ist für Alle sechs.
ie adverbialen »Formwörter«. Was von
meralien gilt, das gilt von diesen: auch
keine Formwörter. Daß ein Wort **neben**
em auch eine Beziehung auf den Spre-
ı ausdrückt, oder, daß es irgend eine Orts-
ːit- oder sonstige Bestimmung mit einer
ng auf den Sprechenden ausdrückt, das
s noch nicht zum Formworte. Dann gibt
adverbiale „Formwörter“, in denen eine
Beziehung nicht liegt. Man nehme **nicht**,
h Becker das Modusverhältniß anzeigen
ie Negation läßt aber den Modus ganz
rt; ob ich sage: Er kommt, er kommt
s ist der Indicativ; komm, komm nicht,
er Imperativ. Gleiches gilt von Becker's
en der Intensität und Freqnenz: sehr,
ft selten u. s. w. Die Anwendung dieser
hängt insofern von dem Sprechenden ab,
ielleicht es **sehr** warm findet, wenn B
es sei ein wenig kühl; als A viel-
leicht meint, C komme **selten**, während B
meint, C komme **oft**. Das sind aber Verschie-
denheiten des Urtheils, die mit der Grammatik
Nichts zu schaffen haben, so wenig es die Gram-
matik angeht, wenn A ein Bild **schön** und B
dasselbe Bild **häßlich** nennt.

6 u. 7. Dagegen sind die Präpositionen und Conjunctionen wirkliche Formwörter, obgleich auch sie nicht ohne Inhalt sind, wie denn jedes Wort eine Vorstellung (»Begriff«) bezeichnet. Aber der Inhalt ist, ganz wie der Inhalt, der in den Flexions- und etymologischen Formen liegt, ein solcher, **der nicht selbständig auftreten kann**. Und weil er oft genug durch bloße Formen ausgedrückt wird, so ist der Name Formwort sehr gut gewählt. Nur sind nicht bloß Präpositionen und Conjunctionen Formwörter, sondern auch Artikel und Relativpronomen. Wovon unten.

Becker läßt die hergebrachte Eintheilung der Kategorien sonst bestehen, nur daß er das Adjectiv vom Nomen wegnimmt, um es zum Verbum zu stellen. Und so haben wir die Kritik der überlieferten Kategorientafel bis hieher verschieben können. Indeß liegen die Fehler dieser Kategorientafel so offen zu Tage, der Mangel eines genügenden Principium divisionis, die barbarische Vermengung des logischen, des syntaktischen und des etymologischen Gesichtspunctes, überhaupt die Confusion gibt sich überall so grell und schroff zu erkennen, daß Niemand diese Mängel übersehen kann. Kommen wir denn in Gottes Namen zu unserm eigenen Vorschlage.

Um den Leser in den Stand zu setzen, sich auf der Stelle zu orientiren, schicke ich das Resultat voraus.

Die Wörter sind:

A. **Empfindungswörter.**
B. **Nennwörter.**
  I. Verbum.
  II. Substantiv.
  III. Participialia:
    1. Adjectiv. (a. adnominales, b. adverbiales[10]).
    2. Particip. (a. adnominales, b. adverbiales[11]).
    3. Infinitiv nebst Gerundium und Supinum. (a. adnominal, b. adverbial.)
C. **Deutewörter.**
  I. Grund- oder Urpronomen, reine Personwörter.
    1. Pronom. person. (Ich, du, er etc.)
    2. Pronom. reflex. (*sibi*, *se*.)
    3. Selbst (— *met*, *même*.)
  II. Bestimmende Pronomen und Numeralia.
    1. Possessiv-Pronomen.

2. Demonstrativ- und Interrogativ-Pronomen.
   a. Adnominale; b. Adverbiale.
3. Numeralia. a. Adnominale; b. Adverbiale.

III. Formwörter.
1. Des einfachen Satzes:
   a. Artikel.
   b. Präpositionen.
2. Des Satzgefüges:
   a. Relativ-Pronomen.
   b. Syntaktische Conjunctionen oder Fügewörter.
3. Der Satzverbindung:
   Parataktische Conjunctionen oder Bindewörter.

Wir haben diese Tafel nun zu erläutern und zu rechtfertigen.

Die oberste Eintheilung in Empfindungs-, Nenn- und Deutewörter [12]) beruht nicht nur auf einem logischen, sondern auch auf etymologischem Grunde. Oder richtiger: Ob ich die Wörter logisch oder etymologisch betrachte, sie zerfallen mir jedesmal in drei Classen. Beginnen wir mit der logischen Betrachtung. Der ganze wortbildende Proceß verläuft sich in drei Stufen. Zuerst kann das durch irgend ein äußeres Object oder auch durch seine bloße Imagination erregte und afficirte Ich auf ganz subjective Weise seine eigene Erregtheit aussprechen, und zwar so, daß nur die Empfindung, nicht zugleich die Vorstellung des Empfundenen ausgesprochen wird. Dies geschieht durch das Empfindungswort. Die Empfindung setzt aber ein Empfundenes voraus, ein Etwas, das die Empfindung veranlaßte; bringt sich das Ich dieses Etwas zum Bewußtsein, erhebt sich das Ich von der Empfindung zur Anschauung und will es dann die Anschauung zur Vorstellung (die verallgemeinerte Anschauung) machen, so entstehen zweitens die Nennwörter, Wörter für die Dinge, das Geschehen, die Qualitäten der Dinge, die Weise des Geschehens und der Qualitäten u. s. w. (Natürlich haben sämmtliche Substantiva, Verba, Adjectiva u. s. w. ursprünglich sinnliche Bedeutung; auf Intelligibles übertragen sind alle diese Wörter Metaphern.) Waren die Empfindungswörter rein subjectiv, so sind die Nennwörter rein objectiv, der Mensch spricht in ihnen, ohne alle Rücksicht auf seine Person, bloß das Gegenständliche aus [13]). Das Dritte ist dann, daß das Ich, wie es sich oben mit der Gegenständlichkeit erfüllte, jetzt umgekehrt die Gegenständlichkeit mit sich selbst erfüllt, sie in Beziehung zu seiner Persönlichkeit bringt, ihr sein Siegel aufdrückt, sie sich realiter oder idealiter (für das Erkennen) unterwirft: mein Pferd: diese Blume; er ist hier, dort, oben, unten u. s. w. Und so entstehen die Deutewörter. Sie sind subjectiv-objectiv, während die Empfindungswörter nur subjectiv, die Nennwörter nur objectiv waren. Hoffentlich ist diese erste Eintheilung logisch gerechtfertigt; so viel ich sehe, spricht sie die reine Dialektik der Sache aus. Die Eintheilungsglieder schließen sich gegenseitig aus, und dann haben auch die armen Interjectionen, die man bisher gar nicht unterzubringen wußte und nur so nachschleppte, endlich eine feste Stelle gefunden. — Sehen wir nun zu, wie sich diese Classification zur Etymologie verhält. Soll sie sich rechtfertigen, so müssen sämmtliche Wörter einen dreifachen Ursprung haben. Und so ist es. Bopp, W. von Humboldt und Schmitthenner haben nachgewiesen, daß es zwei ganz verschiedene Classen von Wurzeln gibt: 1) diejenigen, „welche das Materielle, das sich in Gestalt und Farbe, in der hörbaren Bewegung, überhaupt in dem Eindruck auf die Sinne darstellt, bezeichnen“; von ihnen sind die Nennwörter gebildet — Schmitthenner's Nennwurzeln, Bopp's Verbalwurzeln; — 2) diejenigen, welche das Immaterielle, Geistige, die Vorstellungen von Person, Ort, Zeit, Zahl u. s. w. bezeichnen; von ihnen sind die Deutewörter gebildet — Schmitthenner's Deutewurzeln, Bopp's Pronominalwurzeln. — Mit den Empfindungswörtern verhält es sich nun also: Die Wurzel ist die im Tone verleiblichte Empfindung; erhebt sich die Empfindung zur Vorstellung, so entwickelt sich die Wurzel, dieser unentwickelte Keim, zum Worte; indem die Empfindungswörter aber eben nur die Empfindung, nicht aber die Vorstellung des Empfundenen ausdrücken, so sind sie als real existirende Wurzeln anzusehen, als Wurzeln in der allereinfachsten Gestalt, wie sie denn gewöhnlich nur aus einem Vocal bestehen, dem oft der bloße Hauch oder ein Halbvocal (j, w) beigesellt ist [14]).

Wir kommen nun zur zweiten Eintheilung und haben diese zu rechtfertigen. Die Empfindungswörter sind, weil unentwickelt, keiner weiteren Eintheilung fähig. Indem aber die Nennwörter und die Deutewörter specifisch verschieden sind, weil wir es dort mit Vorstellungen zu thun haben, die sämmtlich ursprünglich auf sinnlicher Wahrnehmung, dem Aposteriori, beruhen, hier dagegen mit Vorstellungen, die aus innerer Anschauung stammen: so kann das Eintheilungsprincip für beide Classen nicht dasselbe sein. Bei den realen Kategorien muß die Grammatik auf die Realität, bei den idealen muß sie auf das Ich Rücksicht nehmen, jedoch so, daß sie in beiden

icht vergißt, daß sie Grammatik, nicht
sik ist. Eben so wenig darf sie verges-
sie nicht nur Syntax, sondern auch Fle-
re ist.
nun zunächst die realen Kategorien be-
bedarf der Gegensatz von Verbum und
iv keiner Rechtfertigung, weil er ein all-
zugestandener ist. Jenes nennt Gegen-
wirkliche oder gedachte), dieses das, was
und in den Gegenständen geschieht. Da-
uß es gerechtfertigt werden, daß wir Par-
d Infinitiv vom Verb trennen und diese
n mit dem Adjectiv zu Einer Kategorie
ialia) vereinigen. Auch ist über das Ver-
en des Adverbs, als eigener Kategorie,
chaft zu geben.
man nun auch das Verb definiren möge,
n mit Platon und den Stoikern auf seine
ive Natur, oder mit Aristoteles auf das
, oder mit der aristarchischen Grammatik
Umstand, daß es Tempora, Modi und
hat, den Accent, in keinem Falle hat
und Infinitiv (Gerund. und Supinum) in
nition Raum. Der begriffliche Unterschied
bar: das Verb prädicirt; Infinitiv, Gerun-
Supinum und die Participien prädiciren
er formelle Unterschied ist eben so klar:
b wird conjugirt, es hat Tempora, Modi
sonen: die Participialia des Verbs haben
on dem, man kann am Infinitiv und am
nicht Tempora [15]) ausdrücken; diese For-
en keine Modi, noch sind sie Modi, eben
haben sie Personen. Man rechnet lie-
ieben u. s. w. mit eben demselben Rechte
b, womit man lieblich oder die Liebe
hnen würde. Es kommt mir hier zu Statten,
den historischen Weg gegangen bin. Die
rammatik — bis auf Bröder — hat das
als eigene Kategorie gelten lassen; die
haben den Infinitiv (ῥῆμα) vom Verb
ημα) getrennt; Dionysius Thrax und Pli-
cundus (nach Charisius' Zeugniß) haben
undium u. s. w. zu den Adverbien ge-
lso vom Verb getrennt. Man sieht, daß
h allein es bin, der diesen Einfall hat,
gewichtige Vorgänger und Autoritäten habe,
nicht ganz consequent gewesen sind, so
e heutige Grammatik consequent ist, wenn
vom Verb gebildeten [16]) Participialien bei
läßt, das Adjectiv dagegen (was die Alten
aten) vom Substantiv trennt.
ichten wir meine dritte Hauptkategorie:
ticipialia, näher. Ich verstehe Wörter
, die zwischen Substantiven und Verben

die Mitte halten, Mittelwörter, ungefähr, wie die gewöhnliche Grammatik die Participien definirt. Gehen wir zunächst vom Begriffe aus. Die Substantiva nennen Gegenstände, die Verba das, was an, in, mit oder von den Gegenständen geschieht; die Participialia unterscheiden sich haarscharf von ihnen. Z. B. das Adjectiv. (Ich nenne nicht nur *altus* so, sondern auch *alte*; nehme das Wort als Bei-Wort, und unterscheide adnominales [*altus*, *a*, *um*] und adverbiales [*alte*] Adjectiv.) Ganz allgemein nennt das Adjectiv eine Qualität (Eigenschaft, Beschaffenheit). Nun kann 1. ein Gegenstand qualificirt werden (eine schöne Blume: adnominales Adjectiv), 2. ein Geschehen oder eine Qualität (er schreibt schön, ein schön verlebter Tag: adverbiales Adjectiv), 3. kann die Qualität als Name für einen Gegenstand benutzt werden (der Schöne, das Schöne: substantivisches Adjectiv), 4. endlich kann die Qualität von einem Gegenstande prädicirt werden (die Blume ist schön: prädicatives Adjectiv). Weil nun das Adjectiv wie ein Weberschiff bald beim Substantiv, bald beim Verbum steht, so nenne ich es ein Participiale, mache aber (hierin den Alten und Becker folgend, die es einer höheren Kategorie [jene dem Nomen, dieser dem Thätigkeitsbegriffe] unterordnen) aus ihm keine dem Substantiv und Verb coordinirte Kategorie, sondern subordinire es der Kategorie Participialia [17]). Ich coordinire es den vom Verb gebildeten Participialien. Der specifische Unterschied zwischen dem Adjectiv und den vom Verb gebildeten Participialien besteht nun in den beiden Accidenzen *actio* und *genus (verbi)*, welche die letzteren noch vom Verb haben und die dem Adjectiv fehlen. Das Gemeinsame ist der participiale Charakter. Das Particip ist 1. adnominal (der Knabe, singend...), 2. adverbial (er kam singend: in den romanischen Sprachen das Gérondif, im Ahd. o), 3. kann es a. Substantiv (der Denkende) und b. Adjectiv (der denkende Mensch) werden, 4. prädicativ stehen: sie war leidend, er ist (wird) von Allen geliebt. Gleiches gilt vom Infinitiv [18]), von dem Gerundium und Supinum nur Nebenformen sind, wie das Adverbiale *alte* Nebenform von dem adnominalen *altus*, das adverbiale *en disant* (von *in dicendo*) nur eine Nebenform von dem adnominalen *disant* (von *dicens*) ist. Der Infinitiv mit diesen seinen Nebenformen steht 1. adnominal (die Kunst zu lieben, *d'aimer*, *amandi*), 2. adverbial (ich gehe schlafen, *cubitum etc.*), 3. wird er Substantiv und steht hier als Subject und als Object, 4. wird er mit einer Copula Prädicat. Das Participialische

in den Participialien beruht syntaktisch darauf, daß diese Wörter adnominal und adverbial gebraucht werden, — dies ist das Wesentliche; daß sie auch Nebenfunctionen ausüben, andere Kategorien vertreten, ist mehr Nebensache —; formal darauf, daß ihre Accidenzen sich theils beim Substantiv, theils beim Verb wieder finden.

Aber das Adverb? Nun das Adverb bleibt wo es kann; ich kenne keine K a t e g o r i e dieses Namens, ich kenne nur ein s y n t a k t i s c h e s V e r h ä l t n i ß, das ich das adverbiale nenne, und Wörter aus allen möglichen Kategorien, die adverbial stehen können. Sehen wir, nach welchem Princip man eine Kategorie, »Adverbium« genannt, gebildet hat. Vielleicht nach dem syntaktischen Princip. Dann muß eine Kategorie Adverb da sein, dann darf aber nicht mehr Substantiv, Verb u. s. w. eingetheilt werden, sondern man muß 1. Subjectswort (Substantiv, Pronomen u. s. w. im Nominativ, Infinitiv u. s. w.), 2. Prädicatswort, 3. Objectswort (Substantiv, Pronomen u. s. w. im Accusativ, Dativ u. s. w., Infinitiv u. s. w.), 4. Adnominale (Adjectiv, Substantiv im Genitiv, Infinitiv mit zu u. s. w.), 5. Adverb eintheilen, wo dann (wie dies in der alten Grammatik wirklich geschieht) die Kategorie A d v e r b 1. Substantiva (abends, flugs), 2. Adjectiva (schön, rechts, links), 3. Participia (eilends, *diligenter*), 4. Pronomen (da, wo, hier), 5. Numeralia (erstens) u. s. w. enthält, also in der That, um mit den Stoikern zu reden, ein *πανδέκτης*, eine Colluvies, ein wahres Chaos ist. Also man entscheide sich. Soll eine Kategorie A d v e r b in der bisherigen Weise bestehen, nun so sei man consequent und bilde die andern Kategorien nach demselben Princip; will man die Kategorien Substantiv, Verb u. s. w. beibehalten, so schaffe man die Kategorie Adverb ab. Ohnedies macht sie auf jeden Menschen, der ein nur leidliches logisches Gewissen hat, einen höchst peinlichen Eindruck wie alles Chaotische, Wüste, Unordentliche. — Die Syntax ist es nun nicht, deren Forderungen zu Liebe man das Adverb gemacht hat; ist es vielleicht die Form? Aber auch diese kann es nicht sein, denn man findet unter den Adverbien ein wahres Chaos von Formen: alle *oblique* Casus, besonders Ablative, verloren gegangene Casus, Ableitungen und Compositionen. Dazu hätte man, wenn man (was sehr löblich) die Form berücksichtigen wollte, gesetzt die Adverbien hätten eine eigene Form, consequent sein und aus dem Infinitiv und dem Particip ebenfalls Kategorien machen müssen, was man fehlerhafter Weise nicht gethan hat. Die einzige Instanz, die man gegen die Unterdrückung der Kategorie mit einigem Schein vorbringen könnte, wäre diese, daß manche »Begriffsadverbien« nicht durch Flexion entstehen, sondern durch Ableitung und Composition, z. B. klüg - l i c h (mhd. kluglîch-e [e aus o]), schrittl i n g s, *bonne-m e n t*, *diligen-t e r*. Ich will nun hier nicht erwiedern, das die Grenzen zwischen Flexion und Wortbildung bis jetzt noch gar nicht ordentlich untersucht sind; ich bemerke nur, daß mich das nicht tangirt, indem ich den Begriff der andern Kategorien so fasse, daß der Begriff des Adverbs darin Platz hat. Also das Adjectiv ist mir überhaupt Attributiv, Beiwort, adnominales und adverbiales; so das Particip und der Infinitiv; und wie sich das Substantiv in der alten Grammatik gefallen lassen muß, Adnominale (der Garten d e s K ö n i g s) und Object zu werden, so muß es sich bei mir noch gefallen lassen, Adverbiale zu werden: flugs, nachts, zu Berg, zu Thal u. s. w. So wenig es mir einfällt, den adverbialen Infinitiv (um zu lehren, *doctum*, *ad docendum*) oder das abverbiale Particip — le Gérondif — (er kam s i n g e n d, *en chantant*) von dem a d n o m i n a l e n zu trennen und beide zu den Adverbien zu stellen (daß dies die gewöhnliche Grammatik nicht mit einigen Alten thut, ist wieder eine gedankenlose Inconsequenz); so wenig fällt es mir ein, das adverbiale Adjectiv von dem a d n o m i n a l e n (das die gewöhnliche Grammatik allein Adjectiv nennt) zu trennen und eine eigene Kategorie daraus zu machen, oder das adverbiale Substantiv von dem subjectiven, objectiven und adnominalen zu trennen. Ich denke, wir supprimiren die »Begriffsadverbia« und vertheilen sie an die andern realen Kategorien.

Kommen wir jetzt zu den idealen Kategorien, den Deutewörtern, den Wörtern pronominalen Ursprungs. Da sie nicht wie die realen Kategorien die Gegenständlichkeit spiegeln, sondern dem unmittelbaren Gefühle der Persönlichkeit entstammen, so müssen wir uns nach einem entsprechenden Eintheilungsprincip umsehen. Dieses muß zuvörderst dem logischen Begriffe dieser Wörter adäquat sein und ihre Genesis darlegen; dann muß es grammatisch, und zwar in syntaktischer und in formaler Rücksicht ausreichen. Die alte Eintheilung in Pronomina, Numeralia, Adverbia (formale nach Becker), Präpositionen und Conjunctionen erfüllt, so wie sie vorliegt, keine dieser Forderungen, namentlich gleicht die Kategorie P r o n o m e n ziemlich dem oben betrachteten Adverb. Die Dialektik der Sache ist folgende: Das E r s t e sind die r e i n e n P e r s o n w ö r t e r, die Personwörter schlechthin, die Ur- oder Grund-

wenn man den schlechten Namen Pro-
τωνυμία) nicht mißverstehen, dabei nicht
ertretung des Nomens, an ein Fürwort
ill[19]. Die zweite Kategorie bilden
Wörter, in denen die Persönlichkeit
r rein dargestellt, sondern mit andern
gen (Besitz, Ort, Zeit, Qualität, Iden-
w.) verwachsen ist. Auch gehören die
hieher, wofür sich in F. Bopp's Vergl.
k S. 428 ff. die Beweise finden. Wenn
er dieser zweiten Kategorie auch als
n auftreten können, z. B. Dieser hat
(ganz wie die Adjectiva, Participien
tive), so sind sie doch, wie die Partici-
:er Natur nach Accidenzen, stehen ad-
ınd adverbial. In der dritten Kate-
en wir dann solche Pronominalien, die
in ihrer pronominalen Bedeutung fort
(gewöhnlich!) z. B. unten, außen,
andererseits eine neue Bedeutung und
eist auch eine neue Form (unter, außer)
ıen haben. Sie sind theils zu Partikeln
theils flexibel geblieben. Da sie nichts
ı Verhältnisse der Begriffe bezeichnen,
nan sie Formwörter nennen. Die Be-
; auf den Sprechenden in den rei-
den adnominalen und adverbialen Pro-
acht also nach mir diese Wörter nicht
vörtern, sondern zu Deutewörtern, zu
ategorien. Formwort nenne ich ein Wort
ın es 1. seine ursprüngliche Bedeutung
(wie der Artikel Das, oder die Con-
Daß die demonstrative Kraft des Pro-
ı as, die Conjunction Da die demonstra-
. des [adverb.] Pronomens Da eingebüßt
2. eine Veränderung in der Form (wozu
Ton gehört) erlitten hat. Ist letzteres
Fall, wie z. B. bei den s. g. Hülfs-
so hat die Grammatik kein Recht, von
ɜnen Kategorie zu reden: wer aus der-
sse Kaffee und Wein trinkt, kann nicht
habe zwei Trinkgefäße. Das Charakte-
des Formworts ist also, daß es in an-
ıedeutung und Form schon einmal
ategorien vorkommt. Bei meinen Form-
ist dies der Fall: die Artikel sind ur-
h das Demonstrativpronomen und das Nu-
die Präpositionen sind Nebenformen der
en Pronomen; das Relativpronomen ist
m des interrogativen (im Gr. des demon-
ı Pronomens; die syntaktischen sowohl wie
ıktischen Conjunctionen (Füge- und Binde-
ind — bis auf zwei oder drei von zweifel-
rsprunge — sämmtlich (adv.) Pronomen.

Gehen wir jetzt die idealen Kategorien einzeln durch, um das Neue in unsrer Eintheilung zu erläutern und zu rechtfertigen.

Hier fällt nun zuerst auf, daß wir die hergebrachte Kategorie Pronomen vernichtet, ihren Inhalt[20] an zwei Kategorien vertheilt und der zweiten Kategorie die s. g. *adverbia loci*, *temporis etc.* zugetheilt haben. Wenn man aber die hergebrachte Kategorie Pronomen genauer betrachtet, so fällt es gleich auf, daß sie sich weder logisch noch grammatisch rechtfertigen läßt, daß sie ganz in demselben Falle ist, wie die Kategorie Adverbium, oder die von der jetzigen Grammatik aufgegebene Kategorie Nomen, in der die Aristarcheer Substantiv, Adjectiv und Numerale zusammenfaßten.

Wie will man das bisherige Pronomen definiren? Will man das Stellvertretende (Für-wörtliche), oder — um diese schiefe Vorstellung gleich zu beseitigen — das Deutende als das Wesenhafte darin betrachten? Aber dann ist man inconsequent, indem man die Adverbien ausschließt: hier, da, dort, oben, unten, hüben, drüben, so, wie (we-lcher kommt von wie, wie so-lcher von so), dann u. s. w. nennen auch nicht, sondern sie deuten, sie sind Pronominalien. Mit der Vorstellung des Für-den-Namen kommt man zudem auf anderen Seiten ins Gedränge, wie die Alten gefühlt, als sie die fragenden, die unbestimmten und die artbestimmenden Pronomen (oben bei Priscian Nr. 7, 8, 9) zu den Nomen gestellt haben. Will man dagegen das Persönliche als das Specifische betrachten? Aber dieser Begriff, der wie ein großer Riß durch die Sprache geht, ist viel zu weit, um eine secundäre Kategorie darauf zu gründen, weil sich in der Sprache (da der sprechende Mensch Person ist) Alles an die Person anlehnt. Wir müssen also nothgedrungen ein anderes Eintheilungsprincip für die idealen Kategorien, die Deutewörter oder Pronominalien suchen. Mein Princip hoffe ich durch den Begriff der Sache, durch die Analogie und durch die Etymologie zu rechtfertigen.

Die reinen Personwörter, Ur- oder Grundpronomen (Schade, daß kein lat. Terminus vorhanden ist) bilden also meine erste Kategorie unter den Deutewörtern. Ich zähle dahin: Ich, du, er (is), letzteres in seiner doppelten Form (*ejus*, *sui* — *ei*, *sibi* — *eum* — *se*), und das abstracte Selbst (*-met*, *-même*), welches die Beziehung jedes Dinges auf sich selbst ausdrückt. Daß nun diese reinen Personwörter (ihnen entspricht in der Reihe der realen Kategorien das Substantiv) von den anderen s. g. Pronomen radical unterschieden sind,

bedarf keiner Auseinandersetzung. Auch die Analogie verlangt die Trennung. Sollen in der heutigen Grammatik Pronom. personalia, demonstrativa, possessiva etc. Species des Genus Pronomen sein, wie bei den römischen Grammatikern, nun, so führe man auch die Kategorie N o m e n wieder ein und mache N. propria, N. appellativa, N. adjectiva, N. ordinalia, N. numeralia etc. zu Species dieses Genus, wie wir es bei Priscian und Donat sehen. Mit der Kategorie Nomen (dieselbe in der Weise der Aristarcheer gefaßt) muß auch die Kategorie Pronomen (in ihrer hergebrachten Bedeutung gefaßt) verschwinden. Noch stärker weist die Etymologie und die Form auf die Trennung hin. Es muß Jedem, der nicht ganz gedankenlos ist, aufgefallen sein, daß, während die possessiven, demonstrativen, interrogativen u. s. w. Pronomen eine regelmäßige Declination haben[21]), die reinen Personwörter i n d e c l i n a b e l sind. Was man bei ihnen Casus nennt, sind gar nicht Casus in gewöhnlichem Sinne: Mir, *mihi* ist so wenig durch Flexion aus Ich, *ego* entstanden, als Hut aus Pudelmütze. Gerade so steht es mit der Numerus-Flexion: auch diese fehlt. Ich kann sagen die Hund-e, und habe dann eine Mehrheit von Hunden; aber Wir ist begrifflich und etymologisch nicht die Mehrheit von Ich, sondern es ist Ich + Du oder Ihr. Und es sind nicht nur im Deutschen und in den beiden antiken Sprachen, sondern auch (wie in Bopp's Vergl. Gr. S. 472 ff. zu sehen) im Sanskrit, im Zend, im Slavischen und Litthauischen die obliquen Casus vom Casus rectus und der Plural vom Singular s t a m m h a f t verschieden. Diese begriffliche, syntaktische und etymologische Eigenthümlichkeit der reinen Personwörter gibt uns wohl das Recht, aus ihnen eine eigene Kategorie zu machen.

Für die zweite Kategorie, die ich *faute de mieux* b e s t i m m e n d e P r o n o m e n und N u m e r a l i a nenne, habe ich augenblicklich keinen passenden generischen Namen anzubieten. Ist erst die Zusammenstellung gerechtfertigt, so wird sich auch mit der Zeit für das Zusammengestellte ein Terminus finden. Das Charakteristische an diesen Wörtern ist, daß sie (wie die Participiale bei den realen Kategorien, näher wie das Adjectiv — adnominales und adverbiales; —) nicht auf Substanzen, sondern auf Accidenzen deuten, daß sie wesentlich adnominal und adverbial stehen. (Wenn sie substantivisch stehen, so geschieht dies nur so, wie auch sämmtliche Participialia: Adjectiv, Particip, Infinitiv die Function des Substantivs übernehmen können.) Daß ich die s. g. Pron. relativa und die Indefinitia hinauswerfe, wird man in der Ordnung finden. Jenes ist (mit leichter Formveränderung) das Interrogativpronomen, welches zum Formwort, zu einem Conjunctionale geworden ist; ich trenne es mit demselben Rechte von den Pronomen, mit dem man den Artikel (auch ursprünglich Pronomen) davon getrennt hat. Die s. g. Indefinita sind aber (theils schon etymologisch: Man [identisch mit Mann, wie *on* = *homo*], Jemand, Niemand, Nemo [von *homo*]) den Substantiven beizuzählen, und zwar die von Pronomen abgeleiteten, wie *quis*, *quisque etc.* mit demselben Rechte, mit dem man die von Nennwörtern abgeleiteten Präpositionen und Conjunctionen (während, kraft, weil u. s. w.) nicht mehr zu den realen Kategorien rechnet. So bleiben uns 1) die possessiven Pronomen und 2) die correlativen Demonstrativa und Interrogativa, denen sich 3) die Numeralia anschließen. In den Possessivis haben wir Person (verstehe Rücksicht auf die sprechende Person) + Eigenthum, sie stehen nur adnominal; in den Demonstrativis und Interrogativis haben wir a. Person + Ort: Dieser, hier, *hic*, Jener, da, *iste*, Der, *ille*, irgendwo, b. drückt die sprechende Person aus, daß sie D a s j e n i g e meint, was sie, damit es dem Hörenden gezeigt sei, noch näher bestimmen wolle (derjenige, welcher .....), oder daß sie Etwas schon einmal genannt hat (Derselbe); c. drückt die sprechende Person die Art durch ein Deuten aus (Solcher, So, Welcher, Wie), wobei dem Hörenden aus dem Früheren schon die Art selbst bekannt sein muß[22]). Jedem Demonstrativ entspricht ein Interrogativum. Und da man nicht nur auf Gegenstände, sondern auch auf ein Geschehen deuten kann (dagegen kann ein Geschehen nicht mein, dein sein), so entspricht dem adnominalen Demonstrativ und Interrogativ ein adverbiales, womit also Becker's adverbiale „Formwörter“ auch untergebracht sind, wobei freilich nicht vergessen werden muß, daß die eigentlichen Präpositionen größtentheils erweislich pronominalen (einige ungewissen) Ursprungs sind, und also ein s. g. Adverb, z. B. innen, oben, außen, hinten, unten u. s. w., darum nicht aufhört ein Pronominale zu sein, weil es eine Nebenform von einer Präposition, z. B. in, ob (local: Unterwalden o b und n i d dem Wald), aus, hinter, unter, ist. Was dann endlich die Numeralia betrifft, die ebenfalls adnominal und adverbial stehen, so kann es auf den ersten Blick als eine Inconsequenz erscheinen, daß wir sie den bestimmenden Pronomen anreihen, indem ja in ihnen keine Beziehung mehr auf die sprechende Person vorliegt, wie dies noch in den von den reinen Personwör-

›geleiteten bestimmenden Pronomen der Fall
h gestehe, daß die Numeralia dem Gram-
r Schwierigkeiten machen, wie denn Stern
er kürzlich erschienenen Sprachphilosophie
em Numerale völlig verzweifelt und es für
unorganischen Auswuchs der Sprache er-
und ich selber bin früher mehr als einmal
suchung gewesen, das Numerale dem Ad-
unterzuordnen und dieses in zwei Rubriken:
ıts- und Quantitätsbestimmer zu scheiden.
st ganz kürzlich Hinkel in seinem Leit-
Was mich bestimmt hat, die Numeralia
Deutewörtern zu stellen, ist erstens die
ogie: die Verwandtschaft zwischen den
sten Zahlwörtern und Pronomen ist zu of-
Einer, e, s, goth. *ains*, *aina*, *ain*(*ata*),
is, altlat. *oinos*, ist erwiesenermaßen Pro-
der dritten Person und stützt sich auf das
sfective Pronomen ἕνα[23]). Zweitens tritt
ı schon in einigen Pronomen (Solcher, wel-
wie, so u. s. w.) die Beziehung auf den
ənden, obschon sie vorhanden, sehr zu-
n den Formwörtern (Artikel, Präpositio-
onjunctionen), obgleich sie sämmtlich Pro-
lien, Deutewörter sind, ist diese Beziehung
rloschen; so machen also die Zahlwörter
bergang. Drittens zwingt aber die Natur
che. Die Zahlwörter sind nicht, wie Be-
eint, Formwörter, aber sie sind wesenhaft
n Adjectiven verschieden. Die realen Ka-
ı sind dadurch entstanden, daß die Gegen-
ːhkeit einen sinnlichen Eindruck auf das
chte; die Zahl ist nichts Sinnliches, der
afür kommt aus dem Verstande, so gut
Laut für die localen und temporalen Be-
ngen: Dieser, jener, hier, dort, oben

ı der oben gegebenen Erklärung von Form-
echtfertigt sich die dritte Kategorie der
örter von selbst. Diese Wörter bezeich-
ːht mehr Substanzen (der Weg, Wille
en, [um] willen) noch Accidenzen (der
a — da er krank ist), sie sind weiter
als Hülfswörter, die da eintreten müs-
o die Sprache keine Flexionsformen hat
ieselben nicht ausreichen. Nur findet
erschied statt, daß, während Präpositio-
ämlich die trennbaren) und Conjunctio-
bst Relativpronomen rein syntaktische
nen haben, der Artikel eine andre Fun-
ıt, für die ich nicht gleich einen passenden
weiß: er dient nämlich dazu, den Um-
er Bedeutung der Nennwörter zu
nen: der Mensch (entweder ein schon be-
wußter, oder die Gattung, der Begriff), ein
Mensch, Menschen.

Wir sollten jetzt noch ins Einzelne gehen und nachweisen, wie sich die Kategorien wieder in εἴδη eintheilen. Denn auch hier kann es selten bei dem Hergebrachten und manchmal eben so wenig bei dem von Becker und A. Aufgestellten verbleiben. Ich beschränke mich auf einige Bemerkungen über die Arten und die Genera des Substantivs und des Verbs. . . . .

[1]) Was seine guten Gründe hat. Sergius sagt: *Omnis pars orationis, cum desierit esse, quod est, nihil aliud est, nisi adverbium. Idcirco si nomen desierit esse nomen, non faciet pronomen, aut participium, sed solum adverbium; nam si dicas: sedulo homini dedi, nomen est; si dicas; sedulo feci, adverbium est. Item pronomen aliquando et adverbium est.*

[2]) Worüber Priscian sehr gut sagt: *Qui tertio loco participium posuerunt, rectius fecisse videntur. Cum enim nomen et verbum primum et secundum tenuerint locum, participium, quod ex utroque nascitur, sequentem jure exigit.* — Nur noch einen Schritt weiter, und Priscian hatte das Rechte.

[3]) . . . *inter nomina rationabiliter posuerunt.*

[4]) Die griechische und die deutsche Sprache haben hier verschiedene Wörter; da im Lateinischen die Interrogativa und die Indefinita dieselben Wörter, nur mit verändertem Accente sind, so unterscheidet Priscian die letzten dadurch von den ersten, daß sie *in lectione gravi accentu pronuntiantur.*

[5]) Schmitthenner ordnete 1828 die Kategorien also:

I. Haupt-Wortarten.

A. Dingwort (Nomen). a. Deutewort. b. Hauptwort. B. Zeitwort (Verbum). a. Aussagewort. b. Meldewort.

II. Neben-Wortarten.

A. Bestimmungswörter. a. des Dingsworts (Beiwörter). b. des Zeitworts (Nebenwörter). B. Verhältnißwörter. a. der Wörter (Vorwörter). b. der Sätze (Satzvorwörter). C. Bindewörter.

Ich weiß nicht genau, ob Schmitthenner jetzt, nach dreizehn Jahren, noch so eintheilt. Seine Eintheilung der Conjunctionen (die auch Thiersch hat) acceptire ich.

[6]) Oder vielmehr im Laufe der Zeit geworden ist. Ind. *bhû*, lat. *fu* (in *fui*), deutsch *bi-n* = altsächs. *bium* auch *bium;* Ind. *sthâ*, lat. *sta-re;* Ind. *as*, gr. und lat. *es* (*sum* = *es-um*), goth. *is* (*im* = *is-mi*), ahd. *sin*, mhd. sein, die alle auch als Copula gebraucht werden, haben einen bestimmten Inhalt. Wie ganz concrete Wörter zur bloßen Copula werden können, ist bekannt: im Indischen kann *ds*

(Sitzen) Copula sein, im Französischen und Italiänischen hilft Stehen (*été*, *stato*) die Perfecte von Sein bilden, im Spanischen und Portugiesischen hilft wieder Sitzen, da *ser* von *sedere* kommt, und im Activum neben *haber* auch *tener*.

7) Es ist hier nur auf das Neuhochdeutsche Rücksicht genommen, früher hatten diese Wörter bekanntlich eine andere Bedeutung, z. B. bedeutet im Gothischen *magan* Können, *Kunnan* Kennen, *thaurban* bedürfen; im Ahd. *muozan* können, dürfen.

8) Würden sie, als Hülfsverben gebraucht, auch ihre Form verändern, wie dies z. B. die Präpositionen (unten, unter) und die Artikel (deren, der [Gen.], denen, den [Dat.]) thun, so würde man allerdings eine eigene Kategorie aus ihnen machen müssen, wie man beim Artikel (ursprünglich Pronomen und Numerale), bei den Präpositionen und Conjunctionen gethan hat.

9) Die prädicative, attributive, objective und adverbiale.

10) Das s. g. Adverb der Weise.

11) Le gérondif.

12) Ich entlehne diesen Terminus von Schmitthenner, der die Wurzeln in Deutewurzeln und Nennwurzeln unterscheidet, wofür Bopp weniger gut Pronominalwurzeln und Verbalwurzeln sagt: in meinem franz. Elementarwerk habe ich mich der Namen Voll- und Halbwörter bedient. Reale und ideale Kategorien drückt die Sache ebenfalls aus, nur unter einem andern Gesichtspuncte.

13) Wenn ich mich zum Gegenstande für mich selbst machen will, so muß ich gleich substantivisiren: Das Ich.

14) Hierbei versteht es sich von selbst, daß zwischen diesen drei Hauptclassen von Wörtern Uebergänge und Mischungen stattfinden. Es gibt Substantiva, Verba u. s. w., die von Empfindungswörtern oder von Deutewörtern abgeleitet sind, z. B. Jauchzen und Jubeln (abd. *jûwizan*) von *Ju!* (lat *ju! jo!*), Ihrzen, Dutzen, Fürst (*vuristo*, von *vor*), Zwirn (von zwier sc. Faden), Zweifel (von zwei wie dubium). Eben so gibt es Deutewörter, die ursprünglich Nennwörter sind, z. B. Während, Wegen, Weil, Kraft, Willen, Laut u. s. w.

15) Für das Deutsche, Lateinische und die romanischen Sprachen (Brechen, Gebrochen haben; Brechend, Gebrochen; — *frangere*, *fregisse*; *frangi*, *fractum esse; frangens*, *fractus; rompre*, *avoir rompu; rompant*, *rompu*) ist es ohne Weiteres klar, daß das, was in den gewöhnlichen Grammatiken Infin. oder Partic. Präs. heißt, Inf. oder Part. actionis imperfectae, und das, was Inf. oder Part. Perf. heißt (Perf. soll jenen Grammatikern Inf. oder Part. Praet. sein), Inf. oder Part. actionis perfectae ist. (*Fracturus* und *Fracturum esse* kommt gar nicht in Betracht, da dies kein Futurum des Infinitivs oder Particips, sondern wie *frangendus*, eine eigenthümliche Verwendung des Wortes ist. Das Griechische, mit seinem Reichthum an Infinitiven und Participien (*λείπειν*, *λείπων*, — *λελοιπέναι*, *λελοιπώς*, *λείψειν*, *λείψων*, — *λεῖψαι*, *λείψας*, — *λιπέειν*, *λιπέων*, — *λιπεῖν*, *λιπών*, u. s. w. u. s. w.), scheint hier allerdings zu widersprechen, es scheint aber auch nur so, so lange man über Ursprung und Gebrauch dieser Formen nur halb unterrichtet ist.

16) Die Sprache bildet auch Participien von Substantiven: Gestiefelt, geblümt, gehörnt u. s. w.

17) Priscian's Wort: *qui tertio loco participium posuerunt, rectius fecisse videntur. Cum enim nomen et verbum primum et secundum tenuerint locum, participium, quod ex utroque nascitur, sequentem jure exigit*, mache ich für mich geltend, nur muß man hier unter „Participium" nicht bloß das Particip, sondern sämmtliche Participialia verstehen.

18) Zu dieser Stelle bemerkt mir Prof. Heinrich Schweizer Folgendes: „Der Infinitiv ist formell in allen mir bekannten Stammsprachen ein Substantivum verbale, entweder in irgend einem bestimmten Casus, z. B. im Dativ, so in den Vêdas-Infinitiven auf — *asê*, — *adhjai*, — *ishjai;* in den griechischen auf — *εναι*, *μεναι*, *σθαι* u. s. w.; oder im Accusativ, so in den indischen auf — *tum*, welche dem lat. Supinum auf — *tum* entsprechen: *sthâtum* = lat. *statum*, *dâtum* = lat. *datum*, *gnâtum* = lat. *(g)notum*, *bhêttum* = lat. *fissum etc.;* oder der Infinitiv ist die casuslose Form des Substantivs wie im Deutschen: *bind-an*, Bind-en = ind. *bandhanam* (Bindung), wo die Endung dem griechischen Suffixe *ανον* (*ὄργανον*) entspricht. Die deutsche Infinitivendung *an*, *en* entspricht den griechischen Infinitivendungen — *εν*, — *ειν* u. s. w." Interessant ist auch der Umstand, daß — wie A. Hoefer in s. Abhandlung „Vom Infinitiv, besonders im Sanskrit" S. 23 berichtet, der Infinitiv in den Vêdas noch fehlt und ein abstractes Substantiv, in einen Casus gesetzt (die oben angeführten Formen auf *dse* und *sê*), dafür dient. Indem daraus hervorgeht, daß der Infinitiv und wohl auch das Particip jünger als Verb und Substantiv sind, findet meine Folge der Kategorien darin eine neue Bestätigung.

19) Daß sie, wie schon Aristoteles gesehen, Person- nicht Fürwörter sind, daß die gewöhnliche Definition absurd ist, darf man wohl nicht erst erweisen. Auch sind sie nicht, wie gemeint worden ist, der späteste Redetheil, sondern just so alt wie das Verb. W. v. Humboldt (Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit den Pronomen. — In

andlungen der Berliner Akademie vom Jahre
ıt sogar die Personwörter als die ursprüng-
n jeder Sprache aufgefaßt.
. Pron. person. 2. Pron. reflex. 3. Pron.
4. Pron. demonstr. 5. Pron. interrog. 5
relat. 7. Pron. indefin.
Und dazu eine äußerst vollständige, weil die
verbia loci et temporis etc. alte Casus von
ˌrativis und Interrogativis sind.
sage ich z. B. Ein solcher Mann konnte...., 10
Etwas vorausgegangen sein. Fragt mich

Jemand: Wie ist er? So muß ich schon wissen, ob ich über seine Moralität, seine Höflichkeit, seine Kenntnisse, Geschicklichkeiten, sein Vermögen, seine Gesundheit, oder worüber sonst Antwort geben soll.

[23]) Vgl. Bopp, Ueber die Zahlwörter im Sanskrit, Gr., Lat., Litthauischen, Gothischen und Altslavischen; und Ders., Ueber die Zahlwörter in der Zendsprache. In den Abhand. der Berliner Akademie vom Jahre 1833. Berlin 1835; und Ders., Vergl. Gr. S. 428 ff.

---

145. Das Gesetz der Lautverschiebung.

(*Jacob Grimm*, Deutsche Grammatik I. zweite Ausgabe [1822], S. 580—581.)

bisherige übersicht lehrt, daß die vocal-
isse schwanken und verschiedener einwir-
nterliegen, daß aber ihre austheilung und
elung nichts willkürliches sey, vielmehr
fbegründeten, bis jetzt noch unaufgedeck- 25
etzen erfolge. Die regel der ablaute wird
· mehr licht verbreiten. Man kann die
ls die nothwendige färbung oder belebung
rter betrachten, als den othem, ohne wel-
ese gar nicht bestehen würden. Die eigent- 30
lividualisierung des worts beruht auf dem
t; er gewährt die feinsten beziehungen.
gestalt, wenn ich so sagen darf, die spe-
worts gründet sich hingegen auf die con-
Hier erscheinen die verhältnisse ungleich 35
und dauernder; mundarten, deren vocale
heils abweichen, behalten auch häufig die-
consonanten bei.
vier *liquidae* sind unwandelbar, ihr flüssi-
ment erhält sie gerade aufrecht in aller 40
ımen erschütterung; mit ihnen tragen sich
zelne vertauschungen, versetzungen, aus-
en, geminationen zu, deren ungeachtet ihre
che bedeutung dieselbe bleibt d. h. wenn
b. für chirche zuweilen chilche erscheint, 45
loch in allen übrigen fällen r und l grund-
den. Zu merken:
nerseits l und r in näherer beziehung auf-
·, andrerseits m und n. Im fall des wech-
m das frühere, feinere; n das spätere, 50
Umgekehrt mag das härtere r älter, das
ɜ l jünger sein. m steht in besonderem
uf die lippenlaute, n auf die zungenlaute,
as hochd. au, ou vor m und lab., ô vor

n und ling.; l und r verbinden sich gleichgern mit lab. ling. und gutt. — l und r lösen sich bisweilen in u und i auf (und könnten darum halbvocale heißen); niemahls m und n, doch ließe sich der einfluß des ausfallenden n auf den vorstehenden voc. vergleichen (gâs f. gans).

2. in der wichtigen berührung des r mit s, der verbindungen *rd* mit *dd* und *ſd* (goth. zd) erscheint r, *rd* als jüngere, allmählig aus *ſ ſd* erwachsene form.

Gleich den liquiden laufen die drei *ſpiranten* v h s wesentlich unverändert durch alle deutsche mundarten. Ihre innere verwandtschaft folgere ich theils aus dem vor ihnen eintretenden ê statt ei, ô statt au, theils aus den übergängen zwischen h und v, w, h und s und der berührung der aspiration mit der assibilation (th. ts. z); zwischen j, w und s, kein unmittelbarer wechsel; h und v, die leisesten aller cons., fallen zuweilen unersetzt aus, selbst anlautend und zumahl vor liquiden. —

Ganz anders verhält es sich mit den übrigen consonanten, ein merklicher gegensatz zwischen den hochdeutschen und allen anderen mundarten wird offenbar. Im labial-, lingual-, guttural-laut entspricht die goth. (sächs. fries. nord.) ten. der hochd. asp.; die goth. med. der hochd. ten.; die goth. asp. der hochd. media. Das einzelne stellt sich so vor augen:

goth.	P. B. F.	T. D. TH.	K. G. .
alth.	F. P. B. (V)	Z. T. D.	CH. K. G.

es ist eine veränderung eingetreten, vermöge welcher im hochd. jeder dieser neun cons. gleichmäßig von seiner stelle rückte. Daß aber hier

der hochd. zustand als der abgewichene, jüngere; der goth. (sächs. fries. nord.) als der frühere betrachtet werden müße, unterliegt keinem zweifel, und ist bei auseinandersetzung der alth. buchstaben mit verschiedenen gründen bewiesen worden. Anmerkungen:

1. die lingualreihe zeigt das verhältnis am deutlichsten; im goth. sind táins, dal, thaúrnus so nothwendig geschieden, als im hochd. zein, tal, dorn.

2. auch die labialordnung fügt sich, sobald man für den anlaut in dem hochd. v die zweite asp. bh erkennt und diese statt der nahverwandten eigentlichen med. zuläßt. Für f. p. v führte sich die falsche bezeichnung ph. b. f oder noch andere schwankend ein. Man vgl. die goth. pund, baíran, filu mit dem hochd. funt, përan, vilo (auch geschrieben: phunt, bëran, filo). Die ältere einrichtung wirkte in der inconsequenten schreibung sichtlich nach, zu dem rein medialen bilo für filo, vilo erhob sich nicht einmal die strenghochdeutscheste aussprache, welcher përan, pein, përag ganz geläufig war. Selbst harte oberdeutsche volksdialekte kennen und üben kein solches b für f (wohl aber manche b für die spirans w). Alles gilt jedoch vom anlaut, inlautend scheint mir die med. häufig recht zu stehen, z. b. in ëbar (aper) ëban (aequalis) etc.

3. der reihe des kehllauts gebricht im goth. etc. die aspiration; im hochd. finden sich alle drei stufen, aber wie haben (ch für das goth. k angenommen) das hochd. k und g sich ins goth. g organisch zu theilen? Dies wäre kaum aus der deutschen sprache zu beantworten; die unsicherheit der alth. schreibung wirrt nicht bloß k und g, sondern auch k und ch in einander. Indessen gewährt schon einiges licht, daß das alth. mit g wechselnde k nicht in ch und umgekehrt, das mit ch wechselnde k nicht in g übertritt. So z. b. darf für chunni (*genus*) nie gunni, für gans (*anser*) nie chans stehen, für beide hingegen kunni und kans. Da nun ferner das inlautende ch nicht mit k zu vertauschen ist (kein sprëkan f. sprëchan) so wäre das hochd. k für ch ganz verwerflich, von den beiden lauten g und k aber der eine überflüßig und zwar der theorie nach das g. Die hochd. sprache hätte also eigentlich nicht mehr kehllaute, als die goth., dem goth. k entspräche das ch, dem g aber k. Gleichwohl scheint es mir, daß es einen dritten fall gibt, wo das alth. g nothwendig steht, d. h. weder durch k, noch durch ch abgelöst werden darf; dieser fall ist kein anderer, als das schwankende verhältnis zwischen h und g. Hier spielt das goth. g eine doppelte rolle, in thragjan *(currere)* guma *(vir)* erscheint [...]deres als in áugô *(oculus)* tagram *(lacrim*[...] [...]ses kann erst durch vergleichung fremde[...] [...]wandter sprachen deutlich werden.

Bei solchen vergleichungen, die hier [...]wegs ausführlich gepflogen werden, viel[...] unsere deutschen lautverhältnisse unter d[...] ten gesichtspunct zu stellen beitragen soll[...] man billig von den consonanten aus. I[...] für diese eine gegründete bestimmung [...] oder annehmen, so werden dadurch viellei[...] einige blicke in die geschichte der vocale [...]

Vorerst begegnen wir dem wichtiger[...] *liquidae* und *spirantes* stimmen in allen [...]lichen verhältnissen zu der art und ein[...] deutscher Zunge. Dasjenige, so scheint [...]rin die verzweigungen deutscher sprac[...] einander nicht abweichen, wird sich unab[...] in der lat., griech. und indischen nachweis[...] drücklich erkennt das sanskrit noch r [...] vocale an und gebraucht in diesem sin[...] l seltner. Die schwächung des älteren [...] späteres n erscheint überall, eine menge [...]tern mit m im sanskrit und lat. bekom[...] griech. ν; gerade wie der mittelh. ausl[...]lautend wieder zu m wird (lein, leimes; [...]mes), so verhält sich ἦν zu ἦμεν (lat. er[...]*mus*, vergl. *νέον* mit *novum*). Analoge [...]lungen des s in r bieten sich allenthal[...] namentlich ist das latein dem r vorzugsw[...]geben, r aber immer als jüngere Form [...]trachten. Den wechsel der spiranten v [...] gamma) s. h. bezeugen *ἑσπέρα*, *vespera* [...] *septem*; *ὗς*, *sus*; *ἕρπω*, *serpo*; *ἑκυρός*, *soc*[...] *sub*; *sas*, *sâ* (sanskrit *is*, *ea*), gr. ὁ, ἡ, [...] *sô*; *ἅλς*, *sal*; *sasa* (sanskrit *lepus*), *haso* e[...] fällt der anlautende spiritus ganz ab, [...] lat. *anser* steht f. *hanser* (sanskrit *hamsa*, [...] *odium* f. *hodium* (goth. *hatis*), *ἔαρ*, lat. v[...] das gr. *ἴδμεν* (sanskrit *vidmas*, lat. *videm*[...]*vitum*) hatte früher ein digamma vor sic[...] seltensten tauschen v und f.

Noch merkwürdiger als die einstimm[...] liq. und spir. ist die abweichung der [...]zungen- und kehllaute nicht allein von [...]thischen, sondern auch der alth. einrichtun[...]lich genau wie das alth. in allen drei gra[...] der goth. ordnung eine stufe abwärts g[...] ist, war bereits das goth. selbst eine st[...] der lateinischen (griech. indischen) herabg[...] Das goth. verhält sich zum lat. gerade [...] alth. zum goth. Die ganze für geschic[...] sprache und strenge der etymologie folg[...]

he lautverschiebung stellt sich tabellarisch

ı. P.	B.	F.	T.	D.	TH.	K.	G.	CH.
F.	P.	B.	TH.	T.	D.	. .	K.	G.
B.(V)	F.	P.	D.	Z.	T.	G.	CH.	K.

ıders aufgefaßt:

·th.	alth.	gr.	goth.	alth.	gr.	goth.	alth.
?.	B(V).	T.	TH.	D.	K.	. .	G.
P.	F	D.	T.	Z.	G.	K.	CH.
3.	P	TH.	D.	T.	CH.	G.	K.

ı ergibt sich nunmehr, wie der Gothe die abgang der kehlasp. entspringende lücke er bedient sich anlautend statt ch des spi-, in- und auslautend zuweilen des h, häufig aber auch der med. g. Im alth. stünde hier die med. g. überall consequent und dem b d der andern reihen analog; es mag aber ein überrest der früheren lauteinrichtung sein, daß auch alth. der goth. anlaut h, weil man ihn für eine spirans und nicht asp. nahm, fortgalt. Nur zuweilen erscheint g daneben. Diese verwendung des h für ch findet bemerkenswerth gerade auch im lat. anlaut statt, so daß sich die gutturales näher bestimmt folgendermaßen ausnehmen:

griech.	lat.	goth.	alth.
κ	c	h, g	h, g
γ	g	k	ch
χ	h	g	k

146. Das Verbum substantivum.

(*Franz Bopp*, Vergleichende Grammatik IV. [1842] S. 735—738.)

Sanskrit und alle seine Schwestersprachen zwei Wurzeln für das Verbum substanti- wovon die eine, welche im Sanskrit *b'û*, d *bû* lautet, der ersten Conjugation und ler ersten Classe angehört, also in den -Temporen einen Classen-Vocal *a* annimmt, n Wurzel-Vocal durch Guna steigert, wäh- lie andere, nämlich *as*, der zweiten Con- n und zwar der zweiten Classe anheimfällt. beiden Wurzeln ergänzen sich, mit Aus- des Griech., wo *ΦΥ* die Bedeutung s e i n ufgegeben hat, in allen indisch-europäischen gliedern wechselseitig einander so, daß *b'û*, Sanskrit und Zend (soweit man letzteres ı kann) zwar vollständig sich erhalten ha- *s* hingegen im isolirten Zustande nur in ecial-Temporen gebräuchlich ist. Im Litth. an *as* sich anschließende Wurzel nur im s Indic. und im Particip. Präs. gebräuch- ben so im Slaw., wo das Präs. Gerundivi Ursprunge nach identisch ist mit dem Part. Das Gothische bildet aus *as*, dessen *a* es hwächt, sein ganzes Präs. Indic. und Conj., ß sich noch daran eine scheinbare Wurzel reiht, die jedoch ebenfalls von *as* abstammt. urzel *b'û* geht dem Goth. für den Begriff ins ganz ab, es stammt aber davon, wie ht zweifle, das causale Verbum *baua* i c h (2. P. *bauais*), welches ich, wie das Lat. von *b'âvayâmi* i c h m a c h e s e i n ableite. ochdeutsche hat Ueberreste der Wurzel *b'û* n Sinne von s e i n gerettet; es stammen davon im Althochdeutschen die erste und zweite P. des Sing. und Pl., während die dritten Personen i s t und s i n t (welche letztere Form in der Gestalt von s i n d jetzt mißbräuchlich auch in die erste P. übertragen wird) an *asti*, *santi* sich anreihen. Von *as* stammt übrigens auch der Conj. *si* (Skr. *syâm* i c h sei) und der Infinit. *sîn*. Außerdem hat auch die Skr. Wurzel *vas* w o h n e n sich im German. zur Würde des Verb. Subst. erhoben, indem zwar im Gothischen das Präs. *visa* (geschwächt aus *vasa*) nur b l e i b e n bedeutet, allein das Prät. *vas* und sein Conjunct. *vêsjau* (unser w a r, w ä r e), der Infinit. *visan* und das Part. Präs. *visands* ersetzen die Formen, welche den von uralter Zeit her den Begriff s e i n ausdrückenden Wurzeln verloren gegangen sind. Es mag passend sein, hier daran zu erinnern, daß im Sanskrit auch die Wurzel *st'â* s t e h e n gelegentlich die abstracte Bedeutung s e i n übernimmt, und so gleichsam den romanischen Sprachen als Beispiel vorangegangen ist, die zu ihrem Verbum Subst. außer den latein. Wurzeln *ES* und *FU* noch *STA* verwenden. Auch *âs* s i t z e n kommt im Sanskrit im Sinne des Verb. Subst. vor; z. B. Nal. 16. 30. *„gatasattvâ(s) ivâ“ satê* w i e b e s i n n u n g s l o s s i n d s i e; Hitôp. 44. 11: *âstâm mânasatus'tayê sukrtinâm* e s s e i (e u e r g u t e s B e t r a g e n) z u r G e i s t e s e r f r e u u n g d e r T u g e n d h a f t e n; Urv. 92. 8: *âyus'mân âstâm ayam* l a n g l e b e n d m ö g e d i e s e r s e i n. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Verb. Subst. nur eine Kürzung der Wurzel *âs* sei, und daß überhaupt

in keiner Sprache der abstracte Begriff des Seins der ursprüngliche irgend eines Verbums sei. Die Kürzung von *ds* zu *as* und von da, vor den schweren Endungen, zu einem bloßen *s* erklärt sich aber bei dem Verb. Subst. sehr leicht als Folge der Abnutzung durch seinen übermäßig häufigen Gebrauch und durch das Bedürfniß, für ein so stark beschäftigtes, sich überall einmischendes Verbum einen leichten, behenden Bau zu gewinnen. Häufige Benutzung kann aber von doppeltem Einfluß auf eine Wortform sein, einmal sie abnutzen und möglichst vereinfachen, dann aber ihre uralten Flexionsformen, durch beständige Erinnerung an sie, in stetem Gedächtnisse erhalten und vor dem Untergang sichern. Beides bewährt sich durch das Verb. Subst.; denn z. B. im Lat. ist *sum* neben *inquam* das einzige Verbum, welches im Präs. das alte Personalzeichen bewahrt hat; im Goth. und heutigen Englischen sind *im* und *am* die einzigen Formen dieser Art, und in unserem Neu-Deutschen sind *bin* (aus *bim*) und *sind* die einzigen Formen, die den Charakter der ersten P. sing. und dritten P. plur. gerettet haben.

147. Die verschiedenen Epochen der Sprachentwickelung.

(*W. v. Humboldt* in den Abhandlungen der K. Akademie der W. zu Berlin 1820—21; Gesammelte Werke III. [1843] S. 241—268.)

1. Das vergleichende Sprachstudium kann nur dann zu sicheren und bedeutenden Aufschlüssen über Sprache, Völkerentwickelung und Menschenbildung führen, wenn man es zu einem eigenen, seinen Nutzen und Zweck in sich selbst tragenden Studium macht. Auf diese Weise wird zwar allerdings selbst die Bearbeitung einer einzigen Sprache schwierig. Denn wenn auch der Totaleindruck jeder leicht zu fassen ist, so verliert man sich, wie man den Ursachen desselben nachzuforschen strebt, in einer zahllosen Menge scheinbar unbedeutender Einzelheiten, und sieht bald, daß die Wirkung der Sprachen nicht sowohl von gewissen großen und entschiedenen Eigenthümlichkeiten abhängt, als auf dem gleichmäßigen, einzeln kaum bemerkbaren Eindruck der Beschaffenheit ihrer Elemente beruht. Hier aber wird gerade die Allgemeinheit des Studiums das Mittel, diesen feingewebten Organismus mit Deutlichkeit vor die Sinne zu bringen, da die Klarheit der in vielfach verschiedener Gestalt doch immer im Ganzen gleichen Form die Forschung erleichtert.

2. Wie unsere Erdkugel große Umwälzungen durchgangen ist, ehe sie die jetzige Gestaltung der Meere, Gebirge und Flüsse angenommen, sich aber seitdem wenig verändert hat, so gibt es auch in den Sprachen einen Punct der vollendeten Organisation, von dem an der organische Bau, die feste Gestalt sich nicht mehr abändert. Dagegen kann in ihnen, als lebendigen Erzeugnissen des Geistes, die feinere Ausbildung innerhalb der gegebenen Grenzen bis ins Unendliche fortschreiten. Die wesentlichen grammatischen Formen bleiben, wenn eine Sprache einmal ihre Gestalt gewonnen hat, dieselben; diejenige, welche kein Geschlecht, keine Casus, kein Passivum oder Medium unterschieden hat, ersetzt diese Lücken nicht mehr; ebenso wenig nehmen die großen Wortfamilien, die Hauptformen der Ableitung ferner zu. Allein durch Ableitung in den feineren Verzweigungen der Begriffe, durch Zusammensetzung, durch den inneren Ausbau des Gehalts der Wörter, durch ihre sinnvolle Verknüpfung, durch phantasiereiche Benutzung ihrer ursprünglichen Bedeutungen, durch richtig empfundene Absonderung gewisser Formen für bestimmte Fälle, durch Ausmerzung des Ueberflüssigen, durch Abglättung des rauh Tönenden geht in der, im Augenblick ihrer Gestaltung armen, unbehülflichen und unscheinbaren Sprache, wenn ihr die Gunst des Schicksals blüht, eine neue Welt von Begriffen, und ein vorher unbekannter Glanz der Beredsamkeit auf.

3. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß man wohl noch keine Sprache jenseits der Grenzlinie vollständigerer grammatischer Gestaltung gefunden, keine in dem fluthenden Werden ihrer Formen überrascht hat. Es muß, um diese Behauptung noch mehr geschichtlich zu prüfen, ein hauptsächliches Streben bei dem Studium der Mundarten wilder Nationen bleiben, den niedrigsten Stand der Sprachbildung zu bestimmen, um wenigstens die unterste Stufe auf der Organisationsleiter der Sprachen aus Erfahrung zu kennen. Mein bisheriges aber hat mir bewiesen, daß auch die sogenannten rohen und barbarischen Mundarten schon Alles besitzen, was zu einem vollständigen Gebrauche gehört, und Formen sind, in welche sich, wie es die besten und vorzüg-

erfahren haben, in dem Laufe der Zeit
ze Gemüth hineinbilden könnte, um, voll-
ier oder unvollkommener, jede Art von
ihnen auszuprägen.
s kann auch die Sprache nicht anders, als
nal entstehen, oder um es genauer auszu-
, sie muß in jedem Augenblick ihres Da-
isjenige besitzen, was sie zu einem Gan-
:ht. Unmittelbarer Aushauch eines orga-
Wesens in dessen sinnlicher und geisti-
lung, theilt sie darin die Natur alles Or-
:n, daß Jedes in ihr nur durch das An-
nd Alles nur durch die eine, das Ganze
ingende Kraft besteht. Ihr Wesen wie-
sich auch immerfort, nur in engeren und
Kreisen, in ihr selbst; schon in dem ein-
atze liegt es, soweit es auf grammatischer
eruht, in vollständiger Einheit, und da
nüpfung der einfachsten Begriffe das ganze
der Kategorien des Denkens anregt, da
itive das Negative, der Theil das Ganze,
heit die Vielheit, die Wirkung die Ur-
e Wirklichkeit die Möglichkeit und Noth-
eit, das Bedingte das Unbedingte, eine
on des Raumes und der Zeit die andere,
ad der Empfindung die ihn zunächst um-
n fordert und herbeiführt, so ist, sobald
druck der einfachsten Ideenverknüpfung
heit und Bestimmtheit gelungen ist, auch
tfülle nach ein Ganzes der Sprache vor-
Jedes Ausgesprochene bildet das Unaus-
iene, oder bereitet es vor.
s vereinigen sich also im Menschen zwei
welche der Theilung bis auf eine über-
Zahl fester Elemente, der Verbindung
iber bis ins Unendliche fähig sind, und
ien jeder Theil seine eigenthümliche Na-
er zugleich als Verhältniß zu den zu ihm
len darstellt. Der Mensch besitzt die
liese Gebiete zu theilen, geistig durch
ı, körperlich durch Articulation, und ihre
wieder zu verbinden, geistig durch die
s des Verstandes, körperlich durch den
welcher die Sylben zum Worte, und die
:ur Rede vereint. Wie daher sein Be-
mächtig genug geworden ist, um sich
iden Gebiete mit der Kraft durchdringen
ı, welche dieselbe Durchdringung im Hö-
bewirkt, so ist er auch im Besitz des
beider Gebiete. Ihre wechselseitige Durch-
kann nur durch eine und dieselbe Kraft
:n, und diese nur vom Verstande aus-
Auch läßt sich die Articulation der Töne,
heure Unterschied zwischen der Stumm-
heit des Thiers und der menschlichen Rede nicht physisch erklären. Nur die Stärke des Selbstbewußtseins nöthigt der körperlichen Natur die scharfe Theilung und feste Begrenzung der Laute ab, die wir Articulation nennen.

6. Die feinere Ausbildung hat sich schwerlich gleich an das erste Werden der Sprache angeschlossen. Sie setzt Zustände voraus, welche die Nationen erst in einer langen Reihe von Jahren durchgehen, und inzwischen wird gewöhnlich das Wirken der einen von dem Wirken anderer durchkreuzt. Dieses Zusammenfließen mehrerer Mundarten ist eins der hauptsächlichsten Momente in der Entstehung der Sprachen; es sei nun, daß die neuhervorgehende mehr oder weniger bedeutende Elemente von den andern sich mit ihr vermischenden empfange, oder daß, wie es bei der Verwilderung und Ausartung gebildeter Sprachen geschieht, des Fremden wenig hinzukomme, und nur der ruhige Gang der Entwickelung unterbrochen, die gebildete Form verkannt und entstellt, und nach anderen Gesetzen gemodelt und gebraucht werde.

7. Die Möglichkeit mehrerer, ohne alle Gemeinschaft unter einander, hervorgegangener Mundarten läßt sich im Allgemeinen nicht bestreiten. Dagegen gibt es auch keinen nöthigenden Grund, die hypothetische Annahme eines allgemeinen Zusammenhanges Aller zu verwerfen. Kein Winkel der Erde ist so unzugänglich, daß er nicht Bevölkerung und Sprache habe anderswoher bekommen können; und wir vermögen nicht einmal über die, von der jetzigen vielleicht ganz verschiedene ehemalige Vertheilung der Meere und des festen Landes abzusprechen. Die Natur der Sprache selbst, und der Zustand des Menschengeschlechts, so lange es noch ungebildet ist, befördern einen solchen Zusammenhang. Das Bedürfniß, verstanden zu werden, nöthigt, schon Vorhandenes und Verständliches aufzusuchen, und ehe die Civilisation die Nationen mehr vereinigt, bleiben die Sprachen lange im Besitz kleiner Völkerschaften, die, ebenso wenig geneigt, ihre Wohnsitze dauernd zu behaupten, als fähig, sie mit Erfolg zu vertheidigen, sich oft gegenseitig verdrängen, unterjochen und vermischen, was natürlich auf ihre Sprachen zurückwirkt. Nimmt man auch keine gemeinschaftliche Abstammung der Sprachen ursprünglich an, so mag doch leicht später kein Stamm unvermischt geblieben sein. Es muß daher als Maxime in der Sprachforschung gelten, so lange nach Zusammenhang zu suchen, als irgend eine Spur davon erkennbar ist, und bei jeder einzelnen Sprache wohl zu prüfen, ob sie aus

Einem Gusse selbständig geformt, oder in grammatischer oder lexikalischer Bildung mit Fremdem, und auf welche Weise vermischt ist?

8. Drei Momente also können zum Behuf einer prüfenden Zergliederung der Sprachen unterschieden werden:

die erste, aber vollständige Bildung ihres organischen Baues;

die Umänderungen durch fremde Beimischung, bis sie wieder zu einem Zustande der Stetigkeit gelangen;

ihre innere und feinere Ausbildung, wenn ihre äußere Umgrenzung (gegen andere) und ihr Bau im Ganzen einmal unveränderlich feststeht.

Die beiden ersten lassen sich nicht mit Sicherheit von einander absondern. Aber einen entschiedenen und wesentlichen Unterschied begründet der dritte. Der Punct, welcher ihn von den andern trennt, ist der der vollendeten Organisation, in welchem die Sprache im Besitz und freien Gebrauch aller ihrer Functionen ist, und über den hinaus sie in ihrem eigentlichen Bau keine Veränderungen mehr erleidet. Bei den Töchtersprachen der Lateinischen, bei der Neu-Griechischen und bei der Englischen, welche für die Möglichkeit der Zusammensetzung einer Sprache aus sehr heterogenen Theilen eine der lehrreichsten Erscheinungen und der dankbarsten Gegenstände für die Sprachuntersuchung ist, läßt sich die Organisationsperiode sogar geschichtlich verfolgen, und der Vollendungspunct bis auf einen gewissen Grad ausmitteln; die griechische finden wir bei ihrem ersten Erscheinen in einem, uns sonst bei keiner bekannten Grade der Vollendung; aber sie betritt, von diesem Moment an, von Homer bis auf die Alexandriner, eine Laufbahn fortschreitender Ausbildung; die römische sehen wir einige Jahrhunderte hindurch gleichsam ruhen, ehe feinere und wissenschaftliche Cultur in ihr sichtbar zu werden beginnt.

9. Die hier versuchte Absonderung bildet zwei verschiedene Theile des vergleichenden Sprachstudiums, von deren gleichmäßiger Behandlung die Vollendung desselben abhängt. Die Verschiedenheit der Sprachen ist das Thema, welches aus der Erfahrung, und an der Hand der Geschichte bearbeitet werden soll, und zwar in ihren Ursachen und ihren Wirkungen, ihrem Verhältniß zu der Natur, zu den Schicksalen und den Zwecken der Menschheit. Die Sprachverschiedenheit tritt aber in doppelter Gestalt auf, einmal als naturhistorische Erscheinung, als unvermeidliche Folge der Verschiedenheit und Absonderung der Völkerstämme, als Hinderniß der unmittelbaren Verbindung des Menschengeschlechts; dann als intellectuellteleologische Erscheinung, als Bildungsmittel der Nationen, als Vehikel einer reicheren Mannigfaltigkeit und größeren Eigenthümlichkeit intellectueller Erzeugnisse, als Schöpferin einer auf gegenseitiges Gefühl der Individualität gegründeten, und dadurch innigeren Verbindung des gebildeteren Theils des Menschengeschlechts. Diese letzte Erscheinung ist nur der neueren Zeit eigen, dem Alterthume war sie bloß in der Verbindung der griechischen und römischen Litteratur, und da beide nicht zu gleicher Zeit blühten, auch so nur unvollkommen hekannt.

10. Der Kürze wegen will ich, mit Uebersehung der kleinen Unrichtigkeit, welche daraus entsteht, daß die Ausbildung auch auf den schon feststehenden Organismus Einfluß hat, und daß dieser, auch ehe er diesen Zustand erreichte, schon die Einwirkung jener erfahren haben kann, die beiden beschriebenen Theile des vergleichenden Sprachstudiums durch

die Untersuchung des Organismus der Sprachen, und

die Untersuchung der Sprachen im Zustande ihrer Ausbildung

bezeichnen.

Der Organismus der Sprachen entspringt aus dem allgemeinen Vermögen und Bedürfniß des Menschen zu reden und stammt von der ganzen Nation her; die Cultur einer einzelnen hängt von besonderen Anlagen und Schicksalen ab, und beruht größentheils auf nach und nach in der Nation aufstehenden Individuen. Der Organismus gehört zur Physiologie des intellectuellen Menschen, die Ausbildung zur Reihe der geschichtlichen Entwickelungen. Die Zergliederung der Verschiedenheiten des Organismus führt zur Ausmessung und Prüfung des Gebietes der Sprache und der Sprachfähigkeit des Menschen; die Untersuchung im Zustande höherer Bildung zum Erkennen der Erreichung aller menschlichen Zwecke durch Sprache. Das Studium des Organismus fordert, soweit als möglich, fortgesetzte Vergleichung, die Ergründung des Ganges der Ausbildung, Isoliren auf dieselbe Sprache, und Eindringen in ihre feinsten Eigenthümlichkeiten, daher jenes Ausdehnung, dieses Tiefe der Forschung. Wer folglich diese beiden Theile der Sprachwissenschaft wahrhaft verknüpfen will, muß sich zwar mit sehr vielen verschiedenartigen, ja, wo möglich, mit allen Sprachen beschäftigen, aber immer von genauer Kenntniß einer einzigen, oder weniger, ausgehen. Mangel an dieser Genauigkeit

sich empfindlicher, als Lücken in der
› ganz zu erreichenden Vollständigkeit.
beitet kann das Erfahrungsstudium der
ergleichung zeigen, auf welche verschie-
›ise der Mensch die Sprache zu Stande
und welchen Theil der Gedankenwelt es
ng, in sie hinüberzuführen; wie die In-
tät der Nationen darauf ein-, und die
auf sie zurückwirkte. Denn die Sprache,
h sie erreichbaren Zwecke des Menschen
›t, das Menschengeschlecht in seiner fort-
iden Entwickelung, und die einzelnen Na-
nd die vier Gegenstände, welche die ver-
de Sprachforschung in ihrem wechselsei-
sammenhang zu betrachten hat.
ch behalte Alles, was den Organismus
ichen betrifft, einer ausführlichen Arbeit
ich über die amerikanischen unternom-
e. Die Sprachen eines großen, von einer
on Völkerschaften bewohnten und durch-
Welttheils, von dem es sogar zweifelhaft
er jemals mit anderen in Verbindung ge-
hat, bieten für diesen Theil der Sprach-
nen vorzüglich günstigen Gegenstand dar.
let dort, wenn man bloß diejenigen zählt,
lche man ausführlichere Nachrichten be-
wa dreißig noch so gut als ganz unbe-
Sprachen, die man als eben so viel neue
cies ansehen kann, und an welche sich
größere Anzahl anreihen läßt, von de-
Data unvollständiger sind. Es ist daher
diese sämmtlich genau zu zergliedern.
is der allgemeinen Sprachkunde noch vor-
ibgeht, ist, daß man nicht hinlänglich in
itniß der einzelnen Sprachen eingedrungen
loch sonst die Vergleichung noch so vie-
wenig helfen kann. Man hat genug zu
laubt, wenn man einzelne abweichende
imlichkeiten der Grammatik anmerkte,
ır oder weniger zahlreiche Reihen von
mit einander verglich. Aber auch die
der rohesten Nation ist ein zu edles Werk
ır, um, in so zufällige Stücke zerschla-
r Betrachtung fragmentarisch dargestellt
en. Sie ist ein organisches Wesen, und
iß sie als solches behandeln. Die erste
daher, zuvörderst jede bekannte Sprache
ı inneren Zusammenhange zu studiren,
in aufzufindenden Analogien zu verfolgen
ematisch zu ordnen, und dadurch die an-
ıe Kenntniß der grammatischen Ideenver-
ɡ in ihr, des Umfangs der bezeichneten
der Natur dieser Bezeichnung und des
ohnenden mehr oder minder lebendigen
geistigen Triebes nach Erweiterung und Verfeinerung zu gewinnen. Außer diesen Monographien der ganzen Sprachen fordert aber die vergleichende Sprachkunde andere einzelne Theile des Sprachbaues z. B. des Verbum durch alle Sprachen hindurch. Denn alle Fäden des Zusammenhangs sollen durch sie aufgesucht und verknüpft werden, und es gehen von diesen einige, gleichsam in der Breite, durch die gleichartigen Theile aller Sprachen und andere, gleichsam in der Länge, durch die verschiedenen Theile jeder Sprache. Die ersten erhalten ihre Richtung durch die Gleichheit des Sprachbedürfnisses und Sprachvermögens aller Nationen, die letzten durch die Individualität jeder einzelnen. Durch diesen doppelten Zusammenhang erst wird erkannt, in welchem Umfange der Verschiedenheiten das Menschengeschlecht, und in welcher Consequenz ein einzelnes Volk seine Sprache bildet, und beide, die Sprache und der Sprachcharakter der Nationen, treten in ein helleres Licht, wenn man die Idee jener in so mannigfaltigen individuellen Formen ausgeführt, diesen zugleich der Allgemeinheit und seinen Nebengattungen gegenüber gestellt erblickt. Die wichtige Frage, ob und wie sich die Sprachen, ihrem inneren Bau nach, in Classen, wie etwa die Familien der Pflanzen, abtheilen lassen, kann nur auf diese Weise gründlich beantwortet werden. Das bisher darüber Gesagte bleibt, wie scharfsinnig es geahnet sein möchte, ohne strengere factische Prüfung, dennoch nur Muthmaßung. Die Sprachkunde, von der hier die Rede ist, darf sich aber nur auf Thatsachen, und ja nicht auf einseitig und unvollständig gesammelte stützen. Auch zu der Beurtheilung der Abstammung der Nationen von einander nach ihren Sprachen müssen die Grundsätze durch eine noch immer mangelnde genaue Analyse solcher Sprachen und Mundarten gefunden werden, deren Verwandtschaft anderweitig historisch erwiesen ist. So lange man nicht auch in diesem Felde vom Bekannten zum Unbekannten fortschreitet, befindet man sich auf einer schlüpfrigen und gefährlichen Bahn.

12. Wie genau und vollständig man aber auch die Sprachen in ihrem Organismus untersuche, so entscheidet, wozu sie vermittelst desselben werden können, erst ihr Gebrauch. Denn was der zweckmäßige Gebrauch dem Gebiete der Begriffe abgewinnt, wirkt auf sie bereichernd und gestaltend zurück. Daher zeigen erst solche Untersuchungen, als sich vollständig nur bei den gebildeten anstellen lassen, ihre Angemessenheit zur Erreichung der Zwecke der Menschheit. Hierin

also liegt der Schlußstein der Sprachkunde, ihr Vereinigungspunct mit Wissenschaft und Kunst. Wenn man sie nicht bis dahin fortführt, nicht die Verschiedenheit des Organismus in der Absicht betrachtet, dadurch die Sprachfähigkeit in ihren höchsten und mannigfaltigsten Anwendungen zu ergründen, so bleibt die Kenntniß einer großen Anzahl von Sprachen doch höchstens für die Ergründung des Sprachbaues überhaupt, und für einzelne historische Untersuchungen fruchtbar, und schreckt den Geist nicht mit Unrecht von dem Erlernen einer Menge von Formen und Schällen zurück, die am Ende doch immer zu demselben Ziele führen, und dasselbe, nur mit anderm Klange bedeuten. Abgesehen vom unmittelbaren Lebensgebrauch behält dann nur das Studium derjenigen Sprachen Wichtigkeit, welche eine Litteratur besitzen, und es wird der Rücksicht auf diese untergeordnet, wie es der ganz richtig gefaßte Gesichtspunct der Philologie ist, insofern man dieselbe dem allgemeinen Sprachstudium entgegensetzen kann, welches diesen Namen führt, weil es die Sprache im Allgemeinen zu ergründen strebt, nicht weil es alle Sprachen umfassen will, wozu es vielmehr nur wegen jenes Zweckes genöthigt wird.

13. Werden wir nun aber so zu den gebildeten Sprachen hingedrängt, so fragt es sich zuvörderst, ob jede Sprache der gleichen, oder nur irgend einer bedeutenden Cultur fähig ist; oder ob es Sprachformen gibt, die nothwendig erst hätten zertrümmert werden müssen, ehe die Nationen hätten die höheren Zwecke der Menschheit durch Rede erreichen können. Das Letztere ist das Wahrscheinlichste. Die Sprache muß zwar, meiner vollsten Ueberzeugung nach, als unmittelbar in den Menschen gelegt angesehen werden; denn als Werk seines Verstandes in der Klarheit des Bewußtseins ist sie durchaus unerklärbar. Es hilft nicht, zu ihrer Erfindung Jahrtausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Die Sprache ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloßen sinnlichen Anstoß, sondern als articulirten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muß schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen. Es gibt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als Theil eines Ganzen an. So natürlich die Annahme allmähliger Ausbildung der Sprachen ist, so konnte die Erfindung nur mit Einem Schlage geschehen. Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müßte er schon Mensch sein. So wie man wähnt, daß dies allmählig und stufenweise, gleichsam umzechig geschehen, durch einen Theil mehr erfundener Sprache der Mensch mehr Mensch werden, und durch diese Steigerung wieder mehr Sprache erfinden könne, verkennt man die Untrennbarkeit des menschlichen Bewußtseins und der menschlichen Sprache, und die Natur der Verstandeshandlung, welche zum Begreifen eines einzigen Wortes erfordert wird, aber hernach hinreicht, die Sprache zu fassen. Darum aber darf man sich die Sprache nicht als etwas fertig Gegebenes denken, da sonst ebenso wenig zu begreifen wäre, wie der Mensch die gegebene verstehen und sich ihrer bedienen könnte. Sie geht nothwendig aus ihm selbst hervor und gewiß auch nur nach und nach, aber so, daß ihr Organismus nicht zwar als eine todte Masse im Dunkel der Seele liegt, aber als Gesetz die Functionen der Denkkraft bedingt, und mithin das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und voraussetzt. Wenn sich daher dasjenige, wovon es eigentlich nichts Gleiches im ganzen Gebiete des Denkbaren gibt, mit etwas Anderem vergleichen läßt, so kann man an den Naturinstinct der Thiere erinnern, und die Sprache einen intellectuellen der Vernunft nennen. So wenig sich der Instinct der Thiere aus ihren geistigen Anlagen erklären läßt, ebenso wenig kann man für die Erfindung der Sprachen Rechenschaft geben aus den Begriffen und dem Denkvermögen der rohen und wilden Nationen, welche ihre Schöpfer sind. Ich habe mir daher nie vorstellen können, daß ein sehr consequenter und in seiner Mannigfaltigkeit künstlicher Sprachbau große Gedankenübung voraussetzen, und eine verloren gegangene Bildung beweisen sollte. Aus dem rohesten Naturstande kann eine solche Sprache, die selbst Product der Natur, aber der Natur der menschlichen Vernunft ist, hervorgehen. Consequenz, Gleichförmigkeit, auch bei verwickeltem Bau, ist überall Gepräge der Erzeugnisse der Natur, und die Schwierigkeit, sie hervorzubringen, ist nicht die hauptsächlichste. Die wahre der Spracherfindung liegt nicht sowohl in der Aneinanderreihung und Unterordnung einer Menge sich auf einander beziehender Verhältnisse, als vielmehr in der unergründlichen Tiefe der einfachen Verstandeshandlung, die überhaupt zum Verstehen und Hervorbringen der Sprache auch in einem einzigen ihrer Elemente gehört. Ist dies geschehen, so folgt alles Uebrige von selbst, und es kann nicht erlernt werden, muß ursprünglich im Menschen vorhanden sein. Der Instinct des Menschen aber ist minder ge-

und läßt dem Einflusse der Individualität
Daher kann das Werk des Vernunftin-
ɪu größerer oder geringerer Vollkommen-
leiben, da das Erzeugniß des thierischen
tigere Gleichförmigkeit bewahrt, und es
richt nicht dem Begriffe der Sprache, daß
ı dem Zustande, in welchem sie uns er-
ı, der vollendeten Ausbildung wirklich
wären. Die Erfahrung bei Uebersetzungen
r verschiedenen Sprachen, und bei dem
he der rohesten und ungebildetsten zur
isung in den geheimnißvollsten Lehren
offenbarten Religion zeigt zwar, daß sich,
ich mit großen Verschiedenheiten des Ge-
in jeder jede Ideenreihe ausdrücken läßt.
er ist bloß eine Folge der allgemeinen
ltschaft aller und der Biegsamkeit der Be-
d ihrer Zeichen. Für die Sprachen selbst
n Einfluß auf die Nationen beweist nur,
ı ihnen natürlich hervorgeht; nicht das,
gezwängt werden können, sondern das,
einladen und begeistern.
Den Gründen der Unvollkommenheit eini-
chen mag die historische Prüfung im Ein-
achforschen. Dagegen muß ich hier eine
Frage anknüpfen: ob nämlich irgend eine
zur vollendeten Bildung reif ist, ehe sie
ehrere Mittelzustände und gerade solche
ngen ist, durch welche die ursprüngliche
ungsweise dergestalt gebrochen wird, daß
ingliche Bedeutung der Elemente nicht
llig klar ist? Die merkwürdige Beobach-
aß eine charakteristische Eigenschaft der
prachen Consequenz, der gebildeten Ano-
ı vielen Theilen ihres Baues ist, und auch
Natur der Sache geschöpfte Gründe ma-
s wahrscheinlich. Das durch die ganze
herrschende Princip ist Articulation; der
te Vorzug jeder, feste und leichte Glie-
diese aber setzt einfache und in sich un-
e Elemente voraus. Das Wesen der Spra-
teht darin, die Materie der Erscheinungs-
die Form der Gedanken zu gießen; ihr
Streben ist formal, und da die Wörter
lle der Gegenstände vertreten, so muß
nen, als Materie, eine Form entgegen-
welcher sie unterworfen werden. Nun
ufen die ursprünglichen Sprachen gerade
nge von Bestimmungen in dieselbe Sylben-
und sind sichtbar mangelhaft in der Herr-
er Form. Ihr einfaches Geheimniß, wel-
ı Weg anzeigt, auf welchem man sie, mit
er Vergessenheit unserer Grammatik, im-
erst zu enträthseln versuchen muß, ist,

das in sich Bedeutende unmittelbar aneinander zu reihen. Die Form wird in Gedanken hiezu verstanden, oder durch ein in sich bedeutendes Wort, das man auch als solches nimmt, mithin als Stoff, gegeben. Auf der zweiten großen Stufe des Fortschreitens weicht die stoffartige Bedeutung dem formalen Gebrauch, und es entstehen daraus grammatische Beugungen und Wörter grammatischer, also formaler Bedeutung. Aber die Form wird nur da angedeutet, wo sie durch einen einzelnen, im Sinn der Rede liegenden Umstand, gleichsam materiell, nicht wo sie durch die Ideenverknüpfung formal gefordert wird. Der Plural wird wohl als Vielheit, aber der Singular nicht gerade als Einzelnes, sondern nur als der Begriff überhaupt gedacht, Verbum und Nomen fallen zusammen, wo nicht gerade Person oder Zeit auszudrücken ist; die Grammatik waltet noch nicht in der Sprache, sondern tritt nur im Fall des Bedürfnisses auf. Erst wenn kein Element mehr als formlos gedacht, und der Stoff als Stoff ganz in der Rede besiegt wird, ist die dritte Stufe erstiegen, welche aber insofern, daß auch in jedem Element die Form hörbar angedeutet wäre, kaum die gebildetsten Sprachen erreichen, obgleich darauf erst die Möglichkeit architektonischer Eurhythmie im Periodenbau beruht. Auch ist mir keine bekannt, deren grammatische Formen nicht noch, selbst in ihrer höchsten Vollendung, unverkennbare Spuren der ursprünglichen Sylben-Agglutination an sich trügen. So lange nun auf den früheren Stufen das Wort, als mit seiner Modification zusammengesetzt, nicht als in seiner Einfachheit modificirt erscheint, fehlt es an der leichten Trennbarkeit der Elemente, und wird der Geist durch die Schwerfälligkeit des Bedeutenden, mit der jedes Grundtheilchen auftritt, niedergedrückt, nicht durch Gefühl des Formalen wieder zu formalem Denken angeregt. Der dem Naturstande noch nahestehende Mensch verfolgt auch eine einmal angenommene Vorstellungsweise leicht zu weit, denkt jeden Gegenstand und jede Handlung mit allen ihren Nebenumständen, trägt dies in die Sprache über und wird nachher wieder von ihr, da der lebendige Begriff doch in ihr zum Körper erstarrt, überwältigt. Dies nun auf das wahre Maß zurückzuführen und die Kraft des materiell Bedeutenden zu mindern, ist Kreuzung der Nationen und Sprachen durch einander ein höchst wirksames Mittel. Eine neue Vorstellungsweise gesellt sich zu der bisherigen; die sich vermischenden Stämme kennen gegenseitig nicht die einzelne Zusammensetzung der Wörter ihrer Mundarten, sondern nehmen sie bloß als Formeln im

Ganzen auf, das Unbequemere und Schwerfälligere weicht, bei der Möglichkeit der Wahl, dem Leichteren und Fügsameren, und da Geist und Sprache nicht mehr so einseitig verwachsen sind, so übt jener eine freiere Gewalt über diese aus. Der ursprüngliche Organismus wird allerdings gestört, aber die neu hinzutretende Kraft ist wieder eine organische, und so wird das Gewebe ununterbrochen, nur nach größerem und mannigfaltigerem Plane fortgesetzt. Das anscheinend verwirrte und wilde Durcheinanderziehen der Völkerstämme der Urzeit bereitete also die Blüthe der Rede und des Gesanges in lange darauf folgenden Jahrhunderten vor.

15. Auf die eben berührte Unvollkommenheit einiger Sprachen darf aber hier nicht gesehen werden. Nur durch die Prüfung gleich vollkommener oder doch solcher, deren Unterschied nicht bloß dem Grade nach gemessen werden kann, läßt sich die allgemeine Frage beantworten, wie die Verschiedenheit der Sprachen überhaupt im Verhältniß zur Bildung des Menschengeschlechts anzusehen ist; ob nur als ein zufälliger, das Leben der Nationen begleitender Umstand, der aber mit Geschicklichkeit und Glück benutzt werden kann, oder als ein nothwendiges, sonst durch nichts zu ersetzendes Mittel zur Bearbeitung des Ideengebietes. Denn zu diesem neigen sich alle Sprachen wie convergirende Strahlen, und ihr Verhältniß zu ihm, als ihrem gemeinschaftlichen Inhalt, ist daher der Endpunct unserer Untersuchung. Kann dieser Inhalt von der Sprache unabhängig, oder ihr Ausdruck für ihn gleichgültig gemacht werden, oder sind beide dies schon von selbst, so hat die Ausbildung und das Studium der Verschiedenheit der Sprachen nur eine bedingte und untergeordnete, im entgegengesetzten Falle aber eine unbedingte und entscheidende Wichtigkeit.

16. Am sichersten wird dies beurtheilt an der Vergleichung des einfachen Wortes mit dem einfachen Begriff. Das Wort macht zwar nicht die Sprache aus, aber es ist doch der bedeutendste Theil derselben, nämlich das was in der lebendigen Welt das Individuum. Es ist auch schlechterdings nicht gleichgiltig, ob eine Sprache umschreibt, was eine andere durch Ein Wort ausdrückt, nicht bei grammatischen Formen, da diese bei der Umschreibung gegen den Begriff einer bloßen Form, nicht mehr als modificirte Ideen, sondern als die Modification angebende erscheinen; aber auch nicht in der Bezeichnung der Begriffe. Das Gesetz der Gliederung leidet nothwendig, wenn dasjenige, was sich im Begriff als Einheit darstellt, nicht eben so im Ausdruck erscheint, und die ganze lebendige Wirklichkeit des Wortes als Individuum fällt für den Begriff weg, dem es an einem solchen Ausdrucke fehlt. Dem Verstandesact, welcher die Einheit des Begriffes hervorbringt, entspricht, als sinnliches Zeichen, die des Wortes, und beide müssen einander im Denken durch Rede möglichst nahe begleiten. Denn wie die Stärke der Reflexion Trennung und Individualisirung der Töne durch Articulation hervorbringt, so muß diese wieder trennend und individualisirend auf den Gedankenstoff zurückwirken und es ihm möglich machen, vom Ungeschiedenen ausgehend und zum Ungeschiedenen, der absoluten Einheit, hinstrebend, diesen Weg durch Trennung zurückzulegen.

17. Das Denken ist aber nicht bloß abhängig von der Sprache überhaupt, sondern bis auf einen gewissen Grad auch von jeder einzelnen bestimmten. Man hat zwar die Wörter der verschiedenen Sprachen mit allgemein giltigen Zeichen vertauschen wollen, wie dieselben die Mathematik in den Linien, Zahlen und der Buchstabenrechnung besitzt. Allein es läßt sich damit nur ein kleiner Theil der Masse des Denkbaren erschöpfen, da diese Zeichen, ihrer Natur nach, nur auf solche Begriffe passen, welche durch bloße Construction erzeugt werden können, oder sonst rein durch den Verstand gebildet sind. Wo aber der Stoff innerer Wahrnehmung und Empfindung zu Begriffen gestempelt werden soll, da kommt es auf das individuelle Vorstellungsvermögen des Menschen an, von dem seine Sprache unzertrennlich ist. Alle Versuche, in die Mitte der verschiedenen einzelnen allgemeine Zeichen für das Auge, oder das Ohr zu stellen, sind nur abgekürzte Uebersetzungsmethoden, und es wäre ein thörichter Wahn, sich einzubilden, daß man dadurch, ich sage nicht aus aller Sprache, sondern auch nur aus dem bestimmten und beschränkten Kreise seiner eigenen hinausträte. Es läßt sich zwar allerdings ein solcher Mittelpunct aller Sprachen suchen und wirklich finden, und es ist nothwendig, ihn auch bei dem vergleichenden Sprachstudium, sowohl dem grammatischen als lexikalischen Theile, nicht aus den Augen zu verlieren. Denn in beiden gibt es eine Anzahl von Dingen, welche ganz *a priori* bestimmt und von allen Bedingungen einer besonderen Sprache getrennt werden können. Dagegen gibt es eine weit größere Menge von Begriffen und auch grammatischen Eigenheiten, die so unlösbar in die Individualität ihrer Sprache verwebt sind, daß sie weder am bloßen Faden der inneren Wahrnehmung zwischen allen schwebend erhalten, noch ohne Umänderung

andere übertragen werden können. Ein
eutender Theil des Inhalts jeder Sprache
ier in so unbezweifelter Abhängigkeit von
ihr Ausdruck für ihn nicht mehr gleich-
iben kann.
Das Wort, welches den Begriff erst zu
dividuum der Gedankenwelt macht, fügt
bedeutend von dem Seinigen hinzu, und
ie Idee durch dasselbe Bestimmtheit em-
wird sie zugleich in gewissen Schranken
gehalten. Aus seinem Laute, seiner
ltschaft mit anderen Wörtern ähnlicher
ng, dem meistentheils in ihm zugleich
nen Uebergangsbegriff zu dem neu be-
en Gegenstande, welchem man es aneig-
l seinen Nebenbeziehungen auf die Wahr-
g oder Empfindung, entsteht ein bestimm-
lruck, und indem dieser zur Gewohnheit
ägt er ein neues Moment zur Individuali-
les in sich unbestimmteren, aber auch
Begriffs hinzu. Denn an jedes irgend
ndere Wort knüpfen sich die nach und nach
sselbe angeregten Empfindungen, die ge-
h hervorgebrachten Anschauungen und
ungen, und verschiedene Wörter zusam-
iben sich auch in den Verhältnissen der
leich, in welchen sie einwirken. So wie
t ein Object zur Vorstellung bringt, schlägt
, obschon oft unmerklich, eine zugleich
latur und der des Objects entsprechende
lung an, und die ununterbrochene Gedan-
im Menschen ist von einer eben so un-
chenen Empfindungsfolge begleitet, die
s durch die vorgestellten Objecte, allein
t und dem Grade und der Farbe nach,
ie Natur der Wörter und der Sprache be-
wird. Das Object, dessen Erscheinung
üth immer ein durch die Sprache indivi-
er, stets gleichmäßig wiederkehrender Ein-
egleitet, wird auch in sich auf eine da-
odificirte Art vorgestellt. Im Einzelnen
wenig bemerkbar; aber die Macht der
g im Ganzen liegt in der Gleichmäßigkeit
tändigen Wiederkehr des Eindrucks. Denn
sich der Charakter der Sprache an jeden
k und jede Verbindung von Ausdrücken
erhält die ganze Masse der Vorstellungen
n ihm herrührende Farbe.
Die Sprache ist aber kein freies Erzeugniß
zelnen Menschen, sondern gehört immer
zen Nation an; auch in dieser empfangen
teren Generationen dieselbe von früher da
en Geschlechtern. Dadurch daß sich in
Vorstellungsweise aller Alter, Geschlechte,
Stände, Charakter- und Geistesverschiedenheiten
desselben Völkerstammes, dann durch den Uebergang von Wörtern und Sprachen verschiedener
Nationen, endlich bei zunehmender Gemeinschaft
des ganzen Menschengeschlechts mischt, läutert
und umgestaltet, wird die Sprache der große
Uebergangspunct von der Subjectivität zur Objectivität, von der immer beschränkten Individualität zu Alles zugleich in sich befassendem Dasein.
Erfindung nie vorher vernommener Lautzeichen
läßt sich nur bei dem über alle menschliche Erfahrung hinausgehenden Ursprung der Sprachen
denken. Wo der Mensch irgend bedeutsame Laute
überliefert erhalten hat, bildet er seine Sprache
an sie an, und baut nach der durch sie gegebenen
Analogie seine Mundart aus. Dies liegt in dem
Bedürfniß, sich verständlich zu machen, in dem
durchgängigen Zusammenhange aller Theile und
Elemente jeder Sprache und aller Sprachen unter
einander und in der Einerleiheit des Sprachvermögens. Es ist auch selbst für die grammatische
Spracherklärung wichtig, fest im Auge zu behalten, daß die Stämme, welche die auf uns gekommenen Sprachen bildeten, nicht leicht zu erfinden, aber da, wo sie selbstthätig wirkten, das
von ihnen Vorgefundene zu vertheilen und anzuwenden hatten. Von vielen feinen Nüancen, grammatischen Formen läßt sich nur dadurch Rechenschaft geben. Man würde schwerlich verschiedene
Bezeichnungen für sie erfunden haben; dagegen
war es natürlich, die schon vorhandenen verschiedenen nicht gleichgiltig zu gebrauchen. Die Hauptelemente der Sprache, die Wörter, sind es vorzüglich, die von Nation zu Nation überwandern.
Den grammatischen Formen wird dies schwerer,
da sie, von feinerer intellectueller Natur, mehr
in dem Verstande ihren Sitz haben, als materiell
und sich selbst erklärend an den Lauten haften.
Zwischen den ewig wechselnden Geschlechtern
der Menschen und der Welt der darzustellenden
Objecte stehen daher eine unendliche Anzahl von
Wörtern, die man, wenn sie auch ursprünglich
nach Gesetzen der Freiheit erzeugt sind, und immerfort auf diese Weise gebraucht werden, eben
sowohl, als die Menschen und Objecte, als selbständige, nur geschichtlich erklärbare, nach und
nach durch die vereinte Kraft der Natur, der
Menschen und Ereignisse entstandene Wesen ansehen kann. Ihre Reihe erstreckt sich so weit in
das Dunkel der Vorwelt hinaus, daß sich der Anfang nicht mehr bestimmen läßt; ihre Verzweigung umfaßt das ganze Menschengeschlecht, so
weit je Verbindung unter demselben gewesen ist;
ihr Fortwirken und ihre Forterzeugung könnte

nur dann einen Endpunct finden, wenn alle jetzt lebende Geschlechter vertilgt und alle Fäden der Ueberlieferung auf einmal abgeschnitten würden. Indem nun die Nationen sich dieser, schon vor ihnen vorhandenen Sprachelemente bedienen, indem diese ihre Natur der Darstellung der Objecte beimischen, ist der Ausdruck nicht gleichgiltig und der Begriff nicht von der Sprache unabhängig. Der durch die Sprache bedingte Mensch wirkt aber wieder auf sie zurück, und jede besondere ist daher das Resultat drei verschiedener zusammentreffender Wirkungen, der realen Natur der Objecte, insofern sie den Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, der subjectiven der Nation und der eigenthümlichen der Sprache durch den fremden ihr beigemischten Grundstoff, und durch die Kraft, mit der alles einmal in sie Uebergegangene, wenn auch ursprünglich ganz frei geschaffen, nur in gewissen Grenzen der Analogie Fortbildung erlaubt.

20. Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, daß die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten. Die Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen und unabhängig von ihnen in der Mitte; der Mensch kann sich diesem rein objectiven Gebiet nicht anders, als nach seiner Erkennungs- und Empfindungsweise, also auf einem subjectiven Wege, nähern. Gerade da, wo die Forschung die höchsten und tiefsten Puncte berührt, findet sich der von jeder besonderen Eigenthümlichkeit am leichtesten zu trennende mechanische und logische Verstandesgebrauch am Ende seiner Wirksamkeit, und es tritt ein Verfahren der inneren Wahrnehmung und Schöpfung ein, von dem bloß so viel deutlich wird, daß die objective Wahrheit aus der ganzen Kraft der subjectiven Individualität hervorgeht. Dies ist nur mit und durch Sprache möglich. Die Sprache aber ist, als ein Werk der Nation und der Vorzeit, für den Menschen etwas Fremdes; er ist. dadurch auf der einen Seite gebunden, aber auf der andern durch das von allen früheren Geschlechtern in sie Gelegte bereichert, erkräftigt und angeregt. Indem sie dem Erkennbaren, als subjectiv, entgegensteht, tritt sie dem Menschen, als objectiv, gegenüber. Denn jede ist ein Anklang der allgemeinen Natur des Menschen, und wenn zwar auch der Inbegriff aller zu keiner Zeit ein vollständiger Abdruck der Subjectivität der Menschheit werden kann, nähern sich die Sprachen doch immerfort diesem Ziele. Die Subjectivität der ganzen Menschheit wird aber wieder in sich zu etwas Objectivem. Die ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen der Welt und dem Menschen, auf welcher die Möglichkeit aller Erkenntniß der Wahrheit beruht, wird also auch auf dem Wege der Erscheinung stückweise und fortschreitend wieder gewonnen. Denn immer bleibt das Objective das eigentlich zu Erringende, und wenn der Mensch sich demselben auf der subjectiven Bahn einer eigenthümlichen Sprache naht, so ist sein zweites Bemühen, wieder, und wäre es auch nur durch Vertauschung einer Sprach-Subjectivität mit der andern, das Subjective abzusondern und das Object möglich rein davon auszuscheiden.

21. Vergleicht man in mehreren Sprachen die Ausdrücke für unsinnliche Gegenstände, so wird man nur diejenigen gleichbedeutend finden, die, weil sie rein construirbar sind, nicht mehr und nichts anders enthalten können, als in sie gelegt worden ist. Alle übrigen schneiden das in ihrer Mitte liegende Gebiet, wenn man das durch sie bezeichnete Object so benennen kann, auf verschiedene Weise ein und ab, enthalten weniger und mehr, andere und andere Bestimmungen. Die Ausdrücke sinnlicher Gegenstände sind wohl insofern gleichbedeutend, als bei allen derselbe Gegenstand gedacht wird; aber da sie die bestimmte Art, ihn vorzustellen, ausdrücken, so geht ihre Bedeutung darin gleichfalls auseinander. Denn die Einwirkung der individuellen Ansicht des Gegenstandes auf die Bildung des Wortes bestimmt, so lange sie lebendig bleibt, auch diejenige, wie das Wort den Gegenstand zurückruft. Eine große Menge von Wörtern entspringt aber aus der Verbindung sinnlicher und unsinnlicher Ausdrücke, oder aus der intellectuellen Bearbeitung jener, und alle diese theilen daher das sich nicht so wiederfindende individuelle Gepräge der letzteren, wenn auch das der ersteren sollte im Laufe der Zeit erloschen sein. Denn da die Sprache zugleich Abbild und Zeichen, nicht ganz Product des Eindrucks der Gegenstände, und nicht ganz Erzeugniß der Willkür der Redenden ist, so tragen alle besonderen in jedem ihrer Elemente Spuren der ersteren dieser Eigenschaften, aber die jedesmalige Erkennbarkeit dieser Spuren beruht, außer ihrer eigenen Deutlichkeit, auf der Stimmung des Gemüths, das Wort mehr als Ab-

er als Zeichen nehmen zu wollen. Denn
üth kann, vermöge der Kraft der Ab-
, zu dem letzteren gelangen, es kann
h, indem es alle Pforten seiner Empfäng-
öffnet, die volle Einwirkung des eigen-
en Stoffes der Sprache aufnehmen. Der
kann durch seine Behandlung zu dem
nd dem Andern die Richtung geben, und
rauch eines dichterischen, der Prosa frem-
drucks hat oft keine andere Wirkung, als
üth zu stimmen, ja nicht die Sprache
hen anzusehen, sondern sich ihr in ihrer
Eigenthümlichkeit hinzugeben. Will man
wiefachen Gebrauch der Sprache in Gat-
einander gegenüberstellen, welche ihn
trennen, als er es in der Wirklichkeit
nn, so läßt sich der eine der wissen-
he, der andere der rednerische nennen.
lere ist zugleich der der Geschäfte, der
der des Lebens in seinen natürlichen Ver-
n. Denn der freie Umgang löst die Bande,
die Empfänglichkeit des Gemüths gefesselt
önnten. Der wissenschaftliche Gebrauch,
angenommenen Sinne, ist nur auf die
chaften der reinen Gedanken-Construction,
gewisse Theile und Behandlungsarten der
ngswissenschaften anwendbar; bei jeder
niß, welche die ungetheilten Kräfte der
en fordert, tritt der rednerische ein. Von
rt der Erkenntniß aber fließt gerade auf
igen erst Licht und Wärme über; nur auf
ht das Fortschreiten in allgemeiner geisti-
lung, und eine Nation, welche nicht den
nct der ihrigen in Poesie, Philosophie und
hte, die dieser Erkenntniß angehören, sucht
let, entbehrt bald der wohlthätigen Rück-
der Sprache, weil sie durch ihre eigene
sie nicht mehr mit dem Stoffe nährt, der
r Jugend und Kraft, Glanz und Schönheit
kann. In diesem Gebiete ist der eigent-
tz der Beredsamkeit, wenn man nämlich
r in der weitumfassendsten und nicht ge-
wöhnlichen Bedeutung, die Behandlung
ache insofern versteht, als sie entweder
st wesentlich auf die Darstellung der Ob-
nwirkt, oder absichtlich dazu gebraucht
In dieser letzteren Art kann die Bered-
auch, mit Recht oder Unrecht, in den
chaftlichen und den Geschäftsgebrauch über-
Der wissenschaftliche Gebrauch der Spra-
ß wiederum von dem conventionellen ge-
werden. Beide gehören insofern in Eine
als sie, die eigenthümliche Wirkung der
, als eines selbständigen Stoffes, vertil-
gend, dieselbe nur als Zeichen ansehen wollen. Aber der wissenschaftliche Gebrauch thut dies auf dem Felde, wo es statthaft ist, und bewirkt es, indem er jede Subjectivität von dem Ausdruck abzuschneiden, oder vielmehr das Gemüth ganz objectiv zu stimmen versucht, und der ruhige und vernünftige Geschäftsgebrauch folgt ihm hierin nach; der conventionelle Gebrauch versetzt diese Behandlung der Sprachen auf ein Feld, das der Freiheit der Empfänglichkeit bedürfte, drängt dem Ausdruck eine nach Grad und Farbe bestimmte Subjectivität auf, und versucht es, das Gemüth in die gleiche zu versetzen. So geht er hernach auf das Gebiet des rednerischen über, und bringt entartete Beredsamkeit und Dichtung hervor. Es gibt Nationen, welche, nach der Individualität ihres Charakters, den einen oder andern dieser falschen Wege einschlagen, oder dieser richtigen einseitig verfolgen; es gibt solche, die ihre Sprache mehr oder minder glücklich behandeln; und wenn das Schicksal es fügt, daß ein dem Gemüthe, Ohr und Tone nach vorzugsweise für Rede und Gesang gestimmtes Volk gerade in den entscheidenden Congelationspunct des Organismus einer Mundart eintritt, so entstehen herrliche und durch alle Zeit hin bewunderte Sprachen. Nur durch einen solchen glücklichen Wurf kann man das Hervorgehen der Griechischen erklären.

22. Diesen letzten und wesentlichsten Anwendungen der Sprache kann der ursprüngliche Organismus derselben nicht fremd sein. In ihm liegt der erste Keim zur folgenden Ausbildung, und die beiden im Vorigen geschiedenen Theile des vergleichenden Sprachstudiums finden hier ihre Verbindung. Aus der Erforschung der Grammatik und des Wortvorrathes aller Nationen, soweit Hülfsmittel dazu vorhanden sind, und aus der Prüfung der schriftlichen Denkmale der gebildeten muß die Art und der Grad der Ideenerzeugung, zu welcher die menschlichen Sprachen gelangt sind, und in ihrem Baue der Einfluß ihrer verschiedenen Eigenschaften auf ihre letzte Vollendung zusammenhängend und lichtvoll dargestellt werden.

23. Es ist hier nur meine Absicht gewesen, das Feld der vergleichenden Sprachuntersuchungen im Ganzen zu überschlagen, ihr Ziel festzustellen und zu zeigen, daß, um es zu erreichen, der Ursprung und die Vollendung der Sprachen zusammengenommen werden muß. Nur auf diesem Wege können diese Forschungen dahin führen, die Sprachen immer weniger als willkürliche Zeichen anzusehen und auf eine, tiefer in das geistige Leben eingreifende Weise, in der Eigenthümlichkeit ihres

Baues Hülfsmittel zur Erforschung und Erkennung der Wahrheit, und Bildung der Gesinnung und des Charakters aufzusuchen. Denn wenn in den zu höherer Ausbildung gediehenen Sprachen eigene Weltansichten liegen, so muß es ein Verhältniß dieser nicht nur zu einander, sondern auch zur Totalität aller denkbaren geben. Es ist alsdann mit den Sprachen wie mit den Charakteren der Menschen selbst, oder um einen einfacheren Gegenstand zur Vergleichung zu wählen, wie mit den Götteridealen der bildenden Kunst, in welchen sich Totalität aufsuchen und ein geschlossener Kreis bilden läßt, da jedes das allgemeine, als gleichzeitiger Inbegriff aller Erhabenheiten nicht individualisirbare Ideal von Einer bestimmten Seite darstellt. Daß dies je in irgend einer Gattung der Vorzüge rein vorhanden wäre, darf man allerdings nicht wähnen, und man würde der Wirklichkeit nur Gewalt anthun, wenn man Charakter und Sprachverschiedenheiten historisch so darstellen wollte. Allein die Anlagen und nur nicht rein durchgeführten Richtungen sind vorhanden, und es läßt sich weder bei Menschen und Nationen, noch bei Sprachen eine Charakterbildung (die nicht Unterwerfung der Aeußerungen unter ein Gesetz, sondern Annäherung des Wesens an ein Ideal ist) denken, als wenn man sich auf einer Bahn begriffen ansieht, deren, durch die Vorstellung des Ideals gegebene Richtung bestimmte andere, erst alle Seiten desselben erschöpfende voraussetzt. Der Zustand der Nationen, auf welchem dies in ihren Sprachen Anwendung finden kann, ist der höchste und letzte, zu welchem Verschiedenheit der Völkerstämme führen kann; er setzt verhältnißmäßig große Menschenmassen voraus, weil die Sprachen diese erfordern, um sich zu ihrer Vollendung zu erheben. Ihm zum Grunde liegt der niedrigste, von dem wir ausgiengen, der aus der unvermeidlichen Zerstückelung und Verzweigung des Menschengeschlechts entsteht und dem die Sprachen ihren Ursprung schuldig sind; dieser setzt viele und kleine Menschenmassen voraus, weil das Entstehen der Sprachen in diesen leichter ist, und viele sich mischen und zusammenfließen müssen, wenn reiche und bildsame hervorgehen sollen. In beiden vereinigt sich, was in der ganzen Oekonomie des Menschengeschlechts auf Erden gefunden wird, daß der Ursprung in Naturnothwendigkeit und physischem Bedürfniß liegt, aber in der fortschreitenden Entwickelung beide den höchsten geistigen Zwecken dienen.

---

1. B. Die Schreib- und Lesekunst.

148. Die Schrift.

(*Richard Lepsius*, Paläographie [1834] S. 3—8.)

1. Was Jac. Grimm auf der ersten Seite seiner deutschen Grammatik sagt, daß „das Zerfallen der Runenschrift in grundverwandte, jedoch eigenthümlich gestaltete und nicht wohl aus einander herzuführende Arten, wie bei der Sprache selbst, auf einen weit feineren lebendigeren Organismus und auf ein höheres Alter derselben deute, als man bei der mechanischen Erklärungsweise folgern dürfte, nach welcher man sie theilweiser Aehnlichkeit wegen aus dem lateinischen oder griechischen Alphabet herleiten wolle," wird sich, wie schon so viele seiner auf deutschem Grund und Boden gefundenen Sätze, in immer weiteren Kreisen bestätigen und wie diese Zeugniß ablegen für die wahre Unbefangenheit seiner Forschung.

Wie man schon seit geraumer Zeit wohl den Zusammenhang der verschiedenen Sprachen wahrnahm, aber immer nur die einfache Dimension der Abstammung zu erkennen glaubte, bis die Wissenschaft unserer Zeit sich immer bestimmter dafür entschied, vielmehr ein schwesterliches Verhältniß der uns bekannten Sprachstämme anzunehmen: so hat man auch schon lange die Verwandtschaft der verschiedenen Alphabete wahrgenommen, begnügt sich aber noch immer den bekannten Sagen im strengsten Sinne Glauben zu schenken, daß die Griechen ihre Schrift von den Phöniziern, die Römer und Etrusker von den Griechen, die Osker und Umbrer von den Etruskern, die Gothen und Slaven von Griechen und Römern etc. wie eine Handelswaare erhalten haben. Man läßt sich von dieser Meinung durch die Wahrnehmung nicht abbringen, daß alle Alphabete, die wir kennen, mit einer wunderbaren Genauigkeit die wesentlichen Elemente ihrer Sprache von den unwesentlichen zu scheiden und darzustellen wissen, weil man meistens diese Wahr-

;en noch nicht gemacht hat, sondern
:s wäre nichts leichter, als eine Sprache
grammatischen Laute zu zerlegen und
t gewissen verständlichen Lettern zu be-
. Freilich wird es uns, die wir von Kin-
n an gewöhnt sind, unsere Worte aus
ıen zusammenzubauen, schwer uns vor-
ı, was dem Chinesen sein Wort ohne
taben ist, und wie einem jeden Volke,
noch keine Schrift kennt, seine Worte
ertrennliche Lautcomplexe erscheinen
Es würde sich ohne Zweifel heutzutage
nn verwundern, wenn er die Frage hörte,
nd von wem denn eigentlich die Spra-
funden sein möchte, aber von Erfin-
er Schrift hört man noch oft und in
Ernste reden; ja man betrachtet sie wohl
frühe Vorläuferin der Buchdruckerkunst.
lle Schrift ist aus Bilderschrift hervorge-
wie alle Sprache aus an sich bedeutsa-
pfindungslauten; und da es im Grunde
Act ist, den Baum, das Thier wie der
r oder Chinese aufs Papier und auf den
ı zeichnen, oder wie der Wilde in den
er durch Geste in die Luft zu beschrei-
ist der Schrift in allgemeinster Bedeu-
n jüngeres Alter als der Sprache selbst
sen. Sie schreitet immer wie die Sprache
l ob sie gleich wegen der beschwerliche-
secundären Anwendung immer einen
ıinter ihr zurückbleibt, so ist sie doch
en zu allen Zeiten dasselbe für das Auge,
Sprache fürs Ohr. Nur durch eigne
sche Entwickelung in der Zeit,
urch eine glückliche Entdeckung
n sich so vollkommene Alphabete
Sprachen ausbilden, wie sich nur
gne organische Entwickelung in der Zeit
vollkommene Grammatik für sie bilden
Wir finden bei den Chinesen die Gram-
ıenso unvollkommen wie die Schrift, und
ıus dem Gebrauche der Hieroglyphen
ch der ägyptischen Sprache eine ähnliche
mmenheit wie der chinesischen zuschrei-
ilich wird auch die vollkommenste Spra-
vollkommen den Gedanken und die voll-
ste Schrift nie vollkommen die Sprache
ben können; aber man verkenne nur ihr
Verhältniß nicht und halte die Schrift
gehaltloser und organischem Leben ent-
r als sie wirklich ist.
ll hier keineswegs geleugnet werden, daß
'klich die Schrift eines Volkes ihrem we-
n Theile nach auf ein anderes hätte über-
gehen können; wir sehen ja dasselbe Factum bei den Sprachen selbst, die sich schon öfters über Stämme ganz verschiedener Abkunft verbreitet haben, und besonders finden wir Schriftwanderung gern im Gefolge religiöser Einwirkungen. So hat ja die Einführung des Christenthums fast über ganz Europa die lateinische Schrift verbreitet und aus Ungarn, Böhmen die slavische Schrift, aus dem Norden und Westen die Runenschrift verdrängt; aber je höher wir in der Geschichte zurückgehen, je lebendiger wir noch den sinnlichen Organismus in Schrift und Sprache eines Volkes finden, um so sicherer dürfen wir auch auf einen organischen Ursprung beider schließen. Wenigstens ist es unter so ungewöhnlichen und dem Alterthume gerade entgegengesetzten Verhältnissen, wie das Christenthum die Völker ergriff, weit glaublicher, daß Ulphilas zum erstenmal gothische und Cyrillus slavische Wörter in ihren Bibelübersetzungen in Buchstaben zerlegt und schriftfähig gemacht haben, als daß der fabelhafte Cadmus nach Griechenland oder Evander nach Italien auf gleiche Weise die Schrift gebracht hätten, wodurch, wie eben gesagt, die deutliche Verwandtschaft mit den semitischen Alphabeten keineswegs geleugnet werden soll.

3. Aus der Ueberzeugung, daß die Schrift so gut wie die Sprache ein sinnliches Kleid des Gedankens ist, und folglich wie die Sprache und jeder andere Naturkörper nothwendigen organischen Gesetzen folgt, geht unmittelbar ein zweiter Satz hervor, den ich vor Kurzem in einer Abhandlung über die eugubinischen Tafeln auf die umbrische Schrift, wie ich glaube, nicht ohne Vortheil angewendet habe, und welcher sich auch aus den folgenden Untersuchungen klar herausstellen wird, daß nämlich nie ein Buchstabe geschrieben wurde, der nicht wirklich einmal so ausgesprochen worden wäre, daß aber auch kein Volk ein so unvollkommenes Alphabet hatte, daß es wesentliche Verschiedenheiten der Aussprache nicht bezeichnet hätte.

Man würde mit dieser Ueberzeugung nicht so viel darüber gestritten haben, ob die Griechen *αι* wie *ai* oder *ä* ausgesprochen, sondern nur untersucht haben, wann die Griechen aufhörten, *ai* zu sprechen und es mit *ä* zu vertauschen. Man würde sich weniger gegen die erasmische Aussprache, die jetzt mit Recht wohl meist aufgenommen ist, obgleich sie auch ihre Inconsequenzen hat, gestemmt, und es denen, die sich mit einer Aussprache nicht hätten begnügen wollen, überlassen haben, den Homer erasmisch, das neue

Testament, oder wohl auch Plato und Aristoteles reuchlinisch zu lesen. Je weniger ein Volk litterat ist, desto leichter geht noch die Schrift der Sprache nach. In Rom sprach und schrieb man früher *Romaï*, sprach und schrieb später *Romaë* (mit kurzem nachschlagendem *e*, vergl. Conrad Schneider Gr. Lat. I, 1, p. 50). Hier blieb aber die Schrift stehen; sie war schon zu allgemein und deshalb starr und conventionell geworden; die Sprache gieng weiter, warf *e* weg und lautete *a* zu *è* um. In dem weniger litteraten Mittelalter holte aber auch hierin die Schrift die Sprache ein und man schrieb allgemein *que*, *mense*, *Rome* statt *quae*, *mensae*, *Romae*. In den romanischen Sprachen, im Englischen, Neugriechischen, Neuhochdeutschen (*sch*, *ie* u. a.) liegt die Sache durch Vergleichung mit den früheren Sprachen klar da; ebenso sträubt man sich nicht, zuzugeben, daß in Griechenland *φ* früher wie *π'* ausgesprochen und *ΠΗ* geschrieben wurde, daß man in Athen *ξ* und *ψ* wie *χσ* und *φσ* sprach, weil man es so geschrieben findet; aber ebenso muß man sich auch eingestehen, daß wenn wir einmal die alte Aussprache vorziehen wollen, wir fälschlich *ει* wie *ai*, *ευ* wie *aü*, *ου* wie *u* u. a. aussprechen, und überhaupt zugeben, daß uns die einzelnen Zeichen des Wortes nicht allemal die Aussprache der Zeit, wo es geschrieben wurde, wohl aber die Aussprache früherer Zeit, und zwar derjenigen, wo die Schrift durch häufigeren Gebrauch zuerst anfieng, fest und starr zu werden, mit der strengsten Sicherheit nachweisen und uns so in allen Fällen in der Geschichte der Sprache höher hinauf führen, als das Wort selbst, wie es später gesprochen wurde.

---

2. A. Kunstwissenschaft.

149. Die allgemeinen Formen der griechischen Tempel.

(*Franz Kugler*, Handbuch der Kunstgeschichte [1842] S. 146—150.)

Die architektonischen Denkmäler der griechischen Kunst, im Zeitalter ihrer occidentalisch eigenthümlichen Entwickelung, bestehen vorzugsweise in Göttertempeln, an ihnen bildete sich die architektonische Kunst aus, deren Form sodann auch bei den anderweitigen Bauanlagen, je nachdem diese für eine ideale Gestaltung mehr oder weniger empfänglich waren, in Anwendung gebracht wurden.

Der griechische Tempel ist in seiner ursprünglichen Anlage von sehr einfacher Beschaffenheit; er ist eben nur das Haus des Gottes und besteht in seinen wesentlichen Theilen zunächst nur aus der Celle (durchgehend von viereckiger Grundform), in welcher das Götterbild aufgerichtet ist, und aus einer offnen Vorhalle. Diese Elemente an sich bedingen noch keine höhere Ausbildung der architektonischen Kunst. Aber indem die Vorhalle, wie eben angedeutet, geöffnet war, indem sie somit das Volk gewissermaßen zum Eintritt in das Heiligthum des Innern einladen sollte, mußte sich an ihr auch eine aus freien, gesonderten Theilen bestehende Architektur, sowie ein in die Augen fallender, bedeutungsreicher Schmuck entfalten. Man gab ihrer Schauseite eine freie S ä u l e n s t e l l u n g, man verband damit mannigfache b i l d n e r i s c h e Z i e r d e n. Fast bei allen größeren Anlagen führte man sodann, die todte Wand des Aeußeren zu beleben, diese Säulenstellung und den mit ihr in Verbindung stehenden bildnerischen Schmuck rings um das Tempelhaus herum. So gestaltete sich das Aeußere des griechischen Tempels in lebendiger, organisch gegliederter Weise, so war der höheren künstlerischen Ausbildung ein würdiges Motiv gegeben.

In der Anordnung dieser Säulenhallen ward aber eben so schlicht und naturgemäß verfahren, wie das gegenseitige Verhältniß zwischen den architektonischen und den bildnerischen Theilen mit dem klarsten Gefühle abgewogen. Beide Theile dienen zur gegenseitigen Ergänzung; die Architektur erscheint als Gerüst für das Bildwerk, und das letztere erscheint als die Blüthe, die aus dem Stamme der Architektur emporsproßt. Sie sind aufs Bestimmteste von einander geschieden, aber sie bilden erst in ihrer Vereinigung ein vollendetes Ganze. Das architektonische Gerüst besteht zunächst aus der Reihe der Säulen, die über einem gemeinsamen, aus mehreren Stufen bestehenden Unterbau aufgerichtet sind und in lebendiger Elasticität, in geschlossener Kraft emporstreben, und aus dem Balken des Architravs, der über

ht, die innere Bewegung, die in der Säu-
ausgedrückt ist, abschließt und durch seine
'orm die flache Bedeckung der Halle und
rbindung mit dem eigentlichen Tempel-
ıdeutet. Ueber dem Architrav aber erhebt
ıt unmittelbar, wie sonst durchgehend in
hitekturen der alten Welt, das krönende
sondern hier ist zunächst ein Raum für
nerischen Schmuck angeordnet; dies ist
s, der, zur bestimmten Bezeichnung sei-
leutung, mit seinem griechischen Namen
·äger" (Zophoros) heißt. Ueber dem Bild-
:s Frieses ruht sodann das Kranzgesims,
lauptglied, eine starke, vortretende Platte,
sten Abschluß bildet. An der Schauseite
npels aber und der ihr entsprechenden
e steigt über dem Kranzgesimse noch der
mpor, dessen Gestalt, ein flaches Dreieck,
e Form des Tempeldaches motivirt ist; in
läche ist das bedeutsamste Bildwerk ent-
das wiederum in dem kräftig vortretenden
ˈsimse seinen Abschluß findet. Die Form
›els faßt gewissermaßen die ganze Archi-
er Schauseite zu einem in sich geschlos-
anzen zusammen; seine Endpuncte — der
ınd die äußeren Ecken — sind außerdem
ırch freigebildetes, aufstrebendes Orna-
sgezeichnet, so daß diese letzten Schluß-
les Gebäudes aufs Klarste hervorgehoben

ıch der einfacheren oder reicheren An-
; dieser architektonischen Formen unter-
man verschiedene Gattungen von Tem-
: architektonische Schule der späteren Zeit
sischen Alterthums hat für diese Unter-
die folgende Classification eingeführt.

ɜr Tempel *in antis*, so genannt, wenn
n, d. h. die Stirnseiten der Mauern (hier
enmauern der Vorhalle) bis unter den
ortreten, und (wenigstens in der Regel)
zwischen ihnen stehen. (Daher der ge-
ıe Ausdruck, etwa: »ein Tempel mit zwei
n antis.«)

rostylos, ein Tempel, dessen Vorhalle
ganzen Breite durch eine Säulenstellung
styl) gebildet wird, — an dem somit die
ɪn vor jenen Anten stehen.

mphiprostylos, ein Tempel, der, wie
'orderseite, so auch an der Rückseite ein
Prostyl hat.

eripteros, ein Tempel, der auf allen
on der Säulenstellung umgeben ist. Dabei
ich zu bemerken, dass das Tempelhaus,
von jener Säulenstellung umgeben wird,
gewöhnlich schon an sich in der Weise von einer
der drei vorgenannten Gattungen angelegt ist, daß
somit die Vorder- und die Hinterseite des Peri-
pteros nicht selten eine doppelte Säulenstellung
haben.

5. Pseudoperipteros (falscher Periple-
ros), eine in der griechischen Kunst seltne Abart,
in welcher das Tempelhaus mit Halbsäulen um-
geben erscheint.

6. Dipteros, ein Tempel, welcher mit einer
zwiefachen Säulenstellung umgeben ist.

7. Pseudodipteros (falscher Dipteros),
eine ebenfalls seltne Abart, in welcher der Tem-
pel zwar nur mit Einer Säulenstellung umgeben
ist, aber in demjenigen Abstande der Säulen von
dem Tempelhause, welcher dem Abstande der
äußeren Säulenstellung des Dipteros entspricht.

Ferner pflegt man die Tempel, jenen Schulre-
geln gemäß, nach der Zahl der Säulen an der
Vorderseite des Tempels (die immer, da der Ein-
gang in der Mitte liegt, eine gerade Zahl sein
muß) zu bezeichnen, und zwar als: tetrastylos
(viersäulig), hexastylos (sechssäulig), octastylos
(achtsäulig), dekastylos (zehnsäulig), dodekasty-
los (zwölfsäulig). Die Zahl der Säulen an der
Langseite der Peripteral-Tempel ist dabei unbe-
stimmt; häufig, obgleich keineswegs als Regel,
findet es sich, daß diese Zahl eins mehr als das
Doppelte der Zahl der Säulen an der Vorderseite
beträgt, — im Allgemeinen kann man jedoch nur
sagen, daß ein längliches Verhältniß und eine
ungerade Zahl der Säulen an der Langseite vor-
gezogen wurde. — Eine andre Schulbezeichnung
ist die nach der geringern oder größern Breite des
Zwischenraumes zwischen je zwei Säulen, als:
pyknostylos (engsäulig), systylos (nahsäulig), eu-
stylos (schönsäulig), diastylos (weitsäulig), aräo-
stylos (fernsäulig). Doch sind diese Unterschei-
dungen einseitig, indem überall die Breite jener
Zwischenweiten mit den anderweitigen Verhältnis-
sen der architektonischen Theile zu einander in
unmittelbarer Verbindung steht. Ganz unzuläßig
aber ist es, sie, wie es in der spätern classischen
Schule eingeführt war, nach bestimmten Maßen
unterscheiden zu wollen, da die erhaltenen Mo-
numente der griechischen Kunst hierin, wie in
allen übrigen Verhältnissen, sehr mannigfaltige
Variationen zeigen; auch ist zu bemerken, daß
die letzten der eben angeführten Gattungen gar
nicht der griechischen Architektur angehören.

Was das Innere der Tempelanlagen anbetrifft,
so besteht das eigentliche Tempelhaus, wie be-
merkt, zunächst aus der eigentlichen Cella (dem
Naos), die bei den gewöhnlichen Anlagen stets

ohne Fenster war, und aus der Vorhalle (dem Pronaos); eine große Thür verband beide Räume. Zuweilen kommen Doppeltempel mit zwei Cellen vor. Bei einzelnen Tempeln, namentlich bei solchen, die mysteriösen Culten angehören, finden sich besondere Sanctuarien; bei andern kommt ein abgeschlossenes Hinterhaus (Opisthodom, zumeist wohl als Schatzkammer dienend) hinter der Cella, doch mit dieser gemeinschaftlich in dieselben Seitenmauern eingeschlossen, vor. Bei dem Amphiprostylos (wo dieser für sich besteht oder wo er durch eine äußere Säulen-Umgebung zum Peripteros wird) bildet sich insgemein an der Rückseite eine dem Pronaos entsprechende Halle (Posticum). — Auf ganz eigenthümliche Weise gestaltet sich das Innere des griechischen Tempels bei solchen Anlagen, die eine größere Ausdehnung hatten und, wie es scheint, zur Aufnahme einer größeren Menschenmenge bestimmt waren, während für gewöhnlich bei den heiligen Handlungen die Menge außerhalb des Tempels, in dem geweihten Raume, der denselben umgab, verharrte. Hier dehnte sich nämlich die Cella zum offnen Hofraume aus, der sodann wiederum in der Weise der äußeren Architektur behandelt ward: mit Säulenreihen vor den Wänden, oft mit zweien über einander, von denen die oberen eine Gallerie bildeten, oder mit vorspringenden Wandpfeilern, von denen mehr oder weniger tiefe Nischen eingeschlossen waren. Diese Tempelanlage wird mit dem Namen Hypäthros („unter freiem Himmel") bezeichnet.

---

150. Der Parthenon; die Propyläen.

(*Carl Schnaase*, Geschichte der bildenden Künste II. [1843] S. 236—237; 239—244.)

Der Styl dieser Bauten des perikleischen Zeitalters ist meistens noch der dorische. Ihn finden wir am Parthenon, an den Propyläen der Burg, am Theseustempel, in den anderen Tempeln des attischen Gebiets. Nur der Tempel des Erechtheus und ein kleiner Tempel am Ilissus, dessen Gottheit wir nicht wissen, sind im ionischen Style errichtet; größere Bauten im korinthischen Style kannte diese Zeit noch nicht. Aber der Dorismus hatte sich von den kurzen, gedrungenen Formen und den harten Gegensätzen, welche die Architektur der früheren Perioden bezeichnet, frei gemacht, und entzückt durch die Anmuth seiner schlankeren und leichteren Verhältnisse, ohne den vorherrschenden Charakter der Majestät zu verlieren. Schon in der vorigen Periode hatte sich dieser Styl in seinen wesentlichen Verhältnissen entwickelt. Nur der letzte Hauch der Vollendung fehlte ihm noch und wurde ihm jetzt zu Theil.

Vor Allem verdient der Tempel der Athene Parthenos diesen hohen Ruhm, und selbst seine Ruinen erregen noch immer einen wunderbaren Enthusiasmus, und geben das Bild des reinsten Ebenmaßes. Die Anordnung des Ganzen ist, wie an dem größeren Tempel von Pästum und anderen ähnlichen Bauten der vorigen Periode, die des Peripteros Hypaithros, nur in größeren Verhältnissen. Auf einem Unterbau von drei Marmorstufen umschloß ein einfacher Peristyl von acht Säulen in der Fronte und siebzehn an den Seiten die Cella. Innerhalb dieser äußeren Säulenhalle befand sich an jedem Ende noch eine zweite Reihe von sechs etwas kleineren Säulen, die eine Art von Vorhalle bildeten, durch welche man zu den Thüren des Tempels und des Hinterhauses gelangte. Das Innere der Cella war durch eine Zwischenmauer in zwei ungleich große Räume getheilt, von denen der kleinere westliche die Schatzkammer, der größere den eigentlichen Tempel bildete, jener von einer durch innere Säulen getragenen Decke bedeckt, dieser wahrscheinlich oben geöffnet (hypaithros). Die Säulen des Peristyls standen in einer Entfernung, welche die Dicke des Säulenstammes nicht viel überstieg, aber ihre Höhe war im Verhältniß zu ihrem unteren Durchmesser bedeutend größer wie bisher, und die Verjüngung, obschon bei unmittelbarer Vergleichung des oberen mit dem unteren Durchmesser ziemlich dieselbe, erschien daher wegen der größeren Höhe minder schroff, die ganze Säule zeigte sich schlanker und anmuthiger, gleichsam leicht tragend, nicht mehr wie von schwerer Last gewaltsam gedrückt. Die Canneluren der Säulenstämme waren dieselben geblieben, die Formen der Capitäle, des Gebälkes im Wesentlichen beibehalten, aber weniger mächtig und ausladend; der Wulst des Capitäls zeigte nicht mehr die gebogen vortretende, dem schweren Druck entsprechende Linie, sondern war gradlinig gehalten und

r der Platte ein wenig eingezogen. Am
befanden sich Kränze von Metall über
ten: die Metopen des Frieses waren mit
ien Darstellungen der Giganten- und Cy-
impfe geschmückt. Innerhalb der Säulen-
der Außenseite der Cellenwand lief unter
e ein Fries umher, auf dem, ohne wei-
itektonische Verzierung, die Feier der
aeu, des großen Minervenfestes, in be-
würdig schöner Darstellung gemeißelt
Giebel endlich waren noch sehr niedrig
nach Bröndsteds schönem Vergleiche
ruhig fortglühende Flamme sich mäßig
In Innern derselben standen Statuen-
an die Giebelform sich anschließend,
tlichen oder vorderen Seite des Tem-
Geburt der Pallas, auf der westlichen
kampf mit Poseidon um die Schutz-
von Attika darstellend. Von dieser ist
mehr erhalten, bei jener würden wir
stand aus den geringen Ueberresten
nen, wenn nicht Nachrichten darüber
kommen wären. Das Material des gan-
ies war der schöne pentelische Mar-
noch waren sowohl das Bildwerk an
, Waffen und Schmuck, als die klei-
tektonischen Theile mit entsprechenden
n bemalt und vergoldet. Die höchste
rlich dem Tempel endlich das von Gold
nbein gearbeitete Standbild der Göttin,
Meisterwerke des Phidias, nur von ihm
seinem olympischen Jupiter übertroffen.
meister des Tempels sind uns genannt,
und Kallikrates; jener hatte auch
inschaft mit Karpion eine Schrift über
aufgesetzt.....
ittelbar nach der Vollendung des Par-
wurde der Bau der Propyläen begon-
ter der Leitung eines anderen Meisters
n Künstlern so reichen Zeit, des Mnesikles.
abe war hier eine ganz andere, als bei
bäuden, mit denen man sich bisher be-
hatte, und nahm eine freiere Erfindung
ruch. Für den Tempel war der einfache
edanke gegeben, Bedürfniß und Sitte er-
n das von allen Seiten zugängliche und
liche Säulenhaus; es kam daher nur darauf
Verhältnisse zu erweitern und zu mil-
nd in dieser gewiesenen Richtung bewegte
e Kunst gemessenen Schrittes vorwärts.
verhielt es sich hier. Die Akropolis, ein
Felsen in der Mitte der Stadt, war durch
age geeignet, den haltbarsten, bei feind-
Ueberfällen sichersten Punct derselben zu
bilden: auf dieser Höhe waren daher die wich-
tigsten Heiligthümer und in ihnen die Schätze
des Staates. Zu ihrem Schutze mußte denn der
Fels in seiner natürlichen Unangreifbarkeit durch
hohe, starke Mauern befestigt werden, in welche
nur ein Zugang hineinführte. Diesen zu schmücken,
durch ein Gebäude, welches dem steilen Aufgange
angemessen war, das, von der Stadt her gesehen
und bei den Festzügen zu den obengelegenen Tem-
peln, einen prächtigen, würdevollen Anblick ge-
währte, das aber auch bei der Vertheidigung der
Burg in Kriegsfällen dienlich sein konnte, dies
war die Aufgabe, welche Mnesikles zu lösen hatte.
Er löste sie so glücklich, daß selbst die Athener
sein Werk vor allen bewunderten, daß bei dem
späteren Bau des großen Tempels von Eleusis es
fast ganz nachgeahmt wurde, daß Epaminondas
zur Zeit des höchsten Ruhmes von Theben damit
umgegangen sein soll, es auf die Burg des Kad-
mos zu versetzen, und daß noch Pausanias, der
oft erwähnte Reisende der späteren Kaiserzeit,
versichert, daß selbst jene schöne Kunstepoche
nichts Herrlicheres hervorgebracht habe. Das
Gebäude der Propyläen bestand aus vier ver-
schiedenen mit einander verbundenen Theilen,
dem nach der Stadt zugewendeten Hauptthore,
dem entgegengesetzten etwas höher gelegenen,
nach dem Innern der Burg gerichteten Thore,
und zwei kleineren Flügelgebäuden. Wenn man von
unten her zur Akropolis hinaufstieg, gelangte man
auf einer breiten Treppe zu einem flachen, vier-
eckigen Raume, dessen gegenüberstehende Seite
durch das Hauptthor, eine sechssäulige, durch
einen Giebel gekrönte Halle, begrenzt wurde.
Neben demselben, im rechten Winkel, und also
die beiden anderen Seiten eines Vierecks bezeich-
nend, lagen die beiden Flügelgebäude, in der
Form kleinerer Tempel, s. g. Antentempel, die
bloß am Eingange zwischen den Seitenwänden
eine Säulenhalle, und zwar von drei kleineren
Säulen, hatten. Das eine dieser beiden Gebäude
war der Tempel der Victoria, und zwar der un-
geflügelten (*Nike apteros*), welche die Burg der
Athener nicht wieder verlassen sollte. Das an-
dere enthielt, ohne so heilige Bestimmung, Ge-
mälde des berühmten Malers Polygnotos und diente
wohl als ein Versammlungsort oder Ruhepunct,
wie auch vor anderen wichtigen Heiligthümern
ähnliche Hallen sich befanden. Diese Hallen, in-
dem sie, bevor man das Innere des Thores be-
trat, den Zugang schon in feste architektonische
Grenzen einschlossen, indem sie zugleich durch
ihre geringere Höhe auf die größere des Thores
selbst vorbereiteten und einen vortheilhaften Maß-

stab für dieselbe gewährten, verliehen der Anlage eine höhere Würde. Zugleich dienten sie dazu, der offenen Säulenhalle des Thores, die nicht wie bei den Tempeln eine Fortsetzung auf den dahintergelegenen Seiten hatte, einen Abschluß zu geben. Von der Plattform, die wir beschrieben, gelangte man nun auf drei Stufen in das Innere der Propyläen. Von den fünf Durchgängen zwischen den sechs Säulen der Fronte war der mittlere bedeutend weiter, drittbalb Säulendicken gleich, ohne Zweifel, um Raum zur Durchführung der Wagen, die bei den Festen von den oben gelegenen Tempeln zur Stadt gezogen wurden, zu verschaffen. Dieser Eingang führte in eine bedeckte Halle von bedeutender Tiefe. Der erste und längere Theil dieser bedeckten Halle wurde von zwei Reihen schlankerer Säulen getragen, so daß auf jeder Seite des mittleren Durchganges drei Säulen hintereinander standen, durch welche also dieser Theil des Gebäudes in drei Schiffe oder Gänge getheilt war, von denen die beiden äußeren eine um etwas größere Breite hatten, als der mittlere. Diese Säulen waren, merkwürdig genug, nicht dorischen, sondern ionischen Styls. Diese Verbindung verschiedener Säulen war aus einer leicht ersichtlichen Rücksicht auf die zweckmäßige Anordnung des Ganzen gewählt. Der Architrav der ionischen Säulen liegt nämlich höher als der der äußeren dorischen Säulen, und zwar so, daß er auf diesem aufliegt, also die Höhe des Frieses einnimmt. Wollte man diese größere innere Höhe erlangen und dennoch die inneren Balken durch dorische Säulen stützen, so mußte man entweder diese stärker machen als die äußeren, was ohne Zweifel unschön gewesen wäre, oder von dem hergebrachten schönen Verhältnisse der Höhe zum Durchmesser des Stammes abweichen. Diesem Uebelstande entgieng man durch die Anwendung ionischer Säulen. Denn da diese, ihrer Gattung gemäß, schlanker gehalten werden mußten, so erreichten sie eine Höhe, welche der der äußeren dorischen Säulen und des Architravs gleichkam. Auf ihnen ruhten sodann lange, mächtige Marmorbalken in der Längenrichtung des Gebäudes, in welche kleinere Querbalken über jedem der drei Schiffe eingriffen, zwischen denen das oberste Deckenwerk mit cassettenartiger Verzierung sichtbar war. Die Schönheit dieser Decke wurde bei den Alten selbst als unübertroffen gepriesen. Außer diesem Vortheile, welchen die größere Höhe der ionischen Säule gewährte, entsprach diese auch durch ihre zarten Verhältnisse einem Innern, dessen Aeußeres durch die kräftige dorische Säule repräsentirt war. Dieser dreischiffige Gang war nach der Burg zu durch eine Wand begrenzt, in welcher sich aber fünf Eingänge, das eigentliche Thor, befanden, der größte in der Mitte, die beiden äußeren an Breite und Höhe abnehmend, alle fünf von bronzenen Thüren geschlossen; mehrere Stufen führten zu diesen Thoren hinauf. Hindurchgeschritten durch dieselben kam man nun in die letzte Halle, welche die Fronte nach dem Innern der Burg bildete, ganz wie der erste Eingang nach der Stadt zu, und diesem in Säulen und Giebel völlig gleich war, nur, weil sie auf höherem Boden ruhete, auch mit ihrem Dach über das Vorgebäude hinüberragte. Man kann schon nach der Beschreibung das Harmonische und Sinnreiche dieser Anordnung nicht verkennen. Das eigentliche, verschließbare Thor lag in der Mitte des bedeckten Raumes, der also im Ganzen das Thorgebäude bildete, und auf beiden Seiten, sowohl nach der Stadt wie nach der Burg zu, Säulenhallen als Façaden und Vorthore zeigte. Eine Einrichtung, die sowohl der Sicherheit als der Würde des Zuganges eines so wichtigen und heilig gehaltenen Raumes entsprach. Diese Vorhalle war aber auf der Stadtseite durch den dazwischenliegenden, von den ionischen Säulen getragenen Gang bedeutend tiefer als auf der Burgseite. Mit Recht, weil es dem langsameren Schritt des Aufwärtssteigenden entsprach, und besonders weil die ehrfurchtsvolle Hemmung des Festzuges, der sich den oberen Tempeln näherte, darin ihren Ausdruck fand. Endlich unterschied sich dann die vordere oder äußere Vorhalle durch die beiden Seitengebäude, mit denen sie wie mit geöffneten Armen den Herannahenden empfieng; eine Anordnung, welche bei der anderen, nach der Burg zugewendeten Vorhalle nicht angemessen gewesen wäre, weil sie den Abwärtssteigenden, von der Heiligkeit des Ortes befriedigt Heimkehrenden entlassen und nur jener äußeren Halle zuführen mußte. Bei aller architektonischen Pracht und Schönheit waren übrigens die Propyläen selbst, so viel wir wissen, mit Bildwerk nicht geschmückt; dies blieb den Tempeln vorbehalten. Nur auf dem Vorplatze vor dem Thore standen Reiterstatuen.

151. Deutsche Baukunst im Mittelalter.

(*C. L. Stieglitz*, Geschichte der Baukunst [1827] S. 308—309; 326—328; 383—385.)

ıg der Baukunst im Mittelalter. —
wir den Gang, den die Kunst im Mittelalter
urz zusammen, so finden wir, daß in den er-
rhunderten im römisch-byzantinischen Style
wurde, der in Italien, Deutschland, Frank-
England und anderen Ländern der herr-
war. Wurde aber nach einiger Zeit diese
Bauart, die flachen Dächer, die Halb-
gen, in den nördlichen Ländern als fremd,
ma nicht angemessen, anerkannt, und ver-
man die flachen Dächer mit hohen Gie-
behielt man doch eine geraume Zeit hin-
ındere südliche Formen größtentheils bei.
idersprechende einer solchen Vereinigung
r und nördlicher Formen konnte aber nicht
efallen; es kam die Zeit, wo man alles
verbannte; es wurde der Spitzbogen dem
isbogen vorgezogen; Alles wurde hoch-
der gebildet, leichter in der Construction,
f solche Weise aus der südlichen Bauart
ud nach eine nördliche geschaffen. Eine
Klima vollkommen angemessene, und in
heilen übereinstimmende Bauart entstand
ıt in Deutschland; sie gieng aber fast zu
Zeit auch in andere Länder über, wo ihr
noch immer südliche Formen beigemischt
.

meisten und schönsten Bauwerke nach by-
cher Bauart in Deutschland entstanden in
ten Kaiser Heinrichs des Zweiten und der
taufen. Vom dreizehnten Jahrhundert an
en allmählig die deutschen Eigenthümlich-
lie Oberhand; der Charakter der deutschen
wurde fest bestimmt; aber einfach, ohne
ierden, in ihrer ersten Reinheit zeigten
Formen, und es bildete sich der schöne
Bald gieng man jedoch weiter. Schon in
ten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts
diese Formen durch reiche Zierden ver-
t, und es war vornehmlich der Münster
burg im Breisgau, der Vorbau des Mün-
n Straßburg, und der Dom zu Cöln, bei
Bau die deutsche Kunst ihre Ausbildung
und der reiche Styl sich erhob. Jetzt und
ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts
sie in ihrer schönsten Blüthe. Aber schon
zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts fieng
von ihrer Höhe herabzusinken, und das
wurde durch das Gekünstelte, Uebertrie-
ıft Gespielte verdrängt, was im fünfzehnten
Jahrhunderte noch zunahm. Denselben Gang ver-
folgte die deutsche Kunst auch in andern Ländern.

Hat man der Kunst des dreizehnten Jahrhun-
derts nicht immer die Achtung geschenkt, die ihr
gebührt, so hat dazu das Ansehen gewirkt, wel-
ches die antike Kunst gewann. Beide sind jedoch
auf keine Weise neben einander zu stellen, und
beide haben besondere, einander widersprechende
Eigenthümlichkeiten. Dem Schönen ist die
Kunst der Griechen geweiht, und sie ist die Quelle
alles Schönen; dem Geistigen die Kunst der
Deutschen, die vom Sinnlichen zum Geistigen
sich erhob.

Der Spitzbogen. — Ueber die Entstehung
des Spitzbogens herrschen sehr verschiedene Mei-
nungen, die aber leere Hypothesen bleiben. Man
leitet ihn bald aus den Wäldern ab von den sich
durchkreuzenden Baumästen, bald aus der Con-
struction der Schäferlauben, bald von der pyra-
midalischen Gestalt und dem gleichseitigen Drei-
ecke. Einige lassen ihn aus der Reihe sich durch-
kreuzender, halbkreisrunder Bogen entstehen, zu-
weilen als Verzierung gebraucht, wo die Durch-
kreuzungen die spitzbogige Gestalt geben. Auch
wird er aus der Construction des Kreuzgewölbes
abgeleitet, und aus der Form des elliptisch über-
hobenen Bogens, den man, wegen seiner Unbe-
stimmtheit, vermeiden wollte, und ihn deshalb
zuspitzte.

Alle diese Muthmaßungen sind der Geschichte
der Kunst zuwider, und die Einführung des Spitz-
bogens darf nicht so weit gesucht werden; sie
liegt vielmehr ganz nahe und erscheint einfach.
Er wurde nicht von äußern Dingen entlehnt, son-
dern die Geometrie führte auf ihn, und aus Er-
kenntniß seiner innern Wichtigkeit wurde er auf-
genommen. Daß er schon in frühern Zeiten nicht
unbekannt war als geometrische Form und Figur,
ist sehr wahrscheinlich; aber bei Bauwerken wurde
er nicht angewendet. Die Griechen waren in der
Kunst zu wölben noch weit zurück, auch würde
der Spitzbogen weder mit dem Horizontalen, das
in der griechischen Kunst vorherrscht, noch mit
den leichtfaßlichen Verhältnissen übereinstimmend
gewesen sein, welche die griechische Zartheit ver-
langt. Die Römer, obgleich geschickter im Wöl-
ben, ahmten in Allem griechische Formen nach,
und bedienten sich daher nur des Halbkreisbogens.

Die Byzantiner waren, wie wir bereits be-
merkten, die Ersten, die bei den Bauwerken auf

den Spitzbogen Rücksicht nahmen. Den Deutschen aber war es vorbehalten, den Spitzbogen häufiger anzuwenden, als es vorher in Italien geschehen war, und seine Construction auszubilden.

Im Anfange wurde er in Deutschland gewöhnlich nur zu Bogen bei Thüren und Fenstern gebraucht, nicht zu Gewölben. Zuweilen wurde in den Kirchen den Scheidbogen die zugespitzte Form gegeben, indeß dazwischen gewöhnliche Kreuzgewölbe stehen.

Man fand jedoch bald, daß der Spitzbogen mit den in Deutschland gewöhnlichen, vom Klima bedingten hohen Dächern und Giebeln in Uebereinstimmung stehe, und überhaupt mit der hochstrebenden Form besser harmonire, als der Rundbogen. Hierdurch wurden die deutschen Künstler auch auf die Vortheile des Spitzbogens aufmerksam, wie er den Bau erleichtere, geringern Widerstand bedürfe, als der Halbkreisbogen, und weniger Druck auf die Widerlager ausübe, als dieser Bogen. Daher wurde er nun auch zu Gewölben benutzt, wodurch man den Vortheil erlangte, die Umfassungsmauern schwächer machen zu können, auf welche Weise das leichte Ansehen, das man dem Ganzen zu geben beabsichtigte, noch mehr gewann.

Die Verringerung der Mauerstärke und der Widerlager wurde auch durch die Construction der Gewölbe befördert. Es wurden die Gradbogen, oder Reihungen, aus Werkstücken nach dem Steinschnitte auf das Sorgfältigste gearbeitet, und sie trugen durch ihre Spannung sich selbst. Sie bedurften auf diese Weise geringen Widerstand, und machten das eigentliche Gewölbe aus, da die Kappen, oder Zwischenmauern, nur schwach mit einer Lage von Ziegeln ausgesetzt wurden, indeß die sonstigen Tonnengewölbe und andere halbkreisrunde Gewölbe, aus Quadern gearbeitet, oder aus mehreren Lagen von Ziegeln verbunden, dicke, starke Widerlager nöthig hatten.

Münster zu Freiburg. — Als eines der ersten Werke der deutschen Baukunst, das durch seine Construction und durch seine Vollendung sich auszeichnet, ist unser Lieben Frauen Münster zu Freiburg im Breisgau zu rühmen. In früheren Zeiten, ungefähr um das Jahr 1122, vom Herzoge Conrad von Zähringen gegründet, wurden damals der alte Chor und die Kreuzvorlagen gebaut. Von diesem Baue sind die Kreuzvorlagen übrig, sowie die unteren Stockwerke der hier befindlichen kleinen Thürme davon zeugen, und auch im Innern die kleinen, niedrigen Säulen im Schiffe, zunächst am Chore, sich von ihm herschreiben. Nachher trat Graf Conrad der Erste von Freiburg auf, welcher den Münsterbau fortsetzte. Es war im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, als das Langhaus ins Werk gestellt wurde, das im Jahre 1272 seine Vollendung erhielt, binnen welcher Zeit auch der vordere Thurm sich erhob. Dieser Thurm scheint daher der erste seiner Art zu sein, mit durchbrochenem Helme; denn sollten auch die Meister des Doms zu Cöln eher auf die Idee gekommen sein, die Helme der Thürme ihres Werkes zu durchbrechen, so stand doch der Thurm des Münsters zu Freiburg früher vollendet, als zu jenen Thürmen, die nie ihre Vollendung erreichten, der Grund gelegt war.

Hatten nun zwei Fürsten bei der Erbauung des Münsters zu Freiburg gewirkt, Herzog Conrad von Zähringen und Graf Conrad der Erste von Freiburg, jener ihn gegründet, dieser ihn vollendet, so waren doch auch die Bürger der Stadt dabei nicht unthätig. Sie beförderten den Bau durch viele Beiträge und freiwillige Opfer, Zeugen des Gemeingeistes jener Zeit, damit das Unternehmen glücklich von Statten gehe. So sah man das Werk in seinem Glanze, aber man fühlte, daß dem prachtvollen Baue des vorderen Theils der alte, einfache Chor nicht entsprach. Da beschloß die Bürgerschaft, einen neuen Chor zu bauen, wozu, nach einer Inschrift am Chore, im Jahre 1354 der erste Stein gelegt wurde. Der Bau gieng langsam von Statten, aber vom Jahre 1471 an wurde mit neuer Thätigkeit gearbeitet, und der Chor im Jahre 1513 eingeweiht. Der Werkmeister desselben war Hans Niesenberger von Graiz, mit dem der Rath zu Freiburg einen Vertrag eingieng, und eine Verdingungsurkunde aufstellte, die sich erhalten hat.

Wenigen Bauwerken der Kunst ist ein so zartes Verhältniß aller Theile und eine so schöne Vollendung eigen, als dem Münster zu Freiburg. Ausgezeichnet ist die vordere Ansicht, mit der geräumlichen, vor der Hauptpforte liegenden, zierlich ausgeschmückten Halle, über welcher der Unterbau sich emporhebt, der den Thurm trägt, und wo man zu beiden Seiten die Strebepfeiler des Langhauses erblickt, mit ihren gegen die Umfassungsmauer des Schiffes gespannten Strebebogen, dann entfernter die kleineren, zunächst am Chore stehenden Thürme gewahr wird. Ausgezeichnet ist die äußere Ansicht des Chores, mit verzierten Strebepfeilern und leicht gearbeiteten, bogenartigen Streben. Vor Allem prangt der vordere Thurm, über dem Haupteingange sich erhebend, dessen schöne Formen, bei dem gefälligen Uebergange aus dem Viereck in das Achteck, dessen zarte Bearbeitung, dessen zierlich durch-

er Helm, ihn als das Vollendetste seiner
ennen läßt.
t weniger anziehend ist das Innere des
s zu Freiburg. Zwölf Pfeiler, sechs zu
ite, mit schlanken Säulen besetzt, und
Seite gegen das Schiff mit einem Stand-
ragen das Gewölbe. Durch sie hindurch
n dem hohen Chore, der, von beträcht-
änge, so breit als das Schiff, dreiseitig
Sechseck geschlossen ist, umgeben von
ngen mit sechsseitigem Schlusse aus dem
. In dem äußeren Gange sind zwölf Capellen angelegt, drei auf jeder Seite des Chores, sechs im Schlusse desselben. In dem Chore hat der alte, hohe Altar sich erhalten, geschmückt mit einem trefflichen Gemälde von Baldung Grün, die Krönung der Maria vorstellend, gemalt um das Jahr 1512. Einige der Capellen in dem äußeren Gange des Chores zeigen nicht weniger schöne Gemälde und reiches Schnitzwerk. Alles dieses, sowie die Glasgemälde der Fenster, die Capellen im Langhause, und viele alte Denkmäler verkünden die Meisterschaft der deutschen Künstler in jedem Zweige der bildenden Kunst.

152. Die Gruppe des Laokoon im Belvedere.

(*J. J. Winckelmann*, Geschichte der Kunst [1764]; Werke VI. 1. [1815] S. 101—106.)

gütige Schicksal aber, welches auch über
ste bei ihrer Vertilgung noch gewachet,
Welt zum Wunder nach dem Verluste
ihligen Werken der Kunst aus dieser Zeit
hsten Blüthe derselben das schätzbarste
zum Beweis von der Wahrheit der Ge-
, von der Herrlichkeit so vieler vernichteten
tücke in der Statue des Laokoon erhalten,
Künstler derselben zu den Zeiten Alexan-
Großen gelebt haben, welches wir jedoch
reisen können; die Vollkommenheit dieser
ber macht es wahrscheinlich. Denn Pli-
dieselbe als ein Werk an, welches allen
sowohl der Malerei als der Bildhauerei
en werden müsse. Die Künstler derselben
sander, Polydorus und Athenodorus aus
von welchen der dritte der Sohn des
ar, und vermuthlich auch der zweite;
Athenodorus aus Rhodus ein Sohn des
r gewesen, beweiset die Inschrift der
er Statue in der Villa Albani, und die
s Laokoon machet wahrscheinlich, daß
ydorus ein Sohn des Agesander gewesen
widrigenfalls sich nicht begreifen läßt,
drei Künstler, ich will nicht sagen, in
it an einer und eben derselben Statue
önnen, sondern wie sie sich verglichen,
on, der Vater, eine weit wichtigere und
ere Figur ist, als die beiden Söhne des
Agesander wird folglich den Vater aus-
t haben, und seine beiden Söhne die Fi-
r Söhne des Laokoon.
tatue des Laokoon stand ehemals in dem
s Kaisers Titus, und eben daselbst (nicht aber, wie Nardini und andere vorgeben, in den sogenannten sieben Sälen, als den Wasserbehältern zu den Bädern) wurde sie entdecket in dem Gewölbe eines Saales, der ein Theil der Bäder dieses Kaisers gewesen zu sein scheint, aber durch eben diese Entdeckung uns den eigentlichen Ort des kaiserlichen Hauses zeiget, als welches mit den Bädern vereiniget war. Hier stand Laokoon in einer großen Nische an dem Ende des gedachten ausgemalten Saales, von dessen Gemälden sich noch jezt der irrig sogenannte Coriolanus unter dem Gesimse erhalten hat.

Plinius meldet, daß die drei Figuren des Laokoon aus einem einzigen Steine gehauen gewesen, welches ihm also geschienen, weil man keine Fuge bemerkte, nicht, daß es wirklich so gewesen; denn ein paar tausend Jahre haben endlich eine fast unmerkliche Fuge entdeckt, welche zeigt, daß der älteste von den zwei Söhnen nicht aus eben demselben Stücke Marmor gearbeitet worden, aus welchem der Vater und der jüngste Sohn gehauen sind. Den rechten Arm des Laokoon, welcher fehlt und von gebrannter Erde gemacht, angesetzt ist, hat bereits Michel Angelo zu ergänzen gedacht, und hat denselben in Marmor aus dem Gröbsten gehauen entworfen, aber nicht geendigt; es liegt daher dieses Stück unten an der Statue.

Dieser mit den Schlangen umwundene Arm würde sich über das Haupt der Statue herüber beugen, und es kann dieses Künstlers Absicht gewesen sein, den Begriff des Leidens in Laokoon, da dessen übrige Figur frei ist, durch die Annäherung dieses Arms zu dem Haupte, als in

zween verbundenen Begriffen, stärker zu machen, und durch die wiederholten Windungen der Schlangen, hierher den größten Schmerz zu legen, welchen der alte Künstler mit dem Wohlstande und mit der Schönheit der Figur, da beides hier herrschen sollte, abgewogen hat. Es scheinet aber, es würde der über das Haupt gebogene Arm die vornehmste Aufmerksamkeit, die das Haupt verlangt, zertheilet haben, da der Blick zu gleicher Zeit auf die Schlangengewinde um den Arm würde gerichtet gewesen sein. Es hat Bernini daher den von ihm ergänzten Arm in gebrannter Erde ausgestrecket, um das Haupt der Figur frei zu lassen, und um keinen andern Theil demselben oberwärts zu nähern. — Die zwo Stufen unten an dem Würfel, auf welchem die Hauptfigur sitzet, scheinen die Stufen zu dem Altare anzudeuten, wo dasjenige, was hier vorgestellet ist, geschah.

Da nun diese Statue unter so vielen tausenden der berühmtesten Künstler, die aus allen Orten von Griechenland nach Rom gebracht worden, hier als das Höchste in der Kunst geschätzt worden: so verdienet dieselbe bei der niedrigern Nachwelt, die nichts vermögend ist hervorzubringen, was diesem Werke nur entfernter Weise könnte verglichen werden, desto größere Aufmerksamkeit und Bewunderung. Der Weise findet darinnen zu forschen und der Künstler unaufhörlich zu lernen, und beide können überzeuget werden, daß in diesem Bilde mehr verborgen liegt, als das Auge entdecket, und daß der Verstand des Meisters viel höher noch, als sein Werk, gewesen.

Laokoon ist eine Statue im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln suchet; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellet, und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebet sich durch den beklemmten Othem, und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er und den Othem an sich zieht, erschöpfet de leib, und machet die Seiten hohl, welc gleichsam von der Bewegung seiner Ein urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber ihn weniger zu beängstigen, als die Pein Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Va den, und um Hülfe schreien; denn das v Herz offenbaret sich in den wehmüthigen und das Mitleiden scheint in einem trüb auf denselben zu schwimmen. Sein Ge klagend, aber nicht schreiend, seine Au nach der höhern Hülfe gewandt. Der M voll von Wehmuth, und die gesenkte U schwer von derselben; in der überwärts ge Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz ver welcher mit einer Regung von Unmuth, ein unverdientes unwürdiges Leiden, in hinauftritt, dieselbe schwülstig macht, in den erweiterten und aufwärts gezogenen offenbaret. Unter der Stirn ist der Streit Schmerz und Widerstand, wie in einem vereiniget, mit großer Weisheit gebildet; dem der Schmerz die Augenbraunen in d treibet, so drücket das Sträuben wider d das obere Augenfleisch niederwärts, un das obere Augenlied zu, so daß dasselb das übergetretene Fleisch beinahe ganz wird. Die Natur, welche der Künstler n schönern konnte, hat er ausgewickelter strengter und mächtiger zu zeigen gesuc wohin der größte Schmerz geleget ist, ze auch die größte Schönheit. Die linke S welche die Schlange mit dem wüthend ihren Gift ausgießet, ist diejenige, welc die nächste Empfindung zum Herzen a sten zu leiden scheint, und dieser Theil pers kann ein Wunder der Kunst genannt Seine Beine wollen sich erheben, um Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in R die Meißelstreiche selbst helfen zur B einer erstarrten Haut.

153. Die Statue des Apollo im Belvedere.

(Dasselbe Buch, S. 259—262.)

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebauet, und er hat nur ebenso viel Materie dazu genommen, als nöthig wa Absicht auszuführen und sichtbar zu Dieser Apollo übertrifft alle andere Bil

so weit, als der Apollo des Homerus den, i die folgenden Dichter malen. Ueber die heit erhaben ist sein Gewächs, und sein :eugt von der ihn erfüllenden Größe. Ein Frühling, wie in dem glücklichen Elysien, ɜt die reizende Männlichkeit vollkommener nit gefälliger Jugend, und spielet mit sanftlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner . Gehe mit deinem Geiste in das Reich ɜrlicher Schönheiten, und versuche ein ɪr einer himmlischen Natur zu werden, Geist mit Schönheiten, die sich über die ɪrheben, zu erfüllen: denn hier ist nichts hes, noch was die menschliche Dürftigkeit ·t. Keine Adern noch Sehnen erhitzen ʒen diesen Körper, sondern ein himmliɪeist, der sich wie ein sanfter Strom erhat gleichsam die ganze Umschreibung ʼigur erfüllet. Er hat den Python, wider ı er zuerst seinen Bogen gebraucht, verund sein mächtiger Schritt hat ihn erreichet eget. Von der Höhe seiner Genugsamkeit in erhabener Blick, wie ins Unendliche, ɪer seinen Sieg hinaus: Verachtung sitzt en Lippen, und der Unmuth, welchen er zieht, blähet sich in den Nüstern seiner ınd tritt bis in die stolze Stirn hinauf. ɪr Friede, welcher in einer seligen Stille elben schwebet, bleibt ungestört, und sein t voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die marmen suchen. In allen uns übrigen Bils Vaters der Götter, welche die Kunst verihert er sich nicht der Größe, in welcher er n Verstande des göttlichen Dichters offenrie hier in dem Gesichte des Sohnes, und ɜlnen Schönheiten der übrigen Götter treten ie bei der Pandora, in Gemeinschaft zu-. Eine Stirn des Jupiters, die mit der ler Weisheit schwanger ist, und Augenbraunen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären: Augen der Königin der Göttinnen mit Großheit gewölbet, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollüste eingeflößet. Sein weiches Haar spielt, wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt: es scheint gesalbt mit dem Oel der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden. Ich vergesse alles Andere über dem Anblicke dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich wie vom Geiste der Weissagung aufgeschwellet sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die lycinischen Haine, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrete: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und beschreiben! Die Kunst selbst müßte mir rathen, und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten. Mit dieser Beschreibung und insbesondere mit dem Ausdrucke im Gesichte des Apollo reimt sich der Begriff eines Apollo auf der Jagd ganz und gar nicht, als welchen der Bischof Spence in dieser Statue finden will. Findet aber Jemand hier den Drachen Python nicht erhaben genug, so deute man den Stand dieses Apollo auf den Riesen Tityus, welcher von ihm, da er kaum ein Jüngling war, erschossen wurde, weil dieser der Latona, dessen Mutter, Gewalt anthun wollte.

154. Die Gruppe der Niobe in Florenz.

(*Carl Schnaase*, Geschichte der bildenden Künste II. [1843] S. 286—290.)

dürfen diese Gruppe der Zeit nach und ld nach dem Peloponnesischen Kriege zun, wenngleich der Name des Künstlers ɪt mit Sicherheit bekannt ist. Schon zu cher Zeit, wie Plinius uns berichtet, war ʒewiß, ob diese Gruppe dem Skopas oder ɜs zuzuschreiben, beide aber lebten, wiewohl Praxiteles um ein bedeutendes jünger, bald nach jenem Kriege und manche Gründe bewegen die heutigen Forscher sich für den Skopas zu entscheiden. Welchem wir sie aber auch verdanken, gewiss ist sie eines der edelsten Werke menschlicher Kunst, und mehr wie vielleicht irgend eines geeignet, uns die Hoheit und Tiefe des griechi-

schen Sinnes empfinden zu lassen. Bekannt ist der Mythus der Niobe, die im Stolze mütterlichen Gefühls der Latona, der Mutter des Apollo und der Diana, sich gleich stellte. Dieser Uebermuth wurde gerächt, die Pfeile der beleidigten Götter tödteten die Kinder, ihr Mitleid verwandelte die schmerzerfüllte Mutter in einen Fels. Unsere Gruppe gibt nun den Moment wo die Geschosse der Himmlischen die Kinder bedrohen und erreichen. Das jüngste Töchterchen flüchtet in den Schooß der Mutter, die ältern erwarten schreckensvoll die Pfeile; einer der Söhne ist schon zu Boden gestreckt. Die verschiedene Größe und Stellung der Figuren läßt keinen Zweifel übrig, daß sie zum Schmucke eines Giebelfeldes bestimmt waren, wo denn die Mutter, als die größeste Gestalt, die Mitte einnahm; ob und wie Diana und Apoll sichtbar gewesen, ist ungewiß. Bekanntlich war es ein Gegenstand vieler hellenischen Mythen, die Schranken des Menschlichen geltend zu machen, und die Strafe des Uebermuths einzuprägen. Das Hohe, das Schöne, das Glückliche ist gefährlich, denn es verleitet zum Frevel, und die Götter dulden das Uebermäßige nicht. Es liegt darin das tragische Gefühl, daß gerade das Höchste und Schönste dem Zorn der Himmlischen am Meisten ausgesetzt ist, oder, wie wir es christlicher aussprechen würden, daß das Irdische auch in seinen höchsten und schönsten Erscheinungen so vergänglich ist. Aber gerade in diesem Todeskampfe entwickelt sich die Kraft und Schönheit der menschlichen Natur am bedeutendsten, und eben dieses Tragische ist daher wieder die herrlichste Erscheinung des menschlichen Wesens. Dieses Gefühl ist es, welches die Tragödie zum Gipfel der griechischen Poesie machte; aber fast kann es sich nicht vollkommener aussprechen, als in dieser Gruppe, und vielleicht darf man sagen, daß ohne sie uns etwas an dem Verständnisse der griechischen Tragödie fehlen würde. Hier und vorzüglich in der Gestalt der Mutter ist der Adel der sophokleischen Dichtung zur unmittelbaren, einfachen Erscheinung gebracht.

Bei dem Vorwalten des männlichen Elements in der griechischen Kunst kann es überraschen, daß hier eine Frau die Hauptrolle spielt; doch ist dies wohl erklärbar. Das Leiden des Mannes ist vielleicht tragischer als das des Weibes; die Stellung der Frauen gewöhnt und übt sie zu dulden; des Mannes Beruf ist die That, der Schmerz, der ihn lähmt, ist seiner Natur feindlicher. Eben deshalb ist vielleicht die Aeußerung des Schmerzes bei einem Manne bedeutender und ergreifender, und für die tragische Kunst wirksamer, und in der That sind auch die griechischen Tragiker in Klagen der Männer nicht zurückhaltend; allein selbst für die Poesie mag hier eine Grenze sein, gewiß für die bildende Kunst. Sie ist zu sehr angewiesen, jedes Geschlecht in seinem Charakter zu halten. Der Mann im Schmerze wird gewaltsam oder gedemüthigt, er verliert die Haltung, welche sein Geschlecht ihm anweist; das Weib aber darf klagen, ohne sich zu entwürdigen, für sie ist vielmehr die Klage die tiefste, ernsteste Aeußerung, sie kann darin den Adel ihrer Seele am kräftigsten offenbaren. Gewiß ist diese Niobe die edelste, rührendste Erscheinung des Schmerzes. Noch ist sie nicht blos klagend, sie ist noch schützend, in sanfter Biegung sucht sie das Töchterchen, das sich an ihre Kniee schmiegt, zu decken; ihr anderer Arm umfaßt schon den Schleier und das Haar in schmerzhafter Bewegung, aber der Kopf ist noch zurückgebogen, das Auge aufwärts gewandt um Schonung, Hülfe von den Göttern zu erflehen. Um ihre Züge schwebt der Adel der reinsten Schönheit, ihre hohe Gestalt in mütterlicher Fülle hat den Ausdruck der gesundesten Kraft; das Gewand umwallt in ruhigen, würdevollen Linien die Formen des Körpers, Anmuth und Sitte behaupten auch im höchsten Unglück ihr Recht. Die Herrschaft der Seele in der gerechtesten Aufregung der Leidenschaft theilt sich dem Beschauer mit, wir sind gerührt, aber zugleich gekräftigt und gehoben.

Die Schönheit der Kinder entspricht der der Mutter, sie sind der Eifersucht der Götter würdig. Besonders die der Töchter; für die Söhne ist die geringere Größe, welche ihnen bei der Anordnung der ganzen Gruppe gegeben werden mußte, minder vortheilhaft, wenigstens wenn wir die Gruppe im Ganzen überblicken, denn im Einzelnen sind auch diese Jünglingsgestalten von bewundernswürdiger Schönheit. In der Behandlung der Gewänder, Haare und Körperformen bilden diese Statuen eine Mittelstufe zwischen der strengen Einfachheit des Phidias und der weichern Grazie der spätern Kunst[1].

[1]) Die Zusammenstellung der Gruppe in den Verhältnissen eines Giebelfeldes ist von dem Engländer Cockerell zuerst mit Glück versucht. Bekanntlich existiren übrigens auch außer Florenz mehrere Statuen dieser Gruppe, von denen der s. g. Ilioneus in der Glyptothek in München und die Wiederholung einer Tochter, der eilig bewegten, im Braccio nuovo des Vatican die bedeutendsten sind.

155. Correggio und Michelangelo.

(*Franz Kugler*, Handbuch der Kunstgeschichte [1842] S. 709—711; 714—717.)

ierjenigen Richtung der lombardischen welche durch Leonardo da Vinci ihr be- Gepräge erhalten hatte, entwickelt sich er, dessen Werke wiederum den höch- heinungen im Gebiete der Kunst zuge- 'den müssen: Antonio Allegri, genannt (1494—1534). Ueber seinen Bildungs- ;en wenig bestimmte Nachrichten vor. igentlicher Meister wird gegenwärtig mit t jener ältere lombardische Maler Fran- nchi Ferrari genannt. Das bedeutendste, :inzig bekannte unter den Jugendbildern :ggio, eine thronende Madonna mit vier (darunter der h. Franciscus) vom Jahre der Gallerie von Dresden, läßt dies sein ß zu dem eben genannten mit Bestimmt- nen; zugleich aber zeigt dasselbe die ene Nachwirkung des Leonardo, wie es as Zeugniß eines sehr früh entwickelten ist. Diesem Bilde nahe verwandt ist zweites Werk des Correggio, eine Al- nit vier Heiligen, in der Sammlung des iburton zu London. — Aber es lebte in ein Geist, der sich bald in einer selb- und eigenthümlichen Weise entfaltete. 'on der Natur mit dem tiefsten und fein- ıfindungsvermögen begabt, und seine Bil- en der unmittelbare Ausdruck desselben; in ihnen die seligste Lust einer paradie- eren Welt, die vollste Inbrunst der Liebe ichen wie der irdischen), und nicht min- rschütterndsten Schmerz, der auch die ge- Falten des Gemüthes durchdringt, dem :enüberzustellen. Dabei ist eine wunder- klärung über seine Gestalten ausgegos- reinerer Aether umfängt sie und spielt :rnd um sie her, eine lichterfüllte Luft, die Schatten hell zu machen scheint und ıin den Bewegungen jenes gesteigerten ıngsvermögens folgt. Dies ist die Kunst lunkels, welche den Schmelz der Model- er bei Leonardo da Vinci sichtbar wird, hoch potenzirten Maße ausbildet, und :r die technische Meisterschaft des Cor- :ruht. Uebrigens ist bei dieser flüchtigen ristik gleich von vorn herein zu bemer- die Richtung, welche Correggio einge- , eine gefahrvolle war, daß seine affect- veglichkeit leichter als in anderen Rich- am Affectirten hinüberleiten konnte, und daß eine solche Ausartung (oder wenigstens der Beginn dazu) besonders da nahe lag, wo der Gegenstand der Darstellung an sich eine ruhigere Stimmung erforderte.

Unter den im Folgenden anzuführenden Hauptwerken Correggio's nenne ich zunächst die Cyklen seiner Frescomalereien in Parma, die für den Gang seiner Entwickelung bestimmte Anhaltspuncte bieten. Im J. 1518 malte er hier die zierlichen, der antiken Mythe entnommenen Decorationen in einem Saale des Nonnenklosters S. Paolo, unter denen besonders die mit Jagdattributen versehenen Genien der gewölbten Decke von liebenswürdiger Anmuth sind. Hierauf folgen (1520 bis 1524) die Malereien der Kuppel von S. Giovanni Evangelista, die Himmelfahrt Christi und auf den Pendentifs der Kuppel die Evangelisten und die Kirchenväter darstellend, ein Werk von eigenthümlicher Großheit des Sinnes. In der Altartribune hatte er gleichzeitig eine Krönung der Maria gemalt; diese Arbeit verschwand bei dem Abbruch der Tribune (1584); alte Copien derselben, von der Hand des Annibale Caracci, finden sich im Museum von Neapel. Von 1526 bis 1530 malte Correggio die Kuppel des Domes, wo er die Himmelfahrt der Maria vorstellte, ein höchst figurenreiches Werk, Alles erfüllt von himmlischer Entzückung, doch, bei der Ueberfülle der Gestalten und der Menge perspectivischer Verkürzungen, die darauf angebracht sind, minder klar im Eindrucke des Einzelnen, als das vorige Werk.

Die wichtigeren Tafelbilder des Correggio lassen sich, dem Inhalte nach, in verschiedene Gattungen theilen. Eine derselben umfaßt diejenigen Bilder, welche der Darstellung einer kindlich heiteren Unschuldswelt gewidmet sind und sich vorzugsweise in dem Kreise der heil. Familie bewegen. So das überaus liebliche Bildchen einer heil. Familie, wo im Hintergrunde Joseph mit Tischlerarbeit beschäftigt erscheint, in der Nationalgallerie zu London; ein Bildchen der Vermählung des Christkindes mit der h. Katharina im Museum von Neapel, und ein größeres Exemplar desselben Gegenstandes (wobei auch der h. Sebastian) im Museum von Paris; ein Bildchen der Ruhe auf der Flucht (la Zingarella benannt) im Museum von Neapel; eine andere Darstellung desselben Gegenstandes in der Gallerie von Parma; in der letzteren auch das höchst anmuthsvolle

Frescobild einer Madonna mit dem Kinde. Diesen Bildern ist sodann die berühmte heilige Nacht (Anbetung der Hirten) in der Gallerie von Dresden zuzuzählen. — Andere Gemälde haben die Darstellung des tiefsten, erschütterndsten Seelenschmerzes zu ihrem Gegenstande. Die bedeutendsten von diesen sind: das miniaturartig vollendete Bildchen des Christus am Oelberge, ein Werk voll der ergreifendsten Poesie, in der Gallerie des Herzogs von Wellington zu London; und die Ausstellung des Erlösers vor Pilatus, die höchste Verklärung des Schmerzes offenbarend, in der Nationalgallerie von London. Ihnen ähnlich eine Kreuzabnahme in der Gallerie von Parma, und das Martyrthum der h. h. Placidus und Flavia, ebendaselbst. — Wieder andere sind einfache Altartafeln, Madonnen und Heilige vorstellend. Diese aber, deren Gegenstand mehr eine feierliche Ruhe des Gefühles verlangt, konnten dem inneren Wesen von Correggio's Kunstrichtung nicht eben günstig entsprechen, und so wirken sie, bei vielen Vorzügen und Schönheiten im Einzelnen, insgemein auf das Gefühl des Beschauers minder wohlthuend. Die wichtigsten sind die unter dem Namen des h. Hieronymus (in der Gallerie von Parma), des h. Sebastian und des h. Georg (beide in der Gallerie von Dresden) bekannten Bilder. — Als eine vierte Gattung sind die Gemälde zu betrachten, die, dem Kreise der antiken Mythe sich anschließend, das Verlangen und die Wonne der Sinnenwelt in verklärten Zügen offenbaren. Zu diesen gehören zwei Bilder des Berliner Museums, Leda, die mit ihren Gespielinnen badet, und Io, von der Wolke umarmt, letzteres namentlich ein Werk von hinreißender Gewalt. Ferner: Jupiter und Antiope im Pariser Museum, minder erfreulich in der Composition, obgleich von dem vollendetsten Schmelz des Vortrages; Danae mit Amorinen, in der Gallerie Borghese zu Rom; die Erziehung des Amor (durch Venus und Mercur) in der Nationalgallerie zu London, ein Bild von hohem, geläutertem Adel; und der überaus anmuthige Ganymedesraub in der k. k. Gallerie zu Wien. — Endlich noch zwei eigenthümlich vollendete Bilder der Gallerie von Dresden, die h. Magdalena und ein männliches Bildniß. . . .

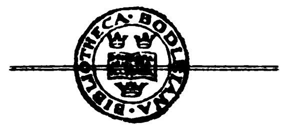
Endlich gieng aus Florenz ein schon mehrfach genannter Meister hervor, dessen Richtung von der der bisher besprochenen Maler wesentlich abwich, der jedoch in seiner eigenthümlichen Weise wiederum das Höchste leistete und der auch auf Zeitgenossen und nachfolgende Künstler nicht ohne bedeutenden Einfluß blieb. Dies war Michelangelo Buonarotti (1474—1563). Seine ursprüngliche Bildung hatte er bei Domer
landajo erhalten, doch hatte er sich l
ausschließlich, der Sculptur zugewandt;
Betrachtung dieses Kunstfaches bereits fr
die Eigenthümlichkeit seiner Auffassungs-
stellungsweise gesagt ist, findet auch l
Anwendung. Nur ist hier noch hinzuzufi
seine Behandlung auch in der Malerei
eine plastische als auf eine eigentlich n
Wirkung (die z. B. in dem Helldunkel
reggio einen ihrer höchsten Triumphe fei
ausgeht; daß gleichwohl indeß seine
tion nicht mit Einseitigkeit an den Ges
Sculptur festhält, sondern sich mit Um
jenigen freieren Mittel bedient, welche
lerei gewährt (soweit diese nicht etwa v
Licht- und Luftwirkungen, welche das H
hervorbringen, bedingt sind). Und noc
ger ist es, zu bemerken, daß gerade de
der Malerei, obschon er dasselbe nicht
Hauptfach betrachten wollte, seine groß
freiesten und edelsten Leistungen angeh
es, daß ihm hier seine Unternehmung
äußeres Mißgeschick nicht verkümmert
seine künstlerischen Gedanken durch ke
selige Technik gelähmt wurden, oder se
überhaupt in seiner Richtung Etwas lag,
den eigentlichen Gesetzen der Sculptur n
lig übereinstimmte.

Als das früheste der hier zu betrachtende
Michelangelo's, von dem wir Kunde habe
Carton mit der Darstellung einer Begebe
der florentinischen Geschichte zu nennen
im Wettkampfe mit jenem Carton des l
da Vinci, dem Reitergefecht, gefertigt h
1504). Michelangelo stellte eine Schaar l
Soldaten dar, die so eben zum Kampfe
werden; er entwickelte darin (obschon d
der Scene wiederum sehr deutlich auf
listischen Interessen der damaligen floren
Kunst hinweist) eine so große Meistersc
man ihm noch größeren Ruhm spendete
Leonardo. Doch auch dieser Carton ist
wir kennen den wichtigsten Theil desse
aus einer späteren, grau-in-grau gemalte
die sich im Schlosse Holkham in Englan
det, sowie einzelne Stücke aus ein pa
Kupferstichen.

Es ist bereits bemerkt, daß Michelang
auf nach Rom berufen ward, das Grabmal J
zu arbeiten, daß dies Werk aber unter
ward, namentlich durch die große Male
er auf Befehl des Pabstes an der Decke d
tinischen Capelle ausführen mußte. Die l

;it von höchst bedeutendem Umfange,
1508 und innerhalb weniger Jahre von
eigenhändig ausgeführt, bildet das Er-
und Gediegenste unter Allem, was Mi-
› in den verschiedenen Fächern der
leistet hat. An dem mittleren flachen
' Decke stellte er in einer Reihe von
lie bedeutendsten Geschichten der Ge-
; in den großen Dreieckfeldern des ge-
tandes die sitzenden Gestalten von Pro-
ıd Sibyllen, als Vorherverkünder der Er-
ı den Stichkappen und den darunter be-
Bögen über den Fenstern die Vorfahren
ıngfrau (deren Kreis ebenfalls auf die
es Erlösers hindeutet); in den Gewölb-
er vier Ecken Momente der Rettung des
rael (wiederum als Vordeutungen der
. Der äußere Zusammenhang dieser
ıgen wird durch ein (gleichfalls gemal-
tektonisches Gerüst von eigenthümlicher
on vermittelt, welches die einzelnen Ge-
umschließt, die Hauptmassen bedeut-
orhebt und dem Ganzen den Anschein
ʒkeit und freier Haltbarkeit gibt; zu die-
st gehört eine große Anzahl mehr deco-
guren, welche die architektonischen For-
en, tragen und beschließen und die man
ebendig verkörperten Geister der Archi-
eichnen darf. Hier hatte Michelangelo
enfolge von Gegenständen gefunden, de-
utung seiner eigenthümlichen Richtung
g angemessen war. Das Urweltliche in
ichten der Genesis ist nirgend glück-
gedrückt als in diesen Bildern, und es
ich in den Gestalten des ersten Men-
s bis zur erhabensten Schönheit; ebenso
stalten der Propheten und Sibyllen, bei
darauf ankam, diejenige Kraft des Gei-
rgegenwärtigen, welche in Mitte einer
en Welt die zuversichtliche Hoffnung
u halten vermag; in den Familiengrup-
heiligen Vorfahren dagegen entwickelt
sich Michelangelo's Streben mehrfach zu einer Milde und Zartheit, die, im Gegensatz gegen seine sonstige übergewaltige Kraft, fast rührend auf das Gemüth des Beschauers wirkt. — Beträchtlich später ist sein zweites großes Werk im Fache der Malerei, die 60 Fuß hohe Darstellung des jüngsten Gerichtes an der Altarwand der sixtinischen Capelle (begonnen um 1534, beendet 1541). Dies Werk, so kunstreich dasselbe im Einzelnen auch ausgebildet ist, steht dem Vorigen insofern bedeutend nach, als hier der hohe, geläuterte Adel fehlt, der den schönsten Vorzug von jenem ausmacht; in den himmlischen Schaaren namentlich vermissen wir allen Hauch der Verklärung, der für solche Darstellung doch unbedingt nöthig ist. Dennoch tritt uns, trotz dieses Mangels, auch hier die großartige Kraft des Meisters in ihrer ergreifendsten Gewalt entgegen, und in den niederen Scenen, in dem Sturze der Verdammten, in ihrem Kampfe mit den Dämonen u. s. w., hat er auch hier das Erhabenste geleistet. — Etwa gleichzeitig mit dem jüngsten Gericht sind noch zwei andere Fresken seiner Hand, in der paulinischen Capelle des Vaticans, die Kreuzigung Petri und die Bekehrung Pauli darstellend; auch sie nicht ganz ohne erhebliche Vorzüge.

Für die Tafelmalerei bewies Michelangelo kein sonderliches Interesse. Von solchen Arbeiten bezeichnet man nur Ein Werk, eine überdies wenig erfreuliche heilige Familie im Museum von Florenz, mit Bestimmtheit als von seiner Hand gefertigt. Dagegen hat er nicht selten Zeichnungen zu Staffeleibildern geliefert, die sodann von seinen Schülern in Farben ausgeführt wurden. Eine Reihe von zum Theil großartig bedeutsamen Compositionen findet sich in solcher Art mehrfach in den Gemäldesammlungen verbreitet: die Verkündigung Mariä, die h. Familie, Christus am Oelberge, der gekreuzigte Erlöser u. s. w., auch Scenen der antiken Mythe, wie Venus und Amor, Leda, der Ganymedesraub u. a. m.



156. Gluck, Haydn, Mozart.

(*R. G. Kiesewetter*, Geschichte unsrer heutigen Musik [1834] S. 91—96.)

›, nach Salomo, unter dem Monde nichts
en ist, so mußten auch früh oder spät
hr oder minder erhebliche Mängel wahr-
n werden, welche, entweder uranfänglich
oder im Verlaufe der Jahre eingeschlichen, den von der neapolitanischen Schule eingeführten Formen anklebten.

Untersuchen wir heut zu Tage ihre Werke,

[illegible] deren Urtheil er noch mehr zur Ausführung seines Vorhabens angefeuert wurde; er wußte [illegible] Dichter, welche auch ihrerseits zu der [illegible] Reform der Oper die Hand [illegible] seine Absicht zu gewinnen [illegible] machte der [illegible] Mai [illegible] einer [illegible] im Jahre [illegible] seiner [illegible]

[illegible]

r das Orchester Zeit gönne, zu einer Cadenz
them zu sammeln. Ich meinte nicht über
:*onda parte* einer Arie, wäre sie auch noch
denschaftlich und wichtig, schnell hinüber
zu müssen, um die Gelegenheit zu erhalten, 5
orte des ersten Theiles regelmäßig viermal
holen zu lassen und die Arie dort zu endi-
wo vielleicht ihr Sinn nicht geendiget ist,
m Sänger die Gelegenheit zu gewähren, zu
, daß er wohl im Stande sei, eine Stelle 10
so oft nach seiner Laune zu verändern;
upt wollte ich alle jene Mißbräuche ver-
, gegen welche schon seit geraumer Zeit
sunde Menschen-Verstand und der richtige
eeifert haben.« 15
h stellte mir vor, die Ouvertüre sollte den
r auf die Handlung vorbereiten und so zu
den Inhalt derselben ankündigen; das In-
ntenspiel sollte sich nach dem Maße der
gkeit oder der Leidenschaft richten, ohne 20
schneidenden Abschnitt zwischen der Arie
m Gespräche zu zeigen; es solle den Rede-
cht zur Unzeit abschneiden, noch die Kraft
e Wärme der Handlung unterbrechen.«
h glaubte ferner, mein größtes Bestreben 25
darauf gerichtet sein, mich einer schönen
heit zu befleißigen; ich wollte vermeiden,
wierigkeit auf Kosten der Klarheit zu glän-
ie Erfindung irgend einer Neuheit galt mir
nn etwas, wenn sie sich natürlich aus der 30
n und aus dem Ausdrucke ergab, und ich
emals ein sonderliches Bedenken, der Wir-
u Liebe auch wohl eine Regel aufzuopfern,
nd meine Grundsätze. Zu meinem guten
fügte sich das Buch vortrefflich zu meinem 35
en; der berühmte Dichter (Calsabigi) hatte
dramatisch-scenischen Bearbeitung einen
Weg eingeschlagen, in dessen Folge an
lle der blumenreichen Schilderungen, der
ssigen Gleichnisse und der lehrreichen, aber 40
Sittensprüche, die Sprache des Herzens trat,
waltigen Leidenschaften, die ergreifenden
nen und ein immer wechselndes Schauspiel.
r Erfolg hat meine Maximen gerechtfertiget,
r ungetheilte Beifall in einer so aufgeklär- 45
dt hat deutlich erwiesen, daß die Einfach-
lie Wahrheit und Natürlichkeit in allen
der Kunst der wahre Grund des Schö-
d.«
weit Gluck. Sein feiner ästhetischer Tact 50
läuterter Geschmack haben ihn glücklich
Klippe vorbeigebracht, zu welcher jene
vortrefflichen Maximen verlocken konnten,
an der Poesie und der »Situation« jede
Rücksicht auf die Forderung der Musik, welche doch auch in der Oper als selbständige Kunst bestehen muß, opfern zu müssen meinte. Sein Genie hat, bei aller Sorgfalt für die Poesie, die Selbständigkeit, so wie die Schönheit seiner Musik zu behaupten gewußt; sie ist bei ihm auch keineswegs die »Dienerin« der Poesie; sie ist dieser eine liebende Schwester, anscheinend zwar fast nur bedacht, deren Vorzüge in das Licht zu setzen, doch selbst zu reizend, um nicht über sie den Preis zu erhalten. Glucks Melodien entzücken in Verbindung mit den Worten durch die Wahrheit des musikalischen Ausdruckes; sie würden aber auch, von den Worten entkleidet, an und für sich noch für schön und bedeutsam gelten. Und wenn zwar seine Gesänge ihre ganze Wirkung nur im Zusammenhange der Scenen gewähren, darum, aus dem Zusammenhange gerissen, zu Productionen im Concerte sich wenig eignen; so sind sie doch keineswegs formlos, und ihre Motive treten in ihrer Anmuth deutlich genug hervor, um sie nach dem Anhören seiner Opern eben so gern und eben so leicht aus dem Gemüthe zu wiederholen, wie wenn man irgend einmal aus einem Opernhause Italiens trat.

Vielleicht war man für die Gluck'sche Reform nirgends mehr vorbereitet, als eben in Paris, dessen bis dahin von Lully und Rameau beherrschter »großen Oper« die Formen der italiänischen (ja vielleicht nur zu sehr alle Formen) immer fremd geblieben waren, so wie das französische Publicum anderseits auch von den minder anspruchvollen, jedoch natürlichen und angenehmen Formen der Operetten des schon damals beliebten Gretry leichter in den einfachen, den richtigen Ausdruck mit allem Reize der Melodie verbindenden Styl Glucks eingehen konnte.

Nicht eben so bedeutend war Glucks Einfluß zunächst auf die Oper in Italien, doch war es immer schon ein bedeutender Schritt, daß man auch dort gegen das Jahr 1780 von der Arie mit zwei Theilen abgieng, das bequeme *Da capo* aufgab, den Mittelsatz in der Mitte der Arie nicht mehr sonderte, sondern in dieselbe verwebte, aus diesem unvermerkt in den ersten Satz zurückkam, und diesen mit einiger Veränderung zu Ende führte, wodurch die Arie doch wenigstens ein zusammenhängendes, so zu sagen aus einem Gusse geformtes Ganze bildete; immer noch wurden aber die Bravour-Coloraturen, am bestimmten Orte, als ein wesentlicher (integrirender) Theil der Arie betrachtet.

Weit bedeutender war der Einfluß der Gluckschen Reform auf das Opernwesen in Deutschland,

dessen Tonsetzer nach desselben Beispiele sich besonders des Ausdruckes befleißigten, ohne die Form durchaus zu beseitigen, und von den Hilfsmitteln glücklichen Gebrauch machten, welche sie in der eben unter ihnen damals aufgeblühten Instrumentalmusik fanden, in deren herrlichem Gebrauche in der Oper ihnen eben Gluck das Vorbild aufgestellt hatte.

So war durch Gluck die Epoche Mozarts und Haydn's vorbereitet worden, zu welcher wir nun unmittelbar übergehen wollen.

Ich darf indeß diesen Abschnitt nicht beschließen, ohne noch des großen (Johann Sebastian) Bach verdienstvollsten Sohn Carl Philipp Immanuel hier in Erinnerung zu bringen, welcher, ohne der Schule des Vaters abzufallen, mit dem Ernste und der Gründlichkeit derselben die Annehmlichkeit der neueren Setzarten zu verbinden wußte. Seine Arbeiten im Fache der Kirchenmusik, der großen geistlichen Cantate und des Oratoriums sind eben so schätzbar, als seine zahlreichen Instrumental-Compositionen. Er war gewissermaßen der Vorläufer unseres Haydn, der persönlich mit ihm in freundschaftlicher Verbindung stand, und mehr als ein Mal erklärte, wie viel er in diesem Fache ihm verdanke. Durch sein berühmtes Werk: »die wahre Art, das Clavier zu spielen,« so wie durch seine gediegenen Clavier-Compositionen, hat er den Grund gelegt zu einer besseren und geschmackvolleren Behandlung dieses Instrumentes, welches nachmals durch einen Muzio Clementi und durch einen W. A. Mozart jener Stufe von Vollkommenheit zugeführt worden ist, auf welcher wir dasselbe heute bewundern.

Joseph Haydn in Wien (geb. zu Rohrau in Nieder-Oesterreich 1732, gest. 1809) hatte schon um das Jahr 1770 durch seine Instrumental-Compositionen einen ausgezeichneten europäischen Ruf erworben; doch fällt seine Glanzperiode hauptsächlich in die Jahre 1780 bis 1800, in welcher Zeit er seine meisten und vorzüglichsten Quartetten und Symphonien, seine herrlichen Messen, und endlich seine großen unvergänglichen Oratorien, die Schöpfung und die Jahreszeiten, lieferte. Er ist der Schöpfer der interessantesten Gattung der Kammermusik, des »gearbeiteten Quartettes;« er ist es, der der »großen Symphonie« ihre Form gab. Die gesammte Instrumental-Musik brachte er auf einen früher nicht geahnten Grad von Vollkommenheit. Bei einem unerschöpflichen Quell der Erfindung, im Besitze der außerordentlichsten Gewandtheit, seine Motive in den mannigfaltigsten Abwechselungen auf die anziehendste Weise durchzuführen; mit der vollkommensten Kenntniß der Instrumental-Effecte, hat er jedem seiner Werke den Stempel des Genies aufgedrückt, und noch spät wird auf sie als auf Muster des »wahren Schönen« gewiesen werden.

Auch Wolfgang Amadé Mozart (geb. zu Salzburg 1756, gest. in Wien 1791), welcher zwar schon im jugendlichen Alter, in den 1770er Jahren, in Italien als Opern-Componist mit Glück aufgetreten war, begann seit 1780, gleichfalls in Wien, seine eigentliche Glanzperiode, welcher, nicht zwar zu früh für seinen Ruhm, wohl aber zu früh für die Kunst und für seine Verehrer, ein unerbittliches Schicksal nur zu bald (1791) ihr Ziel setzte.

In der Instrumental-Composition war Joseph Haydn, sein väterlicher Freund, ihm Vorbild und Muster gewesen, wie im dramatischen Fache Gluck, und in den höheren contrapunctischen Arbeiten Händel und Johann Seb. Bach, für welche er von Verehrung durchdrungen war. In den beiden ersten Gattungen schwang er sich mit seinen Vorbildern auf gleiche Höhe, ja durch den Reichthum seines Genies, durch eine erstaunenswürdige Richtigkeit eines angebornen ästhetischen Gefühles, durch eine höchst glückliche Anwendung früh erworbener contrapunctischer Fertigkeit wohl noch höher. Im Fache der Oper ist er bisher von Niemand übertroffen worden. In einer andern Zeit und mit anderer Richtung wäre er auch ein Händel und Bach geworden: — doch es ist besser so!

Durch Haydn und Mozart war die Tonkunst in allen Fächern zur höchsten Vollkommenheit gediehen; ihr Styl war das ausschließende Muster für alle Tonsetzer in Deutschland und Frankreich; was die spätere Zeit Großes und Schönes hervorgebracht, von dort her nimmt es seinen Ursprung. Man muß daher jene Beiden als Stifter einer neuen Schule bezeichnen, welche man die deutsche, oder (vielleicht richtiger, weil eben in Deutschland seither ein Nebenzweig, eine Secte, entstanden ist, welche sich gern diesen Namen beilegen läßt) die »Wiener Schule« nennen mag.

Durch ihre Werke begeistert, schufen noch in den 1790er Jahren die französischen Opern-Compositeurs — noch sind ihre Namen uns geläufig — Meisterwerke in ihrem Fache, und auch Frankreich sah, noch gegen Ende dieser Epoche, die Morgenröthe seiner zunächst bevorstehenden glänzendsten Periode der Tonkunst.

In der Erinnerung an jene schöne Zeit der 1780er und 1790er Jahre, an die Eindrücke, welche eine eben in neuem merklichen Auf-

ge begriffene, gleichsam verjüngte Kunst hervorzubringen pflegt, — Eindrücke, die wenig schildern, als sie sich auch nicht erregen lassen — werden wenigstens meine Altersgenossen die Epoche Mozarts und Haydn's, bei aller Achtung für das vortreffliche Neuere, mit mir einstimmend, der Musik »goldenes Zeitalter« nennen.

---

2. B. Gymnastik und Orchestik.

157. Griechische Ansicht von der Gymnastik.

(*Plato*, Gesetze, im siebenten Buche.)

s, was sie zu lernen haben, läßt sich un- ıi Hauptgattungen bringen: die Gymnastik, Leib, und die Musik, für die Vollkom- l der Seele. Die Gymnastik hat zwei den Tanz und das Ringen. Im Tanze zwei Gattungen: die eine ahmt die Worte ıse nach und bewahrt dabei allezeit das ıd Freie; die andere, welche die Gesund- e Behendigkeit und Schönheit der Glieder ıeile des Leibes selbst zum Zweck hat, ie passende Beugung und Dehnung der und die jedem von ihnen zukommende e Bewegung, die sich durch den ganzen ehörig vertheile und ihn begleite. Was ı Ringen betrifft, haben Antäos und Cer- us unnützer Ehrfurcht in ihren Künsten s eingeführt, wie auch im Faustgefechte und Amykos, das in der Gemeinschaft des unbrauchbar ist: solches ist keiner rühm- Erwähnung werth. Was aber zum auf- Ringen gehört, jene geschickten Beugun- Halses, der Hände und der Seiten, wo ıe zugleich auf den Sieg und eine wohlge- le Beschaffenheit des Körpers verwandt ie zugleich auf Stärke und Gesundheit ab- sind, diese zu allem brauchbaren Stücke ja nicht unterlassen, sondern, wenn wir en Punct in den Gesetzen kommen, den und Lernenden geboten werden, jenen, alle diese Künste treulich mittheilen, diesen, daß sie es mit allem Danke annehmen. Eben so wenig sollen in den Tänzen die Nachahmungen, welche der Darstellung würdig sind, unterlassen werden, hier zu Lande die Waffenspiele der Kureten, zu Lacedämon der Tanz der Dioskuren. Und auch bei uns hat die Jungfrau, unsre Schutzgöttin, da sie an dem Spiele des Tanzes sich erfreuen wollte, nicht gedacht, daß sie mit leeren Händen spielen sollte, sondern lieber in der Pracht ihrer ganzen Waffenrüstung den Tanz ausgeführt. Es wird also geziemend sein, daß alle Knaben und Mädchen dieses nachahmen, und damit die Gunst der Göttin ehren, sowohl zum Gebrauche des Krieges, als den Festen zu liebe. Desgleichen wird es Pflicht sein, daß die Söhne von der Kindheit an, bis sie Kriegsdienste thun, allen Göttern Aufzüge und Umgänge, stets schön bewaffnet und wohl beritten, halten, und dabei ihre Gebete an die Götter und Göttersöhne bald in geschwinderem, bald in langsamerem Marsch und Tanze verrichten. In gleicher Absicht, wenn je eine vernünftige dabei walten soll, werden auch die Kämpfe und die Vorübungen dazu mit den Kindern müssen getrieben werden. Denn diese werden beides in Kriegs- und Friedenszeiten dem Staate und den einzelnen Häusern nützlich sein.

Die anderen Leibesbemühungen, seien sie von spielender oder ernsthafter Art, schicken sich nicht für Freigeborne.

---

3. A. Litteraturwissenschaft.

158. Ueber die philologische Kritik der homerischen Gesänge.

(*G. Bernhardy*, Grundriss der griechischen Litteratur II. [1845] S. 61—66.)

ılterthum vor Alexander's Epoche galt der omer, der Verfasser von Ilias und Odyssee. n Bedenken trat dieser Ueberzeugung ent- es war nicht die Zeit des Zweifels und der mühsamen Forschung, sondern des unbedingten Glaubens und des begeisterten Genusses; mit voller Hingebung ehrte man ein Vermächtniß poetischer Herrlichkeit, dessen Werth ohne Einschrän-

kung gefaßt wurde, so lange die Nation irgend schöpferische Kraft besaß, und die Erziehung wurzelte zu tief in homerischem Boden, um den Namen und die Denkmäler anzutasten, welche durch Pädagogik und volksthümliches Bewußtsein geheiligt wurden. Wenn also damals die Stimme der Gelehrten schwieg und Niemand des Dichters Ansprüche vor ein zünftiges Gericht zog, so liegt doch in der ungestörten Tradition kein Moment, welches die weiteste Anwendung der Kritik verwehren dürfte. Zu dieser trat im alexandrinischen Zeitalter eine Nöthigung und nächst ihr ein entschiedener Beruf ein. Die Verhältnisse waren völlig umgewandelt: mit der freien griechischen Nation hörte Homer auf, ein nationaler Dichter und ein organisches Element der alterthümlichen Denkart zu sein; dagegen erhielt er in der neuen Ordnung der Dinge, deren Band nur die formale Gemeinschaft, der Hellenismus wurde, den Platz eines Lehrers der Bildung; seine Dichtungen galten seitdem als das Grundbuch der Jugend und der Schule. Um so dringender erschien jetzt die Nothwendigkeit, zuverläßige Exemplare zu besitzen und den Text, dessen Studium und Auslegung auf mancherlei Hülfsmittel führte, nach seinen grammatischen und antiquarischen Bezügen hin zu verstehen. Als Grundlage der Kritik blieb die am weitesten verbreitete **attische Recension**, obgleich sie selbst mehrfache Veränderungen erfahren hatte. Ihre Quelle war die von Pisistratus in den letzten Jahren seiner Herrschaft und von den Pisistratiden mit Hülfe mehrerer Dichter, namentlich des Onomakritus, vollendete Revision, welche mehr ordnend und ausgleichend als in allgemeiner Umgestaltung den Plan Solon's verwirklichen half; die Mittel derselben sind unbekannt, und die alexandrinischen Kritiker vermochten nicht über diese älteste Urkunde hinauszugehen. Nur Einzelnheiten, theils willkürliche Lesarten, theils Interpolationen, wurden von der Commission des Pisistratus und ihren attischen Nachfolgern, die gleich Antimachus für Privatzwecke den Text berichtigten, überhaupt von *διασκευασταί* hergeleitet. Indem nun die Gelehrten in Alexandria und anderen Studiensitzen aus einer Fülle von Handschriften den Homer feststellten, ferner die Thatsachen des Sprachgebrauchs, der heroischen Zustände, wechselnden Mythen aufmerksam verfolgten und in Glossare, Commentare, vermischte Sammlungen oder Monographieen eintrugen, indem auch die berufsmäßige Sitte schwierige Probleme (durch *ἀπορήματα, ζητήματα, λύσεις*) zu verhandeln Urtheil und Beobachtung schärfte: nahm man in beiden Gedichten Differenzen verschiedener Grade wahr, und eine Classe von Forschern, worunter namhaft Xenon und Hellenikus (*οἱ χωρίζοντες*), sprach, ungewiß ob als Muthmaßung oder wissenschaftliches Resultat, die Behauptung aus, daß Ilias und Odyssee nicht demselben Verfasser angehörten. Mit größerer Uebereinstimmung aber wurde **der Schluß beider Gedichte** für jünger und fremd erklärt, und zwar weniger entschieden der 24. Gesang der Ilias, desto unbedenklicher dagegen in der Odyssee *ψ'*. 297. bis zum Ende, wobei man den Gründen aus Sprache, Fabel, Ton und aus mancherlei widersprechendem, zugleich dem Ansehen des Aristophanes und Aristarch vertraute. Diesen zum Theil wohlgegründeten Untersuchungen und den über zerstreute Puncte geäußerten Zweifeln gieng ein sicheres Gefühl zur Seite, was in Ton und Kunst homerisch, was Eigenthümlichkeit des späteren Epos sei. Den Neueren ist Homer lange Zeit, man kann bestimmter sagen bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, nichts größeres als ein berühmter, mit dem Lorbeer des Alterthums geschmückter und an kunstlosen Schönheiten reicher Autor gewesen, der ein Gemälde verlorner Natürlichkeit mit wunderbarer Treue geliefert habe, und wie viel ihm auch zur Kunst und Correctheit fehle, doch allen nachfolgenden Epikern den Rahmen, die Technik und Fülle poetischer Maschinerie dargebiete. Nachdem Petrarcha die Verehrung Homer's mit andächtiger Hingebung erweckt, nachdem der Eifer einzelner Gelehrten ihm vorübergehend einen Platz in akademischen Vorträgen zugewandt hatte, verlor sich allmählich jede geistige Wirkung des homerischen Gesanges, der weder in allgemeiner Bildung noch im griechischen Sprachstudium den Werth eines Fundaments besaß. Daher lassen sich die früheren Versuche, welche größtentheils in leichten Umrissen entweder die Kunstlehre des homerischen Epos oder dessen Ursprung und Schicksale verhandelten, nur als zufällige, von keinem Zusammenhange gehaltene und ohne Forschung ausgestreute Meinungen und Paradoxe betrachten, sollten sie auch (wie bei Hedelin und noch mehr bei Vico) durch Kühnheit der Phantasmen überraschen. In seinem wesentlichen Bestande blieb der herkömmliche Glaube an den einen Homer, den alleinigen Dichter zweier untheilbarer Werke nebst kleineren Anhängen, dessen Genie bereits im Entstehen der Litteratur einen umfassenden, weitverzweigten, sogar künstlich gegliederten Plan erfand und mit regelrechter Einheit in einer langen Reihe von Gesängen so schöpferisch beherrschte, daß er

inen doppelten Bau nach verschiedenen
nd Absichten auf einmal unternahm und zur
ıng führte. Dieser mächtige Geist sollte
nicht bloß als Meister gedichtet und die
brochen, sondern auch seine Dichtungen
llständig aufgeschrieben haben: und der
he Text schien, wenngleich durch ale-
sche Kritiker und ihre Nachfolger viel-
etastet, doch von der ursprünglichen Auf-
g nicht zu stark entfernt zu sein. Waren
lchen Umständen, zumal da noch beträcht-
ilfsmittel fehlten, die Bemühungen selbst
bgelehrten um Berichtigung oder Erklä-
ı, mittelmäßig und begrifflos, so rückten
n die Theoretiker ihren Homer auf einer-
mit den übrigen Autoren, und beurtheil-
nach denselben kümmerlichen abstracten
die sie den Gewährsmännern der jüng-
d verschiedensten Cultur anlegten. Erst
te Wood, welcher den homerischen Schau-
it aufmerksamen Augen bereist und die
schte Treue der Erzählung nach allen
ewährt hatte, weckte den Sinn für leben-
nittelbare Auffassung Homers: er lehrte
schulgerechten Schriftwerkes ein gründ-
von keinem Wechsel berührtes Gemälde
ar und der ältesten Sitte, eine poetische
ıtschreibung sehen; er that sogar einen
veiter, indem er den Sänger, jeder künst-
Voraussetzung entkleidet, ohne die ge-
Kenntniß des Lesens und der schriftlichen
ınung in göttlicher Begeisterung dichten,
ichtungen aber einzig durch die Stärke
ächtnisses und der treuen Ueberlieferung
rn ließ. Noch mehr erweiterte sich der
ls der Apparat in den Scholia Veneta
s eine Reihe von Actenstücken für die
llungen und Differenzen der alten Kritiker,
den mannigfaltigsten Aufschluß über die
höchst schwankenden Zustände des Tex-
Durch sie wurde die Ueberzeugung,
schon durch die mittelmäßigen, selten
rgebnisse selbst der vorzüglichsten Hand-
genährt war, vollends bestärkt, daß die
gung unseres Textes nicht über die jetzt
e Tradition der Alexandriner aufsteige,
Anspruch auf eine wenngleich nur an-
zu gewinnende Herstellung des ursprüng-
Exemplars erschien jetzt als unmöglich.
ber drängte die Frage vorwärts, woher
hwankungen, jene Zerrissenheit der di-
chen Ueberlieferung und das darauf ge-
Recht der Kritiker, dem das Alterthum
terwarf, einzugreifen und eigenmächtig
Entscheidung zu geben; und wenn man auf die
Thatsache, daß Pisistratus mit seinen Genossen
den zerstückelten Homer zum schicklichen Verein
und zur Ordnung erhob, als auf den äußersten
bezeugten Rückhalt zurückgieng, so lag es nahe
genug zu ahnen, wie viele Stufen der Dichter
möge durchlaufen, wie schroff das authentische
Werk von den späteren, im classischen Athen
beglaubigten Abschriften werde abgewichen sein.
Diese frisch beginnenden Folgerungen und Be-
denken eröffneten die Aussicht in eine neue Welt,
zumal unter günstigen Zeitverhältnissen, als die
Richtung der Gemüther auf Skepsis und freie Be-
urtheilung, ohne Stillstand oder Schonung des
positiven Stoffes, gieng und mit der Neigung zu-
sammentraf, in die Elemente der Litteratur und
Gesellschaft einzudringen, die Kunstlehre von vorn
zu gestalten, überhaupt die Momente der aus Al-
ten und Modernen gemischten Bildung wie jeden
anderen Autoritätsglauben scharf zu sichten. Eine
solche geistige Bewegung konnte auf diesem Ge-
biete keinen beredteren Wortführer als Wolf
finden: um so gewaltsamer und nachhaltiger war
die Wirkung seiner Prolegomena, die den er-
sten großen Fortschritt der jüngeren Philologie
bezeichnen. In ihnen wetteifert die besonnene
Forschung und Kritik mit dem kühnen Fluge der
Divination, und das erwogene Maß historischer
Gelehrsamkeit, deren Seele der symmetrische
Verband von äußeren und inneren Gründen ist,
empfängt seinen Schwung und vollen Werth durch
das Talent, die Bedingungen und Formen der
griechischen Naturpoesie mit unbefangener An-
schauung zu verstehen. Indem nun Wolf an die
gewissen Resultate und ihre verwandten Schluß-
folgen aus den Scholia Veneta anknüpfte, wo
schon die eigenthümliche Lage Homers und der
problematische Zustand seines Nachlasses durch-
schimmerte, hiermit aber die damals eifrig er-
örterte Meinung von der nicht zu frühen Praxis
der Schrift zusammenhielt, und in diesem Lichte
die Leistungen des Pisistratus als den eigentlichen
Schlußstein betrachtete, der die epischen Lieder
in einem System und zugleich in erster schrift-
licher Niedersetzung band: konnte er nicht an
der Schwelle stehen bleiben, noch am Ergebniß
der einzelnen äußeren Zeugnisse sich befriedigen,
woran schon ein tieferer Einblick in die zer-
bröckelten, oder interpolirten Hymnen und die
Ueberbleibsel des hesiodischen Namens hinderte.
Er bewies erstlich, daß die homerischen Gesänge,
welche schwerlich aufgezeichnet sein mochten, in
den alterthümlichen Zeiten ihrer Abfassung dem
Bedürfnisse der Lesung, worauf doch die Schrift

abzwecke, am wenigsten dienten, in Zeiten als nur Hörer des sangbaren Wortes und zwar auf Anlaß festlicher Versammlungen zu finden waren, als die Dichter unbedingt der umfassenden Kraft und Treue des ganz sinnlichen Gedächtnisses vertrauten und das hörfällige Versmaß, ein zwingenderes Band als der Buchstab, auch die Längen des Vortrags in einer gegenwärtigen Form beherrschte. Nach dieser Grundlegung zog er die Rhapsoden auf den Platz, welche nicht bloß die einzigen Vermittler der lebendigen Poesie, das Bindeglied zwischen den Hellenen mit dem fertigen Liede, sondern auch die productiven Schöpfer und Darsteller des Epos gewesen seien; ihnen gehörte die unter Homers Namen befaßte Dichtung an, die sie vereinzelt und ohne stetige Verknüpfung, in der Gestalt kleiner zufälliger Körper und mit Befugniß zur willkürlichen Abänderung oder Erweiterung, in die Oeffentlichkeit brachten; sie kannten weder Plan und Einheit der Gruppen noch künstlerische Berechnung eines Ganzen, welches Alles bei weitem das jugendliche Vermögen jener Zeiten überstieg und nicht einmal in den panegyrischen Versammlungen, denen jedes Bruchstück des Mythos genügte, den leisesten Antrieb fand. Nun aber verriethen Ilias und Odyssee, trotz ihrer jetzigen Verarbeitung und Vollkommenheit, immer noch genug Unebenheiten, Widersprüche, formale und stoffartige Wandelungen, Fugen, Einschiebsel und Nachträge von jüngeren Händen, kurz innere Differenzen von Seiten ihrer Chronologie und Absichten in Menge, um das Urtheil für begründet zu halten, daß eine Mehrheit von Verfassern daran thätig war, und ursprünglich kein durchgreifender, mit Bewußtsein erfundener und durchgeführter Plan vorlag. Demnach ergab die Summe dieser historischen Kritik: unser Homer ist ein Aggregat der verschiedensten Baustücke, wozu mehrere Jahrhunderte beigesteuert hatten, ehe Künstler einer vorgerückten Zeit Ordnung und maßvollen Zusammenhang stifteten und die Spuren der rhapsodischen Zerrissenheit, bis auf manche widerstrebende Auswüchse und mit Ausnahme der Schlußgesänge, täuschend vertilgten, ehe noch Pisistratus das bündiger gefaßte System der überarbeiteten Rhapsodien durch Schrift fixirte; Homer gilt nur als Collectiv jener vielen geheimnißreichen Werkmeister, als Ausdruck des einmüthig wirkenden, durchaus episch gesinnten ionischen Stammes. Einem so verneinenden, fast atomistischen Resultate trat stillschweigend der unabweisliche Eindruck beider Epen entgegen, dem selbst Wolf sich nicht entzog, die Harmonie, welche den ganzen als echt anerkannten Homer durchzieht, in einer Gleichmäßigkeit und Eintracht des Tones, in einer Angemessenheit der gesammten Darstellung von Personen und Zeiten, wie nur **ein** Bildner oder zwei, Köpfe dagegen eines zufälligen Vereins, geschieden durch Individualität und dichterisches Vermögen, nicht anders als durch ein von keiner Erfahrung nachgewiesenes Wunder sie bewahren konnten. Diese Zuversicht, wenngleich dunkel im Hintergrunde ruhend, gab ein moralisches Gewicht gegen die Stärke der geschichtlichen Thatsachen, welche zuerst freilich, als sie noch unerwogen und in einseitiger Schwere lasteten, besonders unter Deutschen in die Autorität eines Schulglaubens umschlugen, seitdem sie aber von der späteren dogmatischen Kritik vielfach erprobt und ermäßigt worden, stets als gesunder Kern in den Forschungen über Schicksale, Zergliederung und Emendation des alten epischen Nachlasses sich behaupten dürfen; sie wären auch früher der jetzt gewonnenen Reinheit nahe gekommen, wenn Wolf den in skeptischer Schärfe genommenen Standort durch Einschränkungen, was die Schrift im Dienste der Poesie, die Geltung des Gedächtnisses, die Behandlung des epischen Materials betrifft, vermittelt und weniger Scheu getragen hätte, die positive Macht mit der inneren Nothwendigkeit einer organischen Composition auszugleichen. Als der Rausch des rücksichtslosen Enthusiasmus, der ein Joch abzuschütteln meinte, gedämpft war, trat die Arbeit ein; man unternahm die rückständigen Aufgaben zu ergänzen und fortzuführen: namentlich haben Hermann, Nitzsch und Welcker beigetragen, den durch Wolf errungenen wissenschaftlichen Gehalt in bedingten Grenzen sicher zu stellen, mit den Forderungen der Kunst zu versöhnen und innerhalb der epischen Litteratur fruchtbar zu machen; ein Rückschritt zur gemeinen veralteten Ansicht, der mit Verachtung der s. g. Hypothese den **werdenden Homer** so wenig als den **gewordenen** begreifen will, ist in der deutschen Philologie unmöglich geworden.

159. Geist und Kunstart der homerischen Dichtung.

(Dasselbe Buch, S. 54—59.)

harakteristik Homers, weit entfernt der
: unbestimmter Gefühle und verschwim-
Umrisse zu sein, wie die zahlreichen,
ɔils ohne Wirkung vorübergegangenen
ıngen mehrerer Jahrhunderte wohl an-
ließen, ruht vielmehr gänzlich auf der
egebenen Analyse des Epos, und muß
ın Seiten hin die Maße jenes objectiven
auf ein gesetzgebendes Individuum an-
Solche Maße und Typen, welche nicht
ır den alten Dichter als den späten Nach-
rlagen, sind vorzugsweise der freie, von
Dogma oder politischen Systeme der
bedingte Mythos, die Fülle des von Wun-
chzogenen Naturlebens, die Plastik der
Figuren und des Vortrags, die rhapsodi-
angesweise, welche durch Episodien ge-
ird, und der Sprachgebrauch, der jetzt
ɔhlossenen Kreisen sich bewegt, während
n Anfängen noch um Vieles bildsamer
mannigfaltige Phrasen, neue Gestaltun-
dürftigen Sprachschatzes und grammati-
suche aufzunehmen; wozu endlich die
von der Quantitätslehre wenig gezügel-
bmen kommen. Homer nun (wenn wir
eist nennen, der in den homerischen Ge-
bt) hat schon darin als Meister sich be-
ıß er mit vollkommenem Kunstvermögen
e Grundlagen und Elemente zur unge-
Harmonie verband. Stoff und Form, Göt-
und Menschlichkeit, epischer Ton und
ıe Mittel sind in so innigen Zusammen-
setzt und mit so weiser Beherrschung
lesten Gemälde gruppirt, daß ein Heraus-
inzelner Glieder, eine Zerstückelung des
ın seine Bestandtheile durchaus verwehrt
ıd sogar die Nachweisung der Gänge,
deren dem Dichter ein so starkes Eben-
ıng, das Eindringen in seine Werkstätte,
st künstlerisches Gefühl mit wissenschaft-
ritik gepaart forschen, ein unmögliches
bleibt. Nur das tritt als Ueberzeugung,
hon die Ahnungen der ionischen Sinnes-
n, immer gewisser hervor: das Zeitalter,
n mächtiger Geist vor aller Regel und
seine Gewalt an den herrenlosen Kräften
ie übte und ein Geschlecht von Kunst-
en zur Mitwirkung auf denselben Wegen
, muß frisch und in ungeschwächter Nei-
ız der Unmittelbarkeit des Empfindens
und Denkens gelebt haben; und um so leichter wußte sein geistiger Blick, von der Unschuld des Gemüths einzig genährt und untadelhaft geleitet, mitten im sinnlichen Fluß der Außenwelt ihren Kern, ihre formale Gesetzmäßigkeit und sittliche Einheit zu fassen. So leuchtet bei Homer als ursprünglicher, nie verdunkelter Zug zuerst die Wahrhaftigkeit, welche mit stillem Tact ihn in demjenigen, was das Auge sieht, die lautere Wirklichkeit beobachten und in allen Umrissen, von den zufälligsten Organismen bis zu den bedeutsamen Erscheinungen göttlicher und menschlicher That, beharrlich sie wahrnehmen läßt; Fiction aus phantastischer Willkür ist ihm ebenso fremd als das Gefallen an mechanischer Natur oder unfreien Begebenheiten. Daher nannte das Alterthum die homerischen Dichtungen, welche niemals von der Anschauung und der beseelten Lebendigkeit weichen, ein vollkommenes Gemälde der Welt, gleichsam ein landschaftliches Bild, das im Großen wie in den kleinsten Feldern, im stetigen Zuge rhapsodischer Massen oder im Schilde des Achilleus oder im engen Gleichniß, die Fülle der Leidenschaft, der patriarchalischen Tugend und Geistesart, der unvergänglichen und überall dem Menschen heimathlichen Naturschönheit malt und im Lichte des treuesten Ausdrucks verewigt. Diese wohlerwogene Wahrheit und Energie, welche Gemeines und Materielles von der Gegenwart ausscheidet, dieses leise Gefühl für sittliche Eigenthümlichkeit, ist indessen noch weit entfernt von einem idealen Standpunct. Verfeinern und erhöhen war vielleicht die Sache später, durch Intelligenz und Kritik geschärfter Zeiten, Homer aber fand innerhalb des heroischen Mythos, der selber zwischen rohen Anfängen und entwickelten Zuständen der griechischen Völker in der Mitte steht, eine richtige Norm, um das reine Gepräge der Menschlichkeit, den Abglanz einer noch nicht erloschenen physischen Stufe, mit den Erfahrungen und positiven Ordnungen seiner Tage zu vereinigen. Hiedurch erhält er nicht bloß eine poetische Höhe, sondern auch für die Darstellung ein genaues Verhältniß in Form und Farben, worin das künstlerische Bewußtsein des Dichters, der seinen Haushalt überall berechnet und nirgends verschwendet, eine bewundernswerthe Meisterschaft entfaltet. Zwar widerspricht der oberflächliche Schein, und man könnte ihn ungleich in seiner Arbeit nennen, hier

zu sparsam und kalt, dort umständlich und für jeden geringeren Zug besorgt. Aber Homer ist darin weiser als seine mehr oder minder gleichförmigen Nachfolger gewesen, daß er zwar das Werden und die Bewegung von Ereignissen, die nur allmählig und durch ein Zuströmen einzelner Momente sich vollenden, als aufmerksamer Beobachter in fortschreitender Rede begleitet und durch malerische Plastik unterstützt; hingegen die Charaktere, deren Bild einzig aus Gesinnungen, Wort und Thatkraft entspringt, in Handlungen und Reden, ohne länger an äußerlichem Schmuck zu verweilen, abspiegelt und mittelst rascher Erzählung zu gruppiren liebt. Darin übt er gleichsam ein analytisches und synthetisches Verfahren, das in wechselnder Vertheilung von Licht und Schatten, wie sie der mittelbaren oder unmittelbaren Auffassung zukommt, ein lebendiges Ganzes stets erweckt. Vorzüglich in dieser Symmetrie zeigt Homer die geistige Macht über Stoff und Leser: seine Gestalten sind durch ein scharfes Maß begrenzt; die Festigkeit ihrer schlichten Umrisse, welche mit wenigen aber markigen Strichen Alles erschöpfen, erhält sie für immer gegenwärtig; bei der größten Fülle treten sie hell und rein als geschlossene Individuen auseinander, die Schärfe der äußeren Erscheinung wie das Ebenmaß des Gehaltes, Eigenschaften, in denen sie sich als substanziellen und nicht mit Ideen gebundenen Wuchs ankündigen, zwingen den Betrachter, ein Inneres wahrzunehmen und nähren jedes Gefühl mit den reichsten Interessen. Vermöge solcher Gegenwart und Nähe rücken die Personen des homerischen Epos in einen Vorgrund, dessen Durchsichtigkeit fast an die Historie streift, indem er einen starken Rückhalt an der Vergangenheit und den Mythen alter Geschlechter oder Landschaften hat; überdies drängt sie niemals der Kampf und das Gewebe subjectiver Leidenschaft ins Dunkel, sondern bald sichtbar und selbständig, bald (wie Helena) ferne stehend als Träger des Verhängnisses helfen sie das Schicksal vollenden, auch wenn sie dasselbe verzögernd eingreifen. Je weniger hier also weder geistige Richtungen, noch Streitpuncte sittlicher Ideen eindringen, desto klarer überblicken wir in ihnen den Naturlauf der menschlichen Erfahrung, und desto leichter wird es diese Welt unabhängig von den Forderungen des geschichtlichen Gebietes zu fassen. In diesem Allem kommt dem Dichter die Einfachheit des heroischen Zeitalters zu statten; sie gestattet einen unbeschränkten Boden und eine plastische Gediegenheit der Figuren; daher verwehrt sie ihm nirgends eine Breite der Schilderung, ein Ausmalen äußerlicher Dinge, Technik und Zustände, wo die Vornehmheit der späteren Gesellschaft Schranken und Trennungslinien setzt: sie gewährt ihm auch unabhängige Heroen und Individuen von starkem Willen, welche vom lockersten Zusammenhange berührt handeln, und indem sie frei aus sich ihr Selbstgefühl als Zweck mitten in die Welt hinstellen, die reizende Fülle und Gesammtheit eines allein von der Persönlichkeit beherrschten Daseins gründen, aber zugleich durch eigenes Glück und Leid ein Gleichgewicht in den Ereignissen herstellen, und hiedurch die sittlichen Forderungen versöhnen. Wenn nun Homer das Vermögen der Charakteristik überhaupt in einer reichen Bilderwelt verbreitet und erschöpft, so wird doch die Bewunderung durch die Freiheit und die Sicherheit des Tones gesteigert, womit er zwei verschiedenartige Epen zu beseelen und als verschiedene Gattungen oder Stufen der Kunst durchzubilden weiß. **Ilias** und **Odyssee** sind zwar nicht Gegenstücke und zwiespaltige Methoden, wohl aber Schöpfungen auf entgegengesetzten Puncten des Epos und über den unähnlichsten Feldern des Lebens aufgeführt. Auf der einen Seite das Pathos des thatenlustigen Mannesalters, welches im ruhigen Fortschritt eine dichte Folge von Handlungen erzeugt und Charaktere üppig gegliedert auf den Platz ruft; gegenüber das dramatische Rundgemälde von Gruppen und ethischen Grundstoffen, die sich zum Mittelpunct einer stillen, mit sittlichem Bewußtsein wirkenden Größe hindrängen, wo die heroische Kraft an der Innerlichkeit, an den Mächten der Gesellschaft und Familientugend ihre Schranke findet; hier die Heimkehr aus den Wogen des äußeren Lebens und die Beruhigung in geschlossenen Kreisen, dort der vollstimmige Erguß und die durchgreifende Spannung der Leidenschaft. Ueberall beweist Homer die eigenthümliche Kunst, **organisch** zu dichten: sein Blick erkannte in den Massen eines glänzenden Sagenkreises denjenigen Stoff, welcher den allgemeinen menschlichen Gefühlen die reichste Nahrung und die tiefsten Regungen gewährt; in diesem hat er Gesellschaften aus wesentlichen und untergeordneten Gestalten mit Nothwendigkeit umgrenzt und mit solcher Genauigkeit ausgebaut, daß das Ganze noch im entfernteren Theile sichtbar wird und dem kleinen wie dem größeren Gliede ein gleiches Recht widerfährt; dann aber diese geselligen Reihen in Wechselwirkung, in Spannung und Entwickelungen lebendiger Kräfte versetzt, welche den immer steigenden Eindruck sittlicher Stimmung wecken und entzünden. Ob nun auch ein

artiges Unternehmen, ein so vollständiger ick, dem die Herrschaft des doppelseiti- ›s gleichsam auf einen Schlag gelang, den rthümliches Bild als zweifache Sonne, die ag stehende und die zum Abend neigende, zeichnet, einem und demselben Dichter möglich war, ist eine Frage, welche sofort zur Kette der Untersuchungen über Autorschaft und ursprüngliche Abfassung der homerischen Gesänge führt..

160. Herodot.

(*K. O. Müller*, Geschichte der griechischen Litteratur I. [1841] S. 480—495.):

›dotos, der Sohn des Lyxes, wurde nach ärdiger Nachricht [1]), Olymp. 74, 1, vor 4, zwischen dem ersten und zweiten per- Kriege geboren. Seine Familie gehörte angesehensten in der dorischen Colonie naß, wodurch sie auch in die bürgerlichen n der Stadt verwickelt wurde. Halikarnaß damals von dem Geschlechte der Artemisia cht, jener kühnen Frau, die in der Schlacht amis so tapfer für die Perser stritt, daß sie für den einzigen Mann unter vielen ı erklärte. Der Enkel der Artemisia, Pi- Sohn, Lygdamis, war der Familie des feindselig; er tödtete den Panyasis, der ›einlich Herodots mütterlicher Oheim und in unter den Erneuerern der epischen Poe- ınnt werden wird, und nöthigte den He- ılbst, ins Ausland zu entfliehen. Dies muß wa um Olym. 82, vor Chr. 452, ereignet

›dot begab sich nach Samos, der ionischen wo wahrscheinlich die Familie Verwandte Samos muß als die zweite Heimath des angesehen werden; er zeigt sich an vie- len seines Werks mit der Insel und ihren ern in den größten Einzelnheiten bekannt ›t auch gelegentlich die Rolle, welche Sa- größeren Begebenheiten spielte, mit Vor- ›rvor; hier hat ohne Zweifel Herodot be- jenen ionischen Geist eingesogen, der sein Geschichtswerk durchweht. Von Samos ›rnahm Herodot die Befreiung seiner Va- von dem Joche des Lygdamis; sie gelang er der Streit der Adels- und Volkspartei rte ihm die Ausführung seiner wohlge- Pläne; er verließ von neuem seine Va-

›dot brachte die spätere Zeit seines Le- Thurioi zu, der großen Niederlassung der len Griechen in Italien, welcher so viele chnete Männer ihr Glück anvertraut hatten. Darum ist es aber nicht nöthig anzunehmen, daß Herodot gleich bei der ersten Gründung von Thurioi mitwanderte; die Niederlassung erhielt ohne Zweifel mehrere nachgesandte Verstärkungen. Von Herodot ist es sicher, daß er erst nach dem Beginn des peloponnesischen Krieges sich nach Thurioi begab, da er sich noch im Anfange dieses Krieges in Athen befand. Er bezeichnet ein Weihgeschenk, welches sich auf der Burg von Athen befand, nach der Stelle, die es zu den Propyläen einnahm [3]); die Propyläen wurden aber erst in dem Jahre fertig, in welchem der peloponnesische Krieg begann. Auch ist Herodot sichtlich von den Ansichten der Verhältnisse unter den griechischen Staaten eingenommen, welche in Athen von den Staatsmännern der perikleischen Partei verbreitet wurden; er findet auch, daß Athen für seine großen Thaten im Perserkriege es nicht verdient habe, hinterher von allen Griechen so beneidet und gescholten zu werden, wie es gerade in der ersten Zeit des peloponnesischen Krieges geschah [4]).

In Thurioi ließ Herodot sich ruhig nieder und lebte seine letzte Lebenszeit in einer Muße, die ganz seinem Werke gewidmet war. Die Alten nennen daher häufig den Herodot, mit Beziehung auf die Abfassung seines Werks, einen Thurier.

Bei dieser kurzen Uebersicht der Lebensschicksale des Herodot haben wir der Reisen noch nicht gedacht, welche näher mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten zusammenhängen. Herodot ist nicht zufällig, etwa bei Handelsgeschäften oder in politischen Sendungen, nach dem und jenem Lande gekommen, sondern er hat aus reinem Triebe der Forschung Reisen unternommen, die für jene Zeiten sehr ausgedehnt und bedeutend waren. Herodot hat Aegypten bis nach Elephantine hinauf, Libyen wenigstens bis in die Umgegend Kyrene's, Phönicien, Babylon, wohl auch Persien, die griechischen Staaten am kimmerischen Bosporus und das angrenzende Land der

Scythen, sowie Kolchis besucht; abgesehen davon, daß er in Griechenland selbst und Unteritalien in mehreren Staaten einheimisch geworden ist und besonders die Heiligthümer, selbst das entferntere Dodona besucht hat. Bei diesen Reisen kam ihm zu Hülfe, daß er als Halikarnassier Unterthan des Großkönigs war; ein Athener oder ein Grieche von den Staaten, die gegen Persien im offnen Aufstande waren, würde als Feind zum Sclaven gemacht worden sein. Daher anzunehmen ist, daß Herodot wenigstens die Reisen nach Aegypten und Vorderasien in seinen früheren Jahren, von Halikarnaß aus, unternommen habe.

Herodot machte natürlich diese Forschungen nicht ohne die Absicht, die Ergebnisse derselben seinen Landsleuten mitzutheilen, aber eine ganz andere Frage ist, ob er dabei schon den Plan im Auge hatte, seine Kunde des Orients und Griechenlands mit der Geschichte der Perserkriege in Verbindung zu bringen und zu einem großen Werke zu verarbeiten. Wenn man bedenkt, wie fremd ein solcher kunstreicher Plan der Geschichtschreibung der Griechen bis dahin geblieben war, wird man sich gewiß überzeugen, daß er auch in dem Geiste des Herodot erst allmählig sich entwickeln konnte und daß Herodot in seinen jüngeren Jahren mit keiner anderen Art von Werken umgieng, als Hekatäos, Charon und andere Vorgänger und Zeitgenossen sie verfaßt hatten. So hatte Herodot noch später, als er sein großes Werk verfaßte, die Absicht, ein besonderes Buch über Assyrien, Ἀσσύριοι λόγοι, zu schreiben; und es scheint auch ein solches von ihm in Aristoteles Zeit existirt zu haben [5]). In der That hätte Herodot ebenso gut aus dem, was er über Aegypten, Persien, Scythien mittheilt, besondere Aegyptiaca, Persica, Scythica machen können, und würde dies gethan haben, wenn er sich begnügt hätte, auf den Bahnen der früheren Logographen fortzuwandeln.

Es wird erzählt, daß Herodot seine historischen Arbeiten an verschiedenen Festen vorgelesen habe. Dies ist an sich nichts weniger als unglaublich, da die Alten in dieser Zeit, wenn sie ein Werk sorgfältig ausarbeiteten und ihm eine anziehende Form gaben, immer mehr auf mündlichen Vortrag, als auf das einsame Lesen rechneten. Thucydides stellt die früheren Geschichtschreiber, deren Weise er nicht billigt, öfter als Leute dar, welche um den flüchtigen Beifall einer zuhörenden Menge buhlten [6]). Die alten Chronographen haben noch das genaue Datum einer Vorlesung erhalten, welche an den großen Panathenäen zu Athen stattgefunden, Olymp. 83, 3, v. Chr. 446 (als Herodot achtunddreißig Jahre alt war); und man fand in den Sammlungen athenischer Volksbeschlüsse ein von Anytos beantragtes Decret (ψήφισμα Ἀνύτου), wonach Herodot aus der Casse des Staats die Belohnung von zehn Talenten empfangen sollte [7]). Weniger verbürgt ist die Vorlesung in Olympia, und am wenigsten glaubwürdig ist die bekannte Geschichte, daß Thucydides als Knabe dabei zugegen gewesen sei und heiße Thränen vergossen habe aus brennender Wißbegierde und tief aufgeregtem Gemüthe. Abgesehen von den vielen Unwahrscheinlichkeiten, die in dieser Erzählung liegen, sind im Alterthume zu viel Anekdoten erfunden worden, um die berühmten Leute eines Faches mit einander in Verbindung zu bringen, als daß man einer Geschichte der Art, wenn sie nicht sehr bedeutende Gewährsmänner hat, irgend Glauben schenken dürfte.

Was Herodot in Vorlesungen, wie die panathenäische war, mittheilte, können nur einzelne abgesonderte Partien gewesen sein, die er damals bereits ausgearbeitet haben mochte, wie die ausführliche Geschichte und Beschreibung Aegyptens oder die Nachrichten über Persien. Die eigentliche Composition und Abfassung seines großen Geschichtswerks fällt durchaus erst in die Zeiten des peloponnesischen Krieges. Herodot's Bücher, besonders die vier letzten, sind so durchzogen mit Beziehungen und Anspielungen auf Ereignisse, die in die erste Zeit des peloponnesischen Krieges fallen [8]), daß man sich anzunehmen gedrungen sieht, Herodot habe gerade in diesen Jahren eifrigst an der Redaction seines gesammten Werks gearbeitet. Ob aber Herodot auch noch die zweite Hälfte des peloponnesischen Krieges erlebt und darin an seinem Werke fortgearbeitet habe, erscheint höchst zweifelhaft [9]); auf jeden Fall aber ist er mit seinem Werke bis an seinen Tod beschäftigt gewesen, da es offenbar unvollendet vor uns liegt. Denn es ist kein Grund abzusehen, warum Herodot den Krieg der Griechen mit den Persern gerade nur bis zur Eroberung von Sestos hätte führen wollen, ohne das Geringste von der weiteren Fortsetzung zu melden. Auch verspricht der Geschichtschreiber einmal [10]) die genaueren Umstände eines Ereignisses im Verfolg zu melden, ohne daß sich etwas davon in seinem Werke vorfindet.

Der Plan des ganzen herodotischen Werkes ist auf eine Idee gegründet, die wohl nicht im strengeren Sinne wahr genannt werden kann, aber damals doch sehr verbreitet war und selbst von den Gelehrten Persiens und Phöniziens, die

griechischen Mythologie nicht unbekannt
ıuf ihre Weise ausgeführt wurde. Es ist
ahme einer alten Feindseligkeit zwischen
lenen und den Völkern Asiens. Die orien-
ı Gelehrten betrachteten den Raub der
Medea, der Helena und die dadurch ent-
:n Kriege als einzelne Acte dieses großen
ʒ und man stritt, wie bei einem Processe
thätlicher Beleidigungen, welche Partei
ich gegen die andere auf gewaltthätige
ergangen habe. Herodot läßt indeß diese
zählungen sehr schnell fallen und wendet
dem, von dem er selbst sicher wisse,
die Hellenen zuerst ungerecht behandelt
)ies ist Krösos, der König Lydiens, und
ckelt sich nun eine ausführliche Erzäh-
n Krösos Unternehmungen und Schick-
n welche durch Episoden nicht bloß die
Geschichte der lydischen Könige und ihrer
mit den Griechen, sondern auch Haupt-
us der Geschichte der griechischen Staa-
nentlich Athens und Sparta's, eingefloch-
. Der Schriftsteller erreicht dadurch die
, indem er die erste Unterjochung der
ı durch eine asiatische Macht beschreibt,
auch auf den Beginn und das Wachs-
:r Staaten hinzuweisen, von denen einmal
reiung kommen soll. Indeß tritt durch
Ueberfall von Sardis die persische Macht
Stelle der lydischen, und die Erzählung
sich nun zunächst dazu, die Entstehung
ischen Reichs aus dem medischen und die
erung desselben durch die Unterjochung
nasiatischen Völker und der Babylonier
ıreiben. Bei jeder Berührung, in welche
ıer mit anderen Völkern kommen, wird
en Nationalität und Geschichte mehr oder
ausführliche Rechenschaft gegeben; indem
oriker seinen zum Grunde liegenden Plan,
es selbst bekennt[11]), recht absichtlich
;pisoden zu erweitern strebt; seine Ab-
:ht augenscheinlich darauf mit der Ge-
des Kampfes zwischen dem Orient und
t ein anschauliches Bild der einander
erstehenden Völkermassen zu verbinden.
:r an Kambyses Eroberung von Aegypten
eine Beschreibung des Landes, Volkes
ner Geschichte anknüpft, deren Ausführ-
in der besonderen Vorliebe seinen Grund
der Herodot an dem früh gebildeten, in
Art von Cultur ganz fertig gewordenen
n hängt. Die weitere Geschichte (B. III.)
nbyses, des falschen Smerdis und des
wird in derselben ausführlichen Weise

verfolgt, mit besonderer Rücksicht auf die Macht von Samos unter Polykrates und deren tragischen Untergang: wodurch die persische Macht sich auch auf die Inseln zwischen Asien und Europa auszudehnen anfängt. Zugleich geben die Einrichtungen, welche Dareios beim Antritt seiner Regierung machte, Gelegenheit, das ganze Perserreich mit allen seinen Provinzen und ihren reichen Einkünften in seiner ganzen Ausdehnung zu überblicken. Mit der Unternehmung des Dareios gegen die Scythen (B. IV.), die Herodot als eine Rache für die früheren Eingriffe der Scythen in Asien ansieht, beginnt die persische Macht sich über Europa auszubreiten. Herodot orientirt uns erst vollständig im Norden Europa's, wo seine Weltkunde offenbar viel weiter als die des Hekatäos reichte und erzählt dann den großen Zug des Perserheeres, der zwar die Freiheit der Scythen nicht gefährdete, aber den Persern doch zuerst den Weg nach Europa öffnete. Zugleich streckt das persische Reich, das mit dem einen Arme in den Norden hineingreift, den andern über Aegypten gegen Cyrenaica aus, indem ein persisches Heer von der Königin Pheretime gegen die Barkäer gerufen wird; dies gibt Herodot Gelegenheit, die Geschichte Kyrene's und die Völkerkunde Libyens als ein interessantes Gegenstück zu den Völkern im Norden Europa's aufzustellen. Während nun (B. V.) das persische Heer, das von der Scythen-Expedition zurückgeblieben war, einen Theil der Thraker und das kleinste macedonische Königreich unter die Botmäßigkeit des Großkönigs bringt, entspinnt sich in Ionien aus Veranlassungen, die auch in dem Scythen-Feldzuge lagen, der große ionische Aufstand, durch den der Entscheidungskampf zwischen Persien und Griechenland immer näher rückt. Der milesische Tyrann Aristagoras sucht dazu Hülfe in Sparta und Athen, wodurch der Geschichtschreiber Gelegenheit erhält, die Geschichte dieses und anderer griechischer Staaten von dem Puncte, wo er sie oben (im 1. Buche) gelassen hatte, weiter fortzuführen und insbesondere das rasche Emporstreben der Athener, nachdem sie das Joch der Pisistratiden abgeschüttelt hatten, zu schildern. Diese rege Thatenlust des jungen Freistaats zeigt sich nun auch in der Theilnahme Athens an dem ionischen Aufstande, der indeß von den Ioniern leichtsinnig und ohne Ueberlegung unternommen worden war und, da er nun auch (B. VI.) ohne hinlänglichen Nachdruck fortgesetzt wird, mit der vollkommensten Niederlage endet. Herodot verfolgt nun weiter die immer zunehmenden feindlichen Berührungen und Anlässe zum Kampfe

zwischen Persien und Griechenland, unter denen auch die Flucht des spartanischen Königs Demarat zum Dareios ist. An diese knüpft Herodot die sorgfältige Erörterung der Verhältnisse und Zwistigkeiten der griechischen Staaten in der letzten Zeit vor dem ersten persischen Kriege. Die Expedition gegen Eretria und Athen ist der erste Schlag, den die Persermacht auf das griechische Mutterland führt, und die Schlacht von Marathon das erste glänzende Zeichen, daß die bisher rastlos vorgedrungene Macht des ganzen Asiens hier ihr Ziel finden werde. Von jetzt an (B. VII.) ist die Erzählung in ein bestimmtes Bette geleitet und verfolgt bis ans Ende den Gang, den der natürliche Verlauf der Begebenheiten, die Rüstungen zu dem Kriege, die Bewegungen des Heeres, der Zug gegen Griechenland selbst, vorschreiben. Jedoch bewegt sich die Darstellung des Herodot immer noch mit einer gewissen zögernden und eben dadurch die Erwartung spannenden Langsamkeit. Wir haben volle Zeit und Gelegenheit, uns bei dem Zuge und der Musterung des Perserheeres von den ungeheueren Streitkräften, die hier versammelt waren, ein deutliches und detaillirtes Bild zu machen und bei den Verhandlungen der griechischen Staaten unter einander eine eben so klare Anschauung zu gewinnen von den inneren Zerwürfnissen und Parteiungen dieser Republiken; Betrachtungen, welche die hernach eintretende Entscheidung des Kampfes um so erstaunenswürdiger erscheinen lassen. Jetzt folgen, nach den unentschiedenen Vorkämpfen von Thermopylä und Artemision (B. VIII.), der mit der größten Anschaulichkeit und Lebendigkeit geschilderte Entscheidungskampf bei Salamis und (B. IX.) das mit derselben Klarheit in allen motivirenden Vorgängen und begleitenden Umständen dargestellte Treffen von Platää, sowie die gleichzeitige Schlacht von Mykale und die anderen Ereignisse, wodurch die Griechen zunächst ihren Sieg benutzen. Obgleich das Werk unvollendet ist, schließt es doch mit einem Gedanken, der nicht ganz zufällig an das Ende gekommen zu sein scheint, daß, wie der große Kyros gesagt haben soll, nicht gerade das fruchtbarste, reichste Land auch die tüchtigsten Männer hervorbringe.

So behält also Herodot von Anfang bis zu Ende den Faden in der Hand und weiß mit der größten Umfassung der Darstellung, welche sich fast über alle damals bekannten Völker der Erde verbreitet, einen stetigen Fortschritt der Erzählung zu verbinden. Aber nicht bloß in diesem nirgends abreißenden Strom, in diesem ununterbrochenen Flusse der Mittheilung hat Herodot's Geschichte Aehnlichkeit mit einem Epos, sondern auch darin, daß das Ganze durch gewisse Ideen zusammengehalten und beherrscht wird, auf deren Durchführung und immer deutlicherer Hervorhebung die Befriedigung großentheils beruht, die wir im Lesen des Werks empfinden. Es ist die Idee eines gerechten Schicksals, einer Weltordnung, welche jedem Wesen seine bestimmte Bahn und seine festen Schranken angewiesen und nicht bloß Verbrechen und Frevel, sondern auch schon eine allzu große Ausdehnung von Macht und Reichthum und ein damit verbundenes stolzes Bewußtsein mit Untergang und Verderben straft. Die Gottheit hat dem Menschen ein beschränktes Maß gesetzt und duldet nicht, daß er darüber hinausgehe und sich überhebe: darin besteht der von Herodot so oft erwähnte Neid der Götter (φθόνος τῶν θεῶν), welchen andere Griechen lieber die göttliche Nemesis nannten. Herodot hebt überall in der Geschichte den Einfluß dieser göttlichen Macht, des Dämonions, wie er auch sagt, hervor; wie die Gottheit oft an späten Enkeln die Sünde der Vorfahren rächt, wie Uebermuth und Leichtsinn das Gemüth verblenden, daß der Mensch wie mit Willen sich in das nahe Verderben stürzt; die Orakel, sonst warnende Stimmen gegen Frevel und Uebermuth, werden dann selbst in ihrer Doppelsinnigkeit zu verlockenden Blendwerken, wenn Leidenschaft und Vermessenheit sich zu Auslegerinnen aufwerfen. Aber außer der Geschichtserzählung selbst dienen dem Herodot besonders noch die eingestreuten Reden weit weniger zur Charakterisirung der sprechenden Personen, ihrer Neigungen, Absichten, Sinnesarten, als zur Ausführung allgemeiner Gedanken, namentlich vom Neide der Götter und den Gefahren des Uebermuths; so sind diese Reden in der That mehr der lyrische als der dramatische Bestandtheil der herodotischen Geschichtschreibung und mit den Theilen einer griechischen Tragödie verglichen, entsprechen sie nicht dem Dialog, sondern den Chorgesängen. Am schönsten endlich thut Herodot seine Scheu vor der Nemesis durch seine eigene Mäßigung und die Bezähmung aller Aufwallungen eines so natürlichen Nationalstolzes kund. Denn wenn auch die Beherrscher des Orients durch ihre Vermessenheit das Verderben auf sich ziehen und die Griechen die Sieger bleiben: so schildert der Geschichtschreiber doch den alten, frühcultivirten Orient im Ganzen als sehr ehrwürdig und bewunderungswerth, hebt auch an den feindlichen Königen Persiens Züge von Charaktergröße gern hervor, zeigt seine

ʼen, wie so oft mehr eine göttliche
ʒ und äußere Vortheile sie gerettet als
und Muth, und macht überhaupt nichts
als den Panegyristen der griechischen
ʼn. Er macht ihn so wenig, daß, als
ırch die rhetorischen Geschichtschreiber
prunkvollere Behandlung dieser Ereig-
gekommen war, dem schlichten, wahr-
ıd in seinem Patriotismus bescheidenen
Tadelsucht und absichtliche Verkleinerung
denthaten vorgeworfen werden konnte[12]).
lerodot hinter allen menschlichen Ereig-
s Wirken des Dämonions sieht und dies
ı für die Hauptsache in der Geschichte
lt ihn auf einen ganz andern Standpunct
ines Historikers ist, welcher die mensch-
ʼgebenheiten bloß in ihrem menschli-
ısammenhange faßt. Herodot ist wirk-
ıso sehr ein Theolog und Dichter, wie
iker ist. In diesem Geiste sind auch die
Partien des Werkes behandelt. Das
edergeben einer gewöhnlichen Erfahrung
reisen des Menschenlebens ist nicht seine
Er hat seinen Blick auf das Außeror-
, Ungewöhnliche, Wunderbare gerichtet.
igt das ganze herodotische Werk eine
lit den großen Begebenheiten, die er er-
esenmäßigen Unternehmungen von Herr-
ınerwarteten Umschwüngen des Schick-
nderbaren Verhängnissen, harmonirt die
ıng der erstaunenswürdigen Bauten und
Werke des Orients, der mannigfachen und
men Sitten der Völker, der auffallenden
wer zu ergründenden Naturphänomene,
nen Producte und wunderbaren Thier-
den entlegeneren Gegenden der Welt.
ein Gemälde voll fremdartiger, erstau-
iger Dinge, das Herodot vor seinen ebenso
ungssüchtigen wie wißbegierigen Lands-
frollte. Daß Herodot bei diesen Mitthei-
wo er nicht das selbst Gesehene und
ete beschreibt, mannigfachen Täuschun-
h die Priester, Dollmetscher, Herumfüh-
Fremden und überhaupt durch die den
Orientalen eingepflanzte Prahlerei und
ucht ausgesetzt war, wer könnte dies
aber ebenso gewiß ist es, daß Herodot
se treuherzige Empfänglichkeit für alle
merkwürdige Mittheilung, ohne diesen
für die orientalische Wunderwelt, in wel-
ı keine Vorurtheile eines Griechen stö-
sehr viele höchst schätzbare Nachrichten
tgetheilt haben würde, in denen neuere
g, wenn auch unter einer fabelhaften
Schale, einen echten Kern der Wahrheit entdeckt hat. Wie oft haben neuere Reisende, Naturforscher, Ethnographen Veranlassung gehabt, die Wahrheit und Genauigkeit von Beobachtungen und Erkundigungen zu bewundern, welche in scheinbar abenteuerlichen und seltsamen Erzählungen Herodots enthalten ist! Wie gut ist es, daß er dabei den Grundsatz hatte, den er bei der Nachricht von der Umschiffung Afrikas unter Necho's Regierung ausspricht, wo er es unglaublich findet, daß die Schiffer die Sonne zur Rechten gehabt haben: „ich muß sagen, was mir gesagt worden, aber brauche nicht Alles zu glauben; und dies Wort soll mir für meine ganze Erzählung gelten.“ Herodot muß im Orient sich völlig eingewohnt haben, so getreu faßt er die ganze Art und Sitte der morgenländischen Völker auf, er unter allen Griechen gewiß derjenige, dessen Geistesrichtung und Schreibart sich am meisten dem Orientalischen nähert, daher auch seine Gedanken und Ausdrücke oft so sehr an die Schriften des alten Testaments erinnern. Es soll damit freilich nicht gesagt werden, daß er nicht hin und wieder den Fürsten des Morgenlandes Gedanken unterlegt, die auf griechischem Boden gewachsen sind, wie wenn er z. B. die sieben Großen der Perser über die Vorzüge der Monarchie, Aristokratie und Demokratie berathen läßt[13]). Aber im Ganzen faßt Herodot die Handlungs- und Denkweise eines orientalischen Herrschers, wie Xerxes, mit sprechender Wahrheit auf und versetzt uns mitten unter die Diener eines persischen Despoten. Eher könnte man in der Beurtheilung der Staatsverhältnisse der Griechen den politischen Verstand vermissen, der unter Herodots atheniischen Zeitgenossen bereits erwacht war; er hebt auch bei den Ereignissen, die aus der Lage und dem Interesse der Staaten hervorgehen, mehr die Neigungen und Leidenschaften einzelner Individuen hervor und legt auch wohl griechischen Staatsmännern, wie den beiden Kleisthenes, von Sikyon und Athen, bei ihren neuen Eintheilungen der Volksstämme ganz andere Motive unter, als die in der Natur der Sache lagen. Er theilt Anekdoten und Mährchen mit, durch die der gemeine Mann sich solche Staatssachen erklärte (und auch heutzutage noch zu erklären pflegt), wo Politiker, wie Thucydides und Aristoteles, den inneren Zusammenhang der Sache mit sicherer Hand aufdecken.

Wer könnte nach allen diesen Bemerkungen über Herodots historische Forschung und Kunst den Eindruck beschreiben, den die Lesung seines Werkes im Ganzen macht, und wer bedarf dessen,

der ihn selbst gelesen hat! Es ist, wie wenn wir einen Mann reden hörten, der eine unendliche Fülle der merkwürdigsten Dinge gesehen und erlebt hat und dessen ganzer Lebensgenuß in der Freude und dem Behagen besteht, das er bei der Erinnerung und Mittheilung des Erfahrenen und der klarsten Vergegenwärtigung aller Züge empfindet. Er hat hörbegierige, unermüdliche Zuhörer, die ihn nicht drängen, zu Ende zu kommen, und darf mit ruhiger Bequemlichkeit eine jede Geschichte, die zu dem Ganzen seiner Erzählung gehört, ausführen, als wäre sie für sich schon genug; er weiß, daß noch anziehendere und ergreifendere Geschichten zurück sind, aber beeilt sich eben nicht, um nicht bald dazu zu gelangen, da er Alles das Merkwürdige, was er gesehen und erkundet, mit gleicher Liebe in sich hegt. So bewegt sich der Strom seiner ionischen Rede in anmuthiger Gelassenheit fort und er knüpft, wie es bei der bloßen Meldung des Erfahrenen natürlich ist, in lockerer Verbindung einen einfachen Satz an den andern an, mit vielen einleitenden und ankündigenden, sowie resumirenden und wiederholenden Redeweisen. Man erkennt in diesen Phrasen das Bedürfniß der mündlichen Rede allerlei Hülfen zu haben, um weder selbst aus dem Zusammenhange zu kommen, noch auch die Zuhörer den Faden verlieren zu lassen. Herodots Sprache steht darin, wie in ihrer ganzen Art, der mündlichen Erzählung am nächsten; sie ist am wenigsten unter allen Gattungen der Prosa eigentliche Schriftsprache. Größere Satzgefüge finden sich meist nur in der Rede der Personen, wenn Gründe und Gegengründe verglichen, Bedingungen aufgestellt und deren Folgen entwickelt werden; aber man muß gestehen, daß Herodot da, wo solche logische Verhältnisse durch syntaktische Mittel deutlich gemacht werden sollen, sich meist noch sehr ungeübt zeigt und bei aller Mühe keinen leichten Ueberblick der Gedanken hervorbringt. Dagegen darf man Herodots Styl als Vollendung der bloß anknüpfenden Redeweise (*λέξις εἰρομένη*) ansehen, die auch von seinen Vorgängern, den Logographen, allein geübt worden war[14]). Zu Allem endlich kommt der Ton der ionischen Mundart, welche Herodot, obgleich ein Dorier von Geburt, doch von seinen Vorgängern in der Geschichtschreibung annahm[15]), mit ihren gedehnten Endungen, gehäuften Vocalen, weichen Formen, um das Werk des Herodot zu einem in sich so harmonischen und in seiner Art so vollkommenen Producte zu machen, als es nur ein Menschenwerk sein kann.

[1]) Der Pamphilia bei Gallius N. A. XV, 23.

[2]) Auch Panyasis wird ein Samier genannt.

[3]) Herodot V, 77.

[4]) Vgl. Herodot VII, 139 mit Thucyd. II, 8.

[5]) Aristoteles Thiergeschichte VIII. 18 erwähnt die Erzählung von der Belagerung von Ninive bei Herodot (denn wiewohl die Manuscripte mehr für Hesiod stimmen, ist doch ohne Zweifel Herodot der passendere Name); das ist gewiß die Belagerung, welche Herodot I, 106 in dem besonderen Werk über Assyrien (vgl. I, 184) zu beschreiben verspricht.

[6]) Thucyd. I, 21.

[7]) Plutarch *de malign. Herod.* 26.

[8]) Wie die Vertreibung der Aegineten, die Ueberrumpelung Platääs, der archidamische Krieg und Anderes. Die Stellen Herodots, die von Herodot erst in dieser Zeit geschrieben sein können, sind: III, 160. IV, 99. VI, 91. 98. VII, 173, 233. IX, 73.

[9]) Die Stelle IX, 73, daß die Lacedämonier bei ihren Verwüstungen Attika's Dekelea immerfort geschont und davon ferngeblieben wären (*Δεκελέης ἀπέχεσθαι*), verträgt sich nicht mit der Besetzung Dekeleas durch Agis, Ol. 91, 3, v. Chr. 413. Auch in den Stellen des Herod. VI, 98 und VII, 170 liegen Beweise, daß sie vor dieser Zeit geschrieben sind. Dagegen scheint freilich die Stelle I, 130 auf den Aufstand der Meder Ol. 93, 1, v. Chr. 408 (Xenophon. Hell. I, 2, 19) zu gehen; aber dann bleibt es immer sehr auffallend, daß Herodot den König Dareios Nothos ohne alle Unterscheidung Dareios nennt.

[10]) Herod. VII, 213.

[11]) Herod. IV, 30. So spricht er im vierten Buche bloß deswegen von den Libyern, weil es ihm scheint, daß die Expedition des Satrapen Aryandes gegen Barke eigentlich auf alle Völker Libyens gemünzt war. S. IV, 167.

[12]) Plutarch „von der schlechten Gesinnung des Herodot."

[13]) Herodot III, 80. Der Schriftsteller vertheidigt sich hinterher, VI, 43, selbst gegen den Vorwurf, daß er einen Perser die Demokratie rühmen lasse, von der die Perser nichts wüßten. Die Stelle enthält einen Beweis, daß B. III. wenigstens zum Theil eher bekannt geworden war, als Herodot das Ganze vollendete.

[14]) *Demetrius de elocutione* §. 12.

[15]) Jedoch ist nach Hermogenes p. 513 nur Hekatäos ionischer Dialekt ein ganz reiner, Herodots Dialekt schon mit anderen Ausdrücken gemischt.

161. Pindar.

(*R. Rauchenstein*, Zur Einleitung in Pindars Siegeslieder [1843] S. 20—23; 143—151.)

der Charakteristik des Epinikion. Epinikion nebst seinem Anverwandten, :omion, gehört zu derjenigen Gattung der Poesie der Griechen, die man die chor ler, weil sie bei den Doriern vorzüglich lt war, die dorische nennt. Im Gegen- :n die äolische Lyrik (und die ionische kreon), in welcher der Charakter der en Empfindung, gleichsam der private 'iduelle Ausdruck der persönlichen Stimrherrscht, trägt die chorische Poesie der :ntsprechend ihrer Bestimmung für feierlässe des Cultus und der Feste, sowohl ıßern Darstellung durch einen zahlreichen s auch in ihrem Inhalte, gewissermaßen fentlichen, großartigen und allgemeiner den Charakter. Wer demnach die lyrische o knapp definiren würde, daß er ihrem nur den in künstlerische und sangbare faßten Ausdruck der Empfindungen und wie Freude oder Schmerz, Hoffnung oder 3, Behagen, Schwermuth u. s. w. zurollte, der würde Mühe haben, das Pin-Epinikion unter seine Definition zu bringen. Hinzufügung milden und weisen Zuspruchs, Anerkennung und Ermunterung, religiösen ıngs, patriotischer Begeisterung genügt das Epinikion schließt von diesem Allem us, es nimmt sie vielmehr alle auf und ch in diesen Gedanken und Gefühlen frei, wird damit noch nicht erschöpft. Sein ıct ist höher und umfassender. Es ist der ıct der Betrachtung des Schönen und ı Volke und im Lande, in der Gegenwart :r Vorzeit. Pindar steht mit seiner Kithara n auf der Höhe der Bergwarte, umgeben Volke, das seinen Tönen horcht, und die Herrlichkeit und Männertugend, wo ie sich neu erprobt hat in seinen Tagen, len vorigen Geschlechtern und den Heroen 'thums. Seine Stimme dringt durch Grieherab in die grünen Thäler bis jenseits irge, über Buchten und Meere zu den Inglänzenden Colonien, so weit hellenische gilt und Ringen um Schönes nach der ı Weise geübt wird. Da ist kein Unterler Stämme und Städte, der Entfernung sonst so abweichenden politischen Ein- :n. Er besingt den Sieger aus Theben, ıth, aus Aegina, den Lokrer, den Thessaler, den Rhodier, den Athener, so wie den Kyrenäer, den Sikelioten und den Lokrer aus Unteritalien. Auch unvergänglich ist, wie er weiß, sein Lied, da es wiederklingen wird im Geiste der Nation, so lange sie sich selbst ähnlich bleibt in Hochschätzung männerehrender Tugend. Diese höhere Stellung nimmt der Dichter ein durch seine Begeisterung vom religiösen und vaterländischen Gedanken und durch die Kunst und Kraft seiner Poesie. Denn von Gott her ist in der Poesie weise ein Mann (O. X, 10.); die erhabene Muse, die ihn begeistert und aus seinem Sinne den Reichthum des Liedes folgen läßt, ist seine Mutter (N. III, im A.), und sie steht ihm bei zur Erfindung neuer Weisen (O. III, 4.) Die Huldgöttinnen, die Erfinderinnen alles Schönen, Weisen und Edeln unter den Menschen, alles Lieblichen auch unter den Göttern (O. XIV, 5 ff.), helfen ihm den Sieg besingen (P. IX, im A.) und segnen sein Lied mit Anmuth.

Es ist ferner die Satzung der geheiligten vaterländischen Institutionen, die ihn erhebt, die Sitte der Spiele und Kämpfe, in denen seines Volkes Blüthe strahlte. Die Kämpfe und Siege sind die Frucht löblicher Anstrengungen jeder Art; Kraft, Ausdauer, Schönheit, Wohlstand, Freigebigkeit, Gemeinsinn sind der Boden, auf dem sie erwachsen, und sie sind begleitet von Tugenden, sie sind die Quelle großer Ehre, mächtige Beförderer des Nationalgefühls und des Gemeingeistes. So galten sie bei den Griechen. Sie sind aber überdies den Göttern von Heroen gestiftet, ihnen geweiht, gehören zum Feste als Theile des Cultus, und der Sieg ist wieder ein Geschenk der Götter als Zeichen ihrer Huld. So sind in diesen Festen die uralte allgemeine Sitte und die religiöse Feier verbunden zu einem wirksamen nationalen Gedanken. Und auf der Höhe desselben steht Pindar, und von ihm aus spricht er zum Sieger, zu dessen Geschlechte und Heimath, und fleht zu den Göttern. Durch seinen Mund ehrt Hellas den Sieger, und wird der Sieg als Huld der Götter verkündet. Aus ihm und aus der Tiefe seines Geistes deutet er den Menschen die Wechsel ihrer Schicksale und die Geheimnisse ihres Glückes. Daher hat sein Wort, zwar ohne Herbe, etwas Prophetisches, und Lob und Warnung, Rath und Trost, Zuspruch und Verheißung kommt wie von oben her auf den Sieger, sei der Gefeierte ein König oder aus dem Volke.

Daraus bereits leuchtet ein: das Epinikion ist kein bloßes Loblied auf die Götter, Hymnus, auch keine bloße Feier vaterländischer Sitte, oder ein stehendes Festlied, auch nicht nur eine Paränese, oder ein bloßes Loblied auf den Sieger, am wenigsten aber eine Schilderung des Kampfes; sondern, um das Epinikion in seinem umfassenden Wesen sowohl als in seiner Eigenthümlichkeit zu charakterisiren, würden wir die Definition etwa so fassen:

Es sei ein zu Ehren der Götter und ihres Festes, und zu Ehren der durch Satzungen geheiligten Sitte, also ein im religiösen und nationalen Gedanken gedichtetes Festlied, durch welches der Name des Siegers, sein Haus und seine Stadt, weil sie dem Schönen und dem Lobe nachgestrebt, und die Huld der Götter erfahren, vor dem Volke gefeiert werden. — Zugleich sind damit die Schranken ausgesprochen, innerhalb derer der Dichter in der Wahl der Beziehungen aus dem Bereiche der Personen, des Ortes, der Umstände und der Mythen künstlerisch frei waltet.

Die erste pythische Ode. — Eines der großartigsten und erhabensten Lieder aller Poesie und aller Zeiten ist wohl die erste pythische Ode, gedichtet auf einen pythischen Sieg Hieron's von Syrakus, des Gründers der Stadt Aetna, des Siegers über die Karthager bei Himera und über die Etrusker bei Cumä, der aber an einer langwierigen Krankheit, am Steine, litt. Der Stadt Aetna hatte Hieron seinen Sohn Deinomenes als Vorsteher gegeben, der sie nach dorischer Verfassung und Gesetz regieren sollte. — An dieser Ode, obschon über den darin herrschenden Grundgedanken zwischen den namhaftesten Auslegern Uneinigkeit waltet, wird es gleichwohl angehen, den Charakter Pindarischer Composition anschaulich zu machen. Zu diesem Ende wollen wir ihren Inhalt kurzgefaßt vorausschicken, dann die verschiedenen Ansichten über den Grundgedanken des Gedichtes anführen, diesem hierauf unsere abweichende Meinung folgen lassen und endlich an einigen Theilen nachzuweisen versuchen, wie sie dem von uns dafür angesehenen Grundgedanken entsprechen und so sich zum Ganzen fügen. Der Inhalt ist folgender:

„Goldene Phorminx, Apollo's und der Musen gemeinsamer Besitz, auf die der Schritt der Tänzer und die Sänger horchen; du löschest den Blitz und es schläft auf dem Stabe des Zeus der Adler von den Strahlen (Tönen) deiner Saiten gebändigt; auch Ares verläßt den Krieg und erfreut sein Herz, denn auch die Götter bezaubert der Gesang. Was aber Zeus nicht liebt, das flieht vor den Musen, auf der Erde, im Meere und unter der Erde, wie der Götter Feind Typhos, der jetzt von Zeus gebändigt unter den Borden Italiens und Siciliens, indem der Aetna auf ihm lastet, auf schmerzhaftem Lager liegt und furchtbare Flammen ausspeit.“ (v. 1 — 28.)

„Möchte es gelingen, Zeus, dir zu gefallen, der du den Berg Aetna in Obhut hast, nach dem die Stadt den Namen trägt, die durch ihren Gründer jetzt ruhmvoll ausgerufen worden ist im Pythischen Siege. Eine gute Vorbedeutung künftiger Ehren. Apollo, segne diese Stadt und Volk noch ferner. Denn von den Göttern kommt den Sterblichen alle Weisheit, Kraft und Tugend.“ (v. 29 — 42.)

„Jenen Mann nun gedenke ich zu loben und dabei nicht über das Ziel zu treffen, mit weitem Wurf die Gegner aber zu besiegen. O brächte doch die ganze Zukunft so ihm Segen und Vergessen seiner Noth, so würde sie ihn wohl erinnern an seine einstige Tapferkeit im Kriege, wo er Ehren gewann, wie keiner der Hellenen sie pflückt. Jetzt freilich mußte er nach Art des Philoktetes kriegen. Der stolze Kumaner schmeichelte um seine Freundschaft. So haben einst die stolzen Atriden von Lemnos geholt den an der Wunde kranken Philoktetes. Der hat Troia besiegt und den Krieg beendigt, krank zwar, aber so wollte es das Verhängniß. Käme so auch dem Hieron hülfreich ein Gott, der ihn aufrichtete.“ (v. 43 — 57.)

„Muse, auch bei Deinomenes sollst du singen; ihn den Regenten von Aetna geht wohl an seines Vaters Sieg, der seinem Sohne diese Stadt Aetna gegründet hat mit der Freiheit und mit den Satzungen guter dorischer Ordnung, in der die Herakliden immer bleiben wollen, wie die Spartaner die kriegsberühmten.“ (v. 58 — 66.)

„Zeus, gib den Bürgern von Aetna immer solches Glück und ihren Fürsten. Mit deiner Hülfe kann sie der fürstliche Vater und sein Sohn zur Ehre und zur einträchtigen Ruhe führen. Verleihe, daß Ruhe halten daheim der Punier und der Etrusker, da sie vor Cumä erfahren das Verderben ihrer Flotte; wo der Syrakusier Fürst ihre Jugend von den Schiffen ins Meer warf und Hellas aus der Knechtschaft rettete.“ (v. 67 — 75.)

„Bei Salamis erwarben die Athener Ruhm, vor dem Kithäron bei Platää die Spartaner, da die Meder erlagen, bei Himera Hieron und seine Brüder, da die feindlichen Männer fielen. Mit kurzem Ausdruck viel zusammenfassend entgeht man eher dem Tadel der Menschen und dem Neide, der leicht die Herzen der Bürger beschleicht ob

n Guten. Gleichwohl, Neid ist besser als
, man soll das Schöne nicht verschweigen.
— 86.)
gerecht als Regent; sei wahrhaft; ein
gilt als groß von einem Könige; für bei-
ıast du viele sichere Zeugen. Bleib deinem
treu, und wenn du süße Nachrede liebst,
großherzig und freigebig und traue nicht
ewinn, den dir Schmeichler zeigen. Der
hm allein richtet über das Leben Hinge-
ner durch den Mund der Geschichtskundigen
r Sänger. Des Krösos liebreiche Tugend
icht vergessen; vom grausamen Phalaris
rabscheuende Sage, nicht wird er aufge-
n in ein liebliches Lied. Wer Wohler-
ınd guten Ruf vereinigt, hat den höchsten
(v. 87 — zu Ende.)
wäre im Auszuge der Inhalt des Liedes.
n ersten Anblick wird der Faden des Zu-
nhanges nicht klar, sondern das Lied scheint
elne Partien zu zerfallen, von denen zwar
uch abgesondert genommen, ausgezeichnet
rrlich ist, aber dennoch fühlt man nicht
Befriedigung, bis man den Zusammenhang
t, der sich in dem Grundgedanken finden
auf dem die schönen Theile sich zum Gan-
ıließen.
Ich glaubte ihn in Folgendem gefunden zu
„Hieron, nach Beendigung der Kriegs-
hege du die Poesie in der neugegründeten
die durch der Lieder Glanz zu verherr-
ist. Gibst du der Poesie durch edles Thun
ilde Regierung Stoff zum Lobe, so wirst
ten Ruhm erlangen." Dissen findet den
edanken in einer Entgegensetzung der
chen Götter und des Typhos im Tartarus,
tet daraus vielfache Ermahnungen an Hieron
Hermann aber *opuscc.* VII, 110 ff. be-
beide Meinungen und stellt als Grundge-
Folgendes auf: „Phorminx, besinge die
Aetna, die Hierons Sieg verherrlicht hat,
ınsche ihr Eintracht, Frieden, Gedeihen
rechte und Freiheit ehrende Regierung."
ı muß zugeben, daß das, was Hermann
ich im Liede finde, aber eine andere Frage
ob es der Grundgedanke sei. Offenbar
ı ist das ja nur das Aeußere, das doch mit
Innern verbunden und auf einer tiefer lie-
Grundlage basirt sein muß. Jedes Ge-
itsgedicht, was ja die Epinikien sind, wenn
auch ganz oberflächlich an dem Aeußern
ird doch, um gut und poetisch zu sein,
ırgen, daß dieses Aeußere auf dem Grunde
nnern und tiefern Gedankens ruhe. Für
dieses Innere aber können wir die beigesetzten Wünsche nicht gelten lassen, denn auch diese Wünsche müssen auf einem innern Gedanken beruhen. Wir wagen es also, dem hochverehrten Manne, der sonst auch im Pindar so oft das Richtige vortrefflich gezeigt hat, zu widersprechen.

Hermann sagt: Pindar redet seine Phorminx an. Aber bevor er spricht „singe", schildert er ihre Macht. Jetzt, wo wir erwarten, daß das „singe" folgen sollte, steht dafür: „Möchte es gelingen, dir Zeus zu gefallen, der du den Aetna behütest, nach dem die Stadt benannt ist, die Hieron's Sieg verherrlicht hat," d. i. singe den Zeus u. s. w. — Es muß auffallen, daß diese Worte [1]) nach Hermann in einem so engen Sinne interpretirt werden sollen, daß sie gleichsam nur bedeuten: „Leier, singe ein dem Zeus angenehmes Lied." Man erwartet etwas mehr, und eine umfassendere Bedeutung dieser Worte um so eher, als der Contrast mit dem unmittelbar Vorausgehenden etwas Größeres erheischt. Voraus nämlich gieng das gewaltige Bild vom Toben des Aetna, unter dem der Götterfeind Typhos von Zeus gefesselt gräßliche Qualen duldet. Dies fordert eine höhere Bedeutung der fraglichen Worte.

Die Macht der Musik, die selbst unter den Göttern bezaubernd wirkt, die den nie rastenden Blitz einschläfert und den Ares entwaffnet, die nur von den Unholden verabscheut wird, die Zeus in martervolle Fesseln legte, führt von Eingang an auf einen andern Grundgedanken. Dasselbe thut das Gebet: „Mög' es gelingen, Zeus, dir zu gefallen." Dasselbe thut weiter die Erwähnung der dorischen Ordnung und Freiheit, in der Aetna gegründet ist. Auf denselben Grundgedanken führt ferner der Wunsch für den Frieden und für die Eintracht der Aetnäer im Innern, und für die Ruhe vor den gedemüthigten stolzen Feinden von Außen. Eben darauf führt ferner die Erwähnung von Salamis, Platää und Himera, wo der Barbaren übermüthige Fluth gebrochen wurde. Eben dasselbe endlich die Erinnerung an den in freundlichem Andenken stehenden Krösos und an den verabscheuten Namen des grausamen Phalaris. Wir glauben bei Ansicht dieser hervorragenden überall zu Einem führenden Momente werde der Leser von selbst mit uns darauf gerathen, der Hauptgedanke sei: „Die Harmonie, die schöne Ruhe der Ordnung in der Natur, im sittlichen Leben und im Staate ist dem Zeus lieb und steht unter seinem Schutze; die rohe und wilde, der Ordnung widerstrebende Gewalt schlägt er." Es ist ein ähnlicher Gedanke, wie ihn Horaz Od. III, 4. von der Mitte des Liedes an durchführt,

freilich nicht so aus der Größe der unmittelbaren Umgebung geschöpft, wie Pindar, und darum auch nicht so erhaben.

Betrachten wir nun, wie um diesen Gedanken, der nirgends direct ausgesprochen wird, aber überall künstlerisch das Ganze durchzieht, an den einzelnen Stellen herausschaut und das Einzelne verbindet, sich die Gruppen lagern. Was soll die anakoluthe Anrede an die Leier? Nichts anderes als: Leier, die du den Gesang beherrschest, du bist auch den Göttern angenehm, und darum wird durch dich das Fest würdig gefeiert.

Pindar geht vom Nächsten aus. Die Leier ist es, die das Fest beherrscht, die mit ihren Zeichen den Schritt der Tänzer und den Gesang lenkt. Sie ist Schöpferin der Ordnung, der milden Regel, der schönen Harmonie. Sie ist das Eigenthum Apollo's und der Musen, deren Kunst selbst die Elemente besänftigt und den wilden Kriegsgott zähmt. Zeus, der schützende Gott der höchsten Ordnung, ist Gönner der durch Harmonie beschwichtigenden und bezaubernden Musik. Dagegen alles Frevelhafte und Gesetzlose in der Natur und in der Dämonenwelt, Alles, was dem Zeus Feind ist, ist es auch der Harmonie, wie der Typhos unter dem Aetna, ein Bild, das für ein in Sicilien gesungenes Lied eben so passend als imposant aus dem Nächsten geholt ist.

Mit den großartigsten Zügen hat Pindar das furchtbar Schöne dieses Naturschauspiels dargestellt. Erschüttert durch die Strafen des Ungeheuers und ergriffen von der Macht des höchsten Gottes, die sich darin sichtbar zeigt, bebt er gleichsam und betet. »Möge es gelingen, Zeus, dir zu gefallen!« — Wir glauben, aus diesem Zusammenhang lasse sich erkennen, daß Pindar dieses Gebet nicht nur für sein Lied spricht, sondern für Alle, die die Feier angeht, für Hieron, für Deinomenes und für die Stadt. An ihnen Allen, wünscht er, möge Zeus sein Wohlgefallen haben, der höchste Ordner, dessen Macht so nahe auf dem Berge wirkt, an dessen Fuße die Stadt liegt, die Hieron mit dem pythischen Siege namhaft gemacht hat. Daraus nun die gute Vorbedeutung und das Gebet an Apollo um fernern Segen für die Stadt. Diese Anrede an Apollo [2]) knüpft sich zunächst an die Erwähnung des pythischen Siegs, sie ist aber gewissermaßen auch im Eingang vorbereitet durch das Lob der Musik, der Apollo vorsteht.

Dem Gebet an die beiden Götter schließt sich der Gedanke an: alles Schöne und Große haben die Menschen von den Göttern, und daran hängt sich ungezwungen der Wunsch des Dichters, den Hieron, den von den Göttern gesegneten, zu preisen; dann das Lob des Fürsten, sein Kriegsruhm und endlich der milde Trost für seine Krankheit, den er durch das erquickende Gegenbild des Philoktetes reicht. Zum Schlusse der Wunsch: möge auch so dem Hieron ein Gott helfen, wie einst dem Philoktetes.

Nach dieser der Persönlichkeit Hieron's gewidmeten und leicht sich anfügenden Digression hebt der Dichter den Hauptgedanken wieder stärker hervor dadurch, daß er sich an Deinomenes wendet, der Aetna regiert, die Stadt, die in dorischer Satzung und Freiheit schöne Ordnung und Harmonie genießt, welche die Herakliden groß macht und auf welche die Spartaner stolz sind. Darauf das Gebet an Zeus, den Beschützer und Erhalter der Ordnung, daß der Stadt Recht und Freiheit, Ordnung und Eintracht sowohl im Innern bleibe, als auch vor den äußern Feinden, deren stolzen wilden Andrang Hieron gedämpft hat. Nun die ruhmvolle Parallele, da Hieron für das Hellenenthum im Westen das gethan, was mit unsterblichem Ruhm im Osten Athen und Sparta an den mit ungeheurer Uebermacht drohenden Barbaren. Auch hier der Sieg der schönen Ordnung über die rohe Gewalt, wie Zeus gesiegt hat über die wilden Giganten. Diese Parallele ist nun allerdings mit ausdrücklichen Worten im Gedicht nicht ausgesprochen, wohl aber angedeutet [3]). Sie klingt nach aus dem Eingang, und zwar desto sicherer, je größere Mittel der Dichter aufgeboten hatte, um den Eindruck desselben stark und erschütternd zu machen. Daß aber der Dichter diese Beziehung nahe legen wollte, glauben wir nachweisen zu können. Auf des Ungeheuers Brust lasten die beiden Vulkane, nach v. 18 und 19. »Die meerumzäunten Borde oberhalb Cumä« und Sicilien mit seinem Aetna. Wie aber von diesen Worten aus sich die mächtige Vorstellung in das Gemüth des Zuhörers eingesenkt hat, so wird dieselbe unwillkürlich wieder auftauchen später, wo der Name Cumä genannt wird als der Ort, wo Hieron's Flotte die tyrsenische Flotte demüthigte (v. 72), und bald darauf (v. 79), wo das Gegenstück zu diesem Kampfe in Sicilien, die Schlacht gegen die Karthager bei Himera, erwähnt wird. Zufällig ist dieses Parallelisiren bei dem wohlberechnenden Dichter gewiß nicht, wohl aber ist bewunderungswürdig seine Kunst, mit der er nur die Elemente zur Combination hinlegt und die Anwendung der materiellen gleichsam zu sinnlichen Mittel, mit Worten darauf hinzuzeigen, behutsam vermeidet, aber dafür sorgt, daß sich die Parallele in der Vorstellung des Hörers von selbst erzeuge, und

zarter die Idee gleichsam mit geistigen
weckt und hervorruft.
ı jenem durch Kürze und Kraft ausge-
len Lobe folgen die trefflichen auf das Heil
·sten und die Wohlfahrt des Volkes zielen-
·mahnungen mit der Hinweisung auf das
der Nachwelt, welche mit den beiden con-
ıden Beispielen des Krösos und des Pha-
hließen. Bedeutungsvoll, mit Beziehung auf
edanken sowohl als auf das, was, wie im
ɟe gesagt ist, der Musik widerstreitet,
ı von Phalaris, dem Unholde unter den
en, ihn nehmen die Phormingen und die
ɘ der Knaben nicht auf in ihre Gesell-

sehen also, daß das, was wir als Haupt-
ɜn bezeichnet haben, in mannigfaltigen
ıen wiederkehrt, wie das Thema in seinen
ıuen. Während er zwar vom Dichter mit
nirgends direct ausgesprochen wird, ist
ıhwohl das Centrum, um das sich die ein-
zelnen Partien schließen. Auf diesem Grunde nun gewinnt das Lob des Zeus, gewinnen die Thaten des Hieron und die Wünsche für ihn, für seinen Sohn und für die Stadt, gewinnen selbst die Ermahnungen und Zusprüche eine tiefere und schönere Bedeutung. Denn sie sind eingeschlossen in die große Idee, daß alles Streben nach Schönem, nach Harmonie und Ordnung im Staat und im sittlichen Leben ein dem Zeus, dem höchsten Hüter der Ordnung, wohlgefälliges und von der Götter Huld gesegnetes ist.

[1]) V. 29. *εἴη, Ζεῦ, τὶν εἴη ἀνδάνειν.*

[2]) Sie geschieht im pythischen Liede nach Brauch, und ich sehé nicht ein, warum Hermann *opp.* VII, 115. von Apollo sagt: *qui si erat omnino invocandus.*

[3]) Wir bemerken übrigens, daß Hermann *opp.* VII, 156 ff. selbst darauf aufmerksam gemacht hat, dass P. VIII. der Angriff der Perser auf Hellas durch die stürmenden Giganten Porphyrion und Typhoeus angedeutet wird.

---

162. Aeschylus. Sophokles. Euripides.

W. von Schlegel, Vorlesungen über dramat. Kunst und Litteratur [1809]; Werke V. S. 89—94, 112—118, 131—134.)

tragische Styl (das Wort im Sinne der
en Kunst genommen, nicht bloß auf die
art angewandt) des Aeschylus ist groß,
, und nicht selten hart; im Styl des So-
ist vollendetes Ebenmaß und harmonische
ı; der Styl des Euripides ist weich und
ausschweifend in seiner leichten Fülle, er
las Ganze glänzenden Stellen auf. Nach
alogien, welche die ungestörte Entwicke-
er schönen Künste unter den Griechen
darbietet, kann man die Epochen der tra-
Kunst mit denen der Sculptur vergleichen.
lus ist der Phidias der tragischen Kunst,
les ihr Polyklet, Euripides ihr Lysipp.
schuf erhabene Götterbilder, aber er lieh
ıoch die fremdartige Pracht des Stoffes; er
ihre majestätische Ruhe mit Abbildungen
valtsamsten Kämpfe in strengen Umrissen.
t brachte es in den Verhältnissen zur Voll-
ıheit, weswegen eine seiner Statuen die
ler Schönheit genannt ward.. Lysipp that
feurigen Bildnissen hervor, aber zu seiner
r die Sculptur schon von ihrer ursprüng-
Bestimmung abgewichen, und suchte mehr
iz der Bewegung und des Lebens auszu-
drücken, als daß sie auf das Ideal der Formen gegangen wäre.

Aeschylus ist als der Schöpfer der Tragödie zu betrachten: in voller Rüstung, wie Pallas aus dem Haupte des Jupiter, sprang sie aus dem seinigen hervor. Er bekleidete sie würdig, und gab ihr einen angemessenen Schauplatz, er erfand den scenischen Pomp, er belehrte nicht nur den Chor im Gesang und Tanz, sondern trat selbst als Schauspieler auf. Er entfaltete zuerst den Dialog, und beschränkte den lyrischen Theil der Tragödie, der jedoch bei ihm oft noch eine zu große Stelle einnimmt. Die Charaktere entwirft er mit wenigen kühnen und starken Zügen. Seine Plane sind äußerst einfach: er verstand es noch nicht, eine Handlung reich und mannigfaltig zu gliedern, und ihre Verwickelung und Auflösung in abgemessene Fortschritte einzutheilen. Daher entsteht oft ein Stillstand, den er durch allzu gedehnte Chorgesänge noch fühlbarer macht. Aber alle seine Dichtungen offenbaren ein hohes und ernstes Gemüth. Nicht die sanfteren Rührungen, der Schrecken herrscht bei ihm: das Haupt der Medusa wird den erstarrenden Zuschauern entgegen gehalten. Seine Behandlung des Schicksals ist

äußerst herbe: in seiner ganzen düstern Herrlichkeit schwebt es über den Sterblichen. Der Kothurn des Aeschylus hat gleichsam ein ehernes Gewicht: lauter riesenhafte Gestalten schreiten darauf einher. Es scheint ihm fast Ueberwindung zu kosten, bloße Menschen zu schildern: Götter läßt er häufig auftreten, am liebsten Titanen, jene älteren Götter, welche die dunklen Urkräfte der Natur bedeuten, und vorlängst in den Tartarus unter die heiter geordnete Welt hinunter gestoßen sind. Nach dem Maße seiner Personen sucht er die Sprache selbst, die sie führen, riesenmäßig anzuschwellen. Daraus entstehen schroffe Zusammensetzungen, Ueberladung mit Beiwörtern, im Lyrischen oft Verschlungenheit der Wortfügungen, und daraus große Dunkelheit. In der ganz einzigen Seltsamkeit seiner Bilder und Ausdrücke ist er dem Dante und Shakspeare ähnlich. Doch fehlt es diesen Bildern nicht an den furchtbaren Grazien, welche die Alten überhaupt am Aeschylus rühmen.

Aeschylus blühete recht in der ersten Kraft der geretteten griechischen Freiheit, von deren Gefühl er stolz durchdrungen zu sein scheint. Er hatte die größte und glorreichste Begebenheit Griechenlands, die Besiegung, ja Vertilgung der persischen Uebermacht unter Darius und Xerxes als Augenzeuge erlebt, und in den denkwürdigen Schlachten von Marathon und Salamis mit ausgezeichneter Tapferkeit gefochten. In den Persern hat er den Triumph, welchen er mit erkämpfen half, durch einen Umweg besungen, indem er nämlich den Sturz der persischen Herrlichkeit und die schmähliche Rückkehr des kaum entflohenen Monarchen zu seinem Königssitz schildert. Er beschreibt darin mit den lebendigsten Farben die Schlacht bei Salamis. In diesem Stück, und in den Sieben vor Thebe strömt eine kriegerische Ader; die persönliche Neigung des Dichters zum Heldenleben schimmert unverkennbar hindurch. Sinnreich hat der Sophist Gorgias gesagt, dieses letztgenannte große Schauspiel habe Mars statt des Bacchus ihm eingegeben; denn Bacchus war der Schutzgott der tragischen Dichter, nicht Apollo, was auf den ersten Blick befremdlich scheint; allein wir müssen uns erinnern, daß jener nicht bloß der Gott des Weins und der Freude, sondern der höheren Begeisterung war.

Unter den übrig gebliebenen Stücken des Aeschylus haben wir, was unendlich merkwürdig ist, eine vollständige Trilogie. Die antiquarische Notiz von den Trilogien ist diese, daß in der älteren Zeit die Dichter nicht mit einem einzigen Stücke um den Preis kämpften, sondern mit dreien, die jedoch nicht immer durch ihren Inhalt zusammenhiengen, denen noch ein viertes satyrisches Drama angehängt ward. Alles dies wurde an Einem Tage nach einander aufgeführt. In Bezug auf die tragische Kunst ist der Begriff einer Trilogie so zu fassen, daß eine Tragödie freilich nicht ins Unbestimmte verlängert und fortgesetzt werden kann, wie zum Beispiel das homerische Heldengedicht, dem man ganze Rhapsodien angehängt hat; dazu ist jene zu selbständig in sich geschlossen. Unbeschadet dessen lassen sich jedoch mehrere Tragödien vermöge eines gemeinsamen durch ihre Handlungen hindurchgehenden Verhältnisses zu einem großen Cyklus oder Kreislauf verknüpfen. Auch die Beschränkung auf die Zahl drei ist dabei wohl befriedigend zu erklären. Es ist nämlich Satz, Gegensatz und Vermittelung. Der Vortheil dieser Verknüpfung war, daß aus der Betrachtung der zusammengestellten Geschichten eine vollständigere Befriedigung hervorgieng, als durch die einzelne Handlung zu erreichen möglich war. Uebrigens konnten die Gegenstände der drei Tragödien in der Zeit weit auseinander liegen, oder auch unmittelbar aufeinander folgen.

Die drei Stücke dieser äschylischen Trilogie, die unter dem Namen der Orestie zusammengefaßt wurde, sind Agamemnon, die Choëphoren oder nach unserer Art zu benennen, Elektra, und die Eumeniden oder Furien. Der Gegenstand des ersten ist die Ermordung des Agamemnon durch Klytämnestra bei seiner Heimkehr von Troja. In dem zweiten rächt Orestes seinen Vater, indem er seine Mutter ermordet: *facto pius et sceleratus eodem*. Diese That, wiewohl auf mächtige Bewegungsgründe vollbracht, ist dennoch der natürlichen und sittlichen Ordnung zuwider. Orest ist zwar als Fürst zur Ausübung der Gerechtigkeit auch in seiner eigenen Familie berufen, aber er muß sich verkleidet in die Wohnung des tyrannischen Usurpators seines Thrones einschleichen, und meuchelmörderisch zu Werke gehen. Das Andenken seines Vaters spricht ihn los, aber wie Klytämnestra auch den Tod verdient habe, die Stimme des Blutes klagt ihn innerlich an. Dies wird in den Eumeniden als ein Zwist unter Göttern vorgestellt, wovon die einen die That des Orestes gutheißen, die andern ihn verfolgen, bis die göttliche Weisheit unter der Gestalt der Pallas die beiderseitigen Rechte ausgleicht, Frieden stiftet, und der langen Reihe von Verbrechen und Rachübungen, welche das atreïsche Königshaus verwüstet haben, ein Ende macht.

ıen dem ersten und zweiten Stücke ver-
beträchtlicher Zeitraum, während des-
. zum Manne heranwächst. Das zweite
e hingegen schließen sich in der Zeit
ar aneinander. Orest flüchtet sogleich
nordung seiner Mutter gen Delphi, wo
u Anfang der Eumeniden finden.
lem der beiden ersten Stücke ist eine
ng auf das folgende sichtbar. Im Aga-
weissagt Kassandra und der Chor am
der übermüthigen Klytämnestra und ih-
ilfen Aegisthus die künftige Vergeltung
n Orest. In den Choëphoren findet Orest
nach Vollbringung der That keine Ruhe,
n seiner Mutter fangen an, ihn zu ver-
ınd er verkündigt seinen Vorsatz, gen
ı flüchten.
usammenhang ist also einleuchtend, und
nte die drei Stücke, welche ja auch in
ührung verknüpft wurden, als eben so
eines einzigen großen Dramas betrach-
erwähne dies, um der Rechtfertigung
res und anderer neuen Dramatiker dar-
ß sie einen größeren Kreis menschlicher
e in Eine Darstellung zusammengefaßt,
ı vorzugreifen, weil man jenen eben das
ȝ Beispiel der Alten entgegenstellt. . . .
ıkles fällt mit seinem Geburtsjahre zwi-
n seines Vorgängers und des Euripides
e Mitte hinein, so daß er etwa ein hal-
schenalter von jedem absteht; die An-
mmen nicht ganz überein. Von beiden
er den größten Theil seines Lebens hin-
itgenosse. Mit Aeschylus hat er häufig
tragischen Epheukranz gerungen, und
pides, der doch gleichfalls ein hohes Al-
ıhte, hat er noch überlebt. Es scheint,
· gütige Vorsehung an diesem einzigen
lem Menschengeschlechte, um im Sinne
ı Religion zu sprechen, die Würde und
ıseligkeit seines Looses offenbaren wollte,
ihm zu allem Göttlichen, was das Gemüth
Geist schmücken und erheben kann, auch
ıklichen Segnungen des Lebens verlieh. Von
ınden und angesehenen Eltern, als freier
les gebildetsten Staates von Griechenland
zu sein, dies waren nur die ersten Vor-
ngen dazu. Schönheit des Leibes wie
ȝ, und ungestörter Gebrauch von beider
in vollkommener Gesundheit bis an das
Ziel des menschlichen Lebens, eine Er-
in der gewähltesten Fülle der Gymnastik
ik, deren jene so mächtig war, schönen
ıgen Energie, diese, Harmonie zu er-
theilen; die süße Blüthe der Jugend, und die reife Frucht des Alters; der Besitz und ununterbrochene Genuß der Poesie und Kunst, und die Ausübung heiterer Weisheit; Liebe und Achtung unter den Mitbürgern, Ruhm im Auslande, und das Wohlgefallen und die Gnade der Götter: dies sind die allgemeinsten Züge von der Geschichte dieses frommen heiligen Dichters. Es ist, als ob die Götter, unter denen er sich besonders dem Bacchus als dem Geber aller Freude und dem Bildner des vormals rohen Menschengeschlechtes durch Darstellung seiner tragischen Festspiele frühzeitig widmete, gewünscht hätten, ihn unsterblich zu machen, so lange schoben sie seinen Tod hinaus; und da dies nicht möglich war, lösten sie sein Leben wenigstens so gelinde als möglich, um ihn unvermerkt eine Unsterblichkeit mit der andern, die lange Dauer seines irdischen Daseins mit der Unvergänglichkeit seines Namens vertauschen zu lassen. Als ein Jüngling von sechszehn Jahren wurde er wegen seiner Schönheit gewählt, dem Chor der Jünglinge, welche nach der Schlacht bei Salamis (in welcher Aeschylus mitgefochten und sie herrlich geschildert) den Päan um die aufgerichtete Trophäe aufführten, nach griechischer Sitte auf der Leier spielend vorzutanzen; so daß die schönste Entfaltung seiner Jugendblüthe mit der glorwürdigsten Epoche des athenischen Volkes in demselben Moment zusammentraf. Ein Feldherrnamt verwaltete er zugleich mit Perikles und Thukydides, schon dem Greisenalter näher; ferner das Priesterthum eines einheimischen Heroen. Im fünfundzwanzigsten Jahre fieng er an, Tragödien aufzuführen; zwanzigmal erwarb er den Sieg, öfter die zweite Stelle, niemals die dritte; in dieser Bemühung fuhr er mit zunehmendem Gelingen fort, bis über sein neunzigstes Jahr hinaus, ja vielleicht rühren aus dieser späten Zeit einige seiner größten Werke her. Man hat die Sage, er sei von einem älteren Sohn oder Söhnen verklagt worden, weil er einen Enkel von einer anderen Gattin zärtlicher liebte, als sei er vor Alter kindisch geworden, und nicht mehr im Stande, sein Vermögen zu verwalten. Er habe statt aller Vertheidigung den Richtern seinen so eben gedichteten Oedipus in Kolonos oder, nach Anderen, den herrlichen Chorgesang daraus, welcher Kolonos, seinen Geburtsort, verherrlicht, vorgelesen, und hierauf seien die Richter ohne Weiteres bewundernd auseinander gegangen, und man habe ihn im Triumph nach Hause begleitet. Wenn es gegründet ist, daß er den eben genannten zweiten Oedipus so spät geschrieben, wie selbiger denn in der Entfernung von allem herben Unge-

stüm der Jugend, in der reifen Milde die Spuren davon an sich trägt, so gewährt uns dies das Bild zugleich des liebenswürdigsten und ehrwürdigsten Alters. Wiewohl die abweichenden Sagen von seiner Todesart fabelhaft scheinen, so stimmen sie doch darin überein, und haben auch diese wahrhafte Bedeutung, daß er mit seiner Kunst oder etwas darauf Bezug Habendem beschäftigt ohne Krankheit verschieden sein soll; daß er also, wie ein grauer Schwan des Apollo sein Leben in Gesängen ausgehaucht. So achte ich auch die Geschichte, wie der lacedämonische Feldherr, welcher den Ort seiner väterlichen Begräbnisse verschanzt hatte, durch eine doppelte Erscheinung des Bacchus angemahnt worden sei, die Beerdigung des Sophokles daselbst zu gestatten, und deshalb einen Herold an die Athener gesandt, für wahrhaft; sowie Alles, was dazu dient, die verklärte Ehrwürdigkeit dieses Mannes ins Licht zu stellen. Fromm und heilig nannte ich ihn in seinem eigenen Sinne. Aber wiewohl seine Werke ganz die antike Großheit, Anmuth und Einfalt athmen, ist er dennoch unter allen griechischen Dichtern derjenige, dessen Empfindungen am meisten Verwandtschaft mit dem Geiste unsrer Religion haben.

Nur Eine Naturgabe war ihm versagt: eine tönende Stimme zum Gesange. Er konnte nur die harmonischen Ergießungen anderer Stimmen veranlassen und lenken, und soll daher auch die vorher bestehende Sitte, daß der Dichter in seinen Stücken selbst mitspielte, für sich aufgehoben, und nur ein einziges Mal (wieder ein sehr bedeutender Zug) als der Sänger Thamyris erscheinend die Cither gespielt haben.

Insofern Aeschylus, welcher die tragische Poesie von der ersten Rohheit zu der Würde seines Kothurns ausgebildet hatte, ihm vorangieng, steht Sophokles in einem historischen Kunstverhältnisse zu ihm, worin ihm allerdings die Unternehmungen jenes ursprünglichen Meisters zu statten kamen, so daß Aeschylus als der entwerfende Vorgänger, Sophokles als der vollendete Nachfolger erscheint. Die kunstreichere Verfassung der Dramen des letztgenannten ist leicht zu bemerken: die Einschränkung des Chores im Verhältniß zum Dialog, die Ausbildung der Rhythmen und der reinen attischen Diction, die Einführung mehrerer Personen, die reichere Verknüpfung der Fabeln, die Vermannigfaltigungen der Vorfälle, und die vollständigere Entwickelung, das ruhigere Festhalten aller Momente der Handlung, und die mehr theatralische Heraushebung der entscheidenden, die vollkommnere Abrundung des Ganzen, auch schon äußerlich betrachtet. Allein es ist noch etwas Anderes, wodurch er den Aeschylus überstrahlt, und die Gunst des Schicksals verdiente, einen solchen Vorgänger gehabt zu haben, und mit ihm an denselben Gegenständen zu wetteifern: ich meine die innere harmonische Vollendung seines Gemüths, vermöge deren er jede Pflicht des Schönen aus Neigung erfüllte, und dessen freier Trieb von einem bis zur Durchsichtigkeit klar gewordenen Selbstbewußtsein begleitet war. An Kühnheit den Aeschylus zu übertreffen, dürfte unmöglich sein: ich halte aber dafür, daß Sophokles nur wegen seiner weisen Mäßigung weniger kühn erscheint, da er überall mit größtem Nachdruck zu Werke geht, ja vielleicht mit durchgeführterer Strenge; wie ein Mensch, der seine Grenze genau kennt, innerhalb derselben desto zuversichtlicher auf seinen Rechten besteht. Wie Aeschylus gern Alles in die Empörungen der titanischen Urwelt hinausspielt, so scheint Sophokles sich hingegen der Göttererscheinungen nur nothwendigerweise zu bedienen: er bildete Menschen, wie das Alterthum allgemein eingestand, besser, das heißt nicht, sittlicher und fehlerfreier, sondern schöner und edler als die wirklichen, und indem er Alles in dem menschlichsten Sinne nahm, fiel ihm zugleich die höhere Bedeutung zu. Allem Anscheine nach ist er auch in der scenischen Ausschmückung gemäßigter gewesen als Aeschylus, hat vielleicht gewähltere Schönheit, aber nicht so kolossalen Pomp wie dieser gesucht.

Als charakteristisch haben die Alten an diesem Dichter die angeborne Süßigkeit und Anmuth gepriesen, wegen deren sie ihn die attische Biene nannten. Wer zum Gefühl dieser Eigenschaft hindurch gedrungen ist, der darf sich schmeicheln, daß ihm der Sinn für die antike Kunst aufgegangen sei, denn die heutige Empfindsamkeit möchte, weit entfernt in jenes Urtheil einstimmen zu können, vielmehr in den sophokleischen Tragödien, sowohl was die Darstellung körperlicher Leiden betrifft, als in den Gesinnungen und Anordnungen, Vieles unerträglich herbe finden.

Im Verhältniß zu der großen Fruchtbarkeit des Sophokles, da er nach Einigen hundert und dreißig Stücke geschrieben haben soll (wovon aber der Grammatiker Aristophanes siebzehn für unecht erklärte), nach den mäßigsten Angaben achtzig, ist uns freilich von ihm wenig übrig geblieben, da wir nur sieben haben. Doch hat uns der Zufall dabei gut bedacht, indem sich hierunter verschiedene finden, die bei den Alten als seine vorzüglichsten Meisterwerke anerkannt waren, wie

gone, die Elektra, und beide Oedipus;
d sie ziemlich unverstümmelt und mit
beuem Text auf uns gekommen. Von
eren Kunstrichtern ist ohne Grund mei-
· erste Oedipus, und der Philoktetes vor
ıdern bewundert worden: jener wegen
tlerischen Verwickelung, bei welcher die
che, selbst die Neugierde spannende Ka-
ı (welches letzte in den griechischen Tra-
ɔ selten der Fall ist) unvermeidlich durch
ge unter einander zusammenhängender
ungen herbeigeführt wird; dieser wegen
terhaften Charakteristik und der schönen
ze zwischen den drei Hauptfiguren, neben
achen Bau des Stückes, da bei so weni-
onen Alles aus den wahrsten Triebfedern
t ist. Aber die Tragödien des Sophokles
fast jede durch eigenthümliche Vorzüge.
ıtigone ist der Heroismus in der reinsten
keit dargestellt, im Ajax das männliche
ıl in seiner ganzen Stärke; die Elektra
sich durch Energie und Pathos aus; im
zu Kolonos herrscht die mildeste Rüh-
ıd es ist über das Ganze die größte An-
rbreitet. Den Werth dieser Stücke gegen
zu wägen, unternehme ich nicht: doch
ich, daß ich eine besondere Vorliebe für
tgenannte Stück hege, weil es mir die
hkeit des Sophokles am meisten auszu-
scheint. Da dieses Stück überhaupt der
ichung von Athen, und seines Geburts-
insbesondere gewidmet ist, so scheint
ıch mit besonderer Liebe gearbeitet zu
. .
ı man den Euripides für sich allein be-
ohne Vergleichung mit seinen Vorgän-
ɜnn man manche seiner besseren Trauer-
und in anderen einzelne Stellen ausson-
muß man ihm außerordentliche Lob-
ertheilen. Stellt man ihn hingegen in
ammenhang der Kunstgeschichte, sieht
seinen Stücken immer auf das Ganze,
derum auf sein Streben überhaupt, das
len auf uns gekommenen sämmtlich offen-
kann man nicht umhin, ihn vielfältig und
zu tadeln. Von wenigen Schriftstellern
mit Wahrheit so viel Gutes und Uebles
Er war ein unendlich sinnreicher Kopf,
ıannigfaltigsten Künsten des Geistes ge-
ıber einer Fülle von glänzenden und lie-
ligen Eigenschaften stand bei ihm nicht
ıbene Ernst des Gemüthes, noch die
ünstlerische Weisheit ordnend vor, die
Aeschylus und Sophokles verehren. Er
strebt immer nur zu gefallen, gleichviel durch welche Mittel. Darum ist er sich selbst so ungleich; manchmal hat er hinreißend schöne Stellen, andere Male versinkt er in wahre Gemeinheiten. Bei allen seinen Fehlern besitzt er eine wunderwürdige Leichtigkeit, und einen gewissen einschmeichelnden Reiz.

Diese Vorerinnerung hielt ich für nöthig, da man mir sonst wegen des Folgenden vorwerfen möchte, ich wechsle nach Gutdünken Maß und Gewicht, da ich in einer eignen Schrift (*Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide. Paris* 1807) die Vorzüge des euripideischen Hippolytus im Vergleich mit Racines Nachbildung zu entwickeln mich bemüht habe. Dort heftete ich meine Aufmerksamkeit auf das Einzelne, und zwar an einem der vorzüglichsten Werke dieses Dichters; hier gehe ich von den allgemeinsten Gesichtspuncten und den höchsten Kunstforderungen aus, und muß meine Begeisterung für die alte Tragödie, damit sie nicht als blind und übertrieben erscheine, durch scharfe Prüfung der Spuren von Ausartung und Verfall rechtfertigen.

Man kann die Vollkommenheit in der Kunst und Poesie mit dem Gipfel eines steilen Berges vergleichen, wo sich eine hinaufgewälzte Last nicht lange erhalten kann, sondern sogleich an der anderen Seite unaufhaltsam wieder hinunter rollt. Dies geht nach den Gesetzen der Schwere schnell und mit Leichtigkeit vor sich, es sieht sich bequem mit an, denn die Masse folgt ihrem natürlichen Hange; während das mühsame Hinanstreben ein gewissermaßen peinlicher Anblick ist. Daher kommt es z. B., daß Malereien aus den Zeiten des Verfalles der Kunst dem Auge der Ungelehrten weit besser gefallen als die, welche dem Zeitpuncte ihrer Vollendung vorangehen. Der echte Kenner hingegen wird die Gemälde der Zuccheri und anderer, welche den Ton angaben, als die großen Schulen des sechszehnten Jahrhunderts in leere oberflächliche Manier ausarteten, an innerem Werth unendlich tief unter die Werke eines Mantegna, Perugino und ihrer Zeitgenossen stellen. Oder man denke sich auch die höchste Vollendung der Kunst als einen Brennpunct; in gleicher Entfernung diesseits und jenseits desselben nehmen die gesammelten Strahlen einerlei Raum ein; aber an dieser Seite streben sie zu einer gemeinschaftlichen Wirkung zusammen, an jener fliehen sie bis zur gänzlichen Zerstreuung auseinander.

Wir haben noch einen besonderen Grund, die Ausschweifungen dieses Dichters ohne Schonung zu rügen; nämlich, daß unser Zeitalter an ähn-

lichen Gebrechen krankt, als die waren, welche dem Euripides unter seinen Zeitgenossen so viel Gunst, wenn auch nicht gerade Achtung verschafften. Wir haben eine Menge Schauspiele erlebt, die an Gehalt und Form zwar unermeßlich tief unter denen des Euripides stehen, aber ihnen darin verwandt sind, daß sie durch weichliche, zuweilen sogar zarte Rührungen das Gefühl bestechen, während ihre Richtung im Ganzen auf eine wahre sittliche Freigeisterei hinausgeht.

Was ich hierüber sagen werde, ist großentheils nicht einmal neu. Wiewohl die Neueren nicht selten den Euripides seinen beiden Vorgängern vorgezogen, ihn mehr als diese gelesen, bewundert und nachgeahmt haben; sei es nun, daß sie durch die größere Verwandtschaft der Ansichten und Gesinnungen angezogen, oder durch einen mißverstandenen Ausspruch des Aristoteles irre geleitet wurden: so läßt sich nachweisen, daß viele Alte, zum Theil schon Zeitgenossen des Euripides ebenso geurtheilt, wie ich. Im Anacharsis findet man dies Gemisch von Lob und Tadel wenigstens angedeutet, wiewohl der Verfasser Alles mildert, nach seiner Absicht, die griechischen Hervorbringungen jeder Art im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen.

Wir haben einige beißende Aussprüche des Sophokles über den Euripides, wiewohl jener so entfernt von aller Künstlereifersucht war, daß er den Tod des letzteren betrauerte, und bei einem kurz hernach aufzuführenden Stücke seinen Schauspielern den Schmuck der Kränze nicht gestattete. Die Beschuldigungen des Plato gegen die tragischen Dichter, sie gäben die Menschen allzusehr der Gewalt der Leidenschaften hin, und machten sie weichlich, indem sie ihren Helden übermäßige Klagen in den Mund legten, halte ich mich berechtigt, insbesondere auf den Euripides zu beziehen, weil in Bezug auf seine Vorgänger ihr Ungrund allzu einleuchtend wäre. Die spottenden Angriffe des Aristophanes sind bekannt, aber nicht immer gehörig gewürdigt und verstanden worden. Aristoteles bringt manchen bedeutenden Tadel vor, und wenn er den Euripides den am meisten tragischen Dichter nennt, schreibt er ihm keineswegs die größte Vollkommenheit in der tragischen Kunst überhaupt zu, sondern er meint damit die Wirkung, welche durch unglückliche Ausgänge erreicht wird; denn er fügt sogleich hinzu: „wiewohl er das Uebrige nicht gut anordnet.“ Der Scholiast des Euripides endlich enthält manche kurze und bündige Kritiken über einzelne Stücke, worunter sich wohl Urtheile der alexandrinischen Kritiker erhalten haben könnten: jener Kritiker, unter denen Aristarch durch seinen gründlichen Scharfsinn verdiente, daß sein Name zur Bezeichnung eines Kunstkenners sprichwörtlich gebraucht wird.

Im Euripides finden wir das Wesen der alten Tragödie nicht mehr rein und unvermischt; ihre charakteristischen Züge sind schon zum Theil verlöscht.

---

163. Die römische Beredsamkeit. Cicero. Quintilian.

(*G. Bernhardy*, Grundriss der römischen Litteratur [1830] S. 284—286, 293—302, 309.)

Die römische Beredsamkeit war der Gipfel, der geistige Mittelpunct der Prosa und der nationalen Litteratur überhaupt; erwachsen im Schoße des öffentlichen Lebens, gepflegt durch die besonnene Gunst des Volks, den Wetteifer der edelsten Staatsmänner und den lebendigen Reichthum einer mannigfach entwickelten Gesetzgebung, gereift unter den Studien der griechischen Kunst, und bewahrt als das populärste Moment der Bildung bis zum Verfall des Reiches [1]. Ihre Schicksale sind daher mit der Geschichte des römischen Staates aufs innigste verknüpft, ihr Wesen in den Grundzügen des Volkscharakters und in der fortschreitenden Cultur Italiens klar enthalten, ihre Darstellungsweise zugleich das Eigenthum der tüchtigsten Republicaner wie der monarchischen Machthaber, geübt in den Berathungen des Senats, im Civilproceß und in den Versammlungen einer friedlichen oder kriegerischen Menge; die Nachahmung fremder Art und Wissenschaft besitzt hier einen nur beschränkten Kreis von freierer Bedeutung; aber die Blüthe und Vollendung dieses Gebietes wird besonders durch das Uebergewicht bezeichnet, welches der Redner über alle andern Formen und meistentheils auf den Trümmern der Poesie gewann. Ueberall erscheint die Beredsamkeit Roms als eine reine Hervorbringung der vaterländischen Politik und Nationalität; und jene Selbständigkeit macht eine Vergleichung der griechischen und römischen Gattung und ihrer Meister, welche nahe

en scheint und längst mit geringem Erfolg
it worden, wegen Mangels an stetigen Be-
gspuncten unstatthaft und ungenießbar. Denn
echische Beredsamkeit trägt nicht das voll-
Gepräge des hellenischen Geistes, sondern
rbe eines örtlichen Instituts, eines Werk-
der demokratischen Verfassung, bestimmt
aten, Neigungen und Grundsätze ernster
ichtfertiger Zeiten zu umfassen und durch
chel der flüchtigen Erregung kühnen Volks-
dienstbar zu machen; darum auch schnell
hzeitig mit dem Rüstzeug einer rhetorischen
k ausgestattet, durch die Waffen der so-
hen Dialektik gesichert, am Schwanken
der launigen Wandelbarkeit der Rechts-
und Gesetze spielend genährt, endlich mit
flösung des attischen Treibens in die Leer-
r Declamation verflossen; und ihre Sprecher
m auf solchen Wegen zwar das Talent und
rv einer allgewaltigen Composition, welche
m umgekehrten Verhältniß zur correcten
erhielt und abschloß, aber sie bedurften
ler Lebendigkeit und Gelenkheit in Action,
hdringendem Vortrag, in gedrungener Kör-
t und unermeßlichem Gedächtniß, nicht
istesgegenwart in leidenschaftlichem Wort-
l und witziger Entgegnung, selbst nicht der
it und Feile des classischen Ausdrucks,
lie Griechen weit hinter ihren Nebenbuh-
len trefflichsten Prosaikern zurückblieben;
m meisten entbehrten sie der persönlichen
, der gereiften Erfahrung und der vielseiti-
ridischen Thätigkeit, welche dem minder
lichen Worte des römischen Staatsmanns
g und Entscheidung gewährten. Beiden
n kommen hier gesonderte Vorzüge zu;
eten als die gewissesten Differenzen beim
n Redner der Einfluß des Systems und der
, beim römischen das Uebergewicht der
ellen Tüchtigkeit hervor....
einzige Denkmal der classischen Bered-
gewährt M. Tullius Cicero, geb. 648 zu
m, durch den Ruhm seiner öffentlichen
mkeit von 677 — 691 zu den höchsten
erhoben, 696 auf ein Jahr exilirt, im
ischen Kriege ein zweifelhafter Zuschauer,
n neuem thätig gegen Antonius, dessen
inen Mord bei der *villa Caietana* im De-
711, bald darauf auch seines Bruders
herbeiführte. Seine treffliche Tullia, die
der Terentia, verlor er 708, sein un-
er Sohn Marcus überlebte ihn lange; seinen
übernahm und ordnete der von ihm ge-
und belesene Freigelassene M. Tullius
Tiro. Wie verschieden immer die Meinungen und Vorurtheile der Zeitgenossen über diesen Mann sein mochten, der durch die Gewalt seines Geistes und seiner Persönlichkeit die vorzüglichsten Köpfe in befreundeten oder entfernteren Verbindungen berührte: die Stimme der besten und die oft unbewußte Vorliebe der Nachwelt erkannte die Größe seiner Leistungen, von denen seine Mängel völlig aufgewogen werden. Die meisten seiner Schwächen entsprangen aber aus der Weichheit des Charakters, der milden Humanität und dem rastlosen Ehrgeiz eines bis zur prunkenden Eitelkeit aufgeregten Gemüthes, welches ihn zur Befangenheit und Unbeständigkeit in den mannigfachsten Verhältnissen sowohl des bürgerlichen als des politischen Lebens hinriß. Nirgend äußerte sich dieses Schwanken so hell und verderblich als in seiner Politik, welche niemals von den selbstsüchtigen Zwecken der Optimaten abirrend und durch das niedrige Treiben der pompejanischen Partei beherrscht, obgleich im wohlgefälligen Wahne durch den Ruhm seiner Person stets zu vermitteln und zu retten, noch beim raschen Umsturz der Republik zu keiner praktischen Geisterkenntniß gedieh, und die inneren Triebfedern der Zeitgeschichte, den kräftigen Entschluß und den heilsamen Tact der Verwaltung nicht begriff. Nur die nothwendige Rücksicht auf seine Stellung, welche nicht durch kriegerischen Thatenruf oder einen beharrlichen Anhang gestützt war, könnte so gehäuften und unwürdigen Mißgriffen eine Entschuldigung darreichen. Aber in einem schöneren Lichte zeigen ihn sein warmer Patriotismus, der innige Sinn für Freundschaft und jede Form der Pietät, die thätige Begeisterung für das Gute, die moralische Erinnerung der edlen römischen Vorzeit, überhaupt der Reichthum wahrer Empfindung, der allen seinen Schriften den gemüthlichen Anhauch einer zarten und immer menschlich fühlenden Natur mittheilt. Diese Trefflichkeit und Regsamkeit der Gesinnung steht nun im genauesten Zusammenhange mit der außerordentlichen Macht seines Geistes und seiner Productivität, welche schon Cäsar ehrend anerkannte und Livius mit gebührenden Worten zu schildern verzweifelte. Ihn begünstigten und förderten sowohl Anlagen als vielseitige Studien. Die Grundlagen seiner Eigenthümlichkeit ruhten auf einem unbedingten Triebe zur geistigen Ausbildung und Klarheit, dem Urtheilskraft und Geschmack zur Regel dienten, und auf der heiteren Anschauung einer blühenden und bis zum poetischen Vermögen sich neigenden Phantasie, welche zwar durch den Schwung eines überströmenden Witzes in weite

Spielräume gehoben wird, aber auf dem Gebiete der Dichtung nichts von freier Objectivität besaß. Daher die bewundernswürdige Gabe des fließenden Vortrags, der sich über die behaglichen Flächen einer unerschöpflichen Erzählung verbreitet, und in reicher Auswahl von malerischen Zügen den Beschauer fesselt und zur Theilnahme hinreißt; daher auch die gleichmäßige Berechnung des Stils, die Ründung der Form, das schwellende Colorit und die Anwendung einer üppigen und pathetischen Rhetorik. Indessen verhehlt Cicero nicht, daß er die Gesetze seiner Kunst allein aus der Betrachtung der Griechen gewonnen habe, vorzüglich aus Plato und Demosthenes, mit welchen er das Studium der Dichter, der Historiker, der Peripatetiker und Stoiker in einer ununterbrochenen Kette von den Jugendjahren an, da er die Schulen der Rhetoren besuchte und sich in emsiger Uebertragung von griechischen Werken (Aratus, Xenophontis *Oeconomicorum* l. III., Platonis *Protag. Tim.*, Demosth. et Aeschinis *oratt. de Cor.*) übte, bis zum Greisenalter verband. Doch diese Massen der Belesenheit, welche der weitschichtigen Erudition des buchgelehrten Varro nicht gleichen, nutzt er mit einer höheren Umsicht und Selbständigkeit als irgend ein Nachahmer des Alterthums. So wie sein Wissen fruchtbar und mit den Erfahrungen des Lebens verschmolzen war, und seine Geistesbildung den Gipfel einer Einheit erstieg, die niemals weiter ein Römer sich erwarb: so fiel seiner Darstellung durch die Schätze der griechischen Weisheit eine Meisterschaft zu, welche den großartigsten Fortschritt der lateinischen Sprache herbeiführte und die Norm des classischen Ausdrucks im reifsten Gepräge festsetzte. Dadurch wurde Cicero der Gesetzgeber der römischen Prosa, deren Correctheit, Ebenmaß und Fülle des Wortreichthums sich unbezweifelt aus der Mannigfaltigkeit seiner Hervorbringungen entwickelte; ihm gebührt das Verdienst einer fließenden Phraseologie, des künstlerischen und lebendig wandelbaren Periodenbaus, und der harmonischen Composition, deren Schöpfer und Vollender er heißen darf, indem er mit unermüdlicher Wahl den Farbenglanz der geschmückten Rede durch den Zauber eines musterhaften und schön gegliederten Numerus zum energischen Körper gestaltete. Wenn auch nicht der geistvollste Schriftsteller, ist Cicero doch der beste Prosaiker seiner Litteratur; und das Andenken desselben als des beredtesten Lehrers der Humanität hat sich eine fruchtbare Geltung in den ferneren Zeiträumen der alterthümlichen Bildung und in den Fortschritten des christlichen Lebens bewahrt.

Die Seele und den höchsten Standpunct der ciceronianischen Studien schließt in sich die Beredsamkeit, welche den ganzen Umfang der öffentlichen Verhandlung und des Processes ermaß. Auf diesen Mittelpunct aller seiner Bestrebungen hatte Cicero die jugendlichen Studien unter griechischen Rhetoren und römischen Schauspielern, die fortgesetzte Declamation bei Redekünstlern und in Gemeinschaft mit Jüngern, und einen großen rhetorischen Apparat, der durch Tiro bekannt wurde, verwandt; hierauf die nicht geringe Kenntniß von alterthümlicher Erudition und dem vaterländischen Rechte berechnet, und den Einklang einer mehr und mehr vollendeten Darstellung und sinnlichen Action bezogen; sogar die Methode des Vortrags war von ihm wie von keinem antiken Staatsmann auf eine philosophische Summe zurückgeführt und systematisch begründet worden[2]. Seine Reden, in ihrer jetzigen Ueberlieferung 56 an Zahl, welche die lebendigsten Momente seiner Laufbahn vom schwachen Beginn bis zum Abschluß selbst enthielten, sind bei der größten Ungleichheit des Stoffs und der Feile die vortrefflichsten Denkmäler der verarbeiteten rhythmischen Prosa, geschrieben mit dem vollen Feuer der Einbildungskraft, der feinen weltmännischen Beobachtung des menschlichen Herzens (»*summus ille tractandorum animorum artifex*«), der umfassenden Klarheit und heiteren Würde der Combination, wie in den *Verrinae* und *Philippicae*, *pro Murena*, *Plancio*, *Ligario*, *Milone:* zu welcher Höhe sich Demosthenes unter einfacheren Verhältnissen der Politik und des Verkehrs und bei der nüchternen Form der Individualität und Rhetorik nicht erheben konnte. Diese zur Zeit- und Sittengeschichte wichtige Sammlung wurde, da sie von Declamatoren und Sprachgelehrten (Commentar des Q. Asconius Pedianus unter Claudius, verstümmelt und verwässert) fleißig behandelt war, frühzeitig mit unechten Stücken (*Oratt. IV. post reditum*, außer längst ausgestoßenen Schaureden) vermehrt, im Mittelalter mehr oder weniger vernachlässigt; woher die Lücken und der Ausfall einiger Reden, die zum Theil aus Palimpsesten stückweise wiedergewonnen sind, und die sehr ungleiche Gestaltung des Textes. Mit seinen Reden steht in engster Verbindung die rhetorische Theorie, deren Elemente Cicero mit überwiegender Rücksicht auf den öffentlichen Vortrag sowohl nach den griechischen Meistern als aus den Reichthümern einer selbständigen Erfahrung eifrig entwickelte. Den ersten Versuch derselben, im trocknen Abriß der *Rhetorica s. de Inventione* l. II. aus Griechen und besonders den

des *Auctor ad Herennium* in jugendlichen
gezogen, mochte er weder vollenden,
ter anerkennen; dagegen begriff er mit
er Kunst die wesentlichsten Ansichten
ıfang und wissenschaftlichen Werth der
nkeit, von den praktischen Mitteln der
hen Erfindung und von den Schätzen der
senen Darstellung in den blühenden und
ch geschriebenen Dialogen *de Oratore* l.
ı. Darauf folgten an Brutus die Werke *de*
atoribus s. Brutus, (um 707), eine prag-
Geschichte der römischen Beredsamkeit,
ebenso schön vorgetragene als reif durch-
ratur (um 708), ein Summarium der red-
ı Form; dann *Topica ad Trebatium*, eine
stoteles unternommene dialektische Tech-
flüchtigen *partitiones oratoriae* für seinen
ıd die Vorrede zur Uebersetzung der Re-
orona, *de optimo genere oratorum*, welche
gewissen Zeit angehören.
nannigfaltigsten Beziehungen des politi-
eselligen und litterarischen Verkehrs mit
ten, mit trauten Freunden und Staats-
aller Farben entwickelt die dreifache
mlung, die 20 letzten Lebensjahre des
etreffend, welche Tiro nach einem me-
n Plan zusammenordnete: l. XVI. *Epp.*
iares (vulgo *ad Diversos*) und *ad Atticum*,
ilter und zum Theil der öffentlichen Mit-
bestimmt; diese wichtiger und reichhal-
ber geheimnißvoll und in Dunkelheiten
, von geringstem Werth aber *ad Quin-*
em l. III., deren erste und vollendetste
einer Abhandlung erfüllt; untergeschoben
st der Briefwechsel mit Brutus. Eine
inge Zahl bedeutender Episteln dagegen
aus Fragmenten erkannt, und selbst dies
ne *Corpus* verdankt man einzig der von
ı gefundenen Handschrift.
roßes Verdienst erwarb sich Cicero durch
ilosophischen Schriften, weniger
inn der Wissenschaft selbst, als zur Ver-
und Anerkennung der populären griechi-
'eisheit bei den Gebildeten der Nation.
ıatte er die philosophischen Denkmäler
hen wegen ihrer begeisternden Forschung,
tion und der Mannigfaltigkeit in Kennt-
ıd Gedanken als einen wesentlichen Theil
tudien umfaßt, um seiner Beredsamkeit
Methodik und Tiefe zu verleihen; und
dnerische Gesichtspunct verließ ihn auch
cht, als er beim Schwinden seiner politi-
ätigkeit und unter manchen Trübsalen
he speculativer Untersuchungen in die
Heimat zu verpflanzen unternahm. Durch ihn er-
öffnete sich den Römern ein neues Gebiet der
praktischen Einsicht, welches von dem Glanz
seiner Darstellung und der genießbaren Verar-
beitung dieses Meisters den reinen Ausdruck leben-
diger Humanität empfieng; und obgleich ihn der
Beruf eines selbständigen Denkers der Philosophie
nicht genähert hatte, und ein vorzüglicher Werth
seiner Vorträge gerade in den geretteten Bruch-
stücken seiner Quellen besteht, so zeichnet ihn
doch Gesundheit des Urtheils und ordnungsmäßige
Klarheit in der Zusammenstellung von vorgefun-
denen Resultaten aus. Praxis und Theorie war
bei ihm wie keinem seiner Vorgänger entschieden
getheilt, und wenn ihm, dem geübten Redner,
in aller wissenschaftlichen Forschung die Skepsis
der neueren Akademie zusagte, so blieb ihm in
Anwendung der Dogmen auf den Staat und das
bürgerliche Bewußtsein nur die Vorliebe für den
sittlichen Stoicismus, dem er die Sätze der ver-
schiedenen Parteien mit synkretistischer Auswahl
beimischte, neben der Abneigung gegen den
schlaffen Epikureismus, dessen Eigenthümlichkeit
er weder verstand noch verstehen mochte. Den
Beginn machten zwei politische Werke, worin er
dem Plato (wie auch sonst in der Form der Dia-
logen) nacheiferte. Die 6 Bücher *de Republica* (700),
von ihm und den Späten hoch gehalten und in un-
serer Zeit durch Palimpsesten theilweise erneuert,
zogen sowohl durch den Charakter der Unterred-
ner aus Scipios Jahrhundert und die äußere Feile
als durch den vollständigen Umriß einer idealen
römischen Staats- und Lebensverfassung an; ab-
gesondert hatte sich ein Episodium, *Somnium*
Scipionis, durch des Macrobius Commentar er-
halten. Daran schloß sich später an *de Legibus*,
wovon 3. B. aus einer größeren Zahl übrig, eine
positive Gesetzgebung nach stoischer Theorie und
römischem Staatsrecht, von der allein die Philo-
sophie des Naturrechts, der Religion und im frag-
mentarischen 3. B. der öffentlichen Verwaltung
vorliegt. Hierauf begann mit dem Tode der Tullia
709 die engere Folge der in unglaublicher Schnel-
ligkeit verfaßten *Philosophica*, welche von einigen
Gelegenheitschriften eingeleitet wurden. Dahin
gehörten M. Cato, das Lob der Philosophie an
einem ihrer praktischen Verehrer, Cato vom
Alter und Laelius von der Freundschaft nach
Theophrast, *Paradoxa* rednerische Entwicklung
stoischer Kernsprüche, diese mit anderen der spä-
teren durch Wünsche seiner Freunde, namentlich
des Atticus, Brutus und Varro veranlaßt; dann
die persönlichen Trostschriften, *Consolatio* nach
Krantor, wofür des Sigonius *Consolatio* keinen

Ersatz gibt, und *de Gloria* l. II. noch in Petrarchas Zeit vorhanden. Aber den Uebergang zu den systematischen Erörterungen machte sein *Hortensius*, ein propädeutischer (daher *de philosophia*) vielgelesener Dialog; kurz vor den *Academica*, einer historisch-dialektischen Darlegung des Streits über die Realität der Erkenntniß, anfangs in 2 B. *Catulus* und *Lucullus*, dann zu Gunsten Varros ausgedehnt bis zu l. IV. *Academicorum*, von denen ein großer Theil des ersten Buches mit dem *Lucullus* und etlichen Fragmenten erhalten ist, in trefflicher Diction, aber vielfacher Verderbung. Darauf das Hauptwerk *de Finibus bonorum et malorum* l. V., Kritik der ethischen Principien nach den gültigen Schulen, in zwei große Abschnitte des Dialogs zerlegt, und im Verlauf je vollendeter und reichhaltiger in gelehrter Ausstattung, desto schwieriger; während die nächsten l. V. *Tusculanarum Disputationum*, nach Akademikern und Peripatetikern in rednerischer Fülle gearbeitet, flüchtig und ohne die sonstige Beharrlichkeit hingeworfen sind. Sehr abweichend in Form und Umfang erscheinen weiterhin die dreifachen Glieder der stoisirenden Religionswissenschaft: *de Natura Deorum* l. III. zum Ende verstümmelt und im Allgemeinen ohne die Förderung der zweiten Hand mit vielen Härten und Verfälschungen überliefert, wichtig sowohl durch größere Vollständigkeit als durch das Interesse seiner drei Gewährsmänner, des Philodemus, Chrysippus und Karneades; *de Divinatione* l. II., die klarste und freisinnigste Prüfung der hergebrachten Mantik; *de Fato*, ein dunkler und fragmentarischer Anhang derselben. Zu stark bedingt durch die Trockenheit der Stoischen Ethik sind 3 B. *de Officiis ad fil.*, in den beiden ersten nach Panätius, hervorragend durch die strengste Correctheit. Endlich besitzt man ungleiche Trümmer aus den mannigfaltigen, durch verschiedene Zeiträume hin verlorenen Werken....

Der einzige und trefflichste Gewährsmann der theoretischen Rhetorik zu Rom ist M. Fabius Quintilianus aus Calagurris, in der Hauptstadt gebildet und dorthin durch Galba bei seiner Rückkehr aus Spanien 69 zurückgeführt, durch Vespasian zum *professor eloquentiae* bestellt und zugleich Sachwalter, nach 20 Jahren ehrenvoll entlassen, dann von Domitian zur Erziehung seiner Großneffen berufen und ausgezeichnet, aber durch häusliches Mißgeschick gebeugt. Den hohen Ruf, welchen Quin[…] in seiner Zeit durch die Vorzüge seiner Lehre […]ines edlen Charakters erwarb, bewährt in be[…]unswürdiger Weise das Meisterwerk der alter[…]lichen Redekunst, der *Institutio oratoria* l. XII., eine auf sittliche Grundsätze gebaute Encyklopäd des gesammten rhetorischen Wissens, welche d systematische Schöpfung des vom Knabenalter b zu den reifen Jahren entwickelten Redners mit alle Mitteln der Erfahrung, der Gelehrsamkeit un Theorie bezweckt und als ein Product der vollen deten Humanität aufweist. Diese Darstellung, welch mit großer Anschaulichkeit einen tieferen Blick i das Innere der römischen Beredsamkeit eröffnet empfängt das lebhafteste Interesse vom gefällige Vortrag, in dem die kluge Mäßigung des Ausdrucks der Composition und Wortbildung hervorstechen und worin die classische Norm bei geringen Abweichungen sich musterhaft erhält; nur den Einfluß einer philosophischen Bildung und allseitigen Erudition darf man vermissen.

[1]) Cic. p. Mur. 14 *Duae sunt artes, quae possunt locare homines in amplissimo gradu dignitatis, una imperatoris, altera oratoris boni. Ab hoc enim pacis ornamenta retinentur, ab illo belli pericula repelluntur.* Die Eigenschaften der römischen Beredsamkeit spricht einfach aus *id.* de Or. I. 28. *In oratore autem acumen dialecticorum, sententiae philosophorum, verba prope poetarum, memoria iurisconsultorum, vox tragoedorum, gestus paene summorum actorum est requirendus.* Von der Allgemeinheit derselben *Dial. de Oratt.* 37 und Cic. Brut. 49. *Vide enim sciri, in tanta et tam vetere republica, maximis praemiis eloquentiae propositis, omnes cupisse dicere, non plurimos ausos esse, potuisse paucos.*

[2]) Die Gesetze seiner Beredsamkeit deutet er an Brut. 93, seine Action Div. in Caecil. 13. *et qu omne tempus, quod mihi ab amicorum negotiis datur, in his studiis laboribusque consumam, quo paratior ad usum forensem promptiorque esse possim, tamen, ita deos mihi velim propitios, ut cum illius temporis mihi venit in mentem, quo die citato reo mihi dicendum sit, non solum commoveor animo, sed etiam toto corpore perhorresco. Iam nunc mente et cogitatione prospicio, quae tum studia hominum, qui concursus futuri sint; quantam exspectationem magnitudo iudicii sit allatura; — quantam denique audientiam orationi meae improbitas illius factura* (coll. de Divin. I, 3[…]. die Menge der Reden Orat. 30 *nemo enim orator tam multa ne in Graeco quidem otio scripsit, quam multa sunt nostra; eaque hanc ipsam habent quam probo varietatem.* Von seinen *commentarii* s. Gesn. ad Quintil. IV, 1, 69. (coll. X, 7, 31. Att. I, 1[…] von seiner juristischen Bedeutsamkeit Quintil. XII. 3. (s. Bach. hist. jurispr. Rom. p. 259 ed. VI.) Seine Studien der frühern Lateiner erwähnt *id.* X, 1, [4]0 *cum se Cicero ab illis quoque vetustissimis auctoribus, ingeniosis quidem, sed arte carentibus, plurimum fateatur adiutum.*

164. Der Anfang der Nibelungen, kritisch bearbeitet.

(Lachmann, Der Nibelunge Noth und die Klage [1826; zweite Ausg. 1841] S. 3 u. 4; *Derselbe*, Anmerkungen zu den Nibelungen [1836] S. 6—10.)

1. Uns ist in alten mæren wunders vil geseit,
von helden lobebæren, von grôzer kuonheit,
von fröuden hôchgezîten, von weinen und von klagen,
von küener recken strîten, muget ir nu wunder hœren sagen.

2. Ez wuohs in Burgonden ein schœne magedîn,
daz in allen landen niht schœners mohte sîn.
Kriemhilt was si geheizen und was ein schœne wîp.
dar umbe muosen degene vil verliesen den lîp.

3. Der minneclîchen meide triuten wol gezam
in muote küener recken: niemen was ir gram.
âne mâzen schœne sô was ir edel lîp.
der juncfrouwen tugende zierten anderiu wîp.

4. Ir phlâgen drî künege edel unde rîch,
Gunthere unde Gêrnôt, die recken lobelîch,
und Gîselher der junge, ein ûz erwelter degen.
diu frouwe was ir swester, die fürsten hetens in ir pflegen.

5. Die hêrren wâren milte, von arte hôh geborn,
mit krefte unmâzen küene, die recken ûz erkorn.
dâ zen Burgonden sô was ir lant genant.
si frumden starkiu wunder sît in Etzelen lant.

6. Ze Wormz bî dem Rîne si wonden mit ir kraft.
in diende von ir landen vil stolziu rîterschaft
mit stolzlîchen êren unz an ir endes zît.
sît sturbens jâmerlîche von zweier edelen frouwen nît.

7. Ein rîchiu küniginne, frou Uote ir muoter hiez:
ir vater hiez Dancrât, der in diu erbe liez
sît nâch sîme lebne, ein ellens rîcher man,
der ouch in sîner jugende grôzer êren vil gewan.

8. Die drî künege wâren, als ich gesaget hân,
von vil hôhem ellen: in wâren undertân
ouch die besten recken von den man hât gesaget,
stark unt vil küene, in allen strîten unverzaget.

9. Daz was von Troneje Hagene, und ouch der bruoder sîn,
Dancwart der vil snelle, und von Metzen Ortwîn,
die zwêne marcgrâven Gêre und Eckewart,
Volkêr von Alzeije, mit ganzen ellen wol bewart.

10. Rûmolt der kuchenmeister, ein ûz erwelter degen,
Sindolt und Hûnolt, dise hêrren muosen pflegen
des hoves und der êren, der drier künege man.
si heten noch manegen recken, der ich genennen niht enkan.

11. Dancwart der was marschalc: dô was der neve sîn
truhsæze des küniges, von Metzen Ortwîn:
Sindolt der was schenke, ein ûz erwelter degen:
Hûnolt was kamerære: si kunden grôzer êren pflegen.

12. Von des hoves krefte und von ir wîten kraft,
von ir vil hôhen werdekeit und von ir rîterschaft,
der die hêrren pflâgen mit fröuden al ir leben,
des enkunde iu ze wâre niemen gar ein ende geben.

[illegible]

[illegible] *r muot* [illegible] die ermahnung [illegible] weinen und [illegible] in der Klage 273 [illegible] *r umer* [illegible] das stelles [illegible] unleserlich ent[illegible] für eine im reim gewig[illegible] zu nennen. dann ist [illegible] und z. 4 mit A [illegible] zu [illegible] in der pluralis *fröuden hôch*[illegible] ganz unbedenklich sein wird. dieser [illegible] bedeutet nämlich nicht etwa freuden[illegible] (man vergleiche nur die zusammensetzungen [illegible] grimm. 2,607 ff.), so wenig als *les* [illegible] *hôchgezît* bei Walther 46,2 und MS 2,25 [illegible] im maien ist: sondern *fröuden hôchgezît* [illegible] das fest das die freuden feiern, die höchste herrlichkeit und das Ziel der freuden. diesen sonst seltenen ausdruck gebraucht Ulrich von Lichtenstein in seinem leich, *ir güete ist freuden hôchgezît*: ferner MS. 2,43[b] *sælden hort dar inne lit. du ist inne maneger freuden hôchgezît*: und in einem seiner letzten lieder (*von dem einen daz man nennen niht ensol*), *ob ich mine zuht niht breche, ich nant ez freuden hôchgezît*: desgleichen in folgenden ungedruckten stellen seines Frauendienstes (1255): *ir sît an der min freude lît, gar miner freuden hôchgezît. lât mich geniezen daz ir sît gar miner freuden hôchgezît. sone tet mir niht sô rehte wol, alsô dû liep bî liebe lît: ez ist ein vreuden hôchgezît und aller wunne ein himelrîch. diu selbe munze gît mir hôher freuden hôchgezît.* mit [illegible] *habnt si dâ freuden hô*[illegible] *alle zît habent freuden hô*[illegible] in seinem Frauenbuch (1257) z. 18[illegible] *gît wunne und freu*[illegible] [illegible] so starker bedeutung finde i[illegible] [illegible] österreichischen di[illegible] [illegible] 1256) in den Klag[illegible] [illegible] *kunde, sît er d*[illegible] [illegible] *freuden hôchgezît.* d[illegible] [illegible] *verdient ez alsô daz* [illegible] auch in den versen Hei[illegible] [illegible] Türlein. [illegible] *fürsten und ouch* [illegible] *freuden hôchzît.* [illegible] *müez iu min ung*[illegible] [illegible] *sagen.* ist wohl mel[illegible] [illegible] die höchste freudigkeit bezeichnet, a[illegible] [illegible] fort eben nach dem ende d[illegible] [illegible] gefeiert wird. übrigens war auc[illegible] [illegible] Heinrich wie Wackernagel vermutet. a[illegible] [illegible] das vaterland unserer ersten stroph[illegible] [illegible] zweifelhaft sein wird: sie ist von e[illegible] [illegible] österreichischen dichter.

Bei der folgenden strophe war es wohl gethan sie zu streichen. die vierte widerholt am ende ihren eignen anfang, der vielleicht ursprünglich anders lautete. wenn auf diese strophe die neunte und zehnte folgte (s. zu 11). die fünfte und sechste sagen uns wenig wissenswerthes und stellen es zum theil noch schief. so wird (5, 4) der könige todeskampf erwähnt wo von ihren thaten die rede sein sollte. als der dichter (6, 4) sagte, sie starben durch zweier königinnen haß, war ihm da nicht deutlich daß eine von ihnen die schwester war, die er eben zu beschreiben sich gequält hatte? oder wollte er, statt in die sache einzudringen, sich lieber mit einem epischen ausdruck begnügen?

2, 1. *Bu*[illegible] C, *burigunden* D, *burgonde* [illegible] BC[illegible] *megetin* J. **2**. *So in* J. *schœner moch* [illegible] AD. fehlt BCJd. *unde* A[illegible] [illegible] CD. *was* AJ. *wart* BCDd. *schœn*[illegible] D. *schœnes* J. **4**. *Da von sît vil helde. verlius* [illegible] J *muosin* C. *vil* fehlt d. Die [illegible] der gedanken haben die besserer nich[illegible] abgeholfen, wohl aber dem ungeschmeidigen de[illegible] verbindungen und des ausdrucks. warum die aus[illegible] gaben, die den sangallischen text geben wollen z. 3 das bessere *Krimhilt geheizen* verschmäht haben, weiß ich nicht, da sie doch 1272,3 gelten lassen *geheizen Zeizenmûre.* vergl. 1269,1 *Astol*[illegible] *der* [illegible] *genant.*

3, 1. *mægde* J. *truoten* A, *trûten* J. **2**. *k*[illegible] *muoten* (*gerten* J) *chune recken* DJ, *von mil*[illegible] *küenen recken* d. *kuoner* A. 3. 4. *Der iuncfrawen*

[illegible]t die älteste Münchener Handschrift, früher Hohenems, B die HS. des Aegidius Tschudi, [illegible] der Stiftsbibliothek zu St. Gallen: C die [illegible] Freiherrn von Laßberg; D die zweite Münchner [illegible] Berliner; d eine HS. zu Wien.

zierten anderiu wip. Unmazlichen schœne. ...deler lip J. 3. ir schoner lip D. 4. tu-...chone D. bei dieser lesart ist das subject ...dig anderiu wip, womit wohl die mägde ... werden. weder so, noch wenn tugende ...ect genommen wird, gelingt es einen pas-...sinn zu gewinnen. man hat erklärt „der ... tugend hätte weiber geziert" — „an-...eiber", nach griechischer und deutscher ...ie (s. zum Iwein 687). aber was soll der ...z von weibern und der jungfrau? meinte ...ter vielleicht „ihre trefflichkeit gab an-...ibern ehre, man pries sie um ihretwillen," ...r ausdruck wenigstens gezwungen. vergl. ...303, ir schœne diu schœnet, si zieret unde ...wip und wiplichen namen. Wackernagel ...s Dantes lyrischen gedichten s. 282 ... donna gentil che l'altre onora. die zir-

...drte BJ. 2. Gunthere A, Günt-her B, CDJ. unde AB, unt C un J. 3. Unde ...J, unt C, fehlt Dd. ein wetlicher degen AB, auch 5,2. 11,3. 4. die helde C, si J. gephlegen d, hiezzen ir wol pflegen J. ...ch 7 CD. 1. warn A. von arde hohe ...rborn BC, von adel hohgeboren J. 2. ver-... 3. da ze Burgunden was d: Datz den ...en. was J. der grund dieser besserung ...ie augen: aber es ist ein auf keiner sage ...er einfall eines einzelnen, daß das land ...mse möge diesen namen geführt und ihn ...undischen königen mitgetheilt haben. 4. BCJ. sint in Etzeleines lant D.

...wormiz A, Wormze C, Wormeze B, Wo-... Wurmiz D. wonten BCJ. 2. diente BJ, ... lande DJ. vil fehlt J. ritterscaft B, ...ft CJ. 3. biz an J. 4. Si sturben iæmer-... (iæmerlichen. sint D) von zweier frowen ... sit sturben si AJ, si ersturben sit B. iæ-... B, iæmerlichen J. zweir edeler J.

... fehlen Jd.

... kuneginne B. 2. Dancwart D. 3. lebene ... dritte zeile ist ganz überflüssig: man ...e die viel besseren zeilen 29. 30 in der ...ch wenig lobenswerthen Klage. der dich-...e eben nicht mehr als Dankrats namen. ...h diesen kennt niemand weiter als der ... der Klage, der doch im Biterolf s. 27b ...ns neben ihm als mitregenten auch Gi-...ennen muß, wie sonst beinah allgemein ... vater heißt. wunderbar daß in unsern ...es vaters name nie vorkommt.

. Di dri C, Die drie B. kunege B, ku-... 2. vil] vi A. hohen D. warn A. 4. unt C, un B, unde A, und ouch D. chuone A. in starchen D.

Mit dieser an sich guten strophe wird offenbar ungeschickt ein übergang zu der folgenden aufzählung der burgundischen vasallen gemacht. diese aufzählung selbst aber ist höchst anstößig, weil sie nicht, wie es sonst geschieht und gewiß immer geschah im volksgesang, in eine situation oder in die rede einer person der fabel eingefaßt worden ist. an sich möchte sonst gegen str. 9 und 10 sich nichts erhebliches einwenden lassen: sie können leicht älter und von dem sammler unseres buches aus einem volksliede genommen sein (s. vor str. 3).

9, 1. trony A — sonst auch, außer anderen formen, troni: für dies habe ich Tronje gesetzt, für jenes Tronije Troneje. Tronege BC immer, Tronig oder Troni immer Jh, troye eg. Der (ohne Daz was) von troyn hagen D. bei diesem Troyn, wovon die handschrift D auch Troinære bildet, darf man vielleicht an den ort denken, der, wie der fluß, Trogona oder Drohn heißt: hingegen Trónegge in Tróneje oder Trónege zu suchen, beweist unkunde der sprache. die ältere und echtere sage meinte wohl Troja, der Franken fabelhaftes stammland: unsere dichter verstanden Tronia oder Kirchberg im elsässischen nordgau; wie der des Biterolfs, der sich s. 26a über Dietleibs weg verwundert, ich weiz niht endelichen daz, in welcher zit er dar gerite, von Tronje nach Metz: er kommt nämlich aus Spanien nach Tronje in Burgundenland, von da nach Metz, wo man ihn durch Lothringen und den Waskenwald nach Worms zu den königen des landes weist. 2. vil fehlt CD. unde von meeen A. Ortewin B. 3. marcgraven BC, marchgraven A. Ekkewart BC. ch ist fehlerhaft: gg wird nicht aspirirt. 4. Volcker A, Volker BC, Volcher herr von der Hagen. alzaye A, alzeye BC. ganzem BC, grozen D.

10, 1. Ruomolt BC, Ruomol A. ein tiowerlicher degn B. 2. und A, un B, unt C. huonolt AB. dise] die D. musin C. 4. noch] ouch D. nienen kan C.

11, 1. marschalch AC, marshalch B. marschalch (im nominativ und accusativ) und marchgrâve, mit ch für c, war im dreizehnten jahrhundert sehr verbreitete aussprache. nefe C. 2. Truhsætze A, Truhsetzze C. Órtewin B, Órtwin D. 3. Sin dolt A. hiez der schencke D. wetlicher C, wackerlicher D. 4. Huonolt B. Diese strophe, so gut sie ist (ich denke, aus einem liede in dem, wie im Biterolf, Sindolt und Hunolt wichtiger waren als in unseren), paßt nicht zu den vorhergehenden und kann nicht wohl von demselben

dichter sein, wenigstens nicht wenn er wuste was er that. er hätte nicht wiederholt *ein üz erwelter degen* und *der êren pflegen*: er hätte nicht den küchenmeister den schenken und den kämmerer *der drter künige man* aber Ortwin den *truhsæzen des küniges*, d. h. Günthers allein, genannt: er hätte nicht die vier amtleute, die schon genannt waren, noch einmal besonders um ihrer hofämter willen herausgehoben. auch stört diese strophe die einmal gewählte form der aufzählung. denn es sind zwölf Burgunden, die nach gewöhnlicher weise entweder zu dreien oder zu vieren aufgezählt werden konnten. mit den drei brüdern war (4) angefangen, dann folgte (9, 1. 2) Hagen mit zwei verwandten, darauf (9, 3. 4) drei andre landherren, endlich (10) drei die für den hofstaat sorgten: warum werden auf einmahl widerum vier ausgezeichnet? übrigens ist die zahl zwölf bei den Nibelungen und ihren mannen nicht alt. die saga Dietrichs von Bern kennt lange nicht so viel. in der Klage fehlen Ortwin Gere Eckewart und Hunolt (Urspr. gestalt der NN. s. 64). im Biterolf werden s. 63[b]. 64[a] zwölf oder mit Siegfried dreizehn gäste zu Wormss aufgezählt, aber die Burgunden selbst niemals, und erwähnt sind außer den drei königen nur Hagen Ortwin Gere Rumolt Hunolt (der schenke) Sindolt (der truchsess); so daß, wenn es zwölf oder dreizehn sein sollten, noch Dankrat Gibeke Ute und Kriemhild mitgezählt werden müsten. in unsern liedern kamen Hunolt und Sindolt wohl vor der sammlung gar nicht vor (s. zu 1124 ff.), und nach aussonderung des unechten ist der Burgunden zahl überall sehr verschieden; in den liedern II IV. V nur Günther, VIII. IX Günther und Hagen, VI Günther Hagen Gere Eckewart Ute, X Günther Geiselher Hagen, XI dieselben nebst Gere und Eckewart, VII Günther Gernot Hagen nebst Ortwin, I dazu Ute, XIV Günther Gernot Hagen Rumolt Eckewart Dankwart und Ute, XIII und Volker, III und IV fortsetz. die drei könige und Hagen nebst Ortwin und Ute, XVII. XIX. XX nebst Volker, XVI. XVIII nebst Volker und Dankwart; XV nebst Volker Dankwart und Eckewart. es wird sich uns deutlich zeigen daß die auslassung des einen oder des andern nicht überall zufällig ist. im ganzen kommen freilich, mit Kriemhild und Uten, zwölf heraus.

12, 1. 2. Der dichter weiß, was er meint, nicht zu sagen. ich verstehe ihn so. von ihrer prächtigen hofhaltung, von ihrer weit gehenden wirksamkeit, von ihrem ansehen, von ihrer tapferkeit. 1. *Von des hofes ere. und von ir witen chraft* C. *unde* A. 2. *unde* A. *ritterscaft* B, *ritterschaft* CD. 3. *all ir lebn* B. 4. *enchunde* hat auch B, nicht *enchund*. iu oder in (undeutlich) A *euch nieman zwar ein* D. *wer eines dinges an ein ende komen ist*, es ganz erforscht hat (Helmbrecht *ob erz roubt od stæle, vil ungern ich daz hæle, wær ichs an ein ende komen*: vergl. Nib. 791, 3), wer *es* also *ein ende hât* (Parzival 397, 11. Nib. 667, 4 C), es in bestimmten umrissen erkennt, der *kan es* [*ein*] *ende geben* (Biterolf 22), es vollständig oder bis zu ende angeben. Heinrich vom Türlin *der ritter began aber biten, mit valschlichen listen, daz man solte fristen sîne rede unz morgen: er hete noch verborgen anderr rede sô vil, der er immer endes zil möhte geben bî dem tage.* Ulrich vom Türlin sagt in demselben sinn *ende nemen*. s. 31[a] *dis kumbers ich schier ende nim: ein fröuden mær des twinget mich.*

---

165. Zur Geschichte des Nibelungenliedes.

(*G. G. Gervinus*, Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen [1846] S. 356—360.)

Gerade als die ritterliche Lyrik ihre schönste Blüthe entfaltete, als Hartmann, Wolfram und Gottfried ihre erzählenden Werke schrieben, als Alles um die Einführung fremder Stoffe und um die höchste Glätte der formellen Ausbildung wetteiferte, kam um 1210 die Sammlung der Nibelungenlieder zu Tage, die wir besitzen, die ehrwürdigen Reste einer heroischen Poesie, zu denen kein Dichter genannt war, die einen uralten einheimischen Stoff behandelten und in dessen Behandlung wenig Verhältniß zu der neuen Hofdichtung zeigten, wie sie denn bisher immer im Munde der Volkssänger und im Besitze der großen Volksmasse gewesen waren. Wir begegnen dieser unserer echten alten Nationalsage hier wieder nach langer Unterbrechung; wir hatten anfangs nur von der materiellen Grundlage nach Zeugnissen der Geschichte und nach Vermuthungen aus der letzten formellen Gestalt reden können, die wir nun in der Zeit ihrer Abfassung erreicht haben und

wir uns daher nur in formeller Hinsicht
ıchäftigen. Welche Metamorphosen die
it ihrer ersten Begründung in der Ge-
durchlebt hatte, ließ sich in einer histo-
Darstellung, die überall das sichere All-
dem unsicheren Besonderen vorzieht,
weitem andeuten; auf die verschiedenen
chen Gestalten und Farben, die sie ange-
haben mochte, ließ uns zuerst das Hilde-
l, dann der Waltharius rathen. Von da
ı wir kein Mittelglied bis zu unsrer Samm-
› wir noch heute lesen. Wir haben oben
daß im 12. Jahrhundert die Zeugnisse in
n und Geschichten häufiger wiederkehren:
nen sich immer auf einzelne Lieder zu
, die von blinden, von fahrenden Sängern
› vor Jahrhunderten umgetragen wurden.
e verloren giengen, ist wohl erklärlich;
ıst aber ist im höchsten Grade zu bekla-
'ie sie beschaffen sein mochten, ob sie
ıu in größere Gruppen verbunden, in wie
h Lieder von Siegfried schon mit denen
rich, Gunther und Attila vereint hatten,
fehlen uns sichere Nachweisungen.
dem Zustande aber, in dem wir unsere
ıg von Nibelungenliedern kennen, lassen
ıt geringe Vermuthungen ziehen über die
die unser Gedicht einige Jahrzehnte rück-
ehabt haben mochte. Wir wollen auch
ı ein so scharfsinniger Forscher wie Lach-
e Hauptautorität ist, unsere eigene Mei-
a so mehr im Hintergrunde halten, und
ɜ neuesten Resultate der kritischen Unter-
berichten, als diese von den früheren
n desselben Forschers wesentlich ver-
sind. Dies ist so natürlich, wie daß
ı Urgeschichte von Rom zu anderer Zeit
autete; solche Regionen gestatten keine
›rientirung; jeder Einzelne, der sie durch-
;eräth auf andere — Richtwege und Irr-
.n und derselbe Mann, der bei einem zwei-
eckungszuge den ariadnischen Faden ver-
, den er sich beim ersten Male geknüpft
'ird dasselbe Schicksal haben; die Ver-
sten sehen dies labyrinthische Gebiet von
ıchiedensten Seiten und können nur über
meine Beschaffenheit desselben nicht strei-
die sie alle auf ähnliche Weise erfahren
im Einzelnen einig zu werden, können
i nicht hoffen, da es Einer und derselbe
hiedener Zeit nicht kann, es müßte sich
ır Zweite dem Ersten ganz vertrauen.
tztere Partie zu ergreifen, sich der Füh-
Kundigsten ganz hinzugeben, rathen wir
Jedem, der sich nicht mit uns bei einer Ansicht
dieser Gegenden in Vogelperspective beruhigt; wir
führen ihn zu dem Eingange und dem Führer und
harren seiner Wiederkehr, um ihn unsererseits in
hellen Gebieten der eigentlichen Geschichte weiter
zu geleiten. Da Lachmann nun die Nibelungen-
lieder nach seiner kritischen Scheidung und Rei-
nigung zusammengestellt hat, so wird Niemand
zweifeln, diese neue Sammlung in die Hand zu
nehmen und den reinen Genuß, den ihm diese
gesichtete Materie bereiten wird, der klippenvol-
len Lectüre der nachlässigen Texte vorzuziehen,
die uns überliefert sind; der Unterschied wird
Keinem entgehen, der das Ausgeschiedene mit
dem ganzen Wust vergleicht, wenn er auch noch
so wenig in die Besonderheiten der Kritik und
des ästhetischen Tactes, die bei der Ausscheidung
leiteten, eingehen kann oder mag. Die Gedichte,
denen ein so schlechter Sammler im Anfang des
13. Jahrhunderts zu Theil war, verdienten es,
daß nach sechs Jahrhunderten in der Zeit eines
reineren Geschmacks ein feinerer und ehrfürch-
tiger Ordner sie aufs neue sichtete. Diesen Ehren-
namen hat Lachmann an dem Nibelungenliede
verdient; die Geschichtschreibung der Litteratur
kann ihn nicht würdiger ehren, als wenn sie ihn,
auf diese Weise betrachtend, in eine organische
Verbindung mit der Geschichte dieser Gesänge
bringt, die mit durch seine sorgsame Pflege eine
Bedeutung für unsere Nation erhalten haben, die
man ihnen im 13. Jahrhundert nicht versprochen
hätte. Ueber diese aus den Resultaten der Kritik
gewonnene Frucht freuet man sich ungestört, wie
an diesen allgemeinen Resultaten selbst. Daß die
Nibelungen nicht das Werk eines einzelnen Dich-
ters, daß sie eine Sammlung im Volke umherge-
tragener Lieder seien, wird nun so wenig mehr
bestritten, daß es des Eifers gegen die Wider-
sacher nicht mehr bedürfte. Im Detail der Kritik
und Forschung werden, wo so viele Vermuthun-
gen statt haben, die nur dem Vermuthenden
zur Ueberzeugung werden können, Anderen an-
dere Vermuthungen ohne Eifer zu gestatten
sein.

Daß die Gestaltung unserer Poesie im 12. Jahr-
hundert dahin leiten konnte, wenn nicht mußte,
einzelne Nibelungenlieder zu sammeln, auch wenn
in früherer Zeit durchaus noch gar kein Versuch
zu einer solchen Sammlung gemacht worden wäre,
der erleichternd entgegen kam, liegt am Tage.
Die Kunst der Erzählung und der Antheil an fes-
selnden Begebenheiten kam sich entgegen, die
Achtsamkeit auf fremde Dichtung und Dichtungs-
stoffe führte von selbst zu der Aufnahme der ein-

heimischen, und wir sahen diese letzteren schon oben in rohen Versuchen, in willkürlicheren Gestaltungen sich neben den übersetzten Werken aufpflanzen. Möglich genug, daß die Reihe hierzu jene vageren Gegenstände der Volkssage zuerst traf, die in sich mehr Anlage trugen, ganz nach dem Style der neuen Erzählkunst und im Ton der französischen Dichtungen vorgetragen zu werden. Möglich genug, daß erst die schon reifere und vielseitiger gewordene Zeit zu dem Versuche schritt, auch die allbekannten, dem Volke liebgewordenen, uralten Lieder von Dietrich aufzugreifen, sie vorsichtig und schonend nur so umzugestalten, daß sie sich auch in höfischer Gesellschaft konnten hören lassen, und endlich in Eine Reihe zu versammeln, daß sie als eine geordnete, vollständige Erzählung sich neben die fremden wagen konnten. So könnte unsere Sammlung eine ursprüngliche sein; sie könnte zuerst getrennte Lieder zusammengestellt haben, die nach Lachmanns Bemerkung um 1190—1210 ungefähr die Gestalt wie die meisten Stücke unseres Gedichts haben mußten. Auf diese Art erklärten sich die Widersprüche, selbst die handgreiflichsten, freilich am einfachsten, was schon schwieriger wäre, wenn dem Sammler bereits eine schriftliche Quelle, eine andere Sammlung vorgelegen hätte. Auf eine solche Quelle beruft sich das Gedicht nirgends, und man wird wohl geneigt, sie am kürzesten mit Lachmann zu leugnen, obgleich das Ungeschick der Dichter jener Zeiten so augenscheinlich groß ist, und das unseres Sammlers groß genug bleibt, um auch das Ungeschick eines Umdichters sein zu können; obgleich es auch an einem gelegentlichen Widerspruche in der Gudrun nicht fehlt, worin man sich doch an einer verlornen Stelle auf ein Buch beruft, die auch in einem anderen Sinne verloren sein könnte. Wie es auch sei: der Ton dieser Gedichte liegt in einem solchen Gegensatze gegen die Litteratur des 12. und 13. Jahrhunderts, daß man immer auf die Klage und den Wunsch geführt wird, es möchte uns doch aus früheren Zeiten, und wenn nur aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts irgend ein Document erhalten sein, das uns eine Vorstellung gäbe, wie diese Lieder lauteten, ehe sie in Opposition zu der höfischen Dichtung kamen, wie sie sich gegen die Färbung des 13. und 12. Jahrhunderts erhielten (welcher letztern die Gudrun nicht so sehr entgieng), und wie sich die große Kluft ausfüllt zwischen dem Hildebrandliede und den Nibelungenliedern, die wir besitzen. Denn die Stumpfheit und dorische Schwerfälligkeit des Vortrags in diesen Liedern der südlichen Gegenden, die die Sage pflegten und die noch so gern ihre Mundart in den Nibelungen finden, ist auffallend genug, wenn man bedenkt, daß gerade in der Schweiz die zierlichsten Minnedichter, in Oestreich die gewandtesten Erzähler zu Hause sind, eben in jenen Gegenden, die am natürlichsten in jenen Zeiten der Zähringischen und Babenbergischen Blüthe sich der alten Stammsage wieder annahmen. Je schwerer es fällt, auf die Entdeckung einzelner älterer Lieder zu hoffen, die ihrer Beschaffenheit nach leichter verloren gehen mußten, desto mehr hängt man dann an dem Wunsche, es möchte uns noch eine ältere Sammlung aufgefunden werden, die ja auch in anderer Gegend entstanden, unserm unabhängigen Sammler unbekannt geblieben sein könnte.

---

166. Ueber Goethe's Hermann und Dorothea.

(*W. v. Humboldt*, Aesthetische Versuche I. [1799]; Gesammelte Werke IV. [1843] S. 1—2, 13—15, 81—82, 102—107, 117—119.)

Nichts vollendet so sehr den absoluten Werth eines Gedichts, als wenn es, neben seinen übrigen eigenthümlichen Vorzügen, zugleich den sichtbaren Ausdruck seiner Gattung und das lebendige Gepräge seines Urhebers an sich trägt. Denn wie groß auch die einzelnen Schönheiten sein mögen, durch welche ein Kunstwerk zu glänzen im Stande ist, wie regellos die Bahnen, welche selbst das echte Genie manchmal verfolgt; so bleibt es doch immer gewiß, daß dasselbe da, wo es in seiner vollen Kraft thätig ist, auch immer in einer reinen und entschiedenen Individualität auftritt, und sich eben so wieder in einer reinen und bestimmten Form ausprägt. Wenn daher andere Producte der Kunst nur eine einseitige Bewunderung oder eine flüchtig aufbrausende Begeisterung hervorbringen; so sind es allein die, welche jenen Grad der Vollkommenheit besitzen, in welchen der Leser seine volle und dauernde Befriedigung findet, und aus denen er wieder die Stimmung zu schöpfen vermag, die ihnen selbst das Dasein gab. Vorzüglich aber sind sie ein dankbarer Ge-

für die ästhetische Beurtheilung. Denn
en zugleich mit sich auch ihren Beur-
opor, und führen von selbst eine Art der
rbei, die in dem einzelnen Beispiel zu-
Gattung, in dem Werke zugleich den
schildert.
solche Beurtheilung schien mir Goethe's
n und Dorothea vorzugsweise zu
. Denn in dem eigenthümlichen Geiste,
Dichtung beseelt, glaubte ich in vorzüg-
tbarer Stärke die doppelte Verwandt-
erkennen, in welcher derselbe auf der
ite mit der allgemeinen Dichter- und
atur überhaupt, auf der andern mit der
Eigenthümlichkeit ihres Verfassers steht.
ische Gattung und die epische Art er-
ur selten so rein und so vollständig, als
eisterhaften Composition dieses Ganzen,
erischen Wahrheit dieser Gestalten, dem
ortschreiten dieser Erzählung; und wenn
's Eigenthümlichkeit in einzelnen ihrer
stärker und leuchtender aus andern sei-
e hervorstrahlt, so findet man in keinem,
diesem, alle diese einzelnen Strahlen
Brennpuncte versammelt....
hlichte Einfachheit des geschilderten Ge-
s und die Größe und Tiefe der dadurch
rachten Wirkung, diese beiden Stücke
welche in Goethe's Hermann und
ea die Bewunderung des Lesers am
und unwillkürlichsten an sich reißen.
am meisten entgegensteht, was nur dem
s Künstlers, und auch diesem allein in
ücklichsten Stimmungen zu verknüpfen
finden wir auf einmal vor unserer Seele
tig — Gestalten, so wahr und indi-
, als nur die Natur und die lebendige
rt sie zu geben, und zugleich so rein
lisch, als die Wirklichkeit sie niemals
len vermag. In der bloßen Schilderung
fachen Handlung erkennen wir das treue
tändige Bild der Welt und der Menschheit.
ichter erzählt die Verbindung eines Sohns
wohlhabenden Bürgerfamilie mit einer
nderten; er thut nichts, als die einzelnen
dieser Handlung, die einzelnen Theile
offs aus einander legen, die Reihe der
entwickeln, wie sie natürlich und noth-
us einander entspringen; er ist nie mit
drem, als mit seinem Gegenstande be-
alle Hindernisse, durch die er den Kno-
Handlung schürzt, alle Mittel, durch die
ieder löst, sind allein aus diesem und
Charakteren der handelnden Personen
genommen; alles, wodurch er die Theilnahme des
Lesers gewinnt, ist allein in diesem Kreise ent-
halten, und nie tritt er in seiner eignen Individua-
lität hervor, nie schweift er in eine eigene Be-
trachtung, oder eine eigene Empfindung aus. Und
auf welchen Standpunct sieht sich dadurch der
Leser versetzt! Das Leben in seinen größesten
und wichtigsten Verhältnissen und der Mensch in
allen bedeutenden Momenten seines Daseins stehen
auf einmal vor ihm da, und er durchschaut sie
mit lebendiger Klarheit.

Was seinem Herzen das Wichtigste ist, sein
Nachdenken und seine Beobachtung am anhaltend-
sten beschäftigt, sieht er mit wenigen, aber mei-
sterhaften Zügen in überraschender Wahrheit ge-
schildert — den Wechsel der Alter und Zeiten,
die fortschreitende Umänderung in Sitten und
Denkungsart, die Hauptstufen menschlicher Cul-
tur, und vor allem das Verhältniß häuslicher Bür-
gertugend und stillen Familienglücks zu dem Schick-
sal von Nationen und dem Strome außerordent-
licher Ereignisse. Indem er nur den Begebenheiten
einer einzelnen Familie zuzuhören glaubt, fühlt
er seinen Geist in ernste und allgemeine Betrach-
tungen versenkt, sein Herz zu wehmuthsvoller
Rührung hingerissen, sein ganzes Gemüth hin-
gegen zuletzt wieder durch einfache, aber ge-
diegene Weisheit beruhigt. Denn die wichtige
Frage, die sich in unsrer Zeit überall jedem auf-
drängen muß: wie soll bei dem allgemeinen Wech-
sel, in welchem Meinungen, Sitten, Verfassungen
und Nationen fortgerissen werden, der Einzelne
sich verhalten? findet er nicht allein in den
mannigfaltigsten Gestalten aufgeworfen, sondern
auch so beantwortet, daß die Antwort ihm mit
der Belehrung zugleich Kraft zum Handeln und
Muth zum Ausharren in die Seele haucht.

Aus der Mitte aller Verhältnisse seiner Zeit
und seines Vaterlandes sieht er sich in eine Welt
versetzt, in die er sonst nur, von der Erinnerung
an die einfachsten und frühesten Menschenalter
erfüllt, an der Hand der Alten einzugehen pflegt.
Denn indem ihn der Dichter bei der ganzen In-
dividualität seines Wesens ergreift, führt er ihn
zu den reinen und ursprünglichen Naturformen
zurück; und indem er in der Wirklichkeit alles
vertilgt, was sie zur bloßen Wirklichkeit und un-
tauglich zum Gebrauch für die Phantasie macht,
benutzt er noch bis auf den kleinsten Zug ihre
Individualität.

So rein dichterisch hat er seinen Stoff erfunden
und ausgeführt....

Hermann und Dorothea sind beide durchaus
so gehalten, daß keine dieser beiden Gestalten

vor der andern hervortritt. Wie sie in der Handlung, in der sie der Dichter zeigt, Eins sind; wie ihre ganze Seele nur gegenwärtig mit einander beschäftigt ist: so sind sie auch nur gleichsam als ein einziges Individuum geschildert. Ueberall erscheinen sie nur immer in Beziehung auf den andern, überall sieht man in dem einen auch den andern zugleich mit, und ihre beiderseitige Natur schmilzt eben so fest und vollkommen zusammen, als ihre Herzen unzertrennlich verbunden sind.

Aber (denn auch darin ist die Ordnung der Natur so schön beobachtet) Hermann tritt überhaupt mehr, und von Anfang allein auf; wir lernen Dorotheen nur durch ihn kennen, durch das ganze Gedicht erscheint sie immer nur als ihm bestimmt oder angehörend, und wenn sie am Ende einen Augenblick eine eigene Selbständigkeit gewinnt, so geschieht es nur, um durch diesen Muth und diese Kraft der weiblichen Anhänglichkeit noch mehr Adel und Würde zu geben. Darum bleiben wir hier nur bei Dorotheens Schilderung stehen. Hermann, als die Hauptfigur des Gedichts, zeichnet sich von selbst; indeß werden wir doch bald sehen, daß auch er seine eigentliche Größe von der Einbildungskraft des Lesers nur dadurch gewinnt, daß wir seine Gestalt in Dorotheens Wesen, wie in einem reineren Medium, wieder erblicken.

So tragen und heben beide Figuren sich immer nur gegenseitig; und indem die Phantasie, den fixen Punct aufsuchend, an dem das Ganze befestigt ist, immer von der einen zur andern hinüberschwanken muß, indem das Bild beider, wie ein Licht zwischen zwei Spiegeln, immerfort von der einen in die andere zurückgeworfen wird, erhalten sie immer schwellende und unendliche Umrisse. . . .

Die erste Eigenschaft, die wir bis jetzt vorzugsweise an dem Goethischen Gedichte gewahr wurden, war seine reine und vollendete Objectivität; wir fügen nunmehr eine zweite hinzu, seine schlichte Einfalt und seine natürliche Wahrheit.

Beide sind gewissermaßen mit einander verwandt. Die erstere beruht auf einem rein beobachtenden und bestimmt bildenden Sinn, auf der Fähigkeit, die Natur in aller ihrer Wahrheit aufzufassen, und in der ganzen Bestimmtheit ihrer Formen, der ganzen Festigkeit ihres Zusammenhanges wieder darzustellen. Einem solchen äußern Sinn muß ein ähnlicher innerer entsprechen. So wie jener sich in der äußern Natur vorzugsweise an ihrer Gesetzmäßigkeit und ihrer Realität erfreut, so muß dieser dieselben Eigenschaften in dem Innern des Gemüths und dem Charakter der Menschheit aufsuchen. Er kann daher nur bei ihren größesten, einfachsten und wesentlichsten Formen verweilen.

Wer sieh in dieser Stimmung befindet, wird überall nur die Natur malen, nur sie in ihrem innern Charakter und ihrer äußern Gestalt. Er wird daher auch den Menschen am liebsten von den Seiten betrachten, von welchen er geradezu mit ihr übereinstimmt, lieber da, wo er als Gattung erscheint, als da, wo er in einer entschiedenen Eigenthümlichkeit auftritt. Die Einfachheit des Stoffs, den er schildert, wird auf seine Schilderung selbst übergehen. Er wird immer innerhalb des Tons ruhiger Darstellung bleiben; immer nur, indem er einen Theil an den andern anfügt, das Ganze hinzustellen bemüht sein; nie mit seinem Ausdruck hinter der Sache zurückbleiben, aber auch nie mit demselben darüber hinausgehen. Er wird immer den treffendsten und kräftigsten in seiner Macht haben; nie aber einen bloß kühnen oder glänzenden suchen.

Das Gepräge einer solchen Einfachheit und Wahrheit nun trägt das gegenwärtige Gedicht in einem auffallenden Grade an sich. Es ist überall nur die Sache, die wir vor uns erblicken, und sie immer in ihrer wahren und nackten Gestalt. Aber noch mehr, als im Ton und der Sprache, fällt diese Einfachheit in den Gesinnungen und Charakteren auf.

Es ist kaum möglich, ein einzelnes Beispiel für seine Behauptung herauszuheben, für die eigentlich alles zugleich spricht. Allein wenn es dennoch eines Beispieles bedarf, so erinnere man sich an die Schilderung der Mutter Hermanns. Unter allem, was in der Natur einfach genannt werden kann, ist kaum etwas andres, was diesen Namen in höherem Grade verdiente, als die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde. Aus der natürlichsten Verbindung entsprungen, durch die natürlichsten Verhältnisse fortgepflanzt, auf die natürlichste Sorgfalt für unmittelbares Glück und unmittelbare Zufriedenheit beschränkt, bietet sie, — so ehrwürdig und schön sie auch in der Wirklichkeit erscheint — der dichterischen Einbildungskraft kaum eine einzige Seite dar, von welcher sie dieselbe durch eine hervorstechende Eigenthümlichkeit auszeichnen könnte. Nur der Dichter, der seiner Stärke gewiß ist, die Natur bloß als Natur geltend zu machen, darf sich an die Schilderung eines Gefühls wagen, das er nur, indem er es in seiner ganzen Größe, in seiner durchgängigen Wahrheit auffaßt, aus dem Gewöhnlichen heraus zu heben und dichterisch zu

im Stande ist. Denn unter allen andern ist
was so sehr, als dies, entweder jede dich-
› Behandlung verschmäht, oder nur in dem
ı und höchsten Style der Kunst eine glück-
'irkung verspricht.
r wie viel einfacher wird dieses Bild müt-
r Zärtlichkeit noch unter den Händen un-
)ichters! Er schildert nicht den Zustand
· Leidenschaft, nicht die qualvolle Furcht
ıem drohenden, oder den zerreißenden
z über einen erlittenen Verlust; auch bei
das mütterliche Herz um das Glück des
besorgt, aber diese Besorgniß entspringt
us der Aengstlichkeit der Liebe, als aus
ıgenden Lage der Umstände. Er zeigt uns
e Sorgfalt für die ersten Jahre der Kind-
r den erst stammelnden Säugling — eine
lie durch die zarte Unschuld, die liebliche
·, die abhängige Hülflosigkeit dieses Alters
igenthümlichen Reiz gewinnt. Er schildert
Mutter mit dem erwachsenen Sohn, also
hältnissen und Empfindungen, die, um
Herzen wichtig zu werden, nichts als ihre
! Wahrheit, ihre tiefe Innigkeit besitzen.
Charakter dieser Mutter selbst hat er alle
einer schönen und reinen, aber schlichten
ereinigt; sie überall sonst nur als die hülf-
iattin, die geschäftige Hausfrau, gezeich-
l dies Bild noch durch die Züge verstärkt,
'on einer gewissen kindischen Naivetät in
lheren Jugend erzählt.
de aber durch diese Kühnheit, seinen Ge-
l schlechterdings da aufzunehmen, wo er
tur ist, führt er ihn auf eine Stufe ein-
rhabenheit, von der wir sonst kaum einen
ıaben. Wenigstens erinnern wir uns bei
andern Dichter einer Schilderung einer
die an Natur und Wahrheit, an Größe
önheit der Gesinnung mit dieser verglichen
dürfte. Wie groß und edel irgend einer
diesem Gedichte aufgestellten Charaktere
en mag, so darf diese Mutter keinem der-
veichen. Sie ist durchaus gut, durchaus
ig, durchaus zart und fein empfindend;
zeigt sie einen Mangel, nirgends einen
ţ. Ihr Charakter ist ganz idealisch: denn
wird man eine einengende Schranke in
en gewahr; und er ist zugleich ganz na-
denn sein Wesen besteht bloß in dem,
ı Menschen zugleich mit der Menschheit
ınzt ist.
m ist die Liebe dieser Mutter nicht bloß
d innig, sondern zugleich auch so zart;
hr Sinn so fein, die innersten Gefühle
ihres Hermanns mitten aus seinen halb verstell-
ten, halb verwirrten Worten zu enträthseln;
darum ihre Schonung für jede Denkungsart so
schön; ihr Sinn für jede Eigenthümlichkeit in der
Menschheit so groß und menschlich. Zu der Li-
beralität, die sonst nur Philosophie und Nach-
denken; zu der Feinheit, die nur mühsam erwor-
bene Menschenkenntniß verschafft, gelangt sie
allein auf dem Wege der einzigen Empfindung,
welcher sie ganz und ausschließlich angehört.

Einer solchen Liebe der Mutter muß eine gleiche Zärtlichkeit des Sohnes entsprechen. Diese hat uns auch der Dichter gezeichnet; wir sehen seine starke Anhänglichkeit, sein großes und zuversichtliches Vertrauen; aber er scheut sich sogar nicht, uns hier in das kleinste Detail einzuführen, uns zu erzählen, daß z. B. der Sohn sich nie vom Hause entfernte, ohne seine Mutter vorher davon zu unterrichten.

Daß Züge dieser Art nicht kleinlich, nicht gemein werden, ist das Verdienst der Kunst, und hierin besteht ihre Größe. Zwar pflegt man das Einfache an sich groß zu nennen. Aber es ist dies nie von selbst, immer allein durch die Ansicht oder die Behandlung, immer nur dadurch, daß man es als Natur, also in der Wahrheit, der Realität, dem Zusammenhange darstellt, welche dieser eigen sind.

Wovon wir also zuerst ausgiengen, darauf allein kommt alles an, überall, im Aeußern und Innern, in den sinnlichen Formen und in den Veränderungen unsers Gemüths nur die Natur aufzusuchen und darzustellen.

Dadurch nun, daß unser Dichter, immer hiermit beschäftigt, das menschliche Gemüth und seine Gesinnungen so klar und offen darlegt, erlangt er eine Einfachheit und Wahrheit, bringt er uns seinen Stoff mit einer Innigkeit ans Herz, die nur ihm allein angehört. Er greift in unsre eigensten Gedanken und Empfindungen ein, und indem er alle Falten unsers Herzens aufdeckt, und uns in den Kreis unsers gewöhnlichen Alltagslebens zu begleiten scheint, erhält er sich immer auf der nothwendigen poetischen Höhe. Nur selten hat ein andrer unter den Neuern so sehr die strenge Wahrheit und die schlichte Einfalt der Natur mit der vollkommensten Begeisterung der Kunst gepaart, und nie — könnte man sagen — ist einer in einem so durchaus prosaischen Gange in so hohem Grade poetisch gewesen.

Wir bleiben schlechterdings in demselben Kreise, in welchem wir einmal zu leben gewohnt sind; aber wir werden mit diesem ganzen Kreise auf eine ungewohnte Höhe erhoben: die Wirklichkeit

in und um uns leidet kaum eine Veränderung in ihrer Beschaffenheit; aber sie ist gar nicht mehr Wirklichkeit, sie ist nur reines Erzeugniß der dichterischen Einbildungskraft....

Wer Hermann und Dorothea in Stunden liest, in welchen sein Herz der Wirkung des Dichters offen ist, der muß unläugbar erkennen, daß darin noch ein anderer Geist, als in den Werken der Alten herrscht. Er wird denselben nicht gerade größer und besser, aber verschieden, und, nur in einer andern Art, gleich trefflich finden; er wird sich von ihm nicht mächtiger angezogen, aber inniger durchdrungen fühlen.

Wenn er den geringeren sinnlichen Reichthum, von dem wir im Vorigen redeten, nicht als einen störenden Mangel empfindet, so wird er daran erkennen, daß der Dichter sich auf einem andern Gebiet, als die Alten, befindet, daß er (so viel dies nemlich die allgemeine Gleichheit des Dichterberufs erlaubt) von anderen Puncten ausgeht, und einem andern Ziele nachstrebt, und daß er eben dadurch auch ihn nothwendig in eine andere Sphäre versetzt.

Und dies ist in der That auch der Fall. Wenn die Alten mehr die Natur in ihrer sinnlichen Pracht und Größe malen, so legt er mehr das Innere der Menschheit dar. Beide Gegenstände haben eine unwidersprechliche Größe, der erstere ist außerdem dem Wesen der Kunst mehr angemessen; aber wenn dieselbe auch in dem letztern ihre ganze Schönheit erhält, so besitzt dies für uns, die wir mehr in Gedanken und Empfindungen, als in Anschauungen und Handlungen leben, vielleicht einen noch eigenthümlicheren Reiz.

Was unser Gemüth beständig beschäftigt, den Gedanken und das Gefühl, finden wir hier auf eine wunderbar große Weise behandelt und ausgebildet. Ueber die wichtigsten menschlichen Verhältnisse hören wir entgegengesetzte Meinungen mit einander ausgleichen; das Erhabenste, was über die Begebenheiten unserer Zeit gedacht werden kann, finden wir in seiner ganzen einfachen Größe und vollkommen dichterisch ausgedrückt; unser Geist schwingt sich zu einer Höhe der Gedanken, die, man muß es offenherzig gestehen, den Alten schlechterdings fremd war. Es ist nicht, daß wir sie je in dem Gehalte gediegener Weisheit übertreffen, je die letzten Resultate besser und fester zusammenknüpfen könnten; aber es ist nur, daß sie den Gedanken, der doch auch so einer vollkommen künstlerischen Behandlung fähig ist, nie rein und für sich verfolgen, und daher auch unserer Seele nicht den intellectuellen Schwung mitzutheilen vermögen, von welchem dies immer begleitet ist.

Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit der Empfindung. Wenn wir Hermann und Dorothea auf ihrem Wege zur Wohnung der Eltern begleiten; wie innig gehen wir da in ihre Gefühle ein, wie durchdringen wir sie bis auf die innersten Falten ihres Herzens, und wie tief führt uns dies in unsre eigne Brust, in die ganze Menschheit zurück! Niemand kommt den Alten in der Wahrheit und Stärke gleich, mit der sie Gefühle und Leidenschaften schildern. Aber wieder, weil sie sich auch in dies Gebiet nicht so einsam einschließen, weil sie die Empfindung mehr im Ganzen und ihren Aeußerungen zeichnen, als im Einzelnen, und für sich entwickeln, so versetzen sie uns nicht in die zarte, leise, verwundbare Stimmung, deren wir uns hier nicht erwehren können.

Dadurch sind zugleich alle Charaktere, nicht zwar in Rücksicht auf die natürliche Kraft und Schönheit, aber in Rücksicht auf eine gewisse feinere Bildung, um eine Stufe höher gestellt. So einfach und echt antik z. B. Dorothea geschildert ist, so besitzt das Alterthum dennoch keine weibliche Gestalt, die ihr an innerer Zartheit gleich käme. Selbst in Hermann ist etwas, wofür die Helden der Alten keinen Sinn haben würden; und wenn die Mutter schöner und größer gehalten ist, als wir es in irgend einem andern alten oder neueren Dichter finden, wodurch ist dies geschehen als dadurch, daß ihr ein zarterer und doch gleich reiner Begriff von Weiblichkeit untergelegt ist?

Wir sind darum weit entfernt zu behaupten, daß dieser moderne Charakter, an sich genommen, einen Vorzug vor dem antiken besäße, und noch mehr, daß dies in Ansehung der Forderungen der Kunst der Fall wäre. Aber, da demselben gemäß zwar keine bessere und kräftigere, wohl aber eine höhere und feinere menschliche Natur aufgestellt wird, und die Verfeinerung auf dem Wege liegt, den das Schicksal unserer Ausbildung vorgezeichnet hat, so verdient er, wenn er nur (worauf es immer zuerst ankommt) die Ansprüche der Kunst vollkommen befriedigt, eine eigenthümliche Stelle, und würde mit Recht sogar eine vorzüglichere verlangen, wenn es ihm nicht dabei zugleich an andern Vorzügen mangelte.

7. Zur vergleichenden Litteraturwissenschaft. — Dante, Milton, Klopstock, Franzosen, Wieland, Goethe, Schiller.

(*C. Fortlage*, Vorlesungen über die Geschichte der Poesie [1839] S. 352—358.)

nte's Komödie hat der Occident sein Ge-
Himmel und Hölle, seinen Koran, be-
Hält man beide Gedichte zusammen,
t daran der Unterschied des muhameda-
Orients und christlichen Occidents recht
Auge. Beide Gedichte behandeln den-
toff, die Schrecken der Hölle und die
des Paradieses, mit moralischen und
chen Excursen. Aber statt daß der Araber
multuarisch und abspringend zu Werke
ts augenblicklichen Eingebungen folgend,
ähnlich in jedem einzelnen Stücke seine
hen Themata zugleich behandelnd, geht
päer im höchsten Grade vorbedenkend
ematisch zu Werke, seinen Gegenstand
onisch eintheilend, in 3 mal 33 Gesängen
iem. Dort ist die Bewegung eines freien
en Sturmwinds, hier die Räder- und
ewegung einer tiefsinnig berechneten Ma-
. Dort weht Frühlingshauch ambrosischer
hier der Weihrauch einer über den Kö-
rn der alten Welt erbauten Capelle. In
tellung von der Hölle ist der Araber dem
r sehr ähnlich, dahingegen sich in Betreff
dieses ihre Wege am meisten scheiden.
waltet auch hier bei beiden die Grund-
ne Freuden als Beseligungen durch Liebe
n, und sie gehen nur in der Art der
ichung dieser Idee so weit auseinander,
i im Alterthum bei der Frage vom höch-
ick die Epikuräer von den Platonikern
).

Dante gegenüber als einem Dichter, wel-
Stimmung des katholischen Glaubens in
Blüthezeit ausdrückt, ist ein religiöses
Epos aus der anglicanischen und lutheri-
irche getreten, welches den Fall und die
; des Menschen besingt. Von dieser Art
os hatte bisher noch nichts existirt, man
enn jene indischen Legenden hierher zie-
len, worin heilige Muni's gleich dem Mil-
i Adam durch Verlockung von Wei-
is ihren seligen Zuständen in die Materie
ken, oder Wischnu Menschengestalt
um einer gesunkenen Welt aufs neue
en des Himmels mitzutheilen. Zwar ist
mel dieser beiden modernen Dichter nicht
bevölkert mit Engeln, wie der indische
dharwen und Apsarasen, und auch ihre
Erzählung gleicht denen ihrer Vorbilder, die sie
nicht kannten, in einer gewissen Schwerfälligkeit,
die nicht von der Stelle kommt; doch setzt die
prosaische Nüchternheit des Tones, die nur kalte
absichtliche Begeisterung und keine unwillkürliche
Entzückung kennt, die protestantische Aengstlich-
keit, die sich scheut vor einem freien Verfahren
mit dem Bibelwort, und in seinen Orakeln wie
in unbequemen Gängelbändern sich bewegt, wo-
bei der Geist sich im Uebrigen doch den freien
Flug nicht hemmt — diese Umstände setzen das
protestantische Epos zu tief unter das indische
herab, als daß man obigen Vergleich urgiren
dürfte.

Milton's verlornes Paradies ist der Maßstab des
Milton'schen Dichtergenius, aber Klopstock's Mes-
siade durchaus nicht der Maßstab des Klopstock-
schen. Sowie nach der Sage die ältesten Götter-
statuen bestanden aus Felsblöcken, die man nach
oben zu bemeißelte, unten aber in roher Gestalt
ließ, so finden wir bei Klopstock zu unterst das
Felsengeröll der ungenießbaren Bardiete, weiter
nach oben in der Messiade den kaum erst durch-
schimmernden Rumpf; auch in der Hälfte der
Oden noch die Form mit der Materie kämpfend;
aber über diesem Allem erhebt sich in ihrer an-
deren Hälfte in ewigem Sonnenstrahl das Haupt
eines olympischen Zeus. Hier ist die Stelle, wo
in der neuen Poesie zuerst das krystallklare le-
bendige Griechenthum zur Welt geboren wurde,
und dieser strömende Lichtquell war von so ent-
zückender Heitere, daß die Zeit, in der er floß,
habsüchtig wurde auf seine entferntesten und
schwächsten Dämmerungen, welche diejenigen,
die im Lichte des Tages wandeln, natürlich das
Recht haben, zu übersehen. Wo es aber bei
Klopstock nicht mehr dämmert, da wirkt ein sil-
bernes Licht und eine griechische Klarheit. Er
ist kein Denker in dem Grade, wie Dante. Aber
die Regungen des Herzens verwandeln sich oft
bei ihm auf dem Wege von der Empfindung zum
Ausdruck in tiefe Gedanken, in eine eigenthüm-
liche, erhabene Metaphysik. Wenn andere Dich-
ter lieben die Dinge der Ideenwelt durch sinn-
liche Bilder zu verkörpern, so liebt er es, die
irdischen Gegenstände durch Bilder aus der ab-
stracten Ideenwelt zu vergeistigen und durchsich-
tig zu machen. Er scheint einen Zauberstab zu
führen, mit dem er Seelen aus den Körpern zieht.

Und so wie er es liebte, über die spiegelnde Krystallfläche des Eises den bewaffneten Fuß gleiten zu lassen, so schwebt auch seine Poesie dahin über den Sternkrystallen eines ätherischen Elements, unter einem neuen Himmel, unter neuen Gestirnen. Wirft er aber den Blick zur gegenwärtigen Welt hinab, so ist es am liebsten in der stillen Stunde des Abends, wenn der Mond am Himmel heraufzieht, und mit blassem Lichte das Laub der Wipfel versilbert. Und auch sonst wählt er, wenn er die Natur malt, die blassen und durchsichtigen Farben der Elemente, des Wassers, der Luft, des durchsichtigen Himmels. Oft berührt er uns, wie ein heiterer Wintertag, wo frischgefallener Schnee blendet, wo der tiefe Himmel in eine noch weitere Ferne zurückgespannt scheint, und die stillstehende Natur ehrfurchtgebietend schweigt. Und dann mahnt uns auch wieder dieses schneereine weiße Colorit, diese winkellose Geradheit, dieses Vorherrschen des Edeln vor dem Reizenden, des Achtungswerthen vor dem Anlockenden, an den Sommerglanz weißer Lilienfelder, deren Schmelz dem frischgefallenen Schnee so ähnlich ist. Wo aber seine Oden das Ueberirdische streifen und niedersinken in Andacht, da wird die Sprache oft zum Stammeln, nur wieder der Andacht selbst verständlich. Vor den Strahlen einer höheren Schönheit erbleicht alle Schönheit des Worts. Die Seele verschluckt den größten Theil ihrer Laute, und läßt das Uebrige nur wie einzelne abgebrochene Seufzer hervorklingen, wie wenn der Wind über eine Aeolsharfe streicht, und nun nach Zufall diese oder jene Saite berührt, oder so wie ein erquickender Maischauer über die dürstende Flur herabsinkt, und seine Demanttropfen nach Zufall bald auf dieses, bald auf jenes Hälmchen spritzt — dann lacht die Sonne hervor, und Alles erglänzt wie Juwelen.

Dante und Klopstock erschufen den modernen Platonismus in der Poesie unter der Form der Andacht. Eine andere Einführung des Griechenthums ist die kritische unter der Form des guten Geschmacks. Dieses ist das französische Griechenthum. Von den Deutschen steht Wieland auf dieser Seite. Das Griechenthum wird hier Sache der Eleganz und der Mode. Es tritt daher äußerlich sehr entschieden und fertig auf, ohne aber irgend eine innere Gemüthsumwandlung zu bewirken. Niemand ist weiter entfernt von den Motiven des antiken tragischen Pathos, als Corneille, Racine und Voltaire. Sie haben sich sogar nicht gescheut, die einfache Größe der Iphigenia und des Oedipus durch Liebesintrigue zu entstellen. So entfernt waren sie von der Seele des griechischen Ideals. So wenig war ihr Dichten und Trachten über den gährenden Zustand der Elemente ihres Sagenkreises hinausgegangen. Ihr Griechenthum bestand in Eleganz und gutem Geschmack, ihre Poesie dagegen in einem aus altem Herkommen stammenden Spiel mit den beiden Principien der Ritterlichkeit, Ehre und Liebe. Von diesen besteht die Ehre im conventionellen Ehrenpuncte, welcher identisch ist mit dem Puncte der Degenspitze, und nicht mit einer innerlichen großen Gesinnung. Die Liebe geht nicht hinaus über die oberflächliche und gezwungene Manier des provençalischen Minnegesangs. Sie wird nur gebraucht, um widerspruchreiche und interessante Stellungen der Personen gegen einander herbeizuführen. Sie erscheint daher immer nur groß als Mittel, nie an und für sich. Sie ist nicht um ihrer selbst willen, sondern nur als Gewürz an allerlei anderer Speise hochgeschätzt. . . .

Sowie Dante von der wissenschaftlichen Tendenz seiner Zeit durchdrungen war, so Goethe von der der seinigen. Die Stärke jener Zeit lag in der Verstandesschärfe der Scholastik, die Stärke dieser in der Unparteilichkeit und dem festen Boden der empirischen Wissenschaften. Goethe war in eben so hohem Grade Wissenschaftsforscher, als Dante. So wie Dante sich der unsichtbaren Welt vollkommen zu bemächtigen suchte, so Goethe der sichtbaren, und in dieser vorzüglich der unsere Sinne am meisten und unumgänglichsten gefangen nehmenden Erscheinungen. Wohin wir sehen, umgibt uns das Licht; denn wir sehen durch es und in ihm, wir sehen alle Gegenstände nur, wie es sie uns durch seinen Farbenwechsel interpretirt. Die Eindrücke, von denen wir sonst am wenigsten verlassen werden, sind die, welche von der Mechanik unsers eigenen Leibes und seines Knochenbaues herrühren. In der Außenwelt sind es die Steine und Pflanzen, die unseren Füßen bei jedem Schritte begegnen; und heben wir die Augen aufwärts, bieten mannigfaltige Wolkenformationen einen immer wechselnden und interessanten Anblick. Diese Unausweichlichkeiten beschäftigten fortwährend Goethe's Nachdenken; weit weniger thaten es die Wissenschaften, welche erst durch das Organ historischer Erinnerung, chemischer Analyse, mathematischen Calculs dem inneren Auge erscheinen; und sein Bestreben war allenthalben, das vom inneren Blick Gesehene möglichst auf den äußeren Blick zu reduciren. Eine ähnliche Richtung hatte auch Goethe's Poesie. Denn ihre

n theils wirkliche Gestalten lebendiger
rung, welche das Auge des Dichters
nder und erhöhender Spiegel auffieng,
ssen sie auch da, wo sie rein von
eboren waren, einen engen Bund mit
, nahmen der Wirklichkeit entflossene
i sich auf.
ar ein eben so wissenschaftlicher Geist,
aber von entgegengesetzter Richtung.
det sein wissenschaftliches Leben eine
nger verwachsene Ader des poetischen,
ethe. So wie Schiller in Hinsicht des
i sich dem neuen Strom entgegen wie-
uf die italiänische Seite gewendet hat,
ch in der Wissenschaft von den Be-
kleinerer philosophischer Kreise ent-
len, welche dem reißenden allgemei-
moderner empirischer Forschung mit
trengung entgegen schwammen. Die
peculation ergriff seine Seele mit
valt, daß durch seine Poesie ein fort-
währendes philosophisches Selbstgespräch durch-
klingt, ein unbeendigter Seelenkampf zwischen
Glauben und Zweifel, zwischen Hingebung der
Seele ans ahnende Gefühl und Widerspruch einer
grüblerischen Reflexion. Schiller's Poesie ist voll
der erhabenen Selbstkämpfe, die den Dante so
sehr charakterisiren; nur daß bei letzterem die-
selben auf dem Felde der Kirche, bei ersterem
auf dem der Philosophie ausgefochten werden.
Darum ist Schiller herber als Goethe. Wenn sich
die Glücklichen bei ihm in die Regionen des
Olymps hinaufträumen, so vergessen sie dabei
nicht das Herbe, daß sie nur eines ehemaligen
Gottes schöne Trümmer sind; wenn sie sich
im Haine versammeln, vergessen sie nicht, die
friedliche Quelle anzurufen, daß sie sich zu einem
Strome anschwelle, um mit empörten Wellen das
Heiligthum zu vertheidigen; und wenn die grünen
Hügel der Unsterblichkeit der entzückten Seele
entgegenwinken, so ist es nur ein kleiner Nachen
ohne Fährmann, welcher hinüberbringt.

Zur allgemeinen Litteraturwissenschaft. — Eigenthümliche Natur der Dichtkunst.

(*W. v. Humboldt*, Aesthetische Versuche I. [1797]; Gesammelte Werke IV. [1843] S. 59—61.)

sie ist die Kunst durch Sprache.
rzen Beschreibung liegt für denjeni-
r den vollen Sinn dieser beiden Wör-
e ganze hohe und unbegreifliche Na-
l den Widerspruch, worin die Kunst,
in der Einbildungskraft lebt und nichts
en will, mit der Sprache steht, die
i Verstand da ist, und Alles in allge-
ffe verwandelt, — diesen Widerspruch
cht etwa lösen, so daß nichts an
ete, sondern vereinigen, daß aus
Etwas werde, was mehr sei, als je-
für sich war. Ueberall aber, wo im
idersprechende Eigenschaften zu et-
verknüpft werden, da ist er gewiß,
öchsten Natur zu erscheinen. Denn
chaften widersprechen sich schlechter-
ige, als seine innere Geistesstimmung
en Welt um ihn her gleicht, und es
nderes Mittel, sie zu vereinigen, als
hn aus dieser Beschränktheit hinweg
lliches Feld versetzt, ihn an der Hand
hie in die Region der Ideen hinüber-
führt, oder auf den Flügeln der Poesie zu Idealen
erhebet.

Die Sprache ist das Organ des Menschen, die Kunst ist am natürlichsten ein Spiegel der Welt um ihn her, weil die Einbildungskraft im Gefolge der Sinne am leichtesten äußere Gestalten zurückführt. Dadurch ist die Dichtkunst unmittelbar, und in einem weit höheren Sinn, als jede andere Kunst, für zwei ganz verschiedene Gegenstände gemacht: für die äußeren und die inneren Formen, für die Welt und den Menschen; und dadurch kann sie in einer zwiefachen, sehr verschiedenen Gestalt erscheinen, je nachdem sie sich mehr auf die eine, oder die andere Seite hinneigt.

In beiden Fällen hat sie die Schwierigkeiten der Sprache zu überwinden, und sich der Vorzüge zu erfreuen, die sie gerade dadurch genießt, daß diese, und daher der Gedanke, das Organ ist, durch das sie wirkt; allein wenn es die inneren Formen sind, die sie zu ihrem Objecte wählt, dann findet sie in der Sprache einen ganz eigenen Schatz neuer und vorher unbekannter Mittel.

Denn nunmehr ist diese der einzige Schlüssel zu dem Gegenstande selbst; die Phantasie, die sonst gewöhnlich den Sinnen folgt, muß sich nun an die Vernunft anschließen; und wenn schon auf der einen Seite der Geist durch die Größe und den Gehalt des Gegenstandes hingerissen wird, so muß noch außerdem auch die Kunst einen noch höheren und rascheren Aufflug nehmen, um auch noch in diesem Gebiete die Einbildungskraft allein herrschend zu erhalten, zumal wenn sie nicht Empfindungen, sondern Ideen behandelt, und also mehr intellectuell, als sentimental ist.

Diese Gattung, in der uns das Beispiel der Alten fast gänzlich verläßt, ist, sie mag nun rein oder vermischt mit andern erscheinen, der eigentliche Gipfel der neueren Poesie, und kann ihr eigenthümlich genannt werden. Je entschiedener sich dieselbe jedoch von der andern trennt, desto weiter entfernt sie sich auch von dem leichtesten und einfachsten Begriffe der Kunst.

Jeder echte Dichter nun wird dem einen der beiden hier geschilderten Charaktere eigenthümlicher angehören, mehr geneigt sein, entweder die individuelle Natur der Sprache für die Kunst, oder die der Kunst durch die Sprache geltend zu machen, dem gestaltlosen, todten Gedanken Form und Leben mitzutheilen, oder die lebendige Wirklichkeit bildlich und anschaulich vor die Einbildungskraft hinzustellen. In beiden Fällen ist er gleich großer Dichter; aber in dem ersteren leistet er mehr etwas, das nur die Dichtkunst und keine ihrer Schwestern vermag, zeigt er mehr ihr innerstes eigenthümlichstes Wesen, wandelt er mehr einen einsamen, von keinem andern betretenen Weg, da er in dem letzteren mehr einen gemeinschaftlichen Pfad mit allen übrigen Künsten, nur auf seine Weise, verfolgt. In jenem kann er daher in einem noch engeren Sinne des Worts Dichter heißen, als in diesem.

169. Ueber die Kunst der Prosa.

(*G. C. J. Hoffmann*, Philosophie der Rede oder Rhetorik [1841] S. 14—20.)

Wundern kann man sich nicht, wenn aus dem unbestimmten Zustand, in welchem die Rhetorik zwischen Aesthetik und Ethik hin und her schwankte, sonderbare Erscheinungen von allerlei Art sich erzeugten, die bald aufs ästhetische, bald aufs ethische Extrem geriethen. Zu den erstern, die natürlich vorwiegen, weil sie der allgemeinen Auffassung analog sind, gehören z. B. aus früherer Zeit Moriz' Werk über den Styl und viele ähnliche, aus der neuern Mundt's Schrift über die Kunst der deutschen Prosa, die jedoch auch noch nach der sprachlichen Seite ausweicht und auch schon Ahnungen der Wahrheit enthält. Der allgemeine Charakter dieser Erscheinungen ist, die Rede als Naturproduct zu beschreiben und das Genie als Quelle der Gesetze zu preisen. Gerade entgegengesetzt ist der seltsame Versuch Theremins, die Beredsamkeit zu einem Theil der Sittenlehre zu machen und so in dem aristotelischen Standpunct noch über Aristoteles selber hinauszugehen. Allein weder die eine, noch die andere Seite ist im Stande, die Besonderheit des Gegenstandes aus sich zu deduciren; sie vermögen nur von außen ihre Gedanken daran zu knüpfen.

So weist uns Alles auf Befriedigung des Einen Bedürfnisses hin, das uns bei allen Auffassungen ungestillt blieb, zu erforschen, wie der Gedanke dazu komme, Gegenstand der Anschauung sowie der sittlichen Benutzung sein zu können. Die Fähigkeit zum erstern zeigt ihn als etwas Körperliches, die zum zweiten als etwas, das in der sittlichen Welt existirt. Beide Eigenschaften aber sind dem Gedanken an sich vollkommen fremd, sie gehören beide zur Realität einer Sache, theils zur physischen, theils zur ethischen. Der Gedanke aber ist aller Realität völlig fremd, er ist das rein Ideelle, und das Räthsel, das wir zu lösen haben, ist also die Frage, wie der Gedanke aus einem Ideellen zu einem Reellen werde. Damit tritt die Rhetorik in die Reihe der Wissenschaften, die sich mit dem Gedanken beschäftigen und wir haben ihr hier eine bestimmte Stelle anzuweisen. Da nun hauptsächlich zwei Wissenschaften die Gesetze des Gedankens behandeln, die Logik und die Grammatik oder Sprachwissenschaft, so hat sich das Streben erzeugt, unsere Wissenschaft in der einen oder der andern unterzubringen. Man hat der Logik einen materialen Theil beigefügt, oder aus ihr, wie z. B. Schleiermacher, eine Dialektik gemacht, und so die Form des Gedankens mit einem Inhalt versehen. Und allerdings betrachtet auch die Logik den Gedanken

ohaltlosen, da ja nur an einem Inhalt
;faltigkeit der Form sich entfaltet. Aber
ohl in ihr streng geschieden und nur
faltigkeit der im Gedanken als solchem
Formen betrachtet wird, so bleibt für
n Theil nur der Inhalt als bloßes Ob-
Unterschiede vom Denken. Man muß
eder, wie die ältern Versuche einer
Logik zeigen, alle Wissenschaften mit
, oder, wie die Dialektik, das Verhält-
ein und Denken im Allgemeinen be-
also in die Metaphysik überspringen.
d das Denken als ideelles festgehalten,
Rhetorik war daher hiebei gar nicht
sie lag noch außerhalb des hervorge-
roducts. Dagegen hat man sie als Theil
wissenschaft retten zu können geglaubt.
strebeu mißlingt freilich im ersten An-
, wenn man dabei, wie Reinbeck, da-
it, die Sprache als Mittel zu Zwecken
kens zu betrachten und so die Rhetorik
zu construiren. Denn eben damit ist
ß das hier auftretende Princip von dem
ache waltenden wesentlich verschieden
as Verhältniß von Mittel und Zweck ein
es ist, und so wird die Rhetorik und
enschaft in eben dem Satze, der ihre
g begründen soll, vollkommen getrennt.
h andere neuere Rhetoriker gehen von
Ansicht aus und sind dazu durch die
veranlaßt, daß in der Sprache der
ein reelles Ding ist. Aber freilich die
e Realität des Schalles ist von der Lehre
Eintheilung der Gedanken u. s. w. so
nt, daß nur durch die Eine Abtheilung
lehre, die mit dem Laut nichts zu thun
yntax, jene Verbindung sich vermitteln
r die Syntax, als die Lehre vom Satz,
reell gewordenen Gedanken, kann nur
ie sich die reelle Form desselben ins
gestaltet; seine ideale Natur faßt sie
uge, und ihre Verhältnisse entsprechen
logischen nicht im geringsten. Somit
ceß des Reellwerdens des Gedankens
z abgeschlossen und eben in ihm die
r Sprachlehre zu suchen. Während da-
rache als Reelles nur in verschiedenen
den einzelnen Sprachen, zur Erschei-
nt, ist das Gesetz der Rede ein allge-
cht im mindesten anders für den Deut-
für den Römer und Griechen. Können
ie Regeln des Cicero für unsere Reden
r anwenden, die der lateinischen Gram-
höchstens als Muster, um Aehnliches

für die deutsche Sprache zu bilden. Die Vermischung ist also unberechtigt und hat mannigfache üble Folgen herbeigeführt. Einmal nämlich sind ganze Massen von Dingen, die zur Grammatik gehören, in die Rhetorik übergetragen worden, wie man z. B. in Reinbecks Rhetorik §. 101—110 sehen kann. Noch auffallender aber sind die Folgen dieses Irrthums in den Werken von Rinne, wo die ganze Anordnung davon inficirt wird. Eine zweite Folge ist die Unmöglichkeit eines richtigen Verhältnisses von Rhetorik und Poetik. Denn der Unterschied von Poesie und Prosa ist vom sprachlichen Standpunct aus seinem Wesen nach nicht zu begreifen; er muß daher entweder unrichtig aus der Sprache abgeleitet, oder aber selbst unrichtig gefaßt werden, wie z. B. die Reinbecksche Bestimmung beweist, die Poesie als Darstellung des Ideellen wende sich an den Menschen vorzüglich von Seiten seiner Sinnlichkeit, die Prosa als Darstellung des Reellen mehr an die geistige Seite, ein Satz, in welchem der Widerspruch auf die Spitze getrieben ist. Die dritte nachtheilige Folge ist die Ansicht, daß auch die Prosa des gemeinen Lebens Gegenstand der Rhetorik sei. In diesem Gebiet ist nun allerdings der Gedanke und sein Ausdruck bloß noch ein Mittel; die äußerlichsten Rücksichten bestimmen die Gesetze dieser Darstellung; und wenn die Rhetorik sich mit solchen Dingen abgibt, so grenzt sie an Briefsteller und Werke über die Höflichkeit, hört aber auf eine Wissenschaft zu sein. Noch ist zu bemerken, daß die Vereinigung der Rhetorik mit der Logik eine natürliche Verwandtschaft mit der aristotelischen, die mit der Grammatik eine Neigung zur ästhetischen Betrachtungsweise hat.

Nachdem so die Irrwege gezeigt sind, so wird es nicht mehr schwer sein, das wirkliche Verhältniß der Rhetorik zu den verwandten Wissenschaften darzulegen. Die Grundlage für jede Betrachtung des Denkens gibt uns die Psychologie. Denn der Gedanke ist eine Lebensäußerung des Geistes, die, wie überhaupt jede Einzelthätigkeit desselben, nur in seiner Berührung mit der Natur zu Stande kommt. Es muß daher eine Wissenschaft geben, die jene Berührung des Geistes mit der Natur selbst ihrem Wesen nach untersucht, um daraus die Bedingungen abzuleiten, unter denen alle geistigen Thätigkeiten stattfinden. Steht dies fest, so ergeben sich nun verschiedene Kreise des geistigen Lebens, von denen wir aber nur Einen festhalten, nämlich die theoretische Sphäre, die Erkenntniß oder den Gedanken, wo der Geist die Natur oder das reelle Sein in die Form seines geistigen Lebens umsetzt. Der Gedanke kommt

zu Stande durch Aufnahme irgend eines Dings in den Geist, wobei also die Art der Existenz dieses Dings, sei nun das Ding was es wolle, eine geistige sein muß. Es ergibt sich also eine zweite Wissenschaft, welche die allgemeinen Formen des geistigen Seins, d. h. die Gesetze darstellt, nach welchen ein Ding im Geist existirt; die Gültigkeit derselben erstreckt sich natürlich auf alle Gedanken gleichmäßig, weil in jedem ein Ding gedacht wird. Diese Wissenschaft ist die Logik. Der Inhalt des Gedankens scheint dem Geiste durch das Ding, das seinen Stoff ausmacht, mit Nothwendigkeit gegeben zu sein. Wäre aber dem in der That so, so würde der Geist sein Wesen verleugnen, das in der schöpferischen Macht über alle Dinge besteht. Der Stoff kann daher ihm gegenüber nur als ein passives Material erscheinen, dessen Beschaffenheit sich zwar im Gedanken immerhin darstellt, aber für ihn selbst gleichgültig ist und die Form seines Verfahrens nicht bestimmen kann. Somit ist das Verhalten des Geistes zum Stoffe ein freies, und nur aus diesem Verhalten, nicht aus der Natur des Stoffes, kann die Gestalt des Gedankens, soweit sie nicht durch das Wesen des Gedankens an sich schon bestimmt ist, erklärt werden. Der Geist kann sich aber zum Stoff auf zwei verschiedene Weisen verhalten. Denn der Stoff tritt ihm nicht unmittelbar körperlich gegenüber, sondern in dem von der Seele geschaffenen Bilde der Vorstellung. In diesem selbst aber sind zwei Elemente, ein objectives, durch welches der Gegenstand sich die Bestimmtheit erhält, die er hat, und ein subjectives, durch welches er in seiner Bestimmtheit Geschöpf der Seele ist. Nun kann das letztere das normgebende sein und vom Geist als solches erhalten werden, wo dann die Bestimmtheit des Stoffs frei benutzt wird, um in ihm das Leben der Seele darzustellen. Bei diesem Verfahren wird also der Stoff als äußerer weggeworfen und ihm seine Existenz aus dem Leben der Seele frei geschaffen. Daher führt dieses Verhalten des Geistes zum Stoff den Namen Poesie (ποιησις von ποιεω schaffen). Es kann aber auch das objective Element als das normgebende erhalten, also der Gegenstand nach seinem wirklichen Sein dargestellt, und die Thätigkeit der Seele nur als Träger desselben benutzt werden. Das Product dieses Verfahrens heißt Prosa (eigentlich *proversa oratio*, ungebundene Rede, ein Name, der sich also ursprünglich nur auf die sprachliche Form bezieht und dem Vers entgegenzusetzen ist, aber auch gebräuchlich geworden ist, um das Gedankenproduct zu bezeichnen, das jener sprachlichen Form entspricht. Auch so ist der Name noch nicht parallel mit dem der Poesie, die eigentlich nicht das Product, sondern die Thätigkeit bezeichnet. Wollte man einen entsprechenden Namen für die Thätigkeit, deren Product die Prosa ist, so wäre etwa das griechische Wort ῥησις vorzuschlagen). Durch diese Beziehung zur Vorstellung der Seele wird der Gedanke fähig, eine Realität anzunehmen, die ihm an sich fremd ist, und deren Bedingungen auch wieder außerhalb der Verbindung von Gedanke und Vorstellung oder Anschauung liegen, da die letztere schon als fertig vorausgesetzt wird, wenn erstere eintreten sollen. Jene Bedingungen aber oder die Gesetze für die Erschaffung des Gegenbilds eines Gedankens in der natürlichen Welt enthält die Sprachlehre, die den fertigen und abgeschlossenen Gedanken nach Art der körperlichen Dinge in einzelne Substanzen auflöst und ihm dadurch die Fähigkeit gibt, auch in äußerliche Beziehungen zu treten, die ihn dann weiterhin mit der Mannigfaltigkeit des reellen Seins ausstattet, und endlich dem Laut, als dem Körper des Gedankens, übergibt. Sie beschäftigt sich also nicht mit den Gesetzen des Gedankens, sondern mit denen seiner Verkörperung.

Wenn wir nun die genannten Wissenschaften von der Rhetorik absondern, so ist es doch natürlich, daß sie dieselbe an vielen Puncten berühren. Neben der genauen Abgränzung werden wir daher doch Einzelnes aus diesen und andern Disciplinen hereinnehmen müssen, nicht um es hier zu behandeln, sondern weil es als bekannt muß vorausgesetzt werden. Wären freilich alle vollkommen ausgebildet und jedem Leser gegenwärtig, so brauchten wir an manches nur zu erinnern, was jetzt genauer besprochen werden muß.

Die Rhetorik ist nach dem Obigen die Wissenschaft, welche die Gesetze des Gedankens behandelt, die aus der Beziehung des Geistes auf seinen Stoff hervorgehen und zwar in dem Falle, wo der Geist das objective Element im Stoffe zur Norm der Darstellung hat; oder sie ist die Lehre von den Gesetzen der Darstellung eines objectiven Inhalts im Gedanken. Aus diesem Begriffe ergeben sich zugleich die Theile, in welche sie zerfällt. Es handelt sich von der Darstellung eines objectiven Inhalts im Gedanken, und die erste Frage muß daher sein, wie der Gedanke zum objectiven Inhalt gelange. Es wird hier das Verhältniß des Objects als Gedankeninhalt zum Object außerhalb des Gedankens erörtert, und wir nennen diesen Theil die Lehre von der Aufnahme eines Inhalts in den Gedanken. Nun ist aber der Inhalt als aufgenommener zugleich ein objectiver und muß sich als solcher offenbaren; es fragt sich also, auf

eise sich die Objectivität eines Inhalts des Geistes offenbare. Da nun die Ob-n der Erscheinung der Bestimmtheit als esteht, die somit innerhalb der Einheit kens sich darstellt, so nennen wir diesen Lehre von der Anordnung des Inhalts ken. Allein diese Objectivität ist doch danken, der Inhalt muß folglich als ob-les Ding zugleich geistiges sein und es wie denn im Geist ein Reelles bestehen ies geschieht nur, indem die Realität in geistige Form umgesetzt wird, so daß der Geist seiner eignen Existenz die Fähigkeit verschafft, als reelles Ding zu erscheinen, also sie in bestimmte, einzelne Form ausprägt, weshalb wir diesen Theil die Lehre vom **Ausdruck** des Gedankens nennen. Wenn diese Theile den alten Namen *inventio*, *dispositio*, *elocutio* entsprechen, so liegt sowohl die abweichende Fassung dieser Begriffe, als die Gründe zur Ausschließung der übrigen hergebrachten Theile in dem bisher Gesagten.

---

ur vergleichenden Kunstwissenschaft*). — Verwandtschaft der Künste.

(*W. r. Humboldt*, Aesthetische Versuche I. [1799]; Gesammelte Werke IV. [1843] S. 46—48.)

.ünste umschlingt ein gemeinschaftliches haben sie dasselbe Ziel, die Phantasie ipfel ihrer Kraft und ihrer Eigenthüm-erheben. Sie haben sich nur getrennt, für sich etwas besitzt, wodurch sie diese Wirkung auf eine eigne Art zu errei-ıag, und was den andern, in Verglei-ihr, mangelt. So fehlt der Malerei die g der Form, der Bildhauerkunst die der Farben, beiden die lebendige Be-der Musik die Schilderung der Gestal-Dichtkunst die Anschaulichkeit und die it welcher die mannigfaltigsten Bestand-sie in sich vereinigt, jeder einzeln für heinen.

ensch, dem es daran liegt, die Kunst Sinnen in sich aufzunehmen, muß es sich in eine Mitte von allen zu stel-dichterischem Sinn das Werk des Ma-malerischem Auge das Werk des Dich-trachten. Der Künstler, der nicht an-von einem einzelnen Punct aus wirken dennoch so das Ganze ins Auge fas-er immer eigentlich dem allgemeinen Kunst nachstrebt, nur so, wie seine be-lattung es bestimmt. Durch diese Be-seiner Kunst nach den Forderungen t überhaupt erhält er sich alle Verbindungen mit ihren Schwestern — denen er sich nie unmittelbar, sondern immer nur in jenem allgemeinen Verbindungspuncte nähern darf — leise und locker. Und diese Verbindungen sind es, welche die Phantasie wirklich einzugehen versuchen soll; keine Kunst soll den Menschen ausschließlich für sich, jede ihn zugleich für alle anderen, für die Kunst überhaupt stimmen; und in jedem großen Kunstwerk ist immer eine doppelte Eigenthümlichkeit auffallend: eine durch die es der besonderen Kunst angehört, die es schuf, und eine, durch die es einen Styl an sich trägt, der durch alle übrigen Künste hindurch eine gleiche Anwendung erlaubt, und so sichtbar mit dem Gepräge dieser seiner Allgemeinheit gestempelt ist, daß er sogar einladet, diese Anwendung selbst in Gedanken zu versuchen. Wem z. B. führt nicht der belvederische Apoll das Wandeln des zürnenden Gottes in der Ilias, wem diese Stelle des Dichters nicht das göttliche Bild in die Seele zurück?

Der Künstler hat also zweierlei Ansprüche zu befriedigen, die Ansprüche der Kunst überhaupt, und die der besonderen, die er gewählt hat. Die erstere verlangt, daß er, ihre allgemeinen Forderungen streng im Auge, alle Mittel, die seine Kunst ihm in die Hände gibt, nur dazu anwende, diese zu befriedigen, nicht aber sie selbst einseitig glänzen zu lassen; die letztere fordert dagegen mit gleichem Recht, daß er alle Vorzüge, die sie ihm darbietet, auch in ihrem ganzen Umfang und in ihrer vollen Stärke geltend mache. Gegen die erstere Regel verstößt der Maler, welcher dem Colorit ein verhältnißwidriges Uebergewicht über die Schönheit der Formen und die Anordnung des Ganzen erlaubt; gegen die zweite der, welcher dagegen, das Colorit vernachläßi-

*) Nr. 170 und 171 sollten wir eine eigene chen — Vergleichende Morphologie des worin das, was in der neueren Zeit bei tik oder Philosophie der schönen Kunst en Platz hat. Da der Raum nur diese umern zu geben gestattet, so hängen wir reiteres dem Vorigen an, wie es in ähnle bei Nr. 51 geschah.

gend, die Lebhaftigkeit und Stärke verkennt, welche Farbe, Licht und Schatten seinem Werke zu geben im Stande sind. Endlich kann der Künstler, um die Aufzählung der Abwege, welche er, von diesem Standpuncte aus betrachtet, zu vermeiden hat, vollständig zu machen, auch drittens weder die Kunst überhaupt, noch seine eigne besondere, sondern eine dritte, ihm fremde, einseitig begünstigen und nachahmen. So gibt es Dichter, die fast durchaus bloß musikalisch wirken, und so kennen wir Maler, deren Figuren mehr den Bildsäulen, als der Natur gleichen.

So wie der Künstler objectiv irren kann, indem er das wahre Verhältniß zwischen der Kunst überhaupt, seiner eignen insbesondere und ihren Schwestern verfehlt, so kann er es auch subjectiv in Rücksicht auf das Verhältniß seiner Individualität, der Natur des Künstlers überhaupt und der Eigenthümlichkeit anderer Künstler. Er kann der ersteren zu viel oder zu wenig einräumen, oder sie endlich ganz aufgeben und gegen eine fremde vertauschen.

Ueberall, wo er sich zu einseitig bloß auf seinen einzelnen Standpunct beschränkt, da verfällt er ins *Manierirte*, sei es nun ins Manierirte der Kunst, wenn er seiner Kunst, oder ins Manierirte des Styls, wenn er seiner Individualität zu viel einräumt.

171. Manier, Styl und Originalität.

(*G. W. F. Hegel*, Vorlesungen über die Aesthetik I.; Werke XI. [1835] S. 375–384.)

Wie sehr nun aber vom Künstler eine Objectivität in dem so eben angedeuteten Sinne muß gefordert werden, so ist die Darstellung dennoch das Werk *seiner* Begeisterung, indem er sich als Subject ganz mit dem Gegenstande zusammengeschlossen, und dessen Kunstverkörperung aus der inneren Lebendigkeit *seines* Gemüths und *seiner* Phantasie heraus geschaffen hat. Diese Identität der Subjectivität des Künstlers und der wahren Objectivität der Darstellung ist die dritte Hauptseite, die wir jetzt kurz noch betrachten müssen, insofern sich in ihr das vereinigt zeigt, was wir bisher als Genie und Objectivität gesondert haben. Wir können diese Einheit als den Begriff der echten *Originalität* bezeichnen.

Ehe wir jedoch bis zur Feststellung dessen, was dieser Begriff in sich enthält, vordringen, haben wir noch zwei Puncte ins Auge zu fassen, deren Einseitigkeit aufzuheben ist, wenn die wahre Originalität soll hervortreten können; dies ist die subjective *Manier* und der *Styl*.

a. *Die subjective Manier.* Was erstens die *Manier* angeht, so muß sie in dieser Beziehung wesentlich von der Originalität unterschieden werden. Denn die Manier betrifft nur die *particulären* und dadurch *zufälligen Eigenthümlichkeiten* des Künstlers, insofern sie, ohne aus der *Sache* selbst und deren idealen Darstellung hervorzugehen, dennoch in der Production des Kunstwerks hervortreten und sich geltend machen.

α. Manier in diesem Sinne des Worts betrifft dann nicht die allgemeinen Arten der Kunst, welche an und für sich eine unterschiedene Darstellungsweise erfordern, wie z. B. der Landschaftsmaler die Gegenstände anders aufzufassen hat als der historische Maler, der epische Dichter anders als der lyrische oder dramatische; sondern Manier ist eine nur diesem Subject angehörige Auffassungsart und zufällige Eigenthümlichkeit der Ausführung, welche sogar bis dahin fortgehen kann, mit dem wahren Begriff des Ideals in *directen Widerspruch* zu gerathen. Von dieser Seite her betrachtet ist die Manier das Schlechteste, dem sich der Künstler hingeben kann, indem er sich, statt die Kunst in sich walten zu lassen, in seiner Subjectivität als solcher gehen läßt. Die Kunst aber hebt überhaupt die bloße Zufälligkeit des Gehalts sowohl als der äußeren Erscheinung desselben auf, und stellt daher auch an den Künstler die Forderung, die zufälligen Particularitäten seiner subjectiven Eigenthümlichkeit in sich zu tilgen.

β. Deshalb stellt sich denn auch *zweitens* die Manier nicht etwa der wahren Kunstdarstellung direct entgegen, sondern behält sich mehr nur die *äußeren Seiten* des Kunstwerks als Spielraum für die Particularität der subjectiven Behandlungsweise vor. Diese Art der Manier findet deshalb am meisten in der Malerei und Musik ihre Stelle, weil diese Künste für die Auffassung und Ausführung die meiste Breite äußerlicher Seiten darbieten. Eine eigenthümliche, dem besonderen Künstler und dessen Nachfolgern und Schülern angehörige und durch die häufige Wiederholung bis zur Gewohnheit ausgebildete Darstellungsweise macht hier die Manier aus, welche sich nach zweien Seiten hin zu ergehen die Gelegenheit hat.

αα. Die erste Seite betrifft die *Auffassung*. Der

uft z. B., der Baumschlag, die Vertheil-
Lichts und Schattens, der ganze Ton
ing überhaupt läßt in der Malerei eine
e Mannigfaltigkeit zu. Besonders in der
ärbung und Beleuchtung finden wir des-
bei den Malern die größte Verschieden-
eigenthümliche Auffassungsweise. Dies
ı auch ein Farbenton sein, den wir im
en in der Natur nicht wahrnehmen, weil
Aufmerksamkeit, obschon er vorkommt,
ıuf gerichtet haben. Diesem oder jenem
aber ist er aufgefallen, er hat ihn sich
t, und ist nun Alles in dieser Art der
ınd Beleuchtung zu sehen und wieder-
;ewohnt geworden. Wie mit der Fär-
n es ihm dann auch mit den Gegen-
ılber, ihrer Gruppirung, Stellung, Be-
Charakter u. s. w. gehen. Besonders bei
rländern treffen wir diese Seite der Ma-
g an; van der Neer's Nachtstücke z. B.
ındlung des Mondlichts; van der Goyen's
l in so vielen seiner Landschaften, der
ederkehrende Glanz des Atlas und an-
lenstoffe auf so vielen Bildern anderer
ehören in diese Kategorie.
eiter sodann erstreckt die Manier sich
xecution, auf die Führung des Pinsels
ıftragung, Verschmelzung der Farben,

lem nun aber solch eine specifische Art
ssung und Darstellung durch die stets
ıende Wiederkehr zur Gewohnheit ver-
ırt und dem Künstler zur anderen Natur
t die Gefahr nahe, daß die Manier, je
sie ist, um so leichter zu einer seelen-
l dadurch kahlen Wiederholung und
n ausarte, bei welcher der Künstler
ır mit vollem Geist und ganzer Begeiste-
ɛi ist. Dann aber sinkt die Kunst zu
en Handgeschicklichkeit und Handwerks-
herunter, und die an sich selbst nicht
he Manier kann zu etwas Nüchternem
ısem werden.
echtere Manier hat sich deshalb dieser
.ten Besonderheit zu entheben, und in
ıt so zu erweitern, daß dergleichen spe-
ıandlungsarten sich nicht zu einer bloßen
eitssache abtödten können, indem sich
tler in allgemeinerer Weise an die
r Sache hält, und sich diese allgemei-
andlungsart, wie deren Begriff es mit
, zu eigen zu machen versteht. In die-
e kann man es z. B. bei Goethe Manier
daß er nicht nur gesellschaftliche Ge-
dichte, sondern auch sonstige ernsthaftere Anfänge durch eine heitere Wendung geschickt zu beendigen weiß, um das Ernsthafte der Betrachtung oder Situation wieder aufzuheben oder zu entfernen. Auch Horaz in seinen Briefen folgt dieser Manier. Dies ist eine Wendung der Conversation und geselligen Behaglichkeit überhaupt, welche um nicht tiefer ins Zeug hineinzugerathen an sich hält, abbricht, und das Tiefere selbst wieder mit Gewandtheit ins Heitere hinüberspielt. Auch diese Auffassungsweise ist zwar Manier und gehört zur Subjectivität der Behandlung, aber zu einer Subjectivität, die allgemeinerer Art ist, und ganz so verfährt, wie es innerhalb der beabsichtigten Darstellungsart nothwendig ist. Von dieser letzten Stufe der Manier aus, können wir zur Betrachtung des Styls hinüberschreiten.

b. Styl. *Le style c'est l'homme même* ist ein bekanntes französisches Wort. Hier heißt Styl überhaupt die Eigenthümlichkeit des Subjects, welche sich in seiner Ausdrucksweise, der Art seiner Wendungen u. s. f. vollständig zu erkennen gibt. Umgekehrt sucht Hr. v. Rumohr (Ital. Forschungen I. p. 87) den Ausdruck Styl »als ein zur Gewohnheit gediehenes sich Fügen in die inneren Forderungen des Stoffes zu erklären, in welchem der Bildner seine Gestalten wirklich bildet, der Maler sie erscheinen macht,« und theilt in dieser Beziehung höchst wichtige Bemerkungen über die Darstellungsweise mit, welche das bestimmte sinnliche Material der Sculptur z. B. erlaubt oder verbietet. Jedoch braucht man das Wort Styl nicht bloß auf diese Seite des sinnlichen Elementes zu beschränken, sondern kann es auf diejenigen Bestimmungen und Gesetze künstlerischer Darstellung ausdehnen, welche aus der Natur einer Kunstgattung, innerhalb deren ein Gegenstand zur Ausführung kommt, hervorgehen. In dieser Rücksicht z. B. unterscheidet man in der Musik Kirchenstyl von Opernstyl, in der Malerei historischen Styl von dem der Genremalerei u. s. f. Der Styl betrifft dann eine Darstellungsweise, welche den Bedingungen ihres Materials eben so sehr nachkommt, als sie den Forderungen der Auffassung und Durchführung bestimmter Kunstgattungen und deren aus dem Begriff der Sache herfließenden Gesetzen durchgängig entspricht. Der Mangel an Styl, in dieser weiteren Wortbedeutung ist dann entweder das Unvermögen, sich eine solche in sich selbst nothwendige Darstellungsweise aneignen zu können, oder die subjective Willkür, statt des Gesetzmäßigen nur der eignen Beliebigkeit freien Lauf zu lassen, und eine schlechte Manier an

die Stelle zu setzen. Deshalb ist es auch, wie schon Hr. v. Rumohr bemerkt, unstatthaft, die Stylgesetze der einen Kunstgattung auf die der anderen zu übertragen, wie es Mengs z. B. in seiner bekannten Musenversammlung in der Villa Albani that, wo er „die colorirten Formen seines Apollo im Principe der Sculptur auffaßte und ausführte." In ähnlicher Weise sieht man es vielen dürerschen Gemälden an, daß Dürer den Styl des Holzschnittes sich ganz zu eigen gemacht, und auch in der Malerei besonders im Faltenwurf vor sich hatte.

c. Originalität. Die Originalität nun endlich besteht nicht nur im Befolgen der Gesetze des Styls, sondern in der subjectiven Begeisterung, welche statt sich der bloßen Manier der Darstellung hinzugeben, einen an und für sich vernünftigen Stoff ergreift, und denselben ebenso sehr im Wesen und Begriff einer bestimmten Kunstgattung, als dem allgemeinen Begriff des Ideals gemäß von Innen her aus der künstlerischen Subjectivität herausgestaltet.

α. Die Originalität ist deshalb identisch mit der wahren Objectivität, und schließt das Subjective und Sachliche der Darstellung in der Weise zusammen, daß beide Seiten nichts Fremdes mehr gegeneinander behalten. In der einen Beziehung daher macht sie die eigenste Innerlichkeit des Künstlers aus, nach der andern Seite hin gibt sie jedoch nichts als die Natur des Gegenstandes, so daß jene Eigenthümlichkeit nur als die Eigenthümlichkeit der Sache selbst erscheint, und gleichmäßig aus dieser wie die Sache aus der productiven Subjectivität hervorgeht.

β. Die Originalität ist deshalb vor Allem von der Willkür und Subjectivität bloßer Einfälle abzuscheiden. Denn gewöhnlich pflegt man unter Originalität nur das Hervorbringen von Absonderlichkeiten zu verstehen, wie sie nur gerade diesem Subject eigenthümlich sind, und keinem anderen würden zu Sinne kommen. Das ist dann aber nur eine schlechte Particularität. Niemand z. B. ist in dieser Bedeutung des Wortes origineller als die Engländer, d. h. jeder legt sich auf eine bestimmte Narrheit, die ihm kein vernünftiger Mensch nachmachen wird, und nennt sich im Bewußtsein seiner Narrheit originell.

Hiemit hängt denn auch die besonders in unserer Zeit gerühmte Originalität des Witzes und Humors zusammen. In dieser Art des Humors geht der Künstler von seiner eignen Subjectivität aus, und kehrt immer wieder zu derselben zurück, so daß das eigentliche Object der Darstellung nur als eine äußerliche Veranlassung behandelt wird, um den Witzen, Späßen, Einfällen und Sprüngen der subjectivsten Laune vollen Spielraum zu geben. Dann fällt aber der Gegenstand und dies Subjective auseinander, und mit dem Stoff wird durchaus willkürlich verfahren, damit ja die Particularität des Künstlers als Hauptsache hervorleuchten könne. Solch ein Humor kann voll Geist und tiefer Empfindung sein, und tritt gewöhnlich als höchst imponirend auf, ist aber im Ganzen leichter als man glaubt. Denn den vernünftigen Lauf der Sache stets zu unterbrechen, willkürlich anzufangen, fortzugehen, zu enden, eine Reihe von Witzen und Empfindungen bunt durcheinander zu würfeln, und dadurch Caricaturen der Phantasie zu erzeugen ist leichter als ein in sich gediegenes Ganzes im Zeugniß des wahren Ideals aus sich zu entwickeln und abzurunden....

Bei dieser Gelegenheit können wir denn auch wieder der Ironie gedenken, welche sich hauptsächlich dann als die höchste Originalität auszugeben liebt, wenn es ihr mit keinem Inhalt mehr Ernst ist, und sie ihr Geschäft des Spaßes nur des Spaßes wegen treibt....

γ. Das wahrhafte Kunstwerk muß deshalb von dieser schiefen Originalität befreit werden, denn es erweist seine echte Originalität nur dadurch, daß es als die eine eigne Schöpfung eines Geistes erscheint, der nichts von Außen her aufliest und zusammenflickt, sondern das Ganze im strengen Zusammenhange aus einem Gusse in einem Tone sich durch sich selber produciren läßt, wie die Sache sich in sich selbst zusammengeeint hat. Finden sich dagegen die Scenen und Motive nicht durch sich selber, sondern bloß von Außen her zu einander, so ist diese innere Nothwendigkeit ihrer Einigung nicht vorhanden, und sie erscheinen nur als zufällig durch eine dritte fremde Subjectivität verknüpft. So ist z. B. Goethe's Götz besonders seiner großen Originalität wegen bewundert worden, und allerdings hat Goethe, wie schon oben gesagt ist, mit vieler Kühnheit in diesem Werke Alles geleugnet und mit Füßen getreten, was von den damaligen Theorien der schönen Wissenschaften als Kunstgesetz festgestellt war, und dennoch ist die Ausführung nicht von wahrhafter Originalität. Denn man sieht diesem Jugendwerke noch die Armuth eignen Stoffs an, so daß nun viele Züge und ganze Scenen, statt aus dem großen Inhalte selber herausgearbeitet zu sein, hier und dort aus den Interessen der Zeit, in der es verfaßt ist, zusammengerafft und äußerlich eingefügt erscheinen. Die Scene

iötz mit dem Bruder Martin, welcher n hindeutet, enthält nur Vorstellungen, ethe aus dem geschöpft hat, worüber ser Periode in Deutschland die Mönche edauern anfieng;... mit diesen zeitlichen aber hat Luther nicht angefangen, songanz andere Tiefe der religiösen Anınd Ueberzeugung aus Augustin als ein önch geschöpft. In derselbigen Weise ı gleich in den nächsten Scenen pädaeitbeziehungen, die insbesondere Baınregung gebracht hatte.... Dies sind Anhängsel, welche den Stoff selbst hen; während da, wo derselbe nun in ıthümlichen Tiefe hätte gefaßt werden n Gespräche z. B. Götzens und Weißır kalte prosaische Reflexionen über m Vorschein kommen. liches Anfügen von einzelnen Zügen, m Inhalte nicht hervorgehen, finden noch in den Wahlverwandtschaften Parkanlagen, die lebenden Bilder und ingungen, das Metallfühlen, die Kopfdas ganze aus der Chemie entlehnte hemischen Verwandtschaften sind von Im Roman, der in einer bestimmten Zeit spielt, ist dergleichen freilich statten, besonders wenn es wie bei geschickt und anmuthig benutzt wird, m kann sich ein Kunstwerk nicht von ; seiner Zeit durchweg frei machen; ıderes ist es, diese Bildung selber abspiegeln, ein Anderes die Materialien unabhängig vom eigentlichen Inhalte der Darstellung äußerlich aufsuchen und zusammenbringen. Denn die echte Originalität des Künstlers wie des Kunstwerks liegt nur darin, von der Vernünftigkeit des in sich selber wahren Gehaltes beseelt zu sein. Wenn der Künstler diese objective Vernunft ganz zur seinigen gemacht hat, ohne sie von Innen oder Außen her mit fremden Particularitäten zu vermischen und zu verunreinigen, dann allein gibt er in dem gestalteten Gegenstande auch sich selbst in seiner wahrsten Subjectivität, die nur der lebendige Durchgangspunct für das in sich selber abgeschlossene Kunstwerk sein will, wie überhaupt in allem wahrhaftigen Denken und Thun die echte Freiheit das Substantielle als Macht in sich walten läßt, welche dann zugleich so sehr die eigenste Macht des subjectiven Denkens und Wollens selber ist, daß in der vollendeten Versöhnung Beider kein Zwiespalt mehr übrig zu bleiben vermag. So zehrt zwar die Originalität der Kunst jede zufällige Besonderheit auf, aber sie verschlingt sie nur, damit der Künstler ganz dem Zuge und Schwunge seiner von der Sache allein erfüllten Begeisterung des Genius folgen, und statt der Beliebigkeit und leeren Willkür sein wahres Selbst in seiner der Wahrheit nach vollbrachten Sache darstellen könne. Keine Manier zu haben war von jeher die einzig große Manier, und in diesem Sinne allein sind Homer, Sophokles, Raphael, Shakspeare originell zu nennen.

---

3. B. Mimik und Declamatorik.

172. Ueber den Vortrag des Redners.

(*Cicero*, Vom Redner, Bd. III. Cap. 56, 57, 59.)

le diese Schönheiten erhalten ihren lurch den äußern Vortrag. Die Action ıe im Gebiete der Beredsamkeit allein ohne sie ist der größte Redner nicht ng werth, durch sie kann der mittelıer oft den größten überflügeln. Schon s soll, als er gefragt wurde, was in ımkeit das Erste wäre, der Action len ersten, sondern auch den zweiten Preis zuerkannt haben. Um so treffenmir jenes Wort des Aeschines, weleines ihn beschimpfenden Richterıen verlassen und sich nach Rhodus en hatte und hier, wie man erzählt, jene herrliche Rede vorlas, welche er als Widersacher des Demosthenes gegen den Ktesiphon gehalten hatte. Nach Ablesung derselben ersuchte man ihn Tags darauf, auch die Rede vorzulesen, welche dagegen von Demosthenes für den Ktesiphon gehalten worden war; und als diese, mit lieblicher und lauter Stimme gelesen, Aller Bewunderung erregte, sagte er: wie viel größer würde Eure Bewunderung sein, wenn Ihr ihn selbst gehört hättet. Hierdurch hat er zur Genüge beurkundet, welch hohen Werth er auf die Action legte, da er dieselbe Rede nicht für dieselbe hielt, wenn ein Anderer sie vortrüge. Was war es an Gracchus, dessen Du, Catulus, Dich

besser entsinnen wirst, das ihm so hohen Ruhm gewann? Wohin soll ich fliehen in meinem Unglück? wohin mich wenden? auf das Capitolium? wehe! es trieft vom Blute des Bruders! nach Hause? da gewahre ich die Mutter im Elend wehklagend und trostlos! Diese Stelle wurde, wie bekannt, so von ihm vorgetragen und durch Blicke, Stimme und Geberden belebt, daß seine Feinde sich der Thränen nicht erwehren konnten. Ich spreche darum ausführlicher von der Sache, weil die Redner, obwohl Sachführer des wirklichen Lebens, jene ganze Kunst aufgegeben und den Nachahmern der Wirklichkeit, den Schauspielern preisgegeben haben.

Nun ist zwar ohne Zweifel die Wirklichkeit in allen Stücken mehr werth, als die Nachahmung; aber wenn sie allein schon an und für sich zum Vortrage hinreichend wäre, so würden wir der Kunst gewiß nicht bedürfen. Aber dem ist nicht also. Vielmehr ist die Gemüthsbewegung, welche der Redner in seinem Vortrage meistens darstellen und nachahmen soll, oft nur ein ungestümes Toben, von Finsterniß und Erschöpfung erfüllt; darum muß er das Dunkelnde verwerfen und nur das Hervorstechende und klar Daliegende ergreifen. Jede Gemüthsbewegung hat von der Natur ihre eigenthümliche Miene, Stimme und Geberde, und der ganze Körper des Menschen und alle seine Mienen und Laute tönen gleich den Saiten der Lyra, je nachdem sie von dieser oder jener Gemüthsbewegung gerührt werden. Diese Töne sind ausgespannten Saiten gleich, welche bei jeder Berührung erklingen, hoch und tief, schnell und langsam, stark und schwach und im Mittelton, welcher in allen Beziehungen zwischen den Extremen liegt. Auch sind noch andere Nüancen daraus entsprungen, sanft und rauh, kurz (*pizzicato)* und gedehnt *(ligato)*, mit gehaltenem *(tenuto)* und abgestoßenem *(staccato)* Athem, gedumpft und schnarrend, gebeugt und dünn *(moll)*, schwellend und voll *(dur)*. Alle diese einander ähnliche Tonarten bedürfen der Kunst und Modulation und stehen dem Redner, wie die Farben dem Maler zu Gebote, um wechselnde Mannigfaltigkeit zu schaffen. . . .

Alle diese Gemüthsbewegungen aber muß das Geberdenspiel begleiten, nicht um einzelne Worte auszudrücken, wie auf dem Theater, sondern den Gesammtinhalt der Gedanken nicht sinnlich darzustellen, sondern nur anzudeuten, verbunden mit einer kräftigen und männlichen Körperbewegung, wie sie nicht vom Theater und den Schauspielern, sondern von den Waffen, oder auch von der Ringschule entlehnt wird. Die Hand aber soll kein Gaukelspiel treiben, sondern mit den Fingern nur den Worten folgen, nicht sie ausdrücken; der Arm werde schlank ausgereckt, gleichsam wie die Trutzwaffe des Redners; das Stampfen mit dem Fuß mag eine feurige Stelle anfangen oder beschließen. Aber im Gesicht ist alle Kraft des Ausdrucks vereinigt, und die Herrschaft darin gebührt den Augen. Um so richtiger urtheilten unsere Alten, denen unter der Larve nicht einmal ein Roscius sonderlich gefiel; denn die Seele soll sich in dem äußeren Vortrag ausdrücken, und der Spiegel der Seele ist das Gesicht, und ihre Dolmetscher die Augen. Dies ist der einzige Theil des Körpers, welcher alle Bewegungen der Seele durch eben so viele Andeutungen und Veränderungen ausdrücken kann, und Niemand vermag diesen Ausdruck mit geschlossenen Augen hervorzubringen. Schon Theophrast hat darum eine Aeußerung des Tauriscus angeführt, welcher sagte, ein Redner, der seinen Vortrag mit fest gehefteten Blicke hielte, wäre nicht besser, als ein solcher, der den Zuhörern den Rücken zukehrte. Den Blick also muß man wohl zu leiten wissen; denn die Züge des Gesichts dürfen nicht zu sehr verändert werden, weil wir sonst leicht in fratzenhaften Caricaturen oder Entstellungen uns verlieren; die Augen sind es, durch deren Spannung und Ermattung, durch deren Richtung und Heiterkeit wir die Bewegungen der Seele auf eine der Art des Vortrags entsprechende Weise ausdrücken müssen. Die Action ist gleichsam die Sprache des Körpers, und muß um so mehr mit dem Geiste harmoniren; die Augen aber hat uns die Natur, wie dem Pferd und Löwen Mähne, Schweif und Ohren gegeben, um die Gemüthsbewegungen auszudrücken. Nächst der Stimme also gilt bei unserm Vortrage das Gesicht, und dieses wird von den Augen beherrscht. In Allem, was zur Action gehört, liegt eine gewisse natürliche Kraft, welche selbst auf unwissende Menschen, auf den großen Haufen, endlich auf Barbaren einen gewaltigen Eindruck macht. Während die Worte nur den rühren, der durch die Gemeinschaft derselben Sprache mit uns verbunden ist, und scharfsinnige Gedanken oft an dem Empfindungsvermögen stumpfsinniger Menschen vorüberfliegen, macht die Action, welche eine Gemüthsbewegung ankündigt, auf alle Menschen Eindruck; denn alle Menschen werden von gleichen Gemüthsbewegungen erschüttert, und gleiche Merkmale sind es, durch welche Jeder diese Bewegungen an Andern erkennt und an sich selbst verräth.

DRITTES BUCH.

Die abgeleiteten Wissenschaften.

I.
dheitswissenschaft.

VII.
Religionswissenschaft.

II.
Wohlstandswissenschaft.

VI.
Bildungswissenschaft.

III.
Kriegswissenschaft.

V.
Rechtswissenschaft.

IV.
Wissenschaft
von der Leitung
der
ewigen Menschenvereine.



I. Gesundheitswissenschaft.

178. Die ärztlichen Methoden.

(*J. Henle*, Handbuch der rationellen Pathologie I. [1846] S. 1—5.)

Aufgabe des Arztes ist, Krankheiten zu
ı und zu heilen.
ıct, Zufall, Erfahrung haben uns belehrt,
/isse äußere Einflüsse, wie sie den Zu-
:s gesunden Körpers verändern, auch be-
ərden können, um den erkrankten Körper
malen Zustand zurückzuführen. Der Arzt
Art des Leidens zu beurtheilen und dar-
besonderen Falle die äußeren Einflüsse,
mittel, zu bestimmen.
:he Norm ihn in diesem Wirken leiten
ist Gegenstand langer Controversen ge-
Zwei Methoden stritten um den Vorrang,
schroffer, als bisher geschehen, einander
erstellen und schärfer, als *in praxi* jemals
ist, von einander trennen müssen, um
:rth einer jeden zu erkennen und den
zwischen den Vorkämpfern beider Seiten
llen.
Zustand des kranken, wie des gesunden
verräth sich durch Wirkungen, durch
äußere, sinnliche Erscheinungen, die man
ome nennt.
roß die Mannigfaltigkeit der Krankheits-
ıe ist, so läßt sich doch bald erkennen,
ıche derselben in gewissen Verbindungen
befolgen wiederkehren, und es läßt sich
ıen Symptomencomplexen und Reihen die
ıg machen, daß sie jedesmal oder häufig
əstimmte äußere Verhältnisse hervorgeru-
durch bestimmte Mittel beseitigt werden.
:ine Methode, indem sie mit Bewußtsein
esignirt, den Grund und inneren Zusam-
; der Symptome kennen zu lernen, ent-
ankheitsbilder nach den äußeren Erschei-
ihre Beschreibungen liefern nur Surrogate
lichen Eindrücke; ihre Namen sind nicht
nen, sondern nur *Nomina propria*, um so
nener, je weniger sich ein bestimmter
Begriff an dieselben knüpft, und wenn sie ein Wort, wie z. B. Entzündung gebraucht, so bezeichnet sie damit nichts als die Verbindung von Röthe, Hitze, Geschwulst und Schmerz.

Ebenso wenig als um die Gründe der Symptome kümmern sich die Anhänger dieser Methode um die Wirkungsweise der Ursachen und der Heilmittel. Von diesen benutzen sie diejenigen, welche am häufigsten günstigen Erfolg gezeigt haben, und wenn sie neue anwenden, so geschieht es versuchsweise, wo entweder die bekannten sich unzureichend erwiesen haben oder ein neuer, vielversprechender Stoff aufgefunden wird. Da hier die Zuverläßigkeit der Curmethoden nicht durch innere Argumente, sondern nur durch die Zahl der ärztlichen Beobachtungen bestimmt wird, so liegt Alles daran, eine möglichst große Reihe von Erfahrungen zu sammeln und zu benutzen. Die klinische Erfahrung ist hier Norm des Handelns; die Methode wird die empirische genannt.

Es muß sogleich von dem Namen »Empiriker« die schlimme Nebenbedeutung entfernt werden, die ihm anklebt, weil der Sprachgebrauch häufig Empiriker und Symptomatiker verwechselt. Jene fassen die Symptome in ihrem Zusammenhange auf, diese berücksichtigen nur einzelne derselben und kehren gegen sie ihre Waffen. Der Empiriker weiß, daß ein Symptom, wie Schmerz, durch Opium gehoben werden kann; er weiß aber auch, daß Opium nicht oder nicht dauernd hilft, wenn Schmerz zugleich mit Röthe und Geschwulst auftritt. Der Symptomatiker weiß nur Schmerz und Opium.

Die zweite Methode, welche man die theoretische, physiologische oder rationelle genannt hat, bemüht sich, die Symptome in ihrer Abhängigkeit von einander und in ihrem Zusammenhange mit inneren Veränderungen aufzufassen

und diese Veränderungen zu begreifen als die Folgen äußerer Einwirkungen auf die mit eigenthümlichen Kräften begabte organische Materie. Sie substituirt, wo sie Krankheiten schildert, den Symptomen die Zustände, welche sie als Bedingung der Symptome erkannt zu haben glaubt; sie liebt Bezeichnungen, welche das Wesen der krankhaften Veränderungen ausdrücken, und vertauscht z. B. den Namen »Entzündung« je nach den herrschenden Vorstellungen über diese Krankheit mit Namen, wie »erhöhte Plasticität,« »Hyperämie,« »Stasis« u. dgl. Von der anderen Seite forscht die theoretische Medicin nach den absoluten Kräften und Eigenschaften der Mittel und nach ihrer sogenannten physiologischen Wirkung, d. h. nach der Art und Weise, wie sie Substanz und Kräfte des Organismus umstimmen. Sie schließt vernunftgemäß, daß die Wirkungen, nämlich die Symptome, nicht anders beseitigt werden können, als durch Aufhebung der Ursache, und ferner, daß, um einen Zustand aufzuheben, das Gegentheil desselben gesetzt werden müsse. Aus der Kenntniß des Zustandes, welcher den Krankheitssymptomen zu Grunde liegt, ergibt sich die Indication, d. h. die Bestimmung dessen, was zu thun sei, um den normalen Zustand wieder herzustellen, und nach der Kenntniß, die man von der Wirkungsweise der Mittel hat, ist dasjenige auszuwählen, welches der Indication entspricht.

Die Diagnose des Empirikers besagt, gleich der Diagnose in den beschreibenden Naturwissenschaften, nichts weiter, als daß der einzelne Fall nach seinen äußeren Merkmalen sich an diese oder jene Reihe bekannter Fälle anschließe; die Diagnose des Theoretikers ist die gedrängte und selbständige Geschichte des einzelnen Falles. Dem empirischen Arzt indicirt ein bestimmter, sinnlich wahrnehmbarer Symptomen-Complex unmittelbar ein bestimmtes, specifisches Curverfahren; dem theoretischen Arzt indicirt eine supponirte, innere Störung zunächst nur die zu erzielende, innere Umwandlung und erst mittelbar das Verfahren, von welchem supponirt wird, daß es die geforderte Umwandlung bewirke.

Haben wir zwischen beiden Methoden, der empirischen und rationellen, zu wählen, so müssen wir gestehen, daß die erste, dem Principe nach, am meisten Sicherheit verspricht: denn bei einem bloßen Vergleichen sinnlicher Erscheinungen, einem bloßen Abzählen der Stimmen für und wider ist man weniger leicht dem Irrthum ausgesetzt, als bei einem Raisonnement, wo Schluß auf Schluß gebaut ist und ein schwaches Glied der Kette die ganze Kette unbrauchbar machen kann.

Wer die Geschichte unserer Wissenschaft und die Controversen unserer Tage nur oberflächlich kennt, ja selbst das große Publicum ist von der Fehlbarkeit und Wandelbarkeit ärztlicher Theorien überzeugt. Eine Erfahrung dagegen, wie die, daß China Wechselfieber heilt, steht so fest, gewährt so viel Sicherheit, daß es ganz gleichgiltig sein kann, wie wir die Natur des Wechselfiebers und die Wirkungsweise der China erklären. Hätte die empirische Heilkunde viele solcher Resultate aufzuzeigen, so dürften wir das Denken und Grübeln dem schlichten Arzte ebenso als eine Unart verweisen, wie wir etwa dem Künstler, der über die Principien seines Schaffens speculirend die Hände ruhen läßt, der großen Meister fromme Einfalt zu Gemüthe führen. Aber unumstößliche und unangefochtene Heilvorschriften gehören zu den Seltenheiten. Mit einem seit 2000 Jahren angehäuften Erfahrungsmaterial sehen wir noch heute Koryphäen der Kunst an allem Einfluß der Medicin und Medicinen verzweifeln, Andere in gleichartigen Fällen diametral entgegengesetzte Wege einschlagen; nach 2000jähriger Belehrung hat sich der ärztliche Stand noch nicht so viel Haltung erworben, daß nicht jeder zuversichtliche Charlatan eine Zeitlang als Reformator figuriren könnte. Wir besitzen Therapien, die für jede Krankheit jedes Mittel, Arzneimittellehren, die jedes Mittel für jede Krankheit empfehlen, und sind kaum über die diagnostischen Charaktere der wichtigsten Krankheiten einig.

Ganz so schlimm stände es um die empirische Medicin allerdings nicht, wenn sie von Anfang an mit entschiedenem Bewußtsein ihrer Aufgabe ihr Ziel verfolgt hätte. Aber wenn wir bekennen, wie wenige der bis heute gemachten ärztlichen Erfahrungen sicher, rein und brauchbar sind, so liegt uns ob, die Gründe aufzusuchen, welche das Erfahren erschwert, die Erfahrungen verdorben haben.

Die Ursachen sind theils subjective und daher allgemeine, theils objective, d. h. in Eigenthümlichkeiten des Gegenstandes ärztlicher Beschäftigung begründete.

Was von innerer Seite das unbefangene Erfahren erschwert, ist erstens die unserm Geiste natürliche Neigung zu erklären; eine Neigung, die hier nicht weiter erklärt, sondern nur in ihren Erscheinungen und Wirkungen aufgefaßt werden soll. Sie nöthigt uns, Thatsachen, die wir in unzertrennlicher Verbindung wiederkehren sehen, in Causalbeziehung zu einander, und an die Spitze sinnlicher Wirkungen ein Reich übersinnlicher Ursachen zu setzen. Je dürftiger unsere Kenntniß

ächlichen, um so kürzer erscheint die ander bedingender, materieller Wirkun- so tiefer lassen wir die immaterielle Ur- die Sinnenwelt eingreifen; um so speci- ıd vielgestaltiger sind die Verrichtungen, ır zumuthen. Sie gleicht und wird, still- ıd oder eingestanden, verglichen dem llen Princip, welches mit dem Schein ür die Thätigkeiten unseres eigenen Kör- mmt. Wie der Mensch und die Mensch- ər leidenschaftlich handelte als vernünf- lachte man sich das in der Schöpfung Geistige früher durch Affecte als durch ründe geleitet, und da in den vernünf- tigen Motiven unsers Handelns Grund und Zweck häufig zusammenfällt, so galt auch in den Reflexionen über die Körperwelt eine Einsicht in den Zweck oft für eine Einsicht in den Grund der Vorgänge. Dieser teleologische Standpunct aber ist doppelt gefährlich, weil man, wenn man die einem Ereigniß zu Grunde liegende Absicht zu errathen sich vermißt, nicht allein die ewige Form des menschlichen Denkens, sondern auch den zufälligen Inhalt desselben, d. h. die eben vorräthigen Kenntnisse zum Maßstab der Beurtheilung macht. Pope bezeichnet dies, wenn er eine gemästete Gans ausrufen läßt: „siehe! der Mensch ist zu meinem Nutzen erschaffen."

174. Die medicinischen Disciplinen.

(Dasselbe Buch, S. 19—30.)

ıedicinische Wissenschaft war zu allen ın Gemisch von empirisch erworbenen ən und theoretischen Anschauungen, und es bleiben; der Fortschritt, den die An- g dieses Satzes herbeiführen soll, ist zu- laß man sich der Grenzen der Empirie ırie bewußt werde, um zu unterschei- ɜ man der einen und der andern ver- ıd wo man sich auf die eine oder andere en habe. Der Schule, welche das ge- Material ärztlichen Wissens zu überliefern ächst hieraus die Aufgabe, die theoreti- icin und die empirische zu lehren, beide Anfang an so viel als möglich ausein- halten und erst am Schlusse zu derje- t von Combination derselben anzuleiten, er jedesmalige Zustand beider Methoden und das praktische Bedürfniß verlangt. dunkle Anerkennung dieser Forderung hon längst zu einer Zerspaltung der Me- verschiedene Disciplinen, die ich adopti- von dem so eben bezeichneten Stand- ıs umgrenzen will.

rztlichen Kenntnisse lassen sich, wenn ır allemal von der Eintheilung der Krank- ı innere und äußere abstrahiren, unter ıppen ordnen: die erste umfaßt, was der Krankheit und deren verschiedenen wissen, die zweite enthält die Lehre Heilmitteln, die dritte die Regeln über ıng dieser Mittel. Man begreift den In- ersten Gruppe unter dem Namen Krankheitslehre, Pathologie, den der zweiten unter dem Namen Arzneimittellehre, *Materia medica*, Pharmakologie, den der dritten unter dem Namen Heilungslehre, Therapie. Pathologie, Pharmakologie und Therapie werden verschieden behandelt, je nachdem sie zum Behufe der empirischen oder der theoretischen Methode gelehrt werden; neutral und eine propädeutische Wissenschaft für beide Methoden ist nur die Anatomie, welche das Object darstellt, dessen Veränderungen entweder aufgezeichnet oder erklärt werden sollen.

Wie der empirische Arzt die Pathologie auffaßt, so bedarf er treuer Schilderungen der Krankheitsformen nach ihren Symptomen und ihrem Verlauf, so daß er sie daran von andern unterscheiden könne. Solche Schilderungen zu liefern, ist Aufgabe der speciellen Pathologie, die man demnach auch die empirische nennen dürfte. Stillschweigend oder ausgesprochen betrachtet diese die einzelnen Krankheitsfälle wie Individuen, vereinigt die ähnlichen in dem Gesammtbilde der Art, sammelt die Arten in Gattungen und Familien u. s. f. und gelangt so, auf analytischem Wege, zu einem System, welches, gleich den Systemen der beschreibenden Naturwissenschaften, die Summe der Einzelnheiten in einer vollständigen Zusammenstellung vorzutragen hat. Indem man die Arten in höhere, umfassendere Abtheilungen einreiht, hat man zunächst nur den Zweck, die Wiederholung allgemeiner Charaktere zu umgehen und sowohl die Beschreibung

als das Auffinden der Arten zu erleichtern; in dieser Hinsicht ist die Anordnung des Stoffes und das Princip der Eintheilung ziemlich unwichtig. Da aber das System der speciellen Pathologie, wie später erörtert werden soll, in der Combination der empirischen und theoretischen Methode eine wichtige Rolle spielt, so müssen wir der Grundsätze gedenken, wonach man Systeme construirt und sich versichert, daß die in Einer Abtheilung zusammengeordneten Formen auch ihrem inneren Wesen nach einander verwandt seien.

In den beschreibenden Naturwissenschaften kann die Systematik bekanntlich nach zwei verschiedenen Principien verfahren: sie schafft entweder künstliche oder natürliche Systeme. In jenen werden die Körper nach einem einzigen äußeren Merkmal gruppirt, wie die Pflanzen nach der Zahl der Staubfäden, die Thiere nach der Zahl der Extremitäten; im natürlichen Systeme sollen die Verwandtschaften nach der Gesammtheit der Organisationsverhältnisse beurtheilt werden. Wird hier ein einzelner Charakter zur Unterscheidung benutzt, so muß man sich vorher überzeugt haben, daß er wesentlich, d. h. in genauem Zusammenhange mit dem ganzen inneren Bau einer Gruppe sei. Ein solcher Charakter ist z. B. der Zahnbau bei den Säugethieren, er ist es aber nicht bei den Fischen, wo die Zähne bei beiden Geschlechtern derselben Species verschieden sein können. Eine Menge ähnlicher Erfahrungen haben uns zu der Ueberzeugung gebracht, daß kein einziger Charakter für alle Gruppen eines Reiches die gleiche Wichtigkeit habe, woraus sich ergibt, daß jedes künstliche System nothwendig auch ein unnatürliches ist, Verwandtes auseinander reißt, Entferntes nach zufälligen Aehnlichkeiten verbindet, wogegen es als Register den Vortheil einer einfacheren Gliederung und leichteren Uebersicht gewährt. In der Naturwissenschaft sind jetzt überall die künstlichen Systeme durch die natürlichen verdrängt, und die Medicin sucht sich dieser Richtung anzuschließen, ohne daß man sich indeß über die Anforderungen, welche an die eine oder andere Art der Eintheilung gemacht werden, recht verständigt hätte. Ein künstliches System der Krankheiten kann es eigentlich nicht geben, da kein Kennzeichen besteht, welches allen gemeinsam wäre und mit gewissen Modificationen der Qualität oder Quantität bei jeder einzelnen Species nachgewiesen werden könnte. Eine Ausnahme machen allein die zeitlichen Verhältnisse, und in der That wurden darnach früher und werden noch jetzt zwei Hauptclassen, die acuten und die chronischen Krankheiten, unterschieden. Daß aber dies Princip zu ferneren Unterabtheilungen nicht brauchbar sei, leuchtet von selbst ein. Alle übrigen bis jetzt aufgestellten empirischen oder analytischen Krankheitssysteme (ich schließe damit die bewußt oder unbewußt theoretischen aus) sind natürliche. Sie classificiren die Krankheiten nach hervorragenden Symptomen; ältere und neuere unterscheiden sich von einander nur dadurch, daß jene Ein Symptom, diese einen ganzen Complex derselben als Gattungscharakter benutzen. Classen, wie Retentionen, Profluvien, Schwindsuchten u. dgl., enthalten eine Menge der heterogensten Zustände, welche nur Eine, oft sehr unwesentliche Erscheinung mit einander gemein haben. An demselben Fehler leiden, wiewohl in etwas geringerem Maße, die Classen, worin Krankheiten vereinigt sind, deren Aehnlichkeit durch ihr Auftreten in einem und demselben Organ, oder, was Eins ist, durch Alteration einer und derselben Function bedingt ist, wie die Exantheme, Neurosen u. dgl. Dagegen hatte man an den Entzündungen schon lange eine ziemlich gut begrenzte Krankheitsgruppe, deren wesentlicher Charakter aus vier, den sogenannten Cardinalsymptomen, zusammengesetzt wird. Aehnlich die Fieber. Diesen Familien nachgebildet sind diejenigen, welche jetzt vorzugsweise als natürliche bezeichnet werden. Je mehr und je bestimmter modificirte Symptome man in den Familiencharakter aufnimmt, um so zahlreicher und enger werden die Familien, um so mehr sichert man sich aber auch vor unpassenden Zusammenstellungen. Immer aber ist ein System nur als ein provisorisches zu betrachten, so lange in Betreff der Arten, die es begreift, noch so viel zu erforschen und zu bestätigen bleibt.

Als eine Ergänzung der speciellen Pathologie, gleichsam eines Registers derselben, ist hier der Zeichenlehre oder Semiotik zu gedenken. Die specielle Pathologie ordnet nach den Krankheitsformen und gibt die jeder Species eigene Verbindung von Symptomen an: die Semiotik ordnet nach den Symptomen und zählt die Krankheitsspecies, d. h. die Verbindungen auf, in welchen sie auftreten; sie lehrt z. B., halbseitiger Kopfschmerz deute auf Gehirncongestion, oder Krankheiten des Stirnbeines, oder der Stirnhöhlen, oder auf Magenleiden, oder Hysterie u. s. f., welches Alles nur sagen will: Kopfschmerz komme in Zuständen vor, welche außerdem noch durch die und die Zeichen und diese oder jene materiellen Veränderungen sich charakterisiren.

Die *Materia medica* ist dem empirischen Arzte

zeichniß der Mittel, welche ihm zu Gebehen, nebst Angabe ihrer Beziehung zu n, im Systeme aufgenommenen Krankheits- oder Symptomencomplexen. Ihre Wirkung gesunden Körper ist ihm gleichgiltig und chstens, wenn sie sich zufällig der Beob- aufdrängt, als Charakter zur Bezeichnung ruppe benutzt. So finden sich in den phargischen Systemen die *Rubefacientia*, *Diu- Laxantia*, *Narcotica*, deren Benennung er physiologischen Wirkung hergenommen en den *Roborantia*, *Antiscrofulosa*, *Antihel- z*, *Febrifuga* u. A., deren Namen auf ihre lung in krankhaften Zuständen deutet. Es t sich von selbst, daß auch dann, wenn physiologische Wirkung der Mittel Rückenommen wird, immer nur von Symptoiemals von inneren Veränderungen, die anlassen, die Rede ist. Daher kann es, daß sehr verschiedenartige Stoffe einanlich geachtet und nahe gestellt werden, ls letzte Folge ihrer Anwendung sich ein selbe Symptom herausstellt. Die Classen *retica*, *Emetica*, *Laxantia*, liefern hierfür he Belege.

Therapie des Empirikers ist die sogespecielle, welche an jedes, in der spe- Pathologie aufgestellte Krankheitsbild die len Vorschriften zur Behandlung anschließt. rmakologie verhält sich die specielle Thewie die specielle Pathologie zur Semiotik. erapie zählt zu den Krankheiten die Heil- die Pharmakologie zu den Heilmitteln die eiten auf.

den wir uns jetzt zu den entsprechenden en der rationellen Medicin und zuerst zur Pathologie, so erwarten wir von die- Darstellung der Ursachen und des Wenkhafter Vorgänge. Man urtheilte hiertweder nach herrschenden mythischen oder ilosophischen Anschauungen, oder man m analytisch zu einem Begriff der Krankfzusteigen, die den Krankheiten gemein- Verhältnisse, abstrahirend von ihren spe- Erscheinungen, zusammen. So entstand eorie der Krankheit oder die sogeallgemeine Pathologie, in welche len genannten Abstractionen noch die spe- Ursachenlehre und in Folge eines später chtigenden Mißverständnisses die Semiotik mmen wurden.

ssen ist die allgemeine Pathologie nur ein nd zwar nur der allgemeine Theil der chen. Allerdings gehört zur Ermittelung der Natur der Krankheit eine Kenntniß dessen, was den verschiedenen Krankheiten gemein ist: allein diese Kenntniß ist dürftig und unfruchtbar, wenn sie nicht auf der Einsicht des Grundes der einzelnen Erscheinungen beruht und wieder zur Erklärung derselben fortschreitet. Man sehe, wie die Handbücher der allgemeinen Pathologie, wo ihnen der Glaube an die mythische oder philosophische Medicin ausgeht, zu ärmlichen Worterklärungen heruntergekommen sind, Erklärungen von Dingen, die entweder gar nicht existiren oder deren Bedeutung doch durch eine Umschreibung und Uebersetzung des griechischen Namens nicht klarer wird. Es liegt im Interesse der theoretischen Pathologie, ihre Untersuchungen ins Einzelne durchzuführen; es liegt ebenso sehr im Interesse der speciellen Pathologie, Alles Erschlossene und Hypothetische über den inneren Zusammenhang der Krankheitsphänomene ausschließen und abtreten zu dürfen. Demnach sollen specielle und allgemeine Pathologie, oder, wie wir sie nennen, empirische und rationelle, sich nicht mehr durch den Stoff unterscheiden, sondern durch die Bearbeitung; höchstens dürfte eine Theilung des Materials in der Art stattfinden, daß der rationellen Pathologie vorzugsweise diejenigen Krankheitsprocesse überwiesen würden, die bis in ein gewisses Detail der Erklärung zugänglich geworden sind, während der empirischen Pathologie vorzugsweise die räthselhafteren, zur Zeit unergründlichen Krankheiten zufielen, die sich nur beschreiben, nicht entwickeln lassen.

Unsere rationelle Pathologie befaßt sich mit den Lebensäußerungen des kranken Körpers. Man hat sie deshalb auch Physiologie der Krankheit oder des kranken Körpers genannt. Der erste Ausdruck ist bedenklich, weil er der gedankenlosen Personificirung eines Begriffes Vorschub leistet und nicht sogleich den Verdacht zurückweist, als schreibe man eben diesem Begriff, nämlich der Krankheit, Thätigkeitsäußerungen und Functionen zu, die doch nichts Anderes als die abgeänderten Functionen des erkrankten Organismus sind. Der zweite Name ist dieser Mißdeutung nicht ausgesetzt, allein er ist ebenso wenig richtig; denn die Physiologie des gesunden und des kranken Menschen sind nicht verschieden, Physiologie und Pathologie sind Eins. Die Physiologie definirt man als die Wissenschaft, welche die Kräfte des Organismus, die Gesetze seiner Entwickelung und seines Verhaltens gegen äußere Einflüsse untersuche; allein zu seinen Reactionen gegen äußere Einflüsse gehört auch sein Erkranken unter gewissen Bedingungen. Man kann die

Zerstörung eines Hauses, welches vom Feuer ergriffen wird, ein Unglück nennen: sie bleibt nichts desto weniger physikalisch; man kann die Lebensäußerung, welche eine Schädlichkeit hervorruft, eine Krankheit nennen: sie bleibt nichts desto weniger physiologisch. Aus der Wirkung solcher abnormen Einflüsse, wodurch Krankheit entsteht, lernen wir eben die Kräfte des gesunden Organismus kennen. Wie wenig wüßte man von einem Fossil, wenn man sich mit dem Betrachten seiner Form und Farbe und mit dem Betasten seiner Oberfläche begnügte! Um mehr zu erfahren, ritzt man es mit härteren Stoffen, zerstört es im Feuer, zersetzt es durch chemische Agentien. Etwas Aehnliches ist nöthig bei dem Studium der lebenden Natur. Dies konnte nur für eine kurze Zeit vergessen werden, als durch die genetische Behandlung, welche die Naturphilosophie in unsere Wissenschaft einführte, ein ganz neues Feld zu Untersuchungen sich öffnete. Damals lernte man, statt nach dem Zwecke und Nutzen der Organe, nach ihrer Bedeutung, nach dem Grunde ihrer Existenz fragen, und dieser ergab sich theils aus ihrer Entwickelung, theils aus der Vergleichung der durch die Stufenleiter der Organismen einander entsprechenden Gebilde. Hier, wie dort, war es ein Einfaches, welches sich umgestaltete, in differente Theile sonderte, und wieder traten gesonderte Theile zu einem scheinbar Einfachen zusammen. Auch so gewann man physiologische Erklärungen, eine Einsicht in den Plan der Organisation, eine Erkenntniß dessen, was in jedem zusammengesetzten Organ das Wesentliche ist. Man muß erfahren haben, welche Freude es gewährt, dieselbe Idee in tausend Formen verkörpert, den complicirtesten Bau aus den einfachsten Anfängen sich entwickeln zu sehen, um den Eifer zu begreifen und zu verzeihen, mit welchem die Koryphäen der Physiologie sich ausschließlich der vergleichend anatomischen Richtung zuwandten. Die Medicin gieng dabei fast leer aus: sie gewann nichts, als eine Theorie derjenigen angebornen Bildungsfehler, welche am seltensten Gegenstand der Behandlung werden, der Bildungsfehler durch gehemmte Entwickelung. Daß die Physiologie jetzt von dieser Einseitigkeit geheilt, daß die vergessene, von Manchen sogar verworfene experimentirende Methode wieder zu Ehren gekommen ist, dies ist Folge theils einer gesunden Reaction gegen die Schwärmereien einiger philosophischen Physiologen, theils wichtiger Entdeckungen im Gebiete der Physik, der organischen Chemie und selbst der Physiologie. Zu letzteren gehört vor allen der Bell'sche Lehrsatz. So wie aber die Neigung, zu experimentiren, wiederkehrte, wurde die Physiologie wieder zu dem Bündniß mit der Medicin hingetrieben, die Pathologie wurde physiologisch und mehr noch, möchte ich sagen, die Physiologie pathologisch. Die besten Aufschlüsse verdankt diese der Beobachtung der Krankheiten, wobei man allerdings dies Wort in seiner weitesten Bedeutung nehmen und auch die vorübergehenden, leiseren Störungen des normalen Gleichgewichts mit einschließen muß. Was wüßte man vom Kreislauf ohne Congestion und Entzündung, was von den Nerven ohne Krampf, Neuralgie und Lähmung? Das Wenige, was von den Functionen einzelner Theile des Gehirns bekannt ist, beruht es nicht hauptsächlich auf Erfahrungen, zu welchen Verletzungen, Apoplexien, Geschwülste u. dgl. Gelegenheit gaben? Kann man in dieser Weise die Krankheiten als physiologische Experimente benutzen, die der Zufall anstellt, so sind dagegen die Wirkungen physiologischer Versuche nichts Anderes als willkürlich hervorgerufene Krankheiten. Man durchschneidet oder zerrt einzelne Theile des Nervensystems, man unterbindet Gefäße und Ausführungsgänge, exstirpirt Drüsen, man läßt Thiere fasten oder füttert sie ausschließlich mit Leim oder Zucker, man bringt sie unter die Luftpumpe oder in eine Atmosphäre von Wasserstoff, entzieht ihnen ihr Blut, spritzt ihnen anderes, oder Wasser, oder Gift in die Adern. Geschöpfe, die dergleichen durchgemacht haben, sind doch wohl krank zu nennen! Zwar ist der Arzt mehr auf die Beobachtung am Krankenbett, der Physiologe mehr auf das Experiment angewiesen; allein die zur Zeit mögliche Vollendung werden beide nur dadurch erreichen, daß sie ihre Erfahrungen austauschen, zusammenstellen und vergleichen; beide haben gleiche Verpflichtung, das gesammte Material zu benutzen. Wenn dessenungeachtet die Pathologie als eine von der Physiologie abgelöste Disciplin fortbestehen kann, so liegt der Grund allein in der Verschiedenheit des Wegs, den beide einschlagen, und in ihrer jeweiligen Unvollkommenheit. Die Physiologie hebt von den Organen an, um die verschiedenen Weisen kennen zu lernen, in welchen sich das Leben derselben unter verschiedenen Bedingungen äußert, die Pathologie von den Lebensäußerungen, um rückwärts das thätige Organ und die Bedingungen seiner abnormen Thätigkeit zu erschließen. Es gibt Symptome und Symptomengruppen, zu welchen die Physiologie auf ihrem Wege noch nicht herab- und zu deren Quelle die Pathologie noch nicht hinaufgestiegen ist. Bis dies geschehen

d,*bis gleichsam beide Pfade aufeinander
i sein werden, bleibt zwischen ihnen eine
welche zu bezeichnen und auszufüllen
i Interesse der Pathologie, als der Phy-
ist.

physiologische Doctrin ist auch die Arz-
tellehre des rationellen Arztes, denn
elt sich darum, zu einer Einsicht in die
sweise der Mittel auf die organische Ma-
gelangen. Dies aber ist hauptsächlich
n so schwer, weil die therapeutischen
ente, aus welchen die Schlüsse gezogen
sollen, viel zu zusammengesetzt sind.
einfachung derselben muß unser Bestreben
sein. Zu dem Ende ist zu untersuchen,
'eränderungen die normale Organisation
e in Krankheiten bewährten Mittel erlei-
zusammengesetzteren Arzneistoffe sind
i zu zerlegen, ihre Bestandtheile beson-
prüfen und zu vergleichen, wodurch sich
: das wirksame Princip eines jeden, son-
h der Grund ihrer Verwandtschaft in the-
her Hinsicht herausstellt, endlich ist das
n der chemischen Agentien zu den ein-
iften, Geweben und näheren Bestandthei-
Organismus zu untersuchen.

i es dereinst möglich sein wird, aus der
r Krankheiten und der Heilmittel nicht
:ationen zu stellen, sondern auch *a priori*
hrungsweisen zu bestimmen, welche den-
itsprechen: so werden wir eine rationelle
gewinnen, welche die jetzt sogenannte
eine ebenso in sich aufnimmt, wie die
: Pathologie die allgemeine. Auch hier
vor Allem, und ehe man daran denken
as Feld weiter zu bepflanzen, das Un-
szurotten, welches die unbedachte Erklä-
ht sich so nennender Empiriker unter
:lichen Waizen gesäet hat. Mit gar vie-
inter uns üblichen allgemeinen oder cau-
licationen läuft man Gefahr, auf Irrthü-
bauen und Irrthümer zu befestigen. Er-
mäßig werden Zufälle, welche durch Er-
veranlaßt sind, gehoben durch Mittel, die
weiß befördern. Wer glaubt nicht, auf
eren Wege der Empirie weiter zu gehen,
: nach Erkältung zur Heilaufgabe macht,
itsecretion anzuregen?« Es gilt dies als
causalis, denn die Folgen der Erkältung
von Unterdrückung der Hautthätigkeit ab-
Aber die Erkältung ist, wie wir zeigen
nicht dadurch schädlich, daß sie den
zurückhält (noch weniger treibt sie ihn
und Diaphoretica sind nicht deshalb wohl-
thätig, weil sie Schweiß befördern: der Schweiß ist nur ein Zeichen der Excitation der Hautnerven, und in den meisten Fällen gewiß von keiner anderen Bedeutung, als das Serum, das sich nach Application eines Vesicans unter der Oberhaut anhäuft. So mag es in vielen Fällen gehen. Man gibt ein Brechmittel, um Galle und Unreinigkeiten auszuleeren, es wirkt aber dadurch, daß es, ins Blut aufgenommen, die Thätigkeit der unwillkürlichen Muskeln erhöht; man läßt den Kranken abführen, um ihn von angehäuftem Schleim zu befreien, und verändert den Faserstoffgehalt des Blutes; man entzieht Blut, um die Kräfte herabzustimmen, und nützt mittelbar durch Entleerung der Gefäße und Beförderung der Resorption.

Die rationelle Therapie hat ihren speciellen Theil, und dieser muß die Grundlage des allgemeinen sein. Der specielle ruht auf Thatsachen theils der rationellen Pathologie, theils der empirischen Therapie. Wo jene auf dem zuvor bezeichneten Wege einmal bis zu dem einfachen oder zusammengesetzten Grund einer Krankheit vorgedrungen ist, da ergeben sich die Vorschriften zur Verhütung und Heilung derselben von selbst: man hat den Ursachen entgegenzuwirken, oder dieselben zu neutralisiren, oder die alterirte organische Materie zur normalen Form und Mischung zurückzuführen. So vernunftmäßig verfahren wir allerdings schon in manchen Fällen, namentlich in chirurgischen; wir entfernen Geschwülste, welche die Nachbarschaft beeinträchtigen, bahnen dem angesammelten Eiter einen Ausweg, zerstören die organische Substanz, in welcher die Lebenskräfte nicht mehr zur normalen Regeneration wirken u. s. f. Wir verordnen Ruhe, wo ein Theil durch übermäßige Anstrengung, Uebung, wo er durch Unthätigkeit verändert ist. Die harnsaure Diathese durch Beschränken der stickstoffreichen Nahrung, die Zuckerbildung im Diabetes durch Entziehung der Pflanzenkost zu beseitigen, konnte man *a priori* veranlaßt werden.

In vielen Fällen reichen aber unsere Kenntnisse nicht so weit, um rationelle Indicationen zu stellen, in andern, wo dergleichen gestellt werden könnten, wüßten wir nicht die Mittel, ihnen zu entsprechen. Unter diesen Umständen nehmen wir die empirisch festgestellte Wirksamkeit gewisser Medicamente in gewissen Krankheiten als eine Thatsache und versuchen uns an derselben mit unseren Erklärungen. Hier ist ohne Zweifel die schwierigste und noch zur Zeit schwächste Seite unserer Wissenschaft. Die Heilung ist das Product zweier Factoren: der Krankheit und der

Medicin; ist der eine Factor einigermaßen bekannt, so kann der andere annäherungsweise gefunden werden, von der Natur der organischen Veränderung schließt man auf die Wirkungsweise der Mittel, und umgekehrt, *ex juvantibus et nocentibus* auf die Natur der Krankheit. Meistens ist aber die Aufgabe leider von der Art, daß beide Factoren zu finden sind. Dann sind verschiedene Auflösungen möglich, ein Uebelstand, den sich das Volk der Erklärer zu allen Zeiten wohl zu nutze zu machen wußte. China heilt Fieber, sie ist ein Nervenmittel, wenn das Fieber vom Nervensystem ausgeht; sie reinigt das Blut, wenn die Ursache des Fiebers im Blut gesucht wird; sie wirkt durch ihren Wasserstoff, wenn in Fieberkranken der Sauerstoff vorherrscht, und durch ihren Sauerstoff, wenn Vorherrschen des Wasserstoffes letzter Grund des Fiebers ist u. s. w. Hierzu kommt noch, daß die Heilung einer Krankheit nicht nur durch verschiedene Mittel, sondern wirklich auf verschiedenen Wegen möglich ist, indem man bald die eine, bald die andere der Ursachen wegräumt; und es folgt hieraus, daß nicht einmal analoge therapeutische Resultate auf innere Analogie der therapeutischen Methoden zu schließen berechtigen. Wenn z. B. Aufregung sensibler Nerven, Faserstoff im Blut und Lähmung der Gefäße zusammentreffen müssen, um die Symptome der Entzündung zu erzeugen, so können nervenberuhigende, faserstoffmindernde und gefäßverengende Mittel, so verschieden sie unter sich sind, in gleichen Ruf antiphlogistischer Wirkung kommen, oder mit anderen Worten, es kann schwer und unmöglich werden, die eigentliche Wirksamkeit irgend eines dieser Mittel aus ihrem Effect zu bestimmen.

Wenn man alle diese Schwierigkeiten erwägt, so wird man geneigt sein, die Bearbeitung eines Systems der rationellen Therapie einer ferneren Zukunft anheimzustellen. Einstweilen enthält die allgemeine Therapie zuerst eine Sammlung allgemeiner Vorschriften über das Verfahren und die Kunst des Arztes, sodann einen allgemeinen Theil der Heilmittellehre, worin nach gewissen Kategorien und unter dem Namen gewisser Methoden die möglichen Eingriffe durch diätetische, mechanische und pharmaceutische Mittel zusammengestellt werden.

175. Ueber Geistesstörungen.

(*R. H. Lotze*, Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften [1842] S. 52—56.)

In einer allgemeinen Pathologie dürfen die Principien nicht vernachlässigt werden, nach denen die Begriffe über Seelenkrankheiten auszubilden sind. Die neuere Psychiatrie hat die Frage, ob die Seele und der Geist selbst erkranken könne, oder ob der ursprünglich gestörte Theil immer der Körper sei, an die Spitze dieser Untersuchung gestellt. — Aber die Antworten darauf, daß entweder alle Seelenstörungen von der Sünde, oder daß sie alle vom Körper ausgehen, stützen sich auf ziemlich fremdartige Gesichtspuncte, indem bald das eine, bald das andere der Würde der Seele für unangemessen ausgegeben wird, und so die Entscheidung darüber, ob eigenthümliche Störungen der Seele möglich sind, von der höchst schwankenden und zweideutigen Ueberzeugung über das Andere abhängig gemacht wird, ob solche Störungen mit Grundsätzen der Moral, der Religion vereinbar sind. Dies letztere geht uns offenbar hier nichts an; denn finden sich solche Krankheiten der Seele als möglich und gar als wirklich, so folgt Nichts, als daß der forschende Geist neue Anstrengungen zu machen hat, um diesen Thatbestand mit moralischen Principien dennoch zu vereinigen, nicht aber die Nothwendigkeit, um der letzteren willen den ersteren zu leugnen. Das Nächste, was hier zu thun bleibt, ist, das Leben der Seele und des Geistes selbst, so weit es für unabhängig von körperlichen Bedingungen gelten kann, als ein System zusammengehöriger Bewegungen der Vorstellungen zu betrachten, und mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit eines solchen Systems die Grundbegriffe seiner möglichen Störungen ebenso festzustellen, wie es für die des Körpers geschehen ist; und dann erst über die Verbindung dieses geistigen und jenes materiellen Systems die Grundlagen der Beurtheilung hinzuzufügen.

Die innere Einrichtung dieses idealen Systems ist so abweichend von der des körperlichen, daß auch die allgemeinste Ueberschlagung möglicher Störungen hierauf Rücksicht nehmen muß. Wir finden hier nicht eine bestimmt begrenzte Menge von Vorstellungen, noch diese so fixirt in ihrer einmaligen Lage und in ihren Verhältnissen untereinander, wie wir die bestimmten Massen mit ihren elementaren Gegenwirkungen im Körper antrafen; vielmehr in ewiger Succession und fort-

em Wechsel verdrängt die eine Vorstel- andere, oder wird von einer dritten wie- en Ablauf der Gedanken eingeführt. Diese ng, Verdrängung und Verschmelzung der ungen können wir nicht ohne Grund mit nentaren Gegenwirkungen der Massen ver- ; beide folgen abstracten mathematischen n, indem das Resultat derselben von Größen- ieden der Kraft und Lebhaftigkeit, sowie t und Dauer der Einwirkung abhängen. lementaren Gesetze des geistigen Lebens ir so wenig als die physikalischen Gesetze eränderung fähig an, sondern behaupten, elches auch die gegebenen Vorstellungen igen, ihr Verhalten der Hemmung und ion immer den nämlichen Regeln folgen bwohl die resultirende Gestalt des Erfol- dlich verschieden sein kann. — Während Veränderung der gegebenen Massentheile er überall zum Ausgangspunct einer Stö- rde, kann eine Veränderung der Vorstel- ür den Geist den nämlichen Erfolg nicht dig haben, weil diese überhaupt als ver- h vorhanden sind.

die Gegenwirkungen der Massen im Kör- gewissen physiologischen Functionen oder associirter Thätigkeiten vereinigt sind, so auch vom Geiste die ablaufenden Vor- en gewissen Formen der Verknüpfungen rfen, die nicht in ihnen selbst, als ein- liegen, zu deren Annahme sie vielmehr hre elementare Bestimmtheit nur fähig er Anwendung dieser Formen der Ver- g auf den gegebenen Vorstellungsinhalt eigenthümliche, dem Wesen des Geistes ige Voraussetzungen zu Grunde, die er e Natur der Dinge und ihre innere ob- Verbindung macht. Diese Voraussetzun- : metaphysischen, ästhetischen und mora- Ideen, bilden das eigenthümliche Besitz- s Geistes, dessen Leben nur in der Thä- esteht, ihnen fortwährend ihre Giltigkeit zu sichern, daß er mit Hülfe jener For- : Verknüpfung das Material der Vorstel- lt ihren Gesetzen unterwirft. Diese Thä- kann im Ganzen sich steigern, mindern hören; aber so lange sie, das Leben des überhaupt besteht, werden jene Ideen ht fehlen können. Aber es ist ein unend- nterschied zwischen dem einfachen Besitz leen und der Fähigkeit, ihnen ihre Gegen- unterzuordnen. Deswegen, weil eine an- Idee des Guten, Schönen, Bösen und n uns bewegt und umtreibt, sind wir noch keineswegs im Stande, in den Vorstellungen dasjenige wieder zu erkennen, was seiner Natur nach unter die eine dieser Kategorien und nicht unter die andere gerechnet werden muß. Sowie jene Ideen natürlich und unmittelbar vorhanden sind, sind sie nur dunkle Vorstellungen, die ihre Anwendung nicht von selbst lehren, weil sich in ihnen keine deutlichen Merkmale zeigen, durch deren Wiederantreffen in gewissen Vorstellungen der vergleichende Scharfsinn diese letzteren ihnen unterzuordnen veranlaßt würde. Diese Fähigkeit der richtigen Application ästhetischer und moralischer Ideen auf gegebene Vorstellungsmassen, gewöhnlich unter dem Namen des Gewissens als Geschenk der Natur angesehen, ist vielmehr die mühseligste Errungenschaft des Geistes, der sich über das Wesen des Guten und Schönen aufgeklärt, und sich den Reichthum allgemeiner, immerhin verstandesmäßig unaussprechbarer Obersätze erworben hat, denen er die gegebene Vorstellung unterordnet, um über ihre Natur als ästhetischer oder moralischer zu urtheilen. Es kommt mehr der gerichtlichen Medicin als der allgemeinen Pathologie zu, den weiteren Entwickelungen dieser psychologischen Phänomene nachzugehen; für uns ist nur eine Folge des Angegebenen von Wichtigkeit. Die Subsumption gegebener Vorstellungen unter die entsprechenden metaphysischen, ästhetischen und moralischen Ideen ist abhängig von den früher dagewesenen Vorstellungsreihen und ihrem nachwirkenden Einflusse, und kann mithin irrig und falsch erfolgen, sobald die Gewalt der früher dagewesenen Gedanken, die nun zu Obersätzen der Beurtheilung werden können, die Vorstellung unter eine andere Idee wie unter ihr Allgemeines hintreibt, als unter welche sie ihrer Natur nach hätte kommen sollen. Hier ist mithin eine Quelle der Störungen; die Thätigkeit der Seele, die der Erziehung fähig ist, ist es auch der Erkrankung. Unleugbar bleiben viele dieser Veränderungen des Seelenlebens innerhalb jener Grenzen, in denen sie mit dem Namen der Krankheit ebenso wenig belegt werden, als die Constitutionen und Idiosynkrasien des Körpers. Diesen Erscheinungen vollkommen ähnlich bilden sie in aufsteigender Linie die einzelnen Bizarrerien des Charakters, Aberglauben, Launen und ausschweifenden Ansichten, die unmerklich in die ausgeprägten Formen der Melancholie, fixer Ideen und der Narrheit übergehen. Diese gesammte Reihe, wenn sie auch von körperlichen Krankheiten oft erregt werden kann, kann doch ebensowohl sich ohne alles Zuthun des Körpers auf rein geistigem Boden entwickeln,

denn ihr einziger Grund ist das Verhältniß, daß die Application unsrer Beurtheilungsgründe aller Dinge auf die einzelnen Dinge und ihre Vorstellungen keine einmal gegebene, stetig wirkende Seelenkraft ist, sondern das Resultat vorhergegangener Associationen von Vorstellungen, in denen der hinreichende Grund des Irrthums und der Verirrung liegt.

Wir müssen deshalb jenen summarischen Proceß, den manche den mechanischen Ansichten ergebene Physiologen mit den Geisteskrankheiten des Gehirns und des Nervensystems anstellen, indem sie dieselben sämmtlich für Krankheiten des Gehirns und des Nervensystems ansehen, eine Uebereilung nennen. Die Seele hat in sich selbst unleugbar die angegebene Quelle der Störungen, und ebenso die Quelle der Heilung. Ich will nicht unbedingt behaupten, daß nicht manche der auf diese Weise entstandenen Störungen durch körperliche Medication ausgeglichen werden könnten; aber wo es geschieht, so ist es, weil die Einwirkung dieser Mittel einen geistigen Zustand hervorruft, der dem vorgefundenen einen Widerstand leistet. — Fehler der Subsumption unter metaphysische Ideen, d. h. Irrthümer und der Beurtheilung der Dinge ihrem Wesen und ihrer Verbindungsweise nach, wird nur die Belehrung zu heilen im Stande sein; wo der relative Werth einzelner Dinge zu hoch oder zu gering empfunden wird, sind furchtsame, sehnsüchtige Zustände durch die Erfüllung des Vermißten, oder die bessere Ueberzeugung über die Ohnmacht des Drohenden abwendbar; wo endlich eine falsche Subsumption unter die Idee des Sollenden stattfindet, und eine Vorstellung übermäßig wachsend, mit Macht die übrigen hemmt und bedrückt, wird sich das Gleichgewicht der Thätigkeiten durch eine That herstellen, die wie eine kritische Entscheidung die treibende Vorstellungsmasse aus dem Ablauf der Gedanken entfernt. Es ist eine eigene Erleichterung aller bedrückenden Seelenzustände in der Ausübung einer That gelegen. Während reine Irrthümer der Einsicht und des Verstandes hartnäckig sich jeder Einlenkung widersetzen, während krankhafte Stimmungen zwar häufig verschwinden, aber eben so häufig wieder erscheinen, pflegen häufig jene drängenden und qualvollen Seelenstörungen, die zu einer That treiben, mit ihr plötzlich zu verlöschen, und zwar um so leichter, je weniger der moralische Geist gehalten und verpflichtet ist, der That selbst eine Hemmung entgegenzustellen. Wenn es räthlich wäre, Zustände des Geistes mit denen des Körpers zu parallelisiren, möchten wir hier ein Analogon der körperlichen Krise finden; die That wäre das Krankheitsproduct, durch welches die über das Gleichgewicht emporgetretenen Vorstellungen aus dem Organismus der Seele entfernt werden.

Es ist nicht unser Zweck, hier weiter in die noch immer sehr zweideutigen Lehren der Psychologie einzugehen; es genügt, die Möglichkeit einer reinen Seelenstörung nachgewiesen zu haben; wir haben weiter zu beobachten, wie der Körper durch seine Störungen einen verderblichen Einfluß auf das Seelenleben gewinnen kann.

176. Nothwendiger Wechsel in der Anstrengung der Organe.

(*C. W. Ideler*, Die allgemeine Diätetik [1846] S. 158—160.)

Da naturgemäß nur Ein Organ im Zustande der Anstrengung begriffen sein kann, aber alle Organe in denselben eintreten sollen, um der vollen Cultur ihrer Thätigkeit theilhaftig zu werden, so muß der Mensch die Zeit im Gebrauch seiner Organe einzutheilen wissen, daß sie nicht gleichzeitig, sondern in einer gewissen Reihefolge in die höchste Thätigkeitsspannung versetzt werden. Unter dieser Bedingung kann jedes Organ sein volles Wirken entfalten, in allen Beziehungen durchführen, also zur gediegenen Selbständigkeit und Energie gelangen. Je reiner und vollständiger die einzelnen Thätigkeiten sich gegenseitig abschließen, um so bestimmter entwickelt sich die Gesammtheit derselben zu einer scharf ausgeprägten Gliederung, in welcher jeder Theil seinen Zweck ganz erfüllt und das höchste Maß an Kraft erzeugt. Das Leben wächst dann zur größten Summe an, und wird zugleich der stärksten Dauerhaftigkeit und des festesten Zusammenhanges theilhaftig. Im umgekehrten Falle kann dagegen der Mensch seine Kräfte nie über die Stufe der Mittelmäßigkeit erheben, keines seiner Organe gelangt zur vollen Ausbildung und Energie, seiner Organisation fehlt daher durchaus die Gediegenheit und Reife, in welcher sie ihre feste Grundlage finden soll. Unter solchen Umständen ist die Gesundheit nur eine Täuschung, weil ihr alle Widerstandskraft gegen wirkliche Schädlichkeiten fehlt, von denen sie nur zu leicht tödtlich erschüttert

nd weil ihre erschlafften Organe ohne Er-
ıg keine beharrliche Anstrengung ertragen.
ausnahmsweise vermag der Mensch meh-
ʒaue gleichzeitig in einem solchen Grade
itigen, daß die Kraftäußerung eines jeden
rlichen Zustande schon eine Anstrengung
rde. Es ist hiemit aber ein so starker
ch der Lebensthätigkeit nothwendig ver-
daß danach eine wirkliche Erschöpfung
welche eine lange Ruhe erfordert, wenn
ne gänzliche Aufreibung der Kräfte er-
oll. Dieser Uebelstand wird noch durch
htheil überwogen, welcher aus der gegen-
Störung zweier gleichzeitig angestrengten
eiten hervorgeht. Wer daher dergestalt mit
Zeit geizt, daß er alle, selbst die dem
geraubten Stunden in ununterbrochener
· Anstrengung vollbringen will, also letz-
h während der Verdauung und bei jeder
chen Bewegung fortsetzen will, der richtet
ır die Verdauung und mit ihr den gesamm-
zeß des bildenden Lebens in kurzer Zeit
ı Grunde, und führt dadurch den gänz-
uin des Lebens herbei. Hieraus erklärt
es Heer von Unterleibskrankheiten, durch
eine so große Zahl verdienstvoller Männer
elendeste Siechthum versetzt und in ein
rab gestürzt wird. Kant muß den Nach-
en ein angestrengtes Denken während kör-
r Bewegung verursacht, hinreichend an sich
ı haben, weil er dringend dagegen warnt·
ebenso schädlich ist der Mißbrauch der
wenn sie nur in einem Organe zur vollen
gung gelangen, während die Thätigkeit
gen Organe kaum den Grad der Mittel-
it erreicht, so daß eigentlich gar kein
l des höchsten Lebens nach seinen ver-
ıen Richtungen stattfindet. Eine solche
e Thätigkeit hat geradezu das schlimmste
ältniß in der organischen Grundverfassung
ʒe, so daß das bevorzugte Organ auf eine
se Weise hervortritt, während alle übri-
kümmern, und daher ihrer wesentlichen
ıung nur auf die mangelhafteste Weise
können. Da die Natur jeder Individua-
lurch ein charakteristisches Gepräge gibt,
einzelne organische Anlagen stärker her-
ıd andere zurücktreten läßt, und da dies
ımliche Verhältniß durch Beruf und Le-
se oft noch mehr begünstigt wird; so artet
ı leicht in eine krankhafte Verfassung aus,
wenn sie habituell oder constitutionell
n ist, die Wiederherstellung der Gesund-

heit unmöglich macht, da die luxuriirende Thä-
tigkeit des einen Organs von den paralysirten
Kräften der übrigen nicht mehr gezügelt werden
kann. Ein glücklich organisirtes Gehirn z. B.,
welches den natürlichen Beruf zur wissenschaft-
lichen Cultur begründet, ist häufig mit einer zar-
ten Organisation des Körpers gepaart, in welchem
die Nerven über die Muskeln vorherrschen, und
dadurch weit mehr den Antrieb zu litterärischen
Beschäftigungen als zu kräftigen Bewegungen der
Glieder geben. Die natürliche Vorliebe eines sol-
chen Individuums für intellectuelle Entwickelung
wird durch den glücklichen Erfolg derselben leicht
bis zur Leidenschaft angefacht, welche die gym-
nastische Körperpflege versäumt, ja verabscheut,
um für ihren heiß ersehnten Zweck alle Zeit zu
ersparen. In nothwendiger Folge davon muß die
Lebensthätigkeit sich immer mehr im Gehirn con-
centriren, und aus den äußeren Gliedern entwei-
chen, welche je länger um so mehr erlahmen und
verwelken, wodurch dann die Verdauungskraft
und der gesammte Vegetationsproceß in einem
hohen Grade beeinträchtigt wird. Dies Verhältniß,
wenn es auch noch nicht unter der Form einer
bestimmten Krankheit hervortritt, sondern unter
dem Schein einer relativen Gesundheit noch ein
leidliches Wohlsein gestattet, ist doch schon ein
durchaus naturwidriges, welches zuletzt unver-
meidlich durch sich selbst ein Heer von Leiden
hervorbringt, welche wegen ihres nervösen Cha-
rakters mit Recht übel berüchtigt sind. Denn diese
sogenannte Nervosität ist nichts Anderes als der
Ausdruck einer auf Kosten der Energien aller
übrigen Organe unmäßig gesteigerten Nerventhä-
tigkeit, welche durch jene geschwächten Energien
gar nicht mehr gezügelt, die den Nervenkrank-
heiten eigenthümlichen regellosen und stürmischen
Zufälle hervorbringt, deren Heilung oft ganz un-
möglich ist, und im günstigsten Falle weit weni-
ger durch Arzneien, als durch eine tüchtige
Gymnastik bewirkt werden muß, welche neues
Leben in die erschlafften Glieder und Eingeweide
zurückruft, und diese dadurch wieder ins Gleich-
gewicht mit dem Gehirn bringt. Da nun alle Krank-
heitsdispositionen ähnliche Mißverhältnisse unter
den einzelnen Organen und ihren Functionen dar-
stellen: so ergibt sich hieraus, daß ihnen nur da-
durch vorgebeugt werden kann, daß die luxuriirende
Thätigkeit eines Organs, welches durch sich selbst
gar nicht zur Ruhe kommen kann, durch Anstren-
gung anderer Organe auf diese abgelenkt, und so-
mit das Gleichgewicht der Kräfte als die eigentliche
Grundlage der Gesundheit dauerhaft befestigt wird.

II. Wohlstandswissenschaft.

177. Zur physiologischen Betrachtung des Güterlebens. — Was den Menschen in Bewegung setzt.

(*M. v. Lavergne-Peguilhen*, Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft I. [1838] S. 67, 70—74.)

Nachdem die Bedürfnisse des Menschen festgestellt worden, ist dadurch eine Grundlage zur Bestimmung der Motive oder Principien dargeboten, durch welche der Mensch in seinen verschiedenen Culturstufen zur Thätigkeit, zum Gebrauch seiner Kräfte, zur Richtung, welche denselben zu ertheilen ist, bewogen wird. Es lassen sich daraus die Hebel entnehmen, durch welche derselbe geleitet, angeregt und gezügelt werden kann, je nachdem das Gesellschaftsinteresse dies erfordert.....

Bei aller Verschiedenartigkeit der Culturgrade der Menschen walten, da das Streben nach Bedürfnißbefriedigung allen Culturstadien gemein ist, vornehmlich die nachstehenden drei Hauptbewegungsprincipien vor:

1. Aeußeres Bewegungsprincip. — Es umfaßt das Streben nach Befriedigung von Körperbedürfnissen, und bedarf, da diese bereits bezeichnet worden, keiner weiteren Entwickelung, indem auch die Art und Weise, in welcher dasselbe ins Werk gesetzt werden soll, durch die Productionswissenschaft gelehrt wird. Es herrscht dieses Bewegungsprincip bei niederen Culturstadien ganz überwiegend vor, und verliert an Macht und Wirksamkeit mit den Fortschritten menschlicher Entwickelung, wenn gleich mit diesen die Körperbedürfnisse an Umfang gewinnen. Immer aber behält das äußere Bewegungsprincip einen hohen — selbst sittlichen — Werth, und darf keinem andern nachgesetzt werden, einmal, weil die Gesellschafts- und Culturexistenz darauf beruht, dann aber, weil — wie aus §. 5 sich herleiten läßt, und durch die Productions- und Culturgesetze deutlicher hervortreten wird — die productive Thätigkeit die Pflanzschule der höheren Geistes- und Gemüthsbildung ist, und ohne die erstere die letztere gar nicht zu bestehen vermöchte.

2. Inneres Bewegungsprincip. — Dieses geht aus dem Streben nach Befriedigung von Seelenbedürfnissen hervor, und nach Maßgabe, wie diese bereits entwickelt worden, können Zweifel über die Motive und die Richtung dieses Bewegungsprincips nicht obwalten. Die Mittel und Wege, dasselbe zu stärken und zu leiten, sollen durch die Culturwissenschaft gelehrt werden. In dem Maße, wie die Entwickelungsstadien der Menschen vorschreiten, wie die Gesellschaft ihrem Ziele sich nähert, gewinnt das innere Bewegungsprincip mehr und mehr die Oberhand im Gesellschaftsreiche, werden die Seelenbedürfnisse umfassender und dringender, treten die aus dem äußeren Bewegungsprincipe hervorgehenden Bewegungen mehr und mehr in den Hintergrund. In eben dem Maße steigt das Freiheitsbedürfniß der Nation, denn die Bewegungskreise des einzelnen Bürgers bedürfen größerer Ausdehnung und Mannigfaltigkeit. Dadurch wird wiederum die Aufgabe des schrankenbauenden und bewegungleitenden Staats eine umfassendere und schwierigere, zu deren Lösung die wohlgeordnete Handhabung des dritten Bewegungsprincips die Mittel darbietet.

3. Zwangsbewegungsprincip. — Es umfaßt die Bewegungen, welche durch die Institutionen des Staats hervorgerufen werden. Die Mittel und Wege, dasselbe den Gesellschaftsinteressen gemäß in Thätigkeit zu setzen, sollen durch die Staatswissenschaft gelehrt werden. Der Staat besitzt die Macht durch Förderung der Cultur die Gewalt der äußeren und inneren Bewegungsprincipe zu steigern, solchen eine größere Ausdehnung zu ertheilen, und dadurch einen hervorragenden Einfluß auf die gesellschaftlichen Bewegungen der Menschen zu erlangen. Insofern es sich um Thätigkeitsanregung bei höheren Culturstadien handelt, wird dieser Weg ebenso gedeihlich als einer weisen Regierung würdig sein. Die Culturfortschritte — besonders in den niederen Graden — sind jedoch häufig weniger rasch, als das Thätigkeitsbedürfniß es fordert. Gewöhnlich soll die größere Thätigkeit der höheren Cultur erst die Bahn brechen; es sollen überdies noch andere Zwecke erreicht, den Thätigkeitskreisen

ıte Grenzen vorgezeichnet werden, damit
ügellose Bewegung die benachbarten Kreise
:ht feindlich durchkreuzen und zerstören;
n denselben neue, den allgemeinen Inter-
:ntsprechende Bahnen angewiesen, neue
eitsfelder vorgezeichnet werden. Zur Errei-
lieser mannigfachen und wichtigen Zwecke
ler Staat selbständiger Mittel. Er muß die
ɜellschaftsinteressen erforderlichen Bewe-
zu erzwingen vermögen, soweit diese aus
en — dem äußeren und dem inneren —
ngsprincipien nicht von selbst hervorgehen.
;ewähren zu diesem Behufe die Rechts-,
, Steuer- und Zollgesetze und deren Hand-
die ausreichenden Mittel, und diese wer-
rall in dem Grade wohlthätig wirken, als
elst derselben zu erreichende Zweck durch
ellschaftsinteressen geboten wird, die da-
'enden Mittel richtig gewählt worden, und
ror Allem die Körper- und Seelenbedürf-
er verschiedenen Culturstadien geachtet,
en Befriedigung in keiner Weise gefähr-
rden. Wie die durch Anwendung des
ɔewegungsprincips zu erreichenden Zwecke
verschiedenartig erscheinen, so sind es
ı dahin führenden Mittel und Wege, wel-
lerum je nach den Culturstadien der dem
zu unterwerfenden Volksclassen sorgfältig
ıhlt und entsprechend angewendet werden
Die dabei obwaltenden Grundprincipien
bei Erforschung der Staatsgesetze erörtert
weshalb hier die nachstehenden Andeu-
genügen mögen.
nächstes und unmittelbarstes Bedürfniß
ı Trennung und sorgfältige Sonderung der
ıgskreise der einzelnen Familien sich dar,
die Hinderung unheilbringender Bewe-
gellosigkeit. Dahin führen vor Allem die
:nthum, dessen Erwerbung, Vertheilung,
ɩung und Vererbung betreffenden Rechts-
izeigesetze. Denn das Eigenthums-
trennt die Familien im Staate,
der Natur die Individuen getrennt
Es werden demnächst Zoll- und Steuer-
hinzutreten müssen, um durch erstere
on gegen ein gewerbsübermächtiges Aus-
ırch letztere den einzelnen Producenten
ıere Gewerbsübermacht zu schützen, und
solcher Art werden die aus dem äußeren Bewegungsprincip hervorgehenden Bewegungskreise hinreichend abgegrenzt und beschützt sein. Die aus den Seelenbedürfnissen hervorgehenden Bewegungen werden durch die alle Personen betreffenden Rechts- und Polizeigesetze geordnet, durch Bestimmung der Verhältnisse des einzelnen Bürgers zum Bürger, zur Familie, zur Corporation, Gemeinde, Kirche und zum Staate. Diese werden überall dem Zwecke entsprechen, wo den verschiedenartigen Seelenbedürfnissen der einzelnen Culturstadien die Befriedigung nicht versagt ist.

Eine wichtige Aufgabe des Zwangsbewegungsprincips besteht demnächst in Bewegungsanregung. Die Cultur schreitet nur in dem Maße vor, wie dem höheren Reichthumsbedarfe genügt worden, künstlicher Unterricht etc. wird des gedeihlichen Erfolges bei vorwaltendem Gütermangel entbehren, und daher muß überall die Production der Cultur wenigstens um einige Schritte voranstehen. Der Mensch besitzt aber an und für sich — besonders in den unteren Culturstadien — eine Abneigung gegen dauernde und körperanstrengende Arbeit, er zieht es vor, sein Thätigkeitsbedürfniß in Sinnesfreuden etc. zu befriedigen; ohne Arbeit wird aber das nothwendige Gütermaß nimmer erzeugt werden, und der Staat muß daher bedacht sein das dazu unerläßliche Arbeitsmaß zu erzwingen. Dahin führen bei ganz niederer Cultur Sclaverei, Leibeigenschaft, Gutsunterthänigkeit; bei höherer Cultur Steuern- und Schulden, und vor Allem Concurrenz; wann und in welcher Weise diese Zwangsmittel einzeln oder in Verbindung angewendet werden müssen, um die erforderlichen Wirkungen hervorzubringen, wird bei Erörterung der Productionsgesetze gezeigt werden. Wie hart auch die Nothwendigkeit einer Zwangsanregung des freien, gottähnlichen Menschen erscheinen mag, es führt das allen Culturstadien gleichmäßig beiwohnende Streben, auf anstrengende Productionsarbeiten so wenig Kräfte wie möglich, desto mehr aber in Sinnes- und Gemüthsfreuden zu verwenden, zu dem überaus wichtigen, allen Bewegungs- und Productionsverhältnissen als Grundlage dienenden Gesetz: daß der Mensch überall bemüht ist, mit möglichst geringem Kraftaufwand ein möglichst großes Gütermaß zu erzeugen oder zu erwerben.

178. Das Geld, seine Functionen, sein Wesen.

(Dasselbe Buch, S. 86—91.)

In dem Grade wie die Cultur, und in Folge derselben die Freiheits- und Seelenbedürfnisse an Umfang gewinnen, wie daher der Güterbedarf und die Nothwendigkeit einer höheren Production sich steigern, wird auch die Geldwirthschaft mehr und mehr in der Gesellschaft sich ausbreiten müssen. Denn nur mittelst derselben kann die höchste äußere Freiheit mit der höchsten Productivität der Arbeit vereinigt werden. Viele Menschen aber zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen, ist nur durch Zwang, Naturproductentheilung oder Geld möglich; ebenso kann der Uebergang der Güter aus einer Hand in die andere nur durch Raub, Tausch oder Kauf bewerkstelligt werden, da selbst die aus Familienbanden hervorgehenden Güterübertragungen sich nur aus den obigen Motiven herleiten lassen. . . . .

Das Geld hat besonders drei Functionen:

1. Tauschvermittelung. Wer von einer Gütergattung Ueberfluß besitzt, dagegen Mangel an andern, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nothwendigen Gattungen leidet, wird jenes Ueberflusses durch Verkauf sich entäußern, dagegen mittelst des gelöseten Geldes die ihm nothwendigen Befriedigungsmittel wiederum ankaufen können. Dergestalt verrichtet das Geld die Functionen des Tauschvermittlers, es macht das oft sehr weitläufige und kostbare Aufsuchen dessen, der eine bestimmte Gütergattung bedarf, und zugleich eine andere gerade erforderliche Gütergattung besitzt, unnöthig, und erleichtert oder vermittelt solcher Art den Tauschverkehr in sehr hohem Grade.

Die auf dieses gegenseitige Aufsuchen bisher verwendeten Kräfte können zu neuen Gütererzeugungen verwendet werden, und da Jedermann die Gewißheit erhält, mittelst Erzeugung einer Gütergattung alle anderen ihm nothwendigen Gattungen erlangen zu können, so wird die Einzelfamilie sich in der Regel auf Erzeugung Einer Gütergattung beschränken. Dadurch wird sie eine große Fertigkeit in den hierzu erforderlichen Arbeiten, nebst großer Kenntniß in Benutzung der mitwirkenden Naturkräfte erlangen, und so wird durch Arbeitstheilung abermals die Productivität der Arbeit, die Summe der mit den vorhandenen Kräften zu erzeugenden Güter gesteigert werden. Dergestalt wirkt das Geld in seiner Function als Tauschvermittler auf Arbeitsersparung, auf Arbeitstheilung, auf Entstehung einer großen Mannigfaltigkeit von Gewerbsabtheilungen, auf Mehrung der Mittel zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, dadurch auf Mehrung der Menschen und ihrer Cultur, auf Steigerung des Gesellschaftsalters hin und zwar in höherem Grade als irgend eine andere Vermittelungskraft im Stande ist.

2. Arbeitsvermittelung. Wer Güter erzeugen will, wird durch Geldbesitz die Macht erlangen, einerseits die erforderlichen Rohmaterialien und Naturkräfte von ihren Besitzern, wie die etwa nothwendigen veredelten Gütergattungen von ihren Verfertigern anzukaufen, andererseits aber auch eine solche Zahl von Arbeitsgehülfen bei seinem Werke zu vereinigen, als die Beseitigung aller Hindernisse, die Leitung der Naturkräfte und überhaupt die Vollführung des Werkes erfordert. Dergestalt verrichtet das Geld die Functionen des Arbeitsvermittlers, es macht die Vereinigung der Arbeiter, wie aller zur Gütererzeugung nothwendigen Kräfte, ohne Raub, Zwang, Tausch oder Producteneintheilung möglich. Da nun Jedermann überdies freiwillig arbeitet, die Entfernung von der Arbeit als eine Strafe betrachtet wird, so geschehen alle Verrichtungen unendlich rascher und vollkommener als mittelst Zwanges und mittelst Productentheilung. Denn letztere setzt einen auf längere Zeit geschlossenen Vertrag voraus, auch kann Arbeitstheilung und die daraus hervorgehende Arbeitsfertigkeit dabei nicht Anwendung finden.

Da nun aber die Vereinskraft größer ist als die Summe der Einzelkräfte, aus welcher sie zusammengesetzt worden; da durch Vereinigung vieler Kräfte zu gemeinsamem Wirken die Productivität derselben in mehr als arithmetischer Progression gesteigert wird, so wirkt das Geld als Arbeitsvermittler, als Productionshebel wiederum in höherem Grade als die anderen Vermittelungskräfte auf Mehrung der zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse nothwendigen Güter, auf Mehrung der Menschen und ihrer Cultur, auf Steigerung des Gesellschaftsalters hin.

In der Arbeitstheilung und in der Arbeitsvereinigung nach Maßgabe der Bedürfnisse liegt das große Geheimniß menschlicher Gütererzeugungskraft; beide finden im Gelde ihre Grundlage, sie werden nur mittelst desselben in höchster Wirksamkeit dargestellt, und so erscheint dasselbe als unentbehrlicher Pro-

sbebel, als Basis gesellschaftlicher Entung.

Maßstab. Bevor Werthe gegen einander ht werden können, ist eine Werthschätzung en nothwendig, und jede Werthschätzung mittelst eines Maßstabes möglich. Sind tauschenden und deshalb zu schätzenden heterogener Gattung, wie etwa Arbeit aterial, so muß der Maßstab mit beiden gen in Wahlverwandtschaft stehen, weil röße nur durch eine gleichartige oder ähneßbar ist. Behufs einer allgemeinen Tauschbeitsvermittelung ist nun die Messung aller und Arbeits- oder überhaupt aller Werthsen nothwendig, und dieser wird der gene Repräsentant Aller, das Geld, allein stab zu Grunde liegen können.

den beiden activen Geldfunctionen, der - und Arbeitsvermittelung, geht daher als assive Function die des Maßstabes herie Waaren- und Arbeitspreise drücken das t der vorhergegangenen Werthschätzung s erhält diese gewöhnlich passiv wirkende iction einen activen und sehr wesentlichen auf den gesammten Gesellschaftshaushalt, etwa durch Aenderung des Maßstabes alle Werthschätzungen, und die daraus hervornen und darauf basirten Zahlungs-, Schuldchtsverhältnisse eine Aenderung erleiden, iß den dadurch Verletzten eine Entschädider gegen fernere Verletzung ein gesetzchutz zu Theil wird, und ohne daß den etwa für das gesammte Gesellschaftsreich ehenden Nachtheilen vorgebeugt wird.

sen des Geldes. Wo die Zwangswirthesteht, da bedarf es zugleich einer starken ewalt, um jeden Widerspruch, jede Versigung Seitens der Arbeiter auf der Stelle t Strenge bestrafen zu können. Furcht ist iebfeder dieser Wirthschaftsform, und sie urch eine allezeit straffertige Staatsgewalt halten werden, wenn sie nicht an Spannd dadurch die Arbeit an Erfolg verlieren a aber der Staat unmöglich in jeder Wirthbesondere Behörden oder Beamten erhalten o muß die correctionelle Polizei- und Justizvorzugsweise dem Sclavenbesitzer übertrarden. Dieser ist dann Partei und Richter h, und deshalb Gewaltmißbrauch insoweit arten, als nicht etwa das eigne Interesse Erhaltung des Sclaven von der Beschädiesselben zurückhält. Die Abzweigung so icher Staatsfunctionen von den eigentlichen en, und der daraus unvermeidlich hervorgehende Mißbrauch läßt bei dieser Wirthschaftsform die Idee einer im Staate sich aussprechenden höheren Gesellschaftsseele nicht aufkommen.

Auch die Antheilswirthschaft setzt noch große brod- und grundherrliche Befugnisse voraus, weil die Aufrechterhaltung und pünctliche Vollziehung des Antheilwirthschaftsvertrages zu jeder Stunde muß erzwungen werden können, wenn die Reichthumserzeugungen und dadurch das Gesellschaftswohl nicht gefährdet werden sollen. Denn ein solcher Vertrag läßt sich nicht plötzlich lösen. Daher sind Polizei- und Gerichtsbarkeit und andere feudale Privilegien und Gerechtsame zur Aufrechthaltung dieser Wirthschaftsform unerläßlich.

Aber mit dem Uebergange zur Geldwirthschaft mindert sich gleichmäßig die Nothwendigkeit großer brod- und grundherrlicher Straf- und Verwaltungsbefugnisse, diese vereinigen sich wiederum mit der centralen Staatsgewalt, und wo sie noch abgezweigt bleiben, können sie nur als Ausfluß derselben und in ihrem Auftrage ausgeübt werden. Da zu jeder Stunde die Interessen des Arbeiters und seines Brodherrn durch Geld auszugleichen sind, indem letzterer das Productionsinteresse durch Concurrenz der Arbeiter, durch sofortige Entlassung der Unfügsamen wahrzunehmen vermag, wird die Allgegenwart einer correctionellen Strafgewalt minder nothwendig; diese kehrt zu den centralen Staatsbehörden zurück, und nun erst vermag der Staat nach höheren Gesichtspuncten überall belebend, anregend und fürsorgend einzugreifen, wie es der erhabenen Gesellschaftsseele gebührt.

Das Geld vermittelt mit Unparteilichkeit die freiwilligen und unstrittigen Geschäfte des bürgerlichen Lebens, es macht die Gegenwart der Staatsbehörden bei diesen Geschäften entbehrlich; es verhindert eine Unzahl von Rechtsverletzungen und von daraus hervorgehenden Einschreitungen der Staatsgewalt, und erscheint deshalb recht eigentlich als Stellvertreter des Staats, da Vermittelung aller Interessen des Gesellschaftslebens und Vereinigung vieler Kräfte zu gemeinsamem Wirken die nächste und unmittelbarste Aufgabe desselben bilden.

So erscheint das Geld in seiner Eigenschaft als Staatsdeputirter für die freiwilligen und unstrittigen Geschäfte des bürgerlichen Lebens zugleich als Grundlage der Civilisation und als Existenzbedingung der zu einer höheren Stufe fortschreitenden Gesellschaft. Es verwaltet seine Functionen mit höherer Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, als dies den redlichsten und aufge-

klärtesten Behörden möglich sein würde, so lange dasselbe in seinen Verrichtungen als Maßstab ihrer ganzen Ausdehnung nach keine Störung erleidet. Die Eigenschaft der Theilbarkeit macht auch eine vollkommnere Amtsverrichtung möglich, so lange dasselbe in seiner — später zu erörternden — Bestrebung sich überall hinzuziehen, wo ein Vermittelungsbedürfniß sich offenbart, und woraus eine Art Allgegenwart hervorgeht, nicht gehindert wird.

---

179. Die Productionskräfte.

(Dasselbe Buch, S. 184—189.)

Welches sind die bei der Production überhaupt thätigen Kräfte?

1. Naturkraft. Die Natur mit ihren unermeßlichen und vielseitigen Kräften bildet den eigentlichen Fruchtbehälter, in welchem die, den Menschen erhaltenden und cultivirenden Güter gezeugt und ausgebildet, den Mutterschooß, in welchem der befruchtende Same der andern Potenzen niedergelegt und entwickelt werden soll. Sie gewährt überdies das Material zu sämmtlichen Gütern, wie zu den Bewegungshebeln, durch deren Beistand die Wirksamkeit menschlicher Arbeit so unendlich gesteigert wird. Dergestalt mit einem Theile ihrer Kräfte dem Menschen verbunden, trägt die Natur selbst zur Ueberwältigung des anderen widerspenstigeren Theiles ihrer Bestandtheile bei, und räumt den Menschen selbst die Oberherrschaft über sich ein.

Von der Beschaffenheit der Zeugungskräfte hängt die des Products ab, und die unermeßliche Mannigfaltigkeit der Gesellschaftsproducte wird vorzugsweise durch die große Mannigfaltigkeit zeugungsfähiger Naturbestandtheile bedingt. Denn nimmer wird die Natur in ihrer Gesammtheit bei den einzelnen Zeugungen — wenigstens unmittelbar nicht — thätig sein, immer wird sie nach Maßgabe der gewünschten Productengattung und Beschaffenheit sich durch einzelne entsprechende Bestandtheile vertreten lassen, und die Vielfältigkeit dieser vertretenden Naturbestandtheile sichert für immer eine große Vielfältigkeit der Gütergattungen. Diese muß noch in dem Grade sich mehren, als man lernen wird, die große Zahl der vorläufig als nutzlos betrachteten Naturgegenstände in den Kreis der gesellschaftlichen Production aufzunehmen, auch deren Gesammtheit mannigfaltiger anzuwenden und dadurch werthvoller zu machen.

2. Arbeitskraft. Die im Naturreiche unter den verschiedenartigsten Gestalten, Zusammensetzungen und Verkleidungen mannigfach zerstreut liegenden Zeugungskräfte und Materialien werden durch Arbeit zusammengeführt; sie werden zubereitet, geformt und umgestaltet, wie der jedesmalige Productionszweck es fordert, und endlich in solche Lagen zusammengestellt, aus welchen erfahrungs- oder principmäßig die gewünschte Gütergattung hervorgehen muß. Es bildet Arbeitskraft die männliche Potenz zur Befruchtung der mütterlichen Natur, aus deren Schooß oder durch deren Umwandlung demnächst das Product entspringt. Ohne menschliche Arbeitskraft ist daher keine gesellschaftliche Production denkbar, sie wird immer thätig sein müssen, wie sehr man auch bemüht sein mag, durch Bewegungs- und Productionshebel und durch Maschinenarbeit die Körperarbeit im Einzelnen zu sparen. Freilich hat nach einer gewöhnlichen Anomalie das Linealsystem die dem beabsichtigten Zwecke entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht und den Arbeitsmann mehr denn je überbürdet. Durch eine allweise Einrichtung ist dem Menschen selbst die mit der Productionsarbeit verbundene Kraftanstrengung in hohem Grade nützlich; sie ist bei geringer Cultur, wenn durch Geistesarbeit nicht genug Kräfte absorbirt werden, Bedürfniß, und die Quelle sinnlicher, geistiger und sittlicher Vervollkommnung, so lange Ueberbürdung vermieden wird.

3. Geisteskraft. Der Geist muß der Natur wie der Gesellschaft die Productionsgeheimnisse ablauschen, er muß die Kräfte — wie deren Bewegungsgesetze — ermitteln, aus deren Zusammenwirken die verschiedenen Gütergattungen hervorgehen, er muß die unter seiner unmittelbaren Herrschaft stehende männliche Potenz, die Arbeitskraft demgemäß leiten, sie befruchtend und erschaffend wirken lassen, und erfüllt solcher Art ein überaus wichtiges Zeugungsgeschäft. Er wirkt in seiner productiven Eigenschaft gleich dem Instincte, dem Naturtriebe der organischen Wesen, er stellt — wenn dieses Gleichniß gestattet ist — in seiner productiven Function den Gesellschaftsinstinct dar. Dergestalt wird die Gesellschaft

;en, wenn sie nicht aus Gütermangel in fallen soll, ihre Geisteskräfte auszubilden Thätigkeit zu erhalten, weil nur mittelst oductiven Verwendung das der höheren Geft erforderliche Gütermaß erschaffen wern. Jede Einzelfamilie unterliegt demselben , sobald sie nicht aus irgend einem Rechtsewaltgrunde auf Kosten der arbeitenden i zu leben vermag. In diesem Güterbeund der zu seiner Befriedigung unerläßGeisteskraft liegt die eigentliche Quelle Entwickelung und höherer gesellschaftVervollkommnung, denn dasselbe zwingt itigen Thätigkeit, und diese ist zugleich le sicherstes Kräftigungsmittel.

taatskraft. Wo aber der Menschen Einnicht genügt, um die mächtigen Naturzu überwältigen und zu leiten; wo aus usammenwirken vieler Einzelkräfte, aus stellung umfassender Bewegungshebel eine Production erzielt werden muß, da wird it*) die Vereinigung vieler Natur-, Arbeitssteskräfte zu bewirken, zu regeln und zu iben. Er wird deren Ausbildung, Erhald Steigerung leiten, die Productionskräfte Producte in der Nation vertheilen, alle onsverhältnisse feststellen und ordnen müsbald deren ungeregelte Bewegung in Züceit auszuarten, den Zweck der productiltigkeit zu gefährden droht.

ewirkt die Staatskraft eine gesellschaftzugungsenergie, ohne welche die anderi, wenn auch wohlausgebildeten Zeugungsn Impotenz leiden würden. Deren Früchte ohne Mitwirkung jener Kraft entweder it gedeihen, oder doch nur ein sehr spärund mangelhaftes Wachsthum gewinnen Eine hohe Gesellschaftsproductivität wird inem intensiven Wirthschaftssystem — nie ohlgeordnete Staatskräfte, ohne Rechtsge-ʒ, Eigenthums- und Gewerbssicherheit, Allem ohne genügende Ausbildung, Leinregung und Abgrenzung der Productionsund Gewerbsanstalten möglich sein. Man her von dem Vorhandensein wohlgeregelitskräfte auf entsprechenden Nationalreichthum und umgekehrt schließen können, wenn auch die gleichzeitige Wahrnehmung der höheren Cultur- und Gesellschaftsinteressen daraus noch nicht gefolgert werden darf. Nur auf den höchsten Entwickelungsstufen wird vollkommene Harmonie aller Gesellschaftskräfte zu erwarten sein, weil jene allein aus dieser hervorgehen können.

Die Productivität der Staatskraft darf nicht in Zweifel gestellt werden, weil nur dieser die Lösung so umfassender Aufgaben möglich ist, weil sie zu diesem Behufe erschaffen worden, weil ohne deren annähernde Lösung jeder gesellschaftliche Productionsversuch scheitern müßte. Der Gesetzgeber und der Gesetzesvollzieher sind nicht minder productiv als der Land- und Gewerbsmann; ihre gemeinsame Thätigkeit hat unter Mitwirkung der Natur die vorhandenen Güter ins Dasein gerufen. Nur sind diese bei der einzelnen Productionsanstalt thätig, während jene ihre Kräfte vielen derartigen Anstalten zugleich widmen, und man wird den Staatsbeamten als mittelbaren Producenten anerkennen müssen, wie den Gewerbtreibenden als unmittelbaren. Ueberhaupt wird sich im Verlaufe der Untersuchungen mehr und mehr herausstellen, daß jeder nützliche, d. h. irgend ein Gesellschaftsbedürfniß befriedigende Staatsbürger auch productiv ist, daß die Unterscheidung von Nähr- und Zehrständen nur gerechtfertigt werden kann, wo ganz unnütze Gesellschaftsglieder geduldet werden.

Natur, Arbeit, Geist und Staat — die vier Gesellschaftselemente bezeichnend — sind hiernach die gesellschaftlichen Productionskräfte, sie werden in ihrer Vereinigung Productions- oder Wirthschaftscapital, auch **Capital** genannt. Das begattende Zusammenwirken dieser vier Productionskräfte ruft die gesellschaftlichen Güter ins Dasein, es macht deren Erstarkung, Mehrung und Sicherstellung, die Befriedigung der gesellschaftlichen Güterbedürfnisse in immer ausgedehnterem und vollkommnerem Maße möglich. Durch das Erkennen dieser Productionskräfte, durch die Ueberzeugung, daß keine derselben vernachläßigt werden dürfe, sobald höhere Erfolge bezweckt werden; durch die Beobachtung ihrer Wechselverhältnisse und besonders der passiven Natur den activen Einwirkungen der drei anderen Elemente gegenüber, ist ein Anhalt zur Auffindung der Productionsgesetze dargeboten, dessen Beachtung und Festhaltung die endliche Aufhellung der darin herrschenden Dunkelheiten wesentlich erleichtern wird. Wir werden zunächst die Bedürfnisse und Wechselverhältnisse der Productionskräfte beleuchten, um daraus die Bedingungen ihrer Mehrung und Erstarkung herleiten zu können.

m der heutzutage grassirenden absolutistischn Auffassung des Staates nicht auch noch durch Buch Vorschub zu thun, stehe hier eine Note. 'asser des hier benutzten Buches gebraucht das aat bald im engeren Sinne (für den centralen ir das, was Regierungssache ist), bald in einem i, so daß er alle den Bürgern, den Corporatioi Gemeinden obliegenden öffentlichen Functionfalls als **Staatsthätigkeit** bezeichnet. M.

180. Zur ethischen Betrachtung des Güterlebens, seine Idee.

(*H. Eisenhart*, Allgemeine Socialtheorie II. [1844] S. 8 – 12.)

Das Gemeinwesen soll unserer allgemeinen Socialtheorie nach aus einem jeden empirischen Subjecte, das ein Glied ist an seinem Leibe und ihm anvertraut, einen vollendeten Mann bilden, in einem Jeden seine Idee, sein Urbild realisiren. So muß dann auch dieser besondere Theil des Gemeinwesens, das ökonomische System im gesellschaftlichen Körper, Theil haben an dem allgemeinen Vernunftzwecke und ihn in seiner Weise fördern. Wir sagen daher, die Volkswirthschaft solle oder wolle die arbeitstheilig erzeugten Güter nicht bloß überhaupt vertheilen, noch die Wissenschaft davon, die Gesetze dieser Vertheilung nur überhaupt lehren, — sondern auf eine solche Weise, daß ein Jeder, welcher Theil hat an diesem Systeme des Lebens, eine so große Quantität von Gütern jeder Art, materieller wie immaterieller, für sein Eines ständisches Product oder Tauschgut erhalte, als nothwendig ist, aus ihm jenen vollendeten Mann herzustellen, der der allgemeine Eine, alle Systeme beherrschende Endzweck des Gemeinwesens ist.

Dies ist das Maß der Idee, welches in den Austausch gebracht sein will, der vernünftige, der göttliche Zweck der Volkswirthschaft, ihre Idee im Gegensatze ihres bloßen Begriffs.

Anmerk. Vom Unterschiede zwischen dem Begriff und der Idee der Volkswirthschaft. Die gewöhnliche Wissenschaft, wenn sie sich überhaupt zu dieser Bestimmtheit der Auffassung erhöbe, will nichts als den Austausch der gesellschaftlichen Producte schlechthin lehren, die sogenannten Gesetze, die ihn bestimmen und wonach er sich regelt, und dabei ist ihr dann das Resultat ganz gleichgültig. Dies nenne ich den bloßen Begriff der Volkswirthschaft verfolgen, ein bloßes Beobachten und Vergleichen dessen was geschieht, eine gewisse geordnete Auffassung und Zusammenstellung desselben. Mit Einem Worte die gegenwärtige Volkswirthschaftslehre ist eine bloße Erfahrungswissenschaft — ein Ruhm, der also nicht eben fein ist; — wir dagegen möchten sie zu einer rationellen Wissenschaft, zu einer wirklichen Ideenwissenschaft erheben! Dies geschieht einfach durch die Wendung, die wir nahmen, daß wir sie nicht bloß einen Zweck schlechthin verfolgen ließen, sondern einen vernünftigen Zweck, einen göttlichen Zweck, eine Idee statt eines bloßen von der Erfahrung abstrahirten Begriffs. Wir haben ihr mit Einem Worte ein Soll vorgesteckt, und sie damit aus dem Bereiche der natürlichen Betrachtung zu einer ethischen Wissenschaft erhoben. Inzwischen gebührt — nächst Malthus, den wir später näher würdigen werden — Sismondi die Anerkennung, zuerst die Idee der Volkswirthschaft im Gegensatze ihres bloßen und indifferenten Begriffs geschaut und mit warmer Liebe verfolgt zu haben. Mit Recht wirft er es der englischen Schule, der Schule Smith's und Ricardo's vor, daß sie abstract hin darauf ausgegangen sei, die Gütermenge im Gemeinwesen (den sogenannten Nationalreichthum) zu vermehren, ohne zu berücksichtigen, ob die immer steigende Productenmenge auch allen Mitgliedern des Gemeinwesens gleichmäßig zu gute komme, ob sie sich auch nicht vielleicht nur in einzelnen Händen aufhäufe, in den Händen der Besitzenden, um auf der andern Seite eine um so größere Ebbe zurückzulassen. Ein Fall, der in der That nicht bloß denkbar, sondern wie seines Ortes gezeigt werden soll, sogar die nothwendige Folge des alten Systemes ist, des Systemes des ökonomischen *Liberalismus communis*. Nicht der Reichum schlechthin, sagt Sismondi, ist der Endzweck der Volkswirthschaft, sondern derselbe in seiner Beziehung zur Bevölkerung, *la richesse dans ses rapports avec la population!* Und bereits hatte im Grunde Malthus diesen Gesichtspunct stillschweigend durch den ganzen Verlauf seines berühmten Werkes festgehalten. Ja, in den vortrefflichen Capiteln des 3. Buches, welche unstreitig zu dem Besten gehören, was je über die Principien der Volkswirthschaft geschrieben ist, finden sich selbst directe Zweifel an dem alten System und eine leise, fast verschämte Polemik gegen Ad. Smith, die über ihre eigene Kühnheit erschrickt. „Die Natur und die Quellen des Nationalreichthums sind es, sagt er a. a. O. Cap. 6, die Ad. Smith in seinem berühmten Werke untersuchen will. Eine andere beinahe noch interessantere Untersuchung, in die er sich gelegentlich einläßt, ist aber diejenige der Ursachen, welche das Glück und die Behaglickeit der niedern Classen der Gesellschaft afficiren, die den zahlreichsten Theil jeder Nation ausmachen. Ich sehe sehr wohl die Verwandtschaft dieser Gegen-

:in, sehe ein, daß im Allgemeinen ge-
ı Alles, was zur Vermehrung des Na-
:hthums beiträgt, auch das Glück der un-
ssen mehrt. Vielleicht hat aber Dr. Smith
iden Untersuchungen für noch unzertrenn-
:halten als sie wirklich sind, wenigstens
icht aufmerksam gemacht auf diejenigen
'o der Nationalreichthum nach seiner De-
vachsen kann, ohne in gleichem Maße der
ien Classe ein behagliches Leben zu
." Sinnig und seinem Principe gemäß
ismondi unsere Wissenschaft darum die
chaft von der Wohlthätigkeit im
en grand la théorie de la bienfaisance.
nu Lieb und Wohlthun, wenn Barmher-
t wahrhaft christliche Tugenden sind, so
mag man sie vor allem auch eine echt christliche Wissenschaft nennen — und das nicht im dogmatischen, sondern im reinsten edelsten Sinne des Wortes. An die Stelle des subjectiven, vereinzelten, für das Ganze doch nur fruchtlosen, ja verderblichen Almosengebens setzt sie ein objectives System der Wohlthätigkeit, das lieber keine Armuth, kein Elend entstehen läßt. Wir werden dasselbe im Folgenden aufzurollen suchen.

Sonst haben sich auch hier bereits, wie bei so schöner Sache nicht anders denkbar, die Rotten- und Schwarmgeister des neuen Principes bemächtigt und ihre Luftschlösser und Kartenhäuser darauf gebaut! Wir werden sogleich von ihnen zu reden haben.

31. Zur Anwendung der Naturwissenschaften auf die Gewerbe. — Die Galvanoplastik.

(*W. A. Rüst*, Grundriss der Technologie [1844] S. 76--79.)

n man zwei verschiedene Metalle in eine
eit taucht und durch einen Metalldraht mit
: verbindet, so beginnt in diesem eine ele-
ı Thätigkeit, die man als einen elektrischen
'on dem einen Metalle zu dem andern be-
, und zur Unterscheidung von andern ele-
n Strömen insbesondere einen galvanischen
sser hydroelektrischen Strom nennt. Durch-
ı solcher Strom die Auflösung eines Salzes
ser, so tritt eine Zersetzung desselben ein,
im einfachsten Falle darin besteht, daß
ı Salz in seine beiden nächsten Bestand-
seine Salzbasis und seine Säure, zerlegt.
ıber die Salzbasis eines derjenigen Metalle
welche man Schwermetalle oder eigent-
etalle nennt, so wird sie wiederum in ihre
Bestandtheile zersetzt; das Metall scheidet
festen Zustande ab, der Sauerstoff aber
et sich mit dem Wasserstoffgase, welches
die hydroelektrische Zersetzung des zur
des Salzes dienenden Wassers erzeugt
ist, zu Wasser, so daß also die Salzlösung
liesen Proceß saurer und verdünnter wird.
:tallniederschlag nimmt je nach dem ver-
ıen im Salz enthaltenen Metalle eine ver-
ne Gestalt an, nach welcher sich die An-
ırkeit desselben zu technischen Zwecken
Die meisten Metalle setzen sich in klei-
ystallen an einander und bilden so eine
wenig zusammenhängende Masse. Andere legen sich wegen der würfelförmigen Gestalt ihrer Krystalle so an einander, daß dadurch Bleche entstehen, deren feinere Zeichnungen sich nach der Gestalt derjenigen Masse richtet, an welcher sich der Niederschlag bildet, wie dieses beim Kupferniederschlag der Fall ist. Noch andere legen sich auf einen Körper, aus welchem der elektrische Strom in die Flüssigkeit tritt, in so feinen Theilen ab, daß eine mechanische Trennung des Metalls von demselben nicht möglich ist (Gold-, Silber-, Platinniederschlag). Die erste Gattung dieser Niederschläge ist zu technischen Arbeiten nicht brauchbar, die zweite hat eine Anwendung in der Galvanoplastik gefunden, die dritte in der hydroelektrischen Vergoldung und Versilberung.

Die Galvanoplastik ist die Kunst, das in einer Flüssigkeit aufgelöste metallische Kupfer auf hydroelektrischem Wege auf einer vorhandenen Form so niederzuschlagen, daß der Niederschlag alle Vertiefungen der Form als Erhabenheiten, die Erhabenheiten als Vertiefungen genau wiedergibt und gleichsam der Niederschlag als ein Abguß der Form zu betrachten ist. Ein solcher Niederschlag des Kupfers kann nur auf einer, die Elektricität in die zu zersetzende Flüssigkeit leitende Substanz stattfinden, wozu besonders die Metalle und der Graphit oder das Reißblei geeignet sind. Man muß sich also zuerst eine Form aus

einem dieser Stoffe bereiten. Am besten ist hierzu Kupfer geeignet, außerdem einige Metalle, welche mit einander die Eigenschaft gemein haben, nicht durch eigene Auflösung, sondern durch die Wirkung eines hydroelektrischen Stromes, Kupfer aus seinen Lösungen zu fällen, wie z. B. Gold, Platin, Wismuth, Antimon. Andere Metalle: Blei, Zinn, Eisen, Zink, fällen schon ohne Mitwirkung eines hydroelektrischen Stromes das Kupfer und lösen sich dabei auf. Nichts desto weniger kann Blei, wenn es eine blanke Oberfläche hat, als Form gebraucht werden; es überzieht sich schnell mit einer dünnen Kupferhaut, die es vor weiterem Angriff schützt. Das Zinn ist allein nicht zur Form anwendbar, wohl aber in seinen Verbindungen mit andern Metallen, z. B. die leichtflüssigen Gemische aus Blei, Zinn und Wismuth. Eisen und Zink sind gar nicht als Formen zu gebrauchen, ebenso nicht die Verbindungen des Zinks mit andern Metallen, wie das Messing, auf dem zwar das Kupfer zusammenhängend abgelagert wird, das aber dabei so stark angegriffen wird, daß beide Metalle nicht von einander getrennt werden können und man also die abgelagerte Kupfermasse nicht von der Messingform abheben kann. Die beste Metallform ist eine aus Kupfer. Sehr oft verfertigt man auch Formen aus Wachs oder aus Stearin, welche man mit einem dünnen metallischen Ueberzuge versieht, der die Elektricität zu leiten vermag. Ist das nachzubildende Modell eine Kupferplatte und man will darnach eine Form aus Blei bilden, so kann man die Kupferplatte mit einer Bleiplatte belegen und in einer Presse die Formen der Kupferplatte in die Bleiplatte abdrucken. Will man aber aus dem leichtflüssigen Gemisch von Blei, Zinn und Wismuth die Form darstellen, so bringt man dieses Gemisch in Fluß und drückt, sobald die Masse bei der Abkühlung zu erstarren beginnt, das Modell darin ab.

Will man eine kupferne Form nicht unmittelbar durch mechanische Ausarbeitung des Kupfers darstellen, so kann man eine solche Form auf einem Modelle ebenso auf galvanischem Wege darstellen, wie man das Gießen oder Bilden der galvanoplastischen Abdrücke durch Niederschlagen des aufgelösten Kupfers auf hydroelektrischem Wege bewirkt. Ist nun das vorhandene Modell der Art, daß es nicht unmittelbar zum Ueberziehen mit Kupfer geeignet und auch nicht zum Abdruck in Blei oder Zinngemische zu verwenden ist, so verfertigt man eine Form aus dem bei gelinder Wärme geschmolzenen Stearin, indem man dieses auf das Modell gießt. Damit aber eine so aus Stearin erhaltene Form die Electricität leite, gibt man ihr einen so dünnen metallischen Ueberzug, daß dadurch die Züge der Form nicht entstellt werden. Diesen Ueberzug bildet man gewöhnlich aus sehr fein gepulvertem und geschlemmten Graphit, der mit Oel oder mit Wasser angerührt sehr dünn aufgetragen wird. Ist die Form, auf welcher der Niederschlag dargestellt werden soll, von Gyps, so wird dieser mit einer heißen Mischung aus Wachs und Stearin getränkt, wodurch er der Feuchtigkeit länger widersteht und eine größere Härte erlangt. Um die Oberfläche einer solchen Form leitend zu machen, bestreicht man sie mit einer Auflösung von salpetersaurem Silber (Höllenstein), läßt sie trocknen und setzt sie dem Sonnenlichte aus, bis sie stark geschwärzt ist; oder man rührt den Gyps gleich statt mit Wasser, mit sauren Molken an und tränkt die getrocknete Form mit ameisensaurem Silberoxyd, wodurch der Gyps eine Oberfläche von metallischem Silber erhält, indem durch die eintretende Gährung der Molken das Silbersalz zersetzt wird. Auch kann man Formen von Holz, Thon oder Gyps mit salpetersaurem Silber bestreichen und über brennenden Spiritus halten, in welchen man ein Stückchen Phosphor gelegt hat, weshalb die Form dann mit Phosphorsilber beschlägt, das ebenfalls die Elektricität zu leiten vermag.

Wenn die Formen nur zur Herstellung einzelner Flächen dienen, ist ihre Anfertigung ungleich leichter, als wenn ganze Körper galvanoplastisch dargestellt werden sollen. Hat man die Modelle von Wachs oder Stearin, so überzieht man sie mit Graphit, behandelt sie im galvanoplastischen Apparat und schlägt eine dünne Kupferhaut darauf nieder, erwärmt dann die Form, so daß das Modell ganz herausschmilzt und man die aus dem Kupferniederschlag nach dem Modell gebildete Form erhält, die durch Waschen mit Terpentinspiritus von den zurückbleibenden Fetttheilen befreiet, dann mit Kupfervitriol gefüllt und zum Leiter des elektrischen Stromes gebraucht wird.

182. Die Darstellung des Leuchtgases.

(*F. Köhler*, Die Chemie in technischer Beziehung [1840] S. 55 - 57.)

›hl zur Straßen-, als auch zur Hausbe-
ıg wird in vielen Städten ein Gasgemenge
, das mit leuchtender Flamme brennt, und
hreren der oben erwähnten Kohlenstoff-
ıngen in sehr veränderlichem Verhältnisse

Darstellung dieses Gases benutzt man
:hlich Steinkohlen, außerdem aber auch
üchtige Oele und Harze.
Steinkohlen, welches die Ueberreste ur-
ɜr Bäume sind, bestehen aus Kohlenstoff,
›ff, Wasserstoff und Stickstoff in veränder-
Ienge. Pulvert man sie und glüht sie in
edeckten Tiegel: so zeigen sie ein sehr
denes Verhalten. Manche backen dann
en, blähen sich auf, und nehmen als ein
enhängendes Stück die Gestalt des Tie-
— Backkohlen; andere kleben nur
ılich aneinander, ohne sich zu blähen —
kohlen; wieder andere gewinnen gar
Zusammenhang — Sandkohlen. Der
ıied beruht auf dem Verhältnisse des Was-
zum Sauerstoff; bei den Backkohlen ist
: 1 bis 2 dem Gewichte nach; bei den
hlen = 1 : 6 und bei den Sandkohlen
und darunter. Nur die Backkohlen sind
es großen Wasserstoffgehaltes zur Gasbe-
g tauglich.
iesem Ende füllt man sie in horizontal in
fen eingelegte, bereits zum Rothglühen
, starke gußeiserne Cylinder, und läßt
viel Raum übrig, als das erfolgende Auf-
ıöthig macht. Die Cylinder werden mit
t Lehm beschlagenen Scheibe zugesetzt.
den Kohlen entwickelt sich Wasser mit
wasserstoff und kohlensaurem Ammo-
'heer, Grubengas, Leuchtgas, Kohlen-
, Wasserstoffgas, Schwefelwasserstoffgas
en in den Steinkohlen enthaltenen Schwe-
und Stickstoffgas. Der Wärmegrad des
ı hat einen entschiedenen Einfluß auf das
Mengeverhältniß der genannten Stoffe. Bei
ıcher Glühhitze bildet sich mehr Theer,
:h weniger Grubengas, kein Leuchtgas,
viel Wasserstoff- und Stickstoffgas. Kirsch-
ıitze ist daher gerade der zur Erzeugung
ıten Menge von Leuchtgas förderlichste
.
ıase gehen aus den Cylindern durch Röh-
ıı gemeinschaftliches sehr weites Sammel-
rohr, in dem sich bereits eine große Menge Was-
ser und Theer verdichtet, und in eine Theergrube
abfließt. Die Gase strömen nun durch den Con-
densator, einen mit vielen, von kaltem Wasser
umgebenen, Röhren versehenen Apparat, welcher
eine möglichst vollständige Entfernung des mitge-
rissenen Theers zum Zwecke hat.

Von da passiren die Gase einen mit Kalkmilch
gefüllten Cylinder mit einer Quirlvorkehrung, wo-
durch das Schwefelwasserstoffgas zurückgehalten
wird.

Endlich gehen sie durch eine in Fächer ge-
theilte und halb in Wasser liegende, um ihre
Axe bewegliche, Trommel, welche durch Drehung
eines Zeigers das Kubikmaß des Gases anzeigt
(Gasmesser), in die großen Gasreservoire oder
Gasometer, umgekehrte, in Wasser stehende,
Blechgefäße, aus denen die Gase durch Röhren
an den Ort ihrer Bestimmung geleitet werden.

Aus den Hauptleitungsröhren führen enge mit
Hähnen verschließbare Röhren, deren Enden die
mit feinen Löchern oder Schnitten versehenen
Brenner bilden, in die Gebäude.

Um das Zufrieren der engern Gasröhren im
Winter zu verhüten, was durch das mit den Gasen
verflüchtigte Wasser leicht geschieht, braucht man
nur am Anfang der engen Röhre das Gas durch
einen kleinen mit Spiritus gefüllten Behälter zu
leiten, indem es durch Aufnahme von Spiritusgas
vor dem Eisabsatz bewahrt wird.

Das aus Backkohlen dargestellte, gereinigte
Gas besteht im Anfange der Destillation aus etwa
83 Raumtheilen Grubengas, 13 Leuchtgas, 3 Koh-
lenoxydgas und 1 Stickstoffgas, und hat das spec.
Gew. 0,65; bei fortgesetzter Destillation mindert
sich aber beständig die Menge des Gruben- und
Leuchtgases, während die des Wasserstoff-, Koh-
lenoxyd- und Stickstoffgases sich mehrt; das spec.
Gew. des Gasgemenges sinkt dabei bis auf 0,35,
so daß man als mittleren Gehalt eines gewöhn-
lichen Steinkohlengases etwa 56 Raumtheile Gru-
bengas, 7 Leuchtgas, 21 Wasserstoffgas, 11 Koh-
lenoxydgas und 5 Stickstoffgas mit dem spec. Gew.
0,5 annehmen kann. Durch den Geruch nimmt man
mitverflüchtigte Theerbestandtheile darin wahr.
Die Menge des darin vorhandenen Leuchtgases
kann man vermittelst der Absorption durch Chlor
bestimmen.

Der Rückstand in den Cylindern ist eine ei-
senschwarze, poröse, schwammige, schwerver-

brennliche, aber vortrefflich heizende Kohle — Coak.

Aus Fetten, flüchtigen Oelen und Harzen bereitet man das Gas, indem man diese Substanzen im flüssigen Zustande durch eine Röhre in den kirschroth glühenden, mit Coakstückchen gefüllten Cylinder eintreten läßt. Das Gas braucht nicht mit Kalkmilch gewaschen zu werden, weil es keinen Schwefelwasserstoff enthält.

Ein aus den angeführten Substanzen dargestelltes Gas enthält 20—38 Raumtheile Leuchtgas, außerdem Grubengas, Kohlenoxydgas und Wasserstoffgas, und das spec. Gew. 0,75—0,9. Seine Leuchtkraft ist $2^1/_4$ bis $2^1/_2$ mal so groß, als die des Steinkohlengases.

Das aus fettem Oele bereitete Gas hat man in metallenen Behältern comprimirt, um damit tragbare Gaslampen zu speisen. Bei 30facher Verdichtung sondert sich aus dem Oelgase eine brennbare Flüssigkeit aus, welche aus mehreren Kohlenwasserstoffen ungleicher Flüchtigkeit besteht.

---

183. Die einzelnen Gewerbe. — Die Navigation.

(*E. Bobrik*, Handbuch der praktischen Seefahrtskunde I. [1845] S. 1—3.)

Die praktische Seefahrtskunde lehrt den Seemann ein Schiff über die weite und spurlose Fläche des Weltmeeres mit der möglich größten Sicherheit und in der möglich kürzesten Zeit zum bestimmten Ziele führen.

Sie enthält zwei Haupttheile: die praktische Steuermannskunde, oder die Lehre der Steuermannskunst; und die praktische Schifferkunde, oder die Lehre der Schifferkunst. Beide Künste verhalten sich zu einander wie die Kraft des Beschließens und die Kraft der Ausführung.

Die praktische Steuermannskunde lehrt die Weite und Richtung des Weges bestimmen, sowohl des ganzen, vom Abfahrts- bis zum Bestimmungsorte, als auch seiner einzelnen Theile in jedem erforderlichen Augenblicke. Schifffahrt gab es frühe, Seefahrt aber erst von da an, als die Seeleute es wagen durften, die Nähe der Küsten zu verlassen, und sich der Leitung der eigenen Kunst anzuvertrauen, wenn nichts als Wasser und Luft im Gesichtskreise bleibt. Die Hauptaufgabe ist es alsdann, in einem gegebenen Zeitpuncte zu wissen, wo sich das Schiff eben befindet, um Weite und Richtung des noch zu durchmachenden Weges darnach zu ermessen. Um diesen jedesmaligen Standpunct des Schiffes zu erkennen, gibt es zwei Hauptarten der Beobachtung: durch die eine findet der Seemann, wie weit und in welcher Richtung das Schiff von dem zuletzt bekannten Standpuncte sich entfernt hat, und wo es sich also jetzt befinden muß; durch die andere findet er unmittelbar, wo es in diesem gegebenen Augenblicke sei, und wie weit es sich also und in welcher Richtung von dem zuletzt bekannten Standpuncte entfernt haben muß. Beide Beobachtungsweisen dienen sich zur gegenseitigen Prüfung, Berichtigung und Ergänzung. Die sicherere ist jedenfalls die zweite, aber oft durch Gewölk und Nebel unmöglich gemacht. Deshalb bleibt die erstere, obgleich sie wegen ihrer mannigfach unsichern Resultate nur die sogenannte blinde Rechnung ergibt, immerhin sehr wichtig.

Nach diesen beiden Beobachtungsweisen theilt sich die praktische Steuermannskunde in zwei Haupttheile: die geographische und die astronomische Steuermannskunde.

1. Die geographische Steuermannskunde bleibt mit ihren Lehren, Werkzeugen, Beobachtungen und Berechnungen auf die Erde beschränkt. Ihre Lehren schöpft sie hauptsächlich aus der mathematischen, physischen und topischen Geographie; ihre Werkzeuge sind: die Seekarten, der Compaß, die Logge, die beiden Gunterscalen, der Proportionalcirkel und die gewöhnlichen Hülfsmittel der geometrischen Zeichnung; ihre Beobachtungen wenden sich außer den Compaßpeilungen und dem Loggen, auf Abtrift, Strömungen und Mißweisungen der Magnetnadel, Ebbe und Fluth; ihre Berechnungen sind hauptsächlich trigonometrischer Art, unterstützt und beschleunigt durch die mancherlei nautischen Tabellen.

2. Die astronomische Steuermannskunde wendet sich zur Beobachtung der Himmelskörper, hauptsächlich der Sonne und des Mondes, aber auch der Planeten und Fixsterne, um die unvermeidlichen Fehler der geographischen Beobachtungen durch die ewige Regelmäßigkeit der Gestirne zu berichtigen. Ihre Lehren schöpft

irlich aus der Astronomie; ihre Werkzeuge Azimuth-Compaß, Quadrant, Sextant und meter; ihre Beobachtungen wenden sich chlich auf Länge und Breite des Schiffes enblicke der Beobachtung. Während die hische Steuermannskunde lehrt, wie die und Richtung des von dem zuletzt bekanndpuncte aus durchlaufenen Weges zu fin-, lehrt die astronomische unmittelbar den ärtigen Standpunct aus der Stellung er-, welche die Gestirne am Himmelsgewölbe en scheinen. Die Berechnungen geschehen en Sätzen der sphärischen Trigonometrie tronomie, ebenfalls unterstützt und beigt durch eine Sammlung astronomischer

len beiden genannten Haupttheilen kommen vei Nebentheile der Steuermannskunde, urnalführungskunde und die Takunde.

ie Journalführungskunde lehrt das h des Schiffes führen, um die Resultate en oder blinden Rechnung und der astroen Beobachtung, nebst den sonstigen Beiten der Reise, in einem leichten und ge-Ueberblicke gegenwärtig zu behalten, und steck, d. h. die alle vier und zwanzig erhaltene Bestimmung des erreichten nctes und seine Cirkelpunctirung auf der e, in ununterbrochener Reihenfolge bezu können.

ie Tabellenkunde lehrt die Einrichd den Gebrauch der nautischen Tafeln welche theils gewöhnlicher logarithmischer onometrischer, theils geographischer und nischer Art sind.

praktische Schifferkunde lehrt das urch Segel, Ruder und Anker in jedem en Augenblicke so treiben, lenken, zügeln hern, wie es einerseits der bestimmte nd die eigenthümliche Bauart und Zudes Schiffes, andrerseits die eben vorhanUmstände des Meeres und Wetters erfor-Was also durch die Steuermannskunde beschlossen wird, das erhält durch die Schifferkunde seine Verwirklichung.

Die praktische Schifferkunde enthält vier Theile: die Schiffsgebäudekunde, die Zurüstungskunde, die Manövrirkunde und die Ankerkunde.

1. Die Schiffsgebäudekunde lehrt die statischen und dynamischen Eigenschaften eines Schiffskörpers nach den Dimensionen und Proportionen seiner Bestandtheile und seiner Bauart kennen. Die Stereometrie, Hydrostatik und Hydrodynamik sind die Hauptquellen dieser Lehren, und durch dieselben soll der Seefahrer in Stand gesetzt werden, theils die Aiche (Ausmessung) und Stauung (Ladungsanordnung) seines Schiffes zu überwachen; theils Seiten-, Spanten- und Sentenriß eines Schiffsbaumeisters selbst zu prüfen.

2. Die Zurüstungskunde, welche die Dimensionen und Proportionen, und die vortheilhafteste Anordnung des Rundholzes, der Bemastung und der Raaen, des Tau- und Takelwerks und der Segel nach der Eigenthümlichkeit des Schiffsgebäudes bestimmen lehrt. Durch ihre Lehren soll der Seemann in Stand gesetzt werden, zu berechnen, welche Kraft des Windes unter solchen oder andern Umständen auf die Bemastung und Fahrt des Schiffes wirkt.

3. Die Manövrirkunde, welche lehrt, wie in jedem gegebenen Augenblicke die Segel und das Ruder zu gebrauchen sind, um die zweckmäßige Bewegung, Schnelligkeit und Wendung des Schiffes zu erlangen. Diese Lehren müssen auch über die Handhabung eines einzelnen Schiffes hinausgehen, und wenigstens die allgemeinen Umrisse vom Gesammtmanövriren ganzer Flotten darstellen, damit der angehende Seemann für den höheren Seedienst vorbereitet werde, oder doch wenigstens in einer zahlreichen Convoy die oft nöthigen Evolutionen zu begreifen im Stande sei.

4. Die Ankerkunde lehrt den vortheilhaftesten Ankerplatz suchen, und alle die Gelegenheiten finden, erkennen und benutzen, welche dem ankernden Schiffe seine größtmögliche Sicherheit geben.

184. Die Landwirthschaft.

(*B. Boussingault*, Die Landwirthschaft, deutsch von *Graeger* I. [1844] S. 1; — II. *J. Liebig*, Chemische Briefe [1844] S. 289–293; — III. *J. Burger*, Lehrbuch der Landwirthschaft I. [1832] S. 7—11.)

ie Ackerbaukunde ist eine Erfahrungshaft, in sofern sie sich auf die in der gewonnenen Resultate stützt. Diese Wissenschaft zeichnet das durch die Erfahrung Gegebene auf, bespricht es, sucht es zu entwickeln, und mit Hinzuziehung anderer Wissenschaften und

Erfahrungen die Erfolge im Voraus zu bestimmen. Von diesem Standpuncte aus erscheint diese Wissenschaft als ein Theil der „Physik unseres Erdkörpers."

Der **Ackerbau** hingegen ist die auf den Betrieb angewendete wissenschaftliche **Ackerbaukunde**; er ist die Agricultur im engeren Sinne des Worts; und läßt sich ansehen als die Kunst, aus den auf den Boden verwendeten Capitalien den größtmöglichsten Nutzen zu ziehen. Die Manipulationen desselben lassen sich nicht gut beschreiben; (am allerwenigsten würde daraus ein Vortheil erwachsen). Diese lernt man am besten durch Lehrzeit auf einem wohl verwalteten Gute; gute Muster und mündliche Unterweisung über das Hergebrachte sind die besten Lehrer. Die Ackerbaukunde ist nach dem Gesagten eine Wissenschaft, die aus der Vereinigung des Studiums des eigentlichen Ackerbaues mit dem der Naturwissenschaften hervorgeht; als ihren Zweck können wir bezeichnen, die gesammte Landwirthschaft zu verbessern und der Vollkommenheit näher zu führen.

II. Die Landwirthschaft ist eine Kunst und eine Wissenschaft. Die wissenschaftliche Grundlage derselben umfaßt die Kenntniß aller Bedingungen des Lebens der Vegetabilien, des Ursprungs ihrer Elemente und die Quellen ihrer Nahrung. Aus dieser Kenntniß entwickeln sich besimmte Regeln für die Ausübung der Kunst, Grundsätze der Nothwendigkeit oder Nützlichkeit aller mechanischen Operationen des Feldbaues, welche das Gedeihen der Gewächse vorbereiten und befördern und die auf sie einwirkenden schädlichen Einflüsse beseitigen. Keine in der Ausübung der Kunst gemachte Erfahrung kann in Widerspruch stehen mit den wissenschaftlichen Principien, eben weil diese aus allen Beobachtungen zusammengenommen abgeleitet, nur ein geistiger Ausdruck dafür sind. Die Theorie kann keiner Erfahrung widersprechen, weil sie nichts anderes ist, als die Zurückführung einer Reihe von Erscheinungen auf ihre letzten Ursachen.

Ein Feld, auf dem wir eine Anzahl von Jahren hintereinander die nämliche Pflanze cultiviren, wird in drei, ein anderes in sieben, ein anderes in zwanzig, ein anderes erst in hundert Jahren unfruchtbar für die nämliche Pflanze. Das eine Feld trägt Waizen, keine Erbsen, es trägt Rüben, aber keinen Tabak, ein drittes gibt reichliche Ernten von Rüben, aber keinen Klee. Was ist der Grund, daß der Acker nach und nach für eine und dieselbe Pflanze seine Fruchtbarkeit verliert? Was ist der Grund, daß die eine Pflanzengattung darauf gedeiht, daß die andere darauf fehlschlägt? **Diese Fragen stellt die Wissenschaft.**

Welche Mittel sind nothwendig, um dem Acker seine Fruchtbarkeit für eine und dieselbe Pflanze zu erhalten? Um ihn für zwei, für drei, für alle Culturpflanzen fruchtbar zu machen? **Diese letzteren Fragen stellt sich die Kunst**; sie sind aber nicht lösbar durch die Kunst.

Wenn der Landwirth, ohne durch ein richtiges wissenschaftliches Princip geleitet zu sein, sich Versuchen hingibt, um einen Acker für eine Pflanze fruchtbar zu machen, die er sonst nicht trägt, so ist die Aussicht auf Erfolg nur gering. Tausende von Landwirthen stellen ähnliche Versuche nach mannigfaltigen Richtungen an, deren Resultate zuletzt eine Anzahl von praktischen Erfahrungen umfaßt, welche zusammen eine Methode der Cultur bilden, wodurch der gesuchte Zweck für eine gewisse Gegend erreicht wird. Allein die nämliche Methode schlägt häufig für den nächsten Nachbar schon fehl; sie hört auf, für eine zweite und dritte Gegend vortheilhaft zu sein. Welche Masse von Capital und Kraft geht in diesen Experimenten verloren! Wie ganz anders, wie viel sicherer ist der Weg, den die Wissenschaft befolgt; er setzt uns nicht der Gefahr des Mißlingens aus, und gewährt uns alle Bürgschaften des Gewinns. Ist die Ursache des Fehlschlagens, die Ursache der Unfruchtbarkeit des Bodens für eine, für zwei, für die dritte Pflanze ermittelt, so ergeben sich die Mittel zur Beseitigung von selbst. Die bestimmtesten Beobachtungen beweisen, daß die Culturmethoden je nach der geognostischen Beschaffenheit des Bodens von einander abweichen. Denken wir uns in dem Basalt, in der Grauwacke, in dem Porphyr, Sandstein, Kalk eine gewisse Anzahl chemischer Verbindungen in wechselnden Verhältnissen enthalten, welche für die Pflanzen zu ihrem Gedeihen unentbehrlich, der fruchtbare Boden ihnen darbieten muß, so erklärt sich die Verschiedenheit der Culturmethoden auf eine höchst einfache Weise, denn es ist klar, daß der Gehalt der Ackererde an diesen so wichtigen Bestandtheilen in eben dem Grade wie die Zusammensetzung der Felsarten, durch deren Verwitterung sie entstanden ist, wechseln muß.

Die Waizenpflanze, der Klee, die Rüben bedürfen gewisser Bestandtheile aus dem Boden; sie gedeihen nicht in einer Erde, in welcher sie fehlen. Die Wissenschaft lehrt uns aus der Untersuchung ihrer Asche diese Bestandtheile kennen, und wenn uns die Analyse eines Bodens zeigt, daß sie darin fehlen, so ist die Ursache seiner Unfruchtbarkeit ermittelt.

ßeseitigung dieser Unfruchtbarkeit ist da-
: gegeben. Die Empirie schreibt allen
er Kunst den mechanischen Operationen
baues zu; sie legt ihnen den höchsten
ei, ohne darnach zu fragen, auf welchen
ı ihr Nutzen beruht, und doch ist diese
ι von der höchsten Wichtigkeit, weil sie
vendung der Kraft und des Capitals auf
ıeilhafteste Weise regelt und jeder Ver-
ung derselben vorbeugt. Ist es denkbar,
Durchgang der Pflugschar, der Egge durch
ı, daß die Berührung des Eisens dem Bo-
: durch einen Zauber Fruchtbarkeit er-
Niemand wird diese Meinung hegen, und
ist diese Frage in der Agricultur noch
löst; gewiß ist es beim sorgfältigen Pflü-
die weit getriebene mechanische Zer-
, der Wechsel, die Vergrößerung und Er-
g der Oberfläche, durch welche der gün-
ıfluß ausgeübt wird, aber die mechanische
ın ist nur Mittel zum Zweck.

Die Lehre der Landwirthschaft wird ab-
in die Lehre der Cultur der Pflanzen,
ıau, und jene der Thiere, Viehzucht[1]).
er Mensch größtentheils und seine Haus-
anz von Pflanzen leben: so ist die Kennt-
zu diesem Behufe anwendbaren und vor-
ten Pflanzen, ihrer eigenthümlichen Na-
l die Lehre ihrer Pflege und Verwendung
ıtigste Theil der Landwirthschaft.

wir aber zur Lehre der Pflege dieser
ı schreiten, ist es nothwendig, zuerst jene
z näher zu untersuchen und kennen zu
in welcher das Wachsthum derselben vor-
ımlich die Erde.

en wir Grundsätze für den Ackerbau auf-
so müssen wir vorerst wissen, was der
zum Wachsthume der Pflanzen beiträgt,
n seine physische Beschaffenheit von sei-
ıtandtheilen abhängt, und wie diese um-
t werden kann.

Kenntniß der Bestandtheile des Bodens er-
ie physische Beschaffenheit desselben un-
immten klimatischen Verhältnissen.

Lehre der Kenntniß der Bestandtheile,
hen Eigenschaften und dadurch begründe-
theilung und Werthschätzung des Bodens,
ı Agronomie nennt, ist nothwendig der
alles landwirthschaftlichen Wissens.

l aber der Boden allein, insofern er aus
und metallischen Theilen besteht, nur
ır zum Wachsthum der Pflanzen beiträgt;
hrung selbst aber organischen Ursprungs
d jenen Pflanzen, die man an einem be-
stimmten Orte wachsen lassen will, zugeführt
werden muß, so ist die Kenntniß jener Substan-
zen, welche hiezu mit Vortheile verwendet wer-
den, ihre Zubereitung, Verwendung, und ihr re-
lativer Werth, mit einem Worte, die Lehre der
Düngung die zweitwichtigste.

Oft hat der Boden eine fehlerhafte Erdmi-
schung, und die davon abhängenden physischen
Eigenschaften sind der Natur der Pflanzen, die
wir auf ihm cultiviren wollen, nicht ganz zusa-
gend. Wie solcher Boden unseren Wünschen mehr
entsprechend umgeändert werden könne, zeigt die
Lehre der Verbesserung des Bodens.

Damit die in der Folge in den Boden kom-
menden Pflanzen nicht gehindert werden, sich
nach Willkür in demselben zu verbreiten, und
die darin befindliche Nahrung anzusaugen, muß
er von fremden Pflanzen, Steinen, stehendem
Wasser und dergleichen Hindernissen befreiet,
seine Bestandtheile selbst müssen auf eine ange-
messene Tiefe gelockert und mit dem zugeführten
Dünger, oder den zu seiner Verbesserung be-
stimmten Erdarten gemengt werden. Hierin be-
steht die Lehre der Bearbeitung des Bo-
dens und seiner Beurbarung.

Die Lehre der Düngung, der Verbesserung,
Bearbeitung und Beurbarung des Bodens fassen
wir in eine Hauptabtheilung zusammen, die wir
Agricultur benennen, und die wir nach den
Mitteln, welche angewendet werden, in die che-
mische und in die mechanische eintheilen.

Ist der Boden gedüngt, gereinigt und gelockert,
so ist er zur Aufnahme der darin zu wachsen be-
stimmten Pflanzen vorbereitet, und nun wird die
Pflanzencultur vorgetragen, die wir in die
allgemeine und in die specielle eintheilen.

Die Viehzucht zerfällt ebenfalls in die all-
gemeine und die besondere.

Weil endlich Ackerbau und Viehzucht im All-
gemeinen unzertrennlich sind, so muß schließlich
gezeigt werden, wie diese beiden Zweige der
Landwirthschaft schicklich und vortheilhaft mit-
sammen verbunden werden sollen. Die Lehre
des Haushaltes, oder der Organisation
der Wirthschaft zeigt, wie Ackerbau und
Viehzucht mitsammen zu verbinden seien, in wel-
chem Verhältnisse sie gegen einander stehen müs-
sen; welche Kräfte von Menschen und Thieren
zur Erreichung eines bestimmten Zweckes erfor-
derlich, und wie dieselben zu ordnen seien, daß
daraus für den gegebenen Fall der größtmögliche
Vortheil hervorgehe.

[1]) Bei einem geringen Stande der Bevölkerung,

unter eigenthümlichen, in der bürgerlichen Verfassung oft mehr als im Klima beruhenden Verhältnissen, sowie im rohen Zustande der menschlichen Gesellschaft wird oft die Viehzucht mit Ausschlusse des Ackerbaues, und umgekehrt in übervölkerten Ländern Acker- oder vielmehr Gartenbau mit Ausschlusse der Viehzucht betrieben. Beispiele von ersterem sind: mehrere Cantone der Schweiz, die nomadischen Völker in Asien u. s. w.; vom zweiten, die Chinesen, zum Theile manche Gegenden von Italien, u. s. w. Wo aber die Bevölkerung weder zu klein, noch zu groß ist, sind Ackerbau und Viehzucht unzertrennlich, weil das Eigenthum jedes Einzelnen zu klein ist, um bloß Viehzucht zu betreiben; und zu groß, um es ohne Hülfe der Thiere als Ackerland zu benutzen.

---

185. Die verarbeitende Industrie.

(*E. Baumstark*, Cameralistische Encyklopädie [1835] S. 330—331.)

Unter Kunstgewerbslehre (Gewerkslehre, Technologie) versteht man die systematische Darstellung der Grundsätze und Regeln, wonach die der Natur abgewonnenen Rohstoffe durch Veredlung und Verarbeitung so zugerichtet werden, daß sie für die Zwecke der Menschen brauchbarer sind als im Urzustande. Es gehört also in ihr Bereich nicht bloß die eigentliche Verarbeitung roher Stoffe zur Bildung neuer Producte, sondern auch die Ausbesserung und Wiederherstellung derselben. Es ist nicht bloß ihre Aufgabe, die verschiedenen Verfahrungsweisen zu erzählen, sondern vielmehr auch alle die einzelnen Gewerbszweige durch Zurückführung auf mathematische und naturwissenschaftliche Principien zu begründen. In dieser letzteren Art und mit diesem letzteren Zwecke ist sie erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hervorgetreten, und namentlich hat sich Joh. Beckmann um sie damals sehr große Verdienste erworben. Dagegen bestand sie vor dieser Zeit mehr nur in den einzelnen kunst- und gewerbsmäßig betriebenen technischen Zweigen ohne eigentlichen inneren wissenschaftlichen Zusammenhang und selbst im Einzelnen ohne wissenschaftlich tiefe Begründung[1]). Ihr Gegenstand ist von solcher Ausdehnung und Mannigfaltigkeit, daß selbst nur eine strenge Uebersicht desselben eine bis jetzt unerreichbare Aufgabe war, und er wird sich auch noch immerfort erweitern, je mehr sich die Hülfslehren der Technologie — nämlich die Mathematik, Mechanik, Physik, Chemie und Naturgeschichte — und der Gewerbseifer mit dem Wohlstande der Völker ausdehnen. Es gehört ihr Alles an, was zwischen der kunstlosesten Verarbeitungsthätigkeit und der höchsten bildenden Kunst seinen Platz findet. Als wissenschaftlicher Erkenntnißzweig schließt sie jedoch die Gewerke, zu deren Kenntniß keine wissenschaftliche Kenntniß nöthig ist und bloß Uebung gehört, aus und beschäftigt sich dagegen nur mit den anderen. Obschon ihre Litteratur, als umfassende Technologie, keineswegs übermäßig groß ist[2]), so sind die Schriften und Belehrungen über die einzelnen Gewerbsthätigkeiten und Gewerbszweige von ganz ungeheurer Ausdehnung, so daß viele Erfindungen ganz unzugänglich wären, wenn es nicht technologische Zeitschriften[3]) gäbe, welche als die litterarischen Gemeinplätze für Alles dasjenige gelten, was für die Kunstgewerbslehre theoretisches und praktisches Interesse hat.

[1]) Poppe, Geschichte der Technologie. Göttingen 1807—1810. 2 Bde. Donndorff, Geschichte der Erfindungen. Quedlinb. 1817—1820. 4 Bde. Busch, Handbuch der Erfindungen. Eisenach 1802—1822. 12 Bde. 4. Aufl. Minola's Beiträge zu diesem Werke. Ehrenbreitstein 1806. 1. Bd. Beckmann, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. Leipzig 1784—1805. 5 Bde. Vollbeding, Archiv nützlicher Erfindungen. Leipzig 1792 u. 1795. 2 Bde. v. Gülich, Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues. Jena 1830. 2 Bde. Fischer, Geschichte des deutschen Handels, der Schifffahrt, Erfindungen etc. Hannover 1795—1797. 2 Bde.

[2]) Beckmann, Anleitung zur Technologie. Göttingen 1776—1802. 1—5te Aufl., 1809 die 6te Aufl. Brosenius' Technologie. Leipzig 1806—1807. 3 Thle. in 2 Bdn. Desselben Lehrbuch der Technologie. Leipzig 1819. Poppe, Handbuch der Technologie. Frankfurt a. M. 1806—1810. 4 Abtheil. in 2 Bdn. Desselben Lehrbuch der allgemeinen Technologie. Frankfurt 1809. Stuttgart 1821. Desselben Lehrbuch der speciellen Technologie. Tübingen 1819. Langsdorf, Erläuterungen höchst wichtiger Lehren der Technologie. Heidelberg 1807. 2 Bde. Hermb-

rundriß der Technologie. Berlin 1814. 2 Bde. Aufl. (die 3. Abthl. ist ein bloßes Compen- Vorlesungen, welchem diese 2 Theile als ung dienen). Kölle, System der Technik. .822 (auch Urgewerbslehre enthaltend). Ja- Technologisches Wörterbuch. Herausgege- Hartwig. Berlin 1781 – 1784 (als Supple- nd hiernach geordnet: Rosenthal, Litteratur :hnologie. 1793 – 1795). 8 Bde. Tiemann, echnolog. Encyklopädie. Berlin 1806. 1. Bd. Technologisches Lexikon. Tübingen 1815 bis Bde. Schmidts Handbuch der mechanischen ogie (auch alphabetisch). Züllichau 1819 bis Bde. *Dictionnaire technologique. Paris* 1822 . 10 *Tomes*, bis *Thon*. v. Keeß, Darstellung riks- und Gewerbswesens etc. 2. Aufl. 1824. Fortgesetzt von Keeß und Blumenbach: tische Darstellung der neuen Fortschritte in verben und Manufacturen. Wien 1829 – 30. Prechtl, Technologische Encyklopädie. Stuttgart 1830 – 1833. 1 – 4. Bd., bis Edelsteine (ganz vorzüglich).

[3]) Außer den älteren Zeitschriften von Gatterer, Hermbstädt, Leuchs u. A., insbesondere die neuesten, nämlich: Dingler, polytechnisches Journal. Wien 1820 – 33. 50 Bde., und Prechtl, Jahrbücher des polytechnischen Instituts zu Wien. Wien 1819 bis 1833. 16 Bde., welche wegen ihrer reichhaltigen Mittheilungen die ausländischen Journale, deren Zahl ungemein groß ist, entbehrlich machen. Nur wäre im Ersteren öfters eine größere Genauigkeit in den Angaben und Zeichnungen zu wünschen. Ueber technologische Litteratur s. m. außer Rosenthal noch Hermbstädt, Bibliothek der neuesten physischen, chemischen, metallischen, technologischen und pharmazeutischen Litteratur. Berlin 1788 – 89. 2 Bde. Krieger, Handbuch der Litteratur der Gewerbskunde. Marburg 1822. 2 Bde. Weber, Handbuch (d. ökon. Litt. Berlin 1803 – 23. 5. 8). Leuchs polytechnische Bücherkunde. Nürnberg 1829.

186. Der Handel.

(*J. G. Büsch*, Theoretisch-praktische Darstellung der Handlung I. [1808] S. 3—6.)

Handeln heißt: einen, uns selbst brlichen Vorrath von Natur- oder producten, oder von beiden, an- 'en, und Andern mit Vortheil, oder len Umständen nach mit Verlust, r abtreten.

· dergleichen Producte zu seinem eigenen ch anschafft, von dem sagen wir nicht, handele; auch nicht von dem, welcher eine die er besitzt und die ihm entbehrlich wird, Andern abtritt. Die Absicht und Hoff- des Gewinns muß zum Grunde aller ng liegen; jene mag nun in der Folge er- :rden, oder nicht.

merkung 1. Eine Veräußerung von Waaren Waaren, diese mögen nun in Natur- oder roducten bestehen, heißt Tauschhandel; :räußerung von Waaren gegen Geld aber ıandel, auch wohl Handlung im eigent- Verstande.

m. 2. Aller Handel setzt Mittelspersonen en den Producenten oder Verfertigern und ;entlichen Verbrauchern oder Consumenten So lange eine Sache noch in den Händen gen ist, der sie gewonnen, oder veredelt rfertiget hat, heißt sie Product, und eine erung derselben gegen Geld ist bloßer Verkauf. Kommt das Product aber in die Hände einer Mittelsperson, welche einen Vorrath davon kauft, um davon wieder in einiger Menge an Andere zu verkaufen, welche sie dem letzten Verbraucher zuführen, um sich ihre Mühe bezahlen zu lassen, und durch Nebenumstände zu gewinnen, so heißt das Product Waare, und das Geschäft selbst, welches die beiden Personen treiben, die zwischen dem Producenten und demjenigen stehen, der die Waare wieder dem letzten Consumenten verkauft, heißt Handel; ein Verkauf in kleineren Theilen an die Consumenten aber Krämerei.

2. In dem bloßen Tauschhandel werden Producte der Natur oder Kunst gegen einander veräußert. Der Gewinn zeigt sich in demselben, wenn einer für Ein Product so viel von einem Andern bekommt, daß er bei abermaliger Veräußerung des Eingetauschten mehr bekommen kann, als er weggetauscht hat. Z. B. Paul vertauscht an Peter 10 Scheffel Roggen für einen Ochsen, und ihm werden für diesen Ochsen 12 Scheffel Roggen wieder angeboten, so ist durch dies bloße Bot schon sein Gewinn entschieden.

3. Der Gebrauch des Geldes hat den Tauschhandel fast ganz aus allen polizirten Völkern verdrängt. Der aus jedem Handel entstehende

[illegible] Er-

forderniß im Handel, so wie er jetzt betrieben wird, und die Abhandlung der drei ersten Abschnitte würde sehr unvollständig und eine bloße magere Theorie bleiben, wenn nicht der Unterricht von dem Gelde und allen Geschäften des Kaufmanns mit demselben vorangegangen wäre.

6. Ich werde also das Ganze in fünf Bücher eintheilen. Das **erste** derselben wird handeln von dem **Gelde**; von den die Stelle des Geldes vertretenden Zeichen des Werths; und von den mannigfaltigen damit betriebenen Umsätzen. Das **zweite** von den **Waaren**, von deren nöthiger Kenntniß und den Mitteln zur Schätzung ihres Werthes; wie auch von den im Waarenhandel Statt habenden mannigfaltigen Gebräuchen. Das **dritte** von der **Handlung** und deren verschiedenen Arten. Das **vierte** von den **Hülfsgeschäften bei der Handlung** und den in denselben dienenden Personen. Das **fünfte** von der **Handlungspolitik** und von den sowohl richtigen und billigen, als unrichtigen und minder billigen, wenn gleich von vielen Völkern befolgten Grundsätzen derselben, wie auch von den Handlungsrechten im Allgemeinen.

1?3. [illegible] und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie.

([illegible] der internationale Handel (1843) S. 281—283.)

[illegible] Verwendung und [illegible] Regierungsmittel [illegible]

[illegible] die Staats- [illegible] Finanz-Oekonomie [illegible] Finanz-Oekonomie [illegible]

[illegible] Oekonomie erhebt sich zur [illegible] wo der Staat oder [illegible] durch Volkszahl, [illegible] politische Institutionen, Civil- [illegible] und Macht zur Selbständigkeit

berufene, zur Fortdauer und politischen Geltung befähigte **Nation** umfaßt. Die Volks-Oekonomie und die National-Oekonomie sind hier eines und dasselbe. Sie bilden mit der Staats-Finanz-Oekonomie die politische Oekonomie der Nation.

In Staaten dagegen, deren Bevölkerung und Territorium nur aus der **Fraction einer Nation** oder eines National-Territoriums besteht, die weder durch den unmittelbaren Staatsverband noch durch das Mittel des Föderativ-Verbandes mit anderen Fractionen ein Ganzes bildet, kann überall nur von einer Volks-Oekonomie im bloßen Gegensatze zu der Privat- oder Staats-Finanz-Oekonomie die Rede sein. In diesem unvollkommenen Verhältniß können die Zwecke und Bedürfnisse einer großen Nationalität nicht in Betracht kommen, kann insbesondere die Volks-Oekonomie nicht mit Rücksicht auf die Bildung einer in sich selbst vollkommenen Nation und auf ihre Selbständigkeit, Fortdauer und Macht geregelt werden. Hier muß demnach die Politik [illegible]

ɜkonomie ausgeschlossen bleiben; hier kann ıur auf die Naturgesetze der Gesellschafts-omie überhaupt Rücksicht nehmen, wie sie ilden und gestalten würden, wenn nirgends ɡroße vereinigte Nationalität oder eine Na- 5 Oekonomie bestände.

n diesem Standpuncte aus ist in Deutsch-liejenige Wissenschaft, welche man früher wirthschaft, dann National-Oekonomie, dann che Oekonomie, dann Volkswirthschaft ge- 10 hat, ausgebildet worden, ohne daß man dort den Grund-Irrthum dieser Systeme wahrgenommen hätte.

Begriff und Wesen der National-Oekonomie konnten nicht erkannt werden, weil es keine ökonomisch-vereinigte Nation gab, und weil man dem besonderen und bestimmten Begriff: **Nation**, überall den allgemeinen und vagen Begriff: **Gesellschaft**, substituirt hatte, einen Begriff, der auf die ganze Menschheit oder auf ein kleines Land, oder auf eine einzelne Stadt so gut anwendbar ist, als auf die Nation.

Zur Lehre von der Wohlstandspflege. — Regulirung der Bevölkerung. Wirthschaftspolitik im Ackerbaustaate.

(*H. Eisenhart*, Allgemeine Socialtheorie [1842] S. 81—82; 134—137.)

die **Relativität** der volkswirthschaft-Mittel, insbesondere jenes Mechanismus 20 erwirklichung des natürlichen Producten-clusive Rentenpreises, zu beweisen, wäre arzuthun, daß die **Bevölkerung**, das ɩeschlecht der productiven Kräfte, wirklich **streben** (*tendency*) habe, wie man es nennt, 25 **die gegebene Besitz- namentlich ıgröße hinauszuwachsen und deren ırungsfähigkeit zu übersteigen.** diesen Fall als eingetreten angenommen, namentlich 1) der Wettbewerb der Arbei- 30 Anstellung die Nachfrage nach Arbeit bei übertreffen, der Arbeitslohn also schon von s unter seinen natürlichen Standpunct fal- · 2) würde der in die Gewerke drängende chuß von Arbeitern sich nicht durch einen 35 in den Landbau weiter zertheilen können: is der Manufacte würde unter seinen natür-Standpunct fallen und dieses Fallen von ıternehmern auf die Arbeiter abgeworfen können u. s. f. In einem solchen Zu- 40 käme also Alles darauf an, daß sich die **rung**, wie es sich gebührt, in Zeiten des s der entfesselten Elemente an das Steuer Da aber das **Uebervölkerungsprincip**, Zerwerfer der Volkswirthschaft, der eigent- 45 egenstand ihrer Bearbeitung wäre, begin-· mit seiner Darstellung ein neues Buch, ı**hre von der Wohlstandspflege** — ı im Grunde ganz Bevölkerungspflege ist, rmirung der Bevölkerung zu den vorhan- 50 ɪnd möglichen Nahrungsquellen....

Uebergang des Agriculturstaats zur **Manu-** gewährt also für seine Uebervölkerungs-einen neuen Lebensboden, auf welchem dieselbe vollständiges Unterkommen findet und mehr. Indeß pflegt dieser Uebergang in *concreto* mit Umständen verknüpft zu sein, welche ihn nicht allein sehr erschweren, sondern **ohne Hülfe der Staatsgewalt** auch ganz unmöglich machen. Wir haben es hier mit Einem Worte wieder mit der **ausländischen Concurrenz** zu thun und der Nothwendigkeit, die inländische aufstrebende Manufacturkraft vor derselben durch ein **Schutzsystem** zu verwahren.

Ein Ackerbaustaat pflegt längst mit seinen Manufacturbedürfnissen versorgt zu sein, ehe er auch nur Eine Manufactur aufgerichtet hat. Der Handel mit einem Fabrikstaate verschafft ihm dieselben gegen das Sürplüs seines Ackerbaues. Daß nun eine zur Aufnahme der Uebervölkerungsmasse, die überall die Preise drückt, neu und in dem eignen Lande zu gründende Manufacturkraft **bei freier Concurrenz** der ausländischen bereits **erwachsenen** nicht aufkommen könne, vielmehr im Keime erstickt werden müsse, liegt auf der Hand. Dagegen hat es der alten Schule noch zweifelhaft erschienen, ob man nicht unter diesen Umständen die Versorgung des Vaterlandes durch ausländische Manufacte der Pflanzung einer **eignen** Manufacturkraft vorziehen solle. **Die Versorgung durch das Ausland und bei freiem Handel liefere ja doch offenbar das Product den Consumenten wohlfeiler.** Man sieht aber wohl, daß es von unserem Standpunct aus zunächst auf größere oder geringere Wohlfeilheit der Manufacte gar nicht ankommt, vielmehr darauf, daß eine vorhandene **Uebervölkerungsmasse**, welche bei eignem Elende überall noch die Preise drückt und die ganze Volkswirthschaft zu Grunde richtet, in der Manu-

facturkraft ein Unterkommen und einen neuen Lebensboden finde — der ihnen von den Fremden präoccupirt ist; ja, von einem höheren Gesichtspuncte überhaupt darauf, daß ein noch fehlendes Glied am gesellschaftlichen Körper, die Manufacturkraft, ausgebildet werde.

Was aber 2) den Kostenpunct betrifft, so wird im Allgemeinen die inländische Manufactur nur während der ersten Zeit der Gründung und Kindheit theurer als die ausländische arbeiten, ja unter dem Schutze eines angemessenen, den Wettbewerb nicht absolut ausschließenden sondern nur regelnden Zolles erstarkt, wird sie am Ende wahrscheinlich das Product zu einem wohlfeileren Preise herstellen können als das Ausland. Sie hat mindestens die gesammten Transportkosten zum Voraus.

Endlich 3) wird auch der Ackerbau durch die unmittelbare Nähe und den Selbstbesitz der Manufacturkraft noch ergiebiger als durch seinen Contact mit derselben schlechthin, — man weiß ja hinlänglich, daß nur diese unmittelbare Nähe der Manufacturkraft (das Städtewesen) eine Menge von landwirthschaftlichen Producten, also von Existenzmitteln, producirbar macht, deren Erzeugung für entfernte Märkte gar nicht lohnen würde. Milch, Butter, Käse, Eier, fast die ganze Viehzucht und Fleischwirthschaft nebst tausend andern Dingen, die einen weiten Transport gar nicht austragen, als Holz, Steine u. dergl. gehören hieher (s. Thünen, Der isolirte Staat in Bezug auf Landwirthschaft und Nationalökonomie. Hamb. 1826. Neue Aufl. 1842).

Der Eventualitäten eines Krieges oder sonstiger Begebenheiten, welche den Verkehr mit dem Auslande unterbrechen oder ganz abschneiden (als Prohibitivsysteme), ist dabei 4) noch gar nicht einmal gedacht, und doch enthalten sie eine *demonstratio ad hominem*, daß ein jedes Gemeinwesen ein jedes Glied an seinem Leibe, welches Natur an ihm angelegt, auch ausgebildet haben soll, damit es soviel möglich jene Autarkeia oder Selbstgenügsamkeit erreiche, welche bereits Aristoteles voll tiefen speculativen Sinnes als den politischen Endzweck bezeichnet hat. Ein Staat soll, wie wir bereits zu Ende des vorigen Buches angedeutet haben, ein volles und ganzes Individuum sein.

Ist es demnach keinem Zweifel unterworfen, daß nur innerhalb des geweihten Bannes eines Schutzzolles bei fremder überlegener Concurrenz eine einheimische Manufacturkraft, wie überhaupt concrete Volksentwicklung (s. a. a. O.), gedeihen könne, so dürfen wir auch nicht weiter anstehen, zu diesem Mittel zu greifen, wie sehr es auch den hergebrachten abstracten Ansichten von Handelsfreiheit zuwider und dem subjectiven Liberalismus ein Aergerniß sein möge. Es ist die Vernunft der Sache!

Anmerk. Das nationale System der politischen Oekonomie. Der Schöpfer des im Texte skizzirten Systemes ist bekanntlich Herr Friedrich List, ein Deutscher, ein Landsmann. Das nationale System der politischen Oekonomie ist das erste eigenthümliche Product deutschen Geistes auf diesem Gebiete der Wissenschaften, das erste großartige Werk desselben in diesem Genre, das sich ebenbürtig neben die Schöpfungen eines Smith, Malthus, Ricardo stellen darf, das Unterpfand weiterer großer Arbeiten unseres Volkes auf diesem Felde und vor Allem einer herrlicheren Zukunft! Das Werk ist eine Gelegenheitsschrift — aber größten Styls! Daher seine Mängel (so ist sogar die Nothwendigkeit der Pflanzung einer eignen Manufacturkraft und eines Schutzsystems nur nach den mehr accidentellen Seiten von Nr. 2, 3 und 4 namentlich 3 des Textes aufgefaßt, durchaus nicht von der eigentlich wesentlichen und organischen, einer Uebervölkerungsmasse dadurch eine Heimat zu gründen — für welchen Fall die Maßregel eines Schutzzolls allein wünschenswerth ist), seine Einseitigkeiten, ja seine Uebereilungen — daher aber auch seine Frische, seine Größe, seine Macht! Von der Noth des Vaterlandes selber abgepreßt, von dem wirklichen concreten Leben mitgezeugt, ist es auch voll seines Hauches und seiner Würze. Sollte ich die Leistung List's vergleichen, so wüßte ich keinen passenderen Vergleich als den mit Burke*).

*) Da auf dieser Seite ein kleiner Raum frei bleibt, so möge ihn eine Note füllen. — Hr. Eisenhart vergleicht List mit Burke, und insofern man nur auf das Talent, den Charakter und die Leistungen beider Männer sieht, erscheint diese Vergleichung nicht unpassend. Nachdem aber List am 30. Nov. 1846 zu Kufstein in Tyrol seinem in vereitelten Hoffnungen aufgeriebenen Leben selbst ein Ziel gesetzt hat, liegt es nahe, auch das Schicksal beider Männer zu vergleichen. Da sehen wir denn den Irländer als Parliamentsmitglied, Mitglied der Regierung und des Geheimen Rathes in einer seiner Begabung angemessenen Stellung; als er sich aus den Geschäften zurückzog, blieb ihm eine Pension von 2500 L. St. (beinahe 30000 fl.). Wie aber sehen wir den Deutschen? Wir wollen es aus Scham nicht sagen. M.

III. Kriegswissenschaft.

189. Lässt sich die Kriegskunst lehren oder lernen?

(*W. von Willisen,* Theorie des grossen Krieges I. [1840] S. 4—13.)

gibt eine Ansicht, welche das geradezu
, und sagt, nur durch Glück oder höch-
lurch Talent leiste man etwas in dieser
sten Kunst — durch Dinge also, welche
:h nicht geben könne, die ein Geschenk
as der Hand, aus welcher wir Alles em-
, für welches der Mensch zu danken habe,
aber je verlieren, oder sich erwerben zu
Die nun, welche dies behaupten, machen
die sonderbare Voraussetzung, daß das
mmer blind sei, wie man es nennt, nie
hle, der es durch seine Anstrengungen,
:hte Einsicht in die Sache zu bekommen,
e, oder doch wenigstens nur zufällig gerade
olchen treffe; sonst wenigstens, und wäre
cht die eigentliche Meinung, würde das
che gegen das Bemühen die Kunst zu er-
welches doch in der Behauptung liegen
inz und gar fehlen und die ganze Rede
r keinen Sinn. Ihre Behauptung zu unter-
, berufen sie sich auf Beispiele, die aber
eswegen gar nichts beweisen, weil ja un-
ein anderer als selbst ein Meister von
lern wissen kann, wie es mit ihm in seiner
itehe, und dann weil ja kein Mensch von
rdienste des Anderen in der Regel sonder-
l weiß, am wenigsten aber sicher jedes-
, welcher mit seinem Urtheile darüber zu
ei der Hand ist. Es läßt sich also solcher
lung gegenüber mit viel mehr Recht, und
rweislich sagen, das Glück treffe immer
, welcher es verdient, und bei genauerer
ergibt sich meistens, daß Erfolge, welche
ersten Anblick reines Geschenk des Glückes
scheinen, es doch keinesweges waren, und
überhaupt bei weitem weniger wahres Un-
n der Welt gibt, als man gewöhnlich
so auch steht es mit dem Glücke: es gibt
reniger, als man denkt.

nun das Talent angeht, so bin ich wahr-
bt gemeint, zu behaupten, es sei auch nur
agsten entbehrlich, wohl aber meine ich,
daß die, welche von ihm alles allein erwarten, entweder wieder nicht recht wissen, was sie sagen, oder daß eine solche Behauptung ganz und gar falsch sei. Was ist denn dieses vielgeforderte und angerufene Talent anders als der Boden, in den hinein der Same fällt und aus dem man erntet, was man säet, Waizen oder Unkraut oder gar nichts? Wer wird behaupten wollen, der gute Boden sei irgendwie entbehrlich? — Er ist es so wenig, wie die günstige Witterung, welche in unserem Falle hier wohl dem Glücke zu vergleichen sein möchte. Es zeigt sich auf jeder Stelle der Geschichte, daß zu großen Erfolgen im Kriege, wie zu einer guten Ernte, viele Dinge gehören, Kenntniß der Sache oben an, Talent als der gute Boden — und Glück als die Zusage der höheren Macht. Oder fällt das Talent immer wie durch Inspiration jedesmal auf das Beste, ohne daß es sich dessen je vorher noch nachher bewußt werde? weiß es gar nicht, warum es das nur wählt und thut, wofür es sich entscheidet? stellt das Talent überall dem, der es besitzt, Kunst und Wissenschaft zugleich zu Gebote? In diesem Sinne ist die Behauptung allerdings eine Thorheit und ein Frevel zugleich. Wenn sie aber nichts meint, als daß der Boden vorhanden sein müsse, damit das Studium, die Mühe, Früchte trage, so ist das nur etwas, was sich ganz und gar von selber versteht, und die Behauptung verliert ihre feindliche Richtung gegen das Lernen in der Kunst ganz und gar. Zu allen niedrigen und hohen Dingen gibt es ein Talent, eben das, welches bewirkt, daß der Eine mit denselben Mitteln doch viel Besseres hervorbringt, als der Andere. Wie hoch wir es aber auch anschlagen, noch keinem ist es je eingefallen, zu behaupten, daß Jemand bloß aus Inspiration einen guten Schuh, einen vortrefflichen Rock oder gar eine Statue, ein Bild würde hervorbringen können, ohne auch nur je über seine Kunst nachgedacht, ohne je etwas in ihr und für sie gelernt zu haben. Darauf aber kommt es hier allein an, denn gegen das Lernen

oder Erlernenkönnen der Sache ist die Behauptung ja gerichtet. Nun wäre es doch sehr wunderbar, wenn für die Ausübung aller, auch der geringsten Dinge das Lernen durchaus nöthig wäre, hier aber, wo es sich von dem Allerwichtigsten, von einer Sache handelt, welche die höchsten Güter des Einzelnen wie ganzer Völker schützt und ordnet, gar nichts zu erlernen, der Allerunwissendste das Höchste zu leisten im Stande sein sollte, während der mit den gründlichsten und tiefsten Kenntnissen Ausgerüstete wohl am Ende gar nicht zu brauchen wäre, gar nichts ausrichtete. Ja, heißt es, dafür ist das Kriegführen auch eine Kunst. — So! also in den Künsten wäre gar nichts zu lernen, der Maler malt, der Bildhauer bildet, der Dichter dichtet, ohne je Etwas für seine Kunst gelernt zu haben, und so ist der General siegreich in Schlachten und Feldzügen und ist dabei in seiner Kunst so unwissend, wie der letzte Grenadier, weiß und kennt von der Natur der Dinge, mit welchen er umgeht, ganz und gar Nichts, er hat nur Talent und Glück; beide ohne Halt und ohne Basis, ganz für sich und in der Luft?

Es leuchtet ein, daß jener Behauptung über das, was Talent und Glück bei der Sache zu leisten haben, eine große Verwirrung der Begriffe zu Grunde liegt. Es wird hiebei entweder ganz willkürlich das, was man Lernen nennt, so beschränkt, daß allerdings nicht viel daran bleibt, indem man nichts damit meint, als das Alleräußerlichste; das ganze Gebiet des höheren Lernens aber, das Resultat des Forschens und Denkens an den gegebenen Dingen ausschließt, und so das ganze höhere Anschauen nicht als eine Frucht des Lernens gelten läßt. Oder man macht an das, was sich soll erlernen lassen, eine ganz unstatthafte Forderung, die nämlich: daß, wenn man nun Alles tüchtig gelernt habe, wovon die Leute behaupten, es sei zu erlernen, man auch sicher dann im Kriege überall das Rechte treffen, des Sieges immer gewiß sein müsse. Weil nun aber Keiner eine solche Garantie geben kann, so werfen sie Alles weg und sagen: wozu soll mir denn der ganze Apparat? Statt daß nun so die Schwierigkeit, welche also immer noch zurückbleibt, die Aufgabe zu lösen — die sich freilich, wie die einer jeden Kunst als unendlich und immer verschieden zeigt — sie zu desto größerer, immer wieder erneuter Anstrengung, zu immer neuem Forschen, neuem Nachdenken bewegen sollte, werfen sie aus Mißverstand, am häufigsten aber aus einer Art geistiger Trägheit jede Bemühung von sich, und überlassen die Anstrengung vornehm genug Anderen, mit der Ueberzeugung, daß auf dem Wege doch Nichts zu erwerben sei; eine Ueberzeugung, die um so wunderlicher ist, da doch gewiß bloß der, welcher den Dingen bis auf den Grund gekommen, d. h. nur der Wissende wissen kann, was für die Ausübung einer Kunst zu lernen sei, und was nicht, was sich überhaupt davon mit Anstrengung erwerben lasse, was nicht.

Ohne also daß es nöthig wäre, hier zu ermitteln, wie viel und was sich für die Ausübung der Kriegskunst durch Mühe und Nachdenken erwerben, was sich erlernen lasse, und ohne dem Talente und dem Glücke ihren Antheil, welchen sie an der Erhebung eines oder des andern genommen haben und nehmen werden, schmälern zu wollen, können wir doch dreist behaupten und uns damit begnügen, daß es doch wohl Manches sein müsse, was zu lernen sei, ja mehr am Ende, als sich die Bequemen träumen lassen.

Wo aber soll nun das, was sich für eine Kunst lernen läßt, zu lernen sein? Hier gibt es nun unter denen, welche dem Lernen günstig sind, einen eben so lebhaften Streit. Ich meine den Streit zwischen den sogenannten Theoretikern und Praktikern. Von diesen nun behaupten die Ersteren — oder werden von den Letzteren beschuldigt, daß sie es thun, — um den Krieg zu erlernen, wäre gar keine Erfahrung nöthig, der innere Kern der ganzen Lehre wäre reine Theorie. Was sich hier auf dem Wege der Betrachtung ergebe, sei richtendes Gesetz, die Praxis müsse sich hier überall Urtheil und Rath holen. Von der Natur der Sache ausgehend — also von dem sichersten Grunde, den es geben könne, komme sie Schritt für Schritt zu ihren Resultaten, und finde so sichere Regeln, wonach jeder einzelne Fall, der praktisch gegeben, sich entweder gleich beurtheilen oder richtig anordnen lasse. Die Erfahrung dagegen zeige immer nur Einzelnes, könne nur aussagen, warum hie und da die Dinge so oder so gekommen; könne aber nie dazu gelangen, eine sichere, allgemein gültige und leitende Regel zu geben. So müsse die Praxis also durchaus bei der Theorie in die Schule gehen. — Dagegen sagt der Praktiker, oder der, welcher Alles von der Erfahrung lernen will, alle Theorie ist leeres Hirngespinnst, nur im Kriege lernt man den Krieg, nur da lernt man, wie es in ihm hergeht, und wie man ihn also zu führen habe. Darf die Theorie je Regeln geben, so sind es nur solche, welche sie von der Erfahrung abstrahirt hat, von sich selber her weiß sie nichts — tappt beständig im Dunkeln. Wehe dem General, der sich von ihr verführen läßt. Die Erfahrung

es — die Theorie eine verführerische un-
che Phantasterei, der zum Heil aller Ar-
iberall und bald der Abschied zu geben
'enn wir nun zusehen, wie sich die beiden
n gegen einander gebehrden, wie sie ihren
neist wirklich in der angedeuteten Art, mehr
Beschuldigungen und Schmähreden, als
gründliche Erörterungen gegen einander
, so bekommt man dadurch schon Verdacht
beide. Daß der ganze Streit aber auf will-
en Beschuldigungen und Mißverständnissen
, wie so mancher andere in Wissenschaft,
nd Leben, das wird schon klar, wenn ein-
ragt wird, was wollen denn beide, Theorie
axis? Die eine will lehren, die andere
auch. Wie können sie denn mit einander
eite sein? Nur wie zwischen zwei ver-
nen Lehrmethoden wäre Streit zwischen
denkbar, und da können sie zwar einen
edenen Gang nehmen, müssen aber in
Resultaten zusammenfallen, wenn die eine
anz Falsches aussagen solle. Der Streit
aber etwa auf Folgendem:

Kunst ist praktisch, sagt der Praktiker —
für zu lernen ist, lernt sich nur an und
, man lernt malen nur durch Malen, bil-
ır durch Bilden, also dem analog, wenn
iegskunst eine Kunst ist, auch den Krieg
rch den Krieg; d. h. mit andern Worten,
ieg lernt sich nur durch Erfahrung, und
denn der ewige Refrain aller Reden, welche
ktiker gegen die Theoretiker vorbringen.
en Irrthümern liegt auch dieser Behauptung
ahrheit zu Grunde. Allerdings kann der
ur durch Erfahrung gelernt werden; aber
ißt denn nun zuerst Erfahrung? wer er-
enn Etwas, ich, der ich dieser oder jener
nheit beigewohnt, aber weder vorher noch
r, noch während der Sache das Mindeste
: gedacht habe, oder der, welcher zwar
at gar keine Erfahrung dieser Art besitzt,
ach und nach eine Menge Kriege studirt,
ıachen der Erfolge überall nachgespürt hat,
raus gesehen, daß gewisse Resultate immer
kehren, wenn die gleichen Anordnungen
achen vorangegangen sind, und so dazu
nen ist, sich Ansichten zu entwickeln,
allgemeine Regeln zu abstrahiren? hat
ht erst Erfahrung und jener Andere keine?
ich nicht durch eine solche Erfahrung
n Krieg kennen, durch jene andere aber
ht? — Und wenn die Erfahrung den Krieg
soll, wie die Praktiker behaupten, muß es
ine solche sein, wie diese? Und ist nun
das, was ich hier als Erfahrung erwerbe, nicht
auch Theorie, so wie sie dazu kommt, sich all-
gemein giltige Regeln und Ansichten zu bilden?
Aber bleibt bei dem so Gewonnenen nicht den-
noch immer eine Unsicherheit zurück? Gibt es
eine entschiedene Sicherheit, daß diese oder jene
Anordnung als Ursache auch jedesmal die näm-
liche Wirkung hervorbringen werde? Weiß ich
mehr, als daß es hundertmal so geschehen ist?
Woher aber die Sicherheit, daß es das hundert
und erste Mal eben so kommen werde? Auf dem
Wege der Erfahrung kann uns diese wirklich nie
zufließen. Erst wenn wir zugleich damit, daß
wir sagen, so ist es beständig geschehen, auch
sagen können, so mußte es geschehen, erst dann
ist völlige Sicherheit, ist eine Regel für die Kunst
gewonnen, worauf es dem, der lernen will, zu-
letzt doch besonders ankommt. Diese nothwen-
dige Bestätigung der auf dem Erfahrungswege ge-
wonnenen Ansichten muß aber wo anders gewon-
nen werden. Natürlich, denn die Erfahrung kann
nie mehr geben als Erfahrung, und die reichte
eben nicht aus. Dieser Mangel nun ist aber allein
durch die reine Theorie zu ersetzen, d. h. auf
dem anderen von den beiden Wegen, auf welchen,
wie behauptet wurde, zuletzt die nämlichen Re-
sultate gewonnen werden müßten. Was ist nun
diese reine Theorie, was gibt sie, und wie kommt
sie zu dem, was sie gibt? Wie die Erfahrung
vom Einzelnen auf das Allgemeine kommt, so
kommt die reine Theorie vom Allgemeinen auf
das Einzelne; wie die allgemeinen Aussprüche
der Erfahrung unsicher sind, so sind es die der
Theorie über Einzelnes. Zu ihren allge-
meinen Resultaten aber kommt die Theorie da-
durch, daß sie den sicheren allgemeinen Grund,
auf welchem alle Wahrheit ruhen muß, richtig
zu schauen sich bemüht; dieser aber ist nichts
Anderes als die Natur des Gegenstandes, mit
welchem und für welchen sie Etwas zu finden
bemüht ist. Hat sie diese Natur ergründet, so
glaubt sie volles Recht zu haben, nun im Ein-
zelnen oder Praktischen, was dasselbe ist, zu
sagen, so und so muß verfahren werden, und
gewiß ist das kein unstatthaftes Verlangen. Es
kann nur gezweifelt werden, ob es ihr je ganz
gelungen sei, die Natur der Dinge in ihrer gan-
zen Tiefe und Ausdehnung richtig zu schauen.
Wenn aber zuletzt die Aussagen der bloßen rei-
nen Theorie und der Erfahrungstheorie zusam-
menfallen, da ist, wenn irgendwo auf dem Ge-
biete menschlichen Wissens und Könnens, ent-
schiedene Sicherheit.

Wir greifen etwas vor, um an einem bestimmten

n
im
neu

[illegible] ze.

[illegible]

[illegible] ...ermacht zogen. Ich [illegible]

[illegible] sah ich mich mit einer [illegible]

ı den geschehenen Dingen um, und bin
:h wenig erstaunt, sie überall bestätigt zu
denn was ich entwickelte, ergab sich aus
ur der Dinge, ist mithin nothwendig, —
s nothwendig ist, muß ja auch wirklich
Ian sucht die Bestätigung draußen, bloß
Sicherheit willen; nicht, als wenn die
ler Dinge auf falsche Resultate führen
sondern weil die Augen, welche sahen
ıften, menschliche Augen, d. h. auf allen
dem Irrthum unterworfen sind. Zugleich
ie diesem auch sein mag, zeigt sich hier,
ıem Verhältnisse die Theorie zur Praxis
Speculation zur Erfahrung — steht, in
s Nothwendigen nämlich zu dem Wirk-
Das Nothwendige aber bedarf der Bestä-
'on nirgend her, das Wirkliche aber wohl,
s mehr als Fälle abgebe, damit das, was
rt, Gesetz und Regel werden könne. Von
aber, wovon das eine des anderen zwar
en kann, das andere aber nicht des ersten,
das Selbständige wohl das Vornehmere.
ist es auch hier. — Daß es der armen
aber häufig so schlecht ergangen, das
verdankt sie einer argen Verwechselung, an welcher sie ganz unschuldig ist, der nämlich zwischen Theoremen und der Theorie selber. Daß jene meist sehr mangelhaft sind, ist leider wahr genug; das liegt aber an den Augen, welche sehen oder zu sehen glaubten, und nicht an der Theorie, die ein- für allemal unverwundbar ist, wie die Philosophie, die ewig unbesiegbare, weil, wo ein System besiegt wird, es wieder nur die Philosophie ist, welche siegt, und das Besiegte war es nicht. Es können alle vorhandenen Theoreme falsch sein — und wer weiß es nicht, wie häufig sie hinken — und dennoch hat nur die eine Theorie recht, und um so sicherer, als sogar sie nur allein im Stande ist, alle die falschen Schwestern zu Schanden zu machen.

So viel für jetzt zur Erläuterung und zur ersten Andeutung, um zu zeigen, wie jener häufig aufgestellte Gegensatz zwischen Theorie und Erfahrung durchaus nichtig und mißverstanden, durchaus nicht in der Natur der Sache gegründet, sondern gerade im Gegentheile der Natur der Dinge völlig widersprechend ist, da beide eben ein und dasselbe lehren und sind.

---

190. Armeen, ihre Eigenschaften und Functionen.

(Dasselbe Buch S. 30—36, 37—39.)

ıtrumente und Stoff des Krieges,
Mittel sind Armeen. — Das vornehm-
:el, d. h. Instrument und Stoff zur Lösung
gabe der Kriegskunst ist überall eine Ar-
Das Hauptinstrument, womit sie agirt, ist
rmee; der Hauptstoff, in welchem oder
velchen sie thätig ist, ist wieder eine Ar-
ur die des Gegners.
fern sich nun nach diesem Satze die ganze
um die zweckmäßigste Art drehen muß,
meen als Instrument und Stoff zu behan-
ıd, ist es nicht zu vermeiden, jeden Au-
ı auf die Frage zu stoßen, ob denn nun
nes Mittel ganz so eingerichtet sei, wie es
llte. Immer kommt, wo ich einen gege-
Zweck zu erreichen habe, die Frage wie-
auch das gegebene Mittel das beste dazu?
uweisen ist deshalb zwar willkürlich, aber
ı doppelt erlaubt, wo der Zweck der Un-
ung rein für die Praxis ist, welche natür-
ı Mittel nehmen muß, wie sie sie findet.
ja gerade die Aufgabe der Kunst, die stets
:h ist, mit den gegebenen Mitteln das Ge-
forderte zu leisten. Endlich aber tritt hier für uns die Untersuchung über die Einrichtung der Armeen auch darum wohl mit Recht stärker in den Hintergrund, weil wohl in unseren heutigen Einrichtungen manches Einzelne besser zu machen, aber doch nicht leicht etwas so Wesentliches zu ändern sein möchte, daß daraus sich ein Einfluß auf den Gang der großen Operationen erwarten ließe. Nur große Erfindungen könnten dem Gefechte eine andere Gestalt geben; und auch dadurch würde der Theil der Kunst, welcher auf die Entscheidung des großen Kriegs den wesentlichsten Einfluß hat, die Kunst der Vertheilung und Bewegung der Massen nicht berührt werden. Niederlagen und Erfolge haben sich aber seit Anbeginn der Zeiten und der Kriege fast nur an diesen letzten Theil der Kunst und nicht an einzelne Virtuositäten oder bessere Einrichtungen der Bewaffnung und der Elementarbewegungen geknüpft. Nur wo etwa völlige Barbarei und entschiedenste Feigheit gegen die Spitzen militärischer Cultur oder völliger Mangel an Disciplin gegen strenge Ordnung auftritt, wird die Lage

der Dinge wesentlich verändert. Solche Anomalien aber liegen außer unseren europäischen Verhältnissen, mit denen wir es doch gern allein zu thun haben wollen.

Natur der Armeen, d. h. ihre Eigenschaften. — Die Armeen sind Hauptinstrument und Hauptstoff der Kriegskunst, ihre Hauptmittel. Die Untersuchung der Natur der Armeen ist also der Weg, zu einer Construction der Wissenschaft der Kriegskunst, zu deren Theorien zu kommen.

Da es nach dem Früheren feststeht, der Weg, unsere Resultate zu erlangen, könne kein anderer sein als der, die Natur derjenigen Dinge, woran unsere Kunst als Mittel zur Ausführung gebunden ist, zu prüfen; indem sich dann ergebe, wie nun diese für den Zweck behandelt werden müssen, diese Natur aber nichts Anderes ist, als die Summe der Eigenschaften der Dinge, so wendet sich die Untersuchung zunächst an diese Eigenschaften, sucht sie der Reihe nach aufzuzählen, fragt dann, welche Regeln der Behandlung und des Handelns sich von jeder einzelnen Eigenschaft her ergeben, und sieht zuletzt zu, ob sich etwas Widersprechendes in den einzelnen Ergebnissen vorfinde, in welchem Falle dann eine Art künstlerischer Ausgleichung das Ganze der theoretischen Lehre beschließen müßte.

Bedürftigkeit als erste und größte Eigenschaft der Armeen. — Bei dem Suchen nach den Eigenschaften einer Armee zeigen sich nun zuerst zwei, welche völlig durchgreifen, ihre Natur am meisten erschöpfen, sie in jedem Moment ihres Daseins begleiten, deren Untersuchung mithin den größten Raum der theoretischen Construction der Kriegswissenschaft einnehmen muß. Eine Armee ist nämlich zuvörderst ein Aggregat von Menschen und Thieren, dessen erste und durchgehendste Eigenschaft die ist, ungeheure Bedürfnisse zu haben, an deren täglicher oder doch zeitgemäßer Befriedigung ihre Existenz hängt. Bedürftigkeit ist also die erste Haupteigenschaft einer Armee. Eine Armee ruht auf dem Magen, sagt die alte Regel.

Die Bedürftigkeit ist eine so durchgreifende Eigenschaft der Armeen, daß sie nie einen Augenblick ihres Lebens haben, welchen sie nicht unter ihrem Einflusse zubrächten. Ihre Existenz ist beständig an die Ansprüche geknüpft, welche Armeen von dieser Eigenschaft her machen, und so ist der alte Ausspruch, die Armeen ruhen auf dem Magen, ganz richtig. Das aber, worauf sie so ruhen, muß natürlich wenigstens eine ihrer großen Haupteigenschaften bedingen. Eben so wahr aber als dies ist, so richtig muß es auch sein, in der Lehre einen Hauptabschnitt auf diese große Eigenschaft zu basiren.

Die Bedürftigkeit als die erste große, nothwendige Eigenschaft, welche Armeen durch alle Momente ihres Daseins begleitet, muß nun zuerst die Behandlung und den Gebrauch der Armeen einer ganzen Reihe von Regeln und Vorschriften unterwerfen, welche ebenso einen Haupttheil der ganzen Lehre bilden müssen, wie jene Eigenschaft der Bedürftigkeit, aus welcher sie fließen, eine Haupteigenschaft der Armeen bezeichnet.

Wenn dem nicht so wäre, so wäre eben jene Eigenschaft keine Haupteigenschaft. So durchgreifend aber und überall hinreichend in dem Leben der Armeen jene Eigenschaft ist, so maßgebend sind auch die Regeln, welche die Wissenschaft sich von hier aus für die Uebung der Kunst abstrahirt. Das Nothwendige dieser Eigenschaft aber, die eben zu allen Zeiten und bei allen Armeen dieselbe gewesen, erklärt die ewige Gültigkeit, das Gesetzgebende dieser Regeln für alle Zeiten und mithin das sich Gleichbleiben einer ganzen Reihe der wichtigsten Regeln und wissenschaftlichen Sätze der Kunst durch alle Zeiten, vom grauesten Alterthume her bis auf Gestern und Heute. Und wirklich, so wenig wechselnd die Natur der Armeen in dieser Eigenschaft ist, so wenig wechselnd ist die Lehre der Kunst in diesem einen ihrer Hauptabschnitte; und wäre dies nun zugleich der wichtigste, d. h. der Theil der Kunst, von welchem der große Krieg fast immer seine Entscheidungen hernimmt, so wäre die Kunst für alle Zeiten mehr eine und dieselbe, als man wohl zu jeder gerade gegenwärtigen Epoche hat zugeben wollen, deren jede sich vielmehr häufig genug rühmt, die Kunst stehe nunmehr auf einer ganz anderen Stufe, als in den vorhergegangenen Epochen. An dieser Ruhmredigkeit leidet besonders das letzte Jahrhundert, die Epoche Friedrichs, die der Revolution, und unsere heutige, deren Ansichten aus den Grundsätzen jener beiden zusammengesetzt sind.

Lehre von den Verbindungen: Strategie. — Wir nennen diesen ganzen Theil der Lehre von der Eigenschaft her, aus deren näherer Betrachtung er sich entwickelt, die Lehre von der Bedürftigkeit, oder, von den Mitteln und Wegen her, mit und auf welchen sie befriedigt wird, die Lehre von den Verbindungen, oder, um den Begriff bequemer Weise mit einem Worte bezeichnen zu können, die Strategie.

So schwierig und bedenklich Eintheilungen und Trennungen eines in letzter Instanz sicher untheilbaren Ganzen auch sind, so sind sie doch für

ckelungen, welche immer nur stückweise
hreiten können, durchaus nöthig. Sie brin-
lethode in das Ganze, liefern ein Schema,
es das so nöthige Uebersehen von jeder
aus ungemein erleichtert, und gewähren
ch den großen praktischen Nutzen, sich im-
uf eine leichte Weise versichern zu können,
gend einer Anordnung nichts Wesentliches
hen zu haben, sobald man dahin gekom-
das was sie aussagen sich auf eine leben-
Weise zur Anschauung gebracht zu haben.
wäre nur das Zusammenfassen des ganzen,
Begriffs in das eine bekannte Wort Stra-
zu rechtfertigen. Bekanntlich ist an keinem
der militärischen Terminologie so viel ge-
t und gedreht worden, als an diesem, seitdem
ch Bülow mit einer Bedeutung, welche man
is dahin noch nie gegeben, eingeführt und
emeinem Gebrauche gekommen ist. Manche
den damit bezeichneten Begriff so weit aus-
t, daß am Ende nichts zwischen Himmel
rde mehr war, was nicht mit einiger Ge-
heit in den Umfang dieser unermeßlichen
aschaft hineinzubringen gewesen wäre. Es
hnet ihnen die ganze Theorie des Krieges,
rieg aber ist ihnen nichts Anderes als die
etzte Staatspolitik mit andern Mitteln, also
nze Staat im Kriege; und da der Krieg im
n sich rüsten muß, so auch der ganze
. Was wäre mithin auf diese Weise nicht
gie, vom Schuhmachen bis zur höchsten
nschaft aller Dinge im Staate? Andere wie-
lectirten, gar nicht zu verstehen, was man
ich Besonderes damit bezeichnen wolle
önne, indem entweder die ganze Wissen-
der Kriegsführung gar nicht in solche ge-
Theile, wie man hier einen bezeichnen
sich zerspalten lasse, oder die Spaltung
ein willkürliche an keiner Stelle deutlich
eichnende und also mindestens ganz nutz-
ei. Das ganze Kriegführen sei am Ende
ne Sache des Verstandes, habe keine Theo-
eine Wissenschaft und also auch keine Ein-
ig.
wird noch öfter Gelegenheit geben, auf die
fache Art und Weise, in welcher Wort
egriff der Strategie gebraucht werden, zu-
kommen. Hier ist es gewählt worden, weil
entschieden aufgenommen ist in den Sprach-
ch, daß es nie mehr herauszuwerfen sein
, wenn auch Einzelne ziemlich Gegründe-
gegen aufzubringen im Stande wären. Der
ber so viele Hindernisse, welche einer sol-
Aufnahme stets entgegenstehen, ist aber
einem Gutheißen von höherer Macht gleich zu
halten. Das Protestiren von Einzelnen erscheint
um so thörichter, als ja, wenn dieses auch einen
ganz unerwarteten Erfolg hätte, das Wort, wenn
nur der Begriff, den es mehr oder minder glück-
lich bezeichnet, wirklich vorhanden ist, doch so-
gleich durch ein anderes wieder ersetzt werden
müßte. Daß es aber hier von uns gewählt wor-
den ist, um den angegebenen Begriff damit zu
bezeichnen, ist geschehen, weil es da, wo es
dem siegreichen Sprachgebrauche nach irgendwo
etwas klar Gedachtes bezeichnet, sich jedesmal
auf die Verbindungen oder etwa auf die Leitung
der großen Massen außerhalb des Gefechts be-
zieht. Weil aber das, was über diese Leitung
zu sagen ist, eben nur das ist, was sich in Be-
zug auf die Verbindungen darüber sagen läßt, so
umfaßt die Erklärung, die Strategie sei die
Lehre von den Verbindungen, Alles mit
dem Worte irgendwo zweckmäßig, klar und be-
stimmt Ausgedrückte. Zuletzt aber, wenn dem
auch nicht so wäre, muß es Jedem gegönnt sein,
mit irgend einem Worte jeden beliebigen Begriff
zu bezeichnen, und nur das kann mit Recht ver-
langt werden, daß dieser Begriff selber ein deut-
licher, bestimmt begrenzter, überall faßbarer sei,
und dies scheint der bezeichnete auf alle Weise
zu sein. Bei dem unbefangensten Wunsche ir-
gend eine bessere Definition, die sich irgendwo
fände, aufzunehmen, ist mir keine vorgekommen,
für welche sich mehr, als für die gewählte, sagen
ließe.

Schlagfähigkeit als zweite große Eigenschaft der Armeen: Taktik. — Armeen
haben aber neben ihrer Bedürftigkeit, an deren
Befriedigung ihre Existenz zu jeder Zeit hängt,
eine zweite große, durchgehende Eigenschaft: die
eigentlich active, kriegerisch thätige, die, daß
sie sich schlagen können, Schlagfähigkeit; die-
jenige Eigenschaft, durch welche sie mit ihrer
Thätigkeit auf das Schlachtfeld gewiesen sind.
Diese Schlagfähigkeit aber eben so, wie oben die
Bedürftigkeit auf den letzten Zweck der Kunst,
auf den Sieg bezogen, unterwirft die Behandlung
und den Gebrauch der Armeen einer anderen,
zweiten Reihe von Regeln und Vorschriften, wel-
che einen zweiten Haupttheil der Wissenschaft
der höheren Kriegskunst bilden.

Eben so, wie eine nähere Betrachtung der
Bedürftigkeit der Armeen auf einen Weg führen
muß, den Sieg in seiner höchsten Potenz, die
Vernichtung des Gegners zu finden, so muß es
gleicherweise die nähere Betrachtung der zweiten
hier erwähnten großen Haupteigenschaft der Ar-

meen thun. So wie es sich nämlich als möglich zeigen muß, den Feind zu vernichten, wenn man ihn in seiner Haupteigenschaft der Bedürftigkeit angreift, so wird dies gleichfalls durch einen Angriff gegen seine zweite Haupteigenschaft die der Schlagfähigkeit zu erreichen sein. Der Feind, der nicht mehr schlagen kann, ist eben so vernichtet, so besiegt, wie der, welcher nichts mehr zu essen hat, welcher keinen Ersatz heranziehen kann. Zeigt sich hier aber ein zweiter Weg, die Lösung der Aufgabe der Kunst zu finden, so ist es abermals erlaubt, aus der Lehre, welche uns in diesem Theile der Kunst zurechtweist, einen zweiten großen Hauptabschnitt des Ganzen zu machen.

Wir nennen diesen ganzen Theil der Lehre von der Eigenschaft her, aus deren näherer Betrachtung er sich entwickelt, die Lehre von der Schlagfähigkeit, die Lehre vom Schlagen — oder die Taktik.

Ueber diese gewählte Bezeichnung wäre nur zu wiederholen, was oben zur Rechtfertigung über die Bezeichnung des andern Haupttheils der Lehre durch das Wort Strategie gesagt worden ist. Sprachgebrauch und innere zureichende Gründe rechtfertigen, was sonst auch als nächstes Recht der Willkür von Jedem in Anspruch genommen werden könnte.

Angriff und Vertheidigung: Functionen. — Es fällt also zuerst das Ganze der Lehre in zwei großen Massen auseinander, wozu die zwei ewigen Haupteigenschaften der Armeen den Grund hergeben, in Strategie und Taktik, d. h. in eine Lehre, welche zeigt, wie die Kunst in Bezug auf die umfassende Eigenschaft der Bedürftigkeit, und in eine andere, welche entwickelt, wie sie in Bezug auf die ebenso umfassende Eigenschaft der Schlagfähigkeit der Armeen zu verfahren habe.

So wie Armeen aber in jedem Augenblicke ihres Daseins nur innerhalb ihrer Eigenschaften leben, wie sie in jedem Augenblicke bedürftig sind und schlagfähig, eben so sind Armeen in jedem Augenblicke ihres Lebens als handelnde Potenzen zu Erreichung des Kunstzwecks innerhalb der Gesetzmäßigkeit, welche ihre Eigenschaften dictiren, thätig, und sind von der Seite ihrer Thätigkeit in jedem Momente ihres Daseins mit einer Seite der eignen Erhaltung, mit der anderen der Vernichtung des Gegners zugewendet. Eben so aber, wie jene den Armeen beständig und nothwendig inwohnenden Eigenschaften einen genügenden Grund zu einer Eintheilung der ganzen Lehre in zwei große Massen hergeben konnten, so kann es mit demselben Rechte die beständig vorhandene doppelte Richtung ihrer Thätigkeit. Die der eignen Erhaltung zugewendete ist aber ihrer Natur nach stehend, abwehrend, vertheidigend — defensiv —, die der Vernichtung des Gegners zugekehrte aber vorgehend, angreifend, offensiv. Von den Thätigkeiten oder von den Functionen her, welche jeder Armee beständig zufallen, würde dann die Lehre in eine erhaltende und eine vernichtende Kunst zerfallen, in Vertheidigung und Angriff, Defensive und Offensive.

Der Eintheilungsgrund, von den Thätigkeiten hergenommen, ist nur insofern nicht so zu rechtfertigen wie der von den Eigenschaften entnommene, als offenbar die Eigenschaften der Dinge das Frühere in ihnen sind. Die Thätigkeiten sind erst eine Folge der Eigenschaften, und mithin später. Da sie aber gleich das Zweite sind, so würden sie als Ausgangspunct für alles Folgende ebenso genügen, und es wird sich auch bald zeigen, daß es für die Lehre selbst ganz gleichgiltig ist, welche Eintheilung vorangestellt wird.

Das Leben der Armeen ist ein beständiges sich Durchdringen und sich Bedingen ihrer Eigenschaften und Functionen. — Das Leben der Armeen nun, d. h. ihre Kunstthätigkeit, ist ein beständiges Durch-, In- und Aufeinanderwirken ihrer Eigenschaften und ihrer Functionen. In jeder Eigenschaft haben die Armeen eine doppelte Function, und in jeder Function eine doppelte Eigenschaft; und dieses Durcheinander gibt das vollständigste Schema zu der ganzen Lehre.

In jedem Augenblicke ihres Lebens sind Armeen bedürftig und schlagfähig, und in jedem Augenblicke wollen sie sich erhalten und den Gegner vernichten. Sie wollen sich von ihrer Bedürftigkeit her sicher stellen, den Feind von daher gefährden, sie wollen ihre eigene Schlagfähigkeit erhalten und stärken, die des Feindes schwächen oder zerstören. Ueberall weckt die Eigenschaft der Bedürftigkeit eine doppelte Thätigkeit, deren eine Seite auf die eigne Erhaltung, die andere auf Vernichtung des Gegners gerichtet ist, überall thut die Eigenschaft der Schlagfähigkeit dasselbe, sie hat immer ein Auge auf die Erhaltung und Stärkung der eignen, und das andere auf die Zerstörung der Kräfte des Feindes gerichtet.

IV. Vereinswissenschaft.

1. Zur Geschichte und Kritik der Staatswissenschaft. — Plato und Aristoteles.

(*F. C. Dahlmann*, Die Politik I. [1840] S. 205 - 216.)

leben den Gebundenheiten der Staaten wie
ren und sind, bewegt sich ein System der
ıgen fort, warum die Staaten gerade so sein
und wie sie anders doch sein könnten und
künftig werden müssen. Diese Meinungen
von jeher eine nicht unbedeutende Herr-
über die Dinge selber geübt, man war im
ıum durchaus nicht ungeneigt, wenn der
edanke sich verwirrte, mit dem Werden-
cht zu bleiben wußte, einem hervorragen-
aane das Schicksal seines öffentlichen und
seines Privat-Rechts zu vertrauen. Berg
ıal standen damals geschiedener. Heutzu-
ie ein gesteigertes Selbstgefühl die Staats-
ungen scheinbar zur Disposition der Völ-
llt, die öffentliche Meinung allein hervor-
und entscheiden will, ist es doppelt noth,
ese sich durch Erfahrung zu berichtigen
d den politischen Vorwitz mindestens an
ginalität seiner Irrthümer verzweifeln lasse.
äuft man nur den Stoff der Meinungen nicht
m widerwärtigen Gemische gemein subje-
Gegensätze, läßt es sich gefallen lieber be-
ls gelehrt zu sein und ruht bloß bei den
nderen Erscheinungen aus, so enthält es
großen Beitrag zur Verständigung zu be-
n, wie der Eine um den Staat herauszu-
ı die Familie befestigt, der Andere sie
t hat, wie man den Naturstand zur Grund-
acht und Despotie daraus folgert oder mit
o leichter Mühe auch ihr Gegentheil, wie
ıs der Bibel den Staat baut und durch die
rische Salbung des Fürsten Inneres heiligt,
aat unter die Kirche schiebt und wieder
rche unter den Staat, der politischen Drei-
ıldigt oder der Volks-Souveränität; wie
eser im Herzen unschuldige Altäre baut,
e in die Welt ausströmen läßt, damit die
t des Ganzen lebe, wenn auch das Glück
ızelnen zum Opfer fällt. Aber auch Land-
gölte es hier zu mustern, die keine Le-
benskraft zum Stehen haben und von einer Concessions- und Octroi-Systematik wäre zu reden, die Andere glauben machen will, was sie selbst nicht glaubt; falls nicht diese Erörterung über das bloße Meinen hinausgeht. Hier nun möge Weniges zugleich an das Viele erinnern, das ungesagt bleibt.

2. Von keinem früher aber würde als vom Pythagoras anzufangen und wohl lange bei ihm zu verweilen sein, stände er nicht wie eine eben so verdunkelte als einzig hohe Gestalt da. Die Weisesten des späteren Griechenlands deuteten gern auf ihn als den Meister zurück, der jedem Theile des Wissens in die Tiefe sah, größer noch durch den Besitz des geistigen Bandes, welches die Theile zum Ganzen verknüpft, der es zweifelhaft ließ, ob nicht, wenn seine Schule Bestand gehabt, aus seinen Weihen sich eine Religion der Hellenen von tiefsinnigerem Grunde hervorgebildet hätte, durch eine Priesterschaft der Geweihten höchster Stufe zugleich mit dem Staate selber verwaltet. Wie es nun kam, blieb, während im Innern jeder Wissenschaft Denkmale dieses so gewaltigen geistigen Vermögens aufgestellt waren, im öffentlichen Gedächtniß der Menschen nur die Ueberlieferung einer ganz ausgezeichneten Lebensweise übrig, welche Pythagoras auf seine Bundesgenossen übertrug. Wir vernehmen, daß er in Kroton gesetzgeberisch gewaltet, und all sein Ansehen war, entfernt von der Selbstfeier der vom Staate Zurückgezogenen, auf die Einführung trefflicher Ordnungen in den Staat gerichtet. Durch überlegene Menschenbildung und fortgepflanzte politische Grundsätze gedachte er die Herrschaft nicht an die Bestgeborenen, sondern an die Bestgebildeten zu knüpfen und eben dadurch die in den italischen Städten der Griechen frühzeitig entwickelte Hinneigung zur Volksherrschaft zu bekämpfen. Aber die Schulen der Pythagoräer wurden verbrannt und das Griechenthum gieng seinen Weg.

3. Platon und Aristoteles, des Pythagoras wohl eingedenk, aber in schon nachtheilig entschiedenen Staatsverhältnissen von Griechenland lebend, die kein verführerisches Bild mehr boten, am wenigsten aber eine Rückkehr auf den Weg des Pythagoras zuließen, wichen nach verschiedenen Seiten ab. Platon lehnte seinen Staat, dessen Ausführbarkeit er selber dahinstellt, fast leugnet, an die Stärke der menschlichen Natur, Aristoteles den seinen an die Stärke und die Schwäche derselben an, und Aristoteles beurtheilte das Maß beider aus den geschichtlich vorliegenden Zuständen. Platon zielte zu hoch, dagegen Aristoteles Gefahr lief, sein Ziel zu niedrig zu nehmen und vorkommende, darum aber nicht nothwendige Zustände für unvermeidlich zu halten. Platon erhielt, wenn überhaupt einen durchführbaren Staat, immer nur einen einzigen, Aristoteles, die Zustände messend, erkannte, daß sehr verschiedene Regierungsformen beziehungsweise gut sein können.

4. Dem Platon ist die Darstellung des Staats der nothwendige Schlußstein zu seinen Ausführungen auf dem Felde der Sittenlehre. Platon stellt den Staat dar um der Lehre von der Gerechtigkeit willen; er nimmt an, die Gerechtigkeit, als die jedem Theile des Ganzen die Gebühr zutheilende Tugend, müsse sich im guten Staate im größesten Maßstabe und dadurch in deutlicheren Umrissen darlegen, als sie in den Seelen Einzelner erscheinen kann. Allein schon dieser Ausgangspunct entfernt ihn vom wirklichen Leben, welches häufig in kleineren Kreisen des Daseins die sittlich befriedigendsten Verhältnisse entfaltet, während die Staatseinrichtung in Ungerechtigkeit versunken ist.

Das Werk der Gerechtigkeit aber soll so vollbracht werden, daß die Bevölkerung sich theilt in solche, die zu befehlen, und solche, die zu gehorchen haben, die Befehlenden sich aber wieder theilen in Befehlshaber und Ausrichter oder Gehülfen. Wie demnach die in der besten Erziehung bestbewährten als die eigentlichen Weisen (Philosophen) im Staate die Hüter sind, d. h. den Staat regieren, ihm seine Grenze setzen, Gesetze geben, Gericht und Verwaltung einsetzen, und selber, doch nicht vor dem funfzigsten Jahre, an die höchste Stelle treten, so wirken die mit den Kräften der Tapferkeit begabten Jünglinge in tieferer Ordnung als der Weisen Helfer und Ausrichter ihrer Anordnungen. Sie sind die Wehrmänner, das stehende Heer des Staates. So kommen in die dritte Classe die bloß Gehorchenden, welches die Gewerbtreibenden sind und darum dahin gehören, weil sie nur den eignen, nicht des Staates Nutzen suchen. Daher dürfen sie weder befehlen, noch selbst mit schützen helfen. Ihnen liegt ob jene Oberen von dem Gewinne zu ernähren, welchen sie aus den Gewerben ziehen, die Jedem von ihnen nach seiner Fähigkeit vom Staate angewiesen werden. Eine eigentliche Gesetzgebung für die Verhältnisse der Gewerbtreibenden gilt für nicht der Mühe werth. Sie sind, wenn auch bei weitem die Mehrheit der Bevölkerung, dennoch der eigentliche Unterbau des Staates, nicht das Staatsgebäude selber.

5. Wie aber diese Classen sich bilden? Zuerst gewissermaßen durch ein Wunderwerk, wie es Platon selber darstellt, dadurch nämlich, daß Philosophen die Herrschaft irgendwie bekommen, die Unterthanen aber sich gefallen lassen, so viele ihrer über zehn Jahre alt, auf das Land zu wandern, womit die jüngeren zur Erziehung den Herrschern anheim fallen. Sowie sich deren Fähigkeiten entwickeln, geschieht die Sonderung der so Erzogenen, welche von nun an erbliche Gewalt hat, und vermöge des Princips, daß von Guten Gute geboren werden, eine Vererbung der höheren Fähigkeiten verspricht, insofern nur jede Mischung der höheren Classen mit einer niederen vermieden wird. Ausnahmsweise haben die Herrscher das Recht, Sprößlinge der höheren Ordnung, die sich der besten Staatserziehung nicht würdig beweisen, in die niedere Ordnung herabzustoßen, und umgekehrt, wo sich unter unedlem Metall edles zeigt, dieses in die beiden höheren Classen zu versetzen, deren Mitglieder Ehre es ist, kein Eigenthum zu haben, keinen Hausstand, nur gemeinsame Mahle, damit ihnen nicht die eigene Familie, sondern der Staat das Nächste und Alles sei.

6. Darum beruht der Staat auf der Staatsaufsicht über die Ehen. Und hier spricht Platon den Frauen gleiches Wesen und Fähigkeit mit den Männern, nur im geringeren Maße zu, und ohne in der Gebundenheit ihrer Körper ein Hinderniß zu finden, weist er ihnen männliche Leibesübungen und männliche Erziehung an und die Kriegs- und Friedensämter sind Frauen und Männern gemeinsam, nur nach Unterschied der persönlichen Fähigkeit. Da ihm nun der Antrieb zur Vereinigung der Geschlechter bloß in dem sinnlichen Reize der Körper besteht, so macht es keine Schwierigkeit, auch dadurch die Staatsoberen über jede Beengung durch Familienrücksichten zu erheben, daß in Hinsicht auf sie eine Gemeinschaft der Elterlichkeit gegründet wird, vermöge welcher weder die Eltern ihr Kind kennen, noch das Kind seine Eltern.

s darf darum keine regellose Vermischung
ie Oberen sollen die Zahl der Heirathen-
m, mit Rücksicht auf Kriege und Krank-
nach dem Grundsatze, daß der Staat so
ich niemals kleiner oder größer an Män-
de. Die Hochzeiten werden an gewissen
eierlich unter weihenden Gesängen be-
nd zwar so, daß die Ehegenossen sich ein-
oosen, obwohl nur dem Scheine nach, denn
scher lenken so die Loose, daß die gleich
en sich einander zu Theil werden, sehr
ndeß, damit ein jeder sein schlechteres
em Loose beimesse, nicht den Oberen.
Tapfersten dürfen sich mit mehreren
verbinden, damit recht viele Tapfere er-
rden. Die Kinder dieser Ehen aber wer-
ch nach der Geburt in ein besonderes
tel, in das Kinderhaus gebracht, wo alle
sich beistehen, sie aufzusäugen, so daß
ater noch Mutter ihr Kind herauszuer-
vermögen. Kinder schlechter Aeltern aber,
vorgerückten, nicht mehr für die Zeugung
n Jahren erzeugte, oder gebrechliche, wer-
nicht auferzogen, sondern ausgesetzt. Alle
die zwischen dem siebenten und dem
Monat nach jener Festhochzeit geboren
rden demnach von allen damals Verbun-
ls gemeinsame Kinder betrachtet und als
weiter erzogen. Mit diesen nun dürfen
Gesammteltern zwar nicht verehelichen,
ie Gesammtkinder, die sich Brüder und
ern nennen, dürfen es, wenn Apollon
awider hat. (V. p. 461.)
o bringt Platon der Gottheit des Staats
sten nur denkbaren Opfer, das Opfer der
, des Hauswesens, der individuellen Bil-
d persönlichen Freiheit, indem über jede
iche Anlage von Staatswegen in Erziehung
wendung verfügt wird, der Hauswirth-
der im Reichthum enthaltenen Bildungs-
und Genüsse, der freien Bewegung der
insbesondere der Dichtkunst; ja er scheint
einige Naturgesetze zu opfern, und alles
um ein Gemeinwesen zu gründen, wel-
n irgend einem der Alleinweisen, welcher
illig für kurze Zeit sich dazu herabläßt,
bränkt beherrscht wird; und das Alles
t nicht für einen Staat der reinen, ein-
allgemeinen Menschlichkeit, sondern für
Staat von Hellenen, denen alle Nichthelle-
fäße der Unehren sind. Würde die Gott-
pollon), von welcher der Staat seine Re-
rwarten soll, diese Mittel für diese Zwecke
en? Steht denn wirklich das Gutsein des
Staats höher noch als das Gutsein seiner Besten, da diese durch Trug (in den Eheloosen), also durch einen Abfall vom Guten diese höchste Ausbildung des Staatskunstwerks, welches seinen Zweck in sich selber hätte, erkaufen sollen? Wäre da nicht besser ein weniger guter Staat, aber mit besseren Bewohnern?

Plato leitet den historischen Staat aus der Bedürftigkeit der Menschen ab, die einander nicht zu entbehren vermögen; die fast völlige Unausführbarkeit seines urbildlichen Staates gibt er selber mehrmals zu. Stände dieser aber durch ein Wunder plötzlich da, so gewährt er in seiner völligen Fertigkeit nur ein Bild zum Anschauen, nichts für das Weiterstreben, nichts für die Vervollkommnung. Der beste Staat kann nicht besser werden, er kann nur vor Verschlimmerung bewahrt werden.

8. Nichts desto weniger enthält Platons Staat die große ethische Darstellung der Wahrheit, daß die Gerechtigkeit auch in ihrer räumlichsten Erscheinung (im Staate) nicht darin allein bestehe, daß überhaupt ein Recht angenommen sei, sondern daß das rechte Recht es sei, daß eine gewisse Beschaffenheit des Rechts nicht fehlen dürfe, und zwar eine solche, wodurch nicht ein einzelnes Glied des Staates befriedigt wird, sondern jeder Theil des Volks an die ihm gebührende Stelle kommt. Die Moral für sich betrachtet, verlangt Gesinnung, das Staatsgebot für sich betrachtet, verlangt Leistung, es darf nicht unterlassen werden, aber der gute Staat schreibt solche Leistungen vor, welche dem Gesetze der höheren Gerechtigkeit entsprechen und darum eine Gewährleistung ihrer dauernden Erfüllung in sich tragen.

9. Im hohen Alter schrieb Platon die zwölf Bücher der Gesetze, die er gleichsam für die Leute vom Schlage der dritten Classe bestimmte, deren Erziehung und Gesetze er für seine zehn Bücher vom Staate zu gering achtete. Hier schließt er sich, obwohl an alten Neigungen haftend, mehr den Zuständen und der Geschichte an, verschmäht keine Belege, läßt nicht die Philosophen herrschen, nicht Güter und Kinder gemeinsam sein, läßt auch das männliche Geschlecht in seinem Unterschiede vom weiblichen bestehen. Die Erziehung der Knaben und die verschiedenen Obrigkeiten sind hier sehr umständlich entwickelt.

10. Aristoteles sah eine Welt von Freistaaten um sich versinken, während die ungeheure politische Kraft des Königthums sich laut und lauter verkündigte. Ihm, der in einem besonderen Werke mehr als anderthalb hundert

Staatsverfassungen beschrieb, der in allem Wissenswürdigen zu Hause, in dem Meisten Meister war, lag es vornehmlich nahe, daß der Mensch nicht überall dasselbe Nest baue. Er verwarf den Staat seines Lehrers (der fast unmöglich werden und schwerlich sein kann), weil seine Mittel für seine Zwecke nicht ausreichen und er dabei bloß für die Philosophen- und die Kriegerclasse sorgt. Lieber beobachtet er die historisch gegebenen Staaten, vornehmlich den der Spartaner, Kreter und Karthager; denn der Römische muß ihm doch nicht nahe genug getreten sein, um seiner Ueberlegenheit inne zu werden. Nicht zwar, als ob die Zustände allein ihm das Maß der Dinge gäben, aber er findet, daß die Natur selber in den gelungenen Darstellungen der zum Staat versammelten Menschheit ein sittliches Gleichmaß suche und bewähre. Nicht jede Volksanlage jedoch ist des besseren Staats empfänglich; und kein Staat darf, weder im Begriffe, noch in der Wirklichkeit, als fehlerlos betrachtet werden. Daß dem so sei, wird schon dadurch bezeugt, daß es zur Sclaverei geborene Naturen gibt, wie im Allmeinen die der Barbaren sind. Sie sind geborene Sachen und Besitzthümer und müssen um ihres eigenen Besten willen bloß beherrscht werden. Und so kommt es dem Aristoteles so wenig als dem Platon in den Sinn die Rechtmäßigkeit eines Verhältnisses, das sich eben allenthalben darstellte, der Entscheidung eines höheren Gesetzes der Gerechtigkeit zu unterwerfen. Die Männer sind ihrer Natur nach den Frauen überlegen. Die Frauen sind nicht Bürger, sie bilden einen gewissen Mittelstand zwischen Bürgern und Sclaven.

11. Es gibt keinen aristotelischen Staat, wie es einen platonischen gibt, nur eine aristotelische Staatslehre. Der Staat war dem Aristoteles uranfänglich, älter sogar als die Familie, darum im strengsten Sinne naturgemäß. Das Nichtstaatswesen ist entweder aus Unvermögen ein Thier, oder aus Unbedürftigkeit ein Gott. Aber wie der Werth der Naturen verschieden, so auch der der Staaten. Eine Staatsform zwar ist absolut verwerflich, die Tyrannis, weil sie allein sich selber zum Zwecke macht, nicht das Wohl des Gehorchenden; alle anderen können beziehungsweise gut sein. Sie sind aber um so viel besser, wenn sie nicht bloß auf die Erhaltung des Staats, was die nächste Sorge sein muß, sondern so viel als möglich zugleich auf des Volkes Beglückung gestellt sind, die von der niederen Lust zu unterscheiden ist. Zu diesem Ende kommt es nur darauf an, daß das herrsche, was in jedem Staate das Beste ist, denn dann findet die wahre Aristokratie statt, mag auch die Zahl der Herrscher verschieden sein, ein Einzelner herrschen als der Beste, oder mehrere als die Besten oder das Gute so gleichmäßig vertheilt sein, daß der größere Theil des Volks, weil in ihm selber das Beste enthalten, sich selbst Gesetze gibt. Darum ist in diesem höheren Sinne sowohl das Königthum Aristokratie (denn nothwendig muß ja der Beste im Staate nicht vertrieben, nicht getödtet, auch nicht beherrscht werden, sondern herrschen) als die gewöhnlich so geheißene Aristokratie; die trefflichste Form der Aristokratie aber und darum vorzugsweise Politeia zu heißen wäre freilich die dritte, welche ein sich selbst regierendes Volk darstellt. Sie verspricht am meisten Beglückung, und die Naturanlage der Griechen, Muth und Einsicht vereinigend, scheint für diese beste Verfassung vorzugsweise geeignet; aber selten wird der größere Theil des Volks sich als den Besten angehörig verhalten. Das Königthum entspricht am meisten der Erhaltung; aber freilich das unumschränkte Königthum (παμβασιλεία) setzt eine schlechte Volksnatur voraus, so auch ist auf das Erbkönigthum wenig zu bauen, da oft dem guten Vater ein schlechter Sohn folgt, und überhaupt, wenn das Volk aus Gleichen und einander Aehnlichen besteht, ist das Königthum nicht räthlich, da es gegen die Natur, daß ein Theil über das Ganze herrsche. Nur ein Geschlecht, besser als alle übrigen im Volk, ist zum Königthum berufen.

12. Nun aber neigt die menschliche Natur fortwährend zu Ueberschreitungen hin, welche jene drei Gattungen der Aristokratie zwar der äußeren Form nach darstellen, aber das Wesen ist verloren. Denn das Beste herrscht nicht in ihnen und sie sorgen wohl etwa für einen Theil des Volkswohles, aber nicht für das Ganze. Als solche Ausartung tritt dem Königthum die Tyrannis, der Aristokratie die Oligarchie, der Politeia die Demokratie entgegen. Fragt es sich daher nach der für die meisten Staaten im Allgemeinen geeignetsten Verfassung, so ist das diejenige, welche dem Vermögen die Macht gibt, die aristokratischen und die demokratischen Principe auszugleichen. Aristoteles nennt diese Verfassung, welche er den Menschen, wie sie einmal sind, empfiehlt, Timokratie von der Vermögensschätzung, während die Timokratie des Platon das Trachten nach Ehre im Kriege zum Grunde hat und durch einen Abfall der Krieger von seiner besten Verfassung entsteht. Die Timokratie des Aristoteles, welche er ausführlich

er Ethik (VIII, c. 10) darlegt, ist nichts s als eine leichter ausführbare Form seiliteia.
llen sonstigen Einrichtungen wird der Nad geschützt. Keine Erschütterung der Fakeine bloße Staatswirthschaft (wobei gegen Gütergemeinschaft erinnert wird, daß sie inige Uebel hinwegnehme, aber bei weiehr Gutes, und überhaupt nicht möglich ondern eine Hauswirthschaft, so daß der erwirbt, die Frau erhält.
Nehmen wir Alles zusammen, so bietet Aristoteles uns einen urbaren Boden der Politik dar, den wir wohl fortbauen mögen, nur daß wir an die Stelle des harten Hellenenthums die christliche Menschenliebe und Menschenachtung setzen, und zwar nicht bloß als humane Theorie, zur Weide des Gemüths, sondern auch ihren Entwickelungen im Staate stets getreu bleiben, und dabei das vorwaltende Element in unserm heutigen Staatenwesen, das Königthum, gründlicher zu begreifen trachten, als Aristoteles es vermochte, der dem Könige sogar Aufseher beiordnet (III, 11, 15. VII, 14).

---

2. Zur Darstellung der Staatswissenschaft. — Principielle. — Zur physiologischen Betrachtung des Staates.

(*G. Hartenstein*, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften [1844] S. 407—413.)

der theoretische Begriff der Gesellschaft, ht auch der theoretische Begriff des Staat nothwendig auf der Voraussetzung, daß en selbst die gesellenden Kräfte sind; vielso lange man bei der Frage stehen bleibt, r Staat **wirklich** ist, nicht was er sein ird man den Einfluß, den die Beachtung gen auf den Zweck und die Form der esellschaft und das Verhältniß der Macht len ausübt, nicht höher anschlagen dürfen, die factisch gegebenen Zustände des Staatserlauben. Dadurch sondert sich die Unter über die **Natur** des Staats, die **Physie** desselben, von der Untersuchung über des Staates; zwei Untersuchungen, welche ssenschaft gerade deshalb sondern muß, n der Einsicht in die Ergebnisse beider htige Verbindung in dem thätigen Leben ich abhängt. Nur wird diese Sonderung is dadurch erschwert, daß in die höheren ungen des Staatslebens die **Ideen als de und herrschende Kräfte** schon gegangen sind, die wirklichen Staaten sich e des Staates schon mehr oder weniger rt haben. Obgleich daher für **diesen** ie theoretische Betrachtung auch mit dard Rücksicht nehmen müssen, daß die Ideen als lebendige Kräfte zu wirken schon an n haben, so hängt doch die Bestimmung t, wie sie wirken **können**, selbst dann n allgemeineren Untersuchungen über die r Wirksamkeit irgend welcher Kräfte auf den des Staates ab.

Daß der Staat Gesellschaft ist, daß, wo unter einer Menge neben einander lebender Individuen die Elemente der Gesellung ganz fehlten, da der Begriff desselben gar keine Anwendung mehr zulassen würde, ist richtig; aber bei keiner andern Gesellschaft würde es eine solche Abweichung von dem wirklichen Thatbestande sein, wie hier, wenn man dem Elemente der Gesellung eine unmittelbare, das **gesammte** Wollen der Individuen gleichmäßig umschließende Bedeutung geben wollte. Denn so wie die Bildung und Entwickelung der Staaten, obwohl in ihren ersten Anfängen sich in das Dunkel der Geschichte zurückziehend, eine sehr allmählige, in ihrem Verlaufe bald schnellen, bald langsamen Veränderungen ausgesetzte ist, und fast niemals den Punct erreicht hat, wo jeder einzelne, auf demselben Boden Mitlebende, sein gesammtes Thun und Lassen durch seine Beziehung auf den Staat **wesentlich** und **durchgängig** bestimmt findet, so ist auch die Art, wie der Einzelne dem Staate, den er und in welchem er **sich vorfindet**, sich **anschließt**, meistentheils durch ganz andere Rücksichten vermittelt, als welche unmittelbar in der Beziehung seines Wollens auf das Ganze der Staatsgesellschaft als solcher liegt. Faßt man nämlich zuvörderst die Frage nach dem Zwecke des Staates rein empirisch auf, so wäre es der Geschichte gegenüber geradezu falsch, anzunehmen, daß das öffentliche Wohl, oder das Recht, oder die billige Gleichheit, oder die gleichmäßige Beseelung **unmittelbar** und **allgemein** sich als der Zweck nachweisen lasse, in welchem und

für welchen die Privatwillen sich vereinigen. Sondern zunächst und natürlicherweise findet sich gar keine allgemeine gesellschaftliche Verschmelzung aller mit allen, weder zu einem, noch zu mehreren unter einander selbst wieder verbundenen Zwecken; vielmehr bleibt es meist bei kleineren, partiellen gesellschaftlichen Verbindungen, die an den Interessen, den Bedürfnissen, den Gewohnheiten kleinerer Gruppen von Individuen haften. So verschmelzen unter einander die Familien, die Stämme, die Gemeinden, die, welche die gleiche oder nahe gleiche Stellung des Dienstes oder der Herrschaft haben, die Genossenschaften, die Stände u. s. f. Der Staat ist also streng genommen nicht Eine Gesellschaft, sondern ein System von Gesellschaften. Innerhalb dieser kleineren Gesellungen hat und verfolgt jeder zunächst seine eigenen Interessen, wie sie durch innere und äußere Bedürfnisse sich erzeugen und gestalten; jeder will vor allen die Bedingungen seiner physischen Existenz gesichert wissen, er verlangt freie Wahl und lohnenden Ertrag seiner Arbeit, Genuß des Lebens nach Neigung, Umgang, Erholung, Spielraum für seine Kräfte und Wünsche. In allem dem würde keine Veranlassung für die Entstehung gerade einer solchen Gesellschaft liegen, die durch die specifischen Merkmale des Staates bezeichnet wäre, wenn nur die Befriedigung jener vielfach gespaltenen Interessen und Bedürfnisse bei völliger Ungebundenheit der Einzelnen factisch möglich wäre. Nun ist es zwar der Geschichte und Erfahrung gegenüber eben so falsch, wie Hobbes that, die möglichen Collisionen aller jener auf demselben Boden sich begegnenden Privatinteressen als einen Vernichtungskrieg Aller gegen Alle aufzufassen [1]), als etwa mit Rousseau, von dem Staate nicht anders, als von einem Vertrage Aller mit Allen zu sprechen; dennoch wird sich, wo Collisionen zwischen den Interessen und Bedürfnissen der Einzelnen, Beeinträchtigungen, Störungen des einen durch den andern wirklich eintreten, vor allem andern das Bedürfniß der Sicherheit und Ordnung geltend machen. In diesem Bedürfnisse finden sich ganz unwillkürlich und ohne daß es dabei nöthig wäre, an absichtliche Verträge zu denken, die Einzelnen und die kleineren Gruppen, in welchen jene schon verschmolzen sind, vereinigt, eben dadurch vereinigt, daß jeder zunächst für seine eigenen Zwecke Schutz und Sicherheit verlangt, und wie weit dieser Schutz factisch von einer und derselben Macht erwartet und geleistet wird, so weit erstreckt sich ein Staat. Der Zweck des Staates, d. h. der Zweck, durch welchen sich die Privatwillen in der Staatsgesellschaft noch ohne alle Rücksicht auf ideale Vereinigungspuncte verbunden fühlen, ist also, so lange man den Staat als bloßes Naturgewächs, als das unwillkürliche Product aus der Beziehung aller auf demselben Boden sich begegnenden und durchkreuzenden Interessen und Bestrebungen betrachtet, die Zusammenordnung und Beschützung dieser verschiedenartigen Interessen selbst; und die Einheit dieses Systems von Gesellschaften liegt zunächst in dem gemeinschaftlichen Bedürfniß der in ihm sich durchkreuzenden Gesellungen, neben und gegen einander in der Erreichung ihrer particulären Zwecke geschützt zu sein.

Es ist deshalb sehr natürlich, daß die Gesellung im Staate in der Regel und wo nicht eine Erhebung zu den Ideen dem Gemeingeiste einen höheren Inhalt gegeben hat [2]), viel geringer ist, als es gemäß der logisch unvermeidlichen Subsumtion des Begriffs vom Staate unter den der Gesellschaft scheinen könnte. Alle die Ursachen, welche der Innigkeit der gesellschaftlichen Durchdringung, der Energie und dem Umfange des gesellschaftlichen Wollens im Allgemeinen Abbruch thun, wirken im Staate in vergrößertem Maße [3]). Und in der That betrachten die Meisten, selbst in weitausgebildeten politischen Ganzen, das, was der Staat fordert und vorschreibt, größtentheils als eine Last, die man aber tragen müsse, wenn man für sein Privatleben, für seine Geschäfte und Wünsche die nöthige Ruhe und Sicherheit genießen wolle. Die Theilnahme, die der Landmann, der Handwerker, der Fabrikant, der Gelehrte u. s. w. an öffentlichen Dingen nimmt, richtet sich in der Regel erst nach der Rückwirkung, welche ein solcher oder anderer öffentlicher Zustand auf ihre particulären Interessen und Bedürfnisse ausübt. Im Durchschnitt sorgt jeder zunächst für sich und die Seinigen, und kümmert sich wenig um den Staat, so lange diese Sorge keine wesentlichen und drückenden Hindernisse findet; erst wo Hindernisse dieser Art auf ein größeres System von Ursachen aufmerksam machen, in welchen sie wurzeln, erwacht gemeiniglich das Interesse an öffentlichen Angelegenheiten, ohne deshalb nothwendig etwas anderes zu sein, als eine veränderte Darlegung des Privatinteresse.

An diese Verdünnung des Elementes der Gesellung, welcher ein bestimmter Staat nothwendig um so mehr anheimfällt, je größer die Zahl und je verschiedenartiger die Richtung der

gemeinschaftlichen Schutz suchenden In-
n ist [4]), schließen sich nun folgende cha-
stische Merkmale sehr leicht an. Als das
reifendste Merkmal der Staatsgesellschaft
ıtet man gewöhnlich einen bestimmten
tszustand, so sehr, daß man nicht selten
der Idee des Staates genügt zu haben
, wenn man ihn ausschließend als Rechts-
m auffaßte. Nun liegt es auch wirklich
in der Natur der Sache, daß jenes Be-
der Ordnung, des Schutzes, der Sicher-
r particulären Interessen nicht anders wird
igt werden können, als durch Feststellung,
nnung und Beschützung einer rechtlichen
andersetzung. Wie man sich nun auch
echtsverhältnisse geordnet denke — streng
men ist es schon eine die factischen Ver-
se des Staatslebens weit überschreitende
Voraussetzung, daß sie durchgängig auf
nzweideutige Weise geordnet sind —,
d sich nicht allgemein und mit Sicher-
warten lassen, daß sich die Einzelnen in-
b der Grenzen ihrer Berechtigung halten
r; die Schranken, welche gerade die Grenz-
des Rechtes der Befriedigung der particu-
nteressen auflegen, werden die bestehen-
chtsverhältnisse häufig als eine Art noth-
en Uebels erscheinen lassen, und in den
Berechtigten wird der Wunsch entstehen,
enzen, in welche der bestehende Rechts-
l sie einschließt, zu erweitern. Denn das
erscheint hier überhaupt nicht, wie es der
les Staats nach sein sollte, als Zweck an
ondern als Mittel, dessen Zweckmäßigkeit
ach der Angemessenheit desselben an seine
nellen Zwecke beurtheilt, und gegen wel-
r überall insofern anstrebt, als er sich da-
beengt, gebunden, gedrückt fühlt. Daß
lche Beengung aber entweder geradezu un-
dlich ist, oder sich wenigstens factisch sehr
durch die Ungleichheit der Berechtigungen
erpflichtungen fühlbar macht, erklärt sich
daraus, daß die Zusammenordnung so vieler
iedenartigen, theilweis einander aufheben-
nteressen unvermeidlich mannigfaltige Un-
dnung, theilweise Beschränkung des einen
das andere wird sein müssen.
se factisch vorhandene, nicht nothwendig
den Rechtszustand hervorgerufene, sondern
nlich, indem die Macht in der Form
echts sich befestigt, erst, nachdem
h factisch gebildet hatte, rechtlich sanctio-
Unterordnung der verschiedenen Interessen
was dasselbe heißt, derjenigen Individuen
oder kleineren Gesellungen, um deren particuläre
Interessen es sich handelt, in ihrem Ursprunge
und ihren möglichen Umwandlungen zu verfolgen,
würde die wichtigste Aufgabe einer Theorie über
die Natur des Staates sein. Denn die ungeheu-
ren Ungleichheiten des Könnens, Dürfens und
Müssens, der Herrschaft und des Dienstes, des
Reichthums und der Armuth, der Arbeit und des
Lohnes, der Freiheit und der Abhängigkeit, welche
die Auffassung socialer Verhältnisse als Thatsachen vorfindet, sowie die mannigfaltigen Ab-
stufungen und Verwebungen dessen, was zwischen
den Extremen dieser Unterschiede liegt, bieten
ein so verwickeltes und die ethische Beurtheilung
in vielen Fällen so wenig befriedigendes Schau-
spiel dar, daß die Einsicht in die natürliche Ge-
setzmäßigkeit dieser gesellschaftlichen Phänomene
zwar kein Ersatz sein kann für die ethischen
Mängel derselben, aber doch gleichwohl die Be-
dingung ist für jede, auf die wahrhafte Verbes-
serung des gesellschaftlichen Zustandes gerichtete
absichtliche Thätigkeit. Hier müssen die allge-
meinsten Umrisse genügen.

Vor allem andern ist dazu nöthig, die im
Staate wirkenden Kräfte, d. h. die Bestrebungen
sämmtlicher Mitglieder des Staates und ihr ge-
genseitiges Verhältniß ins Auge zu fassen. Bei-
des, die Kräfte sowohl, als ihre Verhältnisse zu
einander, können sich höchst verschiedenartig
modificiren; jede dieser Kräfte aber wird wirken,
so viel sie kann. Das Maß dieser Wirksamkeit
jedes Einzelnen hängt ab von der natürlichen
Stärke seiner eigenen Kraft, und von dem Grade
des Widerstandes oder der Förderung, welchen er
von den übrigen Kräften empfängt, mit denen er
in Berührung geräth.

[1]) Ueber die sittliche Thorheit, einen solchen hypothetisch angenommenen Kriegsstand, sowie die natürliche Uebermacht des Starken über den Schwachen für den natürlichen Rechtszustand zu erklären, die sich bei Hobbes und Spinoza nur in den Anwendungen verschieden gestaltet, ist nicht nöthig, etwas hinzuzusetzen.

[2]) Allerdings gibt es noch andere Bindemittel der Staatsgesellschaft, als jenes Bedürfniß nach Schutz der particulären Interessen, selbst wenn man noch nicht auf einen idealen Inhalt des gesellschaftlichen Bewußtseins sieht. Unter diesen steht gewiß die Volksgemeinschaft, die Nationalität, oben an. Aber die Nationalität bindet nicht nothwendig und allgemein an die Einheit des Staates. Die Deutschen sind Ein Volk, aber nicht Ein Staat; die Eng-

länder in Nordamerika ließen sich durch die gleiche Nationalität nicht abhalten, einen neuen Staat zu gründen; Deutsche, Engländer, Irländer wandern aus nach Amerika, weil sie als Glieder jenes Staates mehr Befriedigung ihrer particulären Interessen hoffen als in Deutschland u. s. w.

3) Vergl. oben S. 396 ff. (In diesem Buche Nr. 129 S. 412 ff.) Es bedarf wohl nicht erst der Erinnerung, daß überhaupt alles, was von der Gesellschaft als solcher gilt, auch auf den Staat seine Anwendung findet, insofern er unter den Begriff der Gesellschaft fällt. Anwendungen dieser Art, zu denen bloß eine einfache logische Subsumtion nothwendig ist, dürfen wohl dem Leser selbst überlassen bleiben.

4) Man erinnere sich an den Satz: daß von den Bestrebungen einer Mehrheit von Individuen nur das zur gesellschaftlichen Einheit wahrhaft verschmelzen kann, was von der Hemmung derselben unter einander nicht getroffen wird. (In diesem Buche Nr. 129 S. 412 ff.) Ueberhaupt vergleiche man außer der Einleitung zum II. Bde. von Herbart's Psychologie die Abhandlung „über einige Beziehungen zwischen Psychologie und Staatswissenschaft" in dessen kleinen philosoph. Schriften Bd. II, S. 331 ff.

188. Fortsetzung. — Ueber einige Beziehungen zwischen Psychologie und Staatswissenschaft.

(*J. F. Herbart*, Kleinere Schriften II [1842] S. 331—339.)

Ob die Psychologie der neueren Zeit irgend einen bedeutenden Denker einladen könne, nach ihrem Vorbilde sich einen wohlgeordneten Staat vorzustellen, das ist eine Frage, welche im Vorbeigehen zu berühren sich kaum vermeiden läßt, obgleich sie einer Untersuchung schwerlich werth ist. Wollen wir uns im Ernste den Staat in drei solche Gewalten zerlegt denken, die sich verhalten, wie das Vorstellungsvermögen, Begehrungsvermögen, Gefühlsvermögen? Wollen wir einer Corporation im Staate das bloße Anschauen und Denken, der andern ein bloßes Wünschen, Streben und Wollen, der dritten gar das rein passive Fühlen auftragen? Wollen wir ferner ein Collegium im Staate anordnen, welches das allgemeine Gedächtniß darstelle, ein andres, welches die Einbildungskraft repräsentire; und soll, indem wir so fortgehen, gar irgend ein Departement der Affecten und ein anderes der Leidenschaften errichtet werden? Ehe wir einen so ungereimten Gedanken völlig ausführen, wird uns der Verdacht aufsteigen, die heutige Psychologie mit ihren gespaltenen Seelenvermögen möge wohl Schuld daran sein, wenn sich zwischen ihrer Darstellung des einzelnen Menschengeistes und zwischen der bürgerlichen Vereinigung vieler Menschen keine Analogie will finden lassen; sie möge wohl das Untrennbare zu trennen versucht, und sich hintennach eine Wiedervereinigung dessen eingebildet haben, was, wäre es einmal getrennt, nimmermehr wieder zur Einheit zurückkehren würde.

Hiegegen dürfte Jemand einwerfen, es könne der Psychologie unserer Zeit nicht zum Vorwurfe gereichen, wenn sie einer zu weit getriebenen Analogie nicht entprechen wolle. Das sei eben der Fehler der heutigen Philosophen, daß sie über dem Jagen nach Aehnlichkeiten der Unterschiede vergäßen. Schon habe man in der heutigen Naturphilosophie unternommen, den Staat nach dem Vorbilde des Universums zu construiren; das Mißlingen eines solchen Beginnens solle uns warnen, nicht die Seele mit dem Staate zu vergleichen. Die innern Verhältnisse der Seele seien schwerlich von der nämlichen Beschaffenheit, wie die äußeren Verhältnisse zwischen den Mitgliedern eines großen und öffentlichen Gemeinwesens; jeder Staatsbürger sei ein ganzer Mensch, mit allen Vermögen des Leibes und der Seele; man könne nicht erwarten, daß die Verhältnisse auch nur zweier Menschen unter einander, vielweniger die unter den großen Menschenmassen, den Ständen, den Communen, den Provinzen, welche den Staat ausmachen, das im Großen wiederholen sollten, was im Kleinen in der tiefen Brust des Einzelnen verborgen liege. Das sei ebenso, als ob man sich einbilden wolle, eine große Menge von Uhren solle ein ähnliches Ganzes darstellen, wie die Theile einer einzigen Uhr; oder eine große Menge menschlicher Leiber solle sich zu einem solchen System verknüpfen, wie Lunge, Leber, Magen, Herz, Muskeln, Nerven, Knochen, in dem einzelnen menschlichen Leibe.

Das Gewicht dieses Einwurfs, geehrteste Anwesende, scheint mir in der That groß genug, um

übereilten Vergleichungen abzuschrecken.
s sich nicht sollte nachweisen lassen, daß
Staate eine ähnliche Verknüpfung Statt
ie in dem menschlichen Geiste, so möchte
wenig helfen, etwa das Beispiel derer für
uführen, die mit dem Mikrokosmos und
smos, in alten Zeiten, oder auch jetzt,
haben. Wer lieber phantasirt als denkt,
nüpft freilich Alles, aber nur in seiner
ung, denn über die Natur der Dinge hat
Gewalt. Auch müssen wir uns darauf
alten, daß, selbst wenn wir haltbare Ver-
gspuncte zwischen Seele und Staat wirk-
effen sollten, doch auch des Verschiede-
Eigenthümlichen, des Unvergleichbaren
beiden Seiten genug zeigen werde.
erste recht deutliche Spur aber, welche
Aehnlichkeit zwischen Geist und Staat hin-
iegt in dem Umstande, daß die Sprache
velche das Band der menschlichen Gesell-
nüpft. Denn vermittelst des Worts, ver-
der Rede, geht der Gedanke und das
des Einen hinüber in den Geist des an-
rt weckt er neue Gedanken und Gefühle,
sogleich über die nämliche Brücke wan-
n die Vorstellungen des ersten zu berei-
auf diese Weise geschieht es, daß der
deste Theil unserer Gedanken aus uns
tspringt, vielmehr wir Alle gleichsam aus
Teutlichen Vorrath schöpfen, und an einer
nen Gedanken-Erzeugung Theil nehmen,
er jeder Einzelne nur einen verhältniß-
ringen Beitrag liefern kann. Aber nicht
Summe des geistigen Lebens, sofern sie
en besteht, ist ursprünglich Gemeingut,
durch die Sprache Allen mittheilt: son-
ch der Wille der Menschen, der sich nach
lanken richtet, die Entschließungen, die
en, indem wir auf das, was Andere wol-
cksicht nehmen, geben deutlich zu erken-
ß unsere ganze geistige Existenz ursprüng-
gesellschaftlicher Art ist. Unser Privat-
t nur aus dem allgemeinen Leben abge-
in welchem es seine Entstehung, seine
tel, seine Bedingungen, seine Richtschnur
d immer finden wird.
ist aber offenbar, daß die Art, wie wir
allgemeine Leben aneignen, nothwendig
ig sein muß mit den innersten Bestim-
unserer eignen Geistesentwickelung. Das
e Leben ist nichts außer den Individuen;
t eben in dem, was diese, jedes einzeln
n, in sich vollziehen, nachdem sie sich
enseitigen Anlaß gegeben hatten. Wenn
wir einen fremden Gedanken zu dem unsrigen machen, so muß derselbe Gedanke in uns möglich sein, er mußte auch in uns, wenn schon nicht zuerst, entstehen können. Wenn der Plan, den wir entwarfen, von Andern angenommen wird, wenn er ihre Mitwirkung erlangt; so mußte er auch in ihren Neigungen und Bestrebungen Wurzel fassen können. Es leuchtet also ein, daß das ganze Gewebe des gesellschaftlichen Daseins nicht nur aus den Fäden besteht, welche die Individuen spinnen, sondern daß es auch auf dieselbe Weise zusammenhängen muß, wie die Individuen ihre eignen Gedanken, Gesinnungen, Entschließungen verknüpfen, denn es wird eben von ihnen verfertigt, und außer ihren Geistern und Gemüthern ist es gar nicht vorhanden.

Dies wird noch klarer werden, wenn wir eine andere Betrachtung anstellen, die anfangs der vorigen gerade entgegenzustehen scheint. Sind nicht in der Gesellschaft eine Menge von verschiedenen, einander widersprechenden Meinungen im Umlauf? Gibt es nicht im Staate eine unzählbare Summe von streitenden Interessen? Und ehe sich ein allgemeiner Wille bilden kann, müssen nicht zuvor diese widerstrebenden Kräfte sich unter einander ins Gleichgewicht gesetzt haben? — Aber gerade eben so geht es in dem Geiste des einzelnen Menschen. Jedes Individuum trägt eine unermeßliche Mannigfaltigkeit von Vorstellungen in sich, die unter einander vielfach entgegengesetzt sind; aber wegen dieses Gegensatzes verdrängen die Gedanken einander aus dem Bewußtsein. Dieses wohl wissend, suchen wir uns aller Störung von außen zu erwehren, wenn wir über Etwas scharf nachdenken, wenn wir irgend eine, größere oder kleinere, geistige Arbeit zu Stande bringen wollen; es ist uns aus langer Erfahrung bekannt, daß der Gegenstand, den wir bearbeiten, sogleich unser inneres Auge fliehen wird, sobald ein unzeitiges Geräusch, eine fremdartige Nachricht, ein unerwartetes Geschäft, uns in Anspruch nimmt; darum verbieten wir, wenn es nur möglich ist, der äußeren Welt, uns neue Vorstellungen zuzuführen, auf so lange, als wir mit unserm schon gesammelten Gedankenvorrath lebhaft beschäftigt sind. Aber was hilfts? Wir tragen der störenden Kräfte nur zu viele in uns selbst. Ehe wir es uns versehen, hat das in uns, was man Phantasie nennt, einen Sprung gemacht; unsere Gedanken sind auf einen Abweg gerathen, haben sich in einem Walde verloren; wir wissen nicht mehr, was wir wollten, und müssen uns mit Anstrengung wieder auf die Anfangspuncte unsers Denkens zurückversetzen, um es nach dem

vorigen Plane nun besser fortzuführen. So leicht stören wir uns selbst; so wirkt ein Theil unserer Vorstellungen wider den andern; so zerschneidet ein Gedankenfaden den andern. Und wie viel stärker noch zeigen sich die wider einander aufgeregten Kräfte in unserm Innern, wenn das Gefolge der Begierden und Leidenschaften, wenn die Affecten in uns zum Vorschein kommen. Diese sind sammt und sonders nichts Anderes, als verschiedene Modificationen der Abweichung unserer vorhandenen Vorstellungen vom Gleichgewichte; daher ist ein stürmisches Meer, deren Wogen sich bald über den Spiegel desselben Gewässers, wenn es ruhig ist, erheben, bald unter diese Fläche hinabsinken, — das wahre und treffende Bild eines dem Wechsel der Affecten unterworfenen Gemüths. — Demnach, wenn in der Gesellschaft der Menschen die Meinungen einander widersprechen, so wiederholt sich hier nach einem größeren Maßstabe, was wir in unserm Innern beobachten können, wenn wir dem Spiel unserer eignen Gedanken zuschauen; und wenn im Staate die Interessen sich kreuzen, so durchkreuzen sich nicht minder unsere Wünsche, unsere Rücksichten; ja wenn endlich im öffentlichen Leben ein Wechsel von Factionen die bürgerliche Ruhe stört, so lag das Vorbild nicht bloß, sondern selbst der Ursprung hievon offenbar in dem Tumult der Leidenschaften, die in den Gemüthern gähren.

Wir sehen nunmehr, wenn wir das Gesagte zusammenfassen, eine doppelte Grundähnlichkeit zwischen dem Staate und dem einzelnen Menschengeiste; nämlich Hemmung des Entgegengesetzten, und Verbindung dessen, was sich nicht hemmt. Aus diesen beiden Anfängen entwickelt sich das geistige Leben; und eben darum erblickt man sie wieder in der Gesellschaft, wo die Sprache das Verbindungsglied wird für die Gedanken und Wünsche der verschiedenen Individuen.

Bevor ich nun diesem Principium seine Folgen abzugewinnen suche, muß ich zuerst meinen Gegenstand gehörig begrenzen. Die Staatswissenschaft, sofern sie vorschreibt, was sein solle, welche Verfassung und Verwaltung dem Gemeinwesen gebühre, liegt hier gänzlich außer meiner Sphäre. Die angefangene Betrachtung ist rein theoretisch; sie nimmt die Staaten als vorhanden an, und als schwebend durch ihre inneren Kräfte zwischen mancherlei Zuständen, ohne Rücksicht auf die Frage, was in diesen Zuständen Gutes oder Böses liege. Die Beschränkung auf einen solchen Standpunct ist unvermeidlich, weil die Psychologie, welche das andere Glied der Vergleichung darbieten soll, eine rein theoretische Wissenschaft ist, innerhalb deren die Moral gar keine Stimme hat, wiewohl es sich von selbst versteht, daß die Erkenntniß des menschlichen Geistes, nachdem man sie besitzt, zum Dienste sittlicher Zwecke soll genutzt werden.

194. Fortsetzung. — Eintheilung der Staatsformen.

(Dasselbe Buch III. [1843] S. 198—200.)

Die Idee soll herrschen: die Privatwillen sollen von ihr beherrscht werden; die Macht wird zu Hülfe gerufen, um den geselligen Willen, welchen die Privatwillen schon erzeugt hatten, zu beschützen und auszuführen. Allein der Begriff der Macht bringt es mit sich, daß jeder Befehl in ihrem Gebiete von ihr ausgehe. Hiedurch scheint der Begriff mit der Idee in Streit versetzt. Denn die Privatwillen empfangen nun den Antrieb von der Macht; anstatt daß sie, schon angetrieben von der Idee, diese Bestimmung auf die Macht hätten übertragen sollen. Damit solcher Streit nicht eintrete, muß der Punct, in welchem wir uns die Macht denken, zusammenfallen mit der Idee.

Hieran knüpft sich die Eintheilung der Staatsformen. Nämlich entweder fällt die Macht nicht zusammen mit der Idee: alsdann ist Willkürherrschaft vorhanden, welche, falls die Macht dennoch aus Einem Puncte beharrlich wirkt, Despotismus genannt wird. Oder die Macht wird (im Allgemeinen wenigstens) angesehen als zusammenfallend mit der Idee; alsdann fragt sich noch, ob in den Punct dieses Zusammenfallens auch die Privatwillen zu setzen sind oder nicht; d. h. ob die Privatpersonen schon wissen, was recht und gut sei, oder nicht. Im letzteren Falle müssen sie es von der Macht erst lernen; und dieses ergibt den Begriff der Autokratie, welche sich gewöhnlich als Monarchie, als Herrschaft des Regenten mit den von ihm selbst gewählten Räthen und Richtern darstellt, sammt allen den

onen, wodurch sich die wohlgeordnete hie von der Despotie unterscheidet; es doch auch die Aristokratie den nämlichen verwirklichen; nur ist es schwieriger, in Form die Einheit der Macht zu sichern. aber die Privatpersonen sich selbst die in das Rechte und Zweckmäßige zuso werden sie begehren, daß die Macht gemeinsame Ueberlegung mit ihnen ein-Wird dies Begehren erfüllt, so ist keine tie vorhanden; die Festigkeit der Macht rd noch nicht verletzt, wenn ihr die Vorng bleibt, es sei in ihrem Schoße wenigen so viel, wo nicht mehr Einsicht zu als die Privatpersonen besitzen. Constie Monarchie. Fällt diese Voraussetzung wird die Staatsform wesentlich republi-Denn alsdann erscheint die Macht als gen, und nur insofern geduldet, wiefern sie gegebenen Aufträge zur Ausführung bringt. h ist die Macht geschwächt; und dem egt alsdann die Voraussetzung zum Grunde, rfe in ihm keiner für alle Fälle durchgrei-Gewalt, sondern er halte sich durch seine welche den Gesetzen und Formen aller e hinreichende Kraft verleihen. Was an herheit dieser Voraussetzung fehlt, das Staate. Es wird aber desto mehr daran je weiter die einzelnen Gesellungen, wel-auf dem Machtgebiete befinden, noch ntfernt sind, sich dergestalt einander un-nen und zu verknüpfen, daß sie sich in einen einzigen allgemeinen Willen auflösen. Je größer das Machtgebiet, und je verschiedenartiger dessen Theile, je mannigfaltiger die Zwecke der kleineren Gesellschaftskreise; je weniger Durchdringung ihrer Wirksamkeit, je mehr Reibung der Parteien, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, daß eine Republik bestehen könne.

Hiemit trifft die von Montesquieu gegebene Charakteristik der Despotie, Monarchie und Republik sehr nahe zusammen. Nach ihm ist Furcht das Princip der Despotie, Ehre das der Monarchie, Tugend das der Republik. Sein Werk würde weit brauchbarer sein als es ist, wenn er nicht, verleitet durch das Schauspiel, was ihm vor Augen stand, den Begriff der Ehre, in der Monarchie, viel zu tief herabgesetzt, sie zu falschem Glanze heruntergewürdigt hätte (*Esprit des lois*, *I*, 3, *chap.* 8). Die wahre Ehre, falls sie vom Monarchen ausgeht, entspringt daraus, daß der Monarch die wahre Einsicht besitzt, und sie vervollständigt, indem er stets die würdigsten und kenntnißreichsten Männer um sich versammelt. Hiedurch fällt die Idee so nahe als möglich mit der Macht in Einen Punct zusammen. Alsdann ist es auch möglich, daß zu Zeiten die Berathschlagung mit Männern aus dem Volke getheilt werde, um die Probe der gleichen oder überlegenen Einsicht zu machen, ohne die Macht zu schwächen. Und daß sie geschwächt werde, ist der Theorie ebenso wenig gemäß, als der Praxis; denn schon der theoretische Begriff des Staates verliert dadurch an seiner Anwendbarkeit.

---

195. Fortsetzung. — Wodurch die Demokratien verderben.

(*Montesquieu*, De l'esprit des lois [1749] L. VIII. Chap. II, III, IV.)

a corruption du principe de la démocratie. rincipe de la démocratie se corrompt non nt lorsqu'on perd l'esprit d'égalité, mais quand on prend l'esprit d'égalité extrême, chacun veut être égal à ceux qu'il choisit i commander. Pour lors le peuple, ne souffrir le pouvoir même qu'il confie, ut faire par lui-même, délibérer pour le xécuter pour les magistrats, et dépouiller juges.

peut plus y avoir de vertu dans la ré-. Le peuple veut faire les fonctions des ts; on ne les respecte donc plus. Les dé-ns du sénat n'ont plus de poids; on n'a donc plus d'égard pour les sénateurs, et par conséquent pour les vieillards. Que si l'on n'a pas du respect pour les vieillards, on n'en aura pas non plus pour les pères: les maris ne méritent pas plus de déférence, ni les maîtres plus de soumission. Tout le monde parviendra à aimer ce libertinage; la gêne du commandement fatiguera comme celle de l'obéissance. Les femmes, les enfants, les esclaves, n'auront de soumission pour personne. Il n'y aura plus de mœurs, plus d'amour de l'ordre, enfin plus de vertu.

On voit, dans le banquet de Xénophon, une peinture bien naïve d'une république où le peuple a abusé de l'égalité. Chaque convive donne à

son tour la raison pourquoi il est content de lui. „Je suis content de moi, dit Chamidès, à cause de ma pauvreté. Quand j'étois riche, j'étois obligé de faire ma cour aux calomniateurs, sachant bien que j'étois plus en état de recevoir du mal d'eux que de leur en faire: la république me demandoit toujours quelque nouvelle somme: je ne pouvois m'absenter. Depuis que je suis pauvre, j'ai acquis de l'autorité; personne ne me menace, je menace les autres; je puis m'en aller ou rester; déjà les riches se lèvent de leurs places et me cèdent le pas. Je suis un roi, j'étois esclave; je payois un tribut à la république, aujourd'hui elle me nourrit; je ne crains plus de perdre, j'espère d'acquérir."

Le peuple tombe dans ce malheur, lorsque ceux à qui il se confie, voulant cacher leur propre corruption, cherchent à le corrompre. Pour qu'il ne voie pas leur ambition, ils ne lui parlent que de sa grandeur; pour qu'il n'aperçoive pas leur avarice, ils flattent sans cesse la sienne.

La corruption augmentera parmi les corrupteurs, et elle augmentera parmi ceux qui sont déjà corrompus. Le peuple se distribuera tous les deniers publics; et comme il aura joint à sa paresse la gestion des affaires, il voudra joindre à sa pauvreté les amusements du luxe. Mais avec sa paresse et son luxe il n'y aura que le trésor public qui puisse être un objet pour lui.

Il ne faudra pas s'étonner si l'on voit les suffrages se donner pour de l'argent. On ne peut donner beaucoup au peuple sans retirer encore plus de lui: mais pour retirer de lui, il faut renverser l'état. Plus il paroîtra tirer d'avantages de sa liberté, plus il s'approchera du moment où il doit la perdre. Il se forme de petits tyrans qui ont tous les vices d'un seul. Bientôt ce qui reste de liberté devient insupportable; un seul tyran s'élève, et le peuple perd tout, jusqu'aux avantages de sa corruption.

La démocratie a donc deux excès à éviter; l'esprit d'inégalité, qui la mène à l'aristocratie ou au gouvernement d'un seul; et l'esprit d'égalité extrême, qui la conduit au despotisme d'un seul, comme le despotisme d'un seul finit par la conquête.

Il est vrai que ceux qui corrompirent les républiques grecques ne devinrent pas toujours tyrans. C'est qu'ils s'étoient plus attachés à l'éloquence qu'à l'art militaire: outre qu'il y avoit dans le cœur de tous les Grecs une haine implacable contre ceux qui renversoient le gouvernement républicain; ce qui fit que l'anarchie dégénéra en anéantissement, au lieu de se changer en tyrannie.

Mais Syracuse, qui se trouva placée au milieu d'un grand nombre de petites oligarchies changées en tyrannies [1]), Syracuse, qui avoit un sénat [2]) dont il n'est presque jamais fait mention dans l'histoire, essuya des malheurs que la corruption ordinaire ne donne pas. Cette ville, toujours dans la licence [3]) ou dans l'oppression, également travaillée par sa liberté et par sa servitude, recevant toujours l'une et l'autre comme une tempête, et, malgré sa puissance au-dehors, toujours déterminée à une révolution par la plus petite force étrangère, avoit dans son sein un peuple immense, qui n'eut jamais que cette cruelle alternative de se donner un tyran ou de l'être lui-même.

De l'esprit d'égalité extrême. — Autant que le ciel est éloigné de la terre, autant le véritable esprit d'égalité l'est-il de l'esprit d'égalité extrême. Le premier ne consiste point à faire en sorte que tout le monde commande ou que personne ne soit commandé, mais à obéir et à commander à ses égaux. Il ne cherche pas à n'avoir point de maître, mais à n'avoir que ses égaux pour maîtres.

Dans l'état de nature les hommes naissent bien dans l'égalité, mais ils n'y sauroient rester. La société la leur fait perdre, et ils ne redeviennent égaux que par les lois.

Telle est la différence entre la démocratie réglée et celle qui ne l'est pas, que dans la première, on n'est égal que comme citoyen, et que, dans l'autre, on est encore égal comme magistrat, comme sénateur, comme juge, comme père, comme mari, comme maître.

La place naturelle de la vertu est auprès de la liberté; mais elle ne se trouve pas plus auprès de la liberté extrême qu'auprès de la servitude.

Cause particulière de la corruption du peuple. — Les grands succès, sur-tout ceux auxquels le peuple contribue beaucoup, lui donnent un tel orgueil qu'il n'est plus possible de le conduire. Jaloux des magistrats, il le devient de la magistrature; ennemi de ceux qui gouvernent, il l'est bientôt de la constitution. C'est ainsi que la victoire de Salamine sur les Perses corrompit la république d'Athènes; c'est ainsi que la défaite des Athéniens perdit la république de Syracuse.

Celle de Marseille n'éprouva jamais ces grands passages de l'abaissement à la grandeur; aussi se gouverna-t-elle toujours avec sagesse; aussi conserva-t-elle ses principes.

[1]) Voyez Plutarque dans les vies de Timoléon et de Dion.

[2]) C'est celui des six cents, dont parle Diodore.

[3]) Ayant chassé les tyrans, ils firent citoyens

gers et des soldats mercenaires; ce qui
guerres civiles. Aristote, Polit. l. V,
Le peuple ayant été cause de la victoire
théniens, la république fut changée. Ibid.
chap. IV. La passion de deux jeunes magistrats, dont l'un enleva à l'autre un jeune garçon, et celui-ci lui débaucha sa femme, fit changer la forme de cette république. Ibid. l. VII, chap. IV.

---

196. Zur ethischen Betrachtung des Staates, seine Idee.

(*G. Hartenstein*, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften [1844] S. 518—521.)

Der Begriff einer richtigen und gleich-
rbreiteten Cultur bezeichnet das Gebiet,
m eine allgemeine gesellschaftliche Durch-
allein *möglich* ist, und umschließt zu-
e Gesammtheit der *Mittel*, mit welchen
llschaftliche Wollen ausgerüstet gedacht
muß, um einen erkennbaren Effect seiner
keit zu erreichen. Schreitet man nun
er allgemeinen Voraussetzung zu der
ch den *bestimmten Zwecken* fort, die
llschaftlichen Wollen vorgezeichnet sind,
das einestheils zurück auf die *gesell-
ichen Ideen*, anderntheils auf den *Staat*,
nige Gesellschaft, welche als der Inbe-
r kleineren Gesellungen, und somit als
d und Boden *gegeben* ist, auf welchem
lschaftlichen Ideen realisirt werden kön-
rdurch tritt das *Musterbild* des Staats-
n Gegensatz zu der *Natur* desselben,
dem Sinne, als ob die letztere dem er-
genüber sollte vernichtet werden, oder
r Staat als ethisches Gemeinwesen irgend
ßerhalb der Grenzen und Bedingungen
türlichen Existenz erreichen könnte, was
nmöglich wäre, sondern so, daß die na-
Regsamkeit der in dem Staate wirkenden
e und Kräfte in die Wege geleitet werde,
lie Idee vorzeichnen. Dabei wird ebenso
ls bei der sittlichen Bildung des Einzel-
wohl der Begriff einer bald *ausschlie-*
, bald *disciplinirenden* sittlichen Be-
kung, als der der sittlichen *Erhebung*
hren sein, und es kommt lediglich auf
erlangte sittliche Durchbildung des Staats
das bestimmte Verhältniß seiner einzelnen
u der Gesammtheit der sittlichen Aufgaben
ner oder dieser Begriff für ihn eine vorherr-
Anwendung fordere. Wenn aber gerade der
ls der Träger der sittlichen Gesammtent-
g bezeichnet wird, so ist damit keineswegs
tsache, sondern eine Aufgabe ausgespro-
ren vollständige Lösung, noch abgesehen
von den Hindernissen, welche in den Verhältnissen mehrerer Staaten unter einander liegen können, durch die sittliche Durchbildung aller der Elemente bedingt ist, welche sich im Staate berühren und durchdringen. Gleichwohl läßt sich nicht behaupten, daß die Idee des Staats, wie sie hier vorläufig bezeichnet ist, nie und nirgends in die Wirklichkeit einzutreten begonnen hätte; es ist factisch falsch, daß etwa überall und immer die bloße Willkür der Macht an der Stelle des Rechtes herrsche; es ist eben so falsch, daß die bloße Rücksicht auf das Recht das einzige Motiv der gesellschaftlichen Thätigkeit gewesen sei oder noch sei; sondern Wohlwollen, Billigkeit, innere Freiheit sammt den Rücksichten auf eine richtige Cultur bestimmen schon jetzt, theilweis sehr wesentlich, den Begriff dessen, was der Staat wirklich ist und erstrebt.

Wollte man nun versuchen, die Darstellung der Idee des Staats etwa unmittelbar von der Idee der beseelten Gesellschaft, oder der des Verwaltungssystems, oder selbst der des Lohnsystems aus zu construiren, so würde man damit den Naturbedingungen des Staatslebens nicht hinreichend entsprechen. Denn eben weil der Naturbegriff des Staats darauf beruht, daß zunächst jeder Einzelne Schutz für seine Privatinteressen von der im Staate herrschenden Macht sucht, ist das erste und dringendste Bedürfniß des Staats eine durchgreifende *Rechtsordnung*; der erste Schritt, den das Staatsleben thun muß, um sich der Idee zu nähern, ist die Ausbildung des *Rechtsstaates*. Indem hiermit die Gesammtheit des Staats und seiner Einrichtungen an die Idee des Rechts gebunden wird, erscheint dieses zuvörderst nicht als Mittel zu anderen Zwecken, sondern selbst als *Zweck*, auf dessen Erreichung für den Staat, insofern er eben bloß als Rechtsstaat aufgefaßt wird, die innere Würde desselben beruht; sodann handelt es sich hier nicht bloß um particuläre Rechtsverhältnisse zwischen einzelnen Gliedern des Staats, seien es nun physische oder

:s hat ein bestimmtes Gefühl der persön-
:rechtigung gegenüber von Anderen, auch
htigeren und Gewalthabern, allein kein
nach irgend einem ideellen Zustande.
ındere sind, noch ohne viele Erfahrung
ung, im Unklaren und Unbewußten über
in und ihre Bestimmung. Sie setzen sich
:n bestimmten Zweck für dieses irdische
sondern wünschen bloß, es in der Familie
Stamme, mit den Ihrigen und wie die
:uzubringen; sie erhalten und genießen
es ist und wie es ist. Endlich aber sehen
er, welche das Bewußtsein eines höheren
veckes haben, doch aber denselben nicht
untergehen lassen in einem künftigen,
, nur wahrscheinlichen Zustande, sondern
.eben auf der Erde eine selbständige Be-
; annehmen. Diesen Zweck können sie
(auch mit Rücksicht auf die Fortdauer)
er möglichst allseitigen vernunftgemäßen
ng sämmtlicher geistiger und körperlicher
velche in den Menschen gelegt sind, fin-
ıe andere Lebensansicht, welche des auf
ıesittigungsstufe stehenden Menschen wür-
, gibt es nicht; eine solche allseitige Aus-
des reichlich Verliehenen ist ihm aber
ıd Recht. Jeder Einzelne legt, und zwar
Doppeleigenschaft als sinnlich-geistiges
ıinen hohen, nicht bloß rechtlichen Werth
verlangt über sich verfügen zu dürfen,
nterstützt zu werden, und findet in Stre-
Ausbildung sein Glück. Die einzigen
kungen, welche er als vernünftiges We-
ben muß, sind: daß er nichts Vernunft-
unternehmen könne, weil dieses seiner
nd Natur zuwider wäre; und daß er in
raftäußerungen keinen andern Menschen
gleichen Rechten verletzen dürfe, weil
Zusammenleben nicht möglich wäre.
ıch der allgemeinen Lebensansicht des
ıüssen denn natürlich auch die Einrich-
:troffen sein, welche das Leben ordnen
ru sollen. Unter diesen Einrichtungen
die umfassendste und wichtigste der
l. h. die Ordnung des Zusammenlebens
es auf einem bestimmten Gebiete und
ner höchsten Gewalt. Zwischen dem
es Lebens nach der herrschenden Volks-
ınd zwischen dem Zwecke des Gesammt-
eses Volkes kann nicht nur kein innerer
:rer Widerspruch stattfinden, sondern es
ie beiden Zwecke auch völlig dieselben
:s ist schon nach dem Gesetze des Den-
wendig. Ueberdies würde praktisch ein
Widerspruch entweder mit einer gewaltsamen oder allmähligen Umänderung der Staatseinrichtungen enden, oder er die drückendste Last für das Volk sein.

Hienach läßt sich denn nun die Grundfrage aller Staatswissenschaft: was der richtige Staatszweck sei, dahin beantworten, daß es nicht bloß Einen solchen richtigen Staatszweck gibt, sondern so viele verschiedene, an und für sich gleich richtige, als verschiedene Staatsgattungen bestehen. Wie viele der letzteren unmittelbar, d. h. nach den Anlagen und Bestrebungen des Menschen, möglich sind, mag ein Gegenstand philosophischer Untersuchung sein. Für die Bedürfnisse des Lebens reicht es hin, nur diejenigen zu beachten, welche in dem bisherigen Entwicklungsgange des Menschengeschlechtes in die Wirklichkeit getreten sind. Diese sind denn aber die den oben angeführten Lebensansichten entsprechenden. Der religiösen Lebensrichtung des Volkes entspricht die Theokratie; der sinnlich verkümmerten die Despotie; der privatrechtlichen Forderung der Patrimonialstaat; der einfachen Familienansicht der patriarchalische Staat; dem sinnlich-vernünftigen Lebenszwecke der Rechtsstaat[1])

Begriff und Zweck des Rechtstaates. — Sehr belehrend ist es, jede dieser Staatsgattungen näher zu untersuchen, ihren Zweck, ihre Einrichtungen zu bestimmen, und die Wirkungen zu sehen, welche für den Menschen und die einzelnen Lebensverhältnisse aus ihnen hervorgehen. Eine solche Gegeneinandersetzung gibt namentlich die klarste Einsicht in die Natur und den Charakter der einzelnen Staatsgattung. Es muß aber eine solche Erörterung hier, als zu weit von dem besondern Zwecke abführend, unterlassen werden. Nur der Rechtsstaat kann eine nähere Betrachtung finden.

Die Grundlage, auf welcher diese Staatsgattung ruht, ist also die oben bezeichnete Lebensansicht. Ueber Vernunftmäßigkeit und Haltbarkeit der letzteren kann ein gerechter Zweifel nicht gehegt werden. Der Mensch, welcher sich in seinen Ansichten und Strebungen über das Pflanzen- und Thierleben oder den geschützten Stand einer Arbeitsmaschine erhoben hat, anderer Seits aber sich nicht überzeugen kann, daß dieses itzige Leben, mit allen seinen Kräften, Neigungen, mit seiner ganzen positiven Existenz nur ein Unterrichts- und Vorbereitungszustand sei, kann vernünftigerweise keinen andern Zweck des irdischen Daseins auffinden, als die möglichst vollständige und somit ebenmäßige Ausbildung aller seiner Anlagen

moralische Personen, sondern um eine **allgemeine**, die Totalität aller auf dem Boden des Staats vorhandenen Verhältnisse durchdringende **Rechtsordnung**. Das erste setzt voraus, daß das Mißfallen am Streite innerhalb einer Gesellschaft, als entscheidendes Motiv der Anerkennung und Respectirung bestimmter Rechtsverbindlichkeiten, hinlänglich verbreitet; das zweite, daß wenigstens die Absicht vorhanden sei, keinen Widerstreit zwischen den particulären Rechtsbestimmungen unter einander **und** mit der Möglichkeit einer **allgemeinen** rechtlichen Ordnung zuzulassen.

In beiderlei Beziehungen wird das wirkliche Staatsleben mit Unvollkommenheiten zu kämpfen haben, die nur durch Einrichtungen vermindert werden können, die nicht unmittelbar in der Idee der Rechtsgesellschaft, sondern erst mittelbar in den Bedingungen ihrer Darstellung begründet sind.

Unvollkommenheiten dieser Art verräth schon die **Entstehung** des Rechtes, die, historisch betrachtet, bei weitem nicht immer von klaren, deutlichen, bestimmten und unzweideutigen Willenserklärungen ausgeht, sondern zu ihrer ursprünglichen Basis weit häufiger die Art hat, wie sich die Einzelnen in ihren Bedürfnissen, Leistungen, Forderungen und Zugeständnissen in einander fügen, bald weil sie müssen, bald weil es ihnen bequem und nützlich ist. Allen diesen Producten der Gewohnheit, des Herkommens, der Sitte, der Bedürfnisse, die den **Stoff** der Rechtsordnung vorbereiten, tritt nun die Idee der Rechtsgesellschaft mit der Forderung gegenüber, das, was als Recht gelten soll, bestimmt und unzweideutig auszusprechen und als Recht zu sanctioniren. Hierin liegt an sich keineswegs die Nothwendigkeit, daß an die Stelle des natürlich Gewordenen ein anderer willkürlich gemachter Inhalt trete; vielmehr steht, falls jenes den Bedürfnissen der Betheiligten wirklich angemessen ist, zu erwarten, daß sie es **gern als** Recht anerkennen werden. Wohl aber liegt darin die Forderung, daß, insofern jene Sanction eine von der Gesellschaft als solcher ausgehende, oder wenigstens von ihr anerkannte sein soll, der Inhalt des Rechts zum **Gesetze**, d. h. zum Ausdruck des allgemeinen, ausdrücklich als rechtsbeständig anerkannten Willens derer erhoben werde, die die Gesellschaft bilden. Das, wodurch der Staat zum Rechtsstaat wird, ist also **das Dasein des Gesetzes**; und es liegt einfach im Begriff des Rechtsstaats, daß keine Macht und Willkür in ihm einen wirksamen Einfluß in Anspruch nehmen kann **wider** das Gesetz oder **über die Grenzen** hinaus, innerhalb deren das Gesetz die Willkür gestattet. In demselben Grade, als über die möglichen Conflicte der Willen keine gesetzlich entscheidende Norm vorhanden und anerkannt ist, wird der Ausschlag ausgebrochener Streitigkeiten immer wieder von der **Naturgewalt** der streitenden Kräfte abhängen, während im entgegengesetzten Falle das Recht an die Stelle der Gewalt tritt, und die Achtung vor dem Gesetze der Schutz auch dessen wird, der sich selbst nicht würde schützen können.

---

197. Fortsetzung. — Der Zweck des Staates von der Ansicht des Rechtsstaates aus bestimmt.

(*R.* [*v.*] *Mohl*, Die Polizeiwissenschaft I. [1844] S. 3—9.)

Begriff und Zweck des Staates im Allgemeinen. — Je nach der Verschiedenheit seiner Entwicklungsstufe hat ein Volk auch eine verschiedene Ansicht vom Zwecke des Lebens; die menschliche Natur aber ist vielseitig und reich genug, um eine Entwicklung nach mehr als Einem Puncte hin zu gestatten. Wissenschaft und Erfahrung lehren dieses.

So finden sich denn Zustände, in welchen ein Volk, den Lehren einer bestimmten Religion glaubend, dieses Leben nur als eine Vorbereitung und Prüfung für ein künftiges ewiges Dasein betrachtet, jenem also gar keinen Selbstzweck zuschreibt. Andere Völker sind durch Druck oder durch Abspannung so gesunken, daß sie als einzigen Zweck des menschlichen Lebens physischen Genuß oder wenigstens möglichst geringe Leiden erkennen und, allen edleren und reineren Strebungen abgewendet, sich selbst als rechtlich, geistig und sittlich vernichtet betrachten. Im dritten Falle genügt es einem Volke, wenn die Rechtsverhältnisse des Einzelnen so geordnet sind, daß er sicher und mit genügendem Erfolge seinen sondern Geschäften und Nahrungszweigen nachgehen

hat ein bestimmtes Gefühl der persön-
:chtigung gegenüber von Anderen, auch
igeren und Gewalthabern, allein kein
ach irgend einem ideellen Zustande.
dere sind, noch ohne viele Erfahrung
ıg, im Unklaren und Unbewußten über
und ihre Bestimmung. Sie setzen sich
bestimmten Zweck für dieses irdische
ndern wünschen bloß, es in der Familie
:amme, mit den Ibrigen und wie die
zubringen; sie erhalten und genießen
ist und wie es ist. Endlich aber sehen
, welche das Bewußtsein eines höheren
ckes haben, doch aber denselben nicht
ntergehen lassen in einem künftigen,
ıur wahrscheinlichen Zustande, sondern
ben auf der Erde eine selbständige Be-
annehmen. Diesen Zweck können sie
'auch mit Rücksicht auf die Fortdauer)
möglichst allseitigen vernunftgemäßen
; sämmtlicher geistiger und körperlicher
lche in den Menschen gelegt sind, fin-
andere Lebensansicht, welche des auf
sittigungsstufe stehenden Menschen wür-
gibt es nicht; eine solche allseitige Aus-
:s reichlich Verliehenen ist ihm aber
Recht. Jeder Einzelne legt, und zwar
Doppeleigenschaft als sinnlich-geistiges
ıen hohen, nicht bloß rechtlichen Werth
verlangt über sich verfügen zu dürfen,
erstützt zu werden, und findet in Stre-
Ausbildung sein Glück. Die einzigen
ıngen, welche er als vernünftiges We-
n muß, sind: daß er nichts Vernunft-
ıternehmen könne, weil dieses seiner
l Natur zuwider wäre; und daß er in
ßäußerungen keinen andern Menschen
gleichen Rechten verletzen dürfe, weil
Zusammenleben nicht möglich wäre.

h der allgemeinen Lebensansicht des
ssen denn natürlich auch die Einrich-
roffen sein, welche das Leben ordnen
ı sollen. Unter diesen Einrichtungen
lie umfassendste und wichtigste der
h. die Ordnung des Zusammenlebens
s auf einem bestimmten Gebiete und
:r höchsten Gewalt. Zwischen dem
ı Lebens nach der herrschenden Volks-
d zwischen dem Zwecke des Gesammt-
es Volkes kann nicht nur kein innerer
er Widerspruch stattfinden, sondern es
beiden Zwecke auch völlig dieselben
ist schon nach dem Gesetze des Den-
'endig. Ueberdies würde praktisch ein
Widerspruch entweder mit einer gewaltsamen oder allmähligen Umänderung der Staatseinrichtungen enden, oder er die drückendste Last für das Volk sein.

Hienach läßt sich denn nun die Grundfrage aller Staatswissenschaft: was der richtige Staatszweck sei, dahin beantworten, daß es nicht bloß Einen solchen richtigen Staatszweck gibt, sondern so viele verschiedene, an und für sich gleich richtige, als verschiedene Staatsgattungen bestehen. Wie viele der letzteren unmittelbar, d. h. nach den Anlagen und Bestrebungen des Menschen, möglich sind, mag ein Gegenstand philosophischer Untersuchung sein. Für die Bedürfnisse des Lebens reicht es hin, nur diejenigen zu beachten, welche in dem bisherigen Entwicklungsgange des Menschengeschlechtes in die Wirklichkeit getreten sind. Diese sind denn aber die den oben angeführten Lebensansichten entsprechenden. Der religiösen Lebensrichtung des Volkes entspricht die Theokratie; der sinnlich verkümmerten die Despotie; der privatrechtlichen Forderung der Patrimonialstaat; der einfachen Familienansicht der patriarchalische Staat; dem sinnlich-vernünftigen Lebenszwecke der Rechtsstaat [1])

Begriff und Zweck des Rechtsstaates. — Sehr belehrend ist es, jede dieser Staatsgattungen näher zu untersuchen, ihren Zweck, ihre Einrichtungen zu bestimmen, und die Wirkungen zu sehen, welche für den Menschen und die einzelnen Lebensverhältnisse aus ihnen hervorgehen. Eine solche Gegeneinandersetzung gibt namentlich die klarste Einsicht in die Natur und den Charakter der einzelnen Staatsgattung. Es muß aber eine solche Erörterung hier, als zu weit von dem besondern Zwecke abführend, unterlassen werden. Nur der Rechtsstaat kann eine nähere Betrachtung finden.

Die Grundlage, auf welcher diese Staatsgattung ruht, ist also die oben bezeichnete Lebensansicht. Ueber Vernunftmäßigkeit und Haltbarkeit der letzteren kann ein gerechter Zweifel nicht gehegt werden. Der Mensch, welcher sich in seinen Ansichten und Strebungen über das Pflanzen- und Thierleben oder den geschützten Stand einer Arbeitsmaschine erhoben hat, anderer Seits aber sich nicht überzeugen kann, daß dieses itzige Leben, mit allen seinen Kräften, Neigungen, mit seiner ganzen positiven Existenz nur ein Unterrichts- und Vorbereitungszustand sei, kann vernünftigerweise keinen andern Zweck des irdischen Daseins auffinden, als die möglichst vollständige und somit ebenmäßige Ausbildung aller seiner Anlagen

moralische Personen, sondern um eine allgemeine, die Totalität aller auf dem Boden des Staats vorhandenen Verhältnisse durchdringende Rechtsordnung. Das erste setzt voraus, daß das Mißfallen am Streite innerhalb einer Gesellschaft, als entscheidendes Motiv der Anerkennung und Respectirung bestimmter Rechtsverbindlichkeiten, hinlänglich verbreitet; das zweite, daß wenigstens die Absicht vorhanden sei, keinen Widerstreit zwischen den particulären Rechtsbestimmungen unter einander und mit der Möglichkeit einer allgemeinen rechtlichen Ordnung zuzulassen.

In beiderlei Beziehungen wird das wirkliche Staatsleben mit Unvollkommenheiten zu kämpfen haben, die nur durch Einrichtungen vermindert werden können, die nicht unmittelbar in der Idee der Rechtsgesellschaft, sondern erst mittelbar in den Bedingungen ihrer Darstellung begründet sind.

Unvollkommenheiten dieser Art verräth schon die Entstehung des Rechtes, die, historisch betrachtet, bei weitem nicht immer von klaren, deutlichen, bestimmten und unzweideutigen Willenserklärungen ausgeht, sondern zu ihrer ursprünglichen Basis weit häufiger die Art hat, wie sich die Einzelnen in ihren Bedürfnissen, Leistungen, Forderungen und Zugeständnissen in einander fügen, bald weil sie müssen, bald weil es ihnen bequem und nützlich ist. Allen diesen Producten der Gewohnheit, des Herkommens, der Sitte, der Bedürfnisse, die den Stoff der Rechtsordnung vorbereiten, tritt nun die Idee der Rechtsgesellschaft mit der Forderung gegenüber, das, was als Recht gelten soll, bestimmt und unzweideutig auszusprechen und als Recht zu sanctioniren. Hierin liegt an sich keineswegs die Nothwendigkeit, daß an die Stelle des natürlich Gewordenen ein anderer willkürlich gemachter Inhalt trete; vielmehr steht, falls jenes den Bedürfnissen der Betheiligten wirklich angemessen ist, zu erwarten, daß sie es gern als Recht anerkennen werden. Wohl aber liegt darin die Forderung, daß, insofern jene Sanction eine von der Gesellschaft als solcher ausgehende, oder wenigstens von ihr anerkannte sein soll, der Inhalt des Rechts zum Gesetze, d. h. zum Ausdruck des allgemeinen, ausdrücklich als rechtsbeständig anerkannten Willens derer erhoben werde, die die Gesellschaft bilden. Das, wodurch der Staat zum Rechtsstaat wird, ist also das Dasein des Gesetzes; und es liegt einfach im Begriff des Rechtsstaats, daß keine Macht und Willkür in ihm einen wirksamen Einfluß in Anspruch nehmen kann wider das Gesetz oder über die Grenzen hinaus, innerhalb deren das Gesetz die Willkür gestattet. In demselben Grade, als über die möglichen Conflicte der Willen keine gesetzlich entscheidende Norm vorhanden und anerkannt ist, wird der Ausschlag ausgebrochener Streitigkeiten immer wieder von der Naturgewalt der streitenden Kräfte abhängen, während im entgegengesetzten Falle das Recht an die Stelle der Gewalt tritt, und die Achtung vor dem Gesetze der Schutz auch dessen wird, der sich selbst nicht würde schützen können.

197. Fortsetzung. — Der Zweck des Staates von der Ansicht des Rechtsstaates aus bestimmt.

(*R.* [*v.*] *Mohl*, Die Polizeiwissenschaft I. [1844] S. 3—9.)

Begriff und Zweck des Staates im Allgemeinen. — Je nach der Verschiedenheit seiner Entwicklungsstufe hat ein Volk auch eine verschiedene Ansicht vom Zwecke des Lebens; die menschliche Natur aber ist vielseitig und reich genug, um eine Entwicklung nach mehr als Einem Puncte hin zu gestatten. Wissenschaft und Erfahrung lehren dieses.

So finden sich denn Zustände, in welchen ein Volk, den Lehren einer bestimmten Religion glaubend, dieses Leben nur als eine Vorbereitung und Prüfung für ein künftiges ewiges Dasein betrachtet, jenem also gar keinen Selbstzweck zuschreibt. Andere Völker sind durch Druck oder durch Abspannung so gesunken, daß sie als einzigen Zweck des menschlichen Lebens physischen Genuß oder wenigstens möglichst geringe Leiden erkennen und, allen edleren und reineren Strebungen abgewendet, sich selbst als rechtlich, geistig und sittlich vernichtet betrachten. In dritten Fällen genügt es einem Volke, wenn die Rechtsverhältnisse des Einzelnen so geordnet sind, daß er sicher und mit genügendem Erfolge seinem besondern Geschäfte und Nahrungszweige nachgehen

Es hat ein bestimmtes Gefühl der persön-
Berechtigung gegenüber von Anderen, auch
ichtigeren und Gewalthabern, allein kein
nach irgend einem ideellen Zustande.
andere sind, noch ohne viele Erfahrung
dung, im Unklaren und Unbewußten über
ein und ihre Bestimmung. Sie setzen sich
nen bestimmten Zweck für dieses irdische
, sondern wünschen bloß, es in der Familie
Stamme, mit den Ihrigen und wie die
zuzubringen; sie erhalten und genießen
l es ist und wie es ist. Endlich aber sehen
ker, welche das Bewußtsein eines höheren
zweckes haben, doch aber denselben nicht
untergehen lassen in einem künftigen,
ls nur wahrscheinlichen Zustande, sondern
Leben auf der Erde eine selbständige Be-
ng annehmen. Diesen Zweck können sie
er (auch mit Rücksicht auf die Fortdauer)
der möglichst allseitigen vernunftgemäßen
ung sämmtlicher geistiger und körperlicher
welche in den Menschen gelegt sind, fin-
Eine andere Lebensansicht, welche des auf
Gesittigungsstufe stehenden Menschen wür-
e, gibt es nicht; eine solche allseitige Aus-
des reichlich Verliehenen ist ihm aber
und Recht. Jeder Einzelne legt, und zwar
er Doppeleigenschaft als sinnlich-geistiges
einen hohen, nicht bloß rechtlichen Werth
, verlangt über sich verfügen zu dürfen,
unterstützt zu werden, und findet in Stre-
d Ausbildung sein Glück. Die einzigen
nkungen, welche er als vernünftiges We-
geben muß, sind: daß er nichts Vernunft-
unternehmen könne, weil dieses seiner
und Natur zuwider wäre; und daß er in
Kraftäußerungen keinen andern Menschen
en gleichen Rechten verletzen dürfe, weil
in Zusammenleben nicht möglich wäre.
nach der allgemeinen Lebensansicht des
müssen denn natürlich auch die Einrich-
getroffen sein, welche das Leben ordnen
dern sollen. Unter diesen Einrichtungen
r die umfassendste und wichtigste der
d. h. die Ordnung des Zusammenlebens
lkes auf einem bestimmten Gebiete und
einer höchsten Gewalt. Zwischen dem
des Lebens nach der herrschenden Volks-
und zwischen dem Zwecke des Gesammt-
dieses Volkes kann nicht nur kein innerer
ßerer Widerspruch stattfinden, sondern es
die beiden Zwecke auch völlig dieselben
Dies ist schon nach dem Gesetze des Den-
thwendig. Ueberdies würde praktisch ein
Widerspruch entweder mit einer gewaltsamen oder allmähligen Umänderung der Staatseinrichtungen enden, oder er die drückendste Last für das Volk sein.

Hienach läßt sich denn nun die Grundfrage aller Staatswissenschaft: was der richtige Staatszweck sei, dahin beantworten, daß es nicht bloß Einen solchen richtigen Staatszweck gibt, sondern so viele verschiedene, an und für sich gleich richtige, als verschiedene Staatsgattungen bestehen. Wie viele der letzteren unmittelbar, d. h. nach den Anlagen und Bestrebungen des Menschen, m ö g l i c h sind, mag ein Gegenstand philosophischer Untersuchung sein. Für die Bedürfnisse des Lebens reicht es hin, nur diejenigen zu beachten, welche in dem bisherigen Entwicklungsgange des Menschengeschlechtes in die W i r k l i c h k e i t getreten sind. Diese sind denn aber die den oben angeführten Lebensansichten entsprechenden. Der religiösen Lebensrichtung des Volkes entspricht die T h e o k r a t i e; der sinnlich verkümmerten die D e s p o t i e; der privatrechtlichen Forderung der P a t r i m o n i a l s t a a t; der einfachen Familienansicht der p a t r i a r c h a l i s c h e Staat; dem sinnlich-vernünftigen Lebenszwecke der R e c h t s s t a a t [1])

B e g r i f f u n d Z w e c k d e s R e c h t s t a a t e s. — Sehr belehrend ist es, jede dieser Staatsgattungen näher zu untersuchen, ihren Zweck, ihre Einrichtungen zu bestimmen, und die Wirkungen zu sehen, welche für den Menschen und die einzelnen Lebensverhältnisse aus ihnen hervorgehen. Eine solche Gegeneinandersetzung gibt namentlich die klarste Einsicht in die Natur und den Charakter der einzelnen Staatsgattung. Es muß aber eine solche Erörterung hier, als zu weit von dem besondern Zwecke abführend, unterlassen werden. Nur der R e c h t s s t a a t kann eine nähere Betrachtung finden.

Die Grundlage, auf welcher diese Staatsgattung ruht, ist also die oben bezeichnete Lebensansicht. Ueber Vernunftmäßigkeit und Haltbarkeit der letzteren kann ein gerechter Zweifel nicht gehegt werden. Der Mensch, welcher sich in seinen Ansichten und Strebungen über das Pflanzen- und Thierleben oder den geschützten Stand einer Arbeitsmaschine erhoben hat, anderer Seits aber sich nicht überzeugen kann, daß dieses itzige Leben, mit allen seinen Kräften, Neigungen, mit seiner ganzen positiven Existenz nur ein Unterrichts- und Vorbereitungszustand sei, kann vernünftigerweise keinen andern Zweck des irdischen Daseins auffinden, als die möglichst vollständige und somit ebenmäßige Ausbildung aller seiner Anlagen

moralische Personen, sondern um eine allgemeine, die Totalität aller auf dem Boden des Staats vorhandenen Verhältnisse durchdringen[illegible] Rechtsordnung. Das erste setzt [illegible] das Mißfallen am Streite innerhalb [illegible] schaft, als entscheidendes Motiv der und Respectirung bestimmter Rec[illegible] keiten, hinlänglich verbreitet; da [illegible] wenigstens die Absicht vorhanden [illegible] derstreit zwischen den particulär[illegible] mungen unter einander und mi[illegible] einer allgemeinen rechtlich[illegible] lassen.

In beiderlei Beziehungen [illegible] Staatsleben mit Unvollkomm[illegible] haben, die nur durch Einri[illegible] werden können, die nich[illegible] Idee der Rechtsgesellschaft [illegible] bar in den Bedingungen i[illegible] det sind.

Unvollkommenheiten [illegible] die Entstehung de[illegible] betrachtet, bei weite[illegible] deutlichen, bestimmt[illegible] lenserklärungen au[illegible] sprünglichen Basis [illegible] sich die Einzeln[illegible] stungen, Forder[illegible] ander fügen, b[illegible] ihnen bequem [illegible] ducten der [illegible] Sitte, der P[illegible] ordnung v[illegible]

[illegible] sicht [illegible] för- [illegible] andern [illegible] leben des [illegible] desselben [illegible] Uebung und [illegible] Kräfte unterstützt [illegible] aber diese Unter- [illegible] hat, ist leicht [illegible] Bürgers ist bei die- [illegible] Grundsatz. Er selbst [illegible] innerhalb der Grenzen [illegible] Rechtes; gerade eine [illegible] ist sein Recht und seine [illegible] selbst. Der Staat tritt keines- [illegible] des gesammten Volkslebens, [illegible] verschlingend; sondern er ist nur [illegible] mächtiges und unentbehrliches [illegible] bildung desselben. Die Unter- [illegible] Staates kann daher auch nur nega- [illegible] und bloß in der Wegräumung sol- [illegible] hindernisse bestehen, deren Beseitigung den [illegible] des Einzelnen zu schwer wäre. Um aber [illegible] Staate die Möglichkeit solcher Unterstützung [illegible] verschaffen, muß jeder Einzelne einen Theil [illegible] Kraft abtreten zur Bildung einer gemein- [illegible] Masse (der Staatsgewalt), aus deren Mit- [illegible] er dann in den Fällen der eigenen Unver- mögenheit wo möglich unterstützt werde.

Die materiellen Leistungen verschiedener Rechtsstaaten können und müssen übrigens verschiedenartig sein, je nachdem ein Volk nach seinen äußeren Verhältnissen oder seinen inneren Neigungen sich mehr nach dieser oder jener Richtung bewegt und ausbildet. Eben so kann sich der Rechtsstaat, wie auch die Erfahrung lehrt, in mancherlei Formen entwickeln, von denen freilich die eine mehr, die andere weniger geeignet

gesellschaf[illegible] [illegible] rein auszuprägen. Alle w[illegible] [illegible] dem oben angedeuteten [illegible]. Mag die Handhabung der [illegible] übertragen sein, oder von [illegible] werden; mögen diese Regen[illegible] [illegible]ere beschränkt sein, oder nicht: [illegible]gen, welche man an die materiellen [illegible] des Staates macht, bleiben immer [illegible] [3].

[1] Eine etwas ausführlichere Entwicklung dieser Grundansichten und ihrer Modificationen findet sich in der ersten Ausgabe meines würtemb. Staatsrechtes, Bd. I, S. 3 fg. Vollständig entwickelt sind wenigstens ähnliche Ansichten von K. Th. Welcker in den Letzten Gründen von Staat, Recht und Strafe, so wie in dessen Encyklopädie; von Duden, Ueber die Verschiedenheit der Staaten; in Vollgraff's Politik; endlich in Pfizer's Gedanken über Recht, Staat und Kirche. — Auf völligen Mißverständnissen beruht der von Wippermann, Beiträge zum Staatsrechte, Gött., 1844, H. 1, S. 62 fg. und 161 fg. gegen meine Ansicht vorgebrachte Tadel, daß sie auf einer Verwechslung des historischen, oder besser statistischen, Staatszwecks und des juristischen Zwecks beruhe. Nichts ist offenbar ferner von meiner Lehre, als die Behauptung, daß die Staaten, weil verschiedene vorwiegende Thätigkeiten in ihnen unterschieden werden können, auch nur zu diesen berechtigt seien. Ich mache keineswegs einen unlogischen Schluß von der Wirklichkeit auf die Nothwendigkeit. Sondern ich behaupte, daß wenn ein Volk eine eigenthümliche Lebensrichtung habe, auch der Staat, als ein Werkzeug und Mittel des Volkes, ein Ausdruck dieser Richtung sein müsse. Hier ist folglich so wenig eine Verrechtlichung der Thatsache, daß vielmehr, gerade umgekehrt, von der Thatsache gefordert wird, sie solle eine bloße Form des Rechtes sein.

[2] Diese Ansicht, daß der Zweck des Staates gleich sei dem Zwecke der einzelnen das Volk bildenden Individuen wird von verschiedenen Standpuncten aus bekämpft. Einerseits nämlich wird ihr vorgeworfen, daß sie eine atomistische sei, indem sie den Einen Staatszweck in unendlich viele Einzelnzwecke zersplittere, während doch der Staat einen Zweck haben müsse, welcher über dem Einzelnen stehe und die Förderung der gesammten Gattung, nicht des Einzelnen, zum Gegenstande habe. S. Schön, in den Jahrb. f. wiss. Kritik, 1833, Nr. 111. Hiegegen ist aber erstens zu erinnern, daß von mir dem Staate keineswegs die Aufgabe gestellt wird, verschiedenartige Einzelnzwecke zu

·ı völlig unmöglich wäre: sondern
ntlebensansicht des Volkes zu ver-
Daß es aber eine solche, wenig-
iner der Ganzzahl gleichkommen-
be, wird nicht wollen in Abrede 5
Zweitens aber ist einleuchtend,
·taatszweck außerhalb der Zwecke
·tzt wird, dieses zum Mittel seines
ıch eben des Staates, herabgewürdigt
ın aber Stahl, Philosophie des Rechts, 10
S. 5 fg., dem Staate nur zuweist, was
ıemeinheit sei, indem er nur die Einheit,
insame Beherrschung durch Gott, ersetzen
ht aber die Führung der Einzelnen durch
Gott: so ist dies reine *petitio principii*. Mit der Läugnung dieser Idee des Staates fällt auch der Grund der Allgemeinheit des Zweckes von selbst.

[3]) Es beweist sehr geringen geschichtlichen und wissenschaftlichen Ueberblick über das Gesammtgebiet des Staatsrechtes, wenn man, wie so häufig geschieht, diese untergeordneten Formen Einer Staatsgattung als den obersten Eintheilungsgrund der Staatseinrichtungen überhaupt annimmt, und also entweder mit Hintansetzung aller Logik ganz Verschiedenartiges zusammenwirft, oder die in das einmal angenommene System nicht passenden Staatsgattungen und ihre Unterarten, als gar nicht vorhanden, mit Stillschweigen übergeht.

198. Die Aufgaben des Staates. — Die Polizei.

(Dasselbe Buch S. 9—15.)

ı nun aber der Zweck des Rechtsstaates,
ernisse zu beseitigen, welche der allsei-
twicklung der Kräfte der Bürger im Wege 25
so ist zu untersuchen, von welcher Seite
gleichen Hindernisse entstehen werden.
t nun in die Augen, daß sie doppelten
ges sein können. Entweder rühren sie
ren Menschen, welche den Bürger durch 30
htliches Eingreifen in seinen Rechtskreis
und verletzen; oder aber wird die Hem-
rch die Uebermacht äußerer Umstände
Ein drittes Hinderniß läßt sich nicht
Allein diesen beiden muß begegnet 35
soll der Rechtsstaat seinen Zweck er-

ıst dieses denn auch durch zweierlei An-

eindseligen Einwirken von Menschen setzt 40
echtspflege, Justiz, entgegen. Er gibt
immungen darüber, wie weit der Rechts-
es Jeden gehe; verbietet verletzende Ein-
dieses Gebiet bei Vermeidung bestimm-
en; ordnet da, wo es nöthig ist, Anstalten 45
vehr drohender Rechtsbeeinträchtigungen
. endlich Richter nieder, welche die Kla-
Staatsbürger untersuchen, oder auch
aufgefordert begangenen Rechtsverletzun-
spüren, in Folge dessen aber Streitig- 50
ach den Gesetzen schlichten, böswillige
ler nach der Vorschrift bestrafen müssen.
dagegen die Entwickelung durch die
cht äußerer Umstände gehindert, so hat
eine zweite Thätigkeit der Staatsgewalt, die man Polizei zu nennen übereingekommen ist[2]), helfend einzuschreiten. Diese ist also: der Inbegriff aller jener verschiedenartigen Anstalten und Einrichtungen, welche dahin abzwecken, durch Verwendung der allgemeinen Staatsgewalt die äußeren Hindernisse zu entfernen, welche der allseitigen erlaubten Entwickelung der Menschenkräfte im Wege stehen, und welche der Einzelne nicht wegräumen kann[3]).

Die Polizei ist somit die zweite Hälfte der inneren Anstalten eines Rechtsstaates zu Erfüllung seines Zweckes; und sicherlich steht sie keiner andern seiner Aufgaben an Würdigkeit nach, übertrifft die meisten sogar an Umfang und materiellem Werthe ihrer Anstalten und Leistungen[4]). — Nur von untergeordneter Bedeutung ist dabei die Frage, ob die Polizei unter allen Umständen ein Ausfluß der Centralstaatsgewalt ist, oder ob auch untergeordnete Bestandtheile des staatlichen Organismus, z. B. Gemeinden oder staatlich benutzte Gutsherrschaften, Recht und Auftrag zu polizeilicher Hülfe haben können. In der Natur der Sache selbst liegt kein Grund, welcher solchen kleineren Organen des Staatslebens die Besorgung polizeilicher Hülfe untersagte, falls sie zur tüchtigen Besorgung die Mittel, zu der Anstalt selbst aber eine unmittelbare Aufforderung haben. Im Gegentheile kann die Ueberlassung eines Theiles der zahllosen polizeilichen Geschäfte nur eine Erleichterung für die Staatsgewalt sein, während die den untergeordneten Organen beiwohnende

genaue Kenntniß der örtlichen Verhältnisse mannigfache Vortheile verspricht. Auch mag es sein, daß die Besorgung polizeilicher Geschäfte zur wünschenswerthen Befestigung und Ausbildung nothwendiger Kreise des öffentlichen Lebens dient[5]). Nur darf freilich der Zweck der Polizei nicht beeinträchtigt werden. Somit müssen nicht nur alle Anstalten, deren volle Wirksamkeit durch eine höhere Einsicht der Beamten, durch Gleichmäßigkeit der Einrichtung und durch Leitung nach Einem Plane bedingt ist, dem Staate unmittelbar bleiben; sondern auch diejenigen, welche einen bedeutenden Kraftaufwand erfordern, mehr die Gesammtheit als die Bewohner einzelner Oertlichkeiten berühren, endlich welche mit anderen Staatsanstalten wesentlich zusammenhängen. Das Recht einer genauen Beaufsichtigung und Verbesserung der mittelbaren Polizeianstalten ist ohnedies unzweifelhaft[6]).

Von selbst ergibt sich aus dem Bisherigen endlich die Begriffsbestimmung der Polizeiwissenschaft. Dieselbe ist nämlich die systematisch geordnete Darstellung der Grundsätze über die Einrichtung und Ausdehnung der einzelnen Hülfsanstalten des Staates gegen übermächtige äußere Hindernisse[7]).

[1]) Wenn der Rechtsstaat so häufig, namentlich von der kantischen Naturrechtsschule, bloß als eine Anstalt zur Sicherung der Rechte erklärt und behandelt wird, so springt die Unvollständigkeit dieser Ansicht in die Augen. Wer möchte und könnte in einem Staate leben, der nur Justiz übte, allein gar keine polizeiliche Hülfe eintreten ließe? Man sehe hierüber auch Lotz, Ueber den Begriff der Polizei, S. 8 fg.; Pöhlmann, System der Staatsthätigkeit zum Schutze der Privatrechte, S. 7 fg.; Murhard, Zweck des Staats, S. 52; Zöpfl, Staatsrecht, S. 19.

[2]) Der Name Polizei rührt zwar aus dem Griechischen (πολιτεία) her, wird aber in einem den Alten unbekannten Sinne gebraucht, indem sie die ganze Staatskunst, unsere Polizei im weitesten Sinne des Wortes, damit bezeichneten. Der gemeine Sprachgebrauch belegt freilich häufig mit diesem Worte bloß einen Theil der Hülfsthätigkeit des Staates, nicht selten sogar etwas hierzu gar nicht Gehöriges, nämlich die Präventiv-Justiz. Allein, da eine gemeinsame Benennung für das geschlossene Ganze der Hülfsthätigkeit nöthig ist, so dient das Wort wohl noch am Besten zur Bezeichnung des Begriffes. A. M. ist Rotteck, Vernunftrecht, Bd. III, S. 271 fg.

[3]) Wer kennt nicht die große Meinungsverschiedenheit über den Begriff der Polizei? Beinahe so viele verschiedene Ansichten als Schriftsteller, so viele Gegner als Meinungen; also daß manche auf eine fast komische Weise verzweifeln, irgend etwas Haltbares und Vernünftiges aufstellen zu können. Schon Berg zählt in seinem Polizeirechte, Bd. I, S. 4 fg., 24 verschiedene Definitionen auf, und mindestens eben so viele sind seitdem dazu gekommen. Eine Kritik aller dieser einzelnen Versuche anzustellen, dürfte ermüdend und außerdem auch überflüssig sein, da sie schon vielfach versucht ist, so z. B. von Berg, a. a. O. und Bd. IV, S. 21 fg.; Butte, Begründung, S. 6 fg.; Henrici, Grundzüge, S. 1 fg.; Soden, Staatspolizei, S. 15 fg.; Roßhirt, Ueber den Begriff, S. 34 fg.; Emmermann, Die Staatspolizei, S. 74 fg. Im Allgemeinen läßt sich das Mißlingen des Versuches einer richtigen Begriffsbestimmung auf drei Ursachen zurückführen, von denen freilich nicht selten mehrere zu gleicher Zeit wirken, und doppelte und dreifache Fehler veranlassen. Die Einen geben nicht an, was Begriff und Zweck der polizeilichen Thätigkeit des Staates ist, sondern suchen nur den Umfang derselben zu bestimmen. Und zwar thun sie dieses entweder auf negative Weise, indem sie anführen, was die Polizei nicht ist, wie z. B. Lamprecht, Encyklopädie, oder Drais (in den Blättern für Cultur und Polizei, 1803), welcher sie als den nicht-gerichtlichen, nicht-kirchlichen, und nicht-finanziellen Theil der innern Verwaltung bezeichnet; oder sie geben eine bloße Description anstatt einer Definition, indem sie eine größere oder kleinere Anzahl angeblicher Polizei-Anstalten aufführen, wie z. B. Rößig, Lehrbuch der P. W., S. 2: »P. ist das Ordnungswesen (?) eines Staates in Rücksicht auf innere Sicherheit, Schönheit (?), Bequemlichkeit (?), Bevölkerung, Sittlichkeit und den Nahrungsstand.« Auch Rotteck, Vernunftrecht, Bd. III, S. 265 fg. gehört im Wesentlichen hieher. Nun fällt aber in die Augen, daß eine bloße Bestimmung des Umfanges, und sollte sie auch richtig sein, keineswegs einen festen Anhaltspunct, einen obersten Grundsatz abgibt, und somit nicht an die Spitze einer Wissenschaft gestellt werden kann. Außerdem ist gar keine Sicherheit, daß durch solches leitungsloses Herumsuchen der richtige Umfang wirklich errathen wurde. — Andere machen logische Fehler in ihren Definitionen; und zwar gibt es sowohl solche, welche zu weite, als solche, welche zu enge Definitionen geben. Zu weit ist die Definition aller derjenigen, welche neben andern Bestimmungen auch noch »die Sicherung der Rechte« aufführen, wie dieses von sehr Vielen geschieht, so z. B. von J. J. Moser, Landeshoheit in Polizeisachen,

Sonnenfels, Polizeiwissenschaft, 7. Aufl., Harl; Oberndorfer; Gervais, Mitn, Bd. I, S. 115 fg., u. A. m. Sicherung te ist aber nicht der Zweck der Polizei, der Justiz. Ebenso ist diejenige Begriffsng zu weit, welche die gesammten Fiinbegreift, wie Gerstäcker, Bettelwesen, ut. Von einigen älteren, welche den gant wieder in die Definition der Polizei hern, soll gar nicht die Rede sein. Zu enge d die Begriffsbestimmungen vorerst aller n, welche nur die »Verhütung von Uebeln« k angeben, wie von gar Vielen geschehen z. B. von Berg, Weber, Soden, Meülau, Barth, Zachariä, u. s. f. Nun offenbar, wenigstens wenn man diese Worte gewöhnlichen positiven Sinne nimmt, das der Polizei ein weit ausgedehnteres, denn nicht bloß wirklich vorhandene Uebel zu , sondern auch für die Erreichung positiheile zu sorgen. Scharfsinnig und ergötzdie Widerlegung der hieher gehörigen hen Begriffsbestimmung von Drais (a. a. O.), er nachgewiesen wird, daß auch nicht Ein rselben richtig ist. Nicht weniger zu enge r zweitens die Bestimmungen derjenigen, ur bestimmten Kategorien von Verhältnisutz durch die Polizei angedeihen lassen wie z. B. Manna thut, welcher nur den bst, nicht aber auch die Einzelnen, von zei berücksichtigt wissen will; oder wie welcher nur das Gemeinwohl, nicht aber der Einzelnen als Gegenstand des Staates, ch der Polizei, angibt. — Ein dritter Grund chtiger Begriffsbestimmung ist in einer un- Ansicht vom Staatszwecke zu suchen. Die machten Fehler sind sehr verschiedenartig, Aufzählung und Widerlegung derselben ist größte Weitläufigkeit nicht möglich. Am n kommen die beiden Ansichten vor, daß te die Vervollkommnung der Menschheit en als Zweck gesetzt wird, und zweitens, Zweck Erzeugung der Sittlichkeit sei. ahme der ersteren Meinung schadet naden sonst ganz richtigen Ansichten von ieri und Roßhirt. Beide nehmen als eck die Vervollkommnung der Mensch- Ganzen an: allein nicht nur ist dieses ein höchst gefährliches und zu Beschönir größten Willkürlichkeiten schon häufig chtes; sondern es ist auch deshalb unrichl nothwendig der einzelne Mensch, nicht Gesammtheit, Befriedigung seiner Zwecke e finden muß. Warum würde er sonst eintreten? Die andere unrichtige Ansicht liegt z. B. der Ausführung von Schuckmann (s. unten) zu Grunde. — Bei der Wichtigkeit der Begriffs- und Zweckbestimmung, sowie bei der großen Verschiedenheit der Behandlungsweise ist nicht zu verwundern, daß eine eigene ziemlich zahlreiche Litteratur über die Feststellung des Begriffes der Polizeiwissenschaft besteht. Hierher gehören: Bob, Von dem System der Polizeiwissenschaft. 2. Aufl., 1779; Butte, Begründung eines Systems der Polizeiwissenschaft, Bd. I, Landsh. 1807; (Schuckmann,) Ueber das Princip, die Grenzen und den Umfang der Polizei. Leipzig, 1808; Gerstner, Ueber die Grenze der Polizeigewalt. Ingolstadt, 1817; Roßhirt, Ueber den Begriff und die eigentliche Bestimmung der Polizeigewalt. Bamberg, 1817; Emmermann, Die Staatspolizei in Beziehung auf den Zweck des Staates. Wiesb., 1819; Schlumberger, Grundzüge des Charakters der Oekonomie und Polizei. Reutl., 1825; *Gerstäcker*, *Juris politiæ ex uno securitatis juriumque defendendorum principio repetiti delineatio. Lips.*, 1826, 4.; Wippert, Ueber den Begriff und Umfang der Polizei. Ellwangen, 1828.

4) Allerdings wird dieses nicht immer anerkannt. Nicht nur die Menge hat häufig eine Abneigung gegen die Polizei (so schnell und oft unvernünftig sie auf der andern Seite bei ihr in allen Nöthen Hülfe sucht); sondern auch die Männer der Wissenschaft warnen zuweilen vor ihr, als Feindin der individuellen Freiheit, als durch unnöthige Hülfe erschlaffend, als Deckmantel der Willkür. Man sehe z. B. Aretin, Constit. Staatsrecht, Bd. II, S. 177 fg.; Zachariä, Vierzig Bücher vom Staate, 2. Aufl., Bd. III, S. 296 fg. Dies ist nun aber völlig verkehrt. Zwar mag immerhin im einzelnen Falle die Grundsatzlosigkeit und Gewaltthätigkeit, mit welcher Praktiker und Theoretiker die Polizei nicht selten handhaben und mißbrauchen, das Rechtsgefühl empören. Allein bei einer so allgemeinen Abneigung läuft doch theils Mißverständniß und entschiedene Verwechselung der Polizei mit anderen Zweigen der Staatsthätigkeit unter; theils können jene Vorwürfe eine richtige Lehre und eine gerechte und sich selbst beschränkende Verwaltung nicht treffen. Im Gegentheile muß die Polizei, in dem Sinne der Hülfsgewalt, und beschränkt auf die gebührenden Fälle, nicht bloß als eine nothwendige, sondern als eine segensreiche Anstalt erscheinen und Dank, anstatt Abneigung, erwecken. Ohne unmittelbare Stütze und Hülfe der Rechtspflege kann der Bürger möglicherweise sein ganzes Leben ruhig hinbringen, nicht aber eine Stunde ohne fühlbare Einwirkung einer guten Polizei.

5) Aus diesem Grunde spricht denn auch für

eine **Gemeindepolizei** unendlich mehr, als für **Patrimonialpolizei**. Letztere wird sogar, wenn ihre Einräumung zu einer falschen staatlichen Stellung und der Ueberhebung einer bevorzugten Classe führen könnte, gänzlich zu verweigern sein.

[6]) Vergl. **Rotteck**, Vernunftrecht und Staatswissenschaften, Bd. III, S. 228 fg.

[7]) Nicht selten wird Polizei**recht** als gleichbedeutend mit Polizei**wissenschaft** gebraucht. Sehr unrichtig. Allerdings ist es möglich, an jedem menschlichen Verhältnisse eine rechtliche Seite aufzufinden; und so entstehen auch durch die Polizeianstalten und bei denselben Rechte und Verbindlichkeiten. Allein darin besteht keineswegs das Wesen der Polizei, und die Entwickelung dieser Rechtssätze ist keine Darstellung der Grundsätze der Polizeianstalten. Vergl. **Gönner**, Deutsches Staatsrecht, S. 550. Nur schwach vertheidigt **Berg**, Handbuch des d. Polizeirechts, Bd. IV, S. 1 fg. diesen Sprachengebrauch. – Die Behauptung **Zachariä's** (Vierzig Bücher vom Staate, 2. Aufl., Bd. III, S 289 fg.), daß es keine selbständige Wissenschaft der Polizei gebe, hängt mit dem ihm ganz eigenthümlichen Sprachgebrauche zusammen, nach welchem er sämmtliche zur Abwehr einer Gewalt irgendwo im Staate erforderlichen Anstalten „Polizei“ nennt, und behauptet, dieselbe sei „eine Schlingpflanze, welche alle Theile der Staatsverfassung, alle Theile der Staatsverwaltung umranke.“ Natürlich fällt diese ganze Einwendung weg, sobald ein geschlossener Theil der Staatsverwaltung (gleichviel itzt welcher) mit dem Namen Polizei bezeichnet wird. Da nun aber letzteres der überwiegende Gebrauch in der Staatswissenschaft ist, so ist eine Bezeichnung ganz anderer Dinge mit diesem Worte und eine hierauf gegründete Ableugnung einer Wissenschaft ebenso wunderlich als verwirrend, somit sicher verwerflich.

---

199. Fortsetzung. — Zur Theorie der Strafen und der Belohnungen.

(*Jeremy Bentham*, I. The rationale of reward [1825] S. 1; 3—6; 19—23. II. The rationale of punishment [1830] S. 19—22.)

I. *Preliminary observations.* — The greatest happiness of the greatest number ought to be the object of every legislator: for accomplishing his purposes respecting this object, he possesses two instruments — Punishment and Reward. The theories of these two forces divide between them, although in unequal shares, the whole field of legislation.

The subject of the present work is Reward; and not reward alone, but every other use which can be made of that matter of which rewards may be formed.

In the following work, the different sources from which rewards may be derived are examined; the choice which ought to be made between the different modifications of which it is susceptible, is pointed out; and rules are laid down for the production of the greatest effect with the least portion of this precious matter.

Definitions. — Reward, in the most general and extensive sense ever given to the word, may be defined to be — a portion of the matter of good, which in consideration of some service supposed or expected to be done, is bestowed on some one, in the intent that he may be benefited thereby.

When employed under the direction of the principle of utility, it operates as a motive for the performance of actions useful to society, in the same manner as, under the same guidance, punishment operates in the prevention of actions to which we ascribe an injurious tendency.

The services, in the production of which this precious matter may be employed, may distinguished into *ordinary* and *extraordinary*.

Ordinary services may be subdivided into regularly recurring, or routine and occasional. By *routine services*, I mean those which, in all the various departments of government, the public functionaries are bound to perform in virtue of their respective offices.

By *occasional services*, I mean those required by the government at the hands of persons not in its employ. They belong almost entirely to the administration of justice, and that branch of the police which is connected with it, — as denouncing offences, prosecuting criminals, giving judicial evidence, and seizing persons accused, etc. To the same head may be referred services rendered to individuals in case of fires, inundations, and shipwrecks: inasmuch as the government is interested in the preservation of every individual in the community, these services may be considered as rendered to it.

he head of *extraordinary services*, may be
, — 1. Services rendered to the whole
iity by new inventions giving to the ope-
of government, in any of its different bran-
a increased degree oft perfection: such as
nt improvements in military or naval tactics,
tion or ship building, etc.; in the mode of
tering justice, regulating the police, or the
, or in any other part of the field of le-
i.
ervices rendered in time of war, by the
or destruction of objects contributing to
er of the enemy, or by the preservation
as belong to one's own country.
ervices rendered by persons exercising
ce of foreign Ministers, consisting in
vention or termination of the calamities
or in the bringing about useful al-

iscoveries of great importance to the aug-
n of the national wealth; new methods
ing labour; the introduction of new bran-
industry, etc.
iscoveries in science, which are not su-
of immediate application to the arts.
oble actions and distinguished instances of
in considering which not only the imme-
nefit should be regarded, but their in-
as examples, upon the cultivation of si-
cellencies.
is the field of services: such, therefore,
eld of reward.
regard to rewards, the most important
is into *occasional* and *permanent*. The
applied, according to times and circum-
to a single individual, or to a number of
ls, in virtue of some insulated and spe-
rice. The others are charged upon some
fund provided for an indefinite number of
and for a succession of services.
nsequence of the extent and permanence
effects, it is principally with regard to
r class of rewards that it will be found of
ce to establish the true principles which
regulate their distribution. Occasional
being confined within narrower limits and
ects more transitory, erroneous views re-
them are comparatively of trifling con-
.
most extensive use of the matter of re-
es place in transactions between indivi-
n the case of personal services which are
d in virtue of a contract, the pay given
by whom they are rendered, is his reward. In buying and selling, the reciprocal delivery is the reward for the mutual transfer. But the public, that is to say the government on account of the public, has a demand for a variety of services and goods exactly similar to those of which an individual stands in need: ant it is thus that the most advantageous mode of employing the matter of reward, even in the ordinary course of business, enters into the sphere of politics, and claims the attention of the legislator.

Of Reward and punishment combined. — There are some cases in which it would be improper to employ either reward or punishment alone. They are those in which the two forces may with advantage be united: in which the legislator says to the citizen — obey, and you shall receive a certain reward: disobey, and you shall suffer a certain punishment.

The two modes may be properly united when the service required by the law depends for its performance upon a small number of persons in virtue of the peculiar circumstances in which they happened to be placed. If, for example, the object be the securing a delinquent at the moment that he is about to commit an offence, to inform against him or to prosecute him — it will be found expedient in order to ensure the rendering of such services, to combine with a reward for their performance, a punishment for their omission.

In such cases, punishment is useful in two ways: beside the effect produced by its own force, it also sustains the value of the reward. There is a very strong prejudice in the public mind against persons who accept pecuniary reward for the performance of such services; but when a penal motive is added, the public resentment is abated, if not altogether removed. The prosecution of a criminal for the sake of the pecuniary benefit derivable from it is generally regarded as discreditable; but he who undertakes the prosecution to avoid being himself punished, will be considered at least as excusable. The desire of self-preservation is called a natural propensity, that is to say is regarded with approbation. The desire of gain is a propensity not less natural, but in this case, although more useful, it is not regarded with the same approbation. This is a mischievous prejudice, but it exists, and it is therefore necessary to combat its influence. We must treat opinions as we find them, and not act as though they were what they ought to be. This is not the only instance in which it is necessary to put a constraint upon men's inclinations, that they may be at liberty to follow them.

An instance of the judicious mixture of reward

and punishment is furnished by the practice pursued in many schools, called *challenging*. All the scholars in the same class having ranged themselves around the master, he who stands at the head of the class begins the exercise: does he make a mistake, the next to him in succession corrects him and takes his place; does the second not perceive the mistake, or is he unable to correct it, the privilege devolves upon the third, and so of the rest. The possession of the first place entitling the holder to certain flattering marks of distinction.

The two incitements are in this case most carefully combined. Punishment for the mistake: loss of rank. Reward for the informer: acquisition of that same rank. Punishment for not informing: loss of rank the same as for the offence itself.

If, under the ordinary discipline of schools, in the case where the scholar has no natural interest which should induce him to point out the mistakes of his associate, it were attempted to produce these challenges by the force of reward alone, the opinion which the general interest would create would oppose an obstacle to the reception of the reward most difficult to overcome: but when the young competitors have to say in their defence, that they have depressed their neighbour merely to avoid being depressed themselves, they are relieved from all pretence for reproach: every one without hesitation abandons himself to the suggestions of his ambition, and, under the sanction of the law, honour combats with unrestrained impetuosity.

This ingenious expedient for exciting emulation is one among the other advantages of numerous classes. In the private plan of education there are seldom actors in sufficient number for the performance of this comedy.

The most favourable opportunities for legislation are those in which the two methods are so combined, that the punishment immediately follows the omission of the duty, and the reward its performance.

This arrangement presents the idea of absolute perfection — why? Because to all the force of the punishment is united all the attractiveness and certainty of the reward.

I have said *certainty*: but this requires to be explained. Denounce a punishment for such or such acts: the only individual who cannot fail to know whether or not he has incurred the punishment is interested in concealing his having incurred it. On the other hand, offer a reward, and the same individual finds himself interested in producing the necessary proofs for establishing his title to it. Thus a variety of causes contribute to the failure of punishment — the artifices of the person interested, the prejudices against informers, the loss or failure of evidence, the fallibility or mistaken humanity of judges — while to the attainment of reward no such obstacles occur: it operates then upon all occasions with the whole of its force and certainty.

Before a celebrated law, which we owe to Mr. Burke, the lords of the treasury were charged, as they still are, with the payment of the salaries of certain of the public servants. Justice required that all should be paid in the same proportion as funds for that purpose were received. But no law was as yet in force to support this principle. As might naturally be expected, all sorts of preferences had place. They paid their friends first, and it cannot be supposed they forgot themselves. When the funds set apart to this service were insufficient, the less favoured class suffered. The delays of payment occasioned continual complaints. How would an ordinary legislator have acted? He would have enacted that every one should be paid in proportion to the receipts, and that his regulations might not be wanting in form, he would have added a direct punishment for its breach; without enquiring if it were easy to be eluded or not. Mr. Burke acted differently: he arranged the different officers in classes: he prepared a table of preference, in which the order is the inverse of the credit which they might be supposed to possess. The noble lords, with the prime minister at their head, bring up the rear, and are prohibited from touching a single shilling of their pay till the lowest scullion has received every penny of his.

Had he permitted these great officers to pay themselves, and prescribed his table of preference for the rest, under the penalty of losing a part of their salaries, what embarrassment, what difficulties, what delays!. Who would undertake the odious task of informer? How many pretences of justification would they not have had? Who would have dared to attack the ministers? In this arrangement of Mr. Burke, till they have fulfilled their duty, they lose the enjoyment of all their salary; they lose it without enquiry and without embarrassment. Thus rendered conditional, their salary becomes in reality the recompence of their regularity in paying the others.

The advantages of this invention may be thus summed up. Their salary, depending upon the performance of the service, is no longer a barren gratification, but a really productive reward. The motive has all the *force* belonging to punishment:

suspension of payment it operates as a fine.
sesses all the *certainty* of a reward: the
tho receive follows the completion of the
, without any judicial procedure.
Of the ends of punishment. — When any act
een committed which is followed, or threa-
be followed, by such effects as a provi-
egislator would be anxious to prevent, two
naturally and immediately suggest them-
to his mind: first, to obviate the danger
like mischief in future: secondly, to com-
e the mischief that has already been done.
e mischief likely to ensue from acts of the
ind may arise from either of two sources, —
the conduct of the party himself who has
he author of the mischief already done, or
nduct of such other persons as may have
ite motives and sufficient opportunities to
like.
nce the prevention of offences divides itself
wo branches: *Particular prevention*, which
to the delinquent himself; and *general*
tion, which is applicable to all the members
community without exception.
n and pleasure are the great springs of
action. When a man perceives or sup-
pain to be the consequence of an act, he is
upon in such a manner as tends, with a
force, to withdraw him, as it were, from
mmission of that act. If the apparent mag-
, or rather value of that pain be greater
he apparent magnitude or value of the plea-
r good he expects to be the consequence of
t, he will be absolutely prevented from per-
g it. The mischief which would have
l from the act, if performed, will also by
eans be prevented.
th respect to a given individual, the recur-
of an offence may be provided against in
ways: —
By taking from him the physical power of
ng.
By taking away the desire of offending.
By making him afraid of offending.
the first case, the individual can no more
t the offence; in the second, he no longer
to commit it; in the third, he may still
commit it, but he no longer dares to do it.
first case, there is a physical incapacity;
second, a moral reformation; in the third,
s intimidation or terror of the law.
eral prevention is effected by the denuncia-
punishment, and by its application, which,
ng to the common expression, *serves for an*
example. The punishment suffered by the offender presents to every one an example of what he himself will have to suffer if he is guilty of the same offence.

General prevention ought to be the chief end of punishment, as it is its real justification. If we could consider an offence which has been committed as an isolated fact, the like of which would never recur, punishment would be useless. It would be only adding one evil to another. But when we consider that an unpunished crime leaves the path of crime open not only to the same delinquent, but also to all those who may have the same motives and opportunities for entering upon it, we perceive that the punishment inflicted on the individual becomes a source of security to all. That punishment, which, considered in itself, appeared base and repugnant to all generous sentiments, is elevated to the first rank of benefits, when it is regarded not as an act of wrath or of vengeance against a guilty or unfortunate individual who has given way to mischievous inclinations, but as an indispensable sacrifice to the common safety.

With respect to any particular delinquent, we have seen that punishment has three objects, — incapacitation, reformation, and intimidation. If the crime he has committed is of a kind calculated to inspire great alarm, as manifesting a very mischievous disposition, it becomes necessary to take from him the power of committing it again. But if the crime, being less dangerous, only justifies a transient punishment, and it is possible for the delinquent to return to society, it is proper that the punishment should possess qualities calculated to reform or to intimidate him.

After having provided for the prevention of future crimes, reparation still remains to be made, as far as possible, for those which are passed, by bestowing a compensation on the party injured; that is to say, bestowing a good equal to the evil suffered.

This compensation, founded upon reasons which have been elsewhere developed, does not a first view appear to belong to the subject of punishments, because it concerns another individual than the delinquent. But these two ends have a real connexion. There are punishments which have the double effect of affording compensation to the party injured, and of inflicting a proportionate suffering on the delinquent; so that these two ends may be effected by a single operation. This is, in certain cases, the peculiar advantage of pecuniary punishments.

200. Zur historischen Staatswissenschaft. — Specielle. — Die deutsche Staatsgeschichte.

(*K. F. Eichhorn*, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte I. [1843] S. 1—3.)

Die deutsche Staatsgeschichte soll die Bedeutung der jetzigen öffentlichen Verhältnisse in Deutschland aus ihrer Entstehung erklären. Sie beginnt mit den ältesten Nachrichten von dem gesellschaftlichen Zustande der germanischen Völkerstämme. Mit der Entstehung des fränkischen Reichs geht sie in die Geschichte eines Staates über, und nächst der Reichsverfassung werden die Verhältnisse der Völker, aus welchen sich seit dem Ende des neunten Jahrhunderts ein deutscher Staat bildet, der Hauptgegenstand der Untersuchung. Durch die Schicksale des letzteren ist von diesem Zeitpunct an der Stoff der Darstellung gegeben; von der Entstehung der Territorialhoheit an wird aber ein zweifaches öffentliches Verhältniß der Gegenstand derselben: die Bedeutung der Reichsverbindung, und die Zustände, welche aus der Entwickelung einer selbständigen Regierungsgewalt der Reichsstände hervorgehen. In Beziehung auf die letzteren wird es durch die seit dem sechszehnten Jahrhundert immer mehr zunehmende Selbständigkeit in der Ausbildung der Territorialverhältnisse zwar möglich, die Darstellung, wenigstens in Beziehung auf die größeren Territorien, zu einer deutschen Staatengeschichte zu erheben: doch läßt sich diese mit einer allgemeinen Staatsgeschichte von Deutschland nicht verbinden. Jene muß die Untersuchung vorzugsweise auf das Eigenthümliche und die Einzelnheiten richten, während diese ein Bild der Entwickelung des Ganzen aufstellen soll, in welchem das Eigenthümliche und Einzelne nicht weiter hervortreten kann, als dessen Einfluß auf das Ganze reicht. Dadurch bestimmt sich, in wie weit, schon von der Entstehung der Territorialhoheit an, die deutsche Staatsgeschichte auf die Schicksale der einzelnen Staaten Rücksicht nehmen muß, in welche sich das Reich zuletzt aufgelöst hat. Die weitere Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Deutschlands, seit dieser Zeit, gehörte an sich zwar ohne Zweifel ebenfalls in den Kreis der Untersuchung; sie erfordert aber, wenn ein klares Bild von jenen gegeben werden soll, einen anderen Plan und größere Ausführlichkeit der Darstellung. Dadurch wird es rathsam, die Staatsgeschichte nur bis zur Entstehung des deutschen Bundes herabzuführen; sie bildet dann eine geschlossene Grundlage für die Darstellung der Geschichte unsrer Zeit, welche zu überliefern erst der Zukunft überlassen werden muß.

Da die Rechtsverfassung eines Volkes eine vorzüglich wichtige Stelle unter den Staatseinrichtungen einnimmt, so steht die Geschichte der Rechte mit der Staatsgeschichte schon in so genauer Verbindung, daß diese gar nicht dargestellt werden kann, ohne Manches aus jener aufzunehmen.

---

201. Fortsetzung. — Das deutsche Reich als Staat.

(*Cl. Th. Perthes*, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution [1845] S. 14—17.)

Als kaum die ersten Anfänge des Staats bei den Germanen erkennbar wurden, hatte die rechtliche Selbständigkeit des Einzellebens bereits einen hohen Grad der Ausbildung erhalten. Das Streben der Germanen, den Staat, der keinem Volke als Erbschaft oder Geschenk gewährt wird, zu gewinnen, mußte vom Einzelleben seinen Ausgang nehmen. Zwar waren die Germanen zu Stämmen und zur Völkerfamilie innerlich geeinigt und hatten in den uralten Gemeinden auch eine politische Einheit gefunden. Aber weder die über ganz Europa zerstreute Völkerfamilie, noch der streng abgeschlossene und auf enge Kreise beschränkte Stamm besaß die Fähigkeit, sich als Staat zu gestalten und in der politischen Gemeinde wurden die Lebensverhältnisse weit weniger durch die Gemeinde, als durch den Einzelnen bestimmt. Halb Bauer und halb Krieger saß der freie Mann auf seinem Hofe, herrschte über Familie, Land und Leute als deren geborner Herr, schirmte sich und das Seine mit eigner, ursprünglicher, nicht vom Staate abgeleiteter Kraft und wachte, dem Einzelnen wie der Gemeinde gegenüber, so eifersüchtig über seine Unabhängigkeit, daß Nichts in seinem Verhältniß an den staatlichen Unterthan erinnert. Die kleinen bäuerlichen Dynasten wur-

s mit dem beginnenden Mittelalter ganz
in Gährung gerieth, theils auf Eroberungen
ısen, theils zum daurenden Vertheidigungs-
gegen kühne und mächtige Eroberer ge-
Krieg mußte geführt werden und Krieg-
setzt Einheiten voraus, in denen die Vie-
ı einem Einzelwillen in strengem Gehor-
ıterordnen. Da es dem Germanen wider-
seine völlige Ungebundenheit in Beziehung
elne Handlungen zu beschränken und diese
ern und zufälligen Gründen dem Willen
remden zu unterwerfen, so erschien ihm
ıorsam aus obligatorischem Vertrag nahe
ıchtschaft verwandt und konnte deßhalb
ie Grundlage kriegerischer Verbindungen
Dagegen vermochte der Germane in
lingebung seine eigene Persönlichkeit mit
es Andern, zu welchem er sich durch
igkeit irgend einer Art hingezogen fühlte,
chmelzen. Diesem Andern stellte er sich
it dem Verzeichniß eifersüchtig bewahrter
gegenüber, sondern in des Anderen Freud
d, Ehre und Unehre die eigne empfindend,
er dem eigenen Willen zu folgen, wenn
des Anderen folgte. Nur den Gehorsam,
aus dem Verwachsensein mit der Per-
eit des Befehlenden, aus innerer Hingabe
ıue sich ergibt, konnte der Germane lei-
ıls daher die auf Kampf und Eroberung
ı Zeit Kriegseinigungen forderte, wurde
an einen hervorragenden Mann hingebende
las Mittel, den Kriegsgehorsam zu erzeu-
)ie Gefolgschaften entstanden und indem
ı Häupter derselben einem gemeinsamen
herrn zu gleicher Treue, wie sie selbst
ın Leuten erhielten, verpflichteten, bildete
ie verschiedenen germanischen Stämme in
fachen Gliederungen durchziehend, die
Gefolgschaft aus, als deren Spitze die
ıger, unter dem Namen fränkische Könige,
n.

Einzelwille schien die zeugende, der krie-
ı Zeitcharakter die gestaltende Kraft in
manischen Staatenbildung sein zu müssen;
gleich war in den Trümmern des römi-
leichs der Gedanke des Staates als Grund
walt und des Gehorsams und als Voraus-
der Selbständigkeit des Einzelnen erkenn-
lieben, ergriff mit der ihm innewohnenden
lie unbewußt vom Einzelleben aus nach
ıate ringenden Germanen und empfahl sich
revingern durch Verheißung einer Gewalt
ıtzgebung und Gericht, im Kriegs- und
resen, wie sie dem germanischen Gefolgs-
herrn völlig unbekannt gewesen war. Was die Merovinger begonnen, suchten die Carolinger zum Ziele zu führen. Mit der Schärfe seines Schwertes und seines Geistes wollte Carl der Große den von ihm beherrschten Stämmen die Staatsgewalt aufdringen; aus dem einheitlichen Staate sollten die für jedes Zusammenleben nothwendigen Gewalten sich ableiten; Heerführer und Richter, Verwalter und Gesetze sollten die Germanen vom Staate empfangen und dafür Abgaben, Kriegsdienste und Unterthanengehorsam geben. Aber die künstliche und gewaltsame Schöpfung Carls reichte nicht über sein Leben hinaus. Die germanischen Stämme bildeten zu wenig eine innere Einheit, um in der äußeren Einheit des fränkischen Reiches die Erscheinung und den Ausdruck ihres Wesens zu erblicken. Sie waren zu sehr an Ungebundenheit gewöhnt, um sich durch den von Außen an sie herangebrachten Staat zu einer inneren Einheit, zum Volke, heranbilden zu lassen. Die künstliche und gewaltsame Schöpfung Carls zerfiel, aber ihre östlichen Bestandtheile blieben aus äußeren und inneren Gründen unter einem eigenen König geeinigt. Das deutsche Volk und das deutsche Reich nahm seinen Anfang.

Innere Gründe sind es gewesen, welche aus einer Anzahl germanischer Stämme das deutsche Volk heranbildeten. Daß aber diese Stämme sofort nach der Auflösung der fränkischen Monarchie die Staatsgewalt besaßen, wurde lediglich durch die staatliche Natur des carolingischen Reiches und dessen Theilung unter mehrere Glieder des Königshauses hervorgerufen. Die Deutschen erhielten Staatsformen, bevor sie zum Volke geworden waren. Der Staat war ein von Außen an sie Herantretendes, nicht ein aus ihrem Innern Hervorgetriebenes. Da dieser den Deutschen gegebene Staat nicht die Kraft wurde, welche vorwiegend die in ihm vereinigten Stämme zum Volke bildete, so konnte, als die deutsche Nationalität feststand, ein Gegensatz, ein Gefühl des nicht Zusammengehörens zwischen diesem Staate und dem deutschen Volke nicht ausbleiben. Aus der vom carolingischen Reiche übernommenen Erbschaft des Königthums verschwanden wesentliche Rechte, namentlich der Heerbann und das Recht auf allgemeine Steuern, völlig. Andere, deren Ausübung der König seinen Beamten, den Grafen, Markgrafen u. s. w. übertragen hatte, wurden von diesen aus Amtsrechten in eigene Rechte verwandelt und mit den ausgedehnten Rechten, welche sie überdieß schon als Grundherren besaßen, vereinigt. Aus der Verschmelzung der verschiedenartigen Rechte entstand die Landeshoheit; die

früheren Beamten wurden Landesherren, ihre alten Amtssprengel Territorien. Deutsches Volk und deutscher Staat schienen dem Zerfall in eine Masse Territorialherrschaften entgegen zu gehen, welche zusammenhanglos neben einander stehend, mit dem Reiche zugleich sich selbst dem Untergange entgegen führen mußten.

Das deutsche Volk war politisch zu unausgebildet, um aus den absterbenden, ihm überlieferten Staatsformen eine nationale und lebendige Staatsbildung zu erzeugen, aber es war auch seiner nationalen Einheit zu kräftig sich bewußt, um nicht tief das Bedürfniß politischer Einheit zu fühlen.

202. Fortsetzung. — Genesis der Unfreiheit in Deutschland.

(*Franz Löher*, Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen [1846] S. 4—5; 15—16.)

Die Erhebung des Königthums und seiner Beamten, sowie die damit Hand in Hand gehende Ausbreitung des Lehnswesens hatte diejenigen Gewalten, welche früher nur im Volke und in seinen Gemeinden ruhten, nämlich die Heeres- und Gerichtsgewalt, allmählig in die Hände einiger Mächtigen zusammengebracht. Das Volk, vordem einer unendlichen Wogenmasse vergleichbar, hatte sich dabei verlaufen und vereinzelt, um sich um verschiedene Häupter zu schaaren, welche wiederum eingefügt in eine lebendige Gliederung einem immer erhabeneren Haupte sich unterordneten, bis hoch über allen der Kaiser stand, der unmittelbar von Gott alles Recht und Besitzthum auf Erden empfieng und den Völkern und ihren Häuptern vermöge der bis tief herab gehenden Lehnsordnung zuleitete. So hatte denn jeder bedeutende Mann einen Kreis um sich von näher und entfernter ihm Angehörigen, — nämlich einerseits unmittelbar um seine Person Dienstleute, Eigenleute, Schutzsassen, — andererseits als ihm angehörig vermöge seiner von dem Kaiser abgeleiteten Heeres- und Gerichtsgewalt die Lehnsleute und Gemeinden. Die Erstgenannten saßen auf des Herren Grund und Boden, die beiden Letzteren zwar auf ihrem eigenen, jedoch so, daß darüber der Herr bereits eine gewisse Gewalt gewonnen hatte.

Als nun zur Zeit der Hohenstaufen das frische Wachsthum der Lehnsordnung erstarrte, und jenes gleichsam flüchtige Recht, — welches in den Lehnsgliederungen auf- und niedersteigend einem Jeglichen seinen Antheil an Besitz und Gewalt zutheilte, nach dem Maße des Dienstes, den er dem Ganzen leistete, als dieses Recht sich in den einzelnen höheren oder niederen Häuptern und Trägern des Lehnsgebäudes dauernd festsetzte: da trat im Staatsleben der Deutschen eine doppelartige Bewegung ein. Jeder irgendwie Mächtige spannte seine Verstandes- und Thatkraft darauf, daß er die Freien, welche ihm nur mittelst der Reichsgewalt angehörten, in den Kreis der Leute hineinzog, welche ihm als ihrem Eigenherrn dienstelen, daß er also die freien Gemeinden und die ritterlichen Leute, welche nur seinem Reichsbanner folgten, zu seinen Hörigen und Unterthanen machte. Dagegen sträubte sich das selbständige Leben in den Gemeinden und Genossenschaften und strengte sich nun seinerseits an, um sich in völliger Unabhängigkeit selbst zu gestalten, und zugleich zu eigner Verstärkung recht viele aus der Gewalt der Herren in seinen freien Bereich zu ziehen.....

So stehen denn bereits unter den letzten Hohenstaufen die größeren Stadtgemeinden durch ganz Deutschland hin den Landesherren und deren Anhange entgegen.

Sie alle hängen zusammen und stehen einander wider die Fürsten bei. Denn die innere Gleichartigkeit, die Entstehung der einen Stadt durch die Bürger einer andern, der Handelsverkehr, gleiche Vortheile und Hemmnisse, das Alles verstärkt durch den natürlichen Einigungs- und Ausdehnungstrieb, der in dem genossenschaftlichen Wesen liegt, verbindet die Städte auf natürliche Weise mit einander. Je nach Zeit und Umständen ist der Bund lose oder fest, auf eine Mutterstadt mit ihren Sprößlingen oder auf alle deutschen Städte ausgedehnt. Namentlich ziehen sich diese Bünde wie eine Kette von Bollwerken der Freiheit aus dem Herzen Deutschlands, dem alten Franken heraus, den Rhein hinab, verbreiten sich dort westlich und östlich von der äußersten Nordsee bis zu den entlegensten Küsten der Ostsee durch alle Länder sächsischer Zunge, gehen dann wieder den Rhein hinauf, wurzeln fest in den Vorlanden der Alpen, und befestigen endlich das Donaugebiet hinunter bis in die Länder der

— überall deutsches Leben nährend und
ıd, den Norden deutscher Bildung unter-
, den Süden zu Schätzen zinsbar machend,
gen der Zeit in Religion und Kunst, in
und Industrie verhandelnd.
r die eigene Sicherheit, welche ihre Bünde
e Stärke gegen die Fürsten ihnen gewähr-
nnte den freien Städten bereits nicht mehr
ı, sie mußten zum Angriff übergehen.
sie auch Meister des Platzes geblieben,
ler vertriebene Feind doch über die Mauern
zu verfolgen; denn er stand in bedrohli-
achsamer Nähe auf der Warte, um bei
ielegenheit zurückzukehren und seine Ver-
eder einzubringen; er hatte auch von sei-
heren herrschaftlichen Verhältnissen in der
er noch immer Anforderungen und Anlässe,
Anhang und Mittel genug, um die Freiheit der Bürger niederzuzwingen und die Städte, diese reichen Niederlagen von jeglichem Lebensgut, zu seinem Eigenthum zu machen.

Es war ihrer ganzen Natur und Geschichte nach kein Frieden zwischen beiden Parteien möglich, in welchem sie als anerkannte Staatsbildungen ruhig neben einander fortdauern konnten. Die tödtliche Feindschaft, welche beide das Princip der Gemeinde und das der Einherrschaft tief von einander spaltete, konnte nicht in der Stille verglühen, sondern trieb beide in stets erneuertem Hasse wider einander. Beide Mächte waren zudem aus eigener Wurzel heraufgewachsen, in beiden gährte eine noch junge unbändige Kraft, beide mußten nach unbeschränkter Herrschaft streben. Stillstand wäre ihr Tod gewesen....

---

8. Fortsetzung. — Eine Hauptgrundlage der bürgerlichen Freiheit in England.

(*L. Frhr. v. Vincke*, Darstellung der innern Verwaltung Grossbritanniens [1815] S. 1—6; 8—9; 152—153.)

ɪr den mannigfach interessanten Ansichten,
eine nähere Kenntniß von Großbritannien
ıt, ist unstreitig die merkwürdigste, der
d einfache, doch feste und kräftige Gang
ßen Staatsmaschine in der ganzen innern
tung des Reiches, ohne sichtbare Ein-
ɡ der Regierungsgewalt.
gibt es keine Ministerialdivisionen und Bü-
oder General- und Landesdirectorien, keine
und Unterpräfecten, Regierungs- und Kam-
egien, keine Bürgermeister und Rath oder
und Municipalitäten in jeder städtischen
ndlichen Gemeinde, keine Land- und
äthe, keine Gendarmerie und Polizeicom-
, fast gar keine sichtbare Regierungsbe-
Personen die aus dem Regieren ein eigent-
Geschäft und Gewerbe machen, und sich
rksmäßig darauf vorbereiten. Man findet
ıige wenige in Personen und Geschäften
wechselnde Minister — ganz unähnlich den
rn anderer Staaten —; den großen unförm-
Körper, das Parlament, ein wunderbares
h von Gesetzgebungs-, Aufsichts- und Aus-
ɡsgewalt, der nur periodisch zusammentritt,
er Meinung vieler im Auslande bloß aus
Schwätzern und Hofleuten zusammenge-
einige wenige Richter von Handwerk für
ıze große Reich, an Anzahl kaum einem
ßeren Gerichtshöfe des Landes gleich, dem
die Welt den Preis der besten Justizpflege einräumt; Soldaten in so geringer Anzahl, daß sie kaum unter der Menge bemerkbar werden; und für alles übrige das Volk selbst, und einige Männer aus demselben, welche das Regieren neben ihrem eigentlichen Berufsgewerbe, nur als Nebensache, ohne allen äußeren Prunk, ohne Besoldung betreiben.

Tritt man nun vollends aus den beiden Hauptstädten hinaus in das Land, so verschwindet größtentheils auch das; es bleibt fast gar keine sichtbare Spur einer öffentlichen regierenden Gewalt, zumal für den, welchen der Zufall nicht etwa mit den reisenden Richtern (*Assizes of Judges*) oder mit den vereinigten Friedensrichtern (*Quarter sessions of Justices*) irgendwo zusammenführt.

Man erstaunt um so mehr, je weniger man irgendwo Regierung vermißt; mit einer Schnelligkeit und Bequemlichkeit, von der in andern Ländern keine Idee ist, und Sicherheit (trotz der abenteuerlichen Erzählungen von *Highwaymen*) durchreiset man auf den — ohne schulgerechtes chausseemäßiges Ansehen — schönsten, überall guten Wegen, ohne Extraposteinrichtung und Zwang, bei durchweg bis ins äußerste Hochland guten Gasthöfen, nach allen Richtungen ein Land, dem gleich einst etwa die Niederlande, jetzt kein anderes großes Reich, so viel Leben und Thätigkeit, so viel Cultur und hohen Wohlstand, so

viel Freundlichkeit und Mannigfaltigkeit, so viel öffentliche Anlagen und solche Wohlthätigkeitsanstalten darstellt; man trifft auf neue Städte, die sich von selbst aus der Erde erheben, in großer auch polizeilicher Vollkommenheit; überall freie Wirksamkeit der Menschen, ihren eignen und ihrer Mitbürger Zustand zu verbessern; keine ängstigenden Douanen und Accisegeister; Niemand der Notiz von uns nimmt. Zwar hört man wohl von mancherlei und schweren Taxen, die dem Fremden sehr fürchterlich erscheinen; von einer ungeheuern immer fortschreitenden Schuldenmasse, die ihm den unausbleiblichen Untergang des Staats verkündigt; bemerkt aber dabei so viel ruhigen glücklichen Lebensgenuß in allen Classen verbreitet, diejenige der niedern Handarbeiter, selbst der Bettler nicht ausgenommen, in einem Worte — *comfort* – ausgedrückt, welches keine Sprache wiedergeben kann, weil die Sache in der Art nirgends existirt, daß dabei alle Besorgniß verschwindet, es möchten Taxen und Schulden die Menschen erdrücken und schrecken: zumal wer gesehen, wie wenig selbst der fürchterliche vierzehnjährige Krieg diesen Zustand gestört, und die Fortschritte der inneren Vervollkommnung gehemmt hat, und wie solcher im Sommer 1807 noch im Allgemeinen nicht weiter als in den Zeitungen bemerkbar war.

Zuweilen begegnen freilich Gegenstände, an denen wohl manches zu tadeln wäre: ausgedehnte wüste Gemeinheiten, Armengesetze und Einrichtungen, welche nur darauf berechnet scheinen alle Menschen arm zu machen, keine öffentlichen Unterrichtsanstalten, keine Medicinalpolizei, mangelhafte Vorbeugungsmaßregeln gegen Lebens- und Eigenthumsgefahr, mangelhafte Civil- und Criminal-Justizverfassung u. m. a.; aber die einzelnen Mängel werden durch die Trefflichkeit des Ganzen so sehr im Gleichgewicht gehalten, ja überwogen, daß sie, den Einwohnern selbst kaum bemerkbar, sich verlieren im Gefühle des ihnen eignen Glücks; daß der Fremde es begreift, wie die Eingebornen auf das Vaterland stolz sein können; daß er ihnen diesen Stolz und die gerechten festen Grundlagen desselben beneiden kann; und wenn er ein Vaterland hat, und es liebt, selbst wünschen muß, eins mit dem andern dahin zu übertragen. . . .

Die brittische Verwaltung des Innern hat das Eigenthümliche, daß sie nicht durch besoldete Beamte in mancherlei Abstufung von Ober- und Unterbehörden, nicht durch eigne immerwährende Einwirkung schreibender Regierungsgewalten, welche alles wissen, alles leiten und regeln wollen, den Zwischenbehörden jede Bewegung vorschreiben mögen, gehandhabt wird, sondern daß sie der eignen Einsicht und Thätigkeit der Einwohner eine große Masse von Geschäften überträgt, daß sie für alle übrigen nur wirkt durch Abfassung von Gesetzen und allgemeinen Verfahrungsregeln, durch Auswahl der zur Ausführung geeignetsten Männer, welche solche unentgeldlich als Nebensache bei ihrem eigentlichen Berufe verrichten, und daß sie die Controlle ihrer Amtsgeschäftigkeit und Pflichtmäßigkeit hauptsächlich dem Publicum überläßt. Es scheint bei solchem Laufe der Dinge so viel dem Zufalle überlassen, gar kein sogenannter Geschäftsgang gedenkbar zu sein, und doch findet sich in demselben große Ordnung und Lebendigkeit; er hat nicht bloß den früheren einfachen Zeiten genügt, sondern auch für die verwickelteren Verhältnisse und Interessen der gegenwärtigen, in dem gewerbereichsten Lande der Welt, ausgereicht; er hat sich allen Stufen der Cultur, in den so verschiedenartigen auswärtigen Besitzungen der Britten angepaßt, denen allen dieselbe Form übertragen, auch im neuen nordamerikanischen Staate übernommen ist; er hat im Mutterlande schon viele Jahrhunderte, im Wesentlichen ungeändert, bestanden, und dieses ist dabei immer fortgeschritten zu größerer Macht und größerem Wohlstande — dieß muß dafür ein günstiges Vorurtheil begründen.

Welche Angelegenheiten ganz dem Volke übertragen sind, wird besser erhellen, wenn zuvor die öffentlichen Beamten skizzirt worden sind, welche die Mittelspersonen der brittischen Verwaltung zwischen dem Volke und dem Könige abgeben, nämlich: 1. die *Lordlieutenants;* 2. die *Sheriffs* und *Coroners;* 3. die *Justices of the Peace;* 4. die *Constables*.... So ist es in Großbritannien, so könnte es auch in andern Staaten sein: die Fähigkeit eines Volkes, öffentliche Geschäfte zum eignen und allgemeinen Besten auszuüben, setzt freilich allgemeinere Existenz von Verstand und Rechtlichkeit, Vaterlandsliebe und Gemeingeist, Gewandtheit und Selbständigkeit voraus, welche anscheinend erst Wirkung einer, die Ordnung, Industrie und Freiheit begünstigenden Verfassung sein können: aber es ist eine tröstende Erfahrung, daß, sobald nur die nothwendigen Bedingungen gegeben sind, die Sache bald wie von selbst folgt, und daß die Menschen, bei der ihnen fast überall eignen Neigung für öffentliche Geschäfte, bald die Fertigkeit dazu erwerben, wenn man ihre freie Wirksamkeit dabei nur nicht beschränkt.

204. Fortsetzung. — Vergleichende. — Zwei Fragmente.

(*G. Duden*, Europa und Deutschland II. [1835] S. 81—85; 87—90.)

doch unsere Philologen wüßten wie oft
innern Amerika an die Völker des Alter-
:rinnert wird, so würde wenigstens von
s Geschwätz von materiellem Leben be-
werden. Wir bewundern die großen
e, welche die Römer an den Ufern des
der Themse, der Loire und des Ebro
aufführten wie am Po und Tiber. Städte
:n, wo sie weilten, so rasch, als hätten
sie aus dem Boden hervorgezogen, mit-
n dichten Wäldern, womit damals ganz
edeckt war. Wo findet man so etwas
's gibt freilich keine Römer mehr. Aber
gt es nicht allein. Wäre Europa schon
tausend Jahren so besetzt gewesen wie
o würde die Lust zu jenen wunderbaren
bald vergangen sein. Wie sauer wird
serm Europa dem besten Willen nicht,
eg von wenigen Meilen zu bauen, wenn
allen Seiten Reclamationen erheben, die
h nicht in revolutionärem Schwindel für
's erklären kann?! Daß es in den Ver-
Staaten anders ist, daß dort große Heer-
und Canäle in Jahrzehnten entstehen,
ankreich oder Deutschland Jahrhunderte
t, das darf man nicht schlechthin bessern
ı beimessen oder gar einer höhern Ein-
ie Nordamerikaner sind so wenig Römer
Europäer; allein die Europäer sind keine
; und überall wo Britten, Holländer,
, Schweizer, Schweden und Dänen in ein
elangen wie das nordamerikanische, ent-
ıuch andere Bauwerke als indianische.
Wirkung eines solchen Gebietes auf die
Europäer ist es, was stets zur Ver-
; mit den alten Völkern veranlaßt. Aber
enbart sich dann auch gleich, wie weit
er diesen Völkern in der rechten Be-
der Erde und in der Bestellung des uns
enen Gartens der Schöpfung zurück sind.
ıisirende Richtung der neueren Völker
ıer bloß instinctartig. Die Männer der
ı nahmen nur Theil an Cabinetsprojecten,
en die Volkscolonisationen wurden sie
ide, in der westlichen Hemisphäre wie
tlichen, mit Strafreden zu eifern. Darum
uch nicht befremden, daß in Nordamerika
s das fehlt, was in jener Richtung eine
Reflexion vermöchte. Ueberall wo un-
ur ist, gelten die Bauwerke der Men-
schen mehr als die Werke der Natur, und es ist des Jammerns kein Ende, wenn irgend eine Stadt abbrennt oder durch Krieg zerstört wird; wogegen die Zerstörung der schönsten Wälder Niemanden sehr erregt. Woher rührt diese Verzerrung anders als von unserer Unbeholfenheit?...

Sicher muß es dem einen oder dem andern deutschen Einwanderer schwer werden, mitten in der Fülle von Unabhängigkeit, wie sie das Landleben im innern Nordamerika geben kann, sich den Zweifeln zu entziehen, ob das auch wohl so recht sei. Von der zartesten Kindheit an werden wir gewöhnt, uns selbst zu mißtrauen. Mißtrauen gegen die erste Einwirkung der Eindrücke ist unstreitig die Leiter zur Wahrheit. Aber das ist es nicht, wohin uns die Erziehung bringt. Statt uns zum vorsichtigen Gebrauch unserer Kräfte anzuhalten, gewöhnt man uns von dem Gebrauche ganz ab und verweiset auf die Krücken Anderer, die eben so mißtrauisch gegen sich selbst und lahm sind als wir. Wie es den Aerzten in ihrer medicinischen Praxis geht, so geht es im Leben überhaupt. Für Andere hat man immer Rath genug, aber sobald man ihn für sich selbst bedarf, trauet man eher dem ersten besten Nachbar als der eigenen Ueberlegung. Man glaube nicht, daß die Nordamerikaner von diesem Uebel geheilt seien. Die starken Geister, welche gar keine politische und religiöse Vormundschaft im eignen Hause dulden wollen, gelten in Amerika so gut für Atheisten und Anarchisten als in Europa. Die Nordamerikaner sagen zu den Ankömmlingen aus Europa zwar oft genug, »wir sind frei.« Aber diejenigen Vorstellungen, welche alte Völker von dem Verhältnisse des Familienlebens zum öffentlichen hatten, finden sich bei ihnen keineswegs. Der sich am freiesten dünkende Amerikaner würde just wie ein Europäer zurückschrecken, wenn man ihm die höchste Gewalt über seine Familie so anböte, wie die Römer sie einst besaßen. Was ist dies anders als das Gefühl der eignen Schwäche? Freilich werden das die nicht einräumen, welche aus der Vormundschaft ein Gewerbe machen. Diese erklären eine solche häusliche Unabhängigkeit, wie die alten Germanen sie gleichfalls genossen, für ein Zeichen der anarchischen Rohheit oder des bösen Heidenthumes, was einer höheren Cultur oder der christlichen Religion weichen müsse. Schon im Mittelalter war die echte

Stütze der germanischen Freiheit, das Gefühl der eignen Stärke, so schwach geworden, daß man es sogar für zu gefährlich hielt, vor den Gerichten für sich selbst das Wort zu führen, es geradezu verbot, und Jedermann befahl, einen Fürsprecher zu wählen. Es geschah lange vor der Einführung der römischen Gesetze; gern möchte ich hinzufügen: in Folge der fortschreitenden Entwicklung, wenn ich nicht besorgte, damit dem Wahne zu dienen, daß jenes Selbstgefühl nur rohen Völkern angehöre. Man entschlage sich doch der Einbildungen von Jugendlichkeit, um den Unterschied zwischen dem Amerikanischen und Europäischen zu erklären. Die Nordamerikaner sind für die germanische Quelle des kräftigen Selbstgefühles eben so zu alt als die Europäer, und für diejenige Quelle, woraus es auf der höchsten Culturstufe hervorgeht, eben so zu jung.

Aber es gibt andere Analogien zwischen den Germanen und den Nordamerikanern, und die sind es auch, welche den europäischen Philologen einen Aufschluß über den Tacitus und Cäsar anbieten, den sie in ihren Studierstuben nie finden werden. In Wahrheit, wie unähnlich die Nordamerikaner den alten Germanen sein mögen, wer einmal, sei es auch bloß bei Sprachübungen, von der Selbständigkeit des germanischen Familienlebens gelesen hat, den wird das geringste Nachdenken über den Zustand der Familien in den Vereinigten Staaten darauf zurückführen. Kein Zögling der neueren Cultur hat das Verhältniß des germanischen Familienlebens zum öffentlichen klarer gezeichnet als Möser in dem ersten Theile seiner Osnabrück'schen Geschichte, wo er von dem Eindrucke spricht, den die Lehre der christlichen Priester, daß die Gewalt der Könige unmittelbar von Gott komme, auf die Germanen müsse gemacht haben. Ohne sich zu der Theorie zu verirren, daß jeder Staat als auf einem Vertrage beruhend zu betrachten sei, läßt sich allerdings zeigen, daß unter den alten Germanen die öffentliche Macht aus dem freien Familienleben hervorgieng, und allein dadurch getragen wurde, daß alle gesetzliche Ordnung Vertrag, oder was dasselbe bedeutete, Friede hieß, womit der Gedanke an Zwang, ohne den jetzt in dem kleinsten europäischen Dörfchen keine Ordnung möglich ist, völlig ausgeschlossen wird. Ich fordere die Bewohner der östlichen Hemisphäre auf, sich aufrichtig zu gestehen, welchem Bilde sie einen solchen Zug beimessen, und ob nicht, falls sie sich den Gedanken an wilde Anarchie entwinden, alsbald die Gedanken an Unschuld und Sittenreinheit, an einen sogenannten patriarchalischen Zustand, an die Stelle rücken. Nun aber können sie in Nordamerika die Familien in einem ähnlichen freien Verhältnisse zu dem, was Staat heißt, sehen, ohne daß weder die eine noch die andere Voraussetzung paßt. An dem politischen Bande der Nordamerikaner hat die Furcht vor Zwang nicht viel mehr Theil als sie an jenem der alten Germanen hatte; und doch leben sie weder in wilder Anarchie noch in patriarchalischer Unschuld.

Unsere Staatsmänner begreifen diesen amerikanischen Zustand so wenig als unsere Philologen den altgermanischen, weil beide das Verhältniß des politischen Bandes der Völker zu ihrer Entwicklung nicht begreifen. Was darüber gedruckt und gesprochen wird, sind Conglomerate von Wahrem und Falschem, die durch ihre Unbrauchbarkeit für die Praxis ihren Werth genugsam bekunden.

205. Zur relativen Staatswissenschaft. — Eine Ansicht über eine reichsständische Verfassung für Preussen.

(*F. J. Stahl*, Das monarchische Princip [1845] S. 25—26; 28—32.)

.... Es beruht demnach das monarchische Princip darauf, daß der Fürst allein die Abfassung der Gesetze (Initiative) hat, die Stände nur die Zustimmung und Petition, daß er allein die Administration hat, weder administrative Anordnungen noch weniger administrative Verfügungen (*privat bills*) als Gesetze gelten und der ständischen Zustimmung unterliegen, daß er sowohl sein eignes fürstliches Einkommen, als auch die Mittel des Staatshaushaltes unabhängig von ständischer Willkür mit Sicherheit besitzt, nur für facultative Ausgaben oder für Erhöhungen im bisherigen traditionellen System des Staatshaushaltes der Stände bedarf, endlich daß er alle diese Rechte wirklich und nicht scheinbar übt, und zu diesem Ende die Contrasignatur und Ver-

ıg der Minister oder sonstigen Schutz-
Stände sich nicht weiter erstreckt als
lung der Verfassung. Diese Einrichtun-
wie überall gezeigt worden, wohl ver-
ıit der Fortbildung des Ständewesens im
ıtaatlichen (constitutionellen) Charakter,
ırn weder eine abgeschwächte, noch eine
rechtlichen Typus eingerichtete Reichs-
ung. Es sind zufolge derselben die
ineswegs darauf beschränkt, nur isolirte
; geltend zu machen; sondern es bleibt
große mächtige Bedeutung, den ge-
öffentlichen Rechtszustand zu schützen,
ie Wächter und Garanten für Erhaltung
achtung der Gesetze, für Ordnung und
ıige Verwendung im Staatshaushalte, und
moralische Macht der Anregung und
ıg. Während sie nach englischem Prin-
ıammte Staatslenkung selbst bestimmen,
ie hier darauf beschränkt, nur die ge-
Grundlagen zu erhalten und bez. mit-
ıen, auf welchen die Staatslenkung vor
Dies und nur dies ist ihre geringere
. . .
Daß Preußen auf den Fall einer reichs-
n Verfassung in einem ohne Vergleich
laße als die kleineren deutschen Staa-
ıonarchische Princip behaupten müßte,
inheit seiner Provinzen und für seine
ach außen, das steht über allem Zweifel
ı haben Reichsstände in einem so großen
ch die Zahl der Bevölkerung, auf der
eine ungleich größere Macht, ja sie
e solche schon durch ihr bloßes Be-
lbst abgesehen von allen Rechten. Eine
ung mit den jetzigen deutschen Consti-
arf daher für Preußen nicht in Anspruch
ı werden, selbst wenn diese in einem
:heren Sinne verstanden und gehand-
len, als es gewöhnlich der Fall ist.
n die Verschiedenheit, jenes richtige
iß vorausgesetzt, nur in dem Grade be-
imlich in dem Maße und der Art des
s der ständischen Rechte und der dar-
ichen Geschäftsformen. Der Grundge-
ır reichsständischen Monarchie, wo sol-
l bestehen soll, kann da nicht anders
ırt. — Nun wird von den achtbarsten
der Schutz der monarchischen Gewalt
nicht von einer strengeren Begrenzung
chen Zustimmungs-, Bewilligungs-, An-
z. bloßen Beschwerde-Rechts, sondern
ı erwartet, daß die Stände überall nur
ıende Stimme haben, und das ruht auch
auf einer positiv-rechtlichen und historischen Basis, indem alle Gesetze, welche die künftige Reichsverfassung in Preußen vorzeichnen, solches mit Entschiedenheit enthalten. Wir verkennen nicht das Gewicht dieser Ansicht, und unter der Voraussetzung, daß bloß berathende Stände wirklich so viel mehr Sicherheit für die Monarchie gewähren, stimmen wir ihr sogar bei. Daß diese eine noch entscheidendere Rücksicht ist als die Erhöhung ständischer Wirksamkeit, ist der Standpunct, von dem auch wir ausgehen. Aber wir müssen jene Voraussetzung noch in Zweifel ziehen. Ist die Regierung im sicheren Besitz der finanziellen Mittel und im sicheren Besitz der (wenn auch verfassungsmäßig begrenzten) Polizeigewalt, wie wir dies fordern, ist sie nicht abhängig von den Ständen um die nöthigen Steuern, nicht abhängig um „Gesetze“ gegen politische Gesellschaften u. dgl., so kann das ständische Zustimmungsrecht zu den eigentlichen Gesetzen wahrlich die Monarchie nicht wohl gefährden, sondern Gefahr wäre nur von der moralischen Wirkung der ständischen Petition und der Volksagitation zu besorgen, und diese sind bei berathenden Ständen nicht anders als bei zustimmenden. Auf der anderen Seite hat die durchgängige Beschränkung der Stände auf den bloßen Beirath, weil sie keine Anerkenntniß einer Berechtigung enthält, so auch nicht den Charakter eines Abschlusses, und dadurch die Nachtheile, die wir in der Vorrede auseinandersetzten. Stände sollen ein Bewußtsein haben, daß sie etwas ausrichten, etwas entscheiden. Wir suchen deshalb die Lösung nicht in dem verringerten Gewicht der ständischen Wirksamkeit, sondern in ihrer Stellung. Wir suchen sie in der richtigen Verschränkung von Regierungsgewalt und ständischer Berechtigung, daß die Regierung den Gang des Ganzen allein bestimme, die Stände nur die bestimmte Frage mit entscheiden, jene vom Boden der bestehenden Rechtsordnung aus völlig frei handle, diese die bestehende Rechtsordnung zu behaupten Fug haben, daß die Bahnen der gouvernementalen Bewegung (polizeiliche Anordnung, Staatshaushaltsfeststellung) und die Bahnen der Unterthanenbewegung (Eigenthum, Erwerbverhältnisse, Freiheit gegen Strafgewalt, Steuern, Erhaltung der Verfassung) wohl ausgeschieden, jene der Regierung vorbehalten, diese den Ständen eingeräumt seien. Ja, die Regierung wird sogar in ihrer Sphäre freier dadurch, daß der ständische Einfluß, der, so lange er als eine bloße moralische Macht nicht fixirt ist, überall eindringt, sein bestimmtes Bereich erhält. Das generische Voraus, das

[illegible] Gewähr in ihrer allgemeinen mo[illegible] Macht, die hier noch durch Gesetz und [illegible] ist. Irgendwo muß die letzte Ent[illegible] sein, und über das Recht der Staats[illegible] können nicht Gerichte entscheiden. Da [illegible] möglich zwischen monarchischem [illegible] Princip. Entweder die [illegible] ihr Urtheil über die Grenze der [illegible] durch fortgesetzte, [illegible] Verweigerung und durch Minister[illegible], oder der Fürst kann es durch letzte sou[illegible] Diesen nun hindert am [illegible] Mißbrauch solcher Macht dieselbe Mo[illegible], die ihn gegenwärtig verhindert, [illegible] zu üben, rechtsverletzende Gesetze [illegible] was aber hindert Stände an [illegible] Mißbrauch? Thatsächlich stellt [illegible] in den deutschen constitutionellen [illegible] heraus, indem auch dort [illegible] der Stütze, die er an den größe[illegible] ersetzt doch die entscheidende [illegible] das keine solche Stütze [illegible] ist deshalb diese Gewähr [illegible] ebenso unentbehrlich [illegible] jener Staaten bedürfend [illegible] diese Gewähr [illegible] Wirksamkeit [illegible] Staaten [illegible] Monarchie. Der Monarch [illegible] seiner persön[illegible] [illegible]

[illegible] Ein Blick [illegible] der Vereinswissenschaft. — Ein Wort über den [illegible] zwischen Staat und Kirche.

[illegible] et quand la [illegible] force des choses mais [illegible] n'y a entre elles qu'on [illegible] sible: elle consiste dans l'influence [illegible] rale de la société religieuse sur la société [illegible] les sentimens du cœur n'ont pas pu créer la [illegible]; mais ces sentimens peuvent lui communiquer [illegible]

[illegible] qui influe sur la société [illegible]

A l'aspect des maux [illegible] la re[illegible] rapport[illegible] la cause à cette erreur [illegible] a établi entre deux institutions [illegible] des relations [illegible] et inévitablement [illegible] influence morale [illegible] physique, a dénaturé et faussé le caractère [illegible] sociétés à la fois [illegible]

V. Rechtswissenschaft.

207. Begriff und Geschichte der Rechtswissenschaft.

(*K. Th. Pütter*, Juristische Encyklopädie [1846] S. 296—306.)

ie Rechtswissenschaft oder die Wissen-
es Rechts ist die vernünftige Erkenntniß
klichen Rechtes in seiner Nothwendigkeit
ihrheit: — als des vernünftigen Willens
gegenseitigen Verhältnissen der Menschen.
Erkenntniß der Rechtswissenschaft gehört
die Einsicht der allgemeinen Möglichkeit
chtes im vernünftigen Denken und Ge-

ie gewährt die sogenannte Philosophie,
nders in dem sog. Naturrecht oder Ver-
ht oder der Rechtsphilosophie, indem sie
setze des gegenseitigen Verhaltens und
nisses der Menschen aus der vernünftigen
nnatur: aus der praktischen, werkthätigen,
en Vernunft oder dem vernünftigen Wil-
er sich selbst bestimmt, setzt, will und
vernunftnothwendiger Folge herleitet [1]).
as Andere ist die Rechtsgelahrtheit oder
elehrsamkeit, — die Kenntniß des wirk-
Rechts. Da eine gründliche Erkenntniß
es eben jetzt geltenden Landesrechtes ohne
ung und Kenntniß seiner Entstehung, Ent-
und Gestaltung nicht wohl möglich ist,
iet man die Rechtsgeschichte jetzt ziem-
emein mit zur Rechtsgelahrtheit, während
nst die Kenntniß der geltenden Gesetze
verstand, wie sie eben gelten oder an-
t werden.
ie Rechtswissenschaft ist die Vereinigung
heit der Beiden, die vernünftige Erkennt-
Rechts, als eines wahren, als des ver-
n Willens eines freien Volks in seinen
itigen Verhältnissen.
Naturrecht kann nur die allgemeinsten
esetze aufstellen, welche jedoch in ihrer
en, unbestimmten Allgemeinheit keine
lung auf die wirklichen Verhältnisse der
n und Völker finden, weil diese beson-
rch die verschiedenen Natur- und Lebens-
isse, Schicksale und Thaten der Völker
den, oft sehr eigenthümlich gestaltet sind.
Rechtsgelehrsamkeit hat diese eigenthüm-
lichen Rechtsgesetze kennen gelernt. Allein sie
weiß nur, daß sie so lauten und sind und etwa,
wie sie entstanden und verändert sind, aber nicht,
daß oder ob und warum sie so, wie sie sind, sein
und werden müssen.

Erst in der Rechtswissenschaft erhält die
Rechtsphilosophie den rechten Inhalt und die
Rechtsgelahrtheit die rechte Form und das wahr-
hafte Selbstbewußtsein ihrer Nothwendigkeit. Denn
sie erforscht und erkennt die Entstehung wie des
Rechts so auch jedes Rechts aus dem vernünf-
tigen Willen eines jeden freien Volkes und den
nothwendigen Fortschritt der Rechte wie der Völ-
ker und der Menschheit in und mit der fortschrei-
tenden Vernunftbildung. Sie kann und muß daher
jedem Volke und seinem Rechte volle Gerechtig-
keit und die Anerkennung widerfahren lassen,
daß sein Recht, soweit es wirklich gegolten, sein
freier Wille, vernünftig und gut *(sic!)*, seiner Ver-
nunftbildung und Gesittung angemessen, ihm da-
mals wahres Recht gewesen.

II. Die Rechtswissenschaft ist noch neuerer
Entstehung als die allgemeine und Denkwissen-
schaft. Denn, obgleich das Recht und Rechtsge-
fühl in seinem Widerstreit gegen den unsittlichen
Aberglauben den Zweifel, und dieser die Philo-
sophie hervorruft, so wendet sich doch das ver-
nünftige Nachdenken zunächst nicht auf das Recht,
sondern auf Grund und Ursach der Weltordnung
und auf sich selbst oder vielmehr auf das Wort
und den Gedanken. Erst dann, wenn der ver-
nünftige, allgemeine Wille in seiner Macht und
Herrlichkeit hervorgetreten und von der Willkür
verdrängt worden, wendet sich die Philosophie
auch auf den Staat, seine Verfassung, seine Ge-
setze und Einrichtungen.

Wie tief und klar die großen hellenischen
Denker, besonders Plato und Aristoteles, Na-
tur und Wesen des Freistaats erfaßt und darge-
stellt haben, ist oben gezeigt worden. Sie haben
die Staatskunst zur Staatswissenschaft
erhoben.

Da indeß die Staats- oder doch die Staats-

Preußen vor den deutschen constitutionellen Staaten für die monarchische Gewalt bedarf, besteht in etwas ganz Anderem als in der Ausschließung aller ständischen Zustimmungs- und Bewilligungsbefugnisse. Es besteht darin, daß der König der oberste Richter über Streitigkeiten wegen Anwendung der Verfassung bleiben muß. Auch bei der sorgfältigsten Redaction können Zweifel und Divergenzen nicht ausbleiben über die Grenze zwischen Gesetz und Verordnung, über die Grenze des Steuerbewilligungsrechts, über Rechtmäßigkeit der und jener Verwendung. Hier ist nun der Weg, auf welchem zustimmende und anklagende Stände, indem sie die Deutung zu ihren Gunsten durchsetzen, die königliche Gewalt absorbiren. Darüber muß deshalb dem Monarchen auf Widerspruch der Stände die letzte Entscheidung vorbehalten bleiben, und er wird sie zweckmäßig bei materiellen concreten Fragen (z. B. über verwendete Summen) commissarisch bez. schiedsrichterlich geben lassen, und nur bei principiellen Fragen, die in seine innersten Prärogativen greifen, selbst entscheiden. Es ist das kein Vorbehalt, von jedem Votum der Stände abgehen zu können, wie bei consultativen Ständen, sondern nur ein Vorbehalt, über die Grenze des königlichen Rechts nicht dem Urtheil einer anderen, rechtlichen oder thatsächlichen Macht unterworfen zu sein. Dies, aber auch nur dies, ist das wahre Motiv, das der Festhaltung an consultativen Ständen zu Grunde liegt, es ist hierdurch völlig befriedigt. Daß aber dadurch das Zustimmungsrecht der Stände nicht wieder vereitelt werde, dafür liegt eine mehr als hinlängliche Gewähr in ihrer allgemeinen moralischen Macht, die hier noch durch Gesetz und Recht getragen ist. Irgendwo muß die letzte Entscheidung sein, und über das Recht der Staatsgewalt können nicht Gerichte entscheiden. Da ist keine Mitte möglich zwischen monarchischem und parlamentarischem Princip. Entweder die Stände können ihr Urtheil über die Grenze der Befugnisse durchsetzen durch fortgesetzte, stets weiter greifende Verweigerung und durch Ministeranklage, oder der Fürst kann es durch letzte souveräne Entscheidung. Diesen nun hindert am äußersten Mißbrauch solcher Macht dieselbe Meinung und Sitte, die ihn gegenwärtig verhindert, Cabinetsjustiz zu üben, rechtsverletzende Gesetze zu geben u. s. w., was aber hindert Stände an dem äußersten Mißbrauch? Thatsächlich stellt sich das auch in den deutschen constitutionellen Staaten nicht anders heraus, indem auch dort der Fürst kraft der Stütze, die er an den größeren Staaten findet, zuletzt doch die entscheidende Macht übt. Für Preußen, das keine solche Stütze im Hintergrunde hat, ist deshalb diese Gewähr der monarchischen Gewalt ebenso unentbehrlich als sie für die Stände jener Staaten bedrückend wäre. Durch diese Gewähr bleibt bei völlig entwickelter ständischer Wirksamkeit die Staatsform dennoch wirkliche Monarchie. Der Monarch umschließt noch mit seiner persönlichen Autorität die Verfassung, und unter dieser Autorität, nirgends von ihr losgerissen, sind die Rechte der Stände, aber auch wirklich die Rechte, nicht bloß die Meinungsäußerungen, befestigt.

206. Ein Blick in ein anderes Gebiet der Vereinswissenschaft. — Ein Wort über den Unterschied zwischen Staat und Kirche.

(*A. Vinet*, De la liberté des cultes [1826] S. 181—182; 184—185.)

Ces deux sociétés, existant dans des buts différens, et reposant même sur des principes opposés, sont, par leur nature, absolument indépendantes l'une de l'autre. N'y eût-il point de société civile, la société religieuse n'en serait pas moins possible, avec tous ses effets essentiels; et quand la société religieuse n'existerait pas, la force des choses maintiendrait la société civile. Il n'y a entre elles qu'un genre de relation admissible: elle consiste dans l'influence purement morale de la société religieuse sur la société civile. Les sentimens du cœur n'ont pas pu créer la société; mais ces sentimens peuvent lui communiquer un genre de vie différent de celui qu'elle tient de la force des choses, ou, en d'autres termes, de l'intérêt. . . . Il est même plus exact de dire que c'est l'esprit religieux, et non la société religieuse, qui influe sur la société civile. . . .

A l'aspect des maux sans nombre dont la religion a été le prétexte ou l'instrument, rapportons-en la cause à cette erreur fatale qui a établi, entre deux institutions indépendantes, des relations forcées et inévitablement funestes, qui, en substituant à l'influence morale un empire physique, a dénaturé et faussé le caractère de ces deux sociétés à la fois.

V. Rechtswissenschaft.

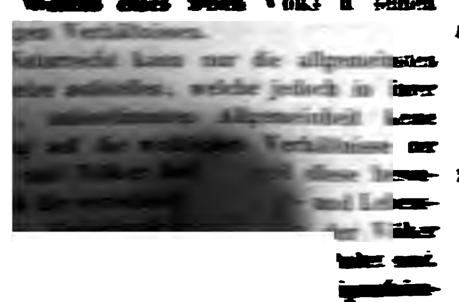
207. Begriff und Geschichte der Rechtswissenschaft.

(K. Th. Pütter, Juristische Encyklopädie [illegible] S. [illegible])

[illegible] Rechtswissenschaft oder die Wissen[illegible] Rechts ist die vernünftige Erkenntniß [illegible]ichen Rechtes in seiner Nothwendigkeit [illegible]rheit: — als des vernünftigen Willens [illegible] gegenseitigen Verhältnissen der Menschen. [illegible]rkenntniß der Rechtswissenschaft gehört [illegible] Einsicht der allgemeinen Möglichkeit [illegible] im vernünftigen Denken und Ge[illegible]

[illegible] gewährt die sogenannte Philosophie, [illegible] in dem sog. Naturrecht oder Ver[illegible] oder der Rechtsphilosophie, indem sie [illegible] des gegenseitigen Verhaltens und [illegible] der Menschen aus der vernünftigen [illegible]natur: aus der praktischen, werkthätigen [illegible] Vernunft oder dem vernünftigen Wil[illegible] sich selbst bestimmt, setzt, will und [illegible] Folge herleitet [illegible]

[illegible] Andere ist die Rechtsgelahrtheit oder [illegible]. — Die Kenntniß des wirk[illegible] Erkenntniß [illegible]



[illegible]

lichen Rechtsgesetze kennen gelernt. Allein sie weiß nur, daß sie so lauten und sind und etwa, wie sie entstanden und verändert sind, aber nicht, daß oder ob und warum sie so, wie sie sind, sein und werden müssen.

Erst in der Rechtswissenschaft erhält die Rechtsphilosophie den rechten Inhalt und die Rechtsgelahrtheit die rechte Form und das wahrhafte Selbstbewußtsein ihrer Nothwendigkeit. Denn sie erforscht und erkennt die Entstehung wie des Rechts so auch jedes Rechts aus dem vernünftigen Willen eines jeden freien Volkes und den nothwendigen Fortschritt des Rechts wie der Völker und der Menschheit in und mit der fortschreitenden Vernunftbildung. Sie kann und muß daher jedem Volke und seinem Rechte volle Gerechtigkeit und die Anerkennung widerfahren lassen, daß sein Recht, soweit es wirklich gegolten, sein freier Wille, vernünftig und gut [illegible], seiner Vernunftbildung und Gesittung angemessen, ihm damals wahres Recht gewesen.

II. Die Rechtswissenschaft ist noch neuerer Entstehung als die allgemeine [illegible]

[illegible]

rechtswissenschaft bei uns nur ein Theil der Wissenschaft des Rechts ist, der wegen des bisherigen Mangels an staatlichem Leben gegen das Privatrecht entschieden zurücktrat, so mochte man die großen Meister derselben, weil sie dieses ebenso wenig und noch weniger kennen und anerkennen als der hellenische Staat, gar nicht für Rechtsgelehrte gelten lassen, sondern hat diesen Namen erst den **römischen Jureconsultis** beigelegt, welche auch und vornehmlich die gegenseitigen Verhältnisse der Menschen und Bürger als Privatpersonen nach ihrem römischen Recht und Sinn gar trefflich erörtert haben.

Ob aber diese Rechtskundigen, Rechtsverständigen — *Juris periti*, *Juris prudentes*, *Juris consulti* – mit jenen griechischen Staatsweisen oder Philosophen gleichgestellt werden dürfen, ob ihre *Juris prudentia* wirkliche Rechtswissenschaft — *Sapientia* — gewesen, möchte bei aller Achtung vor ihrer Gelehrsamkeit und ihrem Scharfsinn und Fleiß und vor den Ergebnissen ihrer Arbeit — der feinsten Ausbildung des Privatrechts, woran wir uns noch jetzt erfreuen und erbauen, billig bezweifelt werden können.

Sie wußten oder fühlten wohl, daß das Recht trotz der Mannigfaltigkeit seiner Bestimmungen, Ordnungen, Gesetze ein einiges, in allen seinen Theilen mit sich selbst übereinstimmendes, gegliedertes Ganze, eine einige Gesammtheit, ein System: Ars ist. Schon Celsus sagte: *Jus est ars boni et aequi*, [2]) und Cicero hielt es für gut und nicht schwer das bürgerliche Recht in ein System, *in artem*, zu bringen[3]). Allein, obgleich er wußte, daß ohne gründliche Kenntniß und Einsicht in das Wesen der Dinge und ohne Einigung aller Theile es nicht möglich sei [4]), und wiewohl er philosophische Bildung und einen ganz guten Begriff vom Recht hatte [5]): daß es in der Natur der Dinge — Verhältnisse liege, ihr Begriff sei, so ist doch weder von ihm noch von den großen römischen Rechtsgelehrten ein wirkliches System oder eine Wissenschaft des römischen Rechts uns überkommen [6]).

Ein System der Wissenschaft haben freilich auch Plato und Aristoteles nicht gegeben. Allein, wenn man das auch nicht verlangt, so läßt sich doch wenigstens eine richtige Eintheilung erwarten. Nun theilte aber Sabinus das Recht in Verlassenschaften, Forderungen und Judicia ab: Julian nach den *Partes Edicti*, und der feinste und klarste Denker unter den classischen Juristen, Domitius Ulpianus, einst Præfectus Prætorio d. i. oberster Richter und Großkanzler des römischen Weltreichs, sagt in seinem Lehrbuch des Rechts — *Institutiones* [7]) nachdem er das Recht als *ars boni et æqui* und als die wahre nicht vorgebliche Weltweisheit — *veram philosophiam, non simulatam* — gepriesen, das Recht habe zwei Theile: öffentliches und Sonderrecht: — *publicum, quod ad statum rei Romanæ spectat; privatum, quod ad singulorum utilitatem.* Jenes bestehe in den Opfern, Priestern und Obrigkeiten: *publicum ius in sacris, in sacerdotibus, in magistratibus consistit;* als wenn die Bürger und die Volksversammlung gar kein Staatsrecht hätten, dieser nicht von Rechtswegen die höchste gesetzgebende und Staatsgewalt gebührte, und als ob ein *jus gentium* nicht vorhanden wäre: freilich überwog damals die Bureaukratie schon, allein in einem Lehrbuch gilt Recht und Gesetz. Dann heißt es weiter: das Privatrecht sei dreitheilig *tripartitum: collectum enim est ex naturalibus præceptis aut gentium aut civilibus;* also nach dem zufälligen, geschichtlichen Ursprung, statt nach der Natur und Gliederung des Rechts.

Diese natürliche Gliederung, welche die römische Sprache so bestimmt und klar ausdrückt, indem sie das Caput: gesammte Recht des Bürgers: als Privatperson in *connubium* und *commercium*: Familien- und Vermögensrecht oder genauer — — Rechtsfähigkeit abtheilt, finden wir auch in der beliebten gewöhnlichen Eintheilung bei Gajus *(Institutiones)* [8]) nicht: *Omne jus, quo utimur, vel ad personas pertinet vel ad res vel ad actiones.* — Freilich bezieht sich alles Recht auf die Personen oder auf die Dinge oder Rechte oder auf die Klagen d. h. den Proceß. Allein in das Privatrecht gehört nächst der Lehre von der Privatrechtsfähigkeit *caput — persona standi in judicio* — und der Rechtsunfähigkeit der Sklaven — [9]) nur das Familienrecht: die Lehre von den gegenseitigen Verhältnissen der Verwaudten zu einander, also was das *connubium* umfaßt oder gewährt. Aber auch alle übrigen Rechte beziehen sich auf die Personen, sind Beziehungen oder gegenseitige Verhältnisse derselben in Beziehung auf die irdischen Dinge: Sachen und Schuldforderungen [10]). Der Proceß aber, wodurch die Person zu ihren Rechten kommt, gehört mehr dem öffentlichen als dem privaten Rechte an. Auch die übrige Anorduung ist nicht viel besser. Die wichtigsten Begriffsbestimmungen, welche oft nur Beschreibungen nach der äußeren Vorstellung sind, werden gelegentlich, *(ad vocem)* bei der ersten Erwähnung des Worts gegeben und da, wo sie hingehören, öfters vermißt.

In ihren Handbüchern *(Digesta)* folgten sie gewöhnlich der Ordnung des prätorischen Edicts

en die naheliegenden und verwandten
· und da an, wie es sich eben schickte;
sehr zweckmäßig aber nicht wissen-

nan von der wissenschaftlichen Form
ilung absieht, so ist die römische Juris-
wunderungswürdig.
ıischen Rechtsgelehrten verbinden mit
sten Kenntniß der Lebens- und Rechts-
› einen fast unfehlbaren Tact für das
l einen Scharfsinn, wie er nur nach
, wissenschaftlicher Vorbildung durch
denken und lange Uebung in den Ge-
wonnen werden mag. Keiner von Allen
ß Lehrer oder Schriftsteller gewesen zu
neisten haben sich als Sachwalter und
ıgebildet und bewährt, und die drei
'apinian, Ulpian und Paulus in
en Staatsämtern gestanden: einer nach
ı die Rechtspflege und gesammte Staats-
als Præfectus Prætorio geleitet. Sie
römische Recht der Vollendung ent-
rt, worin es als die beste und reifste
römischen Geistes noch heute bewun-

rer Zeit trat aber auch in Folge der
herrschaft ein fast plötzlicher Verfall
udenz ein. Die Richter hielten sich in
g eigner Rechtskenntniß und Einsicht
sprüche der älteren (s. g. classischen)
ıischen Hadrian und Alexander Sever,
eben bekannt waren oder von den Par-
elegt wurden. Denn alle die oft ver-
bisweilen einander widersprechenden
derselben und ihre Gründe zu kennen
eige zu prüfen —, war schon wegen
Menge der Schriften faßt unmöglich.
en richtete man sich nach denjenigen
enannten großen Juristen.
daher eine Wohlthat für die Rechts-
Valentinian III. in dem s. g. Citir-
Cod. Theod. I. 4) bestimmte, daß nur
von Papinian, Ulpian, Paulus, Gaius
tin im Gerichte angeführt und mit den
gebilligten Aussprüchen anderer Schrift-
Entscheidung zum Grunde gelegt wer-

lter Justinian I. seine große Gesetz-
machte, verbot er alles Commentiren
— *ne verbositas eorum aliquid legibus
rat ex confusione dedecus, quod et in
icti perpetui commentationibus factum est.
confirm. Dig.* 21).
mmentiren oder Paraphrasiren war aber
seit Jahrhunderten fast die einzige Art rechts-
gelehrter Schriften. Nach Justinian finden sich
einige Auszüge aus seinen Rechtsbüchern: *Leges
militares*, *nauticæ*, *rusticæ*. Von selbständigem
Forschen und Nachdenken keine Spur!

Auch die griechische Verarbeitung der Justi-
nianischen Rechtsbücher nach Materien, welche
K. Basilius (867 — 886) bewerkstelligen ließ
(Basiliken), hat zwar großen praktischen Nutzen,
aber kein wissenschaftliches Verdienst, zumal sie
meist aus älteren Uebersetzungen geschöpft ist.

Im Abendlande war, wie oben erzählt, mit
der gesammten höheren Gesittung und Bildung
auch die Rechtsgelahrtheit durch die Völkerwan-
derung gänzlich zu Grunde gegangen. Nur ein-
zelne Spuren haben sich erhalten, bei *Bœthius
de consolatione phil.* Bruchstücke aus den alten
Juristen.

Ueber den Unterricht der Glossatoren ist oben
berichtet. Außer den Glossenapparatus haben sie
auch Summae, kürzere Darstellungen des Rechts,
und Lecturae, weitläufige Commentarien über
Text und Glossen zum praktischen Gebrauch ge-
schrieben und daneben Casus, Rechtsfälle zum
Selbststudium so wie Repetitiones und Quae-
stiones, Erklärungen und Verhandlungen von
Rechtsfragen mit Gründen und Gegengründen zum
Gebrauch beim Disputiren. Tractatus, Abhand-
lungen dagegen waren sehr selten.

Desto häufiger sind sie bei den s. g. Commen-
tatoren. Seit durch Bartolus de Saxoferrato die
dialektische Methode in Gang gekommen, wur-
den auch die Lecturæ oder Commentarien immer
weitläufiger: man bemühte sich durch Anwendung
der *liberales artes* ein System aufzustellen.

Dann fanden die historischen und philologi-
schen Studien und damit die Kritik der Quellen-
lesarten auch bei den Juristen Eingang, welche
nun in ihren Vorlesungen die Glossatoren und
Scribenten immer weniger berücksichtigten. Am
weitesten ist darin Cujas gegangen, der über die
Fragmente eines Juristen z. B. des Ulpian Vor-
lesungen hielt. Er hatte jedoch praktische Col-
legen.

Endlich kam die Ramische Methode auf:
Dichotomie und *quatuor causæ: efficiens, formalis*
(Erfordernisse) *materialis* (Object), *finalis* (Zweck).
Matth. Wesenbeck († 1586) hat am meisten zu
ihrer Verbreitung in Deutschland und dadurch
zur Verbesserung der Lehrweise beigetragen,
nächst ihm Lauterbach († 1678).

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert
fand dieselbe überhaupt mehr Eingang. Weil man
das praktische Bedürfniß mehr und mehr berück-

sichtigen mußte und auf Baro's Vorschlag in vier Jahren das ganze civil- und kanonische Recht lehren wollte, bedienten sich die Professoren jetzt meist der Compendien, welche immer systematischer wurden; in Deutschland besonders des s. g. kleinen S t r u v bis J. Gottlieb H e i n e c c i u s die axiomatische Methode aufbrachte und einführte. Daneben fand W o l f s mathematische Methode bei den Rechtsgelehrten mehr Beifall und Eingang, Beide haben jedoch wesentlich die neuere streng-wissenschaftliche Methode vorbereitet, welche seitdem mit allen Kräften angestrebt worden ist.

Die historisch-dogmatische Lehrweise, welche schon öfters als die jetzige, rechtswissenschaftliche bezeichnet worden ist, pflegt dem Staatsrechtslehrer J. St. Pütter in Göttingen, der damit eine neue Rechtsschule begründet, zugeschrieben zu werden, und in der That hat er sich nicht bloß um das deutsche Recht, sondern auch um die Rechtswissenschaft überhaupt große Verdienste erworben.

Große, vielleicht größere Meister sind aus seiner Schule hervorgegangen. Namentlich in g e s c h i c h t l i c h e r Erkenntniß ist er nicht nur im römischen Rechte von C. F. v. Savigny, Hugo, Niebuhr, Walter etc., sondern auch im Deutschen von C. Fr. Eichhorn und J. Grimm weit übertroffen.

In dogmatischer Beziehung war der Einfluß der wesentlich antidogmatischen kantischen Philosophie auf die Rechtswissenschaft und ihr System kein günstiger. Fast jeder Rechtslehrer oder Schriftsteller hatte und hat sein eignes System d. h. eine gewisse, ihm angemessen scheinende oder bequeme Ordnung und Abfolge der einzelnen Rechtslehren. Da nun hieraus, außer der Bequemlichkeit und Uebersichtlichkeit keinerlei Nutzen für die Rechtserkenntniß erwuchs noch erwachsen konnte, so ist das System und damit die eigentlich s. g. Wissenschaft gegen die geschichtliche Erkenntniß so sehr in den Hintergrund getreten, daß Manche nicht einmal mehr die Begriffsbestimmungen an die Spitze oder an das Ende ihrer Lehren gestellt und damit ihre höchst gelehrten Werke der Brauchbarkeit beraubt haben.

Erst in neuster Zeit hat auch die F o r m ihr Ansehen wieder gewonnen, indem man allgemein erkennt und anerkennt, daß das Recht nur in und vermittelst derselben vernünftig begriffen, als wahr und nothwendig erkannt werden mag.

[1]) Durch den Namen N a t u r r e c h t haben sich Manche verleiten lassen, die Gesetze für die menschliche Gesellschaft aus der natürlichen d. i. nicht-vernünftigen Natur herzuleiten, welche sie den Menschen in einem vermeintlichen Naturzustande halbthierischer, halbteuflischer Wildheit beigelegt, indem sie von allem v e r n ü n f t i g e n Denken, worin das eigentliche und eigenthümliche Wesen des Menschen besteht, — möglichst abstrahirten und nur die bösen Begierden, Triebe und Leidenschaften übrig ließen.

Andere sind von dem natürlichen, unmittelbaren Bewußtsein des gemeinen gewöhnlichen Menschen oder von dem eignen Rechtsgefühl als der lautersten Quelle ausgegangen und nach der zufälligen Verschiedenheit des Rechtes, worin sie gelebt und wodurch sie meist unbewußter Weise bestimmt worden, zu gar mancherlei verschiedenen Naturrechten und Gesetzen gekommen, welche nie und nirgends gelten konnten.

[2]) *Ulpian in Fr. 1. pr. D. de Just. et Jure* 1. 1 sagt mit Recht: *Celsus eleganter definit.* Man darf aber freilich nicht übersetzen: „Das Recht ist die Kunst des Guten und Billigen.“ Sondern *Ars* ist System (s. Note [4]) und *æquum* heißt recht.

[3]) *Cicero de oratore I*, 17. *Gell. Noct. Att. I*, 22.

[4]) *Cicero de orat. I.* 20. *Artem vero negabat esse ullam, nisi quæ cognitis penitusque perspectis et in unum spectantibus et nunquam fallentibus rebus contineretur. cfr. Cic. Brut. c.* 41.

[5]) *Cic. de legg. II*, 4. *Jus* oder wie er nach dem Griechischen *νόμος* sagt: *Lex est ratio a rerum natura profecta.*

[6]) *Cicero Brut.* 41, schreibt seinem Freunde Serv. Sulpicius Rufus vor allen Rechtskundigen Wissenschaft zu: *artem in hoc uno, quod nunquam effecisset ipsius iuris scientia, nisi eam præterea didicisset artem, quæ doceret rem universam tribuere in partes, latentem explicare definiendo, obscuram explanare interpretando, ambigua primum videre, deinde distinguere, postremo habere regulam, qua vera et falsa iudicarentur et quæ quibus positis consequentia, quæque non essent consequentia. Hic attulit hanc artem — quasi lucem ad ea, quæ confuse ab aliis aut respondebantur aut agebantur etc.* Seine Schriften sind uns nicht erhalten.

[7]) *Fr.* 1. *D. de Just. et Jure I*, 1.

[8]) *Gaj. Inst. I*, 28 und *Fr.* 1. *de statu hom. I*, 5.

[9]) *Nullum caput habuit servus*, §. 47, *I. de capite minutis I*, 16.

[10]) *Hermogenian in fr.* 2. *D. de statu hom. I*, 5 *cum igitur hominum causa omne jus constitutum sit.*

208. Ein Urtheil über das sog. Naturrecht.

(*Hugo*, Lehrbuch des Naturrechts als Philos. des positiven Rechts [1819] S. 7—9.)

öhnlichste Verbindung zwischen Phi-
d Recht ist die, daß man einen Inbe-
ristischen Wahrheiten aus bloßen Ver-
n darzuthun versuchte. Dies geschah
wo kein positives Recht stattfinden
il keine Obrigkeit da war, unter un-
Völkern, und für die Angelegenheiten
r einander brauchte man das bei den
l mehr umfassende Wort *jus gentium*,
n denn durch *droit des gens*, Völker-
setzte. Erst viel später wurde dabei
ere europäische Geschichte mehr Rück-
men, um zu dem ganz Allgemeinen
Positives hinzuzusetzen, was aber
insofern juristisch sein konnte, als
ne Obrigkeit ihre Untergebenen dazu

leres Verhältniß, welches nicht nach
en Rechte beurtheilt werden konnte,
ilosophie anheimfiel, war das zwischen
und Untergebenen überhaupt, in wie
befehlen und diese etwa sich wider-
ften, was das allgemeine Staatsrecht

Völkerrecht sowohl als für das allge-
meine Staatsrecht gieng man davon aus, was ein-
zelne Menschen auch ohne Obrigkeit einander
schuldig seien, und zwar ohne alle Rücksicht auf
das Positive. Seit Thomasius entstand aber die
Frage, ob man dabei nicht besser thue, wenn
man dem Juristischen näher bleibe, und alle
Pflichten bloß insofern zusammenstellte, als zu
ihrer Erfüllung Zwang stattfinde. Sowohl die,
welche das Naturrecht zu einer solchen bloßen
Todtschlagsmoral machten, als die, welche sich
nicht darauf einschränkten, sahen aber gewöhn-
lich das positive Recht, wie es bei uns war, ent-
weder bloß das gemeine, römische, oder auch
wohl manches andere, für das an, was die Ver-
nunft lehre, und nur selten hielt man dabei die
Rücksicht auf eine Obrigkeit für sehr erheblich,
denn ohne sich auf die Frage, was rathsam sei,
einzulassen, konnte man meistens nur wiederho-
len, was vorher schon behauptet worden war.
Das Naturrecht war denn eine mehr oder weni-
ger vollständige Encyklopädie unseres positiven
Rechts, die dadurch, daß sie fast alles bei uns
Bestehende für wesentlich ausgab, geradezu je-
der freieren philosophischen Ansicht entgegen
wirkte.

Zur principiellen Rechtswissenschaft. — Entstehung des Rechtes überhaupt.

(*G. F. Puchta*, Cursus der Institutionen I. [1845] S. 26—29.)

gesagt worden, das Recht komme in
lichen Bewußtsein zum Dasein, und
ußtsein hat sich uns näher als das
ßtsein zu erkennen gegeben. Aber zum
Dasein des Rechts reicht das bloße Be-
on demselben nicht aus. Eine Realität
dem Recht seiner Natur nach nur dann
, wenn die Lebensverhältnisse wirk-
seinen Vorschriften geordnet werden.
besteht aus Vorschriften, es fordert,
gethan oder Etwas unterlassen werde;
ewußtsein ist daher zugleich der Wille,
em Recht gemäß sei, geschehe. Mit
ist die Möglichkeit des Unrechts ge-
es factischen Zustandes, welcher den
n des Rechts nicht gemäß ist. Auf
die Realisirung des Rechts, auf die Beseitigung
des Unrechts ist der Wille der Rechtsgenossen ge-
richtet; dieser Wille aber bedarf ein Organ, um
ausgeführt zu werden. Dieses Organ nun, worin
sich der gemeinsame Wille verkörpert, und wo-
durch er seine Ausführung erhält, ist die Obrig-
keit, durch deren Existenz das Volk ein bürger-
liches Gemeinwesen, ein Staat wird.

Dieselbe Kraft, welche das Recht hervortreibt,
bildet auch den Staat, ohne welchen das Recht
nur ein unvollständiges Dasein, eine precäre Exi-
stenz hätte, ohne den der gemeinsame Wille, auf
dem das Recht beruht, mehr ein Wunsch, als
ein wirklicher, kräftiger Wille sein würde.

Volk und Staat hängen aufs genaueste mit ein-
ander zusammen. Die nationale Verbindung ist

der Grund, auf welchem die politische errichtet wird, sie ist die Seele und das Leben, welches den Organismus des Staats durchdringt. . . .

Dessen ungeachtet sind die Begriffe Volk und Staat wohl zu unterscheiden.

Der Staat ist nicht eine natürliche Verbindung, wie das Volk, wenn gleich auf dieser natürlichen Grundlage errichtet. Die Staaten entstehen, wie das Recht selbst, durch den menschlichen Willen. Dies darf nicht mißverstanden werden. Vor Allem ist dies nur in dem Sinne, wie auch von dem Rechte zu behaupten. Wie das Recht, so ist auch der Staat in seinem ersten Ursprunge etwas von Gott Gegebenes: Obrigkeit und Gehorsam gegen dieselbe sind von Gott, des Menschen Sinn hat das nicht erfunden, aber die Bildung und Entwickelung der Staaten und ihrer Verfassung ist von dem Schöpfer dem menschlichen Wege, der Freiheit, dem Willen des Menschen überlassen worden. Sodann ist es nicht der Wille der Einzelnen, welcher den Staat bildet; dieser würde nie ein organisches Wesen, wie es der Staat ist, hervorzubringen vermögen, und nie ist ein Staat auf diese Weise zu Stande gekommen. Sondern der Wille des Volks, der Wille, den die Menschen als Glieder dieser Verbindung haben, ist die natürliche Quelle des Staates und seiner Verfassung; der Volksgeist bringt den Staat, wie das Recht hervor, indem er die Glieder des Volks in dem Willen, dieser Obrigkeit, als dem Organ des Rechts, sich zu unterwerfen, vereinigt.

Die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts gründeten den Staat auf den Willen der Einzelnen, auf einen Vertrag, den diese mit einander geschlossen hätten, einen Gesellschaftsvertrag, *contrat social*. Bei den Neueren dagegen hat sich die Ansicht sehr empfohlen, welche den Staat wie ein Naturgewächs betrachtet, dessen Bildung von dem menschlichen Willen unabhängig sei. Beide Theorien sind von der Wahrheit gleich weit entfernt, die Wahrheit einer jeden liegt nur in ihrer Negation der andern.

Aus dem Bisherigen ergibt sich auch das Verhältniß des Staats zu dem Recht. Das Recht entsteht nicht erst durch den Staat, dieser setzt vielmehr ein rechtliches Bewußtsein, ein Recht schon voraus, welches zu schützen seine Hauptaufgabe ist. In dem Irrthum, den Staat als die Quelle des Rechts zu betrachten, bewegen sich die meisten Politiker, von denen die eine Partei das Recht von der Obrigkeit, die andere (um die Begriffe gänzlich auf den Kopf zu stellen) von dem Volke im politischen Sinne, den Regierten im Gegensatz zu dem Regenten, ausgehen läßt. Beide Ansichten sind unrichtig; der Ursprung des Rechts liegt außerhalb des Staats, und zwar nicht bloß in Beziehung auf seine übernatürliche Entstehung durch Gottes Gebot, sondern auch auf seine natürliche durch den nationellen Willen. Dieser Wille ist nicht der Wille des Volks als eines Bestandtheils des Staats, sondern des Volks als der natürlichen Verbindung, welche das Fundament des Staats ist. Der Staat setzt das Recht voraus, ist aber hinwiederum dessen nothwendige Ergänzung. Beide haben jene übernatürliche und natürliche Entstehung mit einander gemein: sie beruhen auf Gottes Ordnung, und auf dem Willen, den der Mensch als Glied einer Nation hat.

---

210. Fortsetzung. — Entstehung des historischen oder positiven Rechtes.

(Dasselbe Buch S. 30.)

Die Entstehung des Rechts aus dem Volksgeist ist eine unsichtbare. Wer würde es unternehmen, den Wegen zu folgen, auf welchen eine Ueberzeugung in einem Volke entspringt, keimt, wächst, sich entfaltet, hervortreibt? Die es unternommen haben, sind meistens von irrigen Vorstellungen ausgegangen. Einige meinten, dem Volke würden solche Ueberzeugungen von außen, durch unterrichtete Männer, eingelernt. Andere dachten sich die Sache so, daß was irgend Einer im Volke vormache, das machten die Andern nach, und wenn diese endlich die Mehrheit des Volks seien, so bilde sich das Volk vermöge der Macht der Gewohnheit ein, das müsse so sein. Mit dergleichen abenteuerlichen Erfindungen suchte man das Verborgene ans Licht zu ziehen, und dem anstößigen Unsichtbaren ein bequemes Handgreifliches zu substituiren. Die dagegen weniger materialistische Anschauungen hatten, haben höchstens vermocht, einzelne abgerissene Puncte der in ihrem Zusammenhang unerforschten Bahn wahrscheinlich zu machen.

uns sichtbar ist, das ist nur das Entstan-
bst, das Recht also, nachdem es aus der
Werkstätte, in der es bereitet wurde,
treten und wirklich geworden ist. Es
seiner Entstehung eine dreifache Gestalt
n: 1. als unmittelbare Ueberzeugung der
les Volks, die in ihren Handlungen sich
offenbart (Gewohnheitsrecht); 2. als Gesetz (gesetzliches oder promulgirtes Recht); 3. als Product einer wissenschaftlichen Deduction (Juristenrecht). Die Organe, welche dem Recht diese seine sichtbare Gestalt geben, nennt man Rechtsquellen; solche sind die unmittelbare Volksüberzeugung, die Gesetzgebung, die Wissenschaft.

---

211. Fortsetzung. — Das System der Rechtsverhältnisse.

(Dasselbe Buch, S. 50—54.)

ufgabe des Rechts läßt sich ihrem Gegen-
ach im Allgemeinen so bezeichnen: die
igen der Menschen sollen durch das Recht
, ihre Verhältnisse zu Rechtsverhältnissen
Die Rechtsverhältnisse sind Beziehungen
chen auf einander. Da aber der Mensch in
hte als Person steht, so können wir diesen
gleich bestimmter so fassen: sie sind Be-
n der Personen als solcher auf einander.
euchtet nun sogleich ein, daß die mensch-
erhältnisse nicht in ihrem vollen Umfang
biet des Rechts, in die Reihe der Rechts-
sse eintreten. Denn sowie der Begriff
n auf einer Abstraction beruht, indem
das ganze Wesen des Menschen in jenen
erübernehmen, sondern unmittelbar nur
nschaft, daß er Willenssubject ist, auf-
nd seine übrigen Qualitäten nur mittel-
ihres näheren oder entfernteren Zusam-
s mit jener willen, in Ansatz bringen, —
rstreckt sich diese Abstraction auf die
isse der Menschen, die sich manchen Ab-
che Modification müssen gefallen lassen,
erhältnisse der Personen als solcher, als
rhältnisse gelten zu können. Wenn ein
n einem langwierigen Krankenlager auf-
, um die Heilungskosten zu bezahlen,
h seine Arbeitsunfähigkeit über die Sei-
reingebrochenen Mangel aufs nothdürf-
stillen, und sein Geschäft wieder be-
n können, seinen wohlhabenden Nach-
n er in besserer Zeit durch Rath und
seinem Wohlstand verholfen hat, um ein
anspricht, und es gegen die üblichen
rhält, wie viel müssen wir von diesem
ngesetzten Verhältniß weglassen, um zu
echtlichen Gestalt desselben zu gelangen!
ine Abstraction gehört dazu, das Ver-
nes Mannes und das des Reichen, der, um durch eine neue Speculation Tausende zu seinen Tausenden zu gewinnen, ein Capital aufnimmt, als gleiche zu betrachten, wie sie es rechtlich in der That sind.

Man sieht zugleich, daß durch die Herbeiziehung der verschiedensten Verhältnisse auf das Rechtsgebiet die Rechtsverhältnisse selbst an und für sich noch gar nicht vermehrt werden, da es möglich ist, daß Verhältnisse, die als menschliche überhaupt disparat sind, in ein und dasselbe Rechtsverhältniß sich zusammenziehen. Es hat dies denselben Grund, aus welchem durch die Entdeckung neuer Thier- und Pflanzengattungen kein neues Recht entsteht. Indem sie für das Recht unter den gleichmäßigen Begriff der Sachen fallen, sind die Gegenstände der rechtlichen Unterwerfung dadurch nicht mannigfaltiger geworden.

Unter jenem Vorbehalt größerer oder geringerer Modification ist keine Gattung der menschlichen Verhältnisse (vorausgesetzt nur, daß es Beziehungen zu anderen Menschen sind) von der Möglichkeit, eine rechtliche Gestalt zu erhalten und zum Rechtsverhältniß zu werden, ausgeschlossen. Je weiter aber ihr Inhalt von dem Princip des Rechts abliegt, desto bedeutender wird jene Modification sein, und desto eher werden sie sich der rechtlichen Gestaltung ganz entziehen.

Fassen wir nun die Rechtsverhältnisse selbst ins Auge, so ist nicht zu verkennen, daß etwas Schwankendes und Bewegliches in diesem Begriffe liegt. Kein Rechtsverhältniß derselben Art sieht dem andern völlig gleich, wenn wir die besonderen factischen Umstände dazu ziehen; lassen wir diese aber auch außer Anschlag, so werden sich doch selbst durch die Mischung der bloß rechtlichen Elemente stets neue Combinationen ergeben.

Sie hat etwas Verführerisches, die Betrachtung

der Rechtsverhältnisse, wie es verführerisch ist, sich auf den wechselnden Wellen schaukeln zu lassen, statt den festen, harten Grund zu suchen. Es scheint dem lebendigen Wesen der Sache so angemessen, das System des Rechts auf die Verhältnisse, statt auf den schroffen Begriff der Rechte zu bauen.

Die bewegliche, einer bestimmten Begrenzung widersprechende Natur der Rechtsverhältnisse soll durch ein (dem System des heutigen R. R. von Savigny entlehntes) Beispiel anschaulich gemacht werden. Zwei Brüder stehen in väterlicher Gewalt; einer leiht dem andern; sie werden Erben ihres Vaters; der Empfänger des Darlehens zahlt es zurück. Kann er behaupten, bezahlt zu haben, was er nicht schuldig war, und es mit der *condictio indebiti* wiederfordern? (*L.* 38 *D. de cond. indeb.* 12, 6). Setzen wir nun: einer von beiden Brüdern ist vor dem Tode des Vaters emancipirt worden; er hat sein Peculium, er hat es nicht behalten; oder es ist nur einer von ihnen Erbe geworden; oder gar keiner; oder der Empfänger hatte noch nicht gezahlt; oder es war kein Darlehen, sondern ein anderes Geschäft, das sie geschlossen haben u. s. f. In allen diesen Fällen wäre das Rechtsverhältniß ein neues, man sieht, dies geht ins Unendliche. Wo soll das System der Rechtsverhältnisse seinen Schluß finden, wenn nicht in den Rechten, welche die Einheit dieser für sich unbestimmbaren Mannigfaltigkeit bilden? Die Rechte eben sind es, deren Combinationen nur die Rechtsverhältnisse sind. In der That ist denn auch die Absicht, die Rechtsverhältnisse als durchgehende Leiter für die Auffassung des Rechts anzunehmen, nie ausgeführt worden; man ist sofort wieder auf die Rechte zurückgekommen, nur daß man sie, wie es oft geschieht, dann selbst Rechtsverhältnisse genannt hat.

Alles dies darf nicht so verstanden werden, als gebe es gar kein System der Rechtsverhältnisse. Es gibt ein solches, nur hat jener unbestimmte Zug nach den Verhältnissen weit über das wahre Ziel desselben hinausgeführt.

Rechtsverhältnisse sind Beziehungen der Personen auf einander. Diese Beziehungen sind unendlich mannigfaltig, aber sie sammeln sich zu gewissen organischen Complexen durch die Verschiedenheit der Personen, unter denen sie bestehen. In dieser Gliederung der Beziehungen nach der Eigenschaft der Personen besteht das System der Rechtsverhältnisse.

Nicht alle Verschiedenheiten der Menschen sind Verschiedenheiten der Personen, und geben daher den Rechts verhältnissen eine verschiedene Natur. Die Persönlichkeit ist ein Allgemeines, bei den verschiedensten individuellen Zuständen gleichmäßig denkbar, ja sie ist eben die Hervorhebung des Gleichen, was den Menschen ungeachtet ihrer individuellen Ungleichheit zukommt; als Person finde ich mich meinem Mitmenschen gleichstehend, so verschieden er auch von mir in Beziehung auf Talente, Gesinnung, Kraft des Geistes und des Körpers sein möge.

Aber es gibt eine Verschiedenheit der Menschen, welche die Persönlichkeit selbst afficirt, und dadurch zu einer Verschiedenheit der Personen geworden ist. Dies gilt nur von den Eigenschaften, die auf einer dem Menschen gegebenen Bestimmung beruhen, und darum seinem Willen eine eigenthümliche Richtung geben. Der Mensch hat die Bestimmung, theils als Einzelner zu wirken, und sich auf andere Einzelne, theils als Glied eines Ganzen sich auf die anderen Glieder desselben Ganzen als solche zu beziehen. Keine dieser beiden Eigenschaften absorbirt die andere, vielmehr würde keine ohne die andere bestehen können; alles Leben hängt in der Vereinigung des Für sich und Für ein Anderes sein.

Die Persönlichkeit des Menschen und somit seine Rechtsverhältnisse sind verschieden, je nachdem er in einer der folgenden Eigenschaften gedacht wird: 1) als Einzelner, 2) als Glied einer organischen Verbindung: a. der Familie, b. des Volks, c. der Kirche.

Nach diesen Unterschieden scheiden sich die Rechtsverhältnisse in Vermögens-, Familien-, öffentliche und kirchliche Rechtsverhältnisse, und das Recht selbst in Privatrecht (Vermögens- und Familienrecht), öffentliches Recht, Kirchenrecht.

---

212. Fortsetzung. — Eintheilung des Rechtes.

(*F. C. von Savigny*, System des heutigen römischen Rechts I. [1840] S. 22—28.)

Uebersehen wir nun das gesammte Recht, so unterscheiden wir in demselben zwei Gebiete, das Staatsrecht und das Privatrecht. Das erste hat zum Gegenstand den Staat, das heißt die organische Erscheinung des Volks; das zweite die Gesammtheit der Rechtsverhältnisse, welche

lnen Menschen umgeben, damit er in
ı inneres Leben führe und zu einer be-
Gestalt bilde. Nicht als ob es, wenn
beiden Rechtsgebiete vergleichen, an
ʒen und Verwandtschaften fehlte. Denn
ie hat in ihrer dauernden Gliederung,
dem Verhältniß des Regierens und des
ıs, unverkennbare Aehnlichkeit mit dem
ınd eben so treten die Gemeinden, die
re Bestandtheile des Staates sind, nahe
ırhältniß der Einzelnen heran. Dennoch
ischen beiden Gebieten ein fest bestimm-
satz darin, daß in dem öffentlichen Recht
ı als Zweck, der Einzelne als unterge-
ɪscheint, anstatt daß in dem Privatrecht
ne Mensch für sich Zweck ist, und jedes
hältniß sich nur als Mittel auf sein Da-
seine besonderen Zustände bezieht.
der Staat hat zugleich den mannig-
Einfluß auf das Privatrecht, und zwar
auf die Realität des Daseins desselben.
hm zuerst erhält das Volk wahre Per-
t, also die Fähigkeit zu handeln. Wenn
außer demselben dem Privatrecht nur
htbares Dasein, in übereinstimmenden
Gedanken und Sitten zuschreiben kön-
rhält es im Staat, durch Aufstellung des
ıtes, Leben und Wirklichkeit. Das hat
cht den Sinn, daß in dem Leben der
ı der That eine Zeit vor Erfindung des
rkäme, worin das Privatrecht diese un-
ene Natur hätte (Naturzustand). Viel-
d jedes Volk, sobald es als solches er-
ɪugleich als Staat erscheinen, wie auch
ıtaltet sein möge. Jene Behauptung also
ß gelten von demjenigen Zustande des
welcher uns in Gedanken übrig bleibt,
von seiner Eigenschaft als Staat künst-
ahiren. — Hierin erhält zugleich das Ver-
ɪr Einzelnen zu dem allgemeinen Recht
alität und Vollendung. Das Recht hat
ein in dem gemeinsamen Volksgeist,
ɜm Gesammtwillen, der in sofern auch
jedes Einzelnen ist. Allein der Ein-
ın sich, vermöge seiner Freiheit, durch
er für sich will, gegen das auflehnen,
ıls Glied des Ganzen denkt und will.
Widerspruch ist das Unrecht, oder die
letzung, welche vernichtet werden muß,
s Recht bestehen und herrschen soll.
diese Vernichtung vom Zufall unab-
ɜrden, und eine regelmäßige Sicherheit
so ist das nur im Staate möglich. Denn
ın kann dem Einzelnen die Rechtsregel

als ein Aeußeres und Objectives gegenüber stehen. Und in diesem neuen Verhältniß erscheint die des Unrechts fähige individuelle Freiheit als von dem Gesammtwillen gebunden und in ihm untergehend.

Außerdem aber hat der Staat auch den entschiedensten Einfluß auf die Rechtserzeugung im Privatrecht: nicht nur auf dessen Inhalt, wovon noch weiter die Rede sein wird, sondern auch auf die Grenzen der Rechtserzeugung, indem die Volksgemeinschaft innerhalb desselben Staats inniger und wirksamer, in verschiedenen Staaten dagegen, auch bei Stammesverwandtschaft, entfernter und auf vielfache Weise gehemmt sein muß. Eben so wird die Entstehung eines particulären Volksrechts durch die Einheit des Staats zwar nicht ausgeschlossen, aber doch insofern beschränkt, als dadurch jene wesentliche Einheit nicht gefährdet werden darf. Nur würde es irrig sein, in dieser Hinsicht den Einfluß des Staates, in Vergleichung mit anderen Verhältnissen, zu hoch anzuschlagen, oder gar als ausschließenden Bestimmungsgrund zu denken. So bestanden im Mittelalter, nach der Zerstörung des weströmischen Reichs, mehrere germanische Staaten mit theils germanischen, theils römischen Unterthanen; hier hatten die römischen Unterthanen des einen Staates mit denen der andern dasselbe römische Recht; die germanischen Unterthanen der verschiedenen Staaten hatten wenigstens verwandtes Recht; und diese mehr oder weniger vollständige Rechtsgemeinschaft wurde durch die Grenzen der Staaten nicht gestört.

Um die hier aufgestellte Classification der innerhalb des Staates geltenden Rechte gegen den Vorwurf der Unvollständigkeit zu sichern, ist jedoch noch folgende Ergänzung nöthig. Ich will nicht den Staat auf die Zwecke des Rechts beschränken, ja die Theorie soll sich überhaupt nicht anmaßen, die Freiheit individueller Entwicklung durch Aufstellung ausschließender Zwecke der Thätigkeit des Staats begrenzen zu wollen. Dennoch ist seine erste und unabweislichste Aufgabe, die Idee des Rechts in der sichtbaren Welt herrschend zu machen. Dazu nun führt eine zwiefache Thätigkeit des Staats. Erstlich hat derselbe dem Einzelnen, der in seinem Recht verletzt wird, Schutz zu gewähren gegen diese Verletzung; die Regeln, unter welchen diese Thätigkeit steht, nennen wir den C i v i l p r o z e ß. Zweitens hat er das verletzte Recht an sich zu vertreten und wiederherzustellen, ohne Rücksicht auf das individuelle Interesse. Dieses geschieht durch die Strafe, durch welche der menschliche Wille, im beschränkteren Gebiet des Rechts, das in der

höheren Weltordnung waltende Gesetz sittlicher Vergeltung nachbildet. Die Regeln, unter welchen die Thätigkeit steht, nennen wir das **Criminalrecht**, von welchem der Criminalproceß nur einen Theil bildet [1]). Civilproceß, Criminalrecht und Criminalproceß, sind demnach Theile des Staatsrechts, und wurden bei den Römern auch so angesehen. Daß uns in neueren Zeiten diese Auffassung fremder geworden ist, hat seinen Grund in folgenden Umständen. Die Handhabung des Criminalrechts ist oft an dieselben Richterbehörden, wie der Schutz des Privatrechts, gewiesen worden, und daher hat auch die Behandlung beider Gegenstände eine ähnlichere Gestalt angenommen. In dem Civilproceß ist aber die Thätigkeit des Staats mit den Rechten der Einzelnen so verwebt, daß eine vollständige Trennung praktisch nicht ausführbar ist. Dennoch kann dadurch das hier angegebene innere Wesen dieser Rechtsdisciplinen nicht umgeändert werden. Um nun auf der einen Seite diesem Wesen der Sache, auf der andern Seite jenen mehr praktischen Beziehungen ihre Anerkennung zu verschaffen, erscheint es, wie es nicht ungewöhnlich ist, so auch zweckmäßig, neben dem Namen des Staatsrechts noch den allgemeineren Namen des **öffentlichen Rechts** zu gebrauchen, unter welchem der Civilproceß und das Criminalrecht mitbegriffen sind. Diese Bezeichnung soll hier ferner angewendet werden.

Eine andere Bewandtniß hat es mit dem **Kirchenrecht**. Vom rein weltlichen Standpunct aus erscheint die Kirche wie jede andere Gesellschaft, und so wie andere Corporationen theils im Staatsrecht, theils im Privatrecht, ihre abhängige, untergeordnete Stellung erhalten, könnte man eine solche auch der Kirche anweisen wollen. Ihre, das innerste Wesen des Menschen beherrschende Wichtigkeit läßt jedoch diese Behandlung nicht zu. In verschiedenen Zeiten der Weltgeschichte hat daher die Kirche und das Kirchenrecht eine sehr verschiedene Stellung gegen den Staat angenommen. Bei den Römern was das *jus sacrum* ein Stück des Staatsrechts, und der Staatsgewalt untergeordnet. Die weltumfassende Natur des Christenthums schließt diese rein nationelle Behandlung aus. Im Mittelalter versuchte die Kirche, die Staaten selbst sich unterzuordnen und zu beherrschen. Wir können die verschiedenen christlichen Kirchen nur betrachten als neben dem Staate, aber in mannigfaltiger und inniger Berührung mit demselben stehend. Daher ist uns das Kirchenrecht ein für sich bestehendes Rechtsgebiet, das weder dem öffentlichen noch dem Privatrecht untergeordnet werden darf.

[1]) Es hängt von dem positiven Recht eines jeden Staates ab, wie weit der Staat dieses Recht unmittelbar ausüben, oder die Ausübung desselben den verletzten Einzelnen, noch neben der Verfolgung ihrer eigenen Rechte, überlassen will. Diese letzte Behandlung liegt den römischen Privatstrafen zum Grunde. Eine vollständigere Ausbildung der Staatsgewalt wird überall dahin führen, diesen letzten Weg zu verlassen.

---

213. Zur historischen Rechtswissenschaft. — Vier Titel aus einem der römischen Rechtsbücher.

(Corpus juris civilis I: Imperatoris Justiniani Institutionum compositarum per Tribonianum et Theophilum et Dorotheum libri IV)

Titulus primus. De justitia et jure. — Justitia est constans et perpetua voluntas jus suum cuique tribuens (di). Jurisprudentia est divinarum atque humanarum rerum notitia, justi atque injusti scientia.... Juris præcepta sunt hæc: honeste vivere, alterum non lædere, suum cuique tribuere. Hujus studii duæ sunt positiones, publicum et privatum. Publicum jus est, quod statum rei Romanæ spectat; privatum, quod ad singulorum utilitatem pertinet. Dicendum est igitur de jure privato, quod tripertitum est: collectum est enim ex naturalibus præceptis, aut gentium, aut civilibus.

Titulus secundus. De jure naturali et gentium et civili. — Jus naturale est, quod natura omnia animalia docuit. Nam jus istud non humani generis proprium est, sed omnium animalium, quæ in cælo, quæ in terra, quæ in mari nascuntur. Hinc descendit maris atque feminæ conjunctio, quam nos matrimonium appellamus; hinc liberorum procreatio, hinc educatio: videmus etenim, cetera quoque animalia istius juris peritia censeri. Jus autem civile, vel gentium, ita dividitur. Omnes populi, qui legibus, et moribus reguntur, partim suo proprio, partim communi omnium hominum

itur. Nam quod quisque populus ipse onstituit, id ipsius proprium civitatis est, ie jus civile, quasi jus proprium ipsius Quod vero naturalis ratio inter omnes constituit, id apud omnes peræque custo- ocaturque jus gentium, quasi quo jure entes utuntur. Et populus itaque Roma- im suo proprio, partim communi omnium i juri utitur.... Sed jus quidem civile iaque civitate appellatur, veluti Athenien- am si quis velit Solonis vel Draconis leges : jus civile Atheniensium, non erraverit. i et jus, quo populus utitur, jus civile um appellamus; vel jus Quiritium, quo utuntur: Romani enim a Quirino Quirites tur....

Jus autem gentium omni humano generi e est. Nam usu exigente, et humanis tibus, gentes humanæ quædam sibi con- t: bella etenim orta sunt, et captivita- æ, et servitutes, quæ sunt juri naturali : jure enim naturali omnes homines ab eri nascebantur. Ex hoc jure gentium et ene contractus introducti sunt, ut emptio, locatio, conductio, societas, depositum, et alii innumerabiles.

Sed naturalia quidem jura, quæ apud om- es peræque servantur, divina quadam tia constituta, semper firma atque immu- irmanent; ea vero, quæ ipsa sibi quæque onstituit, sæpe mutari solent, vel tacito populi, vel alia postea lege lata.

: autem jus, quo utimur, vel ad personas vel ad res, vel ad actiones. Ac prius nis videamus, nam parum est jus nosse, si personæ, quarum causa statutum est, ignorentur.

Titulus tertius. De jure personarum. — Summa itaque divisio de jure personarum hæc est: quod omnes homines aut liberi sunt, aut servi. Et libertas quidem est, ex qua etiam liberi vocantur, naturalis facultas ejus, quod cuique facere libet, nisi si quid aut vi aut jure prohibetur. Servitus autem est constitutio juris gentium, qua quis dominio alieno contra naturam subjicitur. Servi autem ex eo appellati sunt, quod imperatores captivos vendere jubent, ac per hoc servare, nec occidere solent, qui etiam mancipia dicti sunt, quod ab hostibus manu capiuntur. Servi autem aut nascuntur aut fiunt. Nascuntur ex ancillis nostris, fiunt aut jure gentium, id est ex captivitate; aut jure civili, cum homo liber major viginti annis ad pretium participandum sese venundari passus est. In servorum condicione nulla differentia est. In liberis multæ differentiæ sunt: aut enim ingenui sunt, aut libertini.

Titulus nonus. De patria potestate. — In potestate nostra sunt liberi nostri, quos ex justis nuptiis procreaverimus. Nuptiæ autem sive matrimonium est viri et mulieris conjunctio, individuam consuetudinem vitæ continens. Jus autem potestatis, quod in liberos habemus, proprium est civium Romanorum: nulli enim alii sunt homines, qui talem in liberos habeant potestatem, qualem nos habemus. Qui igitur ex te et uxore tua nascitur, in tua potestate est; item qui ex filio tuo et uxore ejus nascitur, id est nepos tuus et neptis, æque in tua sunt potestate, et pronepos et proneptis, et deinceps ceteri. Qui tamen ex filia tua nascitur, in tua potestate non est, sed in patris ejus.

Fortsetzung. — Acht Titel aus einem der deutschen Rechtsbücher.

(Der Schwabenspiegel I. Das Landrecht des Schwabenspiegels, herausgegeben von *W. Wackernagel*, 1840.)

2. Von vrten liuten. — Diz ist von ten. Wir zelen drier hande vrien, der ine sempervrien: daz sint die vrien her- fürsten unde die ander frien ze man hânt. nt die andern miter vrien: daz sint die, hohen vrien man sint. Die driten vrien die vrien lantsæzen, die gebûren die dâ der hât iegllcher sin sunder reht, als wir wol bescheiden.

5. Von siben herschilden. — Ortenes hie vor in alten zîten wie sehs werelde solden wesen, unde ie diu werlt mit tûsent jâren ab næme; unde in der sibenden werlde sô solde diu werlt gar zergên, unde solte der suontac komen. Nu ist uns gekündet von der heiligen schrift daz an Adâm diu êrste werlt began, an Nôê diu ander, an Abrahâm diu dritte, an Moyses diu vierde, an Dâvid diu fünfte, an Kristes geburt diu sehste; unde daz ie der werlde zal bi tûsent jâren zergie. Nu sîn wir in der sibenden werlte ân gewisse zal. wan diu tûsent jâr diu sint gar ûz, unde diu sibende werlt diu stêt als lange

als got wil. In der selben wîſe ſind ouch die ſiben herſchilde ûf geleit. Der künic hefet den êrſten herſchilt; die biſchöve unde die apte unde abbtîſſinne die dâ gefürſtet ſint, die hebent den andern herſchilt; die leigen fürſten den dritten, die vrîen herren den vierten, die mittern vrîen den fünften, die dienſtman den ſehſten. Unde ze glîcher wîſe als man niht enweiʒ wenne diu ſibende werlt ein ende nimpt, als enweiʒ man niht weder der ſibende herſchilt lêhen müge haben. Den ſibenden herſchilt den hefet ein ieglich man der von ritterlîcher art geborn iſt unde ein êkint iſt. Daʒ lêhenreht ſeit her nâch wol wer den ſibenden herſchilt hefen ſol, unde wer lêhenreht haben sol.

Tit. 11. Von gülte. — Swer borget oder entlêhent, der ſol daʒ gelten; unde ſwaʒ er lobet, daʒ ſol er ſtæte hân. Wil aber er lougenen, des ſal man in überziugen als reht iſt. Swaʒ aber vor gerihte geſchihet, dâ ſol man niht um ſweren, niwer bî dem eide ſagen; eʒ engê danne dem manne an den lîp oder an ſînes lîbes ein teil.

Tit. 12. Der an dem rihter vrevelt. — Unde iſt eʒ daʒ man frävelt an dem rihter oder an ſînem boten, ſô iſt man im zweier buoʒe ſchuldic, der ein iegelich man nit wan eine hât. Swâ man ſiben man ze geziuge nimt vor gerihte, dâ ſol man den rihter vür zwêne nemen, unde ſînen boten alsam. Nieman mac et im selben anderʒ reht erwerben dann in an geboren iſt. er mac ouch mit ungetât tuon daʒ er bœſer reht gewinnet, als wir ernâch wol sagen.

Tit. 14. Wer niht geziuc mac ſîn. — Wir ſullen iuch wîſen wer niht geziuc mac ſîn. Diu kint diu niht ze ir tagen komen ſint, ze vierzehen jâren; wîp wan um etlich ſache, als wir ernâch wol ſagen; unde buoben, unde die tump ſint, daʒ in ir friunde ir guot an gewunnen hânt vor gerihte, die ir pflegende ſint, unde ſi daʒ mit ir tumpheit dar zuo brâht hânt; unde die unſinnic ſint, unde die blint ſint, unde die tôren ſint; die niht gehœrent, unde die ſtummen ſint; unde verbannen liute, unde veræhtet liute, unde kezer, unde meineide liute: die der dinge vor gerihte überziuget ſint, die enmugen alle niht geziuge ſîn.

Tit. 32. Wanne man reht nemen sol. — Ein iegelich man der ûʒ einem lande in daʒ andere kumt, unde wil vor gerihte reht nemen umb ein guot daʒ in dem lande lît, er muoʒ reht nemen nâch des landes rehte, niht nâch ſînes landes rehte.

Tit. 42. Wie man unêlîchiu kint êlich machet. — Hât ein man einen ſun unêlîchen, den mac der pâbest wol êlich machen, unde ouch der keiſer nâch ſînem rehte. Aber der pâbest noh der keiſer mugen in daʒ reht nimmer gegeben daʒ ſi ir mâge gerben mügen, als ob ſi ir muoter êkind ſîn geweſen. gewinnent aber ſi êkint, diu erbent ir mâge wol, ob ſi ze êkinden ſint gemacht, als hie vor gereit iſt.

Tit. 63. Von der nôtwer. — Unde kumet ein man an den andern, eʒ ſî nahtes oder tages, unde der eine loufet den andern an; dâ iſt niemant bî, unde ſihet ouch nieman; der ander wîchet hinder ſich, ob er mac entwîchen, unde wolte gerne von im komen; er ſleht ûf in; der ander wert ſich, wan er es in niht erlât; er ſleht in ze tôde in rehter nôtwer: wie ſol er die nôtwer bereden? Wir ſprechen alſô. er ſol ze hant ſô er allerbaldes mac ze dem rihter komen, unde ſol ſich in des gewalt mit ſînem lîbe ergeben, unde ſol im ſîn ſwert ûf reht geben; unde der rihter ſol en enphâhen ûf reht. unde klaget ieman ûf in', der rihter ſol in ûf reht für antwerten, unde sol den tôten für tragen, unde man ſol ûf in klagen mit vürſprechen. der in dâ erſlagen hât, dem ſol man erteilen daʒ er ze den heiligen ſwere daʒ er drî ſchritte hinder ſich ſî entwichen oder mêr, unde iſt daʒ er entwîchen mohte. daʒ iſt alſô geſprochen: ob er ſô gâhens ûf in ſluoc, daʒ er niht entwîchen mochte (oder ob eʒ an der ſtat iſt dâ er niht entwîchen mac). unde daʒ er ſich dô aller êrſte werte; unde ſwaʒ er getân hât, daʒ habe er getân ze rehter nôtwer ſînes lîbes. hât aber der tôte man einen mâc von ſînem vater, und wil in der mit kampfe beſtên, des enmac er im niht geweigern, ern ſî danne ſîn genôʒ niht. unde hât der tôte man niemandes, er iſt ein ledic man.

VI. Bildungswissenschaft.

·. Zur Kritik der Bildungswissenschaft. — Zwei fehlerhafte Auffassungen der Freiheit.

(*J. F. Herbart,* Streit mit der Modephilosophie 1814. Kleinere phil. Schriften II. [1846] S. 74—75.)

Ich leugne die transcendentale Freiheit. Freiheit, die zwar Leibnitz verwarf, die Kant, — aus Gründen, die mit der Ei- ichkeit des kantischen Systems aufs ge- zusammenhängen, und mit derselben id fallen, — für ein unentbehrliches Re- : Sittlichkeit gehalten wird. Trotz dem der transcendentalen Freiheit nun exi- ierfort dasjenige im Menschen, dessen ›ei aller Selbstüberwindung und Selbst- ›ewußt ist, und dies zu leugnen ist mir iingefallen. Die Frage ist nur, wie dies des Bewußtseins müsse erklärt werden. re es so, daß dabei Charakterbildung ierung bestehen können; daß von Er- die Rede sein dürfe; von solcher, im a Wortverstande sittlichen Erziehung, as Inwendigste im Menschen, seinen Wil- die Wurzeln seines Willens, treffe und Dazu nun gehört schlechterdings, daß ırzeln bildsam seien, und daß sie die ıngenommene Bildung auch behalten. · kantischen Freiheitslehre ist an die ge- Bildsamkeit auf keine Weise zu gedenken; denn da liegt die Wurzel des Willens, — eben die Freiheit selbst — in der intelligibeln Welt, wohin keine Causalität reicht. Und nach den gemeinen Vorstellungen derer, die von der zeitlosen intelligibeln Welt nicht viel begreifen, kann der freie Wille sich jeden Augenblick ändern; dabei besteht kein Behalten, so wie bei der vorigen Lehre kein Annehmen der Bildung. Folglich wissen beide Vorstellungsarten nichts von der Charakterbildung. Und was noch das Aergste ist, wer die Erziehung leugnet, der muß aus denselben Gründen auch jene große Erziehung des Menschengeschlechts durch die Vorsehung leugnen. Woraus denn gar bald weiter folgt, daß das ganze Erdenleben des Menschen, mit seinen vielen Plagen und seinen kurzen Freuden, etwas rein Zweckloses ist, da es nicht mehr als Bildungsschule kann betrachtet werden.

So begeisternd ist die Lehre von der transcendentalen Freiheit! An ihrer Stelle habe ich geredet von einer solchen Freiheit, die erworben werden kann, mit Hülfe der Erziehung und Selbstbildung.

---

216. Ueber Fichte's Ansicht der Erziehung.

(Dasselbe Buch: Verhältniss des Idealismus zur Pädagogik 1831. S. 697—698, 700—704, 705—710.)

·ien, wahr oder falsch, haben zwar wohl ihren Urhebern bedeutenden Einfluß nach Vahl geschafft; denn bei ihrem ersten sten sind sie in der Regel unwillkommen. iter finden sie ihre Zeit, um sich in wirk- ifte zu verwandeln; wenn auch weit ent- ı der Absicht, aus der sie hervorgiengen. vas ehedem unfruchtbare Speculation hieß, gewann allmälig die Meinung für sich, und aus dem Schooße der Meinungen entspringt das Handeln.

Man hat den Idealismus verlacht, den Spinozismus gescheut; aber jenes Lachen und diese Scheu sind zusammen in ernste und weit verbreitete Betrachtung übergegangen. Fichte, der Idealist, fand selbst für pädagogische Pläne auf-

merksames Gehör, als er politisches Heil für Deutschland in einer neuen Nationalerziehung suchte.

Doch hier mag man mit Recht erstaunen. Kann aus idealistischen Grundsätzen eine pädagogische Theorie herfließen? Zwar sucht sich jeder gute Erzieher in den Geist und in das Gemüth seines Zöglings hineinzuversetzen; ja ein jeder Lehrer, während er auf das *didicisse fideliter artes* rechnet, stößt bei dem mindesten Nachdenken auf die Frage, wie denn wohl diejenigen Vorstellungsmassen, welche er durch seinen Unterricht dem Zöglinge beibringt, es anfangen mögen, bis in die Sitten, bis in den Willen, bis in das Ich des Zöglings einzuwirken? Unter welchen Bedingungen dieser geforderte Erfolg eintreten oder ausbleiben werde? Eine psychologische Theorie darüber ist ihm Bedürfniß, wofern er nicht seinem Unterricht eine ihm selbst unbegreifliche Zauberkraft zumuthet. Aber eine idealistische? Nach dieser wäre ihm sein Zögling nur eine Erscheinung. Oder, wenn über solches Bedenken die Theorie ihn wirklich hinwegsetzen könnte, so wären wenigstens die Bücher, die Bilder, die Charten, die sämmtlichen Lehrmittel und das ganze Verfahren beim Unterricht, nur Erscheinungen. Wer dem Idealismus etwas einräumt, ja wer ihm nur die geringste Aufmerksamkeit gönnt, der sollte doch diese Fragepuncte nicht leichtsinnig beseitigen; er hätte wenigstens Ursache, in Fichte's Schriften diejenige, wenn auch mangelhafte, Auskunft aufzusuchen, die sich hierüber etwa darbietet.

Es findet sich nun eine solche Auskunft gerade in demjenigen Buche, welches von allem, was Fichte geschrieben, wohl den größten Kreis von Lesern dürfte angesprochen haben.

Fichte's „Reden an die deutsche Nation" waren das Erzeugniß einer Zeit, die glücklicherweise längst vorüber ist, allein ihre oratorische Kraft, und noch mehr das Andenken an den Mann, der im Augenblicke der Gefahr so zu reden wagte, sichern ihnen eine lange Dauer. Was ihren philosophischen Gehalt betrifft, so bedarf es dessen nicht, um Fichte's Lehren dem heutigen Zeitalter gegenwärtig zu erhalten; der große Denker hat sich in wichtigeren Werken verewigt....

Welches war die theologische Stimmung der Zeit, als Fichte mit seiner Kritik aller Offenbarung auftrat? Welches war die politische Stimmung der Zeit, als gleich darauf der nämliche Mann die französische Revolution beurtheilte? Man wollte aufklären; und man nahm dies Wort im ausgedehntesten Sinne. In der nämlichen Zeit — in wenigen Jahren, entstand die Wissenschaftslehre. Kurz darauf folgten Naturrecht und Sittenlehre. Glauben Sie wirklich, derjenige, der sich so ganz und gar in praktische Interessen vertieft zeigt, habe mitten im Sturm die speculative Ruhe besessen, welche die Behandlung eines metaphysischen Problems erfordert? Hat er diese Ruhe etwa späterhin gewonnen? Der Vorwurf des Atheismus verwundete ihn, wie natürlich, im Innersten. Die Hoffnungen des Enthusiasmus, welchen die französische Revolution erregt hatte, verschwanden bis zur äußersten Erniedrigung Deutschlands. Und Fichte verlor sich nun bis in die düstern Phantasien von einer allgemeinen Sündhaftigkeit der Zeit. Das Asyl der Mathematik und Naturwissenschaft, was jeden Denker zur Ruhe einladet, war ihm verschlossen. Aber die Neigung, aus allgemeinen Begriffen zu construiren, ohne um genaue Auffassung der Thatsachen besorgt zu sein, leuchtet aus allen seinen Schriften hervor. Die Gewalt, welche er in sein Denken legte, sollte ihm, dem Idealisten, die Gültigkeit der Begriffe verbürgen. Daß ein solcher Mann etwas Großes leistete, war natürlich; ob aber dies Große näher der Wahrheit, oder näher der Dichtung *stand und* stehen mußte, das bitte ich zu überlegen. Jeder große Dichter findet Nachahmer; und Fichte hat die seinigen gefunden. Aber jede Dichterschule blühet eine Zeit lang; dann wird sie matt, und bald stirbt sie aus. Das erste Zeichen der Ermattung pflegt Schwulst zu sein. Die Zeit wird Geständnisse erzwingen, an die schon längst die Schulen gemahnt werden von der umgebenden Welt; und welche um desto trauriger lauten werden, je länger sich der Stolz dagegen sträubt.

Zufällig fand ich mich neulich veranlaßt, Fichte's Reden an die deutsche Nation wieder aufzuschlagen. Gern verweile ich hier bei dem eigentlichen Glanzpuncte seines Lebens. Seine moralische Energie, das Lebensprincip seiner Lehre, taugte besser fürs Handeln mitten in großer Gefahr, als für irgend eine Theorie. Und im Jahre 1808 hatte er die Gelegenheit, sich zu bewähren; denn sein freimüthiges Lehren war jetzt ein Handeln. Er sprach Worte zur rechten Zeit, — jedoch die Zeit bestimmte auch hier seine Gedanken. Pestalozzi blühete; und Fichte, weder in Hoffnungen noch in Befürchtungen den wahren Erfolg voraussehend, ward auf einmal zum Pädagogen. Gewiß eine schwere Metamorphose für den Idealisten!

Das Erste, was er nun vorbrachte, waren Aeußerungen des vollkommensten Determinismus; eben so übertrieben als seine Freiheitslehre. Die neue Erziehung, im Gegensatze der alten, müsse

rkliche Lebensregung und Bewegung ihrer
ge, nach Regeln sicher und unfehlbar bil-
ıd bestimmen. Im Rechnen auf einen freien
ı des Zöglings liege der erste Irrthum der
igen Erziehung, das deutliche Bekenntniß
Ohnmacht und Nichtigkeit. Denn sie be-
, den Willen, und hiemit die eigentliche
wurzel des Menschen, nicht bilden zu kön-
ondern dies für unmöglich zu halten. Da-
werde die neue Erziehung gerade darin be-
müssen, daß sie auf dem Boden, dessen
eitung sie übernehme, die Freiheit des Wil-
änzlich vernichte, und strenge Nothwendig-
er Entschließungen an die Stelle setze. Sie
diese merkwürdigen Behauptungen gleich
fange der zweiten Rede.
ei ganz verschiedene Betrachtungen dringen
ier zugleich auf; die eine des Moralisten,
dere des praktischen Erziehers. Jene setzt
, es sei geleistet was gefordert werde; und
ılsdann, ob eine solche rein determinirte
ıkeit des Zöglings irgend einen Werth habe.
r praktische Erzieher hingegen, dem seine
hen Sorgen zur Grübelei keine Zeit lassen,
er in den zahllosen Aeußerungen bald der
ınnenheit, bald der Verschlagenheit, bald
ısternheit die wahre Unfreiheit seines Zög-
ortwährend vor Augen sieht, überläßt recht
'ichte'n die Beantwortung jener moralischen
er würde das Geforderte gern leisten, wenn
könnte. Aber der unfreie Wille seines Zög-
st nichts destoweniger ein Wille, ein wirk-
elbstthätiger, eigener Wille; der bald un-
m sich der Besserung widersetzt, bald
sich verbirgt, bald nach kurzer Rührung
vesentliche Veränderung nach alter gewohn-
eise wieder zum Vorschein kommt. Alle
Wahrnehmungen sind jedoch weit entfernt,
raktischen Erzieher das Bekenntniß abzu-
ı: er vermöge gar nichts über den Willen
iglings; denn es gibt nicht bloß Einen Zög-
sondern viele und verschiedene; und an
Vielen gibt es viele, sehr verschiedene
ungen, die nirgends durch feste Grenzen
nander gesondert sind.
f dem rein praktischen Standpuncte noch
Augenblick verweilend, wollen wir nun vor
Dingen bei Fichte'n uns erkundigen, wel-
roße Mittel er denn erfunden habe, um die
viel versprechende, ja geradezu die Welt
sernde Erziehung an die Stelle der alten
zen?
Antwort ist: er wollte gänzliche Absonde-
'er Jugend von den Erwachsenen; und ein
für sich selbst bestehendes Gemeinwesen der Zög-
linge, das seine genau bestimmte, in der Natur
der Dinge gegründete, und von der Vernunft
durchaus geforderte Verfassung habe. Kein Wun-
der! Wer von der Politik getrieben, die Päda-
gogik als ein Hilfsmittel benutzen will, der schaut
stets zur Politik zurück. Wird denn auch der
praktische Erzieher, welchem die Aufgabe seines
Thuns unmittelbar durch den Blick auf den Zög-
ling klar wird, jene hohen Ansichten zu den
seinigen machen können?

Nichts in der Welt erschwert so sehr die
eigentlich moralische Erziehung, als Anhäufung
vieler Kinder auf einem Puncte. Die unmittelbare
Folge davon ist ein geselliger Geist, der sich unter
ihnen — mit möglichster Ausschliessung der Er-
zieher — bildet, welche als Fremde betrachtet, be-
obachtet, beurtheilt, und nach Möglichkeit um-
gangen werden. Das offenste Kind vertraut sich
doch dem Gespielen lieber als dem Lehrer; wo
aber vollends eine Menge gegenübersteht ihrem
Lenker, da berathschlagt sie allemal unter sich;
es sei denn, daß man durch militärischen Zwang
sie in eine Armee verwandele. Jeder Director
einer Lehranstalt kennt die Schwierigkeiten der
Disciplin; wie weit aber ist noch von der guten
Disciplin bis zum sichern Einwirken auf das in-
wendige, sittliche oder unsittliche Wollen der ein-
zelnen Zöglinge! Den Schulen helfen überdies die
Familien nach; aber wo das Band der Anhäng-
lichkeit an Vater und Mutter aufgelöset ist, —
da gerade erfährt der praktische Erzieher seine
Ohnmacht. Mit abstracten Begriffen regiert man
keinen Knaben. Warum sollte ich nicht? fragt
der unbesonnene Jüngling, den man bei leicht-
sinnigen Aeußerungen warnt. Die Bedeutung sei-
nes Thuns, wenn es dereinst in größere Welt-
verhältnisse übergeht, begreift er nicht; er will
sich versuchen! Und in der That, versuchen würde
sich jene Fichte'sche Gemeinschaft der angehäuf-
ten Jugend; alle mögliche Verkehrtheiten würden
sich versuchen, durch welche jemals irgend eine
Gesellschaft roher Menschen hindurchgegangen
ist, wenn nicht ein heilsamer Zwang von außen
hinzukäme, dessen Heil jedoch zunächst nur in
äußerer Ordnung besteht, und die Gemüther zwar
bändigt, aber zugleich verschließt. Wo bliebe da
die sichere Bildung des Willens? Der beste Fall
wäre eintönige Gutmüthigkeit durch gleichförmige
Gewöhnung.

Fichte's Vorschlag ist daher nicht bloß chi-
märisch, wegen der Unausführbarkeit, sondern
er ist geradezu das Gegentheil dessen, worauf
seine eigene Forderung ihn führen mußte, und

geführt hätte, nach Beseitigung der politischen Rücksichten und Wünsche. Die eigentlich moralische Erziehung geht nie sicherer, als da, wo Vater und Mutter nur ein einziges Kind haben, auf das sie gemeinschaftlich dergestalt wirken, daß sie ihm die Nächsten sind und lange Zeit bleiben; mit allmähligem Zulassen anderer Gesellschaft, die sie nöthigenfalls wieder entfernen können. Bekommt aber das natürliche Bedürfniß, Jemanden zu haben, dem man sich frei äußern und hingeben könne, einen andern Ausweg als zu Eltern und Erziehern: dann ist sogleich jene Sicherheit verloren, aus der Fichte sogar Unfehlbarkeit machen wollte. Und dies ist ein starker Grund, warum der erfahrne Erzieher niemals von Unfehlbarkeit zu reden wagen wird.

An ein praktisches Interesse ist daher bei Fichte's pädagogischen Vorschlägen nicht zu denken; wenn wir nicht etwa noch heute zum Gedeihen des Staats nothwendig erachten, daß man die Kinder den Eltern entreiße. Aber Alles, was von Fichte'n kam, behält sein theoretisches Interesse. Lassen wir daher Alles bei Seite, was sich für eine öffentliche Erziehung (die jedes Individuum nach seiner Art zu witzigen und weltklug zu machen pflegt) sagen läßt, und was mit großen und leicht erklärlichen Uebertreibungen der Weltverbesserer oft genug ist gesagt worden. Die großen Pläne, welche man freilich nicht auf Privaterziehung bauen kann, werden, ohne daß ich es zu hindern vermag, die wahren Grundsätze der Pädagogik noch lange in Schatten stellen; allein das macht mir für jetzt keine Sorge....

Ueberaus milde, ja über alles gerechte Maß der Erfahrung zutrauensvoll und selbst gütig und liebreich finden wir Fichte'n da, wo er uns von der ersten Bedingung aller Erziehung, nämlich von dem Causalverhältniß zwischen Erzieher und Zögling, einigen Bericht darbietet. Dies wichtige Causalverhältniß würde uns freilich äußerst schwierig erscheinen, da wir den eigenen Willen des Zöglings doch gewiß beide, wenn auch in einem näher zu bestimmenden Sinne, einen freien Willen nennen würden. Wie soll denn irgend eine Art von Freiheit, nicht bloß gewonnen, gelenkt, bewogen, sondern nach obiger Forderung schlechthin unfehlbar bestimmt werden? Hören wir zuvörderst Fichte'n über das Wesen der Freiheit, nicht etwa nach Erklärungen, die er anderwärts gibt, sondern nach dem Buche, was vor mir liegt.

„Die Freiheit im Sinne des unentschiedenen Schwankens ist nicht Leben, sondern Vorhof und Eingang zum wirklichen Leben. Endlich muß es doch einmal aus diesem Schwanken heraus zum Entschlusse und zum Handeln kommen; und erst jetzt beginnt das Leben. Nun erscheint auf den ersten Blick jeder Willensentschluß als Erstes, keineswegs als Zweites. Aber es sind zwei Fälle möglich; entweder nämlich erscheint in ihm nur die Erscheinung abgetrennt vom Wesen, oder aber das Wesen tritt selbst erscheinend ein; und zwar ist zu merken, daß das Wesen nur in einem Willensentschlusse zur Erscheinung werden kann, daß aber umgekehrt es auch solche Willensentschlüsse geben kann, in denen keineswegs das Wesen, sondern nur die bloße Erscheinung heraustritt.“

Wie, möchte jemand fragen, bloße Erscheinung tritt heraus, und zwar in einem Willensentschluß? Wer, und wem erscheint sie denn? Wo ist ihr Object, wo ihr Subject? — Halten wir uns nicht dabei auf! Denn Fichte versichert uns sogleich weiter, die bloße Erscheinung sei fähig selbst zu erscheinen. Eine solche Erscheinung der zweiten Potenz aber sei unabänderlich bestimmt, und nothwendig also wie sie eben ausfällt. Hiebei vermisse ich nun zunächst Erscheinungen der dritten, vierten Potenz, und so ferner; in welchen vermuthlich die Nothwendigkeit noch um vieles nothwendiger werden würde. Dann aber fällt mir ein, daß jede Potenz immer noch von ihrer Wurzel abhängt, und daher das Wesen unausweichlich die Schuld aller Erscheinungen, auch solcher die es losgelassen hat, wird tragen müssen. Jedoch auch dies sei dahingestellt; ja es mag meinethalben (für jetzt wenigstens) in der freien Handlung noch ein Mehr, als das aus dem Ganzen der Erscheinungen erklärbare enthalten sein, und dieses Mehr mag auch so sichtbar werden als man verlangt und vorgibt: was beginnt nun mit dem Allen der Erzieher? — Wer an ein festes, beharrliches, und todtes Sein glaubt (sagt Fichte), der glaubt daran, weil er in sich selbst todt ist; und nachdem er einmal todt ist, wird diese Ausländerei (erinnern wir uns an die deutsche Nation!) sich auch zeigen als Aufgeben aller Verbesserung unsrer Selbst oder Andrer. Wie nun, wenn unser Zögling ein Solcher ist, der also glaubt? Wenn er nicht zu den »ursprünglichen Menschen« gehört: was macht alsdann der Erzieher?

Antwort: „Die Sittlichkeit ist ursprünglich, und vor aller Erziehung vorher, in allen menschlichen Kindern, die zur Welt geboren werden.“

Und damit ja kein Zweifel übrig bleibe, daß es mit dieser gütigen, milden Beurtheilung des Menschengeschlechts Ernst sei: findet sich an mehrern Stellen die strengste Verwerfung der

on der Erbsünde. „Was läßt sich von Belehrung anders erwarten, als daß jeder sich in seine Natur ergebe? Es ist eine nackte Verläumdung der menschlichen aß der Mensch als Sünder geboren werde.“ wird dann auf einmal Alles leicht! Der r bestimmt den Willen seines Zöglings — azu, daß er sei, was er ist; nämlich sittiejenigen, welche in sich selbst todt sind, n den Erzieher nicht, denn — sie verlen, und wurden nicht mehr gesehen, in der Erziehung die Rede anhub. Die r, die Völker der unlebendigen Sprachen, a nicht erzogen werden, sondern nur die Nation! Das mag die Zeit entschuldigen, ne Reden geschrieben wurden.

Erzieher also soll die deutsche Jugend ie sie ist? Wozu denn jene hohen Verigen einer neuen Erziehung? Dabei ist ein Widerstand, oder ein verderbendes orausgesetzt, welches abzuwehren dem eine wenigstens negative Thätigkeit kosten Vir fragen demnach zuerst: wo liegt denn erbende Princip? Und die Antwort wird t vorenthalten: »Der Mensch lebt sich der. Das bisherige menschliche Leben ler Regel eine im steigenden Fortschritte e Entwickelung der Sündhaftigkeit. Allentwo die Gesellschaft verdorben ist, muß erfolgen. Nicht die Natur ist es, die uns diese erzeugt uns in Unschuld: die Get ists.«

irch verdarb denn wohl die Gesellschaft? ird jeder Theologe mit mir fragen. — frage weiter: mit welcher Hoffnung wollte hte es wagen, aus der Jugend eine Ge zu bilden? Meinte er wirklich, diese icht verderben?

Gründen, an welche Fichte nicht entfernt die Sie aber in meiner Psychologie werfinden wissen, behaupte ich: daß jeder von Menschen, die in Conflict gerathen, alt oder jung, eine natürliche Neigung rägt, in vier Classen zu zerfallen: Dieemeine Freie, Angesehene und Herrscher. ielsweise wollen wir hier nur die Dienen-Auge fassen; und für jetzt nur in der g. Da könnte ich, weil doch von der lie Rede ist, an den alten Unfug des son Pennalismus erinnern. Oder, um von benheiten zu reden, an den Unfug, welerlich oftmals von der niedrigsten arbeilasse ausgieng. Aber ganz nahe liegt mir il, was die Cholera eben kürzlich unter meinen Augen, und so auch in mehreren Städten und Ländern sichtbar gemacht hat. Da sie die niedrigste Classe am härtesten traf, so hat sie auf Menschen, die man sonst in der Gesellschaft kaum zu bemerken pflegt, ein trauriges Licht geworfen; sie hat Einheit in diese Classe gebracht, deren Mitglieder man sonst nur vereinzelt erblickt, weil sie am Gemeingeiste der Gesellschaft keinen Theil haben, so zahlreich sie auch in ihr vorhanden sind. Welche Einheit? die eines gemeinsamen, aller Widerlegung trotzenden Vorurtheils: man wolle sie vergiften; aus dem Wege räumen; dazu seien die Aerzte angewiesen, befehligt, gedungen, bezahlt. Selbst solchen Aerzten, deren wohlthätiges Helfen die armen Leute aus langer Erfahrung kannten — selbst den Geistlichen, den Beichtvätern, trat dies Vorurtheil starr entgegen. Es kam zu den Waffen. Es mußte Blut fließen. Aber diejenigen, welche sich als freie Bürger im Staate fühlten, blieben von dem Wahne unberührt. So zeigte sich eine von den Scheidewänden, deren ich erwähnt habe. Wo liegt der Ursprung dieser unglücklichen Scheidewand? Hatte Jemand sie absichtlich aufgebaut? Wünschte Jemand, sie in dieser furchtbaren Gestalt zu erblicken? Nein. Aber ihr Grund liegt im psychologischen Mechanismus. Das zufällige Uebel hat sie nur zur Anschauung gebracht.

Ob nun Fichte in seiner Jugendgesellschaft die natürlichen Aristokraten und Herrscher dulden möchte, kann allenfalls in Frage gestellt werden; daß er aber die so eben nachgewiesene Scheidewand, welche die ganz Herabgedrückten hinter sich verbirgt, unmöglich dulden könnte, springt eben so gewiß in die Augen, als es gewiß ist, daß hiegegen jeder tüchtige Erzieher und Schulmann seine Kraft aufbietet; eine Kraft, die als ein Höheres, als ein freies moralisches Princip die Gesellschaft von dem natürlichen Uebel erlöset, in welches sie sonst schon bei ihrem Ursprunge hinein gerathen würde, und wodurch im Orient wirklich manche Staaten unheilbar sind verderbt worden. An die Sclaven, selbst bei Griechen und Römern, brauche ich hier nicht zu erinnern. Aber die Natur, wie wenig sie auch dem Uebel bei Erwachsenen vorbeugt, hat doch die Jugend dagegen geschützt, indem sie keine Jugendgesellschaft stiftet, sondern die Kinder den Eltern anvertraut. Und von Erziehungsanstalten fordert man allgemein, sie sollen die häusliche Gesellschaft möglichst nachahmen.

Welches war denn über diesen Punct die Sprache des Idealismus? Schon oben führte ich die Worte an: „ein Gemeinwesen der Zöglinge,

das seine genau bestimmte, in der Natur der Dinge gegründete, und von der Vernunft durchaus geforderte Verfassung habe.«

In der Natur der Dinge ist jener psychologische Mechanismus gegründet, der das Uebel erzeugt. In der Natur des Menschengeschlechts ist aber auch die Familie gegründet, welche die Kinder getrennt hält. Die Vernunft fordert, daß es hiebei sein Bewenden habe, und daß man die Gefahren großer Gesellschaften von den Kindern möglichst fern halte. Sie will keine Verfassung für die Jugend. Die Erziehung ist ohnehin schwer genug; man braucht sie nicht noch mit künstlichen Hindernissen zu belasten.

Aber den Idealismus charakterisirt das Verkennen des psychologischen Mechanismus. Wenn er ihn nur nicht sieht, dann, meint er, sei derselbe auch nicht vorhanden. Er construirt aus der Idee; wie die Wirklichkeit dazu passe, das fragt er nicht eher, als bis das Wirkliche ihm feindlich entgegentritt. Dann werden lange Reden über Sündhaftigkeit gehalten; und hinter der Rhetorik verbirgt sich die Unwissenheit. Man streitet mit Worten gegen Uebel, deren Quellen man nicht kennt; und welche durch die angegebenen Vorkehrungen nicht verhütet, sondern eben herbeigeführt werden würden.

217. Zur Darstellung der Bildungswissenschaft. — Die Bildung der Einzelnen und zwar zunächst der Unerwachsenen. — Plan der allgemeinen Pädagogik von Herbart.

(Dasselbe Buch: Streit mit der Modephilosophie 1814, S. 83—89.)

Zweck der Erziehung ist die Tugend. Tugend ist Verbindung zwischen der Einsicht und dem ihr entsprechenden Willen. Die Einsicht umfaßt fünf, unter sich unabhängige, praktische Ideen, nebst einer unbestimmten Menge desjenigen Wissens, welches die Anwendung der Ideen auf das menschliche Leben betrifft. Der entsprechende Wille setzt sich zusammen aus einigen sehr heterogenen Bestandtheilen. Ursprüngliche, unbestimmte mannigfaltige Kraft. Natürliches Wohlwollen. Aufmerksamkeit auf die Ideen, und in allen nöthigen Fällen angestrengtes Zurückhalten der innern Bestrebungen, welche den Ideen zuwider wirken könnten. — Das einzige Wort Tugend also stellt der Erziehung ein höchst zusammengesetztes Ziel vor Augen; ein zusammengesetztes um so mehr, da in den Menschen keine solche einfache Grundkraft ist, wie man wohl vorgibt, die nur nöthig hätte sich organisch zu entwickeln um die Tugend hervorzubringen. Aus der Verlegenheit, in welche die mancherlei Merkmale des Begriffs der Tugend den Pädagogen setzen, zieht ihn zuerst der Blick auf den Zögling. Dieser, noch sehr unbestimmt in allen andern Rücksichten, bietet sich dar als ein nach allen Richtungen strebendes, kräftiges Wesen. Dadurch fällt er, der für die übrigen praktischen Ideen noch wenig Bedeutung hat, zunächst unter die Beurtheilung nach der Idee der Vollkommenheit welche dreifach ist, indem sie die Intension, Extension und Concentration der Kraft betrifft. (Zu vergleichen prakt. Phil. S. 90, 91. Pädagogik S. 84.) Die Intension der Kraft im Zöglinge ist großentheils Naturgabe; die Concentration auf einen Hauptgegenstand ist erst im spätern Alter möglich und zweckmäßig; und es bleibt also übrig die Extension, oder Ausbreitung der Kraft auf eine unbestimmte Menge von Gegenständen, — je mehr, desto besser! Dieser Begriff, der einer Menge von nähern Bestimmungen und Einschränkungen entgegen geht, indem die Idee der Vollkommenheit nicht die ganze Tugend bezeichnet, vielmehr die sämmtlichen praktischen Ideen sich in allen Puncten ihrer Anwendung gegenseitig beschränken, — ist nichts destoweniger der erste, den die Erziehungslehre verfolgen muß. Von den Einschränkungen ergibt gleich der erste Blick auf den Begriff der Tugend diese, daß die Ausbreitung der Kraft in eine Mannigfaltigkeit von Strebungen nicht eine eben so große Vielheit von Begierden und Forderungen erzeugen darf; denn der Tugendhafte darf gar kein Aeußeres unbedingt begehren. (Prakt. Philos. S. 272.) Daher ist die Aufgabe so zu fassen, daß Vielseitigkeit des Interesse beabsichtigt werde. (Pädag. S. 85, 136.) Und da die Ausbreitung der Kraft dadurch geschieht, daß man dem Zögling eine Menge von Gegenständen darbietet, die ihn reizen und in Bewegung setzen, so muß, um die Aufgabe zu erfüllen, etwas Drittes zwischen Erzieher und Zög-

die Mitte gestellt werden, als ein solches,
dieser von jenem beschäftigt wird. So et-
ißt unterrichten; das Dritte ist der Gegen-
worin unterrichtet wird; der hieher ge-
Theil der Erziehungslehre ist die Didaktik. 5
n gemäß wird die Didaktik vorangestellt
n übrigen Lehren vom Benehmen des Er-
gegen den Zögling. Hierbei kann sie un-
ı gleich in ihrer ganzen Würde erscheinen;
ı findet sich hintennach, wenn die Aufgabe, 10
ıze Tugend hervorzubilden, nun wieder in
röße zurückgerufen wird, daß die Haupt-
schon durch den Unterricht, nach jener
Rücksicht, geleistet sind, und daß man
ıch einige Vorschriften nachzutragen hat. 15
er ist das lange vierte Capitel des dritten
meiner Pädagogik zu vergleichen, welches
chste Punct ist, von wo das ganze Buch
ıaut sein will, und wo der Kritiker hätte
ıen sollen, ehe er zur Recension die Feder 20
e. Von hieraus ist zu sehen, daß die An-
g meines Buchs die möglichst bequeme für
lgemeine Pädagogik ist, wenn sie schon
ıfang an nicht also scheint. —
haben jetzt zwei Theile der Erziehungs- 25
unterschieden: die Didaktik, welche auf
speciellen Aufgabe aus dem Umfange des
Erziehungsproblems beruht; und die Lehre
sittlichen Charakterbildung, welche, nach-
er schwerste und weitläufigste Theil schon 30
st, nun noch einmal das Ganze des Pro-
behandelt, um der Didaktik noch die nöthi-
rschriften beizufügen, die das Benehmen
ziehers gegen den Zögling betreffen; wel-
h Zucht genannt habe, in so weit nämlich 35
enehmen unmittelbar durch die Forderung,
zling zur Tugend zu bilden, bestimmt wird.
r in der Ausführung alles bisher Betrach-
ann der Erzieher nicht umhin, noch in
dres Verhältniß mit dem Zöglinge zu ge- 40
als in das, was eigentlich aus dem Haupt-
n hervorgeht. Dies letztere bezieht sich
, was der Zögling einst werden soll, ein
ıafter Mann oder ein tugendhaftes Weib;
hon jetzt, da er noch Knabe oder Mäd- 45
t, gibt es eine Menge von Dingen in Hin-
einer zu besorgen, die da nöthig sein wür-
och wenn an keine Bildung zur Tugend
würde. Diese Dinge müssen überall vor-
gemacht werden, ehe man bilden kann. 50
ıaben in der Schule müssen still sitzen,
dem Lehrer zuhören; die Kinder müssen
ber des Nachbars Zaun klettern, denn der
r will seine Blumen und sein Obst behal-

ten; diese Betrachtung kommt erst an die Reihe, ehe an die Ausbildung des Rechtsgefühls der Kinder zu denken ist. Alle diese Dinge nun fasse ich zusammen unter dem Namen: Regierung der Kinder. Und ich finde höchst nöthig, daß die Lehre hievon abgesondert werde von den eigentlichen pädagogischen Betrachtungen, weil der Erzieher nicht weiß, was er will, und sich in seinem eignen Plane verwirrt, wenn ihm nicht klar ist, wieviel von seinem Thun auf Bildung hinwirkt, wie viele und welche Modificationen und Zusätze in diesem nämlichen Thun dagegen durch die ersten Forderungen der Gegenwart bestimmt werden. Man frage nun nicht nach einer positiven Definition, welche den Zweck der Regierung der Kinder feststelle. Bildung und Nichtbildung, das ist der contradictorische Gegensatz, welcher die eigentliche Erziehung von der Regierung scheidet. Und zwar ist dies eine Scheidung, nicht der Maßregeln des Erziehers, sondern seiner Begriffe, durch die er sich soll Rechenschaft geben von seinem Thun. Die Maßregeln laufen vielfältig in einander, wie in allem menschlichen Handeln, wo mehrere Motive zugleich wirken.

Regierung, Unterricht und Zucht, das sind demnach die drei Hauptbegriffe, nach welchen die ganze Erziehungslehre abzuhandeln ist. Das erste der hieraus entstehenden drei Fächer auszufüllen, ist für den, der mit Kindern umzugehen weiß, ziemlich leicht, nachdem einmal der Begriff selbst gehörig gefaßt ist; ich kann mich hier nicht dabei aufhalten. Bei weitem größere Schwierigkeiten erheben sich bei der Unterrichtslehre. Dieselbe kann nicht eingetheilt werden nach den auszubildenden Seelenvermögen, denn das sind Undinge; noch auch nach den zu lehrenden Wissenschaften, denn die sind hier nur Mittel zum Zweck, welche, wie die Nahrungsmittel, nach den Anlagen und Gelegenheiten müssen gebraucht, und überall wie ein völlig geschmeidiger Stoff nach den pädagogischen Absichten gestaltet werden. Es war mein wesentliches Augenmerk bei meinem Buche, eine Pädagogik aufzustellen, die frei wäre von den Irrthümern der alten Psychologie, und frei von den Gewöhnungen der Gelehrten, die ihr Wissen unbedingt so wiederzugeben pflegen, wie sie es sich zum gelehrten Gebrauche geordnet und geformt haben. Wäre die Graser'sche Divinitätslehre schon erschienen gewesen, so würde ich sagen können, es sei auch mein Zweck gewesen, die Pädagogik frei von den neuesten Einbildungen religiöser Anschauung darzustellen. — Das Wesentliche nun, was in der Unterrichtslehre Abtheilungen machen kann und muß, und welches beim päda-

gogischen Gebrauche der Wissenschaften überall die Zweifel entscheidet, ist, zuvörderst, eine Unterscheidung der Gemüthszustände, in die man durch den mannigfaltigen Unterricht den Zögling zu versetzen trachtet, oder der verschiedenen Arten des Interesse, die man ihm abgewinnen will, jene Unterscheidung des empirischen, speculativen, ästhetischen, theilnehmenden Interesse, die ich in meiner Pädagogik weiter ausgeführt habe. Hierüber streite, wer dieselbe anfechten will; denn ich verlange vom Pädagogen vor allen Dingen, daß er sich in dieser Unterscheidung aufs sorgfältigste orientire, und sich übe, darauf alles Lehren und Lernen zu beziehen. Wer das nicht thut, der mag ein trefflicher Empiriker sein, ein Theoretiker ist er in meinen Augen nicht; und das Maß des Gebrauchs jeder Wissenschaft, die Anordnung des Unterrichts in Gymnasien und in Bürgerschulen, bei verschiedenem Umfange der Hülfsmittel, zu einerlei Zweck, — desgleichen die rechte Auswahl des Unterrichts bei sehr vorzüglichen und bei schwachen oder vernachläßigten Subjecten, — dies, und noch manches Andere, wird der Empiriker schwerlich zu treffen wissen. Es hängt Alles davon ab, daß man stets das nämliche Gleichmaß in den verschiedenen Arten des Interesse zu erreichen suche, bei aller Verschiedenheit der Umstände und des darnach eingerichteten Verfahrens. Diese Regel ist so allgemein, daß sie die Bildung des weiblichen wie des männlichen Geschlechts umfaßt, obgleich die Gegenstände, wodurch man jedes der genannten Interessen aufregen soll, z. B. beim speculativen Interesse, sehr verschieden ausfallen.

Alle diese Interessen sollen ferner bei dem Menschen so viel als möglich stets im Gleichgewichte sein; daher taugt die gemachte Abtheilung zwar für das Mannigfaltige, was in jedem lehrfähigen Alter des Zöglings neben einander muß besorgt werden; aber es ist damit noch gar nichts festgesetzt für das Successive, für die Fortschreitung des Unterrichts. Dazu gehört eine ganz andere Art von Abtheilung, welche zu finden man sich in die Weise hineinversetzen muß, wie das menschliche Gemüth in seinen Zuständen wechselt. Die allgemeinen Bestimmungen hierüber sind für jede Art des Interesse die nämlichen; hat man also die jetzt gesuchte Art der Abtheilung (wohin der Unterschied der Vertiefung und Besinnung gehört) aufgefunden, so wird diese und jene Theilung eine die andere durchkreuzen, die Theilungen werden sich unter einander verflechten, indem auf jedes Theilungsglied der einen Art, alle Glieder der andern Art müssen bezogen werden.

Daraus kann man nun sehen, daß der Plan einer allgemeinen Pädagogik einer Tafel mit mehreren Eingängen, wie die Mathematiker sagen, gleichen müsse; und daß mit der gewöhnlichen Tabellenform, wornach A in a, b, c, und diese wieder in α, β, γ, zerfallen, ohne näheren Zusammenhang der Glieder von A mit denen von B, hier nichts würde auszurichten sein. Dies um so weniger, da noch eine dritte Art von Eintheilung, nämlich die nach den eigentlichen Lehrformen (bloß darstellende, analytische, synthetische Lehrform), sich mit der vorigen durchkreuzen muß; daher denn der Plan der Didaktik kein anderer als dieser werden kann: 1) Erörterung jeder Art von Eintheilung für sich; 2) logisch-combinatorische Verbindung aller Eintheilungen unter einander; nach der Methode, die ich am Ende des ersten Capitels meiner Logik (im Lehrbuch zur Eintheilung in d. Philos., und in der Beilage zu den Hauptp. d. Metaphysik) angegeben habe.

Soviel habe ich hier sagen wollen über die Natur des Plans, der meiner Unterrichtslehre zum Grunde liegt. Ganz ähnlich ist der, nach welchem die Lehre von der Charakterbildung angeordnet ist. Wer die sämmtlichen Eintheilungen sich einprägt, und ihre Verflechtungen zu durchdenken sich geübt hat, der wird, beim Ueberblick über das Ganze, eine Landcharte oder einen Grundriß vor sich zu haben glauben, in welchem sich für jede Art von pädagogischer Betrachtung sehr leicht die Stelle finden läßt, wohin sie gehört, sofern sie nicht höhere Psychologie erfordert, als welche von keiner Pädagogik heut zu Tage kann verlangt werden, — welche aber dereinst zu begründen ich mir schon vorher zum Ziel gesetzt hatte, ehe ich daran dachte, eine Pädagogik zu schreiben. Dieser wahren Psychologie (denn die gemeine ist durchgehends falsch, weil sie nicht einmal reine Empirie enthält, sondern überall erschleicht, auch wo sie bloß zu erzählen vorgibt), konnte ich in meiner Pädagogik nur als einer Sache erwähnen, die noch gar nicht existire. Denn an die Proben, die ich neuerlich davon gegeben habe, war damals noch nicht zu denken.

218. Fortsetzung. — Begriff der aus der Psychologie abgeleiteten theoretischen Pädagogik.

(Dasselbe Buch: Briefe über Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik, S. 520–521.)

Durch die Zweckbegriffe des Erziehers ist die Pädagogik an die praktische Philosophie geknüpft. Durch die Erwägung der Mittel und Hindernisse wird sie hingewiesen auf Psychologie. Jene erste Anknüpfung nun werden Sie nicht mehr verlangen; was zu solchem Behufe an meinen früheren Schriften etwa den Worten nach zu ändern wäre, das wird sich Ihnen bei der mindesten Aufmerksamkeit von selbst darbieten. Aber das Psychologische der Pädagogik ist so schwierig und so bunt, daß wir wohl thun werden, uns fürs Erste einmal mit dem bloßen Allgemeinbegriff desselben zu beschäftigen, und ihn ganz nackt auszuziehen, selbst unbekümmert darum, welche Mißgestalt uns zu Gesicht kommen möge.

Denken Sie Sich einen grauen Diplomaten, dessen steinernes Antlitz keinen Zug von Theilnahme für das Wohl und Wehe verräth, um welches er wie ein Wahrsager befragt wird. Er merkt, woher der Wind kommt, und dreht seine Fahne darnach. Hier finde ich ein Bild für die bloß psychologische Pädagogik. Sie durchschaut *die* Möglichkeit, daß ein heranwachsender Mensch unter Umständen ein solcher oder ein anderer werde. Dem schlechten wie dem guten Erzieher weiß sie zu sagen, was er wirke; jedem ist sie brauchbar für beliebige Zwecke; nach ihrer Anleitung kann der eine bessern, der andere verderben. — Gibt es denn eine solche bloß psychologische Pädagogik? Wäre sie wenigstens zu wünschen? Vielleicht; nämlich um schlechten Erziehern den Spiegel vorzuhalten. Und wenn wir sie besäßen: was könnte uns hindern, sie für edle Zwecke um Rath anzusprechen? Wir besitzen sie nun freilich nicht vollständig; eben so wenig als eine solche Philosophie der Geschichte, wie etwa die neuspinozistischen Schulen gern hätten, welche meinen, die nothwendigen Umgestaltungen des Weltgeistes aufzählen und in den Ereignissen nachweisen zu können. Doch wollen wir einmal überlegen, welche Form wohl, falls uns eine solche Wissenschaft als ein zusammenhängendes Ganzes zu Theil würde, an ihr zu bemerken sein möchte.

Wo irgend wir ein Wirkendes gegenüber einem Leidenden erblicken, da erscheint uns eine zwiefache mannigfaltige Möglichkeit dessen, was wohl das Leidende aus sich machen lassen könnte, und was durch das Wirkende geschehen möchte; leichter oder schwerer, je nachdem zum Leidenden besser das Wirkende paßte, oder zum Wirkenden besser das Leidende taugte. Nähere Bestimmungen kommen hinzu, wenn ein Drittes jene beiden in Verbindung setzt, und dadurch aus beiden Möglichkeiten eine wirkliche Begebenheit hervorhebt. Sie errathen schon, daß ich an die Bildsamkeit des Zöglings dachte, ferner an die Hülfsmittel der Bildung, die wir anzuwenden pflegen, und drittens an die Veranstaltungen der öffentlichen oder Privaterziehung, wodurch die Bildungsmittel in Wirksamkeit treten.

219. Fortsetzung. — Der Mythus von der sog. formalen Bildung.

(*J. F. Herbart*, Kurze Encyklopädie der Philosophie [1831] S. 174–177; 179–180.)

Diejenigen aber, die keine richtigen psychologischen Einsichten haben, begreifen selten etwas von den pädagogischen Regeln. Sie haben etwa die alte Meinung, in der Seele seien gewisse Kräfte oder Vermögen; diese müsse man üben, gleichviel woran und wodurch. Ungefähr wie gymnastische Uebungen, welcher Art sie auch seien, die Muskeln des Leibes stärken und schmeidigen: weil es nämlich nur einerlei und die nämlichen Muskeln sind, und der Mensch eben keine andern hat. So gerade meinen auch die, welche von Psychologie nichts Gründliches wissen, der Mensch habe einen Verstand, er habe eine Phantasie, er habe ein Gedächtniß, er habe auch einen Willen, er habe eine Vernunft, und so ferner. Wenn wir ihnen nun sagen, daß der Mensch von allem dem gar Nichts hat, so verstehen sie uns nicht; wir wollen uns demnach anders ausdrücken, indem wir statt des Nichts vielmehr Vieles setzen. In der That findet sich das, was man Phantasie, Gedächtniß, Verstand nennt, in jeder einzelnen Vorstellungsmasse, doch nicht in allen gleich-

mäßig, sondern es kann sehr leicht und sehr gewöhnlich in einem und dem nämlichen Menschen eine gewisse Vorstellungsmasse verständiger, eine andere phantasiereicher, eine dritte gedächtnißmäßiger ausgebildet sein; in der einen kann tiefe Empfindung, in einer andern Kälte herrschen, und so fort. Daher wäre das, was die Pädagogen **formelle Bildung** nennen, ein völliges Unding, wenn es in einer Uebung solcher Kräfte zu suchen wäre, die nur in der Einbildung existiren. Aber in der That leistet eine Vorstellungsmasse der andern Hülfe, nach allgemeinen Gesetzen der Reproduction; ein Gegenstand, den wir hier in einem Beispiele suchen müssen vor Augen zu stellen.

Wenn ein Knabe Latein lernt: so hat er schon seine Muttersprache in gehörige Verbindung mit seinem gemeinen Erfahrungskreise gesetzt, oder sollte es wenigstens gethan haben. Jetzt bekommen auch die lateinischen Worte für ihn Bedeutung; dies aber geschieht großentheils durch Vocabeln, das heißt, durch Complication der Vorstellung einzelner lateinischer Worte mit einzelnen deutschen. Aber das Ziel dieses Lernens liegt in der Ferne. Dereinst soll der Jüngling und Mann lateinisch denken; das heißt, mit seinem Gedankenflusse sollen ohne Vermittelung der Muttersprache die römischen Redensarten und Redeformen sich verbinden; und der ganze Einfluß, welchen eine gebildete Sprache auf die Gedanken selbst ausübt, soll nun von der Muttersprache unabhängig, und von der römischen Sprache allein ausgeübt werden. Dies setzt voraus, daß inzwischen die Form der Verbindung unter den Vorstellungen sich sehr bedeutend geändert habe. Die Kenntniß der lateinischen Grammatik wird sich zu einer eigenen und sehr ausgebildeten Vorstellungsmasse erhoben haben, welche jeden Augenblick in die Rede bestimmend eingreift. Die Vorstellungen der lateinischen Wortstämme werden überdies nicht bloß mit den Gedanken, die man dadurch bezeichnet, sondern auch unter einander in die engste Verbindung getreten sein; sonst wäre eine geläufige Rede nicht möglich, sondern es würde das Lächerliche begegnen, was bei allen Anfängern, wenn sie zu früh versuchen zu sprechen, wirklich geschieht, nämlich daß mit den Gedanken sich da, wo ein fremdes Wort fehlt, schnell ein deutsches einschiebt, und die Rede sich aus den bunten Lappen verschiedener Sprachen zusammensetzt.

Jetzt werde Französisch oder Griechisch gelernt. Dies geht nun bekanntlich leichter, weil, so rühmt man, die formelle Bildung durchs Latein vorangegangen ist. Was wäre denn wohl geschehen, wenn man zuvor Französisch oder Griechisch gelehrt hätte, und alsdann Latein? Dann wäre, fährt man fort, die formelle Bildung vom Französischen oder Griechischen ausgegangen, und aufs Latein übertragen worden. Und dies behauptet man weiter, wäre nicht besser noch schlechter als jenes; es kommt nur darauf an, die Kraft zu wecken; über den Weg, den man hiezu nimmt, lohnt es nicht zu streiten; der übliche ist der beste, denn er ist einmal eingeführt: auf einem neuen Wege aber könnte man sich ganz ohne Noth und Nutzen verirren.

Dies letztere mag insofern wahr sein, als die Philologen, wenn sie von einer anderen Sprache ausgehen sollten, sich erst einige unbequeme Mühe geben müßten, damit ihnen dieser Unterricht ebenso geläufig würde, wie jetzt der lateinische, in welchem alle Schritte abgemessen sind *).

Was aber die Kraft anlangt, die man wecken will, so setzt dies voraus, es gebe eine schlafende Kraft, die man wecken könne. Aus der Rhetorik werden wir zwar den Schlaf und das Aufwecken als metaphorische Redensarten niemals verbannen können, so wenig wie Aufgang und Untergang der Sonne. Aber die Seelenvermögen müssen nicht bloß aus der Psychologie, sondern auch aus der Pädagogik entweichen; sie stiften hier bedeutenden Schaden.

Jene Behauptung, es sei einerlei, ob man durch Griechisch, Lateinisch, Französisch die Kraft wecke, ist ein Schlagbaum, durch welchen man den Weg der Untersuchung sperrt. Die Frage betrifft nicht Kräfte, sondern Vorstellungsmassen, und deren allmählige Bildung. Will man zuerst die Scherben, oder den Topf? Zuerst Französisch, oder Latein? Die Meisten wählen den Topf. Aber den Topf wollen sie lieber fertig kaufen, als ihn aus dem Thon allmählig bilden. Wäre nun die griechische Sprache nichts weiter als nur der Thon, woraus die römische Sprache entstanden ist, so möchten sie Recht haben. Dies bei Seite setzend, widersprechen wir für jetzt ihrer falschen Psychologie und der daran hängenden falschen Pädagogik. Die Vorstellungsmassen, welche mit dem Französischen, mit dem Lateinischen, mit dem Griechischen in die Seele des Zöglings einziehen, sind keineswegs die nämlichen. Die Ordnung und Folge, worin sie sich nach einander festsetzen, für gleichgiltig zu halten, ist Unwissenheit. Gerade auf dieser Ordnung und Folge beruht die Construction und

*) Hier ist Herbart gegen die hergebrachte Methode des lateinischen Unterrichts zu gütig. M.

ılige Wirksamkeit der Vorstellungsreihen. as man Kraft nennt, die man wecken e, das **wird** wesentlich ein Anderes, die Ordnung und Folge, worin urglich die Vorstellungen sich ver- 5 en, verändert wird....
anderes Beispiel von unrichtigen Begriffen ırmelle Bildung gibt die bekannte Anpreier Mathematik, sie schärfe den Verstand. Vunder bei solcher Lobrede, daß die mei- 10 hulmänner zum nämlichen Ziel einen kürWeg suchen. Wozu die Figuren und Forwenn die alten Sprachen, die ja ohnehin werden müssen, das Nämliche leisten? udiere nur Grammatik; auch diese schärft 15 ᴉrstand. Und sogar noch sicherer; denn ll bemerkt haben, daß auch einfältige Leute chnen zu besonderer Fertigkeit bringen.
die Grammatiker sich nun gerade als kluge ıänner oder Feldherren, oder sonst auf den 20 Kampfplätzen des Verstandes auszeichnen, sie darin die Mathematiker übertreffen, llen wir nicht fragen, da ohnehin der einte Verstand ein Hirngespinnst ist.
Verstand der Grammatik bleibt in der 25 atik; der Verstand der Mathematik bleibt Mathematik; und der Verstand jedes anaches muß sich in diesem anderen Fache ne Weise bilden. Wenn aber grammatiler mathematische Begriffe irgendwie, auch 30 rch entfernte Verwandtschaft, in das Geeingreifen, welches unter bestimmten Um- ı etwa dem Feldherrn oder dem Staatsbliegt: dann wird sich, was er früher von jenen Begriffen gefaßt hat, in ihm reproduciren und seinem Thun zu Hülfe kommen.

Grammatik und Mathematik sind demnach keineswegs Surrogate für einander, sondern jede behauptet sich in ihrem Kreise und Werthe.

Kaum als eine Beispielsammlung zur Logik läßt sich die Grammatik gebrauchen; obgleich hier einige Gemeinschaft der Begriffe, daher auch eher ein pädagogisches Zusammenwirken möglich ist. Das Nämliche gilt in anderen Puncten von der Logik und Mathematik. Aber wehe dem, der für Gebrauch und Uebung logischer Lehren in den höheren Theilen der Philosophie sich darauf verließe, er habe fleißig Grammatik und Mathematik studirt! Weder Grammatik, noch Mathematik, noch Logik machen den Metaphysiker, obgleich er ohne Logik und Mathematik auch nicht von der Stelle kommt.

Viel eher kann man die Geographie*) als die Wissenschaft nennen, für welche der Verstand in anderen Wissenschaften geweckt wird. Denn die Begriffe der Mathematik, Naturlehre und Geschichte begegnen sich in ihr. Jedoch pflegt gerade die Geographie am wenigsten in dem Rufe zu stehen, eine besondere Vorübung des Verstandes zu erfordern; vielleicht deshalb, weil sie weder in mathematischer, noch physikalischer, noch politischer Hinsicht im gewöhnlichen Unterricht eine besondere Reife erlangt.

*) In der hergebrachten Auffassung, wo natürliche und bürgerliche Erdkunde — s. oben Geologie Nr. 16—32 und Geographie S. 69—80 — verbunden werden. M.

Fortsetzung. — Bildung der Erwachsenen. — Bedeutung der Universität und ihr Verhältniss zu Schule und Akademie.

(*Schleiermacher*, Gelegentliche Gedanken über Universitäten [1808]; Werke, zur Philosophie I. [1846] S. 552; 556—562.)

Schule ist gleichsam das Zusammensein ister mit den Lehrburschen, die Univert den Gesellen, und die Akademie ist die 45 mlung der Meister unter sich.
Was ist nun die Universität zwischen beir Schule und der Akademie? Man könnte daß diese beiden sich in alle wissenschafterrichtungen theilten, und jene ganz über- 50 wäre zwischen ihnen. So urtheilen auch Manche unter uns, schwerlich mit echt em Sinn; denn diese Ansicht ist ja die ᴉnde eines anderen Volkes, welchem, je mehr es sich in sich selbst consolidirte, um so mehr Alles ausgegangen ist, was einer Universität ähnlich sieht, und nichts übrig geblieben als Schulen und Akademien in unzähliger Menge und in den mannigfaltigsten Formen. Allein man übersieht hiebei offenbar einen sehr wesentlichen Punct. Die Schulen beschäftigten sich nur mit Kenntnissen als solchen; die Einsicht in die Natur der Erkenntniß überhaupt, den wissenschaftlichen Geist, das Vermögen der Erfindung und der eigenen Combination suchen sie nur vorbereitend anzuregen, ausgebildet aber wird dies Alles nicht in ihnen. Die

Akademien aber müssen dies Alles bei ihren Mitgliedern voraussetzen; nur von einem gemeinschaftlichen Mittelpunct aus, und durch das Bewußtsein desselben — das spricht ihre ganze Organisation aus, wenn sie auch keine Veranlassung finden, es ausdrücklich zu erklären — wollen sie die Wissenschaften fördern; auch kann dies nur so auf eine übereinstimmende Weise geschehen. Wie leer müßten die Werke einer Akademie sein, wenn sie überall bloße Empirie triebe, und an keine Principien in jeder Wissenschaft glaubte! Wie leer wäre der ganze Gedanke einer gemeinschaftlichen Beförderung aller Wissenschaften, wenn diese Principien nicht wiederum zusammenstimmten und ein Ganzes bildeten! und wie jämmerlich die Ausführung, wenn etwa die Mitglieder über alle diese Principien uneins wären! Offenbar also wird vorausgesetzt, jedes Mitglied einer Akademie sei über die philosophischen Principien seiner Wissenschaft mit sich selbst und den übrigen verstanden, jedes behandle sein Fach mit philosophischem Geist, und eben dieser in allen sich ähnliche Geist in seiner Vermählung mit dem jedem Einzelnen eigenthümlichen Talent mache nur jeden zu einem wahren Gliede der Vereinigung. Soll dieser Geist dem Menschen von ungefähr kommen im Schlaf? soll nur das wissenschaftliche Leben aus dem Nichts entstehen, nicht wie jedes andere, durch Erzeugung? soll nur dieses in seinen ersten zarten Aeußerungen keiner Pflege bedürfen, und keiner Erziehung? Hier also liegt das Wesen der Universität. Diese Erzeugung und Erziehung liegt ihr ob, und damit bildet sie den Uebergangspunct zwischen der Zeit, wo durch eine Grundlage von Kenntnissen, durch eigentliches Lernen die Jugend erst bearbeitet wird für die Wissenschaft, und der, wo der Mann in der vollen Kraft und Fülle des wissenschaftlichen Lebens nun selbst forschend das Gebiet der Erkenntniß erweitert oder schöner anbaut. Die Universität hat es also vorzüglich mit der Einleitung eines Processes, mit der Aufsicht über seine ersten Entwickelungen zu thun. Aber nichts Geringeres ist dies als ein ganz neuer geistiger Lebensproceß. Die Idee der Wissenschaft in den edleren mit Kenntnissen mancher Art schon ausgerüsteten Jünglingen zu erwecken, ihr zur Herrschaft über sie zu verhelfen auf demjenigen Gebiet der Erkenntniß, dem jeder sich besonders widmen will, so daß es ihnen zur Natur werde, Alles aus dem Gesichtspunct der Wissenschaft zu betrachten, alles Einzelne nicht für sich, sondern in seinen nächsten wissenschaftlichen Verbindungen anzuschauen, und in einen großen Zusammenhang einzutragen in beständiger Beziehung auf die Einheit und Allheit der Erkenntniß, daß sie lernen, in jedem Denken sich der Grundgesetze der Wissenschaft bewußt zu werden, und eben dadurch das Vermögen selbst zu forschen, zu erfinden und darzustellen allmählig in sich herauszuarbeiten, dies ist das Geschäft der Universität. Hierauf deutet auch dieser ihr eigentlicher Name, weil eben hier nicht nur mehrere, wären es auch andere und höhere, Kenntnisse sollen eingesammelt, sondern die Gesammtheit der Erkenntniß soll dargestellt werden, indem man die Principien und gleichsam den Grundriß alles Wissens auf solche Art zur Anschauung bringt, daß daraus die Fähigkeit entsteht, sich in jedes Gebiet des Wissens hineinzuarbeiten. Hieraus erklärt sich die kürzere Zeit, welche Jeder auf der Universität zubringt als auf der Schule; nicht als ob nicht um Alles zu lernen mehr Zeit erfordert würde, sondern weil man das Lernen des Lernens wohl abmachen kann in kürzerer; weil eigentlich, was auf der Universität verlebt wird, nur ein Moment ist, nur ein Act vollbracht wird, daß nämlich die Idee des Erkennens, das höchste Bewußtsein der Vernunft, als ein leitendes Princip in dem Menschen aufwacht. Hierauf weisen alle Eigenthümlichkeiten hin, welche die Universität von der Schule auf der einen, von der Akademie auf der andern Seite unterscheiden. Auf der Schule geht man nach den Gesetzen des leichtesten Fortschrittes von einem einzelnen zum andern über, und ist wenig bekümmert darum, ob jeder überall etwas Ganzes vollende. Auf der Universität dagegen ist man hierauf so sehr bedacht, daß man in jedem Gebiet das Encyklopädische, die allgemeine Uebersicht des Umfanges und des Zusammenhanges als das Nothwendigste voranschickt, und zur Grundlage des gesammten Unterrichts macht. Und die Hauptwerke der Universität als solcher sind Lehrbücher, Compendien, deren Endzweck nicht ist die Wissenschaft im Einzelnen zu erschöpfen oder zu bereichern, wo auch weder das Leichteste, noch das Schwerste, noch das Seltenste den Vorzug genießt bei der Auswahl, sondern deren Verdienst in der höheren Ansicht, in der systematischen Darstellung besteht, und welche dasjenige am meisten herausheben, worin sich am faßlichsten die Idee des Ganzen darstellt, und wodurch Umfang und innere Verbindung desselben am anschaulichsten wird. Ferner in den Akademien kommt Alles darauf an, daß das Einzelne vollkommen richtig und genau herausgearbeitet werde im Gebiete aller realen Wissenschaften; dagegen

lividuum, sondern die Bevölkerungs-
stand ihrer Forschung ist. Sie hat
zu ermitteln, auf denen die Vervoll-
er Bevölkerungsmassen beruht, und
r erreichbar ist, sofern jeder gesell-
Virkungskreis die den individuellen
prechenden Anregungs- und Hülfs-
elbstvervollkommnung enthält, so ist
üglich die Entstehung und Gestaltung
elnen Gesellschaftsgenossen zu über-
Virkungskreise, die Erforschung der
der Bildung zahlreicher und voll-
Virkungskreise und ihrem Wechsel-
Grunde liegen, die der Culturwis-
Lösung anheim fallen. Es haben
sellschaftlichen Wirkungskreise ganz
in dem Productionsleben ihre Ba-
die Gesetze desselben bereits der
unterworfen worden, so erhält da-
ulturwissenschaft eine breite Grund-

ividuum soll innerhalb des ihm ver-
egungskreises an dem großen Werke
aftlichen Entwickelung mitarbeiten;
eigene Cultur, die der Familie, der
und Gesellschaftsgenossen — soweit
skreis reicht — unausgesetzt zu för-
sein. Es bedarf aber zur Lösung
e, um nicht störend in den Gesell-
lt einzugreifen, um den individuellen
mit dem nationalen in Einklang zu
genauen Kenntniß beider, und diese
lst der Culturwissenschaft zu erlau-
hen von der erhöheten Intelligenz,
beschäftigung mit einer so umfassen-
haft unausbleiblich hervorgeht, ge-
wie die Gesellschaftswissenschaft
ugleich eine klare Anschauung des
hen Gesammtorganismus, sie lehrt
ß des individuellen Wirkungskreises
ation, die Richtung beider kennen,
rch die Mittel an die Hand, beide
hrem gemeinsamen Ziele entgegen
Während das bürgerliche Leben bis-
chließlich durch Staatsinstitutionen
durch einen instinctartigen Erhal-
egelt worden, während dasselbe von
chaftlichkeit unendlich entfernt war,
ttelst der Gesellschaftswissenschaft
Grundlage, jede einzelne Bewe-
n tritt in ein wissenschaftlich be-
hältniß zur Gesammtheit des Gesell-
Die innige Verschmelzung
nschaft und Leben ist ein
sicheres Kriterium höherer National-
cultur, und umgekehrt, denn nur dadurch
gelangt das bürgerliche Leben zum Selbstbewußt-
sein seiner hohen menschlichen Bedeutung. Die
Wissenschaften mit vorherrschend oder gar aus-
schließlich subjectiver Tendenz, die nur zu sehr
geneigt sind, sich kastenhaft vom Leben abzu-
schließen, erhalten hiernach hier zugleich ihre
Würdigung.

Selbst die Beziehungen zum Himmel gelangen
durch die Culturwissenschaft zur größeren Klar-
heit. Zwar hat dieselbe sich nicht mit den Jen-
seits zu beschäftigen, aber sie verkennt keineswegs
die Beziehung des irdischen Lebens auf das himm-
lische. Sie wird einerseits die alles durchdringende
Macht des geläuterten Christenthums anerkennen,
welches die Wahrheit ist, und frei macht, [illegible]
dieselbe sowohl als Zweck der Cultur, [illegible]
als Mittel zu derselben ansehen. [illegible]
aber wird auch die Culturwissenschaft [illegible]
setzen, nach welchen die Entwickelung [illegible]
schengeschlechts im großen Ganzen [illegible]
zelnen vor sich geht, den Abglanz der [illegible]
keit des Alles lenkenden und regierenden [illegible]
erkennen, und selbst die Institutionen [illegible]
sich auf die Culturwissenschaft stützen [illegible]
eben dadurch ihre Folgerichtigkeit [illegible]
sie immer mehr nach den Fundamenten [illegible]
der heiligen Schrift geordnet und [illegible]
chend gebildet werden. Denn [illegible]
wird mit den Fortschritten der [illegible]
Uebereinstimmung dieser [illegible]
turgesetzen sich zu erkennen [illegible]
Widersprüche offenbaren, [illegible]
Auslegung oder auf Schrift[illegible]
müssen.

Hiernächst bleibt nur [illegible]
Culturwissenschaft zu den [illegible]
anzudeuten. Sie dient der [illegible]
zur Controlle, und mit [illegible]
wissenschaft zur Grundlage [illegible]
dem Geschichtsforscher [illegible]
demselben einen kritischen [illegible]
gung geschichtlicher [illegible]
durch die Mittel gewähr[illegible]
beseitigen, was mit den [illegible]
der Wahrheit in Widerspruch [illegible]
z. B. die Ueberlieferungen [illegible]
tionalcultur bei [illegible]
Zwangswirthschaft[illegible]
schrankenlosen [illegible]
rung etc. bekannten [illegible]
senschaft erleuchtet [illegible]
gleichen Fabeln zu [illegible]

ag
ien
ität
der
aber
enen

rende
Ver-
nahm,
tionen,
als in
ltungen
n dieser
sondern
zen, un-
ach ihrer
Facultäten
Umstände,
sichten des
senschaften

deutschen

…146, 147—151.)

zu werden ver-
hem Grade un-
tige, sei es auch
Hervorbringungen
postulirten Frei-
unter naiv genug
ls ob es sich von
rweiterten Freiheit

Klarheit kommt, muß seiner Natur nach auch gleich seine Kräfte versuchen und üben, indem er von dem Mittelpuncte aus sich tiefer in das Einzelne hineinbegibt, um zu forschen, zu verbinden, Eignes hervorzubringen und durch dessen Richtigkeit die erlangte Einsicht in die Natur und den Zusammenhang alles Wissens zu bewahren. Dies ist der Sinn der wissenschaftlichen Seminarien und der praktischen Anstalten auf der Universität, welche alle durchaus akademischer Natur sind. Daher auch beide Benennungen wieder in die Universität hineinspielen und sie oft hohe Schule genannt wird, und dann wieder Akademie. Daher es Unverstand ist, zu behaupten, Universitäten dürften solche Anstalten nicht haben, weil sie nur für Akademien gehörten.

---

221. Fortsetzung. — Die Bildung der Nationen. — Begriff dieses Theiles der Bildungswissenschaft.

(*M. von Lavergne-Peguilhen*, Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft II. [1841] S. 2—4; 7—9.)

Soll nicht etwa nur ein Theil der Gesellschaftsgenossen auf Kosten aller übrigen hervorgebildet werden, soll jeder Einzelne Theil haben an dem großen Schatz der Menschenveredelung, soll überhaupt eine wahrhafte Nationalcultur erzielt werden, so muß jede individuelle und gesellschaftliche Lebensthätigkeit mittel- oder unmittelbar dem großen Ziel entgegenführen. Die drei Richtungen des gesellschaftlichen Lebens, die Productions-, Cultur- und Staatsthätigkeit, müssen übereinstimmend den großen Zweck der Vervollkommnung aller Gesellschaftsgenossen verfolgen. Productions- und Staatsthätigkeit müssen überall zugleich als mittelbare Culturthätigkeiten sich darstellen. Sie werden dies, sofern die ihrem Wirken zum Grunde liegenden ewigen und unwandelbaren Gesellschaftsgesetze beachtet worden. Denn nach den Grundgesetzen des organischen Lebens stehen alle Bestandtheile eines wohlgeordneten Organismus in Wechselverbindung, und es kann keiner dieser Bestandtheile in irgend einer Weise modificirt werden, ohne eine entsprechende Modification aller anderen Bestandtheile und des Gesammtorganismus zur Folge zu haben.

Diese allgemeinen Verhältnisse des Wechselverkehrs und der Gegenseitigkeit gewähren der Culturwissenschaft, deren Aufgabe es ist, die ewigen und unwandelbaren Gesetze zu erforschen, die der Vervollkommnung der Bevölkerungsmassen zum Grunde liegen, die wichtigsten Hülfsmittel. Denn wie in jedem Organismus mehrere Systeme zwar zu einem gemeinsamen Leben sich gegenseitig unterstützen, dennoch aber jedes zunächst durch eigne Kraft und seinen eignen Gesetzen gemäß besteht, so werden auch die Vereinigungen für Productions-, Cultur- und Staatsthätigkeit eine durch die andere bestimmt; ursprünglich aber ruht jede auf der Idee, deren eigenthümlicher Ausdruck sie ist. Nur durch besondere Leistungen gelangen die Vereinigten in den allgemeinen Mittelpunct des Gesellschaftslebens. Es treten demnach die Bewegungs-, Productions- und Staatswissenschaften in den Rang mittelbarer Culturwissenschaften ein, weil jede gesellschaftliche Bewegung im Allgemeinen und jede Productions- und Staatsthätigkeit im Besondern, in Folge jenes organischen Grundgesetzes, eine nothwendige Rückwirkung auf die Cultur erhalten muß.

In keinem wohlgeordneten Organismus darf sich aber ein Conflict in den einzelnen Bewegungen und Bestrebungen herausstellen, es muß in denselben die vollkommenste Harmonie herrschen, und auch dieses allgemeine Gesetz findet auf den Gesellschaftsorganismus Anwendung. Wo in demselben Conflicte sich zu erkennen geben, da darf mit Sicherheit auf Störung des organischen Lebens, auf Krankheitszustände geschlossen werden. Die Bewegungs-, Productions- und Staatsgesetze müssen hiernach den Charakter mittelbarer Culturgesetze erhalten, wie dies in dem Gesetze zum Theil bereits erkannt worden: daß Production und Cultur in harmonischem Einklang stehen, daß jede der Cultur wahrhaft förderliche Thätigkeit auch productiv und jede die Production wahrhaft unterstützende Thätigkeit auch culturfördernd sei. Bewegung und Staatsthätigkeit aber sollen jene beiden Systeme des Gesellschaftslebens überall unterstützen, sie müssen ihrem Zwecke nach beide sowohl als productiv wie als culturfördernd erkannt werden.

Die Culturwissenschaft hat es daher nicht etwa mit pädagogischen Untersuchungen zu thun, oder mit den Mitteln zur Bildung von Künstlern und Gelehrten, sie setzt vielmehr die dahin führenden Wege als bekannt voraus, wie denn überhaupt

nicht das Individuum, sondern die Bevölkerungsmasse Gegenstand ihrer Forschung ist. Sie hat die Gesetze zu ermitteln, auf denen die Vervollkommnung der Bevölkerungsmassen beruht, und da diese nur erreichbar ist, sofern jeder gesellschaftliche Wirkungskreis die den individuellen Kräften entsprechenden Anregungs- und Hülfsmittel zur Selbstvervollkommnung enthält, so ist es ganz vorzüglich die Entstehung und Gestaltung der den einzelnen Gesellschaftsgenossen zu überweisenden Wirkungskreise, die Erforschung der Gesetze, die der Bildung zahlreicher und vollkommener Wirkungskreise und ihrem Wechselverkehr zum Grunde liegen, die der Culturwissenschaft zur Lösung anheim fallen. Es haben aber die gesellschaftlichen Wirkungskreise ganz überwiegend in dem Productionsleben ihre Basis, und da die Gesetze desselben bereits der Forschung unterworfen worden, so erhält dadurch die Culturwissenschaft eine breite Grundlage....

Jedes Individuum soll innerhalb des ihm verliehenen Bewegungskreises an dem großen Werke der gesellschaftlichen Entwickelung mitarbeiten; es soll die eigene Cultur, die der Familie, der Gemeinde- und Gesellschaftsgenossen — soweit der Wirkungskreis reicht — unausgesetzt zu fördern bestrebt sein. Es bedarf aber zur Lösung dieser Aufgabe, um nicht störend in den Gesellschaftshaushalt einzugreifen, um den individuellen Culturkreis mit dem nationalen in Einklang zu bringen, der genauen Kenntniß beider, und diese ist nur mittelst der Culturwissenschaft zu erlangen. Abgesehen von der erhöheten Intelligenz, die aus der Beschäftigung mit einer so umfassenden Wissenschaft unausbleiblich hervorgeht, gewährt diese, wie die Gesellschaftswissenschaft überhaupt, zugleich eine klare Anschauung des gesellschaftlichen Gesammtorganismus, sie lehrt das Verhältniß des individuellen Wirkungskreises zu dem der Nation, die Richtung beider kennen, und gibt dadurch die Mittel an die Hand, beide in Einklang ihrem gemeinsamen Ziele entgegen zu führen. Während das bürgerliche Leben bisher fast ausschließlich durch Staatsinstitutionen und gleichsam durch einen instinctartigen Erhaltungstrieb geregelt worden, während dasselbe von jeder Wissenschaftlichkeit unendlich entfernt war, erhält es mittelst der Gesellschaftswissenschaft eine rationelle Grundlage, jede einzelne Bewegung desselben tritt in ein wissenschaftlich bestimmtes Verhältniß zur Gesammtheit des Gesellschaftslebens. Die innige Verschmelzung von Wissenschaft und Leben ist ein sicheres Kriterium höherer Nationalcultur, und umgekehrt, denn nur dadurch gelangt das bürgerliche Leben zum Selbstbewußtsein seiner hohen menschlichen Bedeutung. Die Wissenschaften mit vorherrschend oder gar ausschließlich subjectiver Tendenz, die nur zu sehr geneigt sind, sich kastenhaft vom Leben abzuschließen, erhalten hiernach hier zugleich ihre Würdigung.

Selbst die Beziehungen zum Himmel gelangen durch die Culturwissenschaft zur größeren Klarheit. Zwar hat dieselbe sich nicht mit dem Jenseits zu beschäftigen, aber sie verkennt keineswegs die Beziehung des irdischen Lebens auf das himmlische. Sie wird einerseits die alles durchdringende Macht des geläuterten Christenthums anerkennen, welches die Wahrheit ist, und frei macht, und dieselbe sowohl als Zweck der Cultur, wie auch als Mittel zu derselben ansehen. Andererseits aber wird auch die Culturwissenschaft in den Gesetzen, nach welchen die Entwickelung des Menschengeschlechts im großen Ganzen wie im Einzelnen vor sich geht, den Abglanz der Herrlichkeit des Alles lenkenden und regierenden Geistes erkennen, und selbst die Institutionen, welche sich auf die Culturwissenschaft stützen, werden eben dadurch ihre Folgerichtigkeit beweisen, daß sie immer mehr nach den Fundamentalgrundsätzen der heiligen Schrift geordnet und ihnen entsprechend gebildet werden. Denn immer bestimmter wird mit den Fortschritten der Wissenschaft die Uebereinstimmung dieser Grundsätze mit den Culturgesetzen sich zu erkennen geben. Wo sich Widersprüche offenbaren, da wird man auf falsche Auslegung oder auf Schriftverfälschung schließen müssen.

Hiernächst bleibt nur noch das Verhältniß der Culturwissenschaft zu den anderen Wissenschaften anzudeuten. Sie dient der Productionswissenschaft zur Controlle, und mit dieser vereint der Staatswissenschaft zur Grundlage. Sie ist aber zugleich dem Geschichtsforscher unentbehrlich, indem sie demselben einen kritischen Maßstab zur Würdigung geschichtlicher Ueberlieferungen, und dadurch die Mittel gewährt, aus denselben Alles zu beseitigen, was mit den Culturgesetzen, d. h. mit der Wahrheit in Widerspruch steht. Was auch z. B. die Ueberlieferungen von einer hohen Nationalcultur bei gleichzeitigem Vorwalten der Zwangswirthschaftsform, der Polygamie, einer schrankenlosen Concurrenz und Bodenzersplitterung etc. bekunden mögen, der durch Culturwissenschaft erleuchtete Geschichtsforscher wird dergleichen Fabeln zu würdigen wissen. Es ist ihm

offenbar geworden, daß Sclaverei und hohe Cultur unvereinbar sind, daß die Zwangswirthschaftsform nur die höhere Entwickelung einzelner herrschender Individuen, nie aber die der unterjochten Bevölkerungsmassen möglich macht. Durch den Sophismus, nur die ersteren als Nation, die letzteren aber als eine von der Nationalität ausgeschlossene Sache zu bezeichnen, läßt sich der denkende Forscher nicht täuschen, ihm ist immer die Bevölkerungsmasse Nation, wie auch die inneren Rechtsverhältnisse gestaltet sein mögen. Ebenso sicher hat er erkannt, daß Polygamie, erstarrende Religionssysteme, schrankenlose Concurrenz und Bodenzersplitterung eine höhere geistig-sittliche Bildung der Bevölkerungsmassen durchaus unmöglich machen, und er wird hiernach die geschichtlichen Ueberlieferungen zu würdigen wissen. Aus einzelnen Andeutungen vermag der mit Kenntniß der Culturgesetze ausgerüstete Geschichtsforscher mit großer Sicherheit ein vollständiges Gemälde geschichtlicher Zustände zu entwerfen. Denn diese sind in ihrem inneren Zusammenhange nach bestimmten und unwandelbaren Gesetzen zu construiren.

---

222. Fortsetzung. — Zur historischen Bildungswissenschaft. — Universitäten in Deutschland im XIV. und XV. Jahrhundert.

(*H. E. Erhard*, Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung I. [1827] S. 152—156, 167.)

Allgemeine Anstalten zur Beförderung der Wissenschaften lagen in Deutschland lange Zeit ganz außer dem Gesichtskreise des Zeitalters, und die einzigen, welche einigermaßen diese Stelle vertreten konnten, die Klöster und andere Schulen der Geistlichen für Geistliche, verfehlten immer mehr ihren Zweck, und sanken immer tiefer in Verfall. Endlich wurden in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Anstalten, welche Frankreich und Italien schon lange kannten, auch in Deutschland nachgebildet, und ihr Emporkommen versprach der wissenschaftlichen Bildung einen neuen Umschwung.

Während nämlich die Wissenschaften in den Klöstern entschliefen, oder aus ihnen ganz entwichen, bildeten sich an andern Orten freie Vereine von Menschen, welche durch kein Gelübde gebunden, von keiner äußeren Nothwendigkeit veranlaßt, aus reinem inneren Triebe, die Wissenschaften lehrten und lernten. Daß wenigstens die alten berühmten Hochschulen zu Salerno, Paris, Bologna, und vermuthlich noch andere, besonders in Italien, ursprünglich als freie Vereine von Lehrenden und Lernenden, ohne Zuthun eines Fürsten oder einer andern Obrigkeit, entstanden, ist mit Bestimmtheit zu erweisen. Es war aber natürlich, dass die Fürsten und Obrigkeiten früher oder später den Werth dieser gelehrten Vereine erkannten, sie an gewissen Orten zu befestigen suchten, auch absichtlich neue gründeten, und sie mit den größten Rechten und Freiheiten ausstatteten; mit Freiheiten, welche zum Theil, nach unsern heutigen Begriffen, sich mit den Hoheitsrechten des Staates und seiner Oberhäupter, ja mit der Einheit und Vollkommenheit einer *allgemein* wohlgeordneten Staatsverfassung und *mit dem* wahren Zweck einer Lehranstalt kaum *vertragen*. In jenen Zeiten, wo der Werth der Wissenschaften noch so wenig allgemein anerkannt war, wo Fürsten und Gewaltige so wenig unmittelbar für sie, auch bei dem besten Willen, thun konnten, und wo die, größtentheils selbst noch sehr schwankenden und mangelhaften Einrichtungen der Staaten ihnen so wenig Schutz zu gewähren vermochten, war es indessen eben so vortheilhaft als nothwendig, Lehranstalten, welche zu langer und fester Dauer bestimmt waren, durch eine freie, unabhängige Stellung, durch äußere Würde, und durch ein gewisses Ansehen von Heiligkeit, zu erheben und zu sichern. Die Auszeichnung, welche der Lehrer und die Lehranstalt genoß, mußte dem Uneingeweihten imponiren, und die Achtung, welche man anfangs nur dem Manne zollte, mußte bald auf sein Geschäft, auf die Wissenschaft übergehen, und so wirkten die Universitäten zur Vermehrung und Befestigung des äußern Ansehens der Wissenschaften. Aber der Zunftgeist, welcher durch das ganze Mittelalter in allen Ständen vorherrscht, ward auch auf die Universitäten übergetragen, durch die Vorrechte und die abgesonderte Stellung derselben genährt, und von allen ihren Mitgliedern, auch wenn sie aus der unmittelbaren Verbindung herausgetreten waren, lebenslang beibehalten; und so bildete sich ein eigner Gelehrtenstand, abgesondert von dem geistlichen und Bürgerstande. Denn obgleich die Geist-

lichen als solche von dem Gelehrtenstande nicht ausgeschlossen waren, so gab ihnen doch ihre geistliche Würde dabei durchaus keinen Vorzug, wenn sie sich nicht auch zugleich eine akademische Würde erwarben. Dieser Bildung eines besondern, mit hohen Vorrechten ausgestatteten Gelehrtenstandes, und insbesondere dem Einflusse der Universitäten, ist es zuzuschreiben, daß die Wissenschaften, bei dem immer mehr einreißenden Verderben der Geistlichkeit, noch aufbewahrt wurden, und daß die Geistlichen selbst, zu einem heilsamen Wetteifer mit den gelehrten und geachteten Laien genöthigt, nicht noch tiefer und allgemeiner in Unwissenheit und Verwilderung versanken.

Italien, das Land, in welchem die Liebe zu den Wissenschaften nie ganz erloschen war, hatte schon eine bedeutende Anzahl Hochschulen aufzuweisen; auch Frankreich, Spanien, Portugal und England waren damit ausgestattet; Deutschland aber sah noch keine in seinem Schoße erblühen. Wem es hier um Einsammlung wissenschaftlicher Kenntnisse zu thun war, der mußte die weite und kostbare Reise nach Italien oder nach Frankreich unternehmen; und da dies nur Wenige vermochten, so blieb Deutschland an wissenschaftlicher Bildung eben so weit hinter jenen Ländern zurück, als es an politischer Macht und Bedeutung sich damals noch über sie erhob.

Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurde nun auch in Deutschland der Anfang gemacht, diesem Bedürfniß abzuhelfen. Kaiser Carl IV., ein Fürst, der bei allem Schwankenden, Zweideutigen, selbst Tadelhaften, was in seinem Charakter liegt, doch unverkennbar wohlthätig auf sein Zeitalter einwirkte, gründete, noch ehe er allgemein als Oberhaupt des deutschen Reichs anerkannt war, in **Prag**, der Hauptstadt seines Erbkönigreichs Böhmen, (1348) die erste Universität, und sah noch während seiner Regierung (1365) neben jener eine zweite, zu **Wien**, durch die Veranstaltung des Herzogs von Oestreich entstehen; ja, es war durch das einmal gegebene Beispiel ein solcher Eifer in Deutschland erwacht, daß noch während des vierzehnten Jahrhunderts, bald nach Carls IV. Abgange, innerhalb weniger Jahre, noch drei Universitäten, nämlich 1386 die zu **Heidelberg**, 1388 die zu **Cöln** und 1392 die zu **Erfurt**, eröffnet wurden. Von dieser Gründung der ersten deutschen Universitäten muß man billig den Anfang der Wiedergeburt der Wissenschaften in Deutschland herschreiben.

Bei der Einrichtung der Universitäten zu Prag und Wien lag ganz die Form der italiänischen Universitäten, bei Heidelberg die der Universität Paris zum Grunde; die älteste Verfassung der Universität Cöln ist mir nicht bekannt; Erfurt aber erscheint in einem, von jenen ganz verschiedenen rein deutschen Charakter. . . . .

Auf den älteren Universitäten waren Lehrende und Lernende in Nationen eingetheilt; eine Veranstaltung, welche späterhin auch Leipzig annahm, ungeachtet aus jener Absonderung der Nationen, sowohl auf den italiänischen Universitäten, als in Prag, die heftigsten Parteiungen und Zerrüttungen entstanden waren. In Erfurt finden wir von dieser Eintheilung in Nationen gar keine Spur, sondern die Universität bildete anfangs einen ganzen, ungetheilten Körper, bis, wenige Jahre nach ihrer ersten Eröffnung, die Eintheilung in Facultäten sich bildete, die auf keine äußeren Umstände, sondern zunächst auf die damaligen Ansichten des gegenseitigen Verhältnisses der Wissenschaften gegründet war.

223. Fortsetzung. — Ein Ausschnitt aus dem Bilde des heutigen deutschen Bildungslebens.

(*Ein deutscher Theolog* [Hundeshagen], Der deutsche Protestantismus und die Nationalentwickelung [1847] S. 143—146, 147—151.)

. . . Es ist ganz eigentlich als eine große Calamität zu betrachten, daß der deutsche Liberalismus das tiefere religiöse Leben nie ergründet, darum auch nicht seiner Bedeutung gemäß beachtet und gepflegt, oft nicht einmal geschont, ja mit demselben sich nicht selten in schneidenden Widerspruch gesetzt hat. Nicht minder ist zu rügen ein verborgener „Polizeigedanke," von dem die liberale Ansicht nicht frei zu werden vermochte und durch den sie in hohem Grade unduldsam ward gegen eine allseitige, sei es auch in wunderlichen, irrationellen Hervorbringungen sich darlegende Entwicklung des postulirten Freiheitsprincips; endlich die mitunter naiv genug durchscheinende Vorstellung, als ob es sich von selbst verstünde, daß bei der erweiterten Freiheit

und postulirten Volkserleichterung die nutzbaren Rechte und duftenden Fleischtöpfe des Beamtenstandes, dessen Gliedern und Aspiranten wenigstens eine beträchtliche Zahl unserer „Liberalen“ angehörte, nothwendig unangetastet bleiben würden und müßten [1]). So fehlte uns zwar nicht die innere Erregung durch politische Parteien; aber ein kräftiges, in sich zusammengenommenes, aller Hauptfragen mit sicherem Tacte mächtiges und dadurch förderliches und nothwendiges Parteileben hatten wir nicht, weil dieses nur in Staaten längerer und praktischerer constitutioneller Gewöhnung sich bildet und gedeiht. Denn während dort die Parteien nicht gegen die Grundzüge der allgemeinen Ordnung gerichtet sind, sondern nur verschiedene Behandlungsweisen, Gesichtspuncte und zum Theil verschiedene Interessen innerhalb dieser Ordnungen vertreten, in allen Parteien ein verbindender Nationalgedanke sammt der Einsicht in dessen concrete Forderungen lebt und man dafür alle Schichten der Gesellschaft lebendig zu interessiren weiß, so producirte unter uns, wegen Mangels der bedingenden Grundvoraussetzung, der politische Parteikampf — und zwar nicht bloß bei den »Liberalen« — meist nur wohlgemeinte Theorien, pompöse Weltgedanken, feudalistische und antifeudalistische Träume und endlich auch politische Poesieen, Dinge, über welche man nur zu oft das Nächste übersah, für welche sich das vergessene Volk natürlich nicht im Mindesten interessirte.

Freilich auch bei den vielen Indifferenten, welche sich über das Niederschlagende unserer öffentlichen Zustände leicht hinwegsetzten, war das Leben nicht ganz ohne einen substantiellen Inhalt. Sie pflegten Kunst und Wissenschaft. Allein was die Kunst betrifft, so hat Rosenkranz gewiß Recht, wenn er sagt: „wenn das ästhetische Element andere substantielle Interessen zurückdrängt, wenn es geflissentlich genährt wird, um von denselben zu abstrahiren, so ist mit ihm stets viel Fadheit und Trägheit, viel Selbstgefälligkeit und ziellose Zerstreuungssucht verbunden. Das Beschauen und Anhören, das Genießen und Kritisiren wird zuletzt ein inhaltloses, unmännliches Sybaritenleben, welches auch tüchtigere Naturen verderben kann.“ ...

Unsere Wissenschaft aber? Gewiß sie durchlebte jetzt ein Stadium so reicher und gediegener Entwicklung, wie es für sie so bald nicht wiederkehren wird. Wir wollen ihr ihre Ehren nicht streitig machen. Der Staat stellte die strengsten Forderungen in Rücksicht der wissenschaftlichen Ausbildung seiner Beamten; er leistete der Wissenschaft mit einer Munificenz Vorschub, die kaum übertroffen werden kann; jede Pforte der Ehre, selbst die des Reichthums war den Gelehrten aufgethan; die Stille des öffentlichen Lebens begünstigte in ausnehmendem Grade die wissenschaftliche Intuition; die ganze Gewöhnung unseres Nationallebens lenkte gern auf dieses Geleise ein; selbst der politisch erregte und strebende Kern der Nation suchte wenigstens auf diesem Feld Ehrenkränze für das Vaterland zu erringen. Wie hätte nicht nach allem diesen seit 1815 für unsere Wissenschaft eine Periode großartigen Aufschwungs anbrechen sollen?

A b e r   e s   i s t   n i c h t   g u t ,   w e n n   e i n   V o l k ,   d a s   a l l e   B e d i n g u n g e n   e i n e r   u m f a s s e n d e r e n   E n t w i c k l u n g   i n   s i c h   t r ä g t ,   a u f   e i n e   a u s s c h l i e ß l i c h   l i t e r ä r i s c h e   E x i s t e n z   z u r ü c k g e d r ä n g t   w i r d.

Zunächst ist es nicht gut für die Wissenschaft selbst. Denn sie löst sich dann gern ab vom unmittelbaren Leben. Das Leben aber enthält nicht nur in vielen Stücken die Probe für die Wissenschaft, sondern auch ein Correctiv gegen alles bloß leere Theoretisiren. Ferner: soll *die Wissenschaft* in umfassender, fruchtbarer *Weise* auf das Gesammtwohl einer Nation zurückwirken, so muß sie aus a l l e n Sphären derselben Impulse annehmen. Eine organisch formirte, wahrhaft lebendige Nationalexistenz hatten wir aber nicht erlangt, sondern nur einen neuen, vom Volk getrennten Beamtenstaat. So erhielt auch unsere Wissenschaft vorzugsweise nur aus diesem Kreise ihre Antriebe. Wie der Beamtenstand, so schloß sich durchschnittlich auch die Wissenschaft ab von Nation und Volk und deren Interessen. Die dort vorherrschenden Anschauungen theilten sich auch in hohem Grade der Wissenschaft mit, welche zwar stets universalistisch und esoterisch, aber nie vag kosmopolitisch, unnational und vornehm sein soll. Alle edleren Kräfte, welche unten lebendig wurden, fanden unter der nun einmal gegebenen Lage der Dinge Spielraum und Anerkennung nur entweder in der theoretischen Wissenschaft, oder im praktischen Staatsdienst. Alle strömten daher in nie gekanntem Drange diesen Sphären zu, um, indem sie von dort Richtung und Farbe annahmen, zugleich der Stätte ihres Ursprungs entfremdet zu werden.

Neben dieser vornehmen, aristokratischen Haltung, welche unserer Wissenschaft eigen wurde, dürfen wir die positiven Versündigungen nicht verschweigen, welche sie sich gegen die Nation zu Schulden kommen ließ. Die grellen Widersprüche in unserem politischen Leben lagen offen genug zu

Tage. Von dem in der Wissenschaft lebenden Wahrheitssinn hätte man erwarten dürfen, dieselben in ihrer vollen Wirklichkeit anerkannt zu sehen. Schon in dieser Anerkennung hätte eine unwiderstehliche Nöthigung gelegen, endlich auf ihre Beseitigung zu denken. Und wirklich hat es an beredten Zeugen der Wahrheit aus dem Kreise der deutschen Wissenschaft zu keiner Zeit ganz gefehlt. Aber warum zog sich in der Regel gerade die gründlichste Einsicht, die lauterste Gesinnung verstimmt von diesem Gebiete zurück? Gewiß war dies stumme Verhalten weder an sich Recht, noch war es durch den allerdings betrübenden Umstand gefordert, daß freimüthige Stimmen nur sehr vereinzelt und gedämpft laut werden konnten. Noch weniger läßt sich die einreißende Gewohnheit entschuldigen, mit Vorliebe diejenigen Stoffe sich zu erwählen, welche dem Vaterland, der Gegenwart und Wirklichkeit am entferntesten lagen, oder bestochen von der großartigen Förderung, deren die am Principienstreit unbetheiligte Gelehrsamkeit von Seiten der Regierungen sich zu erfreuen hatte, über dem individuellen Behagen das gemeinschädliche Unbehagen, welches durch die klaffenden Widersprüche erzeugt worden war, geflissentlich zu verbergen. Wir dürfen uns nicht verhehlen: dieser selbstvergnügte Indifferentismus, diese von Liebe und Haß *gleich* entfernte Passivität bei allen praktischen Lebensfragen, diese durchschnittliche Furchtsamkeit unseres Gelehrtenstandes, ist für Deutschland ein großes Mißgeschick gewesen. Das Licht, dessen wir uns so gern rühmten, ließ gerade die wundesten, der Heilung bedürftigsten, auf die Länge den ganzen Körper mit gefährlicher Entzündung bedrohenden Stellen ohne Beleuchtung. Die geistige Strebkraft der Nation betheiligte sich an den Interessen aller Welt, nur nicht den heimischen; auch das Sinnen und Denken unserer stolzen Wissenschaft verlief sich in der Sahara eines leeren Kosmopolitismus, und es impfte sich derselbe auch von dieser Seite der Nation von Neuem ein.

Noch schlimmer aber waren freilich die Wirkungen, welche von der Aristokratie des Geistes in den Fällen auf das Ganze ausgiengen, wo sie entweder im unmittelbaren Dienste des Staatsprincips oder der interessirten Egoität nicht umhin konnte, ihr Votum über die, nie ganz zur Ruhe gebrachten großen Fragen abzugeben. Da entwickelten sich im Streben, um jeden Preis in die Widersprüche Harmonie zu bringen, das Unebene glatt, das Schwarze weiß, das Weiße schwarz erscheinen zu lassen, in furchtbarer Progression die Keime einer Sophistik, wie sie im Großen nur unter einem Volke, wie wir, geistig so hoch entwickelt, in einer angemessenen Gestaltung seines öffentlichen Lebens aber hinter den größeren Völkern Europas so weit zurückgeblieben, möglich war. Es wurde dadurch, sowie im Gefolge des bezeichneten ästhetischen Treibens in unsrer neuen Bildung ein Same der Unwahrhaftigkeit ausgestreut, nach und nach auch in das Urtheil des ehrlichen, längst an eine selbstständige Meinung nicht mehr gewöhnten und darum stets an seine Wissenden gewiesenen Volkes eine Unsicherheit gebracht, die klarsten Verhältnisse auf eine Weise verwirrt, daß am Ende in trügerischen Uebeln und Irrgewinden selbst das heller blickende Auge nur mühsam den Ausweg fand, und das schlichte Wahrheitsgefühl sich abstumpfte. Einem großen Theile der Nation, die sich einst durch einen einfachen, stricten Rechtssinn ausgezeichnet hatte, entschwand die Fähigkeit zur naturgemäßen Auffassung der simpelsten, der richtige Tact für Beurtheilung nur einigermaßen verwickelter Verhältnisse. Die Virtuosität spitzfindiger Dialektik und stilistischer Gedankenverhüllung, diplomatischer Redegewandtheit und leerer Phrasenmacherei wuchs zu einer neuen, die geistige und sittliche Gesundheit unserer Nation bedrohenden Macht heran.

[1]) Giehne, Studien und Skizzen aus der Mappe eines Zeitschriftstellers. Karlsruhe, 1844. S. 249: „Durch die ideologische Auffassung des Staats ist selbst in die Oppositionen ein Polizeigedanke gekommen, welcher das für „dunkel“ verschrieene Mittelalter als den unerträglichsten Despotismus von sich gestoßen haben würde. Hier wird verlangt, daß man die Katholiken protestantisch, dort, daß man die Protestanten katholisch zustutze; der Eine kann die Pietisten nicht leiden: „der Staat soll einschreiten;“ dem Andern sind die Homöopathen zuwider: „die Polizei her;“ ein Dritter ist der historischen Schule gram: „die Regierung soll ihr das Handwerk legen;“ ein Vierter kann die Jesuiten, ein Fünfter die Rationalisten nicht ausstehen: „wo bleibt der Büttel, um ihre Argumente zur Thür hinauszuwerfen?“ In keiner Zeit hat man mehr von Freiheit des Geistes gesprochen, und in keiner Zeit haben die Parteien der Freiheit die Freiheit der Parteien schonungsloser mit Füßen getreten; in keiner Zeit hat man herrischer das Recht eines Andern verachtet, während man sein eigenes heilig sprach. Man redet von Freiheit der Völker und verlangt im Grund einen Despotismus der Staatsgewalt, nur mit der Clausel, daß derselbe im Sinne

der eigenen Partei geübt werde. Von diesem Standpunct soll sich sodann Alles zurechtschneiden lassen, und was gern einen eigenen Zuschnitt behalten möchte, im Namen von Licht und Recht der Unterdrückung verfallen sein; was im Staate **wächst**, soll unter der Gartenscheere gehalten und zu einer vorschriftmäßigen Spalierhecke verschnitten, was im Staate **lebt**, in die Montur des herrschenden Systems gesteckt werden.«

S. 221. »Anstatt die Bedingungen der Macht zu studiren und die Freiheit da zu suchen, wo sie ist, nämlich in der möglichsten Einschränkung des Zuvielregierens und in der Gewährung möglichster Selbstthätigkeit für die Genossenschaften gleicher Interessen, ist die Wirksamkeit des Liberalismus im besten Zuge, dem Zuvielregieren noch vollends **recht** in den Sattel zu helfen und noch **vielfacher** zu administriren und **noch** mehr Gesetze anzuhäufen, und **noch** mehr Formen einzuführen und **noch** mehr Staatsdienste nöthig zu machen, welches Alles den armen »Administrirten« nicht nur um so viel mehr Unbequemlichkeiten macht, sondern auch um so viel theurer von ihnen bezahlt werden muß.... Was als unabhängiges Institut und mit eigenem Lebensprincip neben dem Beamtenregimente bestehen will, das ist dem flachen Liberalismus ein Dorn im Auge, weswegen er auch noch das Gebiet der Gewissensfreiheit in eine Amtsdomäne verwandeln und das Kirchenthum in Gestalt einer vorschriftmäßigen Polizeireligion zuschneiden möchte; — was er Freiheit nennt, das ist ein Mangel an organischem Zusammenhang; wo er organisiren soll, da bringt er **neue Stellen** für **Beamte** zuwege.«

---

224. Fortsetzung. — Zur relativen Bildungswissenschaft. — Zur Kritik unserer Bildung.

(*G. Duden*, Europa und Deutschland II. [1835] S. 380—386.)

Als eines der Kennzeichen fehlerhafter Cultur darf man es betrachten, daß die Natur unserer Zustände und besonders die Umwandelung der Geister gerade von denen verkannt werden, welche sollten sehen können. Woher dieses Verkennen?

Es rührt zunächst daher, daß just diejenigen, wovon das Licht erwartet werden muß, zu einer ruhigen ausdauernden Prüfung so wenig fähig oder geneigt sind. Und daran ist wieder Mancherlei Schuld. **Erstlich** ist Schuld, daß ihnen das herandringende Neue feindlich vorkommt. Gelehrte, Priester, Beamte und Fürsten, alle werden von den neuen Regungen mehr oder minder bedroht und belästigt. Und wenn sie auch diese Regungen der germanischen Entwickelung als deren reine Sprößlinge in sich selbst fühlen, so muß sie das stürmische Drängen immerhin in ihren besondern Verhältnissen, in ihren Systemen und Dogmen, in den Rücksichten auf Ehre und Würde, und endlich in den Interessen von Geld und Geldeswerth, zu sehr beunruhigen, als daß ihnen eine klare Auffassung leicht wäre. Vorzüglich unter den Priestern sind die, welche von allgemeiner Verderbniß sprechen, weil sie den Wechsel der religiösen Formen (und sogar die Läuterung der religiösen Vorstellungen) auf Irreligiosität deuten. Unter den Fürsten und Beamten sind die meisten jener, welche in der allgemeinen Unruhe nur Neigungen zum Aufruhr sehen; und unter den Gelehrten die, welche den Sturz ihrer Systeme für den Untergang der Cultur halten.

Dann aber erwäge man **zweitens**, wie sehr diese Hindernisse der besonnenen Prüfung vermehrt werden, wenn die ersten Vorschritte darin dem Prüfenden mit **Vorwürfen** gegen ihn selbst verbunden scheinen. Hatte ich doch schon bei den Reden über die Noth der höheren Stände zu fürchten, daß die Erwähnung ihres **Druckes** auf das niedere Volk als ein **Vorwurf** wirke. Wie wäre darum der Schein von Vorwürfen zu vermeiden, wenn man vor den Priestern über die Gebrechen der Religionen, vor den Gelehrten und Allen, die sich für das, was Cultur heißt, von Standeswegen verantwortlich dünken, über Verwirrungen und Verzerrungen der Gefühle und Begriffe klagt? Eben so werden die Regenten und Beamten geneigt sein, die Klagen über Gesetze und Staatsverwaltung für Vorwürfe zu nehmen. Mithin hält sich Jedermann durch die Wahrheit, welche aufzudecken so sehr wichtig ist, beleidigt, und wird lieber den verkehrtesten Declamationen huldigen als vermeintlichen Kränkungen.

Doch die Hauptschuld steckt (drittens) in noch Anderem.

Ich habe öfter gesagt, daß die Entwickelung der Völker instinctartig geschehe (wie die eines zum Jüngling und Manne heranreifenden Knaben), insofern nämlich als die neuen Richtungen und Interessen erst entstehen müßten, bevor sie Gegenstände des Nachdenkens (der Reflexion) werden könnten (wie auch die Sprachen eher durch unmittelbare Impulse geschaffen würden, als die Reflexion sie grammatisch bearbeitet). Das heißt mit andern Worten: der Boden, woraus die Richtungen und Interessen der Völker ursprünglich hervorgehen, ist nicht der des beschaulichen (speculativen, reflectirenden) Lebens, sondern der des praktischen. Wer sie also fühlen will, der muß diesem praktischen Getriebe selbst angehören. Durch das bloße Fühlen ohne Nachdenken gelangt zwar Niemand zur Klarheit. Allein, da es noch thörichter ist, über Richtungen und Interessen, die man nie empfunden hat, von Reflexionen und Deductionen Aufschluß zu erwarten, so stellt sich der Hoffnung auf Abhülfe unserer Noth von der helleren Einsicht, d. h. von unsern Culturträgern, kein größeres Hinderniß entgegen, als die schon im 26. Auszuge besprochene Scheidung des Denkens und des Handelns. [In diesem Buche S. 304.] Der Einwurf, daß diese Scheidung der Entwickelung genutzt habe, widerlegt die Wahrheit nicht, daß sie mit einer hohen Entwickelung unvereinbar ist, und daß, wie eigenthümlich sie auch den Mittelstufen sei, nur Finsterniß und Irrthum sie für etwas an sich Gutes halten könne, was immer fortbestehen müsse. Die Schulen mögen zeigen, daß die Scheidung durch eine überirdische Fügung der Dinge ohne menschlichen Plan entstanden ist. Aber der Beweis, daß sie zu der höchsten Cultur gehöre, ist ein trauriger Beweis, wie weit sie selbst von der höchsten Cultur entfernt sind. In der natürlichen Ungleichheit der Menschen liegt es zwar, daß es immer und ewig Individuen geben wird, die ein fast instinctartiges Leben führen, die selbst nicht nachdenken, und wenn sie des Nachdenkens bedürfen, ihre Zuflucht zu den Nebenmenschen nehmen. Andererseits werden auch schon die Gebrechen des Leibes Manchen von dem praktischen Getriebe ablenken und dem denkenden Leben zukehren. Allein durch eine geregelte Erziehung, ohne Rücksicht auf die Anlagen der Individuen, ganze Völker in denkende unpraktische und in nicht denkende praktische Classen zu zwängen, das ist ein Verfahren, welches vor dem Maßstabe der Gottheit, wovor sich jegliche Widersprüche lösen, gerechtfertigt werden mag, aber vor der Kritik wahrhaft cultivirter Menschen nur Entschuldigung findet, wo die Natur selbst Classen geschaffen und einige als zum Nachdenken unfähig gestempelt zu haben scheint. Dennoch geschieht es überall; und die Ansichten, welche unser irdisches Dasein als eine bloße Berufssache behandeln, der man sich ohne Nachtheil für den innern Werth widmen oder nicht widmen könne, befördern hier ein praktisches Getriebe, das vom Denken fast so fern ist als das Getriebe der Biber, der Bienen und Ameisen, und dort ein reflectirendes, das in seiner Isolirung vom praktischen für dessen Leitung kaum tauglicher ist, als das Brüten der Mönche. Noch immer spricht man von einer gelehrten Erziehung, von einer kaufmännischen Erziehung, von einer militärischen, von einer technischen u. s. w. Und wenn die Gelehrten spotten, daß sich ihnen unter dem Namen von Akademien nackte Anweisungen zum Erwerbe zur Seite ordnen, so ist ihnen mit vollem Rechte zu entgegnen, daß ihre Anweisungen zu sog. höheren Dingen für nichts schlechter taugen, als für das Leben auf dieser Erde. Von der Lehre, daß das Denken nicht minder zum Leben gehöre als das Essen und Trinken, wissen auch die Gelehrten nichts. Sie treiben ihre Gelehrsamkeit so gut als einen Beruf, wie der Kaufmann seinen Handel; und wer etwa eine Ausnahme macht, und nicht studiert, um irgend ein Amt zu führen, der geräth in den Verdacht noch unpraktischer zu sein als die Gelehrten selbst.

Indeß, ich gestehe es, alles dieses entfernt sich zu wenig von allgemeinen Klagen; und nur die klare Darstellung, wie sich die bejammerte Scheidung zur Enthüllung unserer Bedrängniß und ihrer Heilung verhalte, kann mich vor Tadel schützen. Man höre also weiter.

Je weniger die praktische Volksclasse selbst denkt, desto mehr bedarf sie der Hülfe der Denkenden. Nun aber sind die Denkenden von dem praktischen Getriebe so geschieden, daß von Allem, was darin Neues vorgeht, sie gerade zuletzt Kunde erlangen. In dem praktischen Getriebe entstehen, wie gesagt, die neuen Richtungen und Interessen (weil die Entwickelung praktisch weiterschreitet). Bevor sie zum deutlichen Bewußtsein gedeihen, sind die davon belebten Menschen getriebene, ohne zu wissen wodurch, und bedürfen der Leitung. Allein wie die denkende Classe zu dieser Leitung taugt, beweiset sich am schlagendsten damit, daß sie just aus der Unfähigkeit der Masse,

sich selbst Rechenschaft zu geben und anzuzeigen, was sie wolle, den Schluß zieht, ihre Regungen seien nur Regungen der veränderlichen Laune, d. h. eigentlich ein Nichts, was keine Beachtung verdiene. Man weiß, daß auch die religiösen Bewegungen der vorigen Jahrhunderte von den praktischen Classen ausgiengen, und daß die im Reflexionsleben befangenen nachfolgten, und zwar meist aus ganz andern Motiven als den Impulsen der Menge. In der niedern Entwickelung haben überhaupt die Reflexionen mehr den Charakter der furchtsamen Schlauheit und wirken der unmittelbaren Sprache der Natur zu vielfach entgegen. Wir sind darüber noch nicht hinaus; und die Erscheinung, daß die Regierungen die Bedürfnisse und Forderungen der Völker so schwer begreifen, findet seine vollständige Erklärung in der Scheidung des Theoretischen und Praktischen, worin sich die neueren Völker zerquälen. Die Regenten und Beamten können einmal der Theorien nicht entbehren; und um zur Kenntniß der Theorien zu gelangen, gab es bisher keinen andern Weg als den allgemeinen der Gelehrten, der von dem praktischen Getriebe zu sehr isolirt. Daher rührt es, daß eine besondere Auszeichnung der Beamten durch Gelehrsamkeit sie gewöhnlich der Isolirung der Gelehrten von den Forderungen des bewegten Lebens nähert; wogegen diejenigen Beamten, welche sich mehr an das Leben halten, selten zu tiefern Reflexionen reichen als die übrigen Glieder der thätigen Welt. Die eifrigsten Gelehrten vergraben sich am meisten in Theorien und Systeme. Und sind diese Theorien und Systeme dann den neuen Regungen der Menschheit fremd, so wird ein Redner über die letzteren eher bei den Samojeden Gehör finden als bei den Gelehrten. Wenn aber auch die Gelehrten und Beamten nach und nach von dem berührt werden, was mit den nebeligen Worten „Geist der Zeit“ angedeutet zu werden pflegt, so geschieht es doch so spät, daß sie, in ihrem Berufe, das öffentliche und Familienleben durch die Producte ihrer Reflexionen zu leiten, für und für mit Theorien auftreten, die, wie gut sie für frühere Entwickelungsperioden passen mögen, die Forderungen der neuesten schlecht beachten. Je mehr sich der Mensch durch Theorien von dem praktischen Getriebe isolirt, desto weniger wird die Zeit auf ihn wirken. Die Zeit geht dann vorwärts und der Theoretiker bleibt stehen. Darin liegt der Grund, daß unsere Jugend, die nicht so schnell in isolirende Theorien verstrickt werden kann, ihre Erzieher und Lehrer (obschon nicht an Gelehrsamkeit doch) an Brauchbarkeit für die Welt überholt; freilich um bald selbst wieder von der jüngern Generation überholt zu werden. **Und zugleich erklärt sich damit, warum der schon im 44. Auszuge beklagten Erscheinung, daß in allen Angelegenheiten, welche die cultivirte Verwelt lediglich der Berathung der Alten vorbehielt, unter den Neueren die Jüngeren das große Wort haben, auch von denjenigen Alten nicht widerstanden wird, die ihr Nachdenken keineswegs auf die Jugendjahre beschränkten.** Ich wiederhole die Bitte, das Alter, welches Römer und Griechen zur Verwaltung der Staatsämter forderten, mit dem zu vergleichen, was unsere Institute, in Europa wie in Amerika, dafür fordern. Sahen wir doch jüngst in Frankreich die Deputirtenkammer sich mit den Zöglingen der Schulen in eine Art berathender Verbindung setzen. Wo ist ein ähnliches Beispiel in der römischen oder griechischen Geschichte? So lange die Ursachen fortdauern, müssen es auch die Wirkungen, und wo die Alten für das was Noth thut unbrauchbar sind, da darf man den Jüngern nicht zürnen, daß sie ihnen vorgreifen.

Wie ungünstig aber schon der generelle Anblick unserer schroffen Scheidung des Denkens vom Handeln ist, die nähere Betrachtung zeigt noch Schlimmeres. Wäre es auch wahr, daß die Gelehrten nur vom Praktischen isolirt seien, um desto ruhiger den Theorien nachzuspüren, und nicht um des Unterhaltes wegen so viele Zeit dem sich ewig wiederholenden Unterrichte zu widmen, so würde es immerhin nicht minder wahr bleiben, daß ein so einseitiges Leben, und wenn es Jahrhunderte währte, von den höchsten Interessen gerade am wenigsten erwärmt werden könne; wie trefflich es ihm übrigens gelingen möge, Steine, Pflanzen und Insecten zu ordnen, chinesische und indische Wörterbücher zu machen, das Schreibzeug der alten Römer auszumitteln, oder sich in das Hirn eines Kirchenvaters oder eines juristischen Glossators hineinzudenken. Doch es gehört nicht zu meinem Zwecke, alle Verzerrungen und Verirrungen der neueren Gelehrsamkeit zu mustern. Es gilt nur darum, zu beweisen, wie wenig von ihr für die Verbesserung unseres Zustandes zu hoffen sei.

VII. Seligkeitswissenschaft.

ιur Geschichte und Kritik der Seligkeitswissenschaft *). — Der principiellen. — Kant's Kritik des ontologischen Beweises.

(*J. Kant*, Kritik der reinen Vernunft, 1781.)

sind nun drei Beweisarten vom Dasein speculativer Vernunft möglich.
/ege, die man in dieser Absicht einnag, fangen entweder von der bestimmung und der dadurch erkannten besonchaffenheit unserer Sinnenwelt an, und n ihr nach Gesetzen der Causalität bis en Ursache außer der Welt hinauf; oder ıur unbestimmte Erfahrung, d. i. irgend empirisch zum Grunde; oder sie abndlich von aller Erfahrung und schließen *priori* aus bloßen Begriffen auf das Dahöchsten Ursache. Der erste Beweis y s i k o t h e o l o g i s c h e, der zweite der g i s c h e, der dritte der o n t o l o g i s c h e fehr gibt es ihrer nicht und mehr kann icht geben.
rde darthun, daß die Vernunft auf dem ;e (dem empirischen) so wenig, als auf 'n (dem transcendentalen) etwas ausıd daß sie vergeblich ihre Flügel ausn über die Sinnenwelt durch die bloße Speculation hinaus zu kommen. Was)rdnung betrifft, in welcher diese Beder Prüfung vorgelegt werden müssen, e gerade die umgekehrte von derjenigen he die sich nach und nach erweiternde ıimmt, und in der wir sie auch zuerst ıben. Denn es wird sich zeigen, daß, ːrfahrung den ersten Anlaß dazu gibt, loß der t r a n s c e n d e n t a l e B e g r i f f nft in dieser ihrer Bestrebung leite und olchen Versuchen das Ziel ausstecke, ːh vorgesetzt hat. Ich werde also von der Prüfung des transcendentalen Beweises anfangen und nachher sehen, was der Zusatz des Empirischen zur Vergrößerung seiner Beweiskraft thun könne.

Man sieht aus dem Bisherigen leicht, daß der Begriff eines absolut nothwendigen Wesens ein reiner Vernunftbegriff, d. i. eine bloße Idee sei, deren objective Realität dadurch, daß die Vernunft ihrer bedarf, noch lange nicht bewiesen ist, welche auch nur auf eine gewisse, obzwar unerreichbare Vollständigkeit Anweisung gibt, und eigentlich mehr dazu dient, den Verstand zu begrenzen, als ihn auf neue Gegenstände zu erweitern. Es findet sich hier nun das Befremdliche und Widersinnische, daß der Schluß von einem gegebenen Dasein überhaupt auf irgend ein schlechthin nothwendiges Dasein dringend und richtig zu sein scheint, und wir gleichwohl alle Bedingungen des Verstandes, sich einen Begriff von einer solchen Nothwendigkeit zu machen, gänzlich wider uns haben.

Man hat zu aller Zeit von dem a b s o l u t n o t h w e n d i g e n Wesen geredet und sich nicht sowohl Mühe gegeben, zu verstehen, ob und wie man sich ein Ding von dieser Art auch nur denken könne, als vielmehr dessen Dasein zu beweisen. Nun ist zwar eine Namenerklärung von diesem Begriffe ganz leicht, daß es nämlich so etwas sei, dessen Nichtsein unmöglich ist; aber man wird hiedurch um nichts klüger in Ansehung der Bedingungen, die es unmöglich machen, das Nichtsein eines Dinges als schlechterdings undenklich anzusehen, und die eigentlich dasjenige sind, was man wissen will, nämlich, ob wir uns durch diesen Begriff überall etwas denken oder nicht. Denn alle Bedingungen, die der Verstand jederzeit bedarf, um etwas als nothwendig anzusehen, vermittelst des Worts: u n b e d i n g t, wegwerfen, macht mir noch lange nicht verständlich, ob ich

*) ·utet, was man, indem der Name von ede des Verhältnisses genommen wird, heißt, und Religionswissenschaft, wenn ıs Mittel sieht. Der hier gewählte Name wecke hergenommen.

alsdann durch einen Begriff eines Unbedingt-Nothwendigen noch etwas oder vielleicht gar nichts denke.

Noch mehr: diesen auf das bloße Gerathewohl gewagten und endlich ganz geläufig gewordenen Begriff hat man noch dazu durch eine Menge Beispiele zu erklären geglaubt, so daß alle weitere Nachfrage wegen seiner Verständlichkeit ganz unnöthig geschienen. Ein jeder Satz der Geometrie, z. B. daß ein Triangel drei Winkel habe, ist schlechthin nothwendig, und so redete man von einem Gegenstande, der ganz außerhalb der Sphäre unseres Verstandes liegt, als ob man ganz wohl verstände, was man mit dem Begriffe von ihm sagen wolle.

Alle vorgegebene Beispiele sind ohne Ausnahme nur von *Urtheilen*, aber nicht von *Dingen* und deren Dasein hergenommen. Die unbedingte Nothwendigkeit der Urtheile aber ist nicht eine absolute Nothwendigkeit der Sachen. Denn die absolute Nothwendigkeit des Urtheils ist nur eine bedingte Nothwendigkeit der Sache, oder des Prädicats im Urtheile. Der vorige Satz sagte nicht, daß drei Winkel schlechterdings nothwendig seien, sondern: unter der Bedingung, daß ein Triangel da ist (gegeben ist), sind auch drei Winkel (in ihm) nothwendiger Weise da. Gleichwohl hat diese logische Nothwendigkeit eine so große Macht ihrer Illusion bewiesen, daß, indem man sich einen Begriff *a priori* von einem Dinge gemacht hatte, der so gestellt war, daß man seiner Meinung nach das Dasein mit in seinem Umfang begriff, man daraus glaubte sicher schließen zu können, daß, weil dem Object dieses Begriffs das Dasein nothwendig zukommt, d. i. unter der Bedingung, daß ich dieses Ding als gegeben (existirend) setze, auch sein Dasein nothwendig (nach der Regel der Identität) gesetzt werde und dieses Wesen daher selbst schlechterdings nothwendig sei, weil sein Dasein in einem nach Belieben angenommenen Begriffe und unter der Bedingung, daß ich den Gegenstand desselben setze, mit gedacht wird.

Wenn ich das Prädicat in einem identischen Urtheile aufhebe und behalte das Subject, so entspringt ein Widerspruch, und daher sage ich: jenes kommt diesem nothwendiger Weise zu. Hebe ich aber das Subject zusammt dem Prädicat auf, so entspringt kein Widerspruch; denn es ist nichts mehr, welchem widersprochen werden könnte. Einen Triangel setzen und doch die drei Winkel desselben aufheben, ist widersprechend; aber den Triangel sammt seinen drei Winkeln aufheben, ist kein Widerspruch. Gerade eben so ist es mit dem Begriff eines absolut nothwendigen Wesens bewandt. Wenn ihr das Dasein desselben aufhebt, so hebt ihr das Ding selbst mit allen seinen Prädicaten auf; wo soll alsdann der Widerspruch herkommen? Aeußerlich ist nichts, dem widersprochen würde, denn das Ding soll nicht äußerlich nothwendig sein; innerlich auch nichts, denn ihr habt durch Aufhebung des Dinges selbst alles Innere zugleich aufgehoben. Gott ist allmächtig; das ist ein nothwendiges Urtheil. Die Allmacht kann nicht aufgehoben werden, wenn ihr eine Gottheit, d. i. ein unendliches Wesen setzt, mit dessen Begriff jener identisch ist. Wenn ihr aber sagt: *Gott ist nicht*, so ist weder die Allmacht, noch irgend ein anderes seiner Prädicate gegeben; denn sie sind alle zusammt dem Subjecte aufgehoben, und es zeigt sich in diesem Gedanken nicht der mindeste Widerspruch.

Ihr habt also gesehen, daß, wenn ich das Prädicat eines Urtheils zusammt dem Subjecte aufhebe, niemals ein innerer Widerspruch entspringen könne, das Prädicat mag auch sein, welches es wolle. Nun bleibt euch keine *Ausflucht* übrig, als, ihr müßt sagen: es gibt *Subjecte, die* gar nicht aufgehoben werden können, die also bleiben müssen. Das würde aber eben so viel sagen, als: es gibt schlechterdings nothwendige Subjecte; eine Voraussetzung, an deren Richtigkeit ich eben gezweifelt habe und deren Möglichkeit ihr mir zeigen wolltet. Denn ich kann mir nicht den geringsten Begriff von einem Dinge machen, welches, wenn es mit allen seinen Prädicaten aufgehoben würde, einen Widerspruch zurück ließe, und ohne den Widerspruch habe ich durch bloße reine Begriffe *a priori* kein Merkmal der Unmöglichkeit.

Wider alle diese allgemeine Schlüsse, (deren sich kein Mensch weigern kann), fordert ihr mich durch einen Fall auf, den ihr als einen Beweis durch die That aufstellet: daß es doch einen und zwar nur diesen Einen Begriff gebe, da das Nichtsein oder das Aufheben seines Gegenstandes in sich selbst widersprechend sei, und dieses ist der Begriff des allerrealsten Wesens. Es hat, sagt ihr, alle Realität, und ihr seid berechtigt, ein solches Wesen als möglich anzunehmen, (welches ich vorjetzt einwillige, obgleich der sich nicht widersprechende Begriff noch lange nicht die Möglichkeit des Gegenstandes beweiset [1]). Nun ist unter aller Realität auch das Dasein mit begriffen: also liegt das Dasein in dem Begriff von einem Möglichen. Wird dieses Ding nun aufgehoben, so wird die innere Möglichkeit des Dinges aufgehoben, welches widersprechend ist.

Ich antworte: Ihr habt schon einen Widerspruch begangen, wenn ihr in den Begriff eines Dinges, welches ihr lediglich seiner Möglichkeit nach denken wolltet, es sei unter welchem versteckten Namen, schon den Begriff seiner Existenz hinein brachtet. Räumt man euch dieses ein, so habt ihr dem Scheine nach gewonnen Spiel, in der That aber nichts gesagt; denn ihr habt eine bloße Tautologie begangen. Ich frage euch, ist der Satz: dieses oder jenes Ding (welches ich euch als möglich einräume, es mag sein, welches es wolle) existirt, ist, sage ich, dieser Satz ein analytischer oder synthetischer Satz? Wenn er das Erstere ist, so thut ihr durch das Dasein des Dinges zu euerem Gedanken von dem Dinge nichts hinzu, aber alsdann müßte entweder der Gedanke, der in euch ist, das Ding selber sein, oder ihr habt ein Dasein als zur Möglichkeit gehörig vorausgesetzt, und alsdann das Dasein dem Vorgeben nach aus der inneren Möglichkeit geschlossen, welches nichts, als eine elende Tautologie ist. Das Wort: Realität, welches im Begriffe des Dinges anders klingt, als Existenz im Begriffe des Prädicats, macht es nicht aus. Denn wenn ihr auch alles Setzen (unbestimmt was ihr setzt) Realität nennt, so habt ihr das Ding schon mit allen seinen Prädicaten im Begriffe des Subjects *gesetzt* und als wirklich angenommen und im Prä*dicate* wiederholt ihr es nur. Gesteht ihr dagegen, wie es billigermaßen jeder Vernünftige gestehen muß, daß ein jeder Existentialsatz synthetisch sei, wie wollet ihr denn behaupten, daß das Prädicat der Existenz sich ohne Widerspruch nicht aufheben lasse? da dieser Vorzug nur den analytischen, als deren Charakter eben darauf beruht, eigenthümlich zukommt.

Ich würde zwar hoffen, diese grüblerische Argumentation, ohne allen Umschweif, durch eine genaue Bestimmung des Begriffs der Existenz zu Nichte zu machen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß die Illusion, in Verwechselung eines logischen Prädicats mit einem realen (d. i. der Bestimmung eines Dings), beinahe alle Belehrung ausschlage. Zum logischen Prädicate kann alles dienen, was man will, sogar das Subject kann von sich selbst prädicirt werden; denn die Logik abstrahirt von allem Inhalte. Aber die Bestimmung ist ein Prädicat, welches über den Begriff des Subjects hinzukommt und ihn vergrößert. Sie muß also nicht in ihm schon enthalten sein.

Sein ist offenbar kein reales Prädicat, d. i. ein Begriff von irgend etwas, was zu dem Begriffe eines Dinges hinzukommen könnte. Es ist bloß die Position eines Dinges oder gewisser Bestimmungen an sich selbst. Im logischen Gebrauche ist es lediglich die Copula eines Urtheils. Der Satz: Gott ist allmächtig, enthält zwei Begriffe, die ihre Objecte haben: Gott und Allmacht; das Wörtchen: ist, ist nicht noch ein Prädicat oben ein, sondern nur das, was das Prädicat beziehungsweise aufs Subject setzt. Nehme ich nun das Subject (Gott) mit allen seinen Prädicaten (worunter auch die Allmacht gehört) zusammen und sage: Gott ist, oder: es ist ein Gott, so setze ich kein neues Prädicat zum Begriffe von Gott, sondern nur das Subject an sich selbst mit allen seinen Prädicaten, und zwar den Gegenstand in Beziehung auf meinen Begriff. Beide müssen genau einerlei enthalten und es kann daher zu dem Begriffe, der bloß die Möglichkeit ausdrückt, darum, daß ich dessen Gegenstand als schlechthin gegeben (durch den Ausdruck: er ist) denke, nichts weiter hinzukommen. Und so enthält das Wirkliche nichts mehr, als das bloß Mögliche. Hundert wirkliche Thaler enthalten nicht das Mindeste mehr, als hundert mögliche. Denn da diese den Begriff, jene aber den Gegenstand und dessen Position an sich selbst bedeuten, so würde, im Fall dieser mehr enthielte, als jener, mein Begriff nicht den ganzen Gegenstand ausdrücken und also auch nicht der angemessene Begriff von ihm sein. Aber in meinem Vermögenszustande ist mehr bei hundert wirklichen Thalern, als bei dem bloßen Begriffe derselben (d. i. ihrer Möglichkeit). Denn der Gegenstand ist bei der Wirklichkeit nicht bloß in meinem Begriffe analytisch enthalten, sondern kommt zu meinem Begriffe (der eine Bestimmung meines Zustandes ist) synthetisch hinzu, ohne daß durch dieses Sein außerhalb meinem Begriffe diese gedachte hundert Thaler selbst im Mindesten vermehrt werden.

Wenn ich also ein Ding, durch welche und wie viel Prädicate ich will (selbst in der durchgängigen Bestimmung) denke, so kommt dadurch, daß ich noch hinzusetze: dieses Ding ist, nicht das Mindeste zu dem Dinge hinzu. Denn sonst würde nicht eben dasselbe, sondern mehr existiren, als ich im Begriffe gedacht hatte, und ich könnte nicht sagen, daß gerade der Gegenstand meines Begriffs existire. Denke ich mir auch sogar in einem Dinge alle Realität außer einer, so kommt dadurch, daß ich sage: ein solches mangelhaftes Ding existirt, die fehlende Realität nicht hinzu, sondern es existirt gerade mit demselben Mangel behaftet, als ich es gedacht habe, sonst würde etwas Anderes, als ich dachte, existiren. Denke ich mir nun ein Wesen als die höchste Realität

(ohne Mangel), so bleibt noch immer die Frage: ob es existire oder nicht? Denn obgleich an meinem Begriffe von dem möglichen realen Inhalte eines Dinges überhaupt nichts fehlt, so fehlt doch noch etwas an dem Verhältnisse zu meinem ganzen Zustande des Denkens, nämlich daß die Erkenntniß jenes Objects auch *a posteriori* möglich sei. Und hier zeigt sich auch die Ursache der hiebei obwaltenden Schwierigkeit. Wäre von einem Gegenstande der Sinne die Rede, so würde ich die Existenz des Dinges mit dem bloßen Begriffe des Dinges nicht verwechseln können. Denn durch den Begriff wird der Gegenstand nur mit den allgemeinen Bedingungen einer möglichen empirischen Erkenntniß überhaupt als einstimmig, durch die Existenz aber als in dem Context der gesammten Erfahrung enthalten gedacht; da denn durch die Verknüpfung mit dem Inhalte der gesammten Erfahrung der Begriff vom Gegenstande nicht im Mindesten vermehrt wird, unser Denken aber durch denselben eine mögliche Wahrnehmung mehr bekommt. Wollen wir dagegen die Existenz durch die reine Kategorie allein denken, so ist kein Wunder, daß wir kein Merkmal angeben können, sie von der bloßen Möglichkeit zu unterscheiden.

Unser Begriff von einem Gegenstande mag also enthalten, was und wie viel er wolle, so müssen wir doch aus ihm herausgehen, um diesem die Existenz zu ertheilen. Bei Gegenständen der Sinne geschieht dieses durch den Zusammenhang mit irgend einer meiner Wahrnehmungen nach empirischen Gesetzen; aber für Objecte des reinen Denkens ist ganz und gar kein Mittel, ihr Dasein zu erkennen, weil es gänzlich *a priori* erkannt werden müßte, unser Bewußtsein aller Existenz aber (es sei durch Wahrnehmung unmittelbar, oder durch Schlüsse, die etwas mit der Wahrnehmung verknüpfen) gehört ganz und gar zur Einheit der Erfahrung, und eine Existenz außer diesem Felde kann zwar nicht schlechterdings für unmöglich erklärt werden, sie ist aber eine Voraussetzung, die wir durch nichts rechtfertigen können.

Der Begriff eines höchsten Wesens ist eine in mancher Absicht sehr nützliche Idee; sie ist aber eben darum, weil sie bloß Idee ist, ganz unfähig, um vermittelst ihrer allein unsere Erkenntniß in Ansehung dessen, was existirt, zu erweitern. Sie vermag nicht einmal so viel, daß sie uns in Ansehung der Möglichkeit eines Mehreren belehrte. Das analytische Merkmal der Möglichkeit, das darin besteht, daß bloße Positionen (Realitäten) keinen Widerspruch erzeugen, kann ihm zwar nicht bestritten werden; da aber die Verknüpfung aller realen Eigenschaften in einem Dinge eine Synthesis ist, über deren Möglichkeit wir *a priori* nicht urtheilen können, weil uns die Realitäten specifisch nicht gegeben sind, und wenn dieses auch geschähe, überall gar kein Urtheil darin Statt findet, weil das Merkmal der Möglichkeit synthetischer Erkenntnisse immer nur in der Erfahrung gesucht werden muß, zu welcher aber der Gegenstand einer Idee nicht gehören kann; so hat der berühmte Leibnitz bei Weitem das nicht geleistet, wessen er sich schmeichelte, nämlich eines so erhabenen idealischen Wesens Möglichkeit *a priori* einsehen zu wollen.

Es ist also an dem so berühmten ontologischen (cartesianischen) Beweise vom Dasein eines höchsten Wesens aus Begriffen alle Mühe und Arbeit verloren, und ein Mensch möchte wohl eben so wenig aus bloßen Ideen an Einsichten reicher werden, als ein Kaufmann an Vermögen, wenn er, um seinen Zustand zu verbessern, seinem Cassenbestande einige Nullen anhängen wollte *).

[1]) Der Begriff ist allemal möglich, wenn er sich nicht widerspricht. Das ist das logische Merkmal der Möglichkeit und dadurch wird sein Gegenstand vom *nihil negativum* unterschieden. Allein er kann nichts destoweniger ein leerer Begriff sein, wenn die objective Realität der Synthesis, dadurch der Begriff erzeugt wird, nicht besonders dargethan wird; welches aber jederzeit, wie oben gezeigt worden, auf Principien möglicher Erfahrung und nicht auf dem Grundsatze der Analysis (dem Satze des Widerspruchs) beruht. Das ist eine Warnung, von der Möglichkeit der Begriffe (logische) nicht sofort auf die Möglichkeit der Dinge (reale) zu schließen.

*) Kant nennt den ontologischen Beweis den cartesianischen, derselbe ist aber schon von Anselm von Canterbury reiner und einfacher dargelegt worden, weswegen wir seine eigenen Worte (*Proslogium cap.* 2) zur Vergleichung hieher setzen: *Et certe id, quo majus cogitari nequit, non potest esse in intellectu solo. Si enim vel in solo intellectu est, potest cogitari esse in re, quod majus est. Si ergo id, quo majus cogitari non potest, est in solo intellectu, id ipsum, quo majus cogitari non potest, est, quo majus cogitari potest; sed certe hoc esse non potest. Existit ergo procul dubio aliquid, quo majus cogitari non valet, et in intellectu et in re.* — Da es gar seltsame Leser gibt, von denen Manche sogar Bücher recensiren, so sei die Bemerkung gestattet, daß Kant's Widerlegung der überlieferten Beweise für das Dasein Gottes keine Widerlegung des Glaubens an Gott sein soll. M.

226. Fortsetzung. — Zur Kritik des Pantheismus.

(*M. W. Drobisch*, Grundlehren der Religionsphilosophie [1840] S. 230—249).

ist allerdings ein falscher, willkürlich er-
›r, unhistorischer Begriff vom Pantheismus,
len Hegel [1]) sich mit Recht erklärt, wenn
runter die Vergötterung der Gesammtheit
nzelnen Naturdinge, der edelsten wie der
ıten, verstanden wissen will, welche letz-
er Pantheismus vielmehr von dem Antheil
Gottheit auszuschließen jederzeit bemüht
ı ist. Das Grundmerkmal des Pantheismus
Immanenz aller Dinge in Gott, die ent-
wie im Pantheismus im engern Sinne,
ewige, oder, wie in den Systemen der
ıtion und Evolution, als eine ur-
gliche gedacht wird. Daß beiderlei Sy-
ıich mit allen Hauptgegensätzen der Spe-
in Verbindung zu bringen gewußt haben,
ınnt genug. Die Evolutionslehre des grie-
ı Hylozoismus von den Joniern bis zu den
ı und die Erneuerung derselben durch
ragen durchweg den Stempel des Mate-
ıus an sich; die orientalischen Systeme
anation dagegen sind ganz spirituali-
. Der Spinozismus und die Identitätslehre
elling'schen Naturphilosophie sind reali-
e, der umgekehrte Spinozismus der Wis-
ftslehre Fichte's dagegen, so wie Hegel's
om Absoluten, sind idealistische Sy-
es Pantheismus. Nach Ritter ist die Evo-
hre, als eine Lehre von der Welt ohne
theistischer Kosmismus, der eigent-
ıntheismus aber, als die Lehre von der
nz, d. h. von einem Gott ohne Welt, ohne
ıg, akosmischer Theismus zu nen-
r Pantheismus im weitern Sinne kann also
wohl atheistisch als theistisch sein.
letzte halbe Jahrhundert eine große Vor-
r den Pantheismus gezeigt, und seinen
›danken nicht nur in den mannigfaltigsten
philosophisch durchgearbeitet, sondern
der schönen Litteratur und unter einem
Theile der Naturforscher sich Eingang zu
fen und so populär zu machen gewußt
ıß er in den Reihen seiner Vertheidiger
·ehrer mindestens ebenso viele geistreiche
ählte wie unter seinen Gegnern, ist nicht
ennen. Aber unverkennbar ist es auch,
Fortbildung desselben sich dem Theismus
ıt anzunähern, ja sich mit ihm zu identi-
·estrebt hat und noch strebt. Hegel nimmt
n Spinozismus gegen Jacobi's Vorwurf des
Atheismus, oder, nach der gelinderen Bezeichnung, des Kosmotheismus in Schutz, indem er Spinoza's Lehre Akosmismus genannt wissen will, gibt es jedoch als einen Mangel des Systems zu, daß in ihm Gott nur als die unendliche Substanz mit den Attributen des Denkens und der Ausdehnung gesetzt, nicht aber auch als Subject und als Geist bestimmt werde, was nun Hegel zu thun übrig bleibe. Gerade diese fehlende Bestimmung der geistigen Persönlichkeit rechtfertigt aber den Vorwurf Jacobi's: denn mit dieser Einen und unendlichen Substanz, ihren Attributen und deren Modificationen ist in der That nicht Gott, sondern nur der Begriff der sinnlich-geistigen Welt gewonnen, deren Gleichsetzung mit Gott gar wohl Kosmotheismus genannt zu werden verdient, da offenbar die endlichen Dinge und Wesen — bloße Modificationen der Attribute der göttlichen Substanz — weder ihrem Sein nach selbständig, noch qualitativ, sondern bloß quantitativ von Gott verschieden sind, indem ihnen, gleich Gott selbst, Denken und Ausdehnung zukommt. Der Spinozismus verweltlicht also Gott. Dies erkennend schuf Schelling einen intellectuellen Pantheismus, in dem die Sinnenwelt die Geltung einer bloßen Erscheinungswelt behält, der eine intelligible als wahrhaft reale gegenüber gestellt wird, daher hier eine Herabziehung Gottes in die Sinnenwelt zwar keinesfalls stattfindet, wohl aber der Begriff der intelligiblen Welt mit dem Gottes zusammenfällt. Endlich erhob sich Schelling (in seiner Abhandlung über die Freiheit des menschlichen Willens) zu einem auf Naturalismus gegründeten Theismus, von dem er jedoch zugibt, dass er wegen des Verschwindens aller Gegensätze in Bezug auf das Absolute Pantheismus genannt werden könne, dessen Charakter er unsers Erachtens auch dadurch an sich trägt, daß er sich mit einer Genesis Gottes aus dem Ungrunde befaßt, und die sogenannte Freiheit, mit der sich Gott aus dem Ungrunde evolviren soll, doch nur unbewußte Nothwendigkeit ist. Die neuesten über Hegel und Schelling hinausstrebenden philosophischen Versuche sind ausdrücklich der Bemühung gewidmet, durch Hegel'sche Methode einen dem neuschelling'schen ähnlichen Theismus zu gewinnen.

Sind nun diese Verfeinerungen und Approximationen des Pantheismus zum Theismus insofern für den letztern eine bemerkenswerthe Erscheinung, als derselbe hierin eine indirecte Anerken-

nung seiner Wahrheit finden kann, so tragen doch alle jene Bestrebungen noch immer einen dem Wesen des moralischen Theismus so entgegengesetzten gemeinschaftlichen Grundcharakter, daß sie nie aufhören, pantheistisch zu sein, und daher jener die verfeinertsten unter ihnen in allem Wesentlichen ihm als nicht merklich näher stehend betrachten kann als die gröberen Formen.

Erwägen wir zuerst den Grundcharakter alles Pantheismus in theoretischer Beziehung, so steht dem Monismus des ἓν καὶ πᾶν der Pluralismus der Monadologie schroff entgegen. Wie Leibnitz sagte: »Wären keine Monaden, so hätte Spinoza Recht«; so kann Herbart, und zwar mit mehr Grund, sagen: „Gäbe es keine realen Wesen, so hätten Schelling und Hegel Recht". Wir sagen „mit mehr Grund", denn Herbart hat geleistet, was Leibnitz unterließ, er hat das Dasein seiner realen Wesen bewiesen, speculativ begründet. Man hat sich hier nun zu vergegenwärtigen, worauf die Annahme unbestimmt vieler realer Wesen, die bald als Substanzen, bald als Ursachen in den Erfahrungskreis treten, in Herbart's Metaphysik beruht; was hier verhindert, es bei einer einzigen unendlichen Substanz bewenden zu lassen. Sein ist die absolute Position der Dinge, daher darf die Qualität des Seienden weder Relationen noch Negationen enthalten, darf also weder zusammengesetzt noch überhaupt mannigfaltig, noch quantitativ bestimmt, sondern muß einfach und affirmativ ohne alle Vielheit von Bestandtheilen sein. Diese Bestimmungen allein paßten nun vortrefflich zu den Forderungen, welche der Pantheismus an sein Eins und Alles stellt, wenn nicht noch ein zweiter Satz hinzu käme. Herbart's Metaphysik beweist nämlich auch, daß wie vielfach der Schein ist, den uns die Erfahrungswelt in den sinnlichen Wahrnehmungen darbietet, so vielfach müsse zum Grunde liegendes entsprechendes Seiendes angenommen werden, ein Satz, der mit jenem ersten von der Einfachheit des Seienden keineswegs im Widerspruch steht, da diese Einfachheit der Qualität gilt, aber dadurch der Anwendbarkeit der absoluten Position durchaus nicht eine numerische Grenze gesteckt wird, wobei man nur gehörig festzuhalten hat, daß nur der Begriff des Seins die beiden Elemente der absoluten Position und der Qualität des Seienden enthält, in dieser Qualität aber eben so wenig eine Zweiheit als eine Vielheit vorkommen darf. Jedoch auch dieser Satz würde sich noch immer mit der Annahme des Einen Seienden vertragen, wenn es etwa erlaubt wäre, die sinnliche Vielheit, die Mannigfaltigkeit der äußern und innern Erfahrungswelt, „nach einer zufälligen Ansicht", ebensowohl als eine Einheit wie als eine Vielheit aufzufassen, in ähnlicher Art, wie der Geometer die Zweiheit zweier mit einer gemeinschaftlichen Seite zusammenstoßender Dreiecke in die Einheit eines Vierecks, der Mechaniker die Zweiheit zweier unter einem beliebigen Winkel zusammenwirkender Kräfte in die Einheit der Resultirenden zusammenfaßt. Allein dies ist factisch unmöglich. Unterscheidbare Farben, Töne, Gerüche gehen nie in ein Mittleres zusammen, noch weniger die ganzen Classen der Empfindungen der Farben und Töne, Farben und Gerüche u. s. f. Die Vielheit, die Mannigfaltigkeit ist hier schlechthin gegeben, und es ist keine Auffassung möglich, durch welche sie sich auch als Einheit darstellen ließe. Das Mannigfaltige kann bloßer Schein und insofern unwahr sein, das Wahre ein Andres sein als das, was zu sein scheint; wo aber ein Mannigfaltiges durch die Wahrnehmung gegeben ist, da bedarf es zu seiner Erklärung jedenfalls auch einer Mannigfaltigkeit des zum Grunde liegenden Realen. Die Mannigfaltigkeit als solche ist nie bloßer Schein, läßt sich nie auf absolute Einheit zurückführen.

Aber haben wir damit nicht zu *viel gesagt?* Fassen wir nicht Farben mit Leichtigkeit zur Einheit einer Gestalt zusammen; Farben, Klänge, Gerüche zur Einheit eines Körpers; die Mannigfaltigkeit der Individuen zur Einheit der Arten, diese zu der der Gattungen, Classen u. s. w., und können wir mit dieser Zusammenfassung ohne Willkür eher aufhören, als bis wir bei dem Weltganzen, dem All-Einen angekommen sind? In diesem Einwurf würden zweierlei Arten von Einheiten durcheinander gemischt sein: die des bloß logischen Denkens und die, welche der Wirklichkeit angehören. Schon der Naturforscher macht diese Unterscheidung, wenn er Individuen und Arten als natürlich gegebene, Gattungen, Classen u. s. w. aber als künstlich gemachte Unterscheidungen, als bloße Abstractionen bezeichnet. Wenn es sich bloß um diese letzteren formellen Einheiten handelt, so hindert freilich nichts, bis zu der höchsten hinaufzusteigen, aber man hat damit nur einen logischen, nicht einen metaphysischen Begriff gewonnen. Die natürlichen Einheiten dagegen finden sehr bald ihre Grenze. Die Bedeutung dieser Einheiten ist aber keineswegs die, daß das Mannigfaltige ihrer Erscheinung von einer reellen Einheit getragen werde, der die vielen sinnlichen Merkmale als bloße Accidenzen Einer Substanz inhäriren, sondern vielmehr zunächst nur diese, daß eine Vielheit vollkommen selbständiger Bestandtheile in einer beharrlichen äußern und in-

nern Gemeinschaft der Lage und der Wechselwirkung sich befindet, ein System von Elementen und Kräften bildet, unter denen Ein Element vor den übrigen zwar eine gewisse centrale Lage und Wirksamkeit haben kann, nicht aber gerade haben muß. So hat ein jeder Organismus seine Organe, jedes Organ seine Elemente, durch deren wirksames Beisammensein als Bestandtheile er — besteht. Hört das Bestehen des Ganzen auf, so bestehen die Theile nichts desto weniger fort: sie sind also selbständig, nicht bloße Modi eines ihnen gemeinschaftlichen Substrats. Gilt dies nun schon von so einer wahren, dynamischen Einheit, wie die eines organischen Körpers, um wie viel mehr von einem Aggregat von Körpern, denen eine solche Einheit fehlt, und auf deren Gesammtheit nur durch den größten Mißbrauch Begriff und Name eines Organismus übertragen werden kann, ein Mißbrauch, den die Naturphilosophie in die Betrachtung der organischen Naturverhältnisse besonders im Großen in Aufnahme zu bringen gesucht hat. Können wir aus diesen Gründen nicht die reale Einheit des kleinsten Körpers, so können wir noch unendlich weniger die absolute Einheit des Seienden im All, im Weltganzen anerkennen, möge dies nun als unendliche Substanz mit den Attributen unendlicher Ausdehnung und unendlichen Denkens (die aber die absolute Position nicht vertragen) oder als absoluter Geist gedacht werden. Die neue Monadologie befindet sich übrigens einer jeden Alleinslehre gegenüber in dem großen Vortheil, in der Selbständigkeit ihrer realen Wesen und der Mannigfaltigkeit ihrer Qualitäten ein höchst fruchtbares Erklärungsprincip zu besitzen, von welchem nie zu befürchten ist, daß es der unerschöpflichen Fülle der in dem scheinbaren und wirklichen Geschehen, den äußeren Gegenständen und inneren Zuständen sich offenbarenden Relationen der Dinge nicht sollte gewachsen sein, indeß sich die Alleinslehre immer wieder von Neuem vergeblich quält, in die fälschlich gesetzte absolute Einheit eine Vielheit auf rechtmäßige Weise hineinzubringen, und damit ohne die Zauberkünste der widersprechenden Begriffe der Selbstbestimmung und des absoluten Werdens nie zu Stande kommt, deren Ungereimtheit sie sich nun freilich nicht bloß verhehlen, sondern die sie sogar als tiefere Weisheit der Vernunft im Gegensatze zu dem oberflächlichen Witz des Verstandes beschönigen muß. Dieser Verstand aber durchschaut sehr wohl das Wesen und den Gehalt jener vermeintlichen Vernunftoffenbarungen. Die Alleinslehre hebt die Selbständigkeit alles endlichen Seins auf und sublimirt dasselbe zu bloßen innern Zuständen des Einen unendlichen Seins nach der Lehre von der Immanenz, oder müht sich wohl auch ab, es durch Emanation auszuscheiden zu lassen, obwohl ihm in diesem Abfall nicht wahres Sein, sondern nur ein nichtiges, wesenloses Dasein zukommen kann. Wie das Eine zu den vielen und mannigfaltigen Zuständen kommt, welche die Erscheinungswelt geben, genügend zu erklären, das ist dann die große Schwierigkeit. Der Monadismus dagegen erkennt zwar allerdings auch in seinen einfachen realen Wesen eine Vielheit und Mannigfaltigkeit von inneren Zuständen, durch welche die Einfachheit und Einheit eines jeden derselben nicht aufgehoben werden soll, allein diese Vielheit hat ihre sichere Basis in der Vielheit der Verhältnisse, in welche eine und dieselbe einfache Qualität eines realen Wesens mit den an sich eben so einfachen aber vergleichungsweise verschiedenen Qualitäten andrer eben so selbständiger Wesen kommen kann. .

Nicht minder starke Einwendungen als diese metaphysischen lassen sich von Seiten der Ethik machen, deren Vernachläßigung oder Entstellung zur wahren Erbsünde des Pantheismus geworden ist und daher tief in seinem Wesen wurzeln muß. Aufgehoben zwar nicht, aber verwischt und entstellt wird der Unterschied des Guten und Bösen. Gut und Böse ist bei Spinoza nichts weiter als was zur Selbsterhaltung nützlich oder schädlich ist, Tugend das Streben nach dieser Nützlichkeit. Also statt objectiver Bestimmungen sittlichen Werthes oder Unwerthes, ausgedrückt durch ein unwillkürliches Urtheil absoluten Beifalls oder Mißfallens, findet sich hier nur der Egoismus der Selbstliebe, eines Naturtriebes, der dem Thier eben so gut zukommt wie dem Menschen. Dagegen meint Hegel einen sehr wesentlichen und würdigen Unterschied zwischen Gutem und Bösem festgesetzt zu haben, wenn er jenes für das Wesen des Willens in seiner Substantialität und Allgemeinheit, für den Willen in seiner Wahrheit, das Böse aber für nichtigen Schein ohne wahrhafte Realität und Wirklichkeit, für das, was sich das Allgemeine zu einem Scheine, zu einem Besondern macht, erklärt. Allein nicht genug, daß der Gegensatz des Allgemeinen und Besondern dem des Guten und Bösen gar nicht adäquat ist, da das Allgemeine so gut wie das Besondre einer ethischen Mißbilligung, als Gemeinheit, allgemeine Entartung, verderbter Zeitgeist u. dgl. unterliegen kann und sehr oft wirklich unterliegt, nicht genug, daß die Macht, mit der das Böse sich geltend zu machen weiß, nichts weniger als das Gepräge der Nichtigkeit an sich trägt, —

so entwickeln sich aus dieser Lehre alle jene bekannten nicht bloß bedenklichen, sondern zum Theil sogar empörenden Consequenzen, die längst hätten zeigen sollen, weß Geistes Kind der Hegel'sche Pantheismus ist. Die Macht gibt das Recht bei Hegel wie bei Spinoza. Gegen den absoluten Willen des weltbeherrschenden Volks als des Trägers des allgemeinen Geistes ist der Wille aller anderen besonderen Volksgeister — rechtlos. Die Weltgeschichte ist trotz der Gräuel, Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten, die Leidenschaften und Despotismus in so reichem Maße über Völker wie über Individuen brachten — das Weltgericht. Insofern die Einzelnen der Verwirklichung des absoluten Willens des Weltgeistes dienen, sind sie nur Werkzeuge, und dies die höhere Bedeutung und Werthbestimmung ihrer Thaten, die als Tugend und Laster, Gerechtigkeit und Unrecht, Schuld und Unschuld beurtheilt, nur ihre unvollkommene Gerechtigkeit finden [2]). Daher ist denn das Wirkliche das Vernünftige, denn das Unvernünftige, Böse hat nur ein Scheindasein. Weltgeschichtliche Ereignisse zu mißbilligen, zu sagen, was hätte geschehen sollen, ist also nicht erlaubt. Es gibt kein vom Sein und Geschehen unabhängiges Sollen, die Ethik geht in der Physik des Geistes unter. Sehr wahr sagt Herbart [3]), zunächst gegen Schleiermacher richtend, was genau auch auf Hegel paßt: »Eine kosmische Betrachtung der menschlichen Handlungen und Gesinnungen ist bei einiger Consequenz das sichere Mittel, ihnen alle Bedeutung zu rauben und sie als völlig gleichgültig darzustellen; besonders dann, wenn die Welt als ein systematisches in einem Puncte zusammenhängendes Ganze angesehen wird. Gleichgültig ist der Tropfen dem Ocean; ein Graf mehr oder weniger in der Welt macht, nach Marinelli, nichts aus. Ist aber vollends die Welt nichts anderes als die Evolution des Absoluten, so steht darin Alles völlig sicher; und es ist die größte Thorheit, sich noch Sorge zu machen, als könnte man etwa durch Unbehutsamkeit an einer so festen Maschine etwas zerbrechen.« Der Untergang des moralischen Sollens in dem physischen Sein und Geschehen ist aber allem Pantheismus ein nothwendiger Gedanke: denn ein absolutes Sollen, eine absolute Erkenntniß des Guten, wie sie die echte Ethik in Anspruch nimmt, setzt eine individuelle Selbständigkeit der zur Sittlichkeit bestimmten Geschöpfe voraus, die ihnen der Pantheist nie zugestehen kann. Welcher moralischen Kraft aber hierdurch der Pantheismus entbehrt, liegt am Tage. Er kann stets nur die Philosophie der Vergangenheit sein, ein Seher in die Zukunft kann er nie werden: denn das sittliche Ideal, in dem vorgebildet ist, was werden *soll*, gilt ihm entweder für nichts, für ein leeres Trugbild, oder er beschränkt seine Bedeutung auf den engen Kreis des Privatlebens, und gesteht ihm erst dann für das Leben der Völker eine welthistorische Bedeutung zu, wenn es ihm gelungen ist — wirklich zu werden. Diese Verachtung des Ideals, dieser Absolutismus der Weltgeschichte, dieser Cultus der Macht, diese Eigenschaften, welche lebhaft an seine orientalische Abkunft erinnern, möchten am entschiedensten die Bedeutung des Pantheismus für die höheren Interessen der Gegenwart bezeichnen und sein Princip als das des Absolutismus [Und des Radicalismus. M.] in das rechte Licht stellen. — Natürlich kann mit dieser Beurtheilung des Wesens und Werthes des Sittlichen die *Freiheitslehre*, in welcher Gestalt sie auch gedacht werde, sich nicht vertragen, sondern muß einem *groben Determinismus* weichen, da ja der menschliche Wille nach seinem tiefsten Grunde unbewußt das Werkzeug des absoluten Willens des Weltgeistes sein soll. Der Pantheismus kann nicht anders, wenn er consequent *sein* will. Denn wo sollte er für die Individuen diejenige Selbständigkeit hernehmen, die zur Freiheit der Handlungen unbedingt nothwendig ist? Zwar wir haben schon mehrmals Gelegenheit genommen, für Nichtkenner der Ethik Herbart's zu erklären, daß wir keineswegs jener transcendentalen Freiheit huldigen, die theoretisch als Selbstbestimmung verwerflich, wie praktisch in ihrer Unzulänglichkeit zur moralischen Besserung des Menschen werthlos ist. Einem gewissen feineren Determinismus können wir uns nicht entziehen wollen; nur aber kann es uns nicht beikommen, einen solchen anzuerkennen, der dem Individuum einen äußeren Zwang auflegt, einen fremden Willen in dasselbe hineingießt. Die Determination des Willens muß die eigene bleiben, ohne daß deßhalb eine eigentliche Selbstbestimmung entsteht: die herrschend gewordenen sittlichen Ideen nämlich werden der Sitz eines allgemeinen Willens, der in dem Sittlichguten alles besondere und einzelne Wollen sich unterordnet [4]). Wenn aber die sittliche Selbstregierung nicht bloß eine scheinbare, sondern eine wahre sein soll, so muß die Selbständigkeit der Individuen vollständig gesichert sein, und dies kann nur durch das Princip der Monadologie geschehen. »Das aber ist eben das Gespenst von Determinismus — sagt Herbart [5]) — was man überall fürchtet, statt darauf loszugehen, daß, wenn Einer etwas will, dieses Wollen eigentlich nicht sein Wollen, sondern etwas Fremdes, was durch ihn, wie

einen Canal, hindurchgegossen werde, — ılso er selbst nicht der Wollende sei, er es zu verantworten habe, er deshalb nicht zu und nicht zu tadeln sei, sondern die eigent- Wirksamkeit außer ihm liege, und vielleicht en entferntesten Enden des Universums her n zusammenfließe. Solcher Determinismus erdings da zu fürchten, wo man, aus lauter vor der atomistischen Ansicht, die Freilehre, welche durchaus Selbständeit der Individuen im vollsten Sinne art, aufgab, oder sie in den Spinozismus ken ließ. — Da wir überall gar nichts in die hlichen Seelen hineinfließen lassen, wohl wissen, daß aus Vorstellungen ein Wollen eht, welches nun als neuer Anfangspunct Gesetzen fortwirkt, die erst in und mit ihm hen, also gewiß nicht aus der Fremde en, — so ist's genug, nur jenen Gegenstand esorgniß, welchen Jacobi mit den Worten ttelung und Mechanismus bezeichnet, von 'eg und in die Fremde hinauszuweisen. — Mit einem Determinismus, der in Fatalisberzugehen droht, werden wir um so wenimeinschaft machen, da das Fatum eine bloße stimmtheit ohne Gründe und trotz aller le darstellt, während der Determinismus der ttung der Gründe nachgeht, — wobei er ı sehr kurzsichtig ist, wenn er bloß das Inlergreifen der Glieder auffaßt und die eigne jedes Kettengliedes darüber vergißt."

eder die absolute Werthschätzung des Sittnoch die Freiheitslehre findet demnach im 'antheismus eine Stelle. Er entspricht aber h auch in keiner Weise dem praktischen rfniß der Religion. Dieses nämlich cont sich zuletzt in dem Glauben an die Vorng, in dem Glauben, daß Alles, was in der ıen Welt geschieht, unter der Obhut eines as Gute wollenden, weisen, gütigen und igen Wesens steht und entweder nach seiner ımung oder unter seiner Zulassung geschieht. ieschehen in der pantheistischen Welt dasteht nicht unter der Obhut eines solchen sch-persönlichen Willens, es steht unter ıegel der eisernen Nothwendigkeit des absoluten Werdens, unter dem ln Gesetz eines Fatums, das nicht gerade Vorherbestimmung sein muß, sondern auch, hon das stoische, mit dem Bewußtsein der nderlichkeit seiner Regel verbunden sein Schon das Verhältniß Gottes zur Welt ist Systemen der Immanenz wie der Emanaurch bloße Nothwendigkeit bestimmt. In jenen muß das Endliche nothwendig von Ewigkeit zu Ewigkeit mit und bei dem Unendlichen sein, in diesen mit Nothwendigkeit sich von ihm trennen. Der eigentliche Pantheismus behauptet, das Wesen (= Gott) könne nicht ohne die Form (= Welt), diese nicht ohne jenes sein; die Emanationslehre, jenes könne nicht ohne diese bleiben, daher werde Gott, nach der Nothwendigkeit seiner Natur, d. i. der Beziehung des Wesens auf die Form, Ursache der Weltwesen. Für jenen gibt es also überhaupt keine Schöpfung, für diese wenigstens keine freie Schöpfung. Aber das, was dann noch übrig bleibt, ist auch nicht einmal ein nothwendiges Hervorgehen der Welt aus Gott, sondern nur ein Werden in ihm, da alle Handlungen Gottes, in Ermangelung eines jeden Außer-ihm, nur ihm immanent sind, er also nur sich selbst zur Welt evolviren kann, so daß also diese keine Trennung von Gott, sondern nur eine Sonderung in Gott, kein Abfall von, sondern nur eine Entzweiung in ihm wird; woraus sich denn ergibt, daß eine wahre Weltschöpfung einen freien persönlichen Gott und außer ihm noch anderes selbständiges Sein fordert. Was kann es aber, dies bei Seite gesetzt, bei der Vertheoretisirung des Guten zum Allgemeinen, bei der bloß relativen Schätzung der Tugend, Rechtlichkeit, Unbescholtenheit, für den Rechtschaffenen noch für einen Trost, für eine Ermunterung geben, da er sich nicht einfallen lassen darf, zu hoffen, auch nur ein Sandkorn zum Bau der moralischen Welt herbeitragen zu können, wenn nicht seine spießbürgerliche Sittlichkeit erst dadurch die Weihe erhält, daß sie unbewußt dem absoluten Willen des Weltgeistes als Werkzeug dient? Und wer ist denn dieser Weltgeist? Nichts anderes als die Totalität der endlichen Geister. Nun ist damit freilich die Meinung ausgesprochen, daß jener allgemeine Geist der Träger, die Substanz aller endlichen Geister sein soll, in und durch den diese allein sind. Wer jedoch mit uns die metaphysische Einsicht gewonnen hat, daß jedem individuell Erscheinenden, auch wenn es in der That nur Schein ist, stets ein individuelles Sein entsprechen muß, dem zeigt sich jener Weltgeist in einem ganz andern Lichte. Er schmilzt zusammen zu einer wesenlosen Abstraction, dem Geiste der Gesellschaft, der vielmehr selbst nur von den die Gesellschaft bildenden Individuen getragen wird; er ist genau nichts mehr als die Resultante aus einer unbestimmten Vielheit von Componenten, nichts mehr als der Schwerpunct einer Masse, der nicht die Substanz derselben ist, vielmehr umgekehrt der substan-

tiellen Existenz der materiellen Massentheilchen sein abstractes Dasein verdankt. Es gibt allerdings einen solchen Geist, wir haben ihn oben von dem Standpunct der auf gesellschaftliche Verhältnisse im Großen anzuwendenden Psychologie aus gar wohl erkannt und anerkannt. Der Volks- und Zeitgeist erweitert sich allmälig zum Weltgeist. Aber es wäre um den religiösen Trost schlecht bestellt, wenn dieser Geist Gott sein sollte, wenn Gott nichts mehr wäre als dieser Geist. Wir wollen nicht wiederholen, was wir hierüber schon oben bei Gelegenheit der Beurtheilung von Fichte's moralischer Weltordnung gesagt haben. Gibt es keinen freien persönlichen Schöpfer der Welt, der dieser ihren sittlichen Zweck gesetzt hat, so kann der Weltgeist nur durch eine fatalistische Vorherbestimmung sich sichtlich evolviren; so ist er die bloße Erscheinung eines blinden Naturinstincts, der nur scheinbar sittlichen Gehalt hat; so ist er ein absolutes Werden, das nur die Färbung der Sittlichkeit an sich trägt und in dessen dunklem Strome das Menschengeschlecht fortgetrieben wird. Glücklicherweise ist dieses Ungethüm, vor dem die Moralität und Religiosität zurückschreckt, nicht furchtbar. Es trägt den Keim seiner Vernichtung in sich, denn es ist ungereimt. Wo ein Strom ist, da muß es ein Höher und Tiefer, einen Anfang und ein Ende, einen Ausgang und ein Ziel geben, von dem und zu dem es strömen könne, und Beides muß bereits dasein, wann sich die Brunnen der Tiefe öffnen; der Strom des absoluten Werdens aber fließt ohne Anfang und Ende, ohne Bett und Ufer, ohne Quelle und Mündung, ohne Maß und Ziel. Natürlich! Er ist das Gegentheil von allem Grunde, die Ursachlosigkeit, das Geschehen als bloßes Factum, eine Anschauung der Einbildungskraft, die sich alles weitere Denken verbittet. Und so sind es denn nur die dunkeln Abgründe, die schwarzen stygischen Fluthen einer — Theaterdecoration, die uns hier zu verschlingen drohen. Die Philosophie befindet sich immer im Vortheil, wenn sie sagen kann, eine Meinung sei nicht bloß immoralisch und irreligiös, sondern auch ungereimt. Nicht als ob wir damit, gegen unsere sonstige Ueberzeugung, das Logische, Theoretische über das Aesthetische, Praktische setzen wollten, sondern theils äußerlich, weil es nie an eiteln Menschen fehlt, die sich darauf etwas zu Gute thun, den Mephistopheles zu spielen, theils auch innerlich, nach der Sachlage selbst. Denn Moralität und Religiosität erkennen zwar mit sicherem prophetischen Vorgefühl früher die Gehaltlosigkeit einiger speculativen Begriffe, die auf ihren Gebieten Eroberungen machen wollen, sie stoßen sie zurück, sie suchen ihnen zu entfliehen; über den Sitz des in diesen Begriffen sich verbergenden Krebsschadens können sie aber nicht Rechenschaft geben, noch weniger Mittel zu seiner Heilung verordnen. Daher sind sie zwar warnende Boten, deren Stimme man hören soll, aber so wenig ihr ästhetisches Gebiet durch die Speculation verletzt werden darf, so wenig darf man es versuchen wollen, sie als eine Macht in die Speculation einzuführen, wo sie immer nur für Fremdlinge gelten werden.

Kehren wir jetzt noch einmal zum Weltgeist des logischen Pantheismus zurück. Sittlichen Gehalt hat er nicht, denn das Sittliche hat für ihn keinen absoluten Werth und kann ihn nicht haben, sein ganzes Streben ist — der concreten Allgemeinheit zugewandt. Dagegen gibt er vor, Persönlichkeit zu besitzen, denn er ist Subject und Geist; nur aber will er nicht Eine Person, sondern die Persönlichkeit selbst sein. Damit verräth er denn aber, daß er eben nur eine Abstraction ist, und wie kann es in diesem absoluten Idealismus, in diesem Monismus des *Begriffs* anders sein? „Gott ist allein im *reinen speculativen* Wissen erreichbar und ist nur in ihm und ist nur es selbst; denn er ist der Geist[6]).« — „Gott ist nur Gott, insofern er sich selber weiß; sein Sichwissen ist ferner sein Selbstbewußtsein im Menschen, und das Wissen des Menschen von Gott, das fortgeht zum Sichwissen in Gott[7]).« So sagte Hegel. Von hier aus war denn nun freilich nur noch ein einziger Schritt bis zu jenem geistreichen »Cultus des Genius« (dem würdigen Bruder des französisch-republicanischen Cultus der Göttin Vernunft), der, indem er Christus, Gœthe und Napoleon in Eine Reihe stellte, sonnenklar bewies, daß dem modernen Pantheismus die absolute Werthschätzung des Sittlichen völlig abhanden gekommen, daß er es nur noch in der an sich wohl zur Sittlichkeit mitgehörenden, aber gerade nicht ihren innersten Kern, vielmehr nur eine äußere Schale bildenden Idee der Vollkommenheit, die außer dem Sittlichen auch noch andere ästhetische Elemente umschließt, aufzufassen vermöge, und daß ihm Alles, was sich unter diesen formalen Begriff stellen lasse, völlig gleich gelte, womit denn Sittlichkeit und Religiosität, der Philosophie des Geistes eingeordnet, nothwendig unter den Talenten, die sich bis zur Genialität erheben können, eine Stelle finden mußte.

So schließt denn der Pantheismus in seiner höchsten Verfeinerung, getreu seinem alten unveränderlichen Charakter als Kosmotheismus, von

dem Makrokosmus zum Mikrokosmus sich wendend, mit *Anthropotheismus*, und bildet sich obendrein ein, damit das christliche Dogma von der Menschwerdung Gottes speculativ begriffen zu haben. Ob ihm die christliche Dogmatik dafür Dank schuldig sei, bezweifeln wir sehr. Daß wenigstens das Neue Testament, die alleinige lautere Quelle des Christenthums, von einer *solchen* Menschwerdung Gottes keine Spur enthält, zu erkennen, bedarf es keiner gelehrten Kenntnisse. Sie ist die Ausgeburt des eitelsten und aufgeblasensten speculativen Hochmuths, der dem christlichen Geiste der Demuth völlig entfremdet ist. Aller Pantheismus gehört, wie schon Jacobi ganz richtig bemerkt hat, seiner innersten Natur nach dem Heidenthum, wie der Theismus dem Christenthum. In der That, ist man mit dem modernen Anthropotheismus, mit dem Fatalismus des absoluten Werdens nicht zum griechischen Heroendienst, zum griechischen Schicksal zurückgekehrt? Erinnert die utilistische Sittenlehre Spinoza's, das absolute Recht des Hegel'schen Weltgeistes nicht an die kaltberechnende egoistische Staatsreligion der Römer? Es kann nicht anders sein: der Pantheismus steht auf einer niedrigeren Stufe philosophischer Bildung als der Theismus. Wie in der Lehre von den Beweisen für das Dasein Gottes der ontologische Beweis Gott nur als das reale Substrat, der kosmologische auf höherer Stufe als die bewirkende Ursache, der teleologische aber erst als den lebendig-persönlichen, intelligenten Urheber der Welt auffaßte, so müssen wir die Lehre von der Immanenz als die unterste, die von der Evolution zwar als eine höhere, aber erst die von der freien Weltschöpfung als die letzte und höchste Entwicklung der göttlichen Idee in theoretischer Beziehung ansehen, die jedoch immer erst durch Hinzufügung des Ethischen ihre Ergänzung, nämlich die Bestimmungen der erhabensten sittlichen Würde erhält.

Daß der Pantheismus viele treffliche Köpfe in seinen Zauberkreis gezogen hat, kann das verwerfende Urtheil über seine Wahrheit und seinen Werth nicht einen Augenblick irre machen. Er besticht durch eine gewisse poetische Erhabenheit, die er der Betrachtung der Natur und der Geschichte mittheilt, und wodurch er einer bloß mechanischen äußerlichen Auffassung von beiden geistreich entgegenarbeitet. Wer möchte dieses Streben nicht billigen? Die Natur ist unendlich mehr als ein todter Mechanismus, die Geschichte ist nicht ein bloßes Product der Cabinette und Feldläger. Nur darauf kommt es an, was man dem tieferen Geiste, der in der Natur und in der Geschichte waltet, für eine Bedeutung gibt: ob man die Weisheit, die uns aus dem Bau der Organismen, aus den Kunsttrieben, dem Instinct der Thiere entgegen tritt, für die That eines bewußtlosen immanenten Naturgeistes, oder für das Werk eines außer der Natur stehenden Wesens halten will, das diese Kunstwerke schuf und ihnen ein selbständiges Leben einhauchte; ob der Geist der Weltgeschichte, der in den allmälig zur Herrschaft gelangenden Ideen seinen Ausdruck findet, die Substanz alles geistigen Lebens zu sein vorgibt und auf die Würde der Vorsehung Anspruch macht, oder sich bescheidet, nur von selbständigen begeistigten Individuen als das Product ihrer Gemeinschaft getragen zu werden, und einen Höhern über sich erkennt, der allein würdig ist, Gott zu heißen. *Um Gott zu finden, muß man über die Natur und über die Geschichte hinausgehen.* Dieser Schritt wird dem Menschen schwer, theils weil er den heimischen Boden der Erfahrung und selbst des apodiktischen Wissens verlassen und sich auf Flügeln des Glaubens erheben und in einem reinern Medium athmen lernen muß, als es der trägen Gewohnheit des Alltagslebens bequem ist, theils weil es der menschlichen Eitelkeit zusagt, ihren Gesichtskreis für die Welt, sich selbst für deren Mittelpunct zu halten. Darum zerhaut der Mensch lieber den räthselhaften Knoten des Daseins durch die schmeichelnde Täuschung des Pantheismus, die ihm das Unerreichbare plötzlich so nahe rückt, ja ihn selbst an der Gottheit Antheil nehmen läßt. Aber diese Frucht ist reif bis zum Abfallen. Längst schon ahnete der reine, sittlich-religiöse Sinn den nagenden Wurm, den die gleißnerische Schale dieses Apfels vom Erkenntnißbaum verhüllt. Die echte Speculation hat ihn nun deutlich erkannt. Wenn nicht Alles täuscht, so hat der Pantheismus seinen Höhepunct erreicht, und eine wie wichtige Stelle in der *Geschichte* der Philosophie Spinoza immer behaupten wird, zu einer zweiten Auferstehung nach dieser ersten, die unsre Tage gesehen haben, hoffen wir, wird er nicht bestimmt sein.

[1]) Encyclop. 3. Ausg. S. 586. ff. vgl. Vorles. über Religionsphilos. I, 54.

[2]) S. Hegel's Encyclop. §. 548. 550. 551.

[3]) Metaphys. I. S. 405.

[4]) Man mag hier hauptsächlich Herbart's Briefe zur Lehre über die Freiheit des menschlichen Willens, besonders den 7ten vergleichen.

[5]) a. a. O. S. 178.

[6]) Hegel's Phänomenologie S. 712.

[7]) Hegel's Encyclop. 3. Ausg. S. 570.

227. Fortsetzung. — Der historischen. — Zur Kritik der sog. Mythologie.

(*P. F. Stuhr*, die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients [1836] S. I—IV.)

Wenn in der gegenwärtigen Zeit irgend eine Wissenschaft sich in einem Zustande befindet, welcher dem der leidenden Sophia der Gnostiker gleicht, so ist es wohl die Mythologie. Entweder kümmert man sich gar nicht um sie und läßt sie, als eine Wissenschaft, die sich im Reiche der Fabel bewege, bei Seite liegen, oder man treibt mit ihr auf vielfache Weise Mißbrauch. Was das Vernachlässigen derselben betrifft, so ist dies ein schlimmes Zeichen der Zeit: denn es offenbart sich daran die Dürre des Gemüths, die Erstarrung des Seelenlebens, woran unsere Zeit, in Mattherzigkeit verschmachtend, leidet. Was aber den Mißbrauch betrifft, so ist derselbe ein eben so schlimmes Zeichen: denn es offenbart sich daran ein krankhafter Zustand des vom Krampfe ergriffenen Geistes unserer Zeit, der in seiner Armuth und Dürftigkeit sich unbefriedigt fühlt, und, um die Leere auszufüllen, nach dem Ueberschwänglichen hascht.

Einfach die Geschichte des religiösen Lebens der heidnischen Völker aufzufassen, dazu ist man in unserer Zeit nicht im Stande. Man will vielmehr, sogar ehe man überhaupt ein einfaches Bild dieser Geschichte sich zur Anschauung gebracht hat, wenn man überall etwas will, ganz etwas anderes, als die einfache geschichtliche Betrachtung der heidnischen Religionsformen. Ehe die nothwendig vorauszuschickende geschichtliche Forschung zum Zwecke und so weit gediehen ist, daß nun der Gegenstand in einem klaren Bilde der Anschauung vorliegt, eilt man über den ungeebneten Boden vorschnell hinweg, um in philosophischen oder theologischen Betrebungen ganz andere Zwecke zu verfolgen, als welche unmittelbar dem Gebiete geschichtlicher Forschungen angehören. Andeutungen von Vorstellungen, die noch gar nicht in dem Kreise der Gesammtanschauung, der sie angehören, erläutert worden sind, werden aus ihrem Zusammenhange gerissen, und nach allerlei äußerlichen Aehnlichkeiten auf Vorstellungen bezogen, die in ganz anderen Kreisen der Betrachtung sich erzeugt haben. Dabei wird gar nicht erwogen, ob die Verwandtschaftlichkeit, die man in den Vorstellungen nachgewiesen zu haben glaubt, nicht eine rein innerliche sein könne, die nirgendwo anders, als in dem Gesetze des Lebens der Natur und Vernunft wurzele. Soll indeß überhaupt die vergleichende Methode, in die man sich bei Untersuchungen in dem Gebiete der Religionsgeschichte der heidnischen Völker in neueren Zeiten so sehr versenkt hat, irgend einigen Nutzen schaffen, so ist durchaus dabei vonnöthen, daß man zuvor im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen die Religionssysteme der heidnischen Völker in ihrer Verschiedenartigkeit aufgefaßt habe. Dann erst wird man im Stande sein, die den einzelnen Systemen angehörenden Vorstellungen richtig zu verstehen, und ohne ein solches Verständniß kann die vergleichende Methode in der Mythologie nie zu gedeihlichen Ergebnissen führen.

Auf einem falschen Wege befinden sich bei ihren Forschungen in dem Gebiete der Mythologie offenbar auch die Archäologen insofern, als sie theils die Mythologie zu sehr in einseitiger Beziehung auf die Kunstgeschichte behandeln, theils aber auch häufig bei Erklärungen von Kunstdenkmälern stummen Zeugnissen viel zu viel Gewicht beilegen. Es ist eine sehr üble Sache mit der Erläuterung von Kunstsymbolen rein aus ihnen selbst, wenn nicht historische Berichte dabei zu Hülfe kommen. Die Erläuterung von Symbolen bietet ein weites Feld des Wähnens und des Vermuthens dar, und gar zu leicht und gern verliert sich der Geist in dies weite Gebiet, um in demselben nach Traumgestalten zu haschen. Der Wissenstrieb verführt auf mannigfaltige Weise das Bewußtsein, und ehe man die Kreise, in denen man bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen mit Sicherheit sich bewegen kann, gehörig durchforscht hat, um aus dem, was unmittelbar sicher ist, eine durch Vergleichung vermittelte Sicherheit für Ansichten, die an und für sich unbegründet erscheinen, zu gewinnen, läßt man sich, um nur irgend ein Wissen zu haben, gar zu leicht dazu verleiten, das, was nur als Vermuthung dasteht, für Wahrheit zu nehmen. Das Bewußtsein befriedigt sich mit der gutmüthigen Ansicht, daß in Ermangelung eines sicheren Wissens die Wahrscheinlichkeit immer einigen Werth habe. Diese Ansicht aber ist durchaus falsch, weil sie die Lüge befördert. Hat sich einmal die Wahrscheinlichkeit in der Ansicht festgesetzt, so wird von ihr das Bewußtsein umnebelt; es verfinstert sich dergestalt, daß es völlig von den Wegen abirrt, auf welchen es vielleicht über den fraglichen Gegenstand zur völligen Gewißheit gelangen könnte. Ein Nichtwissen ist eben deshalb besser als ein falsches Wissen.

Falsches Wissen erzeugt sich indeß nicht bloß dadurch, daß man dem Bereiche der Vermuthungen zu viel Raum läßt, sondern auch dadurch, daß man in der Betrachtung die vorliegenden Gegenstände von falschen Seiten auffaßt. Dies ist bei der Betrachtung der Religionsformen heidnischer Völker häufig in Folge dessen geschehen, daß man seinen Blick mehr hinwandte auf die mythische Vorstellung, als auf die Empfindung, aus welcher heraus jene in der Seele des Heiden sich erzeugt hatte. In allen Sachen, die die Religion unmittelbar angehen, ist es überhaupt mit dem bloßen Dogma, der Lehre, nicht abgemacht; wahrhaft verstanden vielmehr kann das Dogma nur werden, inwiefern es in dem Verhältnisse zur religiösen Empfindung, der es entspricht, begriffen wird. Die wahre Religionslehre darf sich nicht auf die Theologie, oder auf die Lehre von dem Wesen des Göttlichen beschränken, sondern muß vielmehr von der Betrachtung des Zustandes der Gesinnung des Menschen ausgehen, und mehr im Verhältnisse zu diesem Zustande, als im Verhältnisse zum absoluten Gottesbegriffe die verschiedenen religiösen Vorstellungen, wie sie sich unter den verschiedenen Völkern im Laufe der Zeiten erzeugt haben, zu begreifen suchen. Theologie ist nicht Glaubenslehre. Jene geht von dem Gottesbegriffe aus, den sie entweder speculativ, oder im christlichen Sinne nach Anleitung der Offenbarungslehren festzustellen sucht; diese richtet ihre Betrachtung auf den Zustand der Gesinnung, aus welchem gewisse religiöse Vorstellungen sich entwickelt haben, und berücksichtigt dabei entweder die geschichtlichen Zustände der gesammten Menschheit, oder, wenn sie sich bloß auf dem Standpuncte des Alten und Neuen Testaments hält, sollte sie wenigstens den Gegenstand, der ihr zur Erläuterung vorliegt, nie anders, als in der engsten Beziehung zu dem Zustand einer echtchristlichen Gesinnung betrachten.

---

228. Fortsetzung. — Melanchthon, Zwingli, Calvin und Canus als Dogmatiker.

(*C. F. Stäudlin*, Geschichte der theologischen Wissenschaften I. [1810] S. 193—201, 206—209, 216—223.)

I. Phil. Melanchthon aber brachte zuerst den von Luther und ihm selbst vertheidigten Lehrbegriff in ein lateinisches Lehrbuch, welches klar, bündig, einfach, mit Beweisen versehen, kurz und doch vollständig war. Er hatte zu Wittenberg Vorlesungen über den Brief an die Römer gehalten und aus demselben die christlichen Glaubens- und Sittenlehren gezogen und in eine gewisse Ordnung gestellt; damit verband er nach und nach andere Schriftstellen, führte die Lehren weiter aus, widerlegte die entgegenstehenden Lehren der Scholastiker und der katholischen Theologen — so entstanden seine *Loci theologici*, welche im Jahre 1521 zum erstenmale erschienen, der Reformation so große Dienste geleistet, so große Wirkungen hervorgebracht und bei so vielen die Kräfte des Nachdenkens über die Religion rege gemacht haben. In den ersten Ausgaben ließ Melanchthon die Lehren von Gott, der Trinität, der Schöpfung, der Menschwerdung, den Naturen Christi, außer einer kurzen Anführung, gänzlich weg, und zwar aus dem Grunde, weil dies Geheimnisse seien, welche kein Mensch durchforschen, mit welchen man also in der Dogmatik weiter nichts anfangen könne, welche man anbeten, nicht untersuchen müsse, weil alle Untersuchungen der Scholastiker über dieselben am Ende zu nichts oder gar zu Irthümern geführt haben, weil es am besten sei, Jesum aus seinen Wohlthaten genauer erkennen zu lernen. In den späteren Ausgaben führt er diese Lehren so aus, daß er sie aus Schriftstellen erweist, die Zeugnisse der Kirchenväter und die Beschlüsse der Synoden für dieselben anführt, die Gegner widerlegt, die kirchliche Terminologie beibehält und erklärt, die Wichtigkeit dieser Lehren ins Licht setzt und bei der Schöpfung auch Beweise aus der Vernunft führt. In den ersten Ausgaben findet man auch die harten Grundsätze über die Prädestination, die Erbsünde, den unfreien Willen, welche Luther vertheidigte, auch in der Abendmahlslehre stimmte Melanchthon mit ihm überein. Luther bewunderte das Buch in seinen ersten Ausgaben so sehr, daß er es allen Kirchenvätern vorzog und sagte, es verdiene den kanonischen Büchern der Bibel an die Seite gestellt zu werden. In den späteren Ausgaben aber milderte Melanchthon jene Grundsätze, schrieb dem Menschen einen gewissen Grad von Freiheit und Mitwirkung bei seiner Besserung zu, stellte die Erbsünde nicht mehr so groß vor und änderte auch die Stellen, welche das Abendmahl betreffen. Man hat also in den ersten Ausgaben dieses Buchs den

strengen und reinen Lehrbegriff Luthers, in den späteren den milderen melanchthon'schen Lehrbegriff, über welchen so viele Streitigkeiten entstanden sind. In der Hauptsache folgt Melanchthon noch der Ordnung der Sentenzen des Petrus Lombardus und behält selbst Vieles von seiner Terminologie bei. Die Lehren folgen so auf einander: Gott der Einige und Dreieinige, Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt, Ursache der Sünde und Zufälligkeit der menschlichen Handlungen, freier Wille der Menschen, Erbsünde und wirkliche Sünde, göttliches Gesetz und Evangelium, Begnadigung und Rechtfertigung des Sünders, Glauben und gute Werke, Unterschied zwischen dem alten und neuen Testamente, zwischen Tod- und verzeihlichen Sünden, Kirche, Sacramente, Opfer, Buße, Beichte, Genugthuung, Prädestination, Auferstehung der Todten, Geist und Buchstab, Kreuz und Trübsal, Gebet, weltliche Obrigkeit, menschliche Ceremonien in der Kirche, Tödtung des Fleisches, Aergerniß, christliche Freiheit. In einigen Ausgaben ist auch noch ein Locus von der Ehe beigefügt, welcher ursprünglich eine besondere Abhandlung ausmachte. Man sieht, daß auch Moral in dem Buche enthalten ist, und daß es auch in seinem Inhalte noch seinen ersten Ursprung aus dem Briefe an die Römer beurkundet. Noch war Manches aus den Scholastikern beibehalten, aber welch ein Unterschied zwischen diesem einfachen, hellen, schriftgemäßen, ruhigen, selbst mit Geschmack und Eleganz geschriebenen Buche und zwischen einem Lombardus, Aquinas! Für ein Lehrbuch wäre ihm übrigens in manchen Stellen weniger Beredsamkeit und mehr Präcision zu wünschen. Das bescheidene Philosophiren verschmäht Melanchthon gar nicht, sobald er etwas dadurch aufklären und nützen zu können glaubt. Ein strenges System wollte und konnte er nach seinen Grundsätzen nicht liefern, er sagt selbst, daß die Theologie nicht von philosophischen Principien ausgehen und keine strenge philosophische Beweise führen könne, sondern daß sie sich auf Lehren gründe, welche Gott durch gewisse und klare Zeugnisse dem menschlichen Geschlechte mitgetheilt habe. Schon dem Johannes Damascenus macht er den Vorwurf, daß er zu viel philosophirt habe, noch weit mehr den scholastischen Theologen. Verschiedene Lehren vermißt man, welche nicht wohl von dem Gebiete der Dogmatik ausgeschlossen werden können; nicht einmal der heil. Schrift ist ein besonderer Locus gewidmet. Dieses Buch stieg bald unter den Protestanten zum höchsten Ansehen empor und wurde auf allen protestantischen Universitäten bei Vorlesungen zum Grunde gelegt, auch andere dogmatische Systeme und Lehrbücher wurden nach dem Muster desselben eingerichtet, selbst zum Theil solche, welche hie und da in Grundsätzen von demselben abwichen.

II. **Zwingli** schrieb auch ein dogmatische Handbuch, welches aber nie zu dem Ansehen und dem ausgebreiteten Einfluß hat gelangen können, wozu Melanchthons *Loci* und Calvins Handbuch gelangt sind. Nachdem er im Jahre 1522 eine kurze und christliche Einleitung in die evangelische Lehre herausgegeben hatte, worin er von der Sünde, dem Gesetze, dem Evangelium, der Abschaffung des Gesetzes, den Götzen, den Bildern und der Messe handelte, und die unterscheidenden Lehren der katholischen Kirche bestritt, so folgte im Jahre 1525 sein Commentar von der wahren und falschen Religion nach, worin er sich nicht nur weit stärker wider die ægyptische Finsterniß in der römischen Kirche, wie er es nennt, erklärt, sondern auch eine ziemlich ausführliche Dogmatik nach seinen Grundsätzen liefert. Die Lehre von der Dreieinigkeit ist darin fast nur berührt. Ueberall ist ein Bestreben sichtbar, das Christenthum mit der Vernunft einstimmig zu machen; die einfachsten, verständlichsten und praktisch fruchtbaren Lehren werden am meisten hervorgehoben. Die wahre christliche Kirche findet er überall in der Welt zerstreut. Nicht einmal das Wort Sacrament wollte er gern haben, weil man, sobald man dasselbe höre, schon an etwas Großes und Heiliges denke, was durch seine innere Kraft das Gewissen von der Sünde befreie. Da aber das Wort gewöhnlich war, so erklärt er die Sacramente durch Zeichen oder Gebräuche, wodurch man sich als Christen bekenne und wodurch man mehr die Kirche als sich selbst von seinem Glauben versichere. Unter dem Binden des Priesters versteht er das Aufgeben eines hartnäckig bösen, unter dem Lösen das Aufrichten und Trösten eines reuigen und verzweifelnden Gemüths. Andere seiner ausgezeichneten Grundsätze sind schon vorher angeführt. † 1531. Ungefähr vier Jahre später schrieb Calvin, ein Franzose, zu Basel, wohin er sich wegen der grausamen Verfolgungen der Freunde der Reformation in Frankreich begeben hatte, einen Unterricht in der christlichen Religion. An philosophischem und systematischem Geiste, an durchdringendem Scharfsinne, an Gelehrsamkeit, an Kraft und Schönheit des Styls übertraf dieses Werk, besonders nach den vielen Verbesserungen in den oft wiederholten Ausgaben Alles, was bisher Aehnliches geleistet worden war. Es sollte zugleich eine Apologie für den Glauben und die Absichten der Pro-

testanten gegen die Schmähungen und Anklagen der Katholiken sein. Ungeachtet Calvinus der Vernunft nur ein geringes und gar kein entscheidendes Ansehen in Glaubenssachen zugestand, so machte er doch in der Theologie einen sehr starken Gebrauch von der Philosophie. Er gestand zu, daß den Menschen auch nach dem Falle vortreffliche Geisteskräfte übrig geblieben seien, welche zwar durch die Sünde geschwächt seien, aber sich doch in weltlichen Wissenschaften und Künsten aufs herrlichste offenbaren und durch Gottes Geist dem einen in höherem, dem anderen in niedrigerem Grade mitgetheilt seien. In Ansehung göttlicher Dinge erklärte er zwar die Vernunft für noch schwächer, für verblendet, jedoch nicht für ganz ohnmächtig, gelähmt und aufgelöst, er meinte nur, daß sie hierin nothwendig eine höhere Erleuchtung und Stärkung bedürfe, und wollte keineswegs, daß sie in Glaubenssachen und besonders in der Vertheidigung und gelehrten Darstellung der Glaubenslehren ganz unthätig sein und bleiben soll. Er behauptet also, daß die Erkenntniß Gottes den Seelen aller Menschen eingeprägt sei, aber freilich durch Unwissenheit und Sünde unterdrückt oder verfälscht werde; daß der Mensch das Dasein Gottes aus der Einrichtung der Welt erkennen könne, daß nur dazu die Hülfe der Schrift nothwendig erfordert werde, um Gott auch als Schöpfer zu erkennen; daß das Ansehen und die Glaubwürdigkeit der heil. Schrift zwar zunächst auf dem Zeugnisse des heil. Geistes beruhe, aber allerdings auch durch Vernunftgründe unterstützt werden könne und müsse. Die Unsterblichkeit der Seele thut er nicht nur aus Schriftstellen, sondern auch aus Vernunftgründen dar. Er bestätigt seine Behauptungen oft auch mit Stellen aus heidnischen Philosophen. Das strenge augustinische System vertheidigt er auch mit einer Reihe philosophischer Gründe und gibt sich besonders viel Mühe, zu zeigen, daß die Sünde nothwendig und freiwillig zugleich sein könne, und daß die Imputation der Sünde Adams gerecht sei. In der Widerlegung der Gegner seiner Lehre beweist er eine feine Dialektik und Disputirkunst. Auch die Moral ist in dieses Buch eingewebt. In moralischen Dingen schreibt Calvinus der Vernunft noch mehr natürliche Kraft zu, als in Glaubenssachen. Dies Buch ist fast unzählige Male wieder herausgegeben, ins Französische, Italiänische, Spanische, Englische, Deutsche, Holländische, Ungarische und Griechische übersetzt, auch mehrmals in Auszüge gebracht worden. Von vielen wurde es wie ein symbolisches und heiliges Buch verehrt und auf Universitäten bei Vorlesungen zum Grunde gelegt.

III. **Melchior Canus** ist unter den katholischen Dogmatikern jener Zeit der wichtigste. Er war ein Spanier, trat in den Dominicanerorden und wurde 1546 Lehrer der Theologie zu Salamanca. Nachdem er eine Zeit lang Mitglied der Trienter Synode gewesen war, wurde er zum Bischof der Canarischen Inseln ernannt. Doch verließ er dies Amt bald wieder, wurde Provinzial seines Ordens in Castilien und starb zu Toledo im Jahre 1560. Er war ein Mann von sehr gebildetem Geiste und Geschmacke, Philosoph, Kenner der Geschichte, der schönen Wissenschaften und der alten Classiker.

Das Werk, welches er unter dem Titel: *loci theologici* schrieb, enthält keine Dogmatik, sondern eine dogmatische Topik, eine Untersuchung über die Quellen, die Principien, die Beweise, das System, die Methode, die Grundbegriffe der Theologie. Er glaubt damit im Ganzen etwas geleistet zu haben, was noch Keiner vor ihm geleistet hat, und gewisse einzelne Untersuchungen, die er hier anstellt, hält er für völlig neu. Das Buch soll zugleich zur Grundlegung eines dogmatischen Lehrgebäudes, zur Widerlegung der Gegner des Christenthums und zur Beurtheilung der vornehmsten Streitigkeiten, welche im Zeitalter des Verfassers geführt wurden, dienen. Alle sogenannten theologischen *Loci* wurden von ihm auf Autorität und Vernunft zurückgeführt. Zu jener rechnet er die Autorität der heil. Schrift in den kanonischen Büchern, der Traditionen Jesu und der Apostel, der katholischen Kirche, der Synoden, besonders der allgemeinen, der römischen Kirche, der alten Heiligen, der scholastischen Theologen und der Canonisten, gesteht übrigens, daß man auch mehr oder weniger Locos der Autorität zählen könne; zur Vernunft rechnet er die allgemeine Menschenvernunft, das Ansehen der Philosophen und Rechtslehrer, und das Ansehen der glaubwürdigen menschlichen Geschichte. Das Ganze ist mit Geist, Gewandtheit, Kenntniß und Eleganz geschrieben, es gehört zu dem Besten, was für die Fundamente des katholischen Glaubens gesagt ist. Es bezieht sich auf Glaubens- und Sittenlehre.

Die Scholastik in der Theologie bestreitet er in ihren Verirrungen und Ausschweifungen... und vertheidigt nur diejenige scholastische Theologie, welche auf dem Fundamente der heil. Schrift ruht und ihr Ansehen anerkennt. Er klagt über diejenigen Scholastiker, welche in der Theologie ohne die Schrift philosophiren, welche sich in derselben mit Fragen beschäftigen, die uns Menschen gar nicht angehen und von uns nicht verstanden wer-

den können, welche das Wichtige durch seichte Gründe schwächen und durch Sophistereien die heiligste Wissenschaft entstellen. Den Zweck der scholastischen und jeder wahren Theologie setzt er darein, die Lehren der heil. Schrift und der Kirche durch vernünftige Schlüsse zu entwickeln, sie wider Irlehrer und Gegner zu vertheidigen, und sie durch menschliche Wissenschaften zu erläutern und zu bestätigen. Er streitet wider den Erasmus und andere, welche alle scholastische Theologie gänzlich verwarfen, und es für das Zeichen eines großen und vortrefflichen Theologen halten, nichts mehr als was in der heil. Schrift ausdrücklich vorkommt, bestimmen zu wollen. Dies ist nach seiner Meinung eben so viel, als bei den Principien der Theologie stehen bleiben und gar nicht darauf achten, was aus ihnen folgt oder ihnen widerspricht. Er hält es für ungereimt, nur die Principien einer Wissenschaft zu kennen, die Conclusionen aber, welche sich durch richtige und klare Syllogismen aus derselben ergeben, entweder nicht wissen oder im Ungewissen lassen zu wollen. Er vertheidigt den Gebrauch der Vernunft in der Theologie insbesondere wider Luther und seine Anhänger. „Luther, sagt er unter anderm, hat nicht nur behauptet, daß die Philosophie einem Theologen unnütz und schädlich sei, sondern daß alle speculative Wissenschaften Irrthümer seien. Dieser neue Sokrates hält es mit dem Praktischen und verdammt das Speculative. Die Lutheraner wollen ihre Schüler, damit sie nicht einmal die ungereimten Irrthümer der Secte aufdecken, von aller Untersuchung zurückhalten. Allein, da eine Wahrheit der andern nie widerspricht, sondern vielmehr ihr dient und mit ihr übereinstimmt, so haben billig die edelsten Lehrer unserer Schule alle Wissenschaften zum Dienste der wahren Weisheit herbeigerufen. Wenn man menschliche Raisonnements ganz aus der Theologie verweist, so werden die besten und vortrefflichsten Theologen diejenigen sein, welche die meisten Schriftstellen auswendig wissen und lebendige Bücher sind. In Deutschland ist es unter Luthers Herrschaft geschehen, daß Schuster, welche das neue Testament ins Gedächtniß gefaßt hatten, für große und vortreffliche Theologen gehalten wurden und selbst alte Weiber, weil sie die Evangelien und paulinischen Briefe aus dem Gedächtniß hersagen konnten, die Theologen aller Akademien zum Disputiren herausforderten und daß nicht Jungfrauen, sondern die verderbtesten Weiber es mit Männern aufzunehmen wagten. So ist die lutherische Theologie beschaffen, daß in ihr keine Spur von Geist und Scharfsinn ist. Wenn einer auch noch so viel Talent und Einsicht besitzt, wenn er die Ordnung und Verbindung göttlicher und menschlicher Dinge, ihre Ursachen und Wirkungen, die Voraussetzungen und Folgen untersucht und begriffen hat, so wird er bei ihnen doch nicht geschätzt.“ Uebrigens macht Canus auch den Theologen seiner Kirche, welche bei dem Ausbruche der Reformation lebten, große Vorwürfe. Er hält es für ein Unglück, daß zu einer Zeit, wo die Schultheologen mit den besten Waffen hätten versehen sein sollen, sie so viel als gar keine, sondern nur lange Rohre, wie die Knaben, hatten. Er findet den Grund davon darin, weil sie schon vom Anfang ihrer Studien an geirrt hätten, indem sie alles vernachlässigten, was zur Bildung und Kenntniß der Sprache diente und sich erst nach langen Uebungen in der Sophistik zur Theologie wandten.

Canus bemüht sich aber noch besonders, die Rechtmäßigkeit des Gebrauchs der Vernunft und Philosophie in der Theologie darzuthun und die Gränzen desselben zu bestimmen. Der Mensch — so urtheilt er — muß als vernünftiges Wesen in allen seinen Untersuchungen und Kenntnissen von der ihm angeborenen Vernunft Gebrauch machen, er kann und soll seine Vernunft dabei nicht ausziehen; die Vernunft enthält alle Dinge, wo du dich hinwendest, ist sie da, sie wird durch keine Untersuchung ausgeschlossen; auch die Gnade hebt die natürliche Vernunft nicht auf, sondern vervollkommnet sie, die Natur treibt die Gnade nicht zurück, sondern nimmt sie auf; die heilige Theologie streitet nicht mit der menschlichen Natur; sie ist, nach der Etymologie, vernünftige Rede von Gott, sie ist, wie die Alten sagten, Wissenschaft göttlicher Dinge, die Wissenschaft aber wird nur durch Vernunftschlüsse gefunden; der nimmt der Theologie ihre größte Zierde, welcher die Philosophie aus ihr hinwegnimmt, durch welche selbst die heilige Schrift, und noch mehr die menschliche Vernunft entwickelt und ausgebildet wird; die heilige Lehre schreibt Sitten vor, welche der Natur gemäß sind, verbietet Laster, die der Vernunft widersprechen; man mag nun in der Schule über diese Gegenstände etwas bestimmen, oder in Predigten zum Guten ermahnen und vor dem Bösen warnen, so wäre es Unsinn, die Hülfe der Natur, der Vernunft und Philosophie zu verachten; in der heil. Schrift selbst kommt Vieles vor, was zur Philosophie, Arithmetik, Geometrie etc. gehört; durch die Lehre und Beispiele der Apostel selbst ist viel natürliche Vernunft in die Theologie gekommen. Man muß nur sich hüten, daß man nicht das Unbekannte als bekannt

und das Ungewisse als gewiß annehme, und das Ansehen der Schrift und der Väter bei den philosophischen Untersuchungen nicht bei Seite setze. So hat sich ein katholischer Theologe in Spanien der Vernunft und Philosophie gegen protestantische Theologen angenommen.

Canus redet noch besonders von der Autorität der Philosophen in der Theologie. Er behauptet, daß nur die wenigen Philosophen, welche die Kraft und Wirkungen der Natur, die Regel der Sitten und des Lebens vernünftig untersucht und bestimmt haben, für den Theologen nützlich seien. Er erklärt es für ungereimt, anzunehmen, daß alles in der Schrift enthalten sei, was zur Ausbildung der menschlichen Vernunft erforderlich sei, und weist den, welcher zur Philosophie auf keine andere Weise gelangen kann, an, die Bücher der Philosophen zu lesen. Die Uebereinstimmung aller Philosophen in einer Lehre hält er für ein Kennzeichen ihrer Wahrheit und Gewißheit. Es ist der Mühe werth, ihn hierüber selbst zu hören. Ist irgend etwas wahrscheinlich, sagt er, so ist es das, daß der Herr der Natur dem menschlichen Geschlechte einige Lehrer der natürlichen Wissenschaften geschenkt habe. Denn wer sollte so unklug sein, daß er eine Akademie ohne Lehrer stiftete? Weil Gott in Judäa bekannt war, hat er gleichsam ein Gymnasium der göttlichen Wissenschaft errichtet und diesem Volke Rabbinen geschenkt. Und weil er wollte, daß bei den Christen Akademieen der evangelischen Lehre sein sollten, so hat er auch Apostel, Propheten, Evangelisten, Lehrer geschenkt, welche in Christi Republik diese Lehre vortragen sollten. Da Gott zur Belehrung aller Völker die natürlichen Gesetze und Wissenschaften bekannt gemacht hat, so ist nicht wahrscheinlich, daß er keine Lehrer derselben angestellt habe. Clemens von Alexandrien sagt, daß die Philosophie den Griechen wie ein eigenes Testament gegeben worden sei. Gleichwie also Gott weder der Juden noch der Christen Testamente ohne Ausleger ließ, so hat er auch der Griechen Testament nicht ohne einen solchen gelassen. Die göttliche Vorsorge brachte es demnach auch hier mit sich, daß nicht zugleich alle Philosophen in der Erkenntniß Gottes oder der Sitten- und Lebensregeln oder der natürlichen Dinge irrten. Daher sind nach Paulus Ausspruch die Griechen nicht zu entschuldigen, welche allerdings zu entschuldigen wären, wenn ihre Lehrer nicht von dem Urheber der Natur selbst in der Wahrheit hinreichend unterrichtet gewesen wären. Was alle Philosophen lehren, ist wahr und gewiß: denn wie sollten Menschen, welche ehrgeizig und tadelsüchtig und durch Verschiedenheit der Zeiten und Gegenden so weit von einander getrennt sind, in Einer Lehre übereinstimmen, wenn nicht die Natur selbst sie dazu anleitete? Die Philosophen haben also von dem Einen Lehrer der Menschen empfangen, was sie einstimmig den Völkern in ihren Schriften vorgetragen haben.... Was das Ansehen der Geschichte in der Theologie betrifft, so zeigt Canus, daß die Theologen aus Unwissenheit derselben oft in die größten Irrthümer verfallen sind, daß die Geschichte zur Erklärung der heil. Schrift, im Streite gegen die Feinde des Christenthums, bei dem Gebrauche der Beispiele in Predigten und Disputationen absolut nothwendig sei, und daß der Theolog ohne Geschichte fast keinen Schritt thun könne.

---

229. Zur Darstellung der Seligkeitswissenschaft. — Principielle. — Ein Capitel und ein Fragment über die Natur der Kirche.

(*A. Vinet*, Mémoire en faveur de la liberté des cultes [1826] S. 179—181; Essai sur la séparation de l'Eglise et de l'Etat [1842] S. 208—209)

I. Ce n'est pas une impérieuse nécessité physique qui forme les liens de la société religieuse. Cette société invisible, qui ne se peut évaluer au nombre, qui appartient uniquement au monde des esprits, est née de la simple communauté des sentimens. Elle est née d'un instinct supérieur aux besoins de la terre; ou, si l'on veut qu'elle soit née d'un besoin, c'est de celui de l'immortalité. Nul danger imminent, nul intérêt de cette terre n'a contraint les individus à se serrer les uns contre les autres pour former la société religieuse; cette société, si elle se forme, n'est fondée que sur la sympathie. Sans doute, elle ne peut manquer de se former; l'esprit d'association exerce ici son empire comme dans toutes les choses humaines; mais un sentiment moral, non un besoin, a déterminé cette association, qui peut aussi très bien supporter à côté d'elle des sociétés religieuses différentes ou opposées. Chacun peut tendre à sa manière et dans la mesure de ses forces au port de

l'éternité. Cette société ne recèle donc, dans le principe qui la forme, aucun élément de contrainte.

Elle ne peut même exister que par la liberté. Quelle est sa base? la foi. Quel est son moyen? la foi. Quelle est sa vie? la foi. Or, qu'est-ce qu'est la foi? Nous empruntons la définition très exacte qu'en a donnée un grand apôtre. La foi, dit saint Paul, est une vive représentation des choses qu'on espère, et une démonstration de celles qu'on ne voit point. Une telle adhésion ne se commande point; un tel sentiment ne peut croître que dans le sein de la plus entière liberté. L'imposer, le prescrire, c'est lui fermer l'entrée des cœurs: c'est vouloir une église, et point de religion. La société religieuse n'est dès-lors qu'une institution profane, décorée d'un nom saint: c'est un temple dont on a chassé la divinité. La foi ne fait la vie de la société religieuse que parce que la foi est un sentiment. Or, quel autre que Dieu même a le droit de commander des sentimens?

Bornons-nous à considérer la foi comme une croyance fondée sur des raisons; nous parviendrons au même résultat. S'il est des cas où l'on peut croire sans avoir vu, il sera éternellement absurde de prétendre qu'on peut croire sans avoir des raisons de croire. Pour croire donc, il faut examiner; celui qui n'a point examiné librement, n'a point cru. Je n'ai point dit: celui qui a parfaitement examiné, parce que ce n'est pas de la bonté absolue des raisons que dépend la foi, mais de la bonté relative, c'est-à-dire de la bonté qu'elles ont à nos yeux. Il suffit donc que l'examen ait été libre; Dieu se charge du reste. La foi, par sa nature, sous quelque rapport qu'on l'envisage, suppose donc liberté; et puisque la foi est l'âme et le lien de la société religieuse, il s'ensuit que l'esprit de liberté lui est essentiel; ce qui signifie qu'il ne peut exister entre ceux qui la composent, ni nécessité ni contrainte.

Voilà deux institutions revêtues de deux caractères opposés: l'une est proprement le sacrifice d'une partie de notre liberté à des besoins communs; l'autre est un exercice et le plus beau développement de notre liberté. L'une a exclusivement en vue les avantages et la sûreté de cette vie passagère; l'autre n'a pour objet que des biens spirituels et une félicité cachée derrière le voile du tombeau.

II. Est-il vrai que l'individu n'ait plus de religion quand il reconnaît à la société le droit ou la faculté d'en avoir une?

Si la société a une religion, c'est qu'elle a une conscience; si elle a une conscience, comment la conscience de l'individu prévaudrait-elle contre celle de la société? La conscience est souveraine dans l'homme, comment ne serait-elle pas souveraine dans la société? Seul avec sa conscience, l'homme fait tête à la société; quelle figure voulez-vous que fasse l'homme vis-à-vis de la société ayant comme société une conscience? Il est impossible d'opposer souveraineté à souveraineté, omnipotence à omnipotence, impossible de supposer que de toutes les consciences individuelles et diverses résultera une conscience sociale. Quel mystère ou plutôt quel non-sens nous proposez-vous là? Non, si la société a une *conscience*, c'est à condition que l'individu n'en ait point, et puisque la conscience est le siége de la religion, si la société est religieuse, l'individu ne l'est pas. . . .

. . . Entre la société pourvue d'une conscience et l'individu, il n'y a aucune nécessité en faveur de ce dernier; la conscience de la grande unité sociale ne peut, sans s'abdiquer elle-même, admettre la conscience de l'unité individuelle. La religion, je ne dis pas de tous, mais du tout, ne peut admettre la religion d'un seul ni de plusieurs.

Ces vérités étant prémises, abordons la troisième question: la société peut-elle, comme société, avoir une religion? La conséquence de chacune des réponses se présente d'elle-même. Si nous trouvons que la société peut avoir une religion, l'individu n'en aura point; mais réciproquement, qu'on y prenne garde, si l'individu a une religion, la société n'en a point.

---

230. Fortsetzung. — Historische. — Ueberblick der allgemeinen Geschichte der Religion.

(*F. Böhringer*, Kirchengeschichte in Biographien I. 1. [1842] S. 1—6.)

Jede Religion, so weit sie Wahrheit hat, sucht Vermittelung des Göttlichen und Menschlichen. Im Christenthum feiert der Mensch diese Versöhnung.

Die alte Welt ahnte sie, suchte sie, aber fand sie nicht. Betrachten wir das vorchristliche Heidenthum und Judenthum.

Im Heidenthum faßte man den Unterschied zwischen Göttlichem und Weltlichem nicht; darum konnte es nie zu einer wahrhaften Vermittelung kommen. Im Orientalismus gieng das Endliche unter im Unendlichen, in der occidentalischen Welt das Unendliche im Endlichen. Der Orientalismus war eine Art Doketismus des Endlichen, der Hellenismus eine Apotheose des Menschen. Hier wie dort Naturreligionen, giengen beide nur von entgegengesetztem Standpunct aus. Dort kam das Endliche nicht zu seinem Rechte, und hier nicht das Unendliche. — In seiner Richtung aufs Endliche, wie er sich im Hellenismus am reinsten offenbarte, ist der occidentalische Geist fortgeschritten im Römerthum und hat sich mit seinen Ansprüchen hier in seiner tiefsten Aeußerlichkeit erfaßt: das Römerthum wurde sich selbst Religion, d. h. letzter Zweck, und hat nach und nach in dieser seiner angemaßten Berechtigung alle besondern Nationalitäten und Individualitäten gebrochen. Es mußte aber der Geist, eben als religiöser, in dieser seiner Veräußerlichung nur um so lebendiger den innern Widerspruch mit sich *selbst* erkennen und darum nur um so tiefer sich zurückgetrieben fühlen in seine eigentliche Heimath und Wohnstätte: in sein Inneres und zu dem Ewigen. Dies war das Eine. Indem sodann das Römerthum gleichsam das Schicksal wurde, das über die damalige, innerlich und äußerlich zerrissene Welt hinwegschritt, war diese wie Eine große Familie geworden: das menschliche Geschlecht fieng an, seiner Gemeinschaftlichkeit inne zu werden. Dies war das Andere. Aber diese Weltfamilie war nur zusammengehalten durch ein äußerliches Schicksal, und in äußerlicher Einheit hatten alle Besonderheiten ersterben müssen. Die Welt sehnte sich, erfüllt zu werden mit dem göttlichen Geist, der ein Geist der wahren, innern, lebendigen Universalität. Die Welt seufzte nach Erlösung und Versöhnung, die nun höchstes geistiges und sittliches Bedürfniß geworden war; aber eben darum gab es auch ein Menschengeschlecht, sie zu fassen.

Das vorchristliche Heidenthum hat, wie wir sehen, in seinem natürlichen Verlaufe selbst in die Geburtswehen des Christenthums ausbrechen müssen, und in diesem Moment der Weltentwickelung wurde Jesus Christus geboren.

Den heidnischen Naturreligionen gegenüber im vorchristlichen Weltalter stand das Judenthum. Was dort bald nach der einen, bald nach der andern Seite zusammenfiel, wurde hier scharf aus einander gehalten. Der Unterschied des Göttlichen und Weltlichen kam zu seinem Rechte. Einzig steht dadurch die hebräische Religion in der vorchristlichen Religionsgeschichte da, daß sie Gott und Welt streng unterscheidet und eben damit zugleich die Persönlichkeit Gottes und der Menschen anerkennt. Der Monotheismus hatte in der jüdischen Religion seine Stätte gefunden; Gott wurde verehrt als Herr und Urheber alles Geschehenen, als Gesetzgeber seines Volkes, und gegenüber der ganzen Heidenwelt, die das Unendliche bald im Endlichen, das Endliche bald im Unendlichen untergehen ließ, die Persönlichkeit Gottes rein und hoch emporgehoben über alle Creatur. Dadurch wurde das Judenthum der Ansatzpunct zur positiven Offenbarung des Göttlichen. Aber der Unterschied des Göttlichen und Menschlichen kam nicht zur wahren Vermittelung und Versöhnung: hier Heiligkeit Gottes, dort Sünde der Welt. »Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?« Der Schmerz dieser Spannung brach vorerst bei den Propheten aus in die Sehnsucht einer vermittelnden Zukunft und in den ihre nationale Particularität überschwellenden Drang des Göttlichen zur Selbstoffenbarung.

Gleich dem Heidenthum, nur noch tiefer, weil viel positiver, hat also auch das Judenthum nothwendig in die Geburtswehen des Christenthums ausbrechen müssen. Nun schließt sich das erste Weltalter; das zweite drängt heran; jenes das vorchristliche, dieses das christliche.

Die Räthsel des Heidenthums und Judenthums werden nun im Christenthum gelöst. Jene suchten, jedes nach seiner Seite, beide aber sich ergänzend, was dieses ausspricht — ganz und voll. Jene waren geschichtliche Bedingung und Vorbereitung für dieses; dieses faßte das Wahre des Heidenthums und Judenthums in sich. „Das Judenthum war groß durch die Idee des absoluten persönlichen Gottes; das Größte im Heidenthum war die Idee der innigsten Nähe oder Inwohnung des göttlichen Lebens in freier, menschlicher Form:“ beides zusammen in höherer Einheit gibt das Christenthum.

Dies ist die geschichtliche Entwickelung und Bedingung der Geburt des Christenthums, dies der natürliche Grund; aber eben nur die Eine Seite, die geschichtliche, die natürliche; nach der andern ist das Christenthum wesentlich ursprünglich und göttlich, und dies ist sein innerstes Wesen.

In Christo hat sich das Gefühl des innersten Widerspruchs, das auf der Welt lag, in *einen* Brennpunct gesammelt, um in die Flamme des neuen Lichtes auszubrechen. Dies neue Licht und Leben war aber eben dies, daß sich in Christo durch *das ihm eigenthümliche Selbstbewußtsein* die menschliche Natur in ihrer Gottähnlichkeit und Urbildlichkeit erfaßt, und was durch den *schöpferischen* Willen Gottes im menschlichen Wesen auf *ursprüngliche* Weise begründet war, sich voll und ganz in ihm geoffenbart hat. Aber nur dadurch, daß Gott in ihm war, mochte Christus auf so einzige Weise die menschliche Natur in ihrer Gottähnlichkeit erfassen, und nur dadurch, daß er das ewige Wort war, mochte er, was auf ursprüngliche Weise angelegt war, in seiner Erscheinung offenbaren. — Es ist also das Christenthum zugleich wesentlich ursprüngliche That Gottes, und nicht außerhalb, sondern innerhalb seines Selbst liegt der Grund seiner göttlichen Kraft.

Wie nun *in* Christus Göttliches und Menschliches versöhnt ist, so auch *durch* ihn in der Welt, und hiermit ist der Menschheit ein *neues* Leben ins Herz gepflanzt. Dieses Leben ist also Christus, der Eine, Ganze, Volle. Was sich nun in ihm in absoluter Weise concentrirt hat, soll sich in der *Gesammtheit* des Menschengeschlechtes aus einander legen. Dies ist die Geschichte der Kirche: eine Geschichte der Einen, göttlichen Lebensfülle in und aus Christo, wie sie sich aus einander legt und darstellt in der Gesammtheit der Gemeinden aller Orten und Zeiten. Die nun in ihrem Leben den Meister und Erlöser verherrlichet, die sind die *Zeugen der Kirche* und recht eigentlich ihre Lebenspulse und Herzschläge.

Die weltumbildende Macht des Christenthums beginnt sofort ihre Geschichte, und die Gemeinde, die sich der Erlöser sammelt, wird nach und nach zur Weltgemeinde; denn ihr ist der Sieg verheißen über alle Welt. Der Gang des Christenthums ist aber dieser: Anfangs hat die Kirche das Christenthum nur erst im unmittelbaren Glauben, nur erst für das unmittelbare Bedürfniß; sie hat den ganzen Inhalt des Glaubens in sich beschlossen; aber nur zunächst für das Leben. Es ist also das unmittelbare christliche Leben das erste Moment des Christenthums. Die ganze christliche Wahrheit ist der Kirche ursprünglich eingepflanzt; aber sie hat sie noch nicht für das entwickelte Bewußtsein, noch nicht in entfalteter Weise, noch nicht nach allen Seiten aus einander gebreitet. Was aber auf ursprüngliche und unmittelbare Art gesetzt ist, dies *nach allen Seiten* sich zum Bewußtsein zu bringen, in Klarheit sich zu vermitteln und zu durchleben, ist die weitere Aufgabe des Geistes; des christlichen Geistes Arbeit also, über die unendliche Wahrheit des Christenthums zu immer klarerem und reicherem Verständniß zu kommen und Form und Auffassung in Lehre und Leben dem unmittelbar gegebenen göttlichen Inhalt immer conformer zu machen. Es bedarf aber steter Arbeit, bis er seine wahre Gestalt für das Bewußtsein hat und Leben gewinnt.

In dem Reichthum der christlichen Erscheinungen und Persönlichkeiten legt sich somit nur die unendliche Fülle der christlichen Religion, und in ihrer Verschiedenheit und ihrem unaufhörlichen Wechselspiel, die sich immer und immer wieder durch einander integriren, ihre absolute Wahrheit aus *).

*) Hier sollten noch 8 Nummern zur *speciellen* historischen und 2 zur relativen Theo*logie* folgen (jene bibelgeschichtlichen, exegetischen und kritischen, dogmen- und kirchengeschichtlichen, symbolischen und dogmatischen Inhalts; diese über Kirchendienst und Kirchenregiment), die wir aber aus Gründen menschlicher Klugheit ausfallen lassen, um den Leserkreis dieses Buches, der schon dadurch, daß dasselbe an so vielen Orten den heutigen Majoritätsansichten entgegentritt, sich ziemlich verengert, nicht noch mehr zu lichten. Zwar versteht es sich von selber, daß wir die hieher gehörigen Schriftproben weder den Werken von Hrn. Hengstenberg noch denen von Hrn. Bruno Bauer entnommen hatten; die positive Theologie ist aber ein so eigenthümliches Gebiet, und der Wirrwarr auf diesem Gebiete heutzutage so arg, daß sich schlechterdings nicht 6 bedeutende theologische Schriftsteller finden lassen, die einerseits einigermaßen harmoniren und andrerseits auch nur unter denen auf allgemeine Anerkennung rechnen könnten, welche als Leser für dieses Buch übrig bleiben. Da man nun von zwei Uebeln das kleinere wählen soll, und ein Mangel weniger schlimm ist als ein Fehler, so hoffen wir, der Leser werde uns verzeihen, wenn wir es ihm überlassen, sich diesen Abschnitt nach eigenem Ermessen zu ergänzen. M.

VIERTES BUCH.

Die allgemeine Wissenschaft.

ERSTE ABTHEILUNG.

. Zur Quellenkunde.

221. Proben von Spinoza's Philosophie.

I. Ein Blick in sein absolutistisch-radicales Natur- und Staatsrecht.

(Tractatus theologico-politicus [1670], aus Cap. XVI.)

naturale uniuscujusque hominis non sana
sed cupiditate et potentia determinatur.
im omnes naturaliter determinati sunt ad
um secundum regulas et leges rationis;
tra, omnes ignari omnium rerum nascun-
antequam veram vivendi rationem noscere
et virtutis habitum acquirere, magna æta-
, etsi bene educati fuerint, transit et nihilo-
nterim vivere tenentur, seque, quantum
it, conservare, nempe ex solo appetitus
: quandoquidem natura iis nihil aliud dedit,
dem potentiam ex sana ratione vivendi de-
et propterea non magis ex legibus sanæ
vivere tenentur, quam felis ex legibus na-
ninæ. Quicquid itaque unusquisque, qui
o naturæ imperio consideratur, sibi utile
lu sanæ rationis, vel ex affectuum impetu
id summo naturæ jure appetere et qua-
ratione, sive vi, sive dolo, sive precibus,
cunque demum modo facilius poterit, ipsi
licet, et consequenter pro hoste habere
ui impedire vult, quominus animum ex-
um.
uibus sequitur Jus et Institutum naturæ,
omnes nascuntur et maxima ex parte
nihil nisi quod nemo cupit et quod nemo
prohibere; non contentiones, non odia,
n, non dolos, nec absolute aliquid, quod
s suadet aversari. Nec mirum; nam na-
n legibus humanæ rationis, quæ non nisi
n verum utile et conservationem intendunt,
intercluditur, sed infinitis aliis, quæ totius naturæ,
cujus homo particula est, æternum ordinem re-
spiciunt. Ex cujus sola necessitate omnia individua
certo modo determinantur ad existendum et ope-
randum. Quicquid ergo nobis in natura ridiculum,
absurdum, aut malum videtur, id inde venit, quod
res tantum ex parte novimus, totiusque naturæ
ordinem et cohærentiam maxima ex parte ignora-
mus, et quod omnia ex usu nostræ rationis dirigi
volumus, cum tamen id, quod ratio malum esse
dictat, non malum sit respectu ordinis et legum
universæ naturæ; sed tantum solius nostræ naturæ
legum respectu.

Verum enim vero quanto sit hominibus utilius,
secundum leges et certa nostræ rationis dictamina
vivere, quæ uti diximus, non nisi verum hominum
utile intendunt, nemo potest dubitare. Præterea
nullus est qui non cupiat secure extra metum,
quoad fieri potest, vivere; quod tamen minime
potest contingere, quamdiu unicuique ad lubitum
omnia facere licet, nec plus juris rationi, quam
odio et iræ conceditur: nam nullus est, qui inter
inimicitias, odia, iram et dolos non anxie vivat,
eaque adeo, quantum in se est, non conetur vitare.
Quod si etiam consideremus homines absque mu-
tuo auxilio miserrime et absque rationis cultu ne-
cessario vivere, ut in Cap. V. ostendimus, claris-
sime videbimus, homines ad secure et optime vi-
vendum necessario in unum conspirare debuisse,
ac proinde effecisse, ut jus quod unusquisque
ex natura ad omnia habebat, collective haberent,

neque amplius ex vi et appetitu uniuscujusque, sed ex omnium simul potentia et voluntate determinaretur. Quod tamen frustra tentassent, si, nisi quod appetitus suadet, sequi vellent, (ex legibus enim appetitus unusquisque diverse trahitur) adeoque firmissime statuere et pacisci debuerunt ex solo rationis dictamine (cui nemo aperte repugnare audet, ne mente carere videatur) omnia dirigere et appetitum, quatenus in damnum alterius aliquid suadet, frænare, neminique facere, quod sibi fieri non vult, jusque denique alterius tanquam suum defendere. Qua autem ratione pactum hoc iniri debeat, ut ratum fixumque sit; hic jam videndum. Nam lex humanæ naturæ universalis est, ut nemo aliquid, quod bonum esse judicat, negligat, nisi spe majoris boni, vel ex metu majoris damni; nec aliquod malum perferat, nisi ad majus evitandum, vel spe majoris boni. Hoc est, unusquisque de duobus bonis, quod ipse majus esse judicat, et de duobus malis, quod minus sibi videtur, eliget. Dico expresse, quod sibi eligenti majus aut minus videtur; non, quod res necessario ita se habeat, ut ipse judicat. Atque hæc lex adeo firmiter naturæ humanæ inscripta est, ut inter æternas veritates sit ponenda, quas nemo ignorare potest. At ex ea necessario sequitur, neminem absque dolo promissurum, se jure, quod in omnia habet, cessurum et absolute neminem promissis staturum, nisi ex metu majoris mali vel spe majoris boni. Quod ut melius intelligatur, ponatur, Latronem me cogere, ut ei promittam, me mea bona, ubi velit, ipsi daturum. Jam quandoquidem, ut jam ostendi, meum jus naturale sola mea potentia determinatur, certum est, quod si possum dolo me ab hoc Latrone liberare, ipsi quidquid velit promittendo, mihi id naturæ jure facere licere, dolo scilicet quicquid velit pacisci. Vel ponatur, me absque fraude alicui promisisse me spatio viginti dierum non gustaturum cibum neque ullum alimentum et postea vidisse, me stulte promisisse, nec sine damno maximo stare promisso posse, quandoquidem ex jure naturali de duobus malis minus eligere teneor, possum ergo summo jure fidem talis pacti rumpere, et dictum iudictum ut sit, facere. Atque hoc inquam jure naturali licere, sive vera et certa ratione videam, sive ex opinione videre videar, me male promisisse: sive enim id vere, sive falso videam, maximum timebo malum, quodque adeo ex naturæ instituto omni modo vitare conabor. Ex quibus concludimus pactum nullam vim habere posse, nisi ratione utilitatis, qua sublata pactum simul tollitur, et irritum manet. Ac propterea stulte alterius fidem in æternum sibi aliquem expostulare, si simul non conatur efficere, ut ex ruptione pacti ineundi plus damni quam utilitatis ruptorem sequatur: quod quidem in Republica instituenda maxime locum habere debet. At si omnes homines facile solo ductu rationis duci possent, summamque Reipublicæ utilitatem et necessitatem noscere, nullus esset, qui dolos prorsus non detestaretur; sed omnes summa cum fide ex cupiditate summi hujus boni, nempe Reipublicæ conservandæ, pactis omnino starent et fidem, summum Reipublicæ præsidium, supra omnia servarent. Sed longe abest ut omnes ex solo ductu rationis facile semper duci possint: nam unusquisque a sua voluptate trahitur et avaritia, gloria, invidia, ira etc. sæpissime mens ita occupatur, ut nullus locus rationi relinquatur: quapropter quamvis homines certis signis simplicis animi promittant et paciscantur, se fidem servaturos, nemo tamen nisi promisso aliud accedat, de fide alterius potest esse certus: quandoquidem unusquisque naturæ jure, dolo agere potest, nec pactis stare tenetur; nisi spe majoris boni vel metu majoris mali. Verum quia jam ostendimus, jus naturale *sola* potentia uniuscujusque determinari, *sequitur, quod* quantum unusquisque potentiæ, quam habet, in alterum vel vi, vel sponte transfert, tantum etiam de suo jure alteri necessario cedere, et illum summum jus in omnes habere, qui summam habet potestatem, qua omnes vi cogere et metu summi supplicii, quod omnes universaliter timent, retinere potest: quod quidem jus tamdiu tantum retinebit, quamdiu hanc potentiam, quicquid velit exequendi, conservabit; aliâs precario imperabit et nemo fortior, nisi velit, ei obtemperare tenebitur.

Hac itaque ratione, sine ulla naturalis juris repugnantia, societas formari potest, pactumque omne summa cum fide semper servari; si nimirum unusquisque omnem, quam habet, potentiam in societatem transferat, quæ adeo summum naturae jus in omnia, hoc est, summum imperium sola retinebit, cui unusquisque vel ex libero animo, vel metu summi supplicii parere tenebitur. Talis vero societatis jus Democratia vocatur, quæ proinde definitur cœtus universus hominum, qui collegialiter summum jus ad omnia, quæ potest, habet. Ex quo sequitur, summam potestatem nulla lege teneri, sed omnes ad omnia ei parere debere: hoc enim tacite vel expresse pacisci debuerunt omnes, cum omnem suam potentiam se defendendi, hoc est, omne suum jus in eam transtulerunt. Quippe si aliquid sibi servatum volebant, debuerant simul sibi cavere, quo id tuto defendere possent; cum autem id non fecerint, nec absque imperii divisione et consequenter destructione facere po-

ıt, eo ipso se arbitrio summæ potestatis ab-
ı submiserunt: quod cum absolute fecerint
(ut jam ostendimus) et necessitate cogente,
ıa ratione suadente, hinc sequitur quod, nisi
s imperii esse velimus et contra rationem, 5
imperium summis viribus defendere suadentem,
agere, omnia absolute summæ potestatis mandata
exequi tenemur, tametsi absurdissima imperet,
talia enim ratio exequi etiam jubet, ut de duobus
malis minus eligamus.

II. Seine heidnische Ansicht von der Kirche.

(Ibidem, aus Cap. XIX.)

ım supra dixi, eos, qui imperium tenent,
d omnia solos habere et a solo eorum de-
jus omne pendere, non tantum civile intel-
volui, sed etiam sacrum; nam hujus etiam
erpretes esse debent et vindices. Atque hoc 15
xpresse notare volo et de eo ex professo in
apite agere, quia plurimi sunt, qui perne-
hoc jus, nempe circa sacra, summis potestati-
:ompetere, neque eos interpretes juris divini
cere volunt; unde etiam licentiam sibi su- 20
, eosdem accusandi et traducendi, imo ab
sia (ut olim Ambrosius Theodosium Cæsarem)
excommunicandi. Sed eos hac ratione imperium
dividere, imo viam ad imperium affectare, infra
in hoc ipso capite videbimus; nam prius osten-
dere volo, Religionem vim juris accipere ex solo
eorum decreto, qui jus imperandi habent; et Deum
nullum singulare regnum in homines habere, nisi
per eos, qui imperium tenent; et præterea, quod
Religionis cultus, et pietatis exercitium Reipu-
blicæ paci, et utilitati accommodari, et conse-
quenter a solis summis potestatibus determinari
debet, quæque adeo ejus etiam interpretes de-
bent esse.

III. Proben seiner Theologie, Aesthetik und Ethik.

(1. Eth. P. I. Appendix; 2. P. IV. propos. 35. Coroll.)

Quoniam omnia, quæ hic indicare suscipio,
ıdicia pendent ab hoc uno, quod scilicet com-
ler supponant homines, omnes res naturales,
ıos, propter finem agere; imo, ipsum Deum
a ad certum aliquem finem dirigere, pro certo 30
ant: dicunt enim, Deum omnia propter ho-
m fecisse, hominem autem, ut ipsum coleret.
igitur unum prius considerabo, quærendo
ɜt, primo causam, cur plerique hoc in præ-
io acquiescant et omnes natura adeo propensi 35
ıd idem amplectendum. Deinde ejusdem fal-
m ostendam et tandem, quomodo ex hoc orta
ɔræjudicia de bono et malo, merito et pec-
laude et vituperio, ordine et confusione,
ritudine et deformitate, et de aliis hujus 40
·is. Verum, hæc ab humanæ mentis natura
:ere, non est hujus loci. Satis hic erit, si
undamento id capiam, quod apud omnes de-
ɜsse in confesso; nempe hoc, quod omnes
ɑes rerum causarum ignari nascuntur et quod 45
s appetitum habent suum utile quærendi,
rei sunt conscii. Ex his enim sequitur,
›, quod homines, se liberos esse opinentur,
loquidem suarum volitionum suique appetitus
conscii, et de causis, a quibus disponuntur 50
ppetendum et volendum, quia earum sunt
i, ne per somnium cogitant. Sequitur se-
›, homines omnia propter finem agere, vide-
propter utile, quod appetunt; unde fit, ut
semper rerum peractarum causas finales tantum
scire expetant et, ubi ipsas audiverint, quiescant;
nimirum, quia nullam habent causam ulterius du-
bitandi. Sin autem easdem ex alio audire ne-
queant, nihil iis restat, nisi ut ad semet se con-
vertant, et ad fines, a quibus ipsi ad similia
determinari solent, reflectant et sic ex suo
ingenio ingenium alterius necessario judicant.
Porro cum in se et extra se non pauca reperiant
media, quæ ad suum utile assequendum non
parum conducant, ut ex. gr. oculos ad videndum,
dentes ad masticandum, herbas et animantia ad
alimentum, solem ad illuminandum, mare ad alen-
dum pisces etc. hinc factum, ut omnia naturalia,
tanquam ad suum utile media, considerent; et
quia illa media ad ipsis inventa, non autem parata
esse sciunt, hinc causam credendi habuerunt, ali-
quem alium esse, qui illa media in eorum usum
paraverit. Nam postquam res, ut media, con-
sideraverunt, credere non potuerunt, easdem se
ipsas fecisse; sed ex mediis, quæ sibi ipsi parare
solent, concludere debuerunt, dari aliquem, vel
aliquos naturæ rectores, humana præditos liber-
tate, qui ipsis omnia curaverint et in eorum usum
omnia fecerint. Atque horum etiam ingenium,
quandoquidem de eo nunquam quid audiverant,
ex suo judicare debuerunt; atque hinc statuerunt,
Deos omnia in hominum usum dirigere, ut ho-
mines sibi devinciant et in summo ab iisdem ho-

nore habeantur; unde factum, ut unusquisque diversos Deum colendi modos ex suo ingenio excogitaverit, ut Deus eos supra reliquos diligeret et totam naturam in usum cœcæ illorum cupiditatis et insatiabilis avaritiæ dirigeret. Atque ita hoc præjudicium in superstitionem versum est et altas in mentibus egit radices; quod in causa fuit, ut unusquisque maximo conatu omnium rerum causas finales intelligere, easque explicare studeret. Sed dum quæsiverunt ostendere, naturam nihil frustra (hoc est, quod in usum hominum non sit) agere, nihil aliud videntur ostendisse, quam naturam, Deosque æque, ac homines, delirare....

... Postquam homines sibi persuaserunt, omnia, quæ fiunt, propter ipsos fieri; id in unaquaque re præcipuum judicare debuerunt, quod ipsis utilissimum et illa omnia præstantissima æstimare, a quibus optime afficiebantur. Unde has formare debuerunt notiones, quibus rerum naturas explicarent, scilicet, Bonum, Malum, Ordinem, Confusionem, Calidum, Frigidum, Pulchritudinem et Deformitatem etc. et quia se liberos existimant, inde hae notiones ortæ sunt, scilicet, Laus et Vituperium, Peccatum et Meritum; sed has infra, postquam de natura humana egero, illas autem hic breviter explicabo. Nempe id omne, quod ad valetudinem et ad Dei cultum conducit, Bonum; quod autem iis contrarium est, Malum vocaverunt. Et quia ii, qui rerum naturam non intelligunt, nihil de rebus affirmant, sed res tantummodo imaginantur et imaginationem pro intellectu capiunt, ideo ordinem in rebus esse firmiter credunt, rerum, suæque naturæ ignari. Nam cum ita sint dispositæ, ut, cum nobis per sensus repræsentantur, eas facile imaginari et consequenter earum facile recordari possimus, easdem bene ordinatas; si vero contra, ipsas male ordinatas sive confusas esse dicimus. Et quoniam ea nobis præ cæteris grata sunt, quæ facile imaginari possumus, ideo homines ordinem confusioni præferunt; quasi ordo aliquid in natura præter respectum ad nostram imaginationem esset. Dicuntque Deum omnia ordine creasse et hoc modo ipsi nescientes Deo imaginationem tribuunt; nisi velint forte, Deum, humanæ imaginationi providentem, res omnes eo disposuisse modo, quo ipsas facillime imaginari possent; nec moram forsan iis injiciet, quod infinita reperiantur, quæ nostram imaginationem longe superant et plurima, quæ ipsam, propter ejus imbecillitatem, confundunt. Sed de hac re satis. Cæteræ deinde notiones etiam præter imaginandi modos, quibus imaginatio diversimode afficitur, nihil sunt, et tamen ab ignaris, tanquam præcipua rerum attributa, considerantur; quia, ut jam diximus, res omnes propter ipsos factas esse, credunt; et rei alicujus naturam bonam, vel malam, sanam, vel putridam et corruptam dicunt, prout ab eadem afficiuntur. Ex. gr. si motus, quem nervi ab objectis, per oculos repræsentatis, accipiunt, valetudini conducat, objecta, a quibus causatur, pulchra dicuntur, quæ autem contrarium motum cient, deformia. Quæ deinde per nares sensum movent, odorifera, vel fœtida vocant, quæ per linguam, dulcia, aut amara, sapida aut insipida etc. Quæ autem per tactum, dura, aut mollia; aspera, aut lævia etc. Et quæ denique aures movent, strepitum, sonum, vel harmoniam edere dicuntur, quorum postremum homines adeo dementavit, ut Deum etiam harmonia delectari crederent. Nec desunt Philosophi, qui sibi persuaserint, motus cœlestes harmoniam componere. Quæ omnia satis ostendunt, unumquemque pro dispositione cerebri de rebus judicasse, vel potius imaginationis affectiones pro rebus accepisse. Quare non mirum est, (ut hoc *etiam* obiter notemus) quod inter homines tot, *quot* experimur, controversiæ ortæ sint, ex quibus tandem Scepticismus. Nam, quamvis humana corpora in multis conveniant; in plurimis tamen discrepant, et ideo id, quod uni bonum, alteri malum videtur; quod uni ordinatum, alteri confusum; quod uni gratum, alteri ingratum est; et sic de cæteris, quibus hic supersedeo, cum quia hujus loci non est de his ex professo agere, tum quia hoc omnes satis experti sunt. Omnibus enim in ore est, quod capita, tot sensus, suo quemque sensu abundare, non minora cerebrorum, quam palatorum esse discrimina: quæ sententiæ satis ostendunt, homines pro dispositione cerebri de rebus judicare.

2. Cum maxime unusquisque homo suum sibi utile quærit, tum maxime homines sunt sibi invicem utiles. Nam quo magis unusquisque suum utile quærit et se conservare conatur, eo magis virtute præditus est, (per Prop. 20. hujus) sive quod idem est, (per Defin. 8. hujus) eo majore potentia præditus est ad agendum ex suæ naturæ legibus, hoc est, (per Prop. 3. p. 3.) ad vivendum ex ductu rationis At homines tum maxime natura conveniunt, cum ex ductu rationis vivunt; (per Prop. præced.) ergo (per præc. Coroll.) tum maxime homines erunt sibi invicem utiles, cum maxime unusquisque suum utile sibi quærit. Q. E. D.

ZWEITE ABTHEILUNG.

Zur philologisch-historischen Bearbeitung der Quellen.

282. Einleitung eines Commentars zu Aristoteles' Kategorien.

(*Aristotelis* Organon graece. Novis codicum auxiliis adjutus recognovit, scholiis ineditis et commentario instruxit *Theod. Waitz.* I. [1844] S: 265—269).

Titulum *Κατηγορίαι* optimi codd. praebent. Gumposch (Ueber die Logik und logischen Schriften des Aristoteles Lpz. 1839 p. 53) *Περὶ τῶν δέκα γενῶν* librum inscribi maluit, quamquam ex iis ipsis Simplicii, Boethi, Davidis et interpretis anonymi locis, quos adscripsit, patet *Κατηγορίαι* verum ab illis habitum esse titulum, quem iure laudat Davides (Schol. coll. Brandis 18 b 10): *αἱ τοιαῦται ἐπιγραφαὶ δραστικώτερον παριστῶσι τὸ σύγγραμμα.* Tituli varietatem iam commemorat Porphyrius (*κατὰ πεῦσιν καὶ ἀπόκρισιν* fol. 2 b): *ἄλλοι μὲν πρὸ τῶν Τοπικῶν ἐπέγραψαν, ἄλλοι δὲ περὶ τῶν γενῶν τοῦ ὄντος, ἄλλοι δὲ περὶ τῶν δέκα γενῶν.* Leo Magentenus (v. quae collegimus scholia p. 30 init.) librum inscribi dicit »*δέκα κατηγορίαι*«. Titulus *πρὸ τῶν Τοπικῶν*, quem Adrastus Aphrodisiensis libro praefixisse dicitur (v. Krugii de Cat. Prolusionem Lips. 1809 p. 4), fortasse originem habuit inde, quod quae in altera parte Categoriarum de oppositis dicantur ad dialecticam magis pertinere videantur quam ad ipsam de categoriis doctrinam; cf. Simpl. schol. 88 a 32—34 et Brandis Ueber die Reihenfolge der Bücher des Organon in Abhh. der Berl. Akad. 1833. Hist.-phil. Cl. p. 266 et 268, qui titulum *πρὸ τῶν Τοπικῶν* Adrasto antiquiorem esse ostendit p. 273, 277. Praeterea veteres interpretes, quum hunc librum afferunt, scribere solent *ἐν Κατηγορίαις, ἐν τῷ συγγράμματι τῶν Κατηγοριῶν* al. huiusmodi (v. schol. 115 b 34, 116 a 3, 136 a 45, 48) neglectis reliquis titulus: quare non dubito, quin ab Aristotele ipso inscriptus sit *Κατηγορίαι*, quamquam singula capita non ab eo inscripta esse iis verbis, quae nunc in codd. paene omnibus sicut in ed. Bipont. iis praeposita sunt, quum auctorem habemus Simplicium (schol. 66 b 33), tum ex iis colligimus, quae habet Davides (schol. 60 a 31): dubitat enim, quid inscribendum sit ei parti, qua agitur *περὶ τῶν πρός τι:* titulum igitur ab Aristotele ipso profectum esse non putavit: Boethius vero (v. comm. de Cat. lib. III. prooem.) etiam hos titulos ad Aristotelem auctorem referendos esse iudicavit. — De divisione libri v. schol. 33 b 35. — Verum quidem est librum Categoriarum ab Aristotele non nominatim afferri — nam quae habentur 1028 a 11 *ἐν τοῖς περὶ τοῦ ποσαχῶς* non cum Rittero (Gesch. der Ph. III p. 25 not. 2) de Categoriis intelligenda esse, sed de libro V met. 1017 a 23 sqq., recte monuit Trendelenburg (Prolusio de Aristot. Categ. Berol. 1833), cf. Heydemann Die Kategorien des Arist. übersetzt und erläutert Berl. 1835 p. 31: ad eundem enim respicit etiam 1021 b 13 *τὰ μὲν γάρ τί ἐστι σημαίνει τῶν ὄντων, τὰ δὲ ποιόν τι, τὰ δ' ὡς διῄρηται πρότερον· οὐδὲ γὰρ ταῦτα ἀναλύεται εἰς ἄλληλα οὔτ' εἰς ἕν τι.* Quare etiam Theophrasti liber *περὶ τοῦ ποσαχῶς* vel *περὶ τοῦ πολλαχῶς*, cuius mentionem facit Alexander (schol. 266 b 14 et 284 a 28), libro V met. similior videtur fuisse quam Categoriis, v. Brandis Rh. Mus. 1827 p. 281 c. not. 87 — sed tamen pluribus locis ad divisionem categoriarum ita respicit, ut eum aliquid scripsisse de ea appareat: 178 a 5 *ἐπείπερ ἔχομεν τὰ γένη τῶν κατηγοριῶν*, cf. 179 a 9, quamquam haec ad ea referenda videntur, quae tradidit 103 b 20; cf. tamen 49 a 7 *ὁσαχῶς αἱ κατηγορίαι διῄρηνται*, 319 a 11 *ταῦτα δὲ διώρισται ταῖς κατηγορίαις· τὰ μὲν γὰρ τόδε τι σημαίνει, τὰ δὲ τοιόνδε, τὰ δὲ ποσόν.* Tum in Topicis plures sunt loci, quibus in usum convertisse videtur quae in libro Categoriarum disputavit: sic 142 a 29 novam definitionem *τῶν πρός τι*, quam proposuit 8 a 32, adoptat: 144 b 14 dicit *οὐ δοκεῖ γὰρ ἡ αὐτὴ διαφορὰ δύο γενῶν εἶναι μὴ περιεχόντων ἄλληλα .... ἢ οὐκ ἀδύνατον .... ἀλλὰ προσθετέον, μηδ' ἄμφω ὑπὸ ταὐτὸν ὄντων*, in quibus respicere videtur ad ea, quae dixit 1 b 16 seqq.; cf. quae adscripsimus ad 11 a 37. Quod vero de contrariis (14 a 19) tertium additur *ἢ αὐτὰ γένη εἶναι*, quod in Topicis omittitur, ex eo vix elici poterit Topica prius quam Categorias conscripta esse, propterea quod quae feruntur Postpraedicamenta ab ipso Aristotele Categoriis adiecta esse haud probabile est. Quare illud argumentum, quod attulit Brandis (Abhh. der Berl. Akad. l. l. p. 257), minus grave est. Deinde quum maximi momenti esse divisionem categoria-

rum pateat ex iis locis, quos iam adscripturi sumus, Aristotelem non nisi obiter de iis egisse haud verisimile est: 225 b 5 *εἰ οὖν αἱ κατηγορίαι διῄρηνται οὐσίᾳ καὶ ποιότητι καὶ τῷ ποῦ καὶ τῷ ποτὲ καὶ τῷ πρός τι καὶ τῷ ποσῷ καὶ τῷ ποιεῖν ἢ πάσχειν, ἀνάγκη τρεῖς εἶναι κινήσεις*, cf. 226 a 23: divisione igitur categoriarum nituntur quae disputat in sequentibus de motu. 201 a 1 *κοινὸν δ' ἐπὶ τούτων οὐδὲν ἔστι λαβεῖν, ὥς φαμεν, ὃ οὔτε τόδε οὔτε ποσὸν οὔτε ποιὸν οὔτε τῶν ἄλλων κατηγορημάτων οὐθέν. ὥστ' οὐδὲ κίνησις οὐδὲ μεταβολὴ οὐθενὸς ἔσται παρὰ τὰ εἰρημένα μηδενός γε ὄντος παρὰ τὰ εἰρημένα*, cf. 1068 a 8, ubi praeter *κεῖσθαι* et *ἔχειν* etiam *ποτὲ* omissum est. Ut quaestionem instituat de anima, primo constituendam putat categoriam, ad quam referenda sit: 402 a 23 *πρῶτον δ' ἴσως ἀναγκαῖον διελεῖν ἐν τίνι τῶν γενῶν καὶ τί ἐστι, λέγω δὲ πότερον τόδε τι καὶ οὐσία ἢ ποιὸν ἢ ποσὸν ἢ καί τις ἄλλη τῶν διαιρεθεισῶν κατηγοριῶν*, cf. 410 a 14. Ubi de definitionibus agit, ante omnia categoriam inveniendam esse docet, quae genus sit rei definiendae, 96 b 19. Categoriarum divisionem ita comparatam esse, ut nihil extra eam cadat, *ἐν τοῖς Ὑπομνήμασιν* Aristotelem docuisse auctor est Dexippus (schol. 48 a 46); quidam interpretes ipsum librum Categoriarum *ἐν τοῖς ὑπομνηματικοῖς* numeraverunt, v. schol. 44 a 18, cf. ib. 24 b 3 sqq. — Ritter l. l. p. 77 „Unter Kategorieen versteht Aristoteles die allgemeinsten Arten dessen, was durch das einfache Wort bezeichnet wird“, cf. Heydemann p. 37. Trendelenb. Elementa logices Aristotelicae Berol. 1842 p. 53. Hegel (Wke. XIV. p. 402) categorias vocat „die einfachen Wesenheiten, die allgemeinen Bestimmungen“; Biese, die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange Berl. 1835 I. p. 52 „Diejenigen Aussagen, welche kurz die nothwendigen Puncte namhaft machen, auf welche es für das Kennenlernen des sinnlich Wahrnehmbaren ankommt, werden von Aristoteles *κατηγορίαι* genannt, kurze, bestimmte Angaben, welche bei der Untersuchung des Thatbestandes besonders zu berücksichtigen sind“. Quintil. III, 6, 23 „Aristoteles elementa decem constituit, circa quae versari videatur omnis quaestio“. De discrimine, quod sit inter categoriam et categorema, Simplicius fol. 3 b (Basil. 1551) *ἡ μὲν λέξις κατηγορία λέγεται, ὡς κατὰ τοῦ πράγματος ἀγορευομένη* (cf. Aristot. 1129 b 14 *οἱ δὲ νόμοι ἀγορεύουσι περὶ ἁπάντων*), *τὸ δὲ πρᾶγμα κατηγόρημα*. Idem interest inter *αἴσθημα* et *αἴσθησιν*: Ar. 460 b 3 *καὶ ἀπελθόντος τοῦ θύραθεν αἰσθετοῦ ἐμμένει τὰ αἰσθήματα αἰσθητὰ ὄντα*: cf. 232 a 8 *εἴη ἂν ἡ κίνησις οὐκ ἐκ κινήσεων ἀλλ' ἐκ κινημάτων καὶ τὸ κεκινῆσθαί τι μὴ κινούμενον*. 241 a 3 *οὔτε γὰρ ὁ χρόνος ἐκ τῶν νῦν οὐθ' ἡ γραμμὴ ἐκ στιγμῶν οὐθ' ἡ κίνησις ἐκ κινημάτων*. Discrimen, quod est inter *κατηγόρημα* et *κατηγορίαν*, non observari videtur 201 a 1, 1028 a 33, ubi *κατηγόρημα* idem est quod *κατηγορία*: si quis tamen discrimen aliquod statuere velit, dicendum erit *κατηγόρημα* plerumque propius accedere ad *τὸ κατηγορούμενον*: cf. 20 b 32, 1053 b 19. Iam *κατηγορία* et significat quodcunque praedicatur, v. 83 b 15, 103 b 20 *τὰ γένη τῶν κατηγοριῶν*. 107 a 3 *τὰ γένη τῶν κατὰ τοὔνομα κατηγοριῶν*. 1026 a 36 *σχήματα τῆς κατηγορίας* 1024 b 13 *σχῆμα κατηγορίας τοῦ ὄντος*. 181 b 27 *οὐ δοτέον τῶν πρός τι λεγομένων σημαίνειν τι χωριζομένας καθ' αὑτὰς τὰς κατηγορίας*. 3 a 35 sq., 41 a 4 et 12, et genera eorum quae praedicantur sicut 1093 b 19 *ἐν ἑκάστῃ γὰρ τοῦ ὄντος κατηγορίᾳ ἐστὶ τὸ ἀνάλογον*. 639 a 30 *ἕτερα δὲ ἴσως ἐστὶν οἷς συμβαίνει τὴν μὲν κατηγορίαν ἔχειν τὴν αὐτήν, διαφέρειν δὲ τῇ κατ' εἶδος διαφορᾷ*, et ipsam praedicandi rationem, 44 a 34; 57 b 19, ubi *τὸ ἀνάπαλιν τῆς κατηγορίας* vocatur ea praedicandi ratio, qua subiectum orationis cum praedicato commutatur: quare hoc loco *κατηγορία* idem est quod *σχῆμα κατηγορίας*. Denique 52 a 15 *κατηγορία* idem est quod propositio simplex (categoricam dicunt nostro tempore artis periti), cui opponitur vel *ἡ ἐκ μεταθέσεως* vel *ἡ στερητικὴ πρότασις*: nam *κατηγορία* h. l. idem est quod 19 b 23 *κατάφασις καὶ ἀπόφασις* (*ἡ ἁπλῆ* sc.), unde *κατεγορούμενα* 136 a 14 significat *τὰ καταφατικῶς λεγόμενα* et *κατηγορία καὶ εἶδος* coniuncta opponuntur *στερήσει*, 318 b 16 *τὸ μὲν θερμὸν κατηγορία τις καὶ εἶδος, ἡ δὲ ψυχρότης στέρησις*: in his *κατηγορία* significat *τὸ καταφάσει δηλούμενον*, sicut *πρότασις κατηγορικὴ* appellatur *ἡ καταφατική*. Quietis notionem involvere *κατηγορίαν* docet 192 b 17 *ᾗ μὲν τετύχηκε τῆς κατηγορίας ἑκάστης καὶ καθ' ὅσον ἐστὶν ἀπὸ τέχνης, οὐδεμίαν ὁρμὴν ἔχει μεταβολῆς ἔμφυτον*: categoria enim in his nihil significat nisi proprium quod cuique rei inditum est nomen. — Divisioni categoriarum opponitur alia eorum, quae praedicantur *καθ' αὑτὸ* et quae *κατὰ συμβεβηκός*, 74 b 11 *ἅπαν γὰρ ἢ οὕτως ὑπάρχει ἢ κατὰ συμβεβηκός, τὰ δὲ συμβεβηκότα οὐκ ἀναγκαῖα*, cf. 83 b 12, Biese I. p. 63 not. 1, schol. 49 b 3 sqq., de coel. 298 b 28 *τῶν φύσει λεγομένων τὰ μέν ἐστιν οὐσίαι, τὰ δ' ἔργα καὶ πάθη τούτων*: sic substantia (*τὸ ὑπομένον*) opponitur reliquis categoriis. — Grammaticis potissimum rationibus ductum Aristotelem divisionem categoriarum constituisse Trendelenburgius ostendit in Prolusione. Kantii et Hegelii de ea sententiam v. in eiusd. Elem. log. Arist. p. 53 not. 1. Plotini de Categoriis dubia v. Ennead. IV lib. 1; quae ex Aristotelis libro in suum usum

converterit videre licet coll. lib. 3. — Aristotelis Cat. ed. E. A. Lewald Hdlb. 1824 nihil novi habent: quae codices praeberent auctor parum curavit. Salomon Maimon Categorias de latino in patriam sermonem vertit »Die Kathegorieen (sic) des Aristoteles mit Anmerkungen erläutert und als Propädeutik zu einer neuen Theorie des Denkens dargestellt. Berl. 1794. Librum melius intelliget qui Aristotelem prius intellexerit.

DRITTE ABTHEILUNG.

Zur historisch-philosophischen Verarbeitung der Quellen.

233. Zur Charakteristik und Kritik der Hegelschen Philosophie und Methode.

(I. *J. F. Herbart*, Kurze Encyklopädie der Philosophie [1831] S. 286—288, 296; II. *A. Trendelenburg*, Logische Untersuchungen I. [1840] S. 23—30.)

I. Man kann nicht füglich behaupten, ein solches System der Philosophie sei unmöglich, denn Hegels System ist wirklich vorhanden, und überdies besitzt es den Vorzug, das Wesentliche der Schellingschen Lehrer mit ungemeiner Präcision vor Augen zu stellen. — Alle Anfänger der Philosophie haben Mühe daran zu glauben, daß in den gegebenen Formen der Erfahrung, also in der Veränderung, der Inhärenz, der Materie und dem Ich, wenn wir die Begriffe hievon dem Gegebenen gemäß aufnehmen, Widersprüche liegen, die wir beim Aufnehmen nicht vermeiden, sondern nur durch fortgesetztes Nachdenken überwinden können. Ohne diese Widersprüche scharf zu betrachten, ist keine tüchtige Methode in der Philosophie möglich; sondern das Philosophiren verfällt bald in diesen bald in jenen Widerspruch, wie in eine verborgene Grube. Aber wir würden aus dem Tone dieses Buchs fallen, wenn wir das in den streng wissenschaftlichen Schriften darüber längst Gesagte hier noch einmal wiederholen wollten. Da nun der Gegenstand gleichwohl hier muß erwähnt werden, so kann das nicht passender als auf historische Weise geschehen. Nicht bloß der Verfasser sah diese Widersprüche schon damals, da er noch in Fichte's Schule war, sondern sie sind seitdem von Allen, die Fichten benutzt und die Alten gehörig verglichen haben, gesehen, — freilich nicht gehoben, sondern wie wenn sie etwas Vortreffliches und Erhabenes wären, verehrt, — von Keinem aber besser als von Hegel ausgebreitet und durch alle Theile der Philosophie hindurchgeführt worden. Darum ist Hegels Lehre eine zwar nicht neue, aber merkwürdige und vorzüglich lichtvolle Thatsache; trotz allem Dunkel in Hegels Schriften für Jeden, der etwas Anderes darin sucht, als nur gerade diese Thatsache der in den Erfahrungsbegriffen gegebenen Widersprüche. — Hegels Satz: was wirklich, das ist vernünftig, und umgekehrt, vermischt schon praktische Ideen und metaphysische Principien. Wenn er aber sogar das Sein mit dem Nichts verbindet, so findet er für die Einheit beider kein näher liegendes Beispiel, als die Veränderung, sammt den ihr zugehörigen Begriffen Anfang und Ende. Und hiemit versetzt er sich in die Mitte der Erfahrung, welche er sogleich als seinen wahren Grund und Boden würde anerkannt haben, wenn ihm nicht die alten idealistischen Verkehrtheiten und jene falsche Abstractionsweise anklebten. Von der Veränderung sagt er ganz richtig: »Jeder hat eine Vorstellung vom Werden, und wird zugeben, daß es eine Vorstellung ist; ferner daß, wenn man sie analysirt, die Bestimmung des Seins, aber auch vom schlechthin Andern desselben, dem Nichts, darin enthalten ist; ferner, daß diese beiden Bestimmungen ungetrennt in dieser einen Vorstellung sind; so daß Werden somit Einheit des Seins und Nichts ist.« Das heißt, setzen wir hinzu, der Widerspruch im Werden ist eben so unleugbar gegeben, als das Werden oder die Veränderung in der Erfahrung jeden Augenblick gegeben wird, — und zwar in der innern Erfahrung noch auffallender als in der äußern, da man ja ganz passend der Veränderlichkeit der Gedanken die Schnelligkeit des Blitzes vergleicht; — hiemit ist gegen die Logik soviel gewonnen, daß sie das Auftreten des Widerspruchs im Vorder-

grunde der Philosophie nicht hindern kann, — denn sonst müßte sie die Erfahrung zum Stillstande bringen. Aber daraus folgt nicht, daß die Logik sich dabei beruhigen, oder gar sich der Erfahrung zu gefallen umformen müßte. Sondern die Logik besteht, und die Erfahrung besteht auch. Die Metaphysik aber muß beiden zugleich entsprechen; und das kann sie mit Hülfe der Psychologie, indem diese letztere dem Ursprunge unserer Erfahrungsbegriffe rückwärts nachgehend erklärt, wie es zugehe, daß vermöge der Entstehungs- und Bildungsweise unserer Vorstellungen die Widersprüche, womit ein genaues logisches Denken sie behaftet findet, nicht ausbleiben konnten. — Eine solche Psychologie kann aber Hegel nicht gebrauchen, denn er bleibt stehen bei den Widersprüchen; sie sind ihm gerechtfertigt eben dadurch, daß sie vorhanden sind — der wahre Charakter des Empirismus; obgleich nicht des gemeinen Empirismus, denn dieser sieht gar keine Widersprüche, und gelangt gar nicht bis zu der Frage, ob er sie dulden wolle oder nicht. Hegel aber — damit ja Niemand die Auflösung derselben von ihm begehre — erklärt sie (wunderbar genug!) eben dadurch für aufgehoben, daß er sie starr hinstellt. Er spricht: „Das Sein im Werden, als eins mit dem Nichts, so das Nichts als eins mit dem Sein, sind nur verschwindende; das Werden fällt durch seinen Widerspruch in sich in die Einheit, in der beide aufgehoben sind, zusammen; sein Resultat ist somit das — Dasein! Was allein einen Fortgang im Wissen begründen kann, ist, die Resulate in ihrer Wahrheit — festzuhalten.« Es fällt ihm nicht ein, die factische Wahrheit, daß Widersprüche gegeben sind (welches aus psychischen Gründen nicht ausbleiben konnte), zu unterscheiden von der Wahrheit einer richtigen Erkenntniß, die erst nach gehöriger Prüfung darf festgehalten werden. Sein Verfahren ist ähnlich dem, als wollte Jemand die Aussage eines verdächtigen Zeugen darum glauben, weil das Factum, daß der Zeuge also ausgesagt hat, wahr ist und festgehalten werden muß. Die Proceßacten werden allerdings die geschehene Aussage festhalten; ob aber der Richter sein Urtheil derselben gemäß fällen wird, ist eine andere Frage. . . .

Wir müssen hier abbrechen; denn wir könnten sonst kaum vermeiden, auch noch der Art und Weise zu erwähnen, wie Hegel in den nämlichen Knoten, worin bei ihm die vier Hauptprobleme der Metaphysik sich verwickeln, die Grundbegriffe der Sittlichkeit und Religion hineingeschlungen hat. Davon liegt die eigentliche Schuld nicht an ihm, sie ist weit älter; allein es ist hier nicht nöthig, ihr nachzuforschen. (Uebrigens ist Hegels Lehre um desto merkwürdiger, weil sie gleichsam auf der Spitze der älteren Systeme schwebt. Wer sich durch sie befremdet findet, der hat von der Geschichte der Metaphysik wohl schwerlich viel begriffen. Hegels Widersprüche sind die alten Probleme.)

Geht man nicht gänzlich aus dieser Weise des Philosophirens heraus: so wird es Niemand leicht besser machen als Hegel; wohl aber viel schlechter. Denn vergleichungsweise ist seine Präcision zu rühmen, während bei Andern der Schwulst alles Nachdenken erstickt.

Das Resultat dieses Capitels ist, daß ein System der Philosophie im Allgemeinen, wovon etwa Logik, Aesthetik, Metaphysik, vollends Psychologie und Naturphilosophie, nur Anwendungen und besondere Richtungen wären, keine andere als eine historische Existenz besitzt, die Niemanden befremden sollte, dem nicht die Geschichte der Philosophie fremd ist.

II. Die dialektische Methode Hegel's that den kühnen Griff, das Denken und Sein in der *Einheit* zu entwickeln und, wie sie sich ausdrückt, die Stufen darzustellen, auf denen sich das Denken zum Sein bestimmt. Wenn die formale Logik in der scharfen Trennung der Formen und des Inhalts ihre Größe sucht, so behauptet die dialektische Methode eine Selbstbewegung des reinen Gedankens, die zugleich die Selbsterzeugung des Seins sei. Wenn es eine solche Dialektik gibt, durch welche das sich selbst entfaltende Denken aus eigener Macht die innerste Natur der Dinge entfaltet: so haben wir daran die Fülle der Wahrheit und Gewißheit in Einem Schlage. Es liegt uns daher ob, diesen dialektischen Weg zu untersuchen.

Es ist der Grundgedanke der hegelschen Dialektik, daß das reine Denken voraussetzungslos aus der eigenen Nothwendigkeit die Momente des Seins erzeuge und erkenne. Das auf diesem Wege Gewonnene wird dann vorausgesetzt und inwiefern es einseitig und beschränkt ist, wird gerade dadurch das Denken genöthigt, den nächsten — gleichsam ergänzenden — Begriff zu gebären.

Wir rechten vorläufig mit diesem Standpuncte nicht; möge er durch die Phänomenologie gerechtfertigt sein [1]). Wir fragen zuerst: gibt es einen solchen voraussetzungslosen Anfang der Logik, in welchem das Denken nichts hat als sich selbst und alles Bild und alle Anschauung dergestalt verschmäht, daß es den Namen des reinen Denkens verdient?

ch ist der Anfang, indem er im Ele-
; frei für sich seienden Denkens, im rei-
en gemacht werden soll.« Das Denken
mit sich selbst an.

eine Sein macht den Anfang, weil es so-
r Gedanke, als das unbestimmte einfache
are ist; der erste Anfang aber nichts
es und weiter Bestimmtes sein kann.«

eine Sein ist nun die reine Abstraction,
absolut Negative, welches, gleichfalls
ır genommen, das Nichts ist.«

Nichts ist als dieses Unmittelbare, sich
iche, eben so umgekehrt dasselbe, was
st. Die Wahrheit des Seins, so wie des
t daher die Einheit beider; diese Einheit
erden [2]).«

diesem ersten Stadium das Denken rein
blieben?

ollen den vermittelnden Begriff der rei-
action, durch welche das Nichts gewon-
und den vieldeutigen Begriff der Ein-
her das Werden ans Licht bringt, vor-
ı reinen Denken als sein Eigenthum zu-
Vielleicht würden wir sonst auch bei
griffen etwas im Hintergrunde entdecken,
ls des reinen Denkens liegt. Denn um
hiren, muß etwas vorausgesetzt sein,
man abstrahirt. Das reine Sein als die
traction ist daher nur zu verstehen, in
as Denken schon die Welt in sich be-
ch aus derselben in sich allein zurückzog.
agen für jetzt nur, wie der eigentliche
t aus dem bloßen Denken geschehen
Ist erst das Werden durch die An-
klar, so läßt sich in demselben ein Sein
tsein leicht unterscheiden. Während
Tag wird, ist er schon da und auch
: da. Wenn wir durch Zergliedern diese
im Werden finden, so ist damit keines-
iffen, wie sie in einander sein können.
m und Aeste und Blätter des Baumes
det, hat damit das Räthsel noch nicht
e die Glieder aus einem Gemeinsamen
und durch einander leben. Wir gehen
lie Prämissen näher ein, aus denen das
ıll verstanden werden.

ine Sein ist Ruhe; das Nichts — das
Gleiche — ist ebenfalls Ruhe. Wie
s der Einheit zweier ruhenden Vor-
das bewegte Werden heraus? Nirgends
n Vorstufen die Bewegung vorgebildet,
he das Werden nur ein Sein wäre. Da
s reine Sein als auch das Nichtsein
rückt, so kann folgerichtig die nächste
Aufgabe des Denkens, wenn die Einheit beider gesetzt werden soll, nur die sein, eine ruhende Vereinigung zu finden. Wenn aber das Denken aus jener Einheit etwas Anderes erzeugt, trägt es offenbar dies Andere hinzu und schiebt die Bewegung stillschweigend unter, um Sein und Nichtsein in den Fluß des Werdens zu bringen. Sonst würde aus Sein und Nichtsein — diesen ruhenden Begriffen — nimmermehr die in sich bewegliche, immer lebendige Anschauung des Werdens. Es könnte das Werden aus dem Sein und Nichtsein gar nicht werden, wenn nicht die Vorstellung des Werdens vorausgienge. Aus dem reinen Sein, einer zugestandenen Abstraction, und aus dem Nichts, einer ebenfalls zugestandenen Abstraction, kann nicht urplötzlich das Werden entstehen, diese concrete, Leben und Tod beherrschende, Anschauung.

Hiernach ist die Bewegung von der Dialektik, die nichts voraussetzen will, unerörtert vorausgesetzt. Es zieht sich die Bewegung durch Hegels ganze Logik hindurch, und wird doch erst in der Naturphilosophie in Untersuchung gezogen. Man kann sagen und wird sagen, daß die Bewegung, die die Naturphilosophie zu betrachten habe, eine ganz andere Bewegung sei; die Bewegung der äußern Natur unterscheide sich von der Bewegung des innern Gedankens. Wenn dies behauptet wird, so wäre der Unterschied anzugeben — was nirgends geschehen ist. Wo indessen das Sein und Nichtsein in das Werden übergehen soll, da ist es gerade das Schema jener räumlichen Bewegung, durch das die Vorstellung überhaupt erst möglich wird [3]); und diese Bewegung begleitet selbst die Entstehung geistiger Begriffe. Wohin wir uns wenden, es bleibt die Bewegung das vorausgesetzte Vehikel des dialektisch erzeugenden Gedankens.

In der dialektischen Logik soll sich das Denken zum Sein bestimmen. An diesem Punct entschließt sich also das Denken zum Werden. Aber was bestimmt denn das Denken? Das reine Sein ist das leere Sein, es ist nichts in ihm anzuschauen, nichts in ihm zu denken; und Sein und Nichts ist in ihm gleich geworden. Daher, heißt es, bestimmt sich das Denken zu einem Begriff, in welchem das eine in das andere übergeht. Aber dies folgernde »daher« folgt gar nicht. Das reine Sein ist das leere, und das leere das reine. In dieser völligen Ausgleichung ist jeder Antrieb zum Fortgang oder Uebergang erloschen. Die logische Reflexion der Gleichheit wird in eine reale Einheit umgesetzt [4]). Wer würde an das Werden glauben, wenn es nur daher stammte?

Der Anfang der Dialektik ist neuerdings so aufgefaßt, als entspreche er dem Anfange der euklidischen Geometrie. Es heiße das Postulat der Logik: „denke," wie das Postulat der Geometrie: »ziehe eine gerade Linie.« Beide Wissenschaften schreiten durch diese Thätigkeit fort. Was in dem Gebot: »denke« liege, das werde vorausgesetzt und nichts mehr. Der Unterschied zwischen beiden Fällen stellt sich leicht heraus. Die Geometrie fordert etwas Einfaches; ein eben so Einfaches gedachte die Dialektik zu fordern; darum bezeichnete sie ihre Forderung als reines Denken, — aber siehe, was geschieht; dies reine Denken, das nur sich will, kann als dies Einfache nicht fort; es zeigt sich in dem ersten Schritte mit einer Vorstellung verwachsen, in der man Raum und Zeit als Momente anerkennt; es ist also nicht das reine, vom äußerlichen Sein völlig losgekettete Denken.

Wenn hiernach gleich Anfangs die Bewegung sammt Raum und Zeit von der dialektischen Methode stillschweigend vorweggenommen wird, so treten sie im Fortgange dem unbefangenen Beobachter noch deutlicher hervor und zwar in dem Abschnitt der Quantität [5]). Da behauptet die Dialektik aus dem reinen Denken Begriffe zu erzeugen, wie die continuirliche und discrete, die extensive und intensive Größe; sie betrachtet ohne Anschauung des Raumes das Extensive, ohne Voraussetzung der Zeit das Intensive und die Zahl, ohne Bewegung das Verhältniß beider zu einander. Wer diese Begriffe rein logisch zu denken glaubt, der beachtet nur nicht die Anschauungen, von denen sie getragen werden. Die Spuren der Bewegung und des Raumes und der Zeit sind diesen Begriffen noch in den kleinsten Theilen eingedrückt. Ohne diese haben sie keine Klarheit. Alle Beispiele Hegels führen darauf, und darunter selbst diejenigen, worin das Extensive und Intensive mehr eine übertragene Bedeutung hat. Wenn man diese Beispiele alle für Einzelheiten erklärt, die als solche dem logischen Begriffe nicht rein entsprechen und schon mit fremder Zuthat versetzt sind: so ehrt man dadurch freilich den dialektisch gebildeten Begriff als einzig in seiner Art, aber man vergißt, daß doch billig dasjenige, was allen Einzelheiten gemeinsam ist, auch im Begriffe begründet sein muß; denn sonst ist der Begriff nichts als die über allen Dingen schwebende Wolke, die Klarheit nehmend, nicht gebend. Die Sprache bestätigt unsere Ansicht. Sie bewahrt in den Ursprüngen der Wörter ein Bewußtsein über die Vorstellung auf. Wie die Begriffe von Allen, die den Namen bildeten oder annahmen, angeschauet wurden, das deutet der Name selbst an. Wenn nun die Sprache im Continuirlichen den fortlaufenden Zusammenhang, im Extensiven die sich verbreitende Ausdehnung, im Intensiven die sich in sich zusammenziehende Spannung der Theile bezeichnet: so legt sie offenbar die Anschauung des Raumes und der Bewegung zu Grunde. Wer aufrichtig versucht, jene angeblich rein logischen Begriffe ohne die Anschauung der Bewegung und des Raumes und der Zeit zu denken, wird die Unmöglichkeit bald einsehen.

Die räumliche Bewegung erscheint noch an andern Stellen der Logik für den, der sie sehen will, deutlich genug. Oder kann man die Repulsion, durch die das Eins sich in Viele unterscheidet, und die Attraction, durch die sich das Eins in den Vielen auf sich selbst bezieht [6]), kann man diese Arten der Bewegung, in denen sich nur noch der Gegensatz der Richtung ausgeprägt hat, ohne die allgemeine räumliche Bewegung verstehen? Dieselbe Attraction und Repulsion kehrt, jedoch in den Worten verschleiert, in dem Causalitätsverhältniß wieder [7]). In der objectiven Logik [8]) tritt zwar der Mechanismus als eine zeitlose Kategorie auf. Druck und Stoß [9]), *Bewegung* um ein Centrum [10]) sollen offenbar *nur als* abstracte Beziehung des reinen Gedankens verstanden werden. Aber es wäre ein Kunststück, den Mechanismus (Stoß und Druck, Fall, Gravitation u. s. w.) ruhend zu begreifen. Ohne die stille Hülfe der Vorstellung, die die räumliche Bewegung unterschiebt, wäre die Kategorie des Mechanismus nichts als ein regungsloses Wort. Wenn in der Idee der Proceß des Lebens dargestellt wird [11]), die Thätigkeit des Subjects, die durch die Glieder durchgeht, die Aneignung einer gegenüberstehenden organischen Natur: so kennen wir den nicht, der diese Vorgänge ohne das Bild der räumlichen Bewegung auch nur ahnen könnte.

Diese räumliche Bewegung ist hiernach zunächst die Voraussetzung der voraussetzungslosen Logik. Es ist nicht zu sagen, wie viel dadurch heimlich eingebracht ist — der ganze Reichthum der entwerfenden mathematischen Anschauung, die Klarheit eines begleitenden sinnlichen Bildes. Diese Voraussetzung ist in ihren Folgen unübersehbar. Denn die Bewegung erzeugt, so wie sie sich nur regt, ein Bild und führt dadurch unmittelbar in die Anschauung. Dadurch verfügt das reine Denken über ein Bild, das es gebraucht, wenn es seiner bedarf, und nach seinem Princip von sich stößt, wenn es sich in die stolze Abstraction zurückzieht.

[1]) Hegel Logik 2. Ausg. I. S. 61.

klopädie §. 86. 87. 88.
den Ausdruck Hegels. Logik I. S. 78.
Sein und das reine Nichts ist dasselbe.
Vahrheit ist, ist weder das Sein noch das
ndern daß das Sein in Nichts und das
ein nicht übergeht, sondern übergegangen
ebenso sehr ist die Wahrheit nicht ihre
iedenheit, sondern daß sie nicht dasselbe,
olut unterschieden, aber ebenso ungetrennt
nbar sind, und unmittelbar jedes in seinem
verschwindet. Ihre Wahrheit ist also diese
des unmittelbaren Verschwindens des Einen
leren, das Werden; eine Bewegung, worin
rschieden sind, aber durch einen Unter-
r sich ebenso unmittelbar aufgelöst hat.«

[4]) Vgl. J. H. Fichte Ontologie S. 65.
[5]) Encyklopädie §. 103 ff. Logik I. S. 252 ff.
[6]) Encyklopädie §. 97. 98.
[7]) §. 153. Was an dieser Stelle durch den Ausdruck »sich in sich reflectiren« bezeichnet ist, wird nur durch die Attraction, und was durch den Ausdruck „das Negative seiner selbst setzen« bezeichnet ist, wird nur durch die Repulsion gedacht, wenn nicht diese Sprache einer künstlichen Abstraction den einfachen Sinn verschließt.
[8]) Encyklopädie §. 195 ff.
[9]) Encyklopädie §. 195.
[10]) Encyklopädie §. 198.
[11]) Encyklopädie §. 246 ff.

234. Ueberblick der Geschichte der Metaphysik.

(*J. F. Herbart*, Allgemeine Metaphysik I. [1828] S. 445—448.)

ıl hat die Metaphysik ursprünglich an-
durch Heraklit, durch Leukipp, durch
d durch Fichte. Allein ehe wir dies
können, werden einige Vorerinnerungen
n.
: Niemand wolle in der hier wiederkeh-
uadruplicität etwas Besonderes suchen.
Hauptanfänge beziehen sich nicht auf
Theile der allgemeinen Metaphysik; viel-
die ursprünglichen Aufgaben.
ns: indem Heraklit, Leukipp, Locke
e nebeneinander genannt werden, soll
ht gerade ein Vorzug persönlicher Selb-
t des Denkens angezeigt werden. Jeder
Männern hatte Vorgänger, von denen
und neben ihnen finden sich Andre in
elchen man keine geringere eigene Pro-
aft zuschreiben darf. Wer wird Par-
Platon, Aristoteles irgend einem Andern
n? Des-Cartes war gewiß so sehr Ori-
Locke; Kant eben so sehr wie Fichte.
sehen hier nicht auf die Personen, son-
die Sache. Es ist sehr nöthig, daß man
Geschichte der Metaphysik nicht die
sik vergesse, deren Geschichte sie ist.
nem Gebirge die verschiedenen Fossilien
h zerstreut, manche in unerschöpflicher
nche andre sehr selten vorkommen: so
e Aufgaben und die Entwickelungen,
r Metaphysik gehören, theils spärlich,
fig, aber regellos zerstreut in der Ge-
wo bald Einer recht sorgfältig lernte,

und dann fortfuhr, wie Andre angefangen hatten; bald wieder Einer die ersten Fundamente untersuchte, und nichts von dem glauben wollte, was vorgearbeitet da lag; oft genug Dieser Jenen zu überbieten, oder gegen ihn sich zu stemmen suchte, um eignen Schwung zu erlangen. Aus allen diesen Zufälligkeiten muß das herausgehoben und zusammengeordnet werden, was zusammen gehört. Zwar wenn man bloß die historische Ansicht festhält, so kann man nicht leugnen, daß Leibnitz und Kant, wenigstens für Deutschland, an der Spitze von Perioden und Schulen stehen. Aber nicht allemal da, wo in der Geschichte eine Periode anfängt, findet sich ein neues Grundproblem der Metaphysik. Das wäre ja auch an sich ganz unmöglich. Die Geschichte kann noch eine Unzahl von Schulen und Perioden erhalten, aber die Metaphysik wird dadurch nicht reicher an ursprünglichen Aufgaben. —

Nachdem Thales alle Dinge aus dem Wasser, Anaximander ohne Vergleich besser aus dem Unbestimmten hatte entstehen lassen: sagte Heraklit kurz und gut: Alles fließt. Das heißt, er fand Alles der Veränderung unterworfen; er faßte es unter diesem Gesichtspuncte zusammen, und gab damit der Metaphysik den ersten bestimmten Begriff, an welchem sie sich üben sollte. Der Funke zündete; die Unmöglichkeit der Veränderung leuchtete den Eleaten ein; Parmenides stieß mit Entschiedenheit das gesammte Veränderliche aus dem Gebiete des Realen hinweg. Allein nach dieser Voraussetzung sollte es gar keine Erfahrung ge-

ben; das Veränderliche müßte auch nicht einmal erscheinen. Es erscheint aber; also mußte die Metaphysik sich weiter entwickeln. Sie versuchte es; — allein das Problem der Veränderung blieb unaufgelöst.

Leukipp kam, — wir wissen leider nicht woher, und möchten fast sagen: die Metaphysik selbst schickte ihn im Namen des Problems von der Materie. Diese, wenn sie real ist, wie sie vorgibt, muß aus kleinen Theilen bestehen, welche unsern Sinnen und Versuchen einen auffallenden Trotz entgegen setzen, indem wir immer nur so viel sehen, daß wir weit von ihnen entfernt bleiben und sie nicht erreichen können. Im Denken wenigstens erreichte Leukipp die Atomen. Und hiermit hatte wiederum die Metaphysik einen neuen Eingang gewonnen, den man betreten konnte, ohne sich um den vorigen zu kümmern. Dieser Anfang lag im Raume, jener in der Zeit; beide liegen noch der Anschauung nahe.

Die neuere Zeit neigte sich mehr zu dem Geistigen, daher auch zu dem ganz Unsinnlichen. Locke, beschäftigt mit der innern Erfahrung, zerlegt nicht die Dinge, sondern unsere Vorstellung von Dingen; ihm fällt es auf, daß die Theil-Vorstellungen, wodurch die einzelnen Merkmale eines Dinges aufgefaßt werden, untereinander gar keinen Zusammenhang haben; daß Niemand im Stande sein würde, aus der Farbe eines Dinges den Klang desselben, oder aus der Schwere das Verhalten unterm Hammer oder im Feuer zu weissagen. Also, schließt er, ist die Einheit aller dieser Merkmale, vermöge deren sie Ein Ding darstellen, schlechthin zufällig, und das Eine, das Ding an sich, die Substanz, bleibt unbekannt, da sie durch jenes lose Aggregat von Merkmalen, die nur Vorstellungen sind, nicht kann bestimmt werden.

Zwei Probleme der eigentlichen Ontologie und eins der Synechologie waren gefunden. Noch übrig zu finden war das der Eidolologie. Fichte kam darauf, ohne auf ein Problem auszugehen, denn er meinte das einzige Fundament des Wissens zu ergreifen. Aber das Ich wollte zum Nicht-Ich sich nicht schicken, und es schickte sich am Ende nicht einmal zu sich selbst.

So hat die Metaphysik denn freilich zu verschiedenen Zeiten eine ganz verschiedene Gestalt zeigen müssen; je nachdem man durch diesen oder jenen Vorhof zu ihr gelangte. Vier verschiedene Gedankenkreise bilden sich schon allein aus den ursprünglichen Aufgaben; jeder sucht die andern zu beherrschen; wie könnte man sich vereinigen, so lange einer ein Vorrecht vor dem Andern behaupten will, das mehr sei als ein Vorzug der bequemeren Anordnung?

235. Was die Geschichte der Philosophie hauptsächlich lehrt.

(*J. F. Herbart*, Kleinere philosophische Schriften III. [1843] S. 152—153).

Alle großen Denker haben sich genöthigt gesehen, sich in gewissem Sinne über die Erfahrung zu erheben, dann aber zu ihr zurückzukehren. Vom letztern machen nur die Eleaten eine Ausnahme, welche dem Mangel der Naturwissenschaft zu ihrer Zeit zuzuschreiben ist. — Die Erhebung über die Erfahrung geschieht im logischen Sinne durch allgemeine Begriffe und Lehrsätze, von denen die Mathematik das größte Beispiel liefert. — Sie geschieht im ethischen Sinne durch Entgegensetzung der praktischen Ideen gegen die im täglichen Leben vorkommenden Beispiele menschlicher Gesinnungen und Handlungen. — Sie geschieht im metaphysischen Sinne durch Aufdeckung der Widersprüche in den Formen der Erfahrung. — Die Rückkehr zur Erfahrung im logischen Sinne ist Anwendung der allgemeinen Begriffe, um Erfahrungsgegenstände zu ordnen, und um für die Naturforschung Fragen aufzustellen. Desgleichen Anwendung der allgemeinen Sätze, um mit Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit darnach zu handeln. Letzteres kommt bei allen Inductionen vor. — Die Rückkehr zur Erfahrung im ethischen Sinne ist Anwendung praktischer Maximen aufs Leben und Handeln. Aber hier zeigt sich schon, daß man der Kenntniß des Menschen, also der Psychologie nicht entbehren kann. Denn die praktischen Ideen für sich allein bewirken leicht einen Enthusiasmus, der sein Ziel verfehlt, weil er die wirklichen Kräfte und Hindernisse nicht kennt. — Im metaphysischen Sinne ist Rückkehr zur Erfahrung der Versuch, ob man mit Hülfe der gefundenen Theorie die Erfahrung besser verstehen werde. Nämlich die Metaphysik legt nur die allgemeinsten Erfahrungsformen zum Grunde; sie gewinnt aber bei richtigem Verfahren hiedurch nicht bloß die Auflösung der Widersprüche in dem allgemeinsten Problem, sondern auch Erklärung des Besondern, was in der Psychologie und in der Naturlehre vorkommt. Und hiedurch wird auch jene logische und ethische Rückkehr zur Erfahrung erst möglich.

B. Zur Darstellung der allgemeinen Wissenschaft.

ERSTE ABTHEILUNG.

Zur formalen.

236. Begriff der Logik.

(I. *J. F. Herbart*, Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie [1831] S. 53—44; II. Kleinere philosophische Schriften II. S. 58—60; III. *F. Lott*, Zur Logik [1845] S. 4—6, 7, 9—10.)

I. Unsere sämmtlichen Gedanken lassen sich von zwei Seiten betrachten: theils als Thätigkeiten unseres Geistes, theils in Hinsicht dessen, was durch sie gedacht wird. In letzterer Beziehung heißen sie Begriffe, welches Wort, indem es das Begriffene bezeichnet, zu abstrahiren gebietet von der Art und Weise, wie wir den Gedanken empfangen, produciren, oder reproduciren mögen.

Unserm Geiste selbst schreiben wir Verstand zu (als das Vermögen der Begriffe), insofern wir unabhängig von Gemüthsbewegungen unsere Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten verknüpfen. Daher pflegt man die Logik als Wissenschaft des Verstandes anzusehen. Allein man würde sich sehr irren, wenn man darum in der Logik nur das Geringste von der Untersuchung erwarten wollte, nach welchen geistigen Gesetzen es geschehen könne, daß wir uns im Denken nach der Beschaffenheit des Gedachten richten und fest bestimmen, und dadurch uns über das Spiel der Einfälle und Launen erheben. Diese wichtige, aber schwere Untersuchung muß, wie alles, was die geistigen Ereignisse betrifft, der Psychologie vorbehalten bleiben, wo sie allein im rechten Zusammenhange kann angestellt werden. — In der Logik ist es nothwendig, alles Psychologische zu ignoriren, weil hier lediglich diejenigen Formen der möglichen Verknüpfung des Gedachten sollen nachgewiesen werden, welche das Gedachte selbst nach seiner Beschaffenheit zuläßt.

Die erste wichtige Folge aus diesen Erklärungen ist der Satz, daß nicht zwei Begriffe vollkommen gleich sein können, sondern jeder gleichsam nur in einem einzigen Exemplar vorhanden ist. Denn zwei gleiche Begriffe würden sich in Hinsicht dessen, was durch sie gedacht wird, nicht unterscheiden; sie würden sich also als Begriffe überhaupt nicht unterscheiden. Dagegen kann das Denken eines und desselben Begriffes vielmal wiederholt, bei sehr verschiedenen Gelegenheiten erzeugt und hervorgerufen, von unzähligen Vernunftwesen vorgenommen werden, ohne daß der Begriff hiedurch vervielfältigt würde.

Anmerkung. Es ist von der äußersten Wichtigkeit, sich die beiden vorstehenden Paragraphen durch eigenes Nachdenken ganz deutlich zu machen, und sich wohl einzuprägen, daß Begriffe weder reale Gegenstände, noch wirkliche Acte des Denkens sind. Der letzte Irrthum ist noch jetzt wirksam; daher halten Manche die Logik für eine Naturgeschichte des Verstandes, und glauben dessen angeborene Gesetze oder Denkformen in ihr zu erkennen; wodurch die Psychologie verdorben wird. Der erste Irrthum herrschte in der Pythagorischen und Platonischen Schule, in welchen die Figuren, Qualitäten und Zahlen (σχήματα καὶ ἰδέαι καὶ ἀριθμοί), geradehin zu den Elementen der Phänomene gerechnet wurden (*Sextus Pyrrh. H. III.* 152), worüber tiefer unten, bei der Platonischen Lehre, das Weitere. Es entstand nun große Verwunderung, wie doch ein einziger Begriff sich mehreren mittheilen könne, ohne sich zu vervielfältigen. Anstatt solche Verwunderung heute noch zu erneuern, sollte man bemerken, wieviel Anstrengung es jenen Alten kostete, Begriffe zu Gegenständen der Betrachtung zu erheben, und dieser Betrachtung ein

Uebergewicht zu geben über die sinnlichen Anschauungen. Es war damals nicht so wie jetzt, wo alle Wissenschaften längst die logische Anordnung angenommen, und hiemit die Herrschaft der allgemeinen Begriffe in allen Angelegenheiten des Denkens anerkannt haben. Die jetzt alte, einst neue Geistesrichtung hatte, da sie neu war, ihren Enthusiasmus, dessen Zeit vorüber ist und nicht wiederkehren kann.

II. Nach dem obigen § sollen in der Logik diejenigen Formen der möglichen Verknüpfungen des Gedachten nachgewiesen werden, welche das Gedachte selbst nach seiner Beschaffenheit zuläßt. Diese Bestimmung hat zur Absicht, die Fragen nach dem denkenden Seelenvermögen abzuschneiden, welche man sonst hierbei zu erheben pflegt, und welche die Folge haben, daß die logischen Regeln als Aeußerungen gewisser, im menschlichen Verstande nun einmal liegender, vielleicht von höherer Macht willkürlich in uns hineingepflanzter Gesetze erscheinen, die bei andern Vernunftwesen wohl auch anders sein könnten. Dem gemäß wäre die ganze Logik nur die Aufstellung eines psychologischen Phänomens. Aber die Logik schreibt vielmehr vor, wie das Denken gehen sollte, als wie es wirklich geht, dies zeigt sich bei allen übereilten Schlüssen, und schon bei falschen Eintheilungen und Erklärungen, mit einem Worte, bei einer Menge von Irrthümern, die vollkommen psychologisch möglich, obgleich logisch unerlaubt sind. Auf die Psychologie wirkt es ferner sehr schädlich, wenn die Logik für eine Art von Naturwissenschaft des Verstandes gehalten wird. Die Vermögen der Begriffe, Urtheile und Schlüsse, sind eben so viele mythologische Personen, die man erdichtet hat, wie das Alterthum die Götter des Donners, des Windes, des Regenbogens erdichtete; nach dem ganz seichten Schlusse: wir haben Begriffe, also ein Vermögen der Begriffe; gleichwie: es gibt Regenbogen, also eine himmlische Kraft, welche dergleichen hervorbringt. Da nun die Logik über psychologische Fragen nicht die geringste unmittelbare Belehrung geben kann: so war die Bemerkung nöthig, daß alle logischen Vorschriften, von der Reflexion auf den Actus des Denkens unabhängig, sich bloß auf das Gedachte beziehen, und aus dessen Betrachtung unmittelbar entspringen. Man denke den Cirkel und das Viereck zusammen; desgleichen das Weiße und Nichtweiße; man wird in diesen und ähnlichen Beispielen unmittelbar, und ohne von dem Denken als einer Thätigkeit in uns das Mindeste zu wissen, finden, daß jene Entgegengesetzten sich ausschließen; man wird mit ursprünglicher Evidenz, wie bei Axiomen, dasjenige richtig finden, was die Logik von conträren und contradictorischen Gegensätzen allgemein ausspricht. Aber nachdem das, was zu finden war, einmal gefunden ist, nachdem die Logik existirt und gelehrt wird, erleichtert sie alle diejenigen Reflexionen, aus denen sie sich selbst erheben mußte. Die allgemeinen Formen, in welchen das Gedachte zusammen paßt, sind nun bekannt; mit ihrer Hülfe kann man weit geläufiger, als vor deren Aufstellung, dasjenige Gedachte auseinander setzen, was sich aufhebt, oder auch nur verschieden ist, — man kann Klarheit in die Begriffe bringen, wo die Gefahr der Verwechselung drohte, — man kann bequemer das Auseinandergesetzte zugleich zusammenhalten, — Deutlichkeit in den Inhalt der Begriffe bringen, die, obschon in ihre Merkmale zerlegt, doch auch zugleich, als aus denselben bestehend, betrachtet werden. Nun ist ferner alles Denken klarer und deutlicher Begriffe schon ein Urtheilen, und rückwärts, das Urtheilen drückt das Entstehen klarer und deutlicher Begriffe aus, indem es immer in einem Gegensetzen oder Verbinden besteht. Das *Schließen* aber ist ein vermitteltes Urtheilen, und fällt in so fern selbst in das Urtheilen, das heißt, in das Aufklären und Verdeutlichen der Begriffe hinein. Alles dieses richtet sich nach der Möglichkeit — nicht des Denkens, die bei der Unaufgelegtheit und beim Mangel an Uebung sehr beschränkt ist, daher auch die Meisten nur nach denken, was Andere vordachten: — sondern nach der Möglichkeit verknüpft zu werden, sich die Verknüpfung gefallen zu lassen, die im Gedachten ihren Sitz hat. In logischer Hinsicht ist es völlig einerlei, wie weit zu irgend einer Zeit dasjenige Wissen, was im Denken gefunden werden kann, schon gefunden, und unter wie viele Menschen es verbreitet ist, die es nun wirklich denken.

Dies ist nun die Hauptbestimmung, daß die Logik die möglichen Verknüpfungen des Gedachten allgemein bezeichne. Soll ich aber dem Anfänger die erste Nachricht geben, was für eine Art des Philosophirens ihn die Logik lehren werde: so wähle ich die davon abgeleitete, aber leichter verständliche Bestimmung: sie helfe, Begriffe sondern, und gesonderte als Merkmale zu Begriffen zusammenhalten; oder, klar und deutlich denken. Ist endlich die Rede vom fortschreitenden Raisonnement, von Principien und Methoden: so ist hier der Ort, von der Logik zu sagen, sie sei die allgemeinste Methodenlehre *).

*) Das Lehrbuch wird darüber deutlicher reden.

I. Die Logik hat denjenigen Unter-
ed der Urtheile, welchen man durch
hr" und „falsch" bezeichnet, zum
enstande, wenn man will: zu ihrer Vor-
ietzung. Wem es etwa zu sagen beliebte:
:nige, was in bestimmter Weise beurtheilt
, lasse es sich eben so wohl gefallen, in ent-
igesetzter beurtheilt zu werden, — Eine und
lbe Frage lasse sich eben so füglich mit Ja
nit Nein beantworten, — kurz: jener der
:hen Betrachtung als Gegenstand zugewiesene
rschied sei eben nichts als ein leeres Wort,
nem solchen Logosläugner die Gültigkeit des-
n demonstriren zu wollen, hieße: sich zu
ı thörichten Kreislaufe verurtheilen. Wel-
lei Urtheile wahr, welche falsch seien?
n dieser Unterschied bestehe? Das ist für
.ogik in Frage, keineswegs aber ob ein sol-
bestehe. Von der Anerkennung desselben
sie aus, seine Gediegenheit ist ihr ein Ge-
ss. Allerdings bleibt sie dabei nicht stehen;
trebt über die bloße Zuversicht hinaus
:insicht, nicht aber aus Mißtrauen, als ob
Anerkennung schwankte, sondern im Ver-
n auf sie; ein verdächtiger Unterschied würde
Mühe der Forschung nicht lohnen. Solcher
acht gilt ihr als Verwickelung in Mißverständ-
, als Befangenheit, aus welcher nur die Un-
:hung selbst befreien könne, desto mehr, je
r und weiter diese geführt sein werde; unter
m kann auch nur diese direct zeigen, warum
verlangte Anerkennung sich jeder logischen
tung entziehe. . . .

as Gebiet der Logik kann somit nicht enger,
weiter sein als das der Urtheile.

orüber kann denn nun geurtheilt, wovon
prädicirt werden?

ese Frage erledigt sich wohl am besten durch
egenfrage, worüber nicht gedacht, nicht
heilt werden könne.

ie Logik wird also Nichts worüber (und
ru darüber) geurtheilt werden mag, aus ihrem
Gebiete ausschließen, — gewiß in Uebereinstimmung mit Aristoteles, dessen logische Untersuchungen sich an die Sprache wandten, die ohne Zweifel gleichfalls dem gesammten Gedankenkreise dient. . . .

. . . Die Wirklichkeit des Denkens hat nichts mit seiner Richtigkeit zu thun; auch die sinnlosesten und sinnwidrigsten Gedankenspiele des Thoren, des Träumenden . . . sind, nur zu gewiß! wirklich. (Pocht man dagegen etwa auch hier darauf, daß eine „höhere" Wirklichkeit gemeint sei? Wollte man's doch endlich merken, daß das Wort „höhere" für die Logik so lange gar nichts als eine leere Stelle bezeichnet wie lange das »Wahr« unbestimmt bleibt; in der Wahrheit findet das Denken seine Höhe.) Die Frage, ein wie beschaffenes Denken sich rechtfertigen lasse, liegt der Logik im Sinne; nicht aber die Frage nach seiner Wirklichkeit, folglich auch darnach nicht, wie und wodurch es wirklich geworden. Angenommen, es würde so oder so geurtheilt, hat man ein Recht dazu? dies ist die Sprache der Logik. Wer sich darauf nicht gleich von vorneherein besinnt, verliert eben ihre eigenthümliche Aufgabe aus dem Sinne und geräth in das Gebiet der Psychologie, ja der Metaphysik überhaupt; er gräbt nach den reellen Entstehungsgründen der wirklichen Gedanken, nach ihrer Geschichte, sei es daß er sich hierbei auf das menschliche Individuum beschränke oder auf die Entwickelung seines ganzen Geschlechts ausdehne. Was Wunder, wenn man sich auf solchem Wege zu jener Standpunctsweisheit verirrt, die Wahrheit einer Ansicht nämlich dadurch festzustellen wähnt, daß man ihren Ort im thatsächlichen Entwickelungsgange des urtheilenden Subjects bestimmt! Ob sich wohl z. B. ein Mathematiker dadurch, daß ihm nachgewiesen wird, wie man zu einer Behauptung kam — wohl gar kommen mußte, zur Anerkennung derselben bewegen läßt?

Anmerkung. Längst sollte es sich von selbst verstehen, daß die Frage nach der Verwirklichungsweise wahrer und falscher Gedanken nicht einmal einen hinreichend bestimmten Gegenstand hat, bevor die Charakteristik des Wahren und Falschen gewonnen ist, d. h. die Logik ihre Aufgabe (sei's auch nur in ihren Hauptzügen) gelöst hat.

unterscheide 1. Methode des Erkennens, 2.
)de, das Erkannte darzustellen und zu begrün-
3. Methode des Unterrichts. Es gibt also drei
)denlehren, von denen nur die zweite zur
gehört. M.

237. Die Hauptarten der Begriffe rücksichtlich ihrer Bildung.

(*Strümpell*, Entwurf der Logik [1846] S. 24—31.)

Was im Begriffe gedacht wird, als Dieses und kein Anderes, heißt der Inhalt. Der Inhalt der Begriffe hängt von der Veranlassung ihrer Entstehung ab. Dies soll zunächst unter einige Gesichtspuncte gebracht, und die Bildung des Inhalts dabei berücksichtigt werden.

Viele Begriffe beziehen sich unmittelbar auf die äußere Erfahrung. Es sind die Dinge, die Begebenheiten und Veränderungen, welche uns mit Wahrnehmungen und Anschauungen erfüllen. Wird auf das reine Was derselben reflectirt, so ist der dasselbe einschließende Gedanke der Begriff. Man nennt sie empirische Begriffe.

D e r I n h a l t d i e s e r B e g r i f f e i s t d a d u r c h b e d i n g t, d a ß d a s D e n k e n s i c h a n d e r A n s c h a u u n g u n d d e n T h a t s a c h e n d e r E r f a h r u n g d u r c h b i l d e t.

Bei vielen empirischen Begriffen geht es hiermit schnell, indem die Eigenschaften mancher Dinge und deren Relationen zu einander weniger schwankend sind. Bei anderen aber ist dies nicht der Fall. Entweder verändern sich die Dinge, dadurch, daß andere, wie man meint, auf sie einwirken, und die Reihe ihrer Eigenschaften ist nicht geschlossen; oder aber selbst diejenigen, welche scheinbar eine permanente Reihe von Eigenschaften haben, werden dem Versuche unterworfen: durch Beides kommen neue Eigenschaften zum Vorschein, und der Begriff muß sich gleichfalls vervollständigen.

Unter den Dingen ziehen einige vorzüglich die Aufmerksamkeit auf sich, dadurch, daß sie entweder eine auffallende Configuration haben, oder ihre Theile ein räumliches System bilden, oder daß gleichzeitig zwischen solchen Theilen gewisse Bewegungen sichtbar werden, denen ein innerer Zusammenhang und zugleich eine Umbildung entspricht.

In allen diesen Fällen wird zunächst der psychische Begriff desto voller, je weiter und zahlreicher die Erfahrungen sind, die durch Anschauung, Experiment, Zergliederung u. s. w. gewonnen werden: zu desto mehr logischen Begriffen gibt aber auch der Gegenstand Anlaß.

Hieraus folgt, daß jeder empirische Begriff eine natürliche Geschichte hat, nämlich an der Reihe der Objecte, aus denen er stammt. Diese Geschichte hängt von den Mitteln ab, wodurch die Reihe der Objecte zur Wahrnehmung gebracht wird, und nimmt mit denselben in gleichem Maße zu.

Wir stehen also mit diesen Begriffen ganz in der Sphäre der Naturwissenschaften: diese arbeiten beständig an den Begriffsconstitutionen; durch sie wächst deshalb auch die eigentliche Bekanntschaft mit der Natur, weil sich die Zahl der psychischen Begriffe täglich mehrt und täglich bestimmter ausprägt.

Allein hierbei sind einige Irrthümer zu vermeiden. — 1. Man darf nicht glauben, daß in dem Begriffe als solchem schon eine Erkenntniß liege, außer daß das, was man dadurch d e n k t, als bekannt gesetzt wird. Dies ist wichtig. Das Wort »begreifen« wird allerdings als gleichbedeutend mit »erkennen,« »ein Wissen haben,« gebraucht: dies liegt aber ursprünglich nicht darin. Begriff heißt das Gedachte, insofern es dem Denkenden als Dieses und kein Anderes vorschwebt, ihm als solches bekannt ist. Nach dieser Bekanntschaft ist der Begriff allenfalls richtig, aber noch nicht giltig. Nur in richtigen und giltigen *Begriffen*, oder vielmehr in einer gewissen *Verbindung derselben* liegt Erkenntniß.

2. Man darf ferner nicht meinen, als ob durch die empirischen Begriffe, die logisch ausgebildet sind, das Thatsächliche und Wirkliche gleichsam abgedrückt werde. Es ist gezeigt, daß der logische Begriff schon als solcher nichts Selbständiges für sich ist; es ist aber auch von dem, was man für das äußere Wirkliche hält, das durch ihn gedacht wird, Nichts in ihm enthalten, — gegen die gewöhnliche Meinung, die mehr in der Sprache, als in der Ueberlegung ihren Grund hat. Diese Meinung hängt mit dem allgemeinen Glauben zusammen, daß die Sinne uns Bilder, Abdrücke von den Dingen geben; und da nun die Begriffe noch für genauer, als jene, gehalten werden, warum, meint man, sollten diese nicht noch näher mit der Beschaffenheit der Dinge übereinstimmen? Die Entscheidung dieses Gegenstandes gehört in die Metaphysik.

3. Am allerwenigsten darf man sich einbilden, daß der logische Begriff wesentlicher oder reeller sei, als der Gegenstand, auf den er sich bezieht: man muß überhaupt den Begriff als unser Gedachtes nicht verwechseln mit Dem, was man das Object des Begriffes nennt. Hierin fehlen selbst sonst sorgsame Denker. Der Irrthum hat darin seinen Grund, weil, während die Dinge und Begebenheiten in ihrer Vielheit sich ändern, der Begriff nur einer und derselbe ist, was dazu verleitet, Begriffe für Reales zu halten.

nerkung. Eine zweite Abtheilung der
:hen Begriffe bilden diejenigen, wodurch
atsachen der inneren Erfahrung gedacht
Weil die letzteren selbst schwieriger fest-
n sind, so verhält es sich auch mit der 5
sgeschichte ihrer Begriffe ganz anders. —
andere Classe von Begriffen bezieht sich
telbar auf die Erfahrung. Es sind solche,
ıen man meint, daß sie zwar von der Er-
veranlaßt werden, aber doch kein Em- 10
s ausdrücken; oder daß sie sich sogar ganz
ngig von der Erfahrung denken lassen.
solcher Art, die aus der Erfahrung stam-
d sich mittelbar auf sie zurückbeziehen,
le sogenannte metaphysische Begriffe, wie 15
:, Kraft, Raum, Zeit.
solche Begriffe kein unmittelbar gegebenes
haben, sondern nur auf Veranlassung von
der empirischen Objecte entspringen, so
re Bildung auch keine natürliche, an der 20
ng ablaufende Geschichte haben. Die Ge-
solcher Begriffe ist eine künstliche, näm-
Kopfe der Denker. Irgend einen psychi-
egriff hat Jeder von ihnen; fragt man aber
ach ihrem Inhalte, so fallen die Antworten 25
den aus.
ist es noch wichtiger, sich zu überzeugen,
ische Begriffe stets Kunstproducte sind,
im absichtlichen Denken gewonnen und
ilten werden. Dennoch kann auch hier der 30
Begriff immer nur einer sein: sollte ihn
ch Niemand gefunden haben. Freilich ist
möglich, daß jene Begriffe nur psychi-
d, d. h. durch irgend welche Ereignisse
entstanden, und daß, wenn man sie zu lo- 35
Begriffen erheben will, erkannt wird, daß
e Giltigkeit besitzen. Da dies bei einigen
ar der Fall ist, so müssen sie auch gänz-
geändert werden, worin wiederum eine
der Metaphysik liegt. Deßhalb nennt 40
che Begriffe auch metaphysische.
der zweiten Art, nämlich solche Begriffe,
r auch von der Erfahrung veranlaßt sind,
ch unabhängig von ihr gedacht werden
immer jedoch ihre Beziehung auf die Er- 45
noch darin zu erkennen geben, daß sie
ie man sagt, auf das Empirische anwen-
en, sind die mathematischen Begriffe.
st schon gesagt, daß selbst eine einzelne
ung kann zum Begriff erhoben werden. 50
ält es sich mit den Begriffen Linie, Fläche
rper: es sind logische Begriffe gewisser
ungen. Wer deßhalb glaubt, beim Worte
nerlich Etwas schauen zu müssen, der

denkt nicht den logischen Begriff, sondern in dem zeigt sich dasjenige Vorstellungsgebilde regsam, welches durch die sinnliche Wahrnehmung entstanden war, oder er fällt in den psychischen Begriff zurück. Allerdings hat nun die Fortbildung der geometrischen Begriffe oder das mathematische Denken überhaupt einen immerwährenden Rückhalt an den räumlichen Vorstellungsgebilden: allein dies sind nur Hülfsmittel, um die Begriffe, welche zusammengeführt werden sollen, leichter zu halten. An sich haben die geometrischen Begriffe gar keinen Vorzug vor den empirischen: wie sich die Begriffe von dem Pflanzenorganismus und dem thierischen Leibe durch Rückhalt an den wirklichen Pflanzen und Thieren ausbildeten, ebenso die Begriffe Dreieck, Kreis, Ellipse u. s. w. an den anschaulichen Gebilden. — Nur fast ganz nackt stehen die Zahlenbegriffe da, obgleich sie sich ursprünglich auch auf ein Gezähltes beziehen: es braucht das Gezählte aber kein sinnliches zu sein, sondern jedes Mehr und Weniger, selbst die Acte unseres Denkens rufen die Zahlenbegriffe hervor. Sind sie einmal gewonnen, dann kann der Denker mit ihnen weiter operiren, und der Erfolg davon ist der glänzendste im Reiche der Speculation.

Die Bildungsgeschichte der mathematischen Begriffe ist kurz und einfach; daher sind Abweichungen seltener, und das Wissen entkeimt ihnen mit Einstimmigkeit. Nur die Begriffe, welche die Mathematik, wenigstens in gewisser Hinsicht, aus der Classe der metaphysischen bedarf, wie Raum, Zeit, Zahl, Bewegung, Continuität u. s. w., machen eine Ausnahme.

Eine dritte Classe von Begriffen bezieht sich auf das Leben der Menschen, in ihrer Vereinzelung und Zusammengehörigkeit, theils unmittelbar, theils mittelbar. Hierher gehören viele juristische und staatswissenschaftliche Begriffe, ein großer Theil der ethischen Begriffe. Sie haben gleichfalls entweder ihre natürliche Geschichte, wie z. B. der Begriff des Staates, weil dieser ein in verschiedenen Gestalten auftretendes Object ist; — oder ihre künstliche Geschichte, wie z. B. der Begriff des Rechtes. Es ist wichtig, diesen Unterschied zu bemerken und festzuhalten. Diejenigen Begriffe unter ihnen, welche eine natürliche Geschichte haben, müssen auch derselben angemessen behandelt werden; es ist aber oft unbeachtet geblieben, daß es auch eine Physiologie des Staates gibt, wie wenn etwa die Juristen aus dessen Begriffe nur Ein Merkmal, daß er eine Rechtsgesellschaft bedeutet, hervorheben, was ebenso fehlerhaft ist, wie wenn der Physiolog

bloß von Muskeln sprechen, aber die Nerven übersehen wollte. — Andererseits gehören dazu viele ästhetische und sittliche Begriffe, die sich dadurch auszeichnen, daß sie, wenn sie gedacht werden, meistens mit einem Zusatze auftreten, der ein Urtheil des Beifalls oder des Mißfallens, des Lobes oder des Tadels ausdrückt. Sie sind, genau genommen, ohne Geschichte, weil das Schöne und Gute, welches die Hauptbegriffe unter ihnen sind, unmittelbare Evidenz hat. Da es aber vermischt in den Gemüthern der Menschen vorkommt und seine Auffassung nicht rein ist, so gelten auch jene Begriffe für veränderlich und richten sich nach dem Geiste des Zeitalters scheinbar. — Man nennt alle Begriffe dieser Art praktische Begriffe.

Eine vierte Classe endlich bilden solche Begriffe, die ihre Veranlassung in einem mehr oder weniger absichtlichen Zusammenführen der Gedanken haben, es mögen die letzteren an sich gehören zu welcher der genannten Classen sie wollen. Sie sind die zahlreichsten und machen den ungeheueren Vorrath der menschlichen Denkproducte aus, die in den Doctrinen und in der Litteratur überhaupt niedergelegt sind. Man nennt sie Reflexionsbegriffe. Viele von ihnen haben die verschlungenste künstliche Geschichte: — wer hat nicht über Etwas auf seine Weise schon gedacht! Jedes philosophische System ist dem größten Theile nach aus Reflexionsbegriffen zusammengesetzt. Sie sind die eigentlichen Streitpuncte, weil hier die Ausbildung der psychischen Begriffe zu logischen unsicher und schwer ist, indem Verwechselung, zufällige Veranlassung, Vermischung u. s. w. sich überall eindrängt. Die einzige Regel, die hilft, ist: immer auf den Ursprung derselben zurückzugehen, der entweder doch wieder im Empirischen liegt, oder aber in einem nothwendigen Zusammenhange derjenigen Begriffe liegen muß, woraus der Reflexionsbegriff entsteht. — Auch hier zeichnet sich die Mathematik aus: ihre Besonnenheit ist so groß, daß sie selbst mit unmöglichen Reflexionsbegriffen operirt.

238. Mögliche Classificationen vorliegender Begriffe.

(*J. F. Herbart*, Hauptpuncte der Logik; Kl. Schr. I. S. 256—257.)

Man denke sich die Begriffe als Complicationen von Merkmalen; die Merkmale aber, sofern sie specifische Differenzen bestimmen können, als liegend in mehreren Reihen; so, daß die Glieder einer jeden Reihe sich unter einander ausschließen. Heiße eine Reihe p, und enthalte die Glieder A, B, C, ..., eine andere q, mit den Gliedern α, β, γ, . . ., eine dritte r, mit den Gliedern a, b, c, ... (es könnte noch eine Reihe s, u. s. w. hinzukommen); die Variation dieser Reihen wird die niedrigsten durch sie bestimmbaren Begriffe ergeben. Sind die Reihen in der Folge der Buchstaben p, q, r, s zur Variation gezogen worden: so wird die Reihe s die specifischen Differenzen für Artbegriffe enthalten, deren Gattungsbegriffe durch Variation der Reihen p, q, r, — höhere Gattungsbegriffe durch p, q, — die höchsten durch p, bestimmt sind. Aber p, q, r, s,... lassen sich versetzen. Wie viele Versetzungen, so viele Classificationen sind möglich. Die ganzen Classificationen haben zum Theil ganze Reihen von niedrigeren Gattungsbegriffen mit einander gemein. Die Menge der Gattungsreihen jeder Höhe in allen Classificationen zusammengenommen findet man durch Combination ohne Wiederholungen der Buchstaben, womit die Reihen benannt sind. — Wären die vier Reihen p, q, r, s gegeben: so erlauben dieselben 24 ganze Classificationen; in allen Classificationen zusammen ist von den niedrigsten Begriffen, deren jeder 4 Merkmale enthält, natürlich nur eine Reihe; — hingegen von den nächst höheren sind 4 Reihen, von den noch höheren 6, und von den höchsten wiederum 4 Reihen möglich. —

Besonders wichtig werden diese Betrachtungen, wenn unter den möglichen Classificationen die vorzüglichste gewählt werden soll. Der Vorzug aber besteht darin: durch eine möglichst geringe Anzahl höherer Begriffe möglichst viele niedere zu überschauen. Demnach: enthielte die Reihe p 5 Glieder, q ihrer 3, r gleichfalls 3, s aber nur 2: so wäre p q r s die schlechteste aller Classificationen, weil sie fünf höchste Begriffe (natürlich unter dem allgemeinen Begriff der ganzen Reihe p) oben an stellen, von da durch dreigliedrige Eintheilung zweimal herabsteigen, endlich mit einer zweigliedrigen schließen würde. Hingegen gäbe es zwei beste und gleich gute Classificationen, r s q p, und s q r p.

ZWEITE ABTHEILUNG.

Zur abstracten.

239. Zur Einleitung in die Metaphysik.

(*G. Hartenstein*, Allgemeine Metaphysik [1836] S. 26—28, 37—43.)

Name Metaphysik, seinem Ursprunge nach
seiner Wortbedeutung nach schwankend,
wenn genau erörtert werden sollte, was
losophen zu verschiedenen Zeiten unter
klich verstanden haben, zu der Darlegung
ichen historischen Stoffes nöthigen. Denn
bt es zwei Denker, sofern sie einen Theil
stemes mit diesem Namen belegten, welche
m genau dasselbe verstanden haben, und
lständige Geschichte der Metaphysik würde
l weniger als eine Geschichte der Philoso-
bst sein müssen. Dennoch hat sich der
nter dem Streite widersprechender Mei-
erhalten, und von dem Skepticismus, dem
nus und der Popularphilosophie wiederholt
fen und verbannt, ist er immer wieder
ekehrt und hat sich in dem Kreise philo-
er Untersuchungen einen sichern, wenn
cht immer gleichbleibenden Platz wieder
mpfen gewußt.

Merkmal jedoch ist für alle Gestalten die-
ssenschaft dasselbe; die Metaphysik hat
Erkenntnißlehre sein wollen; und zwar
rkenntniß aus Begriffen durch eine Bear-
dieser selbst. Daher erklärt sich theils
türliche Geneigtheit, sich mit der Logik
inden, als der Wissenschaft von den Ge-
welche die möglichen Arten der Begriffs-
ig abgesehen von ihrem besonderen In-
r bloßen Form nach bestimmen, theils ihr
scher und speculativer Charakter. Denn
gt eben in ihrer ausschließenden Richtung
Erkenntniß, d. h. auf die durch Gründe
te Ueberzeugung von dem, was ist und
it; dieser muß ihr zugesprochen werden,
an Speculation überhaupt durch ein reines
en mit Begriffen als solchen erklärt.

en wir diesen Begriff einer Erkenntniß-
is Begriffen fest, so fragt sich: was ist der
and dieser Erkenntniß? welches sind die
, durch welche sie zu Stande kommen
ie Schriften der Wolf'schen Schule be-
uns selbst durch bloße Titelblätter, daß
die Metaphysik von Gott, der Welt und der Seele
handle; drei Theile ihrer Metaphysik, die specu-
lative Theologie, Kosmologie und Psychologie,
entsprechen dieser Ankündigung, und etwas Höhe-
res als Gott, etwas Größeres als die Welt hat
auch seit jener Zeit keine Philosophie in das Be-
reich ihrer Untersuchungen zu ziehen gewußt.
Aber jenen drei Theilen schickte die Wolf'sche
Schule noch einen vierten voraus, der nicht diese
oder jene Dinge, sondern Begriffe über das Seiende
überhaupt zu bestimmen suchte, die Ontologie.
Unter ihnen finden wir die des Möglichen und
Unmöglichen, Nothwendigen und Zufälligen, Ein-
fachen und Zusammengesetzten, der Substanz,
der Accidenz, der Causalität; andere, wie Raum
und Zeit, Bewegung und Veränderung, treten uns
aus der Kosmologie entgegen; noch andere end-
lich, wie die der Kraft und des Vermögens, schei-
nen ihren Hauptsitz in der Psychologie aufge-
schlagen zu haben. Und um diese und ähnliche
Begriffe haben sich die philosophischen Unter-
suchungen überall wenigstens mit bewegt, wo
irgend von Metaphysik die Rede war. Und der
Zweck war überall, das zu erkennen, was wahr-
haft ist, das Reale, welches dem wechselnden
Laufe der Veränderungen zu Grunde liege, und
aus welchem sich das bunte Schauspiel der Er-
scheinungen erzeuge.

Auch diesen Zweck erkennen wir an; denn die
meisten jener Begriffe sind dem gemeinen Be-
wußtsein geläufig, und stehen in einer solchen
Beziehung auf den Kreis der Erfahrung, daß wir
das Gegebene fortwährend durch sie auffassen.
Nur der Gegensatz zwischen Erscheinung und
wahrem Sein wirft uns plötzlich heraus aus der
gewohnten Ruhe unserer Weltbetrachtung, und
bietet sich uns als ein Gedanke dar, der uns nicht
anders als räthselhaft sein kann. Denn mit je
ungeschwächterem Vertrauen wir uns dem Ge-
danken überließen, daß die Begriffe, welche wir
als gegeben ansehen müssen, der Natur der Dinge
entsprechen, desto seltsamer muß es uns vorkom-
men, zu hören, Etwas, an dessen Begriff sich

der Gedanke eines von unserer Auffassung gerade so, wie es ist, unabhängigen und selbständigen Seins unwillkürlich heftet, sei in der That nicht, sondern scheine nur zu sein; scheine wenigstens ein anderes zu sein, als es wirklich sei. Während nach dem, was der vorige Abschnitt enthielt, Metaphysik die leichteste Sache von der Welt scheinen konnte, da es nur darauf ankomme, die Sinne zu öffnen, und die gewonnenen Begriffe logisch zu verdeutlichen und anzuordnen, öffnet sich mit diesem einzigen Worte eine Aussicht auf Schwierigkeiten, für welche noch jedes Maß fehlt; das Ziel des Wissens tritt in eine unbestimmte Ferne zurück, und es regt sich die Furcht, die logische Verdeutlichung der Begriffe möge wohl bloß einem Lichte gleichen, dienlich einen Abgrund zu erhellen, nicht einer Leiter, um in ihn hinabzusteigen und zu sehen, was in seiner Tiefe verborgen ist. Und somit tritt an die Stelle der natürlichen Zuversicht, welcher sich die gemeine Weltansicht überläßt, die Skepsis, die zweifelnde Ueberlegung über die Beschaffenheit dessen, was wir über das Gegebene zu wissen glaubten, als die natürliche Bedingung, ohne welche niemals das menschliche Denken von der gemeinen Erfahrung sich losgerissen haben würde, um seinen eigenen von dieser unabhängigen Weg zu gehen....

... Nun liegt aber in der Frage nach dem Wissen von dem, was ist, wie es ist, eine doppelte Veranlassung der zweifelnden Ueberlegung; indem der Zweifel entweder fragt: ist das, was sich uns darstellt, wirklich so beschaffen, wie es sich darstellt, d. h. entspricht der Stoff unserer Erfahrung der Beschaffenheit dessen, was ist? oder sich nicht bloß gegen die Qualität, sondern gegen die Realität unserer gegebenen Welt auflehnt und dem Gedanken Raum gibt, ob denn unseren Empfindungen, Vorstellungen und Begriffen überhaupt Etwas entspreche, und ob wir zu den Erscheinungen nicht bloß Einiges hinzudenken, sondern vielleicht die gesammte Masse dessen, was wir unsere Welt nennen, selbst produciren, und somit aus unseren eigenen Empfindungen zusammensetzen? Es liegt am Tage, daß, wenn jener auf die wahre Beschaffenheit der Gegenstände gerichtete Zweifel verstummen müßte, und statt seiner die Entscheidung sich geltend machte, daß wir die Dinge wirklich so erkennen, wie sie sind, ein Angriff auf den Glauben an die Realität unserer Welt von selbst wegfiele; nicht nur der Zweifel würde dann zu Ende, sondern auch die Metaphysik am Ziele sein; eben deshalb setzt die Erörterung der zweiten Frage voraus, daß durch die erste ein Mangel in der gewöhnlichen Ansicht der Dinge nachgewiesen worden sei; jene selbst bezeichnet einen Fortschritt des Zweifels, und schon aus diesem Grunde würde sich diese doppelte Skepsis als niedere und höhere unterscheiden, wenn auch nicht die erstere schon durch eine Vergleichung des Gegebenen unter einander ihre Absicht erreichte, die zweite aber ihrer Natur nach zu Betrachtungen über das Verhältniß des Gegebenen zu unserem auffassenden Denken vordränge. Es liegt in diesem natürlichen Gange des fortschreitenden Zweifels, daß sein Resultat eine idealistische Unentschiedenheit sein wird, welche aber zu Gunsten des Realismus oder Idealismus entschieden werden muß, ehe von den festen Anfangspuncten der Metaphysik auch nur die Rede sein kann. Denn mit welchem Rechte könnte diese Wissenschaft die Speculation der Empirie entgegenstellen und sich anmaßen die Erfahrung zu überschreiten, mit welchem Rechte es unternehmen, durch bloße Gedankenverbindungen über das Reale etwas Anderes festzusetzen, als die Erfahrung längst bei jedem festgesetzt hat, ehe er an Metaphysik *denkt*, wenn nicht einestheils ein zerstörendes *Denken* den Glauben an die Zuverlässigkeit der *Erfahrung* zu vernichten im Stande wäre, anderntheils aber das Gegebene in die leere Behausung des Nichts, welche selbst nicht darauf Anspruch machen könnte zu sein, immer wieder eindränge, und das Denken zu dem Geständniß zwänge, Einiges nicht zerstören zu können? Die Skepsis wird ihr Ende finden; aber diese Aussicht überhebt nicht der Nothwendigkeit ihren Weg zu durchlaufen; denn Alles kommt darauf an, wo sie es findet. Da, wo sie still stehen muß, werden die festen, d. h. die gegen die Willkür und Anmaßungen eines leeren Denkens gesicherten Anfangspuncte, d. h. die Principien der Metaphysik liegen; wie diese selbst beschaffen sind, darnach wird sich die Möglichkeit und die Art des weitern Fortschreitens bestimmen; nothwendig aber sind die skeptischen Betrachtungen deshalb, weil ohne sie das Bedürfniß eines metaphysischen Wissens weder entstehen noch befriedigt werden kann.

Die Frage, die wir uns zunächst vorzulegen haben: ob denn das, was in der Erfahrung sich uns darstellt, wirklich so beschaffen sei, wie es sich uns darstellt? enthält zwar keine Beschränkung auf irgend einen Theil des Gegebenen, wohl aber nöthigt sie uns, unsere Aufmerksamkeit für jetzt nur auf den Stoff, nicht auf die Form des Gegebenen zu richten; eine Unterscheidung, durch die wir zunächst noch gar nicht hoffen können, etwas zu erkennen, die aber deshalb vorläufig

festzuhalten ist, weil das, was sich in der Reflexion über das Gegebene ganz von selbst trennt, auch eine getrennte Betrachtung verlangt. Die Philosophie hat daher auch sehr frühzeitig angefangen, Stoff und Form abgesondert zu betrachten; Kant hat ihre Unterscheidung mit seinem ganzen Scharfsinn geltend gemacht und überall, wo man sie früher oder später nicht beachtete, sind die Folgen dieser Sorglosigkeit nicht ausgeblieben. Stoff oder Materie des Gegebenen nun ist das, was an ihm der Empfindung entspricht; es ist die Empfindung selbst, insofern ihr Inhalt (das Empfundene) den Dingen als Beschaffenheit beigelegt wird. Unter den Begriff der Form aber fällt die Gesammtheit alles dessen, was die Verhältnisse des Gegebenen, d. h. die Art und Weise bezeichnet, wie die Materie in den mannigfaltigsten Verknüpfungen verbunden ist. Die Erinnerung einerseits an die einfache Empfindung eines Tones oder einer Farbe, andererseits an die Begriffe von Raum und Zeit mag hinreichen, um den Unterschied zu erläutern.

Der Glaube nun daran, daß das Empfundene die den Dingen selbst zukommenden Eigenschaften wirklich ausdrücke, verschwindet durch die geringste Aufmerksamkeit auf die Verschiedenheit der Art, wie verschiedene Individuen oder dasselbe Individuum zu verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen Umständen von demselben Gegenstande afficirt worden zu sein behaupten. Zwar die individuellen Empfindungen der Lust und Unlust in allen ihren verschiedenen Arten und Abstufungen würde eine nur einigermaßen gebildete Beobachtung seiner selbst und Anderer gern preisgeben; augenblickliche Stimmung oder beharrliche Gesinnung, Grundsätze und Launen, Begierde und Befriedigung mischen sich zu augenscheinlich in die Auffassung des Gegenstandes ein, bestimmen zu unleugbar die Eindrücke, welche Dinge, Personen und Begebenheiten auf uns machen, als daß irgend jemand glauben könnte, durch die Prädicate, welche er dem, was er erfährt, in dieser Beziehung beilegt, das Wesen des Objectes, welches sich der Erfahrung aufdringt, bestimmen zu können. Alle diese Bestimmungen haben eine Bedeutung nur durch die Be-hung auf den Auffassenden; sie sind schlecht-n relativ, und bedeuten nichts für den Gegen-nd an sich.

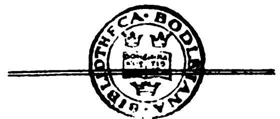
Aber eben diese Relativität verbreitet sich um sicherer über den gesammten Stoff unserer fahrung, je genauer wir ihn durchmustern. e Sprache hat gemeinsame Bezeichnungen für sinnlichen Eigenschaften der Dinge ausgebildet; Jeder glaubt zu wissen, was roth und blau, hart und weich ist. Aber eine Gewähr dafür, daß die rothe Farbe dem Auge des Einen so erscheine, wie dem des Andern, ist in der Empfindung selbst schlechterdings nicht vorhanden; Jeder hat gelernt, welche Gesichtsempfindung, die er hat, Andere roth nennen; deßhalb bedient er sich zur Bezeichnung desselben Wortes; aber die Möglichkeit, daß er dennoch etwas ganz anderes meine, ist so gewiß vorhanden, als es außer der angenommenen, aber ihrer übereinstimmenden Bedeutung nach bezweifelten Art der Bezeichnung durch Worte kein anderes Mittel der Verständigung gibt. Man verfolge diese Möglichkeit durch alle Sinnesempfindungen; wie schmeckt, riecht und sieht denn das Ding aus, abgesehen von der Farbe, dem Geschmacke, dem Geruche, welchen dieser oder jener als seine Empfindung ihm beilegt? Oder ist es nöthig, an die Thiere zu erinnern, die, wenn sie denken und reden könnten, das Was der Dinge unfehlbar nach ihren Empfindungen bestimmen würden, wie wir nach den unsrigen? oder den Gedanken auszubilden, daß andere und immer wieder andere Organismen unter andern Bedingungen der umgebenden Natur ganz anderen Empfindungen ausgesetzt sein würden, ohne daß diese Verschiedenheit der Empfindungen nöthigte, eine wirkliche Verschiedenheit der Objecte anzunehmen? Denn der Gegenstand, den der Blinde und der Sehende betasten, der Gesunde und der Gelbsüchtige sehen, ist derselbe, obwohl jener dem Sehenden mehr zeigt, als dem Blinden, dieser dem Gesunden etwas Anderes, als dem Gelbsüchtigen. Wer von ihnen hat ein Recht zu entscheiden, was der Gegenstand eigentlich ist? und welche Empfindung überhaupt hat es, da mehrere Sinne uns auch mehrere Eigenschaften verrathen und dennoch jede denselben Fragen unterliegen würde? Und wenn wir auch auf die Vollständigkeit unserer sinnlichen Erkenntniß von den Eigenschaften der Dinge Verzicht leisten wollten, welchem Sinne sollen wir glauben? welchem das Urtheil über das Wesen des Dinges anvertrauen? ist das Ding etwa das, als was wir es fühlen, oder das, als was wir es schmecken oder riechen oder sehen? und hebt nicht bei dem gleichen Ansprüche aller Sinne auf die Bestimmung der fraglichen Beschaffenheit, gerade die Menge der Sinne den Glauben an jeden, mithin an alle auf? Oder sind etwa die einzelnen Wahrnehmungen desselben Sinnes zuverlässiger? und die verschiedenen Sinne unter einander immer einstimmig? da doch Sinnestäuschungen und Hallucinationen der verschiedensten Art uns vielfältig begegnen und eben

deshalb die Möglichkeit der Täuschung überall vorhanden ist. Wo bleiben endlich die angeblich dem Gegenstande für sich zukommenden Eigenschaften, wenn wir ihn außerhalb des Systemes von Bedingungen wahrnehmen, innerhalb dessen jene zum Vorschein kommen? Klingt das Metall noch im luftleeren Raum, leuchten die Farben ohne Licht, schmilzt das Eisen ohne die Hitze? Was sind denn die Dinge, deren Eigenschaften wir durch alle diese Prädicate des Klingenden, Gefärbten, Schmelzbaren u. s. w. zu bezeichnen meinten, für sich, ohne Rücksicht auf diese außerhalb ihrer vorhandenen Bedingungen?

Wir wissen es nicht, wenigstens erfahren wir es nicht durch die sinnliche Empfindung, ist die kurze Antwort auf alle diese Fragen, die sich mit leichter Mühe um viele vermehren lassen. Es würde gar nicht nöthig gewesen sein, auch nur so viel zu erwähnen, wenn nicht Alles an der Einsicht läge, daß die sinnliche Wahrnehmung über das Reale schlechterdings nichts verräth; daß keine einzige Empfindung, welche sie darbietet, auch nur im geringsten darauf Anspruch machen kann, absolut gesetzt zu werden. Denn der ganze Inhalt des Empfundenen ist an Relationen gebunden; und die Umstände bestimmen ihn dergestalt, daß ohne sie von einer bestimmten Empfindung gar nicht die Rede sein kann. Und dieser Gedanke der durchgängigen Relativität dessen, was die Empfindung, indem durch sie uns der Stoff der Erfahrung gegeben wird, als die Beschaffenheit der Dinge uns aufdringt, darf nicht in einer skeptischen Unentschiedenheit gelassen werden, so daß neben ihm dem Gedanken des Gegentheils noch einen Platz einzunehmen vergönnt wäre; sondern es muß als das erste, obwohl nur negative Resultat der bisherigen Gedankenbewegung festgehalten werden: daß der gesammte Stoff der Erfahrung nicht darauf Anspruch machen könne, die wahre Beschaffenheit der Dinge, wie sie an sich sind, auszudrücken, und daß mithin die absolute Qualität der Dinge der sinnlichen Wahrnehmung unbekannt sei.

Was also hat uns die Skepsis bis jetzt geraubt? das Seiende selbst? Keineswegs; wir fanden keinen Grund zu bezweifeln, weder daß die Empfindungen uns gegeben seien, noch daß ihnen irgend etwas entspreche, was unabhängig von ihnen selbst und mithin auch von uns bestehe. Denn wir haben die Empfindungen als Zustände unserer selbst kennen gelernt; als Zustände, die durch jenes unbekannte Seiende mit bedingt seien. Sondern nur die Qualität des Seienden ist uns verloren gegangen; ob für immer, können wir noch nicht entscheiden; der »Kinderglaube« ist uns geraubt, daß alle die Begriffe, welche von der Empfindung hergenommen sind, über die wahre Beschaffenheit der Dinge etwas entscheiden, und an der Stelle der gesuchten Qualität hat sich über den gesammten Kreis unserer Erfahrung der Schein verbreitet.

Und wozu nützt uns das gewonnene *Resultat?* — Es erschüttert das Vertrauen zu der gemeinen Weltansicht, und macht darauf aufmerksam, daß der Schein dem Wissen nicht nur hie und da, sondern überall im Wege steht, und daß es eine Aufgabe für das Denken ist, da vorwärts zu dringen, wo die Erfahrung bekennen muß an der Grenze zu sein. Dennoch sind in dem gewonnenen Resultate, eben weil es rein negativ ist, wenn auch Anregungen für die Wißbegierde, doch noch keine Motive für einen geregelten Fortschritt im Denken gefunden, und die Möglichkeit, die Skepsis noch höher zu steigern, nöthigt, auf den zweiten der oben angegebenen Gesichtspuncte näher einzugehen.



240. Fortsetzung. — Einer der in den Erfahrungsbegriffen liegenden Widersprüche. Problem der Inhärenz.

(Dasselbe Buch, S. 65—72.)

Jedermann glaubt zu wissen, was er meint, wenn er von Dingen mit mehreren Merkmalen redet, und dennoch ist die Bequemlichkeit des Denkens mehr als geneigt, den Vorwurf leerer Spitzfindigkeit auszusprechen, sobald eine genaue Analyse die Mangelhaftigkeit dieses Begriffes aufzudecken Miene macht.

Was lehrt uns die Erfahrung von den uns umgebenden Dingen? Die sinnliche Empfindung — denn dieser gebührt, wenn von dem erfahrungsmäßigen Wissen die Rede ist, jederzeit das erste Wort — macht uns bei den einzelnen Dingen mit einer Vielheit von Merkmalen bekannt: das Eisen ist schwer und schwärzlich und schmelzbar und

ar, u. s. w.; die Dinge sind für sie schlechgs nichts außer ihren Merkmalen, mit der e derselben identisch. Kein Theil dieser ınen Vielheit darf fehlen, ohne daß das ein anderes würde; das Ding ist durchaus der Gesammtheit seiner Merkmale.
lhin ist auch kein Theil dieser Vielheit das elbst, die Setzung des ersteren vertritt nicht ·tzung des letzteren. Das Weiße oder das ıde ist nicht die Lilie, sondern die Lilie ist ınd duftend u. s. w. Dennoch aber erlaubt e Erfahrung nicht, die gesonderte Reihe der ıale, durch deren Aufzählung wir das Ding ·eiben, in der Art an die Stelle des Dinges zu setzen, daß dieses selbst seinem Sein in diese Menge zerfiele und zersplittert, sondern das Ding macht unzweifelhaft ' Anspruch Eins zu sein. Und diese Einheit ›rm ist mit der Vielheit der Merkmale, als toffes, dergestalt verbunden, daß der Begriff inges mit vielen Merkmalen gar nicht anıfgefaßt werden darf, als so, daß die Dinge exionen ihrer Merkmale seien. Denn eine exion soll eben jene Verbindung eines Manigen heißen, welches als Eins zu betrachL
› Richtigkeit dieser Begriffsbestimmung, › das, was die Erfahrung über die Dinge ;t, nur in einen bestimmten Ausdruck zuenfaßt, zugegeben, finden wir uns augench in einer Verlegenheit. Mögen auch die nen Merkmale bloßer Schein sein, der ı weist hin auf ein Reales, welches ihm zu e liege; und die Form der Einheit jedes ıen Dinges für nicht gegeben zu halten, verdie Gründe, die dem Skepticismus überseine Grenzen anweisen. Wir können den ı den Anspruch nicht verwehren, den jedes ben macht zu sein; wir haben aber auch Gründe gegen die natürliche Auffassung, › den Gedanken der Setzung an die ganze exion als eine heftet und behauptet, nicht zelnen Merkmale seien, sondern das Ding sei, war so, daß es nicht gleich gilt, welcher ı in der Einheit des Dinges zusammenfloß, n so, daß jeder andere Schein die Position anderen Dinges fordern würde. Denn, wenn ›n uns gefordert wird, das Gesetzte dieser ıg anzugeben, d. h. zu sagen, was das Ding › gibt es darauf keine Antwort, als die Aufıg jener Reihe von Merkmalen; eine Antwelche der Frage unangemessen ist, weil, einmal das Eine Ding als das Seiende geıt, dieser einfachen Setzung auch nur ein einfaches Was genau entsprechen kann. Und so finden wir uns mit unserem Begriffe der Dinge — denn nur von diesem ist die Rede — in einen Kreislauf der Gedanken verwickelt; die einzelnen, für die Empfindung gesonderten Merkmale bieten keinen festen Punct für die Eine Setzung dar, auf welche das Ding als Eines Anspruch macht; und die Eine Setzung, bei welcher es der Form des Dinges wegen sein Bewenden haben sollte, kann nicht ausgeführt oder wenigstens nicht festgehalten werden, sondern die Angabe dessen, was die Dinge sind, liegt in der erwähnten Reihe ihrer Merkmale; wir finden uns vom Stoffe an die Form, und von dieser wieder an den Stoff gewiesen u. s. f., weil nun einmal das Eine Ding als seiend durch Eine, und zwar absolute Setzung gedacht zu werden verlangt, und dennoch der Gedanke dessen, was es ist, abhängig ist von den vielen Setzungen seiner Merkmale. Dieses Hin- und Hergehen möchte nun zwar beschwerlich, aber doch noch erträglich sein, wenn es nur streng genommen erlaubt wäre. Aber es ist nicht erlaubt, abwechselnd Eins ums Andere zu denken; denn die vielen Setzungen um der einzelnen Merkmale, und die Eine Setzung um der Einheit willen, sollen in einem und demselben Begriffe zusammengefaßt werden; jedes Ding ist ja eben nichts anderes als die Einheit seiner Merkmale; der Gedanke einer Einheit aber, die eine Vielheit ist, hebt sich selbst auf; und doch gebietet die Erfahrung, den Begriff des Dinges mit mehreren Merkmalen gerade so und nicht anders zu denken, d. h. sie zwingt uns einen Begriff auf, der offenbar widersprechend ist.

Der Widerspruch ist so offenbar, daß es zu verwundern wäre, wenn nicht schon das gewöhnliche Denken, wie es sich in der Sprache seinen Ausdruck gegeben hat, ihm zu entfliehen Versuche gemacht hätte. Auch dürfte wohl Mancher in der bisherigen Entwickelung nicht diejenigen Ausdrucksweisen gefunden haben, in welchem ihm die Sache am geläufigsten ist. Und wirklich verhält es sich so, wie das Gefühl dieser Fremdartigkeit vermuthen läßt. Viel geläufiger nämlich, als die Bestimmung, daß die Dinge Complexionen ihrer Merkmale seien, dürfte es den Meisten gewesen sein zu hören, daß die Dinge B e s i t z e r ihrer Eigenschaften seien, jene Merkmale h a b e n. Sie, die Dinge seien; die Merkmale aber, die Eigenschaften seien in und an jenen, i n h ä r i r e n ihnen; das Ding selbst erscheint nun als dasjenige Unbekannte, dessen Setzung nicht nur den festen Punct abgeben soll, um daran die Setzungen der Merkmale zu befestigen, sondern welchem es auch über-

tragen wird, die durch die Vielheit der Eigenschaften geforderten Setzungen durch eine einzige Setzung zu *vertreten*.

Ohne Zweifel ist durch diese Wendung der Gesichtspunct bedeutend verändert; es fragt sich, in wie weit sie zulässig ist, d. h. hier, in wiefern der Begriff des Dinges als des Besitzers seiner Eigenschaften dem Gegebenen entspricht? Nun treten aber in demselben hier das unbekannte Ding, von welchem man wenigstens so viel zu wissen behauptet, daß es seine Eigenschaften *besitzt*, dort die Gruppe der Eigenschaften, die ihm ankleben soll, auseinander; die letztere ist gegeben, als Gruppe; aber vergebens würde man suchen, wo denn das Ding *ohne* Eigenschaften, jener in unser Denken eingeführte Besitzer *gegeben* sei? Diese Umbildung des fraglichen Begriffes mag also immerhin ihre Veranlassung in dem Umstande haben, daß es nun einmal unbegreiflich ist, wie die Vielheit des Stoffes an den einzelnen Dingen in die Einheit der Form zusammenschmelzen könne; eine Veranlassung, die dringend genug ist, um den Gebrauch oder Mißbrauch zu entschuldigen, welchen die Systeme von den Worten: Substanz, Attribut, Accidenz, u. s. w. gemacht haben; für einen unmittelbaren und treuen Ausdruck des Gegebenen kann sie aber nicht gehalten werden, sondern lediglich für einen Versuch, sein eigenes Denken gegen jenen Widerspruch zu schützen.

Bei alle dem ist diese Auffassung mit der gewöhnlichen Vorstellungsweise so innig verwachsen, daß man vielleicht nur darum übersieht, daß in ihr eigentlich schon eine Abweichung von dem Gegebenen enthalten ist. Eben deshalb mag es erlaubt sein, sie für einen Moment als die ursprüngliche zu betrachten und zu fragen, ob etwa in ihr der Widerspruch verschwunden ist. Von dem Dinge wissen wir nun nichts weiter, als daß es die Eigenschaften hat; dieses Haben und Besitzen ist sein eigenthümliches Was, und auf die Frage nach seinem Was gibt es keine Antwort, als die Angabe dieses seines Besitzens. Aber das besitzende Ding ist nach wie vor Eines; sein Besitzen aber ein vielfaches, und zwar ein so vielfaches, als die Zahl der Merkmale groß ist, durch welche wir mit ihm selbst bekannt wurden. Mithin wiederholt sich hier dieselbe Verlegenheit, wie früher, indem auf die Frage: was ist das? wiederum nur durch die Aufzählung des vielfachen Besitzens geantwortet werden kann, dessen Vielheit nicht fähig ist, in die Einheit eines Begriffes zusammenzugehen; wie doch nöthig wäre, damit auf jene einfache Frage eine einfache Antwort erfolgte. Die Einheit des Dinges fordert, daß es bei Einer Setzung sein Bewenden haben solle; die Vielheit seines Besitzens verlangt, daß es bei ihr nicht sein Bewenden haben solle; und beides, dieses Sollen und Nichtsollen, müßte doch in die Identität eines und desselben Begriffes zusammenfallen, damit sich behaupten ließe, unter der gemachten Voraussetzung sei der Widerspruch verschwunden.

Man möchte sich nun vielleicht gefallen lassen, diese Ansicht wieder aufzugeben, um so mehr, da die Annahme eines seinen Eigenschaften gegenüberstehenden Besitzers dem Gegebenen nicht entspricht, und sich auf die Unbekanntschaft des Dinges berufend, den oben schon berührten Gedanken schärfer hervorheben, daß das Ding dasjenige sei, dessen Eine Setzung die Setzungen seiner Merkmale vertreten soll, so daß der Gedanke des Dinges selbst gleich sein soll der Summe der Gedanken, durch welche seine Merkmale gedacht werden. Wirklich scheint diese Auffassung mit der vorigen sich in dem gewöhnlichen Denken zu verbinden; indem die Worte, durch welche die Sprache die einzelnen Sinnendinge *bezeichnet*, vollkommen als die Repräsentanten aller der Gedanken angesehen werden, welche die Wahrnehmung jener selbst zur Folge hat. Soll sie jedoch nicht zurückführen in die Ungereimtheit einer Complexion mehrerer Merkmale, und in ihrer eigenen Bedeutung scharf festgehalten werden, so kommt der Widerspruch dadurch nur desto deutlicher zu Tage. Zwar an sich ist es nicht widersinnig, wenn man unter bloßen Gedanken verweilend, das, was bisher als Einheit betrachtet wurde, als Complexion darstellt, und einem Begriffe, der durch Einen Gedanken gedacht wurde, eine beliebige Vielheit substituirt, sobald nur diese Vielheit fähig ist, in die reine Einheit des Begriffes wieder zusammenzugehen; kein Mathematiker nimmt Anstoß, eine gegebene Größe als Product aus beliebigen Factoren anzusehen, und so könnte man wohl auch unternehmen, die Vielheit der Merkmale so zu betrachten, daß sie sich der Einheit des Dinges ohne Gefahr substituiren lassen, und diese als die Stellvertreterin jener gelten könne. Man könnte sich versucht fühlen — um einen Ausdruck hier schon zu anticipiren, welcher später einer näheren Erklärung entgegensieht — die Vielheit der Merkmale für eine zufällige Ansicht von dem unbekannten Dinge zu halten, indem man für die verschiedenen Merkmale ein einziges Seiendes, mit einem Worte, eine Substanz annimmt, mit welcher die Vielheit der sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften dem

: nach zusammenfalle. Welchem Begriffe fragen wir, um uns nicht durch einen riff des Denkens um das sichere Bewußt-s Gegebenen bringen zu lassen. Dem Be-ler stellvertretenden Substanz nach? diese n an sich einfach, in ihr ist nichts Man-ges, was erst in eine Einheit zusammen-u brauchte. Oder dem Begriffe der sinn-gebenen Empfindungen nach? Aber diese beschaffen, daß keine derselben für sich t, mit der andern zu verschmelzen, und er Verschmelzung aller mit allen sich durch ne Substanz repräsentiren zu lassen. Die des Dinges ist und bleibt ihrem Was nach eden von dem Geruche; ebenso bleiben und Gestalt zweierlei, und keine Macht nkens ist im Stande, aus ihnen eine Ein-ervorzuzaubern, die nun einmal nicht in iegt; es ist mit einem Worte unmöglich, nme der einzelnen Merkmale als eine zu-Ansicht der Substanz zu betrachten. Mit-eil das, was mit dem Dinge gegeben ist, shalb so, wie es gegeben ist, gedacht zu verlangt, Vieles ist und bleibt, ist es auch eiflich, wie die Eine Setzung gleich sein en vielen Setzungen, weil eine Setzung in Gesetztes ein leerer Begriff und Iden-er Setzungen ohne Identität dessen, was wird, ein bloßes Wort ist, welches wohl willkürlichen Denken, aber nicht einer Auffassung des Gegebenen entspricht. Dem-at sich uns das Ding mit vielen Merkmalen iem durch seine sinnlichen Eigenschaften ten in ein durchaus Unbekanntes verwan-nd nur die Ungereimtheit ist uns geblieben, e Erfahrung uns nöthigt, das unbekannte ls den Repräsentanten für die Vielheit der ale zu betrachten, das Denken aber, und uf das Geheiß derselben Erfahrung, diese entation für unmöglich erklärt, weil die iedenen sinnlichen Empfindungen, unähn-en Willensbestimmungen politischer Com-en, unfähig sind als eine reine Einheit, was ist, aufgefaßt zu werden. Dadurch Zwiespalt zwischen Frfahrung und Denken gt, der aber zum Unglück als Zwiespalt inmal fortbestehen kann, und dessen ge-Glieder nothwendig in einen Widerspruch nentreten, sobald wir die Dinge durch ihren zu denken unternehmen, indem die Ein-d die Vielheit dessen, was sie eigentlich vollkommen gleichmäßig in den Inhalt des-eindringen; worin sie eben ohne Wider-nicht bei einander wohnen können. —

Es braucht nun wohl kaum erinnert zu werden, daß die in dem Begriffe des Dinges mit vielen Merkmalen liegende Hindeutung auf das Reale keineswegs unmittelbar zu demselben hinführt, und daß vielmehr für den, welcher ein Interesse daran hätte, wenn er denkt, auch so zu denken, daß nicht seine Gedanken selbst sich aufheben, ihren eigenen Inhalt vernichten, und durch innere Kriege in fortwährender Verwirrung bleiben, in der dargelegten Beschaffenheit eines der gewöhnlichsten Erfahrungsbegriffe ein Problem gefunden ist, welches einer weitern Bearbeitung entgegensieht und ganz einfach in der Frage liegt: wie läßt sich denken, daß die Eine Setzung des Dinges gleich sei den vielfachen Setzungen seiner Merkmale? Schlechthin und ohne nähere Bestimmungen läßt sich nun das gar nicht denken; der Begriff wird also wohl anders gedacht werden müssen; für die Antwort aber, wie er zu denken sei, d. h. für die Lösung des Problems sind wir noch so sehr von allen Hülfsmitteln entblößt, daß wir vor der Hand den Gedanken in der Mißgestalt liegen lassen müssen, die er für uns angenommen hat, und uns zu den übrigen Erfahrungsbegriffen wenden, um sie einer ähnlichen Erörterung zu unterwerfen. Ja nicht einmal auf die Geschichte der Philosophie erlauben wir uns hier einzugehen, indem das, durch die Erfahrung zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedenartig aufgeregte menschliche Nachdenken dieses Problem fast niemals rein aus den Verwickelungen des Gegebenen herausgehoben hat. Zwar die Substanz des Spinoza mit den beiden ihr inhärirenden Attributen der Ausdehnung und des Denkens, die Identität der Natur und des Geistes in der Einheit des Absoluten, die Annahme einer Seele mit mehreren Vermögen und Kräften, oder die zweier Seelen, einer ψυχή und eines νοῦς, die aber in der Einheit eines und desselben Ich coincidiren, unterliegen, obwohl kein einziger dieser Begriffe erfahrungsmäßig gegeben ist, denselben Schwierigkeiten im Denken, wie das gemeinste sinnliche Ding; aber, so wie der Fluß der Veränderungen die Dinge ergreift und mit sich fortreißt, so flossen auch die Begriffe des Seienden und des Werdenden in den Köpfen der Denker zusammen, so sehr, daß man bald die Frage nach dem, was die Dinge sind, durch die Hinweisung auf die Substanz als das Beharrliche im Wechsel beschwichtigen, bald das Werden und das Sein in Einer Anschauung zusammenfassen zu können, bald endlich dem nichtseienden Seienden, welches im ewigen Kreislauf seinem eigenen Nichts entflieht, um in dasselbe zurückzukehren, zu Liebe, seine Begriffe in einem ähnlichen Wirbel herumtreiben zu müssen geglaubt hat.

241. Fortsetzung. — Die Substanz; — Krieg der Erfahrung gegen die Logik.

(*J. F. Herbart*, Kurze Encyklopädie der Philosophie [1831] S. 260—262; 258—259.)

I. Anaxagoras soll gesagt haben, der Schnee sei schwarz. Er durfte eigentlich nur sagen: die Substanz des Schnees sei nicht weiß. Hier mag man bequem anfangen, um über den Begriff der Substanz nachzudenken, von welchem wir zunächst zu reden haben.

Das Beispiel des Anaxagoras kann zunächst auf den Gedanken leiten: die Veränderlichkeit der Dinge, wenn sie gefrieren, oder schmelzen, oder wie immer sonst die Gestalt wechseln, führe auf den Begriff ihres Urstoffs, der weder weiß noch schwarz, weder starr noch flüssig sei. Das ist wahr; aber es gibt nur den Begriff des Beharrlichen; ein richtiges Merkmal der Substanz, und gleichwohl noch nicht den ersten, wesentlichen Begriff derselben.

Ein Ding braucht sich eben nicht zu verändern, damit man gewahr werde, daß die mancherlei sinnlichen Eigenschaften, woran es erkannt, und wodurch es von andern unterschieden wird, nicht das eigentliche Wesen des Dinges ausmachen können. Es ist nur nöthig, das Ding zu beurtheilen. Z. B. der Schnee ist weiß. Der Schnee ist kalt. Der Schnee ist locker. Der Schnee besitzt eine krystallinische Bildung. Das genügt zuvörderst zu der Frage: Mußte denn das Weiße eben kalt sein? Mußte denn das Kalte gerade locker sein? Mußten denn die kleinen Schneekrystalle gerade geschickt sein, um Schneebälle daraus zu machen? Die Begriffe von dem Allen hängen gar nicht zusammen; die Erfahrung verknüpft sie gleichwohl ganz fest, indem wir den Schnee mit Augen sehen und mit den Händen greifen.

Aber die Erfahrung kann mit aller ihrer Macht doch nicht verhindern, daß nicht der Begriff des Schnees aus einander falle in lauter Merkmale ohne Zusammenhang. Der Begriff schmilzt früher als der Schnee selbst. Und der Begriff des Eisens, strengflüssig wie es ist, schmilzt gerade so leicht wie jener des Schnees; nämlich durch die Urtheile: das Eisen ist grau; das Eisen ist schwer; das Eisen ist hart, u. s. w

Was ist nun der Schnee? und was ist nun das Eisen? Das heißt: was ist das Subject, welchem die Urtheile das Dasein verdanken, da sie *ohne Subject* nicht bestehen können? Denn ihre Prädicate bezeichnen, jedes einzeln genommen, nichts Selbständiges.

Wer auf diesen Fragepunct gekommen ist, der schaut in ein Dunkel, worin er schlechterdings nichts zu erkennen vermag. Aber mit dem Nichts kann er sich nicht befreunden. Wo nichts wäre, da würde auch nichts erscheinen. Die Erfahrung fährt immer fort, hier Schnee und dort Eisen zu zeigen, in ganzen Massen, um deren *Größe* wir uns jedoch nicht bekümmern. Die Fragen: *was* sind Schnee und Eisen? zielen auf die *Qualität*; diese meint man zu kennen, aber jeder Versuch, sie zu beschreiben, *zerfließt* in die Angabe der Merkmale, zu denen das Subject *fehlt*.

Das vermißte Subject nun, welches in unserer Kenntniß fehlt, in der Natur aber nicht fehlen kann, ist die Substanz.

Der Idealist würde sagen, es fehle auch in der Natur. Er würde Schnee und Eisen für Erscheinungen erklären. *Wem* denn erscheinen sie? Ohne Zweifel *Uns*. Anstatt dieses Pluralis Uns setzt der Idealist schnell das *Ich*; indem wir einander gegenseitig erscheinen. Sind denn *die* andern Menschen um Mich her auch *nur Erscheinungen* für Mich? Oder bin Ich nur *eine Erscheinung* für Sie? Und wer von Ihnen ist denn eigentlich Derjenige, dem die andern erscheinen? Er wäre am Ende die wahre Substanz. Möge Er nur nicht auch wieder ein Ding mit mehreren Merkmalen werden, zu denen das Subject fehlt! Geholfen wenigstens hat diese, von *Anfang* an falsche, idealistische Wendung des Nachdenkens zu gar Nichts. Denn die Meinung war, Schnee und Eisen sollten nicht Substanzen sein, damit man sich nicht genöthigt sehe, *unbekannte Substanzen* einzuräumen; das Dunkel ist aber damit nicht heller, sondern noch finsterer geworden. Nimmt man vollends das zu Hülfe, was schon oben über das Ich gesagt worden, so wird offenbar, daß der Idealist in demselben Augenblick, als er Schnee und Eisen für Erscheinungen im *Ich* oder in Uns erklärte, höchst unbehutsam in einen Sumpf trat, den er für sicheren Boden hielt. Zwar nicht das wirkliche Ich unseres Selbstbewußtseins ist ein Sumpf; aber die idealistische Meinung vom Ich ist allerdings ein solcher.

II. Jedes der metaphysischen Probleme erhebt für sich allein *Krieg* wider die Logik. Daraus entsteht in den Köpfen der Menschen ein Gesammteindruck, als wäre die Metaphysik ein Wald von Ungereimtheiten, welchen zu vermeiden, man nur nöthig habe, auf dem offnen und weiten Felde *der Erfahrung an der Hand der Logik* einherzugehen. Sie setzen nämlich voraus, an der

Einstimmung zwischen Logik und Erfahrung könne Niemand zweifeln. Fehlerhafte Bearbeitungen der Metaphysik verstärken, indem deren Verkehrtheit in die Augen springt, das nämliche Vorurtheil. Auf einer etwas höhern Stufe der Speculation aber ändert sich die Sache. Die Logik wird angeklagt, daß sie das Wissen wenig fördere. Die Erfahrung soll sich ebenfalls bescheiden, ihre Lehren seien kein wahres Wissen, sondern nur gültig für Erscheinungen. Die Dinge außer uns werden uns ja nur bekannt, in so fern wir sie uns vorstellen! Eine so wahre Bemerkung verleitet zu neuem Irrthum; nämlich zu dem vorhin erwähnten, alles Wissen liege im Ich. Die böse Frage: wie kommt die Kenntniß eines Dinges, das außer mir ist, in mich hinein, diese Frage scheint das Ich zu verschonen, darum, weil es gar nicht außer sich, sondern nur in sich ist. So meint man, weil man auf dieser Stufe der speculativen Betrachtung theils von dem Ich, theils von der wahren Beschaffenheit der Probleme, von der Art sie aufzulösen, von dem Zusammenhange metaphysischer Wahrheit und Ueberzeugung noch keinen richtigen Begriff hat. Diejenigen endlich, welche den metaphysischen Problemen zu Gefallen die Logik umschaffen wollen (welches insbesondere *Hegels* Unternehmen ist), kommen der Untersuchung näher. Sie sehen ein, daß die Logik nicht dürfe ignorirt, daß sie vielmehr in Einstimmung müsse gesetzt werden mit der Erfahrung; indem die eingebildete Freundschaft der Erfahrung und der Logik gerade dasjenige ist, woran es fehlt, und zwar so sehr fehlt, daß eben aus diesem alten, und stets fortdauernden Fehler die ganze Metaphysik entsprungen ist und noch jetzt entspringt.

Weil nun die Erfahrung und die Logik über die ersten Grundbegriffe von dem was Ist und geschieht, mit einander in Streit liegen, — indem die Erfahrung selbst uns widersprechende Begriffe aufdringt, deren Ungereimtheit bei der logischen Analyse zum Vorschein kommt: — so entsteht die Frage: wer soll nachgeben? die Logik? oder die Erfahrung?

Hegel sagt: die Logik. Darum hat er eine neue Logik geschaffen, welche gerade so, wie die Erfahrung, voll ist von Widersprüchen, und, was das Merkwürdigste ist, diese Widersprüche auch gar nicht verhehlt, nicht umwickelt, nicht entschuldigt, sondern sie als bare Wahrheit nackt und dürr hinstellt.

Manche Personen meinen nun, es sei am besten, Hegeln zu ignoriren. Aber solches Vornehmthun ist eitler Dünkel. Läge zu Hegels Lehren kein Grund in den Formen der Erfahrung: so wäre er nimmermehr auf seine Paradoxa gekommen. Der Kern seiner Logik ist die Erfahrung selbst.

DRITTE ABTHEILUNG.

Zur concreten.

I. Das System des Seins und des Wissens, wie es auf dem ein angeblich absolutes Wissen gewährenden eingebildeten theocentrischen Standpunct erscheint.

S. das Lehrbuch, vgl. auch oben Nro. 233. I.

II. Das System des Seins auf dem anthropocentrischen Standpuncte.

S. das Lehrbuch.

III. Das System des Wissens auf dem anthropocentrischen Standpuncte: epistematische Morphologie oder Encyklopädie.

1. Zur speciellen Encyklopädie.

S. das Lehrbuch und viele Nummern dieses Lesebuches.

2. Zur vergleichenden Encyklopädie.

242. Das Erfahrungs- und das speculative Wissen.

(*E. Röth*, Geschichte unserer abendländischen Philosophie I. [1846] S. 2—8.)

Unser gesammtes Wissen besteht aus zwei großen, unter einander sehr verschiedenen Gebieten. Das erste umfaßt die Kunde von all den zahllosen einzelnen Erscheinungen, die das in seinen Theilen und in seinem Umfang unendliche Weltall unserer Wahrnehmung und Beobachtung darbietet. Dies ist der Kreis unserer Kenntnisse. Das zweite Gebiet des Wissens besteht aus unseren Einsichten von den der Erscheinungswelt zu Grunde liegenden allgemeinen Ursachen und den Gesetzen ihrer Thätigkeit. Dies ist der Kreis unserer Erkenntnisse.

Das erste Gebiet, das unserer Kenntnisse, bietet den Anblick einer unendlichen, scheinbar regellosen Mannigfaltigkeit dar. Die in dem Weltall bemerkbaren Einzeldinge, ihre Thätigkeiten und Zustände, die Erscheinungen, welche das in einem ewigen Fluß der Entwickelung begriffene Weltganze der Sinnenwahrnehmung unaufhörlich darbietet, machen den Gegenstand dieses Wissensgebietes aus. Alle unsere Erfahrungswissenschaften gehören dahin, und bestehen nur aus einer geordneten Zusammenstellung unserer Kenntnisse von den Einzeldingen und Einzelerscheinungen, mögen sie nun die einzelnen Theile der Außenwelt und der in ihr wahrnehmbaren Erscheinungen, die Gegenstände der äußeren Erfahrung, betreffen, oder die einzelnen Kräfte und Erscheinungen unseres eigenen Geistes, die Gegenstände der inneren Erfahrung. Das gesammte Ergebniß aller dieser einzelnen Erfahrungswissenschaften, sowohl über die Gegenstände der äußeren als der inneren Erfahrung, vereinigt sich zu einem großen Ganzen, zu einem Gesammtbilde der Erscheinungswelt, zu unserer Weltanschauung. Unsere Weltanschauung entsteht demnach aus der Gesammtheit jener unendlichen Mannigfaltigkeit unserer Kenntnisse von den einzelnen Dingen und den einzelnen Erscheinungen. Diese Erscheinungen richtig, d. h. übereinstimmend mit der Wirklichkeit und gesondert von den Täuschungen des Sinnenscheines, darzustellen, ist die ganze Aufgabe der Erfahrungswissenschaften.

Dies Gesammtbild der Erscheinungswelt, unsere Weltanschauung, bietet nun den Stoff für jene höhere, dem menschlichen Geist eigentlich und ausschließlich zukommende Denkthätigkeit dar, welche darin besteht, diese unendliche Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen auf eine innere Einheit zurückzuführen. Dies ist die Aufgabe unserer Erkenntniß, die das zweite, *höhere* Gebiet unseres Wissens bildet. Dies *höhere* Gebiet unseres Wissens soll die Enthüllung einer tieferen Ordnung und Gesetzmäßigkeit darbieten, welche hinter jener äußerlichen Regellosigkeit der Erscheinungen verborgen liegt; es enthält die Versuche, welche der menschliche Geist gemacht hat, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in eine kleine Zahl allgemeiner Ursachen aufzulösen, die Gesetze ihrer Thätigkeiten nachzuweisen, und die gesammte Erscheinungswelt auf eine einfache letzte Ursache, die Gottheit, zurückzuführen.

Denn eine solche Einheit in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen aufzusuchen und demgemäß auch das Ganze seiner Erkenntniß, die ein möglichst getreues Spiegelbild der Wirklichkeit sein soll, auf eine solche Einheit zurückzuführen, dazu treibt den menschlichen Geist mit Nothwendigkeit theils die innere Natur seines Denkens, weil die Begriffsbildung selber aus der Mannigfaltigkeit der Wahrnehmungen nach einer solchen Einheit hin aufsteigend vor sich geht, theils die Beobachtung der Erscheinungswelt, die ihm durch tausend Spuren eine solche Einheit verräth.

Ein solches Gebäude der gesammten Erkenntniß, zurückgeführt auf eine letzte und höchste Einheit, an welche sich die einzelnen Erkenntnisse geordnet anreihten, dies würde, wenn es vorhanden wäre, die Philosophie, die Erkenntnißwissenschaft sein. Die Philosophie würde dann die Einsichten aus den in sämmtlichen Erfahrungswissenschaften angesammelten Kenntnissen in sich

vereinigen, und jede Erfahrungswissenschaft würde mit ihren letzten und höchsten Ergebnissen in diese Erkenntnißwissenschaft, in die Philosophie, hineinreichen. Diese Vorstellung von der Philosophie, als von einem die sämmtlichen Erfahrungswissenschaften umfassenden Erkenntnißganzen, war es, welche dem Aristoteles vorschwebte. Ein solches Erkenntnißganzes aus den zu seiner Zeit vorhandenen Kenntnissen aufzubauen und in seinen Schriften der Nachwelt zu hinterlassen, war das Ziel seiner Anstrengungen und die Frucht seines Lebens.

Ebenso verschieden, wie in ihrem Wesen, sind diese beiden Wissensgebiete, das der Erfahrungswissenschaften und das der Philosophie, auch in ihrer Entstehungsweise. Der Kreis unserer Kenntnisse entsteht aus unseren Wahrnehmungen, aus der Erfahrung und der Beobachtung der Erscheinungen. Der Kreis unserer Erkenntnisse dagegen entsteht aus der reinen Thätigkeit unseres Denkens über die vermittelst der Wahrnehmungen uns zugekommenen Kenntnisse von der Erscheinungswelt. Die Kenntnisse sind der Stoff, aus denen sich unser Geist die Erkenntnisse bildet. Obgleich also die Erkenntnisse ein reines Erzeugniß unserer geistigen Thätigkeit, unseres Denkens sind, so haben sie doch keineswegs ein von der Erscheinungswelt und der Erfahrung unabhängiges Dasein. Denn wenn uns auch die Erkenntnisse nicht unmittelbar durch die Erfahrung geboten werden, sondern der menschliche Geist selber durch eine schöpferische Thätigkeit sie erzeugt, so würde doch ohne die Kenntniß der Erscheinungswelt diese schöpferische Thätigkeit des Geistes nicht stattfinden können, weil ihr der Stoff zur Erzeugung der Erkenntnisse fehlen würde.

Es ist ein großer Irrthum, zu glauben, daß das menschliche Denken aus sich selber, unabhängig von der Erscheinungswelt, Erkenntniß erzeugen könne; ein Irrthum, der auf einer Selbsttäuschung beruht, zunächst veranlaßt durch die Art und Weise, wie der menschliche Geist sich die Erkenntniß über seine eigene Natur erzeugt. Weil man hierzu keiner Erfahrung aus der Außenwelt bedarf, so gerieth man auf den Wahn, als erzeuge das Denken durch sich selbst, durch seine bloße eigene Thätigkeit, die Erkenntniß, indem man übersah, daß auch hier dem reinen Denken, der Bildung der Begriffe und der durch sie vermittelten Erzeugung der Erkenntniß, eine Wahrnehmung und Beobachtung der inneren Seelenzustände vorhergehen muß, also eine innere Erfahrung, welche zur Begriffs- und Erkenntnißbildung ebenso den Stoff hergibt, wie die außenweltliche Wahrnehmung und Erfahrung den Stoff zur Erzeugung der Erkenntniß über die Erscheinungswelt.

Eine zweite Veranlassung dieses Irrthums liegt darin, daß die Bildung der Begriffe und der Erkenntnisse über die Erscheinungswelt in den meisten Fällen nicht aus den mittelbaren Wahrnehmungen der Erfahrung und Beobachtung hervorgeht, sondern ihren Stoff aus den Vorstellungen schöpft, d. h. aus den im Geiste angesammelten Eindrücken gehabter Wahrnehmungen, welche der Geist nach den Bedürfnissen der Begriffs- und Erkenntnißbildung nach freier Willkür in sich hervorzurufen vermag. Auch dieser Umstand konnte die Täuschung herbeiführen, als seien die so gebildeten Begriffe und Erkenntnisse freie Erzeugnisse des Denkens, unabhängig von der Erscheinungswelt.

Eine dritte Veranlassung dieses Irrthums endlich ist die Art und Weise, wie der Geist die Erkenntnisse über das Unendliche, die Gottheit, hervorbringt. Bei der Erzeugung aller Erkenntniß über Gegenstände der endlichen Erscheinungswelt liegt eine bestimmte Reihe von einzelnen Erscheinungen vor, deren Erklärung und Auslegung die zu bildende Erkenntniß enthalten soll. Die von dem Geiste durch das Denken hervorgebrachte Lösung kann in einem solchen Falle unmittelbar mit den Erscheinungen verglichen und so ihre Richtigkeit bestimmt werden; denn richtig ist sie nur dann, wenn sie alle Erscheinungen genügend erklärt, also mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Bei allen Erkenntnissen hingegen, welche sich auf das Unendliche und die Gottheit beziehen, sind es keine einzelnen Erscheinungen, deren Erklärung durch die Erkenntniß gegeben werden soll, sondern nur die allgemeine Weltanschauung im Ganzen und Großen. Nur unsere Vorstellungen von dem Weltganzen, und insofern die Gottheit als ein geistiges Wesen gedacht wird, die allgemeinen Aehnlichkeiten des einzigen geistigen Wesens, das wir unmittelbar durch die Erfahrung kennen, des menschlichen Geistes, diese sind es, welche den Stoff zu den Begriffsbildungen und Schlüssen darbieten, durch welche das Denken eine annähernde Erkenntniß von diesen höchsten und schwierigsten Gegenständen zu erzeugen strebt. Bei den auf diese Weise hervorgebrachten Erkenntnissen kann also von keiner Prüfung ihrer Richtigkeit durch eine unmittelbare Vergleichung mit der Wirklichkeit die Rede sein, weil uns gerade über die schwierigsten Theile dieser Untersuchungen die Erscheinungswelt keine unmittelbaren Erfahrungen gewährt. Sondern das

einzige Prüfungsmittel dieser Art von Erkenntnissen sind die aus ihnen sich ergebenden Folgerungen, deren Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit der Erscheinungswelt die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Ansichten nachweist, aus denen sie hergeleitet sind. Weil auf solche Weise diese höchsten Erkenntnisse mit der Erfahrung aus der Erscheinungswelt in einer nur lockeren und entfernten Verbindung stehen, weder unmittelbar aus derselben hervorgehen, noch in Bezug auf ihre Richtigkeit unmittelbar an derselben geprüft werden können, so konnte die Meinung sich bilden, als entstünden sie ganz unabhängig von aller aus der Erscheinungswelt genommenen Erfahrung, und seien ein reines Erzeugniß der bloßen Denkthätigkeit.

Diese Meinung ist also ein bloßer Wahn; das reine Denken kann unabhängig von der Erfahrungswelt keine Erkenntniß erzeugen; im Gegentheil, diese beiden Wissensgebiete, das unserer Kenntnisse, der Erfahrungswissenschaften, und das unserer Erkenntniß, der Philosophie, hängen trotz der Verschiedenheit ihrer Entstehungsweise auf's engste mit einander zusammen, und unser Erkenntnißgebäude ist ganz von dem Stande unserer Erfahrungswissenschaft abhängig.

Wären nun die Erfahrungswissenschaften abgeschlossen, und umfaßten unsere Kenntnisse wirklich das gesammte Feld der Erscheinungen, so wäre die Möglichkeit vorhanden, daß auch unsere Erkenntnisse, als die höchsten Ergebnisse der Erfahrungswissenschaften, ein vollständiges, in sich abgeschlossenes Ganze bildeten, wenigstens so weit es dem menschlichen Geiste möglich ist, sich eine sichere Erkenntniß überhaupt zu erzeugen. Denn alle höchsten und letzten Begriffe, unter die zwar alle übrigen untergeordnet werden, die aber selbst, eben als die höchsten, keinen noch höheren mehr untergeordnet werden können, sowie alle mit dem Unendlichen, der Gottheit, in Verbindung stehenden, sind theils nach der Natur unseres Begriffsgebäudes, theils nach der Natur unseres endlichen Geistes für unser Denken in ihrem inneren Wesen unerfaßlich, und nur auf negativem Wege annähernd erreichbar. Nur bei einem abgeschlossenen Stande der Erfahrungswissenschaften also könnte die Philosophie eine vollendete Wissenschaft sein, und würde die Erkenntniß der Wahrheit gewähren, wenigstens soweit ihr Besitz dem menschlichen Geiste vergönnt ist.

Es bedarf keiner besonderen Beweisführung, daß die Erfahrungswissenschaften von einem Zustande der Vollendung und Abgeschlossenheit noch unendlich weit entfernt sind. Es kann also schon aus diesem Grunde von einem vollendeten und abgeschlossenen Zustande des Erkenntnißwissens, der Philosophie, von einem endlichen Besitze der Wahrheit, gar nicht die Rede sein.

Da nun der unvollständige Zustand des Erfahrungswissens keinen hinreichenden Stoff darbietet, um aus dem Erfahrungswissen selbst ein solches Erkenntnißganze hervorzubringen, so ist ein Denker, welcher ein vollständiges Erkenntnißgebäude aufstellen will, gezwungen, die Lücken des Erfahrungswissens durch sein eigenes schöpferisches Denken zu ergänzen. Dieses schöpferische Denken — die Speculation — besteht wesentlich darin: die Erkenntnißbestandtheile, welche sich in dem vorhandenen Vorstellungskreise schon vorfinden, von einem dem Denker eigenthümlichen Standpuncte der Betrachtung aus, auf eine bisher noch nicht dagewesene Weise unter einander zu verknüpfen und so durch Folgerungen eine neue Erkenntniß zu erzeugen; wobei also die *Neuheit* der Erkenntniß nicht in der Neuheit der Erkenntnißbestandtheile, sondern nur in der Neuheit und Eigenthümlichkeit ihrer Verknüpfung und der daraus gezogenen Folgerungen besteht. Auf diese Verknüpfung selbst aber gelangt der Denker gewöhnlich nicht durch eine in allen ihren Mittelgliedern nachweisbare Schlußfolgerung, sondern durch eine jener plötzlichen Ahnungen, eine jener Eingebungen, welche die unwillkürliche Frucht einer vorhergegangenen geistigen Aufregung sind. Auf diese Weise kann allerdings durch Vorahnen der Wahrheit von begabteren Geistern die Erkenntniß wenigstens vorbereitet und angebahnt werden. Dies ist so wahr, daß alle Fortschritte, selbst der Erfahrungswissenschaften, auf solchen Vorahnungen der begabteren Geister beruhen, die in erleuchteten Augenblicken einer gesteigerten geistigen Erregtheit Wahrheiten erkannten, zu denen sie in diesem Augenblicke selbst den Weg einer regelmäßigen Beweisführung noch nicht bahnen konnten. In weit höherem Grade finden aber diese vorahnenden Vermuthungen bei denjenigen Gegenständen statt, die an den Gränzen unseres Erkenntnißvermögens liegen, und die gerade zu den höchsten Aufgaben der Philosophie gehören, d. h. den Vorstellungen vom Geistigen, von dem Unendlichen, der Gottheit.

243. a. Natur der Empirie.

S. das Lehrbuch.

). Natur der Philologie; Probe der herrschenden Begriffsverwirrung.

(Deutsche Vierteljahrsschrift, 1843. III. S. 59—63; S. auch oben Nr. 102.)

'ste Bedürfniß der Philologie ist, daß sie selbst bewußt werde, daß die Philologen nmal, nach jahrhundertlangem Treiben he, diese philosophisch auffassen, ded begreifen lernen. Es ist in der That nde und gereicht diesem ihrem Treiben geringer Unehre, daß sie noch nicht einolcher Besonnenheit, zu solchem Nachber sich selbst, zu solcher Schärfe des zu solcher Einkehr in sich und in ihre heit gekommen sind, daß sie wüßten, ieben, wozu sie es trieben, welche Idee zu hegen, welches Ziel sie dabei zu hätten; in welchem Verhältnisse solches en stünde; wie es eingriffe in das übrige der Welt; welchen Standpunct es denn einnehme in dem Reiche der Dinge. es ist ein gar schlimmes Zeugniß für ire der alten Philosophen, eines Plato, s u. s. w., wenn sie daraus nicht einmal ofitirt haben, daß sie über ihre eigene aft zu philosophiren gelernt. Erst in r Zeit ist der allgemeine philosophische zu einigen von ihnen gedrungen, derß nun etliche sich daran versucht haben, die Welt über ihre Sache aufzuklären. at sich von neuem wieder der Mangel Schärfe des Urtheils herausgestellt. Jeben, der darüber geschrieben, hat daeine andere Definition gegeben; so uno und so schwankend sind die Ansichgar wenig fest und bestimmt weiß der welches Ziel er im Auge haben, was ch betreiben, warum er es betreiben ürlich fehlt nun auch die Kenntniß des der geeignetsten Mittel. Zum schlaweise für diese unsere Behauptungen, r einmal hier die neuesten Erklärungen Philologie in chronologischer Ordnung sern vor Augen führen:

dr. Aug. Wolf (Museum der Alterthumsft. I. Bd. S. 124) nahm sie in gleichem Alterthumswissenschaft, und zwar als riff der Kenntnisse und Nachrichten, die n Handlungen und Schicksalen, mit dem politischen, gelehrten und häuslichen Zustande der Griechen und Römer, mit ihrer Cultur, ihren Sprachen, Künsten und Wissenschaften, Sitten, Religionen, Nationalcharakteren und Denkarten bekannt machen, dergestalt, daß wir geschickt werden die von ihnen auf uns gekommenen Werke gründlich zu verstehen und mit Einsicht in ihren Inhalt und Geist, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des spätern und des heutigen zu genießen. (Wie breit diese Definition, und doch nicht den gewohnten Begriff von Philologie umfassend! Und bloß zum Genusse sollte die Philologie dienen?)

2) Böckh (im Rheinischen Museum. Erster Jahrg., 1827, S. 41.) Ihm ist Philologie in Bezug auf ein bestimmtes Volk in einem verhältnißmäßig abgeschlossenen Zeitalter die geschichtlich wissenschaftliche Erkenntniß der gesammten Thätigkeit, des ganzen Lebens und Wirkens des Volkes. (Auch viel zu unbestimmt.)

3) Schelling: Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, S. 76, vergl. S. 319. Er gibt dem Philologen, ihn mit dem Künstler und Philosophen zusammenstellend, zur Aufgabe die historische Construction der Werke der Kunst und Wissenschaft, deren Geschichte er in lebendiger Anschauung zu begreifen und darzustellen habe. (Zu eng wieder diese Definition, obwohl hinsichtlich des Zweckes der Philologie ein Schritt höher.)

4) Matthiä: Encyklopädie und Methodologie der Philologie (Leipzig 1835. S. 1.) Er versteht unter einem Philologen denjenigen, welcher das Studium des griechischen und römischen Alterthums und der Sprache beider Völker zum Gegenstande seiner geistigen Thätigkeit gemacht hat. (Eine Definition, die daran leidet, daß im zweiten Theile ein Specielles des Vorhergehenden noch besonders zum Gegenstande der Philologie gemacht, nicht das Rechte zum Mittelpuncte dieses Studiums gesetzt wird.)

5) Mützell: Andeutungen über das Wesen und die Berechtigung der Philologie als Wissenschaft (Berlin 1835.) Ihm ist „die Philologie die Wissenschaft des inhaltsvollen Wortes, die Wissen-

schaft der freien Manifestation des menschlichen Geistes durch Rede und Schrift.“ (Wieder zu **hoch** und zu fein; zu pretiös!)

6) Haase: Salgo, Vergangenheit und Zukunft der Philologie (Leipzig 1835.) (Gibt auch nicht das Rechte.)

7) Milhauser: über Philologie, Alterthumswissenschaft und Alterthumsstudium für Studirende (Leipzig 1837). Er versteht unter Philologie die Kunst des Verstehens oder das, was aus der sich vervollkommnenden Thätigkeit des Bestrebens zum mittelbaren Erkennen der zum Belehren und Bilden aus den sprachlichen Mittheilungen Anderer nöthigen Geistesfunctionen in gleicher Weise hervorgegangen ist und hervorgehen kann. (Dunkel und unklar!)

8) Otfr. Müller: in der Beurtheilung der Milhauserschen Schrift (in den Göttinger gelehrten Anzeigen. 1836. Nro. 169 ff.) Er setzte das Feld der Philologie „in der Geschichte des Menschengeschlechts und in der ganzen vollen Auffassung des antiken Geisteslebens.“ (Auch zu allgemein!)

9) Ihlefeld (im Quedlinburger Programm vom Jahre 1838) hält die Philologie gar nicht für eine Wissenschaft, die ein Wissensgebiet enthielte, sondern für eine auf Fertigkeit beruhende Kunst. (Als ob nicht jede Fertigkeit, jede Kunst auch zu einer Theorie, zu einem System, zu einer Wissenschaft erhoben werden könnte!)

10) Mager (die moderne Philologie, in der pädagog. Revue, Juli 1840. S. 8) lehrt sie als die Wissenschaft auffassen, ein Volk oder einen Kreis von Völkern in der Allseitigkeit ihrer Existenz bis auf den Grund ihrer Seele zu erforschen. (Ist das nicht vielmehr Ethnographie?)

11) Ein Ungenannter im Conversationslexikon der Gegenwart (Leipzig 1840) IV. Bd. Erste Abtheilung. S. 156 ff., theilt die Philologie in zwei Theile: in die niedere und die höhere. Jene ist ihm das wissenschaftliche Betreiben der Sprachen solcher Völker, deren Bildung und Litteratur kennen zu lernen man für nöthig hält, entweder weil man für die vaterländische Litteratur und Bildung noch bedeutende Bereicherung daraus zu erstreben hofft, oder weil dieselbe in ihrer Entstehung und Fortbildung aus jenen hervorgegangen und vervollkommnet worden ist und darum auch nur durch Zuziehung jener in ihren Richtungen und Eigenschaften vollständig erkannt werden kann. Diese sei frei von dem materiellen Zwecke, die Litteratur eines Volkes zur Bereicherung der positiven Kenntnisse ausbeuten zu wollen, und beschäftige sich mit der Sprache als solcher, um aus ihren Erscheinungen und Bildungen das Wesen und die Eigenschaften der geistigen Kräfte des Menschen und die Art und Weise ihrer Thätigkeit zu erkennen. Philologie wäre hiernach = Sprachkunde im höchsten und allgemeinsten Sinne. (Also auch diese Definition nicht ganz richtig!)

12) Freese: der Philolog, eine Skizze. Stargarder Gymnasialprogramm vom Jahre 1841. Freese versteht unter Philologie die Summe aller Kenntnisse, welche sich auf die Griechen und Römer beziehen. (Zu allgemein!)

13) Jahn: in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik. XII. Jahrg. 35. Bd. 2. Heft. S. 230. Bei Gelegenheit der Anzeige und Beurtheilung der Freese'schen Abhandlung. Er faßt die Philologie als gleichbedeutend mit „Sprachforschung“ (Auch nicht das Richtige. Wieder einseitig!)

14) Kirchner: akademische Propädeutik, §. 487 ff. S. 350 ff. Der Begriff der Philologie im engern Sinne oder des historisch-kritischen Sprachstudiums beschränkt sich zwar auf eine engere Sphäre der Erkenntniß als die allgemeine Sprachwissenschaft, sofern sie es nur mit dem wissenschaftlichen Studium einer oder einiger *unter sich* verwandten Sprachen zu thun hat. Allein innerhalb dieses Kreises gewinnt derselbe eine sehr ausgedehnte Bedeutung, indem er zugleich eine möglichst vollständige Erkenntniß des innern und äußern Lebens der betreffenden Nationen und ihrer Culturzustände in ihrer historischen Entwickelung aus den vorhandenen Kunst- und Litteraturwerken, Behufs der kritischen Behandlung und Auslegung der letztern und der Erkenntniß und Nachahmung der classischen Kunstformen in sich schließt.

Zum Gegenstande eines historisch-kritischen oder (?) philologischen Sprachstudiums kann natürlich die Sprache und Litteratur nur solcher Völker gemacht werden, welche ein eigenthümliches Geistesleben stufenweise entwickelt und eine selbständige Bildung in den verschiedenen Zweigen einer Nationallitteratur oder eines eigenthümlichen, schaffenden Kunstgeistes ausgeprägt haben. — — Die vollständigste Ausbildung nach allen Seiten hin bewährt die alt-classische Philologie als eine in sich geschlossene selbständige Wissenschaft, welche dem Geiste die Kenntniß einer untergegangenen, in Kunst, Wissenschaft, Leben und Sitte bis zur Vollendung der Form durchgebildeten Welt des Alterthums, hauptsächlich der Griechen und Römer und der ihnen verwandten Volksstämme, auf welche die moderne Bildung großentheils begründet ist, eröffnet. Dieses geschieht mittelst des Studiums der beiden altclas-

sischen Sprachen, der griechischen und römischen, und der in denselben verfaßten auf uns gekommenen Litteraturwerke sammt den Kunstdenkmälern als Gegenstände kritischer Forschung und Auslegung und der Erkenntniß der classischen Kunstform der Darstellung in Prosa und Poesie, nebst der Fertigkeit ihrer Anwendung im Lateinischen. Hiernach theilt er sie ein in drei Theile, welche aber nicht getrennt für sich daständen, sondern sich einander bedingten und ergänzten: a) die formale Philologie oder die classische Sprachkunde; b) die reale Philologie oder die classische Auslegungskunst; c) die praktische Philologie oder die classische Stylistik. (Leidet an etwas zu großer Breite. Sonst gewiß das Wahre.)

So haben wir denn ein wahres Register von Definitionen einer und derselben Sache vor uns, und zwar einer so lang schon und so viel geübten Sache, und keine stimmt völlig mit der andern überein. Ist es nun gleich auf der einen Seite höchst erfreulich und durchaus anerkennungswerth, daß man in neuester Zeit bestrebt ist den Begriff zu erfassen und damit das Wesen und das Ziel und den Zweck der Philologie philosophisch zu ergründen und zu bestimmen, so muß es doch auf der andern Seite für den Philologen selbst, der da denkt und fühlt und nicht *pecudum more* sein Geschäft treiben will, ohne sich auch bewußt zu sein, was er treibt und weßhalb er's treibt, in hohem Grade bekümmernd und schmerzhaft sein, daß über sein Fach ein solcher Zwiespalt obwaltet, so daß er, ist er jung, vielleicht sich in ungewisser Verlegenheit befindet, wie er die Sache anfassen soll.

243. c. Natur der Historie.

S. oben die Nummern 87—89, 99—101, 104, und das Lehrbuch.

---

244. Natur der Philosophie.

(*J. F. Herbart*, Kleinere Schriften III. [1843] S. 133—143).

Philosophie. — Es gibt eine philosophische Sinnesart, welche dem philosophischen Studium vorangehen muß. Das Wort Wahrheitsliebe will sie bezeichnen. — Verzichtleistung auf glänzende Gedanken ist das Wesentlichste. Es gibt eine unendliche Menge möglicher Meinungen, denen eine noch weit größere Mannigfaltigkeit von Formen der Darstellung sich anbietet, wodurch sie sich geltend machen, die Gemüther bewegen und gewinnen können. Der Schein der Virtuosität pflegt einer Zusammenstellung kühner Behauptungen, einer Anhäufung von nicht gemeinen Kenntnissen, bei einer geläufigen Zunge und Feder — um nicht zu sagen, bei einer derben Faust und einem tapfern Degen, — so leicht zugestanden zu werden! und die meisten Menschen haben so wenig Lust, von dem bequemen Vorurtheil abzulassen, daß an dem, was scheint, doch wohl Etwas Wahres auch sein müsse! Wie man nun im gemeinen Leben immer das Gute mit dem Schlimmen verschmolzen findet, und weil man es nicht sondern kann, eins mit dem andern sich gefallen läßt: so pflegen die Leute, die in Ermangelung des Wissens, doch etwas meinen wollen, sich aus den öffentlich dargebotenen Systemen das und jenes auszusuchen, was ihnen gefällt und wodurch sie sich selbst zu gefallen hoffen, pflegen es mit den Kraftäußerungen ihrer eigenen Dreistigkeit, mit ihren eigenen Einfällen zu mischen, und wenn sie einiges Gehör finden, sich darum nicht zu bekümmern, ob sie die Masse der Täuschungen vermehren; ob sie sich selbst täuschen; ob sie vom Irrthum zu einer zügellosen Lebensart fortgerissen werden und zum Falschen das Schlechte und Verderbliche häufen. — Für diese Fragen geht denen der Sinn aus, welche das Starke, das Berauschende in Worten und Gesinnungen, statt des Reinen und Gesunden sich wohlbehagen lassen.

Damit hängen die philosophischen Ansichten zusammen.

Wessen Geschmack verdorben ist, wer das Bizarre, das Wilde, das Flüchtige, das Süßliche liebt, — der ist auch für die Forschung nach Wahrheit verdorben.

Wer da meint, er müsse sich in allen schmutzigen Winkeln des gemeinen Lebens herumtreiben, um das Leben kennen zu lernen, wie sollte der nicht auch meinen, er müsse sich an alle Irrthümer hängen, um ein versuchter Forscher zu

werden, und an der Schlechtigkeit und Schande theilnehmen, um Charakter zu gewinnen!

Die Virtuosität des Unfugs aller möglichen Art sei ein für allemal verbannt, wenn wir von Philosophie reden.

Verwandt der Sinnesart des Philosophen sind alle, welche in irgend einer Sphäre das Unveränderliche suchen, sofern sie das thun. Nehmt aus dem ökonomischen Streben das Anhängen am Zeitlichen, Veränderlichen hinweg; behaltet die Liebe zur Ordnung, zur Gleichmäßigkeit, zur festen und sich selbst reproducirenden Einrichtung: damit harmonirt die Philosophie. — Nehmt dem Dichter seine launenhafte Hingebung an Phantasien des Augenblicks, und seine Lust, alles Glänzende und Bewegte mit gleicher Liebe aufzunehmen, behaltet den Reichthum und die Intension seiner Anschauung, seine Kraft, die vorübereilenden Bilder zu fesseln, und sie zusammenzufügen zu einem ewigen Effect: damit harmonirt die Philosophie.

Der hervorstechendste Zug der philosophischen Sinnesart ist Geduld; das Unveränderliche kann nicht ungeduldig machen. Hierauf geheftet macht man sich los, soweit es nöthig ist, vom Zeitlichen. — Jeder Mensch steht in einer Menge von Wünschen mitten drin, davon ein großer Theil vergeblich oder höchst unsicher ist. Sich befreien zu können von dem Druck der letztern und in der Sphäre des Möglichen, wenn schon dieselbe sich hier verengt, dort erweitert, fortdauernd eine heitere Beschäftigung zu finden: ist ein wesentliches Princip der Kunst zu leben. Und ein großer Geist sucht stets diese Sphäre des Möglichen zu erfüllen.

Philosophie als Studium, das man treibt und weglegt, als temporäre Beschäftigung, entgegengesetzt dem bleibenden, in Alles sich einführenden Geiste der Philosophie, der beinahe Zustand wird oder doch Charakterzug, verhalten sich wie Vertiefung und Besinnung.

Nicht ohne Vertiefungen kann die Besinnung erhalten werden. Aber in die Besinnung geht nicht bloß Eine Classe von Vertiefungen ein; sondern alle Vertiefungen, die das Leben schafft. So setzt sich die Besinnung auch des Philosophen zusammen. Je länger und richtiger aber die Philosophie als Studium hatte einwirken können auf alle andere Vertiefungen: desto philosophischer muß zuletzt die Besinnung werden; desto mehr muß sie das ruhige Leben veredeln, das allzuglückliche beschränken, und das vom Schicksal getroffene aufrichten und stärken.

Wie äußern nun die einzelnen Theile dieses Studiums ihren Einfluß? Und mit welchen Graden von Sicherheit oder Gefahr?

Wollte man hier auf andere Systeme Rücksicht nehmen: so hätte das Studium vielleicht gar keine Theile; und jeder falsche Lehrsatz würde mitwirken. Davon sehen wir hinweg.

Was zuerst das Formelle des Studiums anlangt: so muß man unterscheiden das Suchen, vom Finden und dem Gefundenen. Das Suchen erfordert Charakter, und übt ihn. Aber es übt ihn nur von Seiten der Geduld und Gewissenhaftigkeit. Es schwächt ihn hingegen, indem es das Handeln sehr aufhält, die Zeit dazu verfehlen macht, und von den Gelegenheiten desselben entfernt. Daher ist das Suchen eine Aufopferung, die nicht dauern soll, und wozu Wenige fähig, Wenige auch nur berufen sind. Die Lehrart der Philosophie muß daher, ohne zwar den Weg der Forschung im mindesten zu beengen, doch dafür sorgen, daß das Gelernte sich als ein selbst-Nachgedachtes leicht fassen, halten und gebrauchen lasse [1]).

Die formelle Wirkung des Gefundenen soll sein Ueberblick über das Ganze unserer Angelegenheiten und Studien; und Gefühl von der Wohlthat der Ordnung unter Begriffen, und der Kraft, diese Ordnung hervorzubringen. (Philosophie studirt Niemand für Andere, sondern für sich. Das Gegentheil zu bekennen wäre beschämend.)

Aber wer die Philosophie mit ganzer Seele auffaßt, der begnügt sich nicht, ihre Lehrsätze in einer einzigen bestimmten Form festzuhalten, sie in einer festen Reihe zu durchdenken. Sondern, nachdem die Regelmäßigkeit der Form ihm den Dienst geleistet hatte, der Richtigkeit des Systems sich leichter zu versichern: jetzt streift er die Hülle ab und sucht durch beständige Uebung in mannigfaltigen Verbindungen und Anwendungen alles in Einen Gedanken zu fassen, von welchem jeder Theil ihm zu jeder Zeit gleich unmittelbar gegenwärtig sein muß.

Hier kommt viel darauf an, daß an diesem Einen Gedanken theoretische und praktische Philosophie gleich viel Antheil haben mögen. Denn es läßt sich kein Blick werfen auf den Menschen, kein Blick auf die Gesellschaft, kein Blick auf das Ganze des Weltalls, welcher nicht in gleichem Grade beiderlei Betrachtungsarten nach beiden Theilen der Philosophie erforderte. Und da von unserer Ansicht des Menschen, der Gesellschaft und des Universums der Geist aller unserer Arbeit und Erholung, der

Werth unserer einsamen und geselligen Stunden abhängt: so ist es sehr nothwendig zum Leben, daß man innerlich verbinde, was der Vortrag der Wissenschaft äußerlich trennt, und trennen muß wegen der Art, wie die Sätze gefunden werden.

Philosophie ist Untersuchung der Begriffe [2]). — Was ist Begriff? Was ist Untersuchung? Was ist Untersuchung der Begriffe? — Ueber Begriff erklärt sich die Logik. Was Untersuchung sei? darüber gibt die Logik einige Auskunft; sie spricht über das äußere Ansehen der Zusammenfügungen mehrerer Begriffe. Aber was Untersuchung der Begriffe in ihrem Innern bedeute: darüber muß man hauptsächlich die Metaphysik fragen. Metaphysik nämlich ist die Lehre von der Begreiflichkeit der Erfahrung, oder, wenn man will, Naturphilosophie. Die Natur gibt viel zu beobachten und zu experimentiren; daraus entstehen Physik und Chemie. Aber die Beobachtungen und Experimente geben viel zu denken; daraus entsteht Metaphysik. Wiederum, dies Denken geht so schwer von statten, daß eine Menge von Versuchen, es so und anders anzufangen, gemacht sind und gemacht werden; das sind die verschiedenen philosophischen Systeme. Endlich, um sich über das bloße Versuchen und Rathen zu erheben, ist noch eine Methode dieses Denkens gesucht worden. Diese heißt uns Methode der Beziehungen. Was sind Beziehungen? Ungefähr so viel, als nothwendige Voraussetzungen. Die Methode der Beziehungen steht an der Spitze der Metaphysik. Sie lehrt die Widersprüche auflösen, welche, wenn die nothwendigen Voraussetzungen verkannt werden, in dem Innern der Begriffe selbst entstehen müssen. Dadurch offenbart sich, worin das Räthselhafte der Erfahrung eigentlich liege [3]). Nämlich einer solchen Erfahrung, die als Factum nicht mehr zweifelhaft, sondern bekannt und bestimmt genug ist, um in bestimmte Begriffe gefaßt werden zu können. Wo dies noch fehlt, da muß die Physik weiter vorarbeiten (z. B. in den physiologischen Lehren). — Ist eine Metaphysik wenigstens in den Grundzügen vorhanden: so klärt sich auch dadurch das Verhältniß der übrigen Systeme zu den Aufgaben sowohl, als eines Systems gegen die andern hinreichend auf.

Es ist aber wohl zu bemerken, daß es auch Begriffe gibt, die nicht aus der Erfahrung entstehen, sondern die wir selbstthätig erzeugen; dahin gehören die sittlichen Begriffe. Allgemein, die ästhetischen. Diese lassen sich nur in Rücksicht auf ihren Gegenstand untersuchen. Wenn uns etwas gefällt oder mißfällt, so kommt es darauf an, genau zu wissen, wo eigentlich das Gefallende oder Mißfallende liege. Es kann sich finden, daß dessen eine mannigfaltige Mischung, auch mit Einmengung ganz gleichgültiger Nebensachen vorkommt. Sehr selten oder nie zeigt sich das ganz Einfache für den Geschmack. Dies aufzufinden, zusammenzustellen und dem künstlerischen Gebrauche desselben die allgemeine Anleitung zu geben, ist die Sache der Aesthetik, und davon ist die sogenannte praktische Philosophie oder Moral und Naturrecht ein Theil. Die praktische Philosophie sagt nämlich, was der Mensch thun und lassen müsse, um nicht sich selbst zu mißfallen; um mit sich zufrieden zu sein. In Rücksicht dessen nun pflegt man sich zu fragen: was habe ich für Pflichten? Was habe ich für Rechte? Die einen sucht man in der Moral, die andern vorzüglich im Naturrecht, (sofern sie nicht durch Satzungen bestimmt sind); deßwegen hat auch das Naturrecht mehr Liebhaber als die Moral. Aber die ganze Unterscheidung ist falsch. Man bemerke nun: daß Rechte Andere verpflichten, und wir Anderer Rechte zu respectiren verpflichtet sind. Hier hilft man sich mit dem Unterschiede zwischen Zwangspflichten und unvollkommenen Pflichten. Aber alle Pflicht ist vollkommen, oder gar keine; aller Zwang ist ein Zusatz zu dem, was schon vorher Recht oder Pflicht sein muß. Diese Fehler werden genauer aufgedeckt in der praktischen Philosophie.

Zweck der Philosophie; oder: wozu ist die Philosophie gut? Sie sucht das höchste Gut, und vermöge dessen einen Zustand höchster Befriedigung und Ruhe; oder doch die Annäherung dahin. Sie erhebt sich demnach über die geringeren Güter, über alles Wechselnde und Zeitliche; sie sucht das Ewige und Unveränderliche. — Hier muß man nun wohl unterscheiden Philosophie als Studium, und die philosophische Sinnesart, welche letztere der Gewinn sein soll von jenem; aber nicht bloß von jenem, sondern auch von der übrigen Ausbildung.

Alles Studium, alle Bemühung ist mühsam; ist oft ermüdend; und belohnt nicht immer auf der Stelle. Zuweilen jedoch erfreuen Momente des Gelingens; und es läßt sich begreifen, daß eine gelingende Annäherung an die Erkenntniß des höchsten Gutes doppelt erfreuen muß; theils als Fortschritt überhaupt, theils durch ein Vorgefühl des Höchsten, was erreicht werden kann. — Das philosophische Studium beginnt mit Ansichten, geht fort durch Speculation, und endigt

mit der Wissenschaft. Zu den Ansichten dienen verschiedene Systeme, in denen man sich versuchen muß; in jedem so lange, bis man den Irrthum desselben einsieht. Erst nach solchen Vorübungen geht man zweckmäßig zur Speculation fort; alles verständige Hören und Lesen über Philosophie aber ist Speculation. Denn es ist Fortschritt in fremden Gedanken, Versuch, ob man folgen könne; also schon darum, weil man noch in einer neuen Gedankenerzeugung begriffen ist, nicht Wissenschaft; welche letztere ein ruhiger Besitz sein muß, und ein Stehen auf einem festen und durchaus eigenen Puncte.

Philosophische Sinnesart läßt sich natürlich vor der Wissenschaft nur ungefähr beschreiben. Sie ist Ruhe, welche jedoch Beschäftigung verträgt, und selbst aufsucht, weil sie zum Theil in der steten Anerkennung unendlicher praktischer Aufgaben besteht. Die Beschäftigungen mögen gelingen oder mißlingen; beides bedeutet für unendliche Aufgaben nicht viel. Eine mäßige Freude begleitet das eine, dem andern wird Geduld entgegengesetzt. Das Maß aber für alle Gemüthsbewegungen ist dies: die Besinnung an die Wissenschaft und die mit ihr zugleich anerkannten Aufgaben nicht zu verlieren.

Soll nun philosophisches Studium zur philosophischen Sinnesart führen, so gehört dazu 1) vielseitige Ausbildung; 2) wohlgeleitetes Studium. Ohne Anleitung und zwar sorgfältig abgemessene Anleitung sich tief in höhere Speculation einlassen, kann gefährlich werden. Man geht in ein Labyrinth, aus dem nicht Jeder den Ausweg findet. — Es muß dasjenige vermieden werden, was das Gemüth zu sehr beunruhigen und gefährlich aufreizen könnte; es muß ferner dasjenige bald hervorgestellt werden, was dem Gemüthe sichere Haltung gibt. — Hauptsächlich praktische Philosophie.

Je mehr Einer gelernt hat, dem Zusammenhange des zuvor einzeln Gelernten nachzufragen, das Gewisse vom Ungewissen zu scheiden und sich mit Bescheidenheit in mancherlei Versuchen des Denkens zu üben, je mehr er von der möglichen Verschiedenheit der Meinungen, und von den Consequenzen solcher und anderer Meinungen erfahren hat, desto näher ist er der Philosophie gekommen. Diese durchdringt alle Wissenschaften, und es sind daher auch Spuren und Bruchstücke von ihr in jeder Wissenschaft zu finden, die mit rechtem Ernst getrieben wird. Folglich: je mehr verschiedene Wissenschaften Einer kennt, desto mehr Anfänge der Philosophie besitzt er. Nur sind die Anfänge und Bruchstücke nichts Ganzes. Es gibt in der Philosophie einen solchen Zusammenhang der Wahrheit, noch weit mehr aber des Irrthums, daß einzelne Bruchstücke für sich wenig oder nichts bedeuten. Folglich: je mehr Einer seine Wissenschaft ausschließend als sein Fach betrachtet, je mehr er verschmäht, sich um andere Fächer zu bekümmern, desto mehr Unphilosophie liegt in seinem Thun. Diese Unphilosophie ist höchst schädlich, denn sie trennt die Wissenschaften und ihre Pfleger so sehr, daß unrichtige Meinungen sich mehr und mehr einwurzeln, und ein Zusammenwirken in solchen Puncten, wo es nöthig ist, sehr erschweren.

Ueberzeugung. — Ueberzeugung ist willenloses Bejahen oder Verneinen dessen, was zweifelhaft sein konnte. — Wie der Zweifel der Weisheit Anfang, so ist Ueberzeugung das Ziel der Philosophie.

Werth der Ueberzeugung! — Nein, zuvor Werth des Zweifels! Die gemüthlich fortschlendernden Leute, denen kein Zweifel einkommt, sind ein schwaches Geschlecht; gemacht *zum Genießen*, aber unwürdig, daß irgend eine ernste Wissenschaft sich ihnen mittheile, denn alle Wissenschaft hat sich emporringen müssen aus dem Zweifel.

Können Sie sich einen Mann denken, — einen wahren, echten, männlichen Mann, — ohne ein scharfes, umschauendes, prüfendes Auge? Eine männliche Sinnesart, ohne Vorsicht, die immer wache, ohne Behutsamkeit, die, wo es nöthig ist, zu mißtrauen wisse? Wohl glücklich wären wir, wenn die Menschen umher uns nicht lehrten, zu mißtrauen! Aber, wie in der Welt der Menschen, so, ja noch schlimmer, ist's in der Welt der Meinungen. Hier darf kein Gedanke, kein Begriff uns begegnen, den wir nicht, als des Irrthums verdächtig, anhalten müßten. Der lange Lauf der Zeiten hat Irrthum getragen in Alles; das viele Reden der Menschen hat jedem Irrthume Sprache gegeben; die Pressen haben der Sprache des Irrthums eine endlose Vernehmlichkeit durch Räume und durch Zeiten zugesetzt; endlich der Eifer entgegengesetzter Irrthümer hat einen jeden ausgerüstet mit dem stärksten, glänzendsten, am leichtesten verführenden Ausdrucke. Diese Masse des verstärkten und vervielfachten Irrthums kommt uns entgegen, wohin wir uns wenden im Reiche des Denkens. Sei es, daß wir uns erkundigen nach dem, was ursprünglich recht sei und unrecht: — recht ist, rufen einige Stimmen, daß der Stärkste an Leib und Seele der Herr sei, und

daß die Andern ihm dienen, — und Aristoteles begünstigt diese Meinung. Recht ist — so erschallt's von der andern Seite — Freiheit und Gleichheit; Rechte sind angeboren einem Jeden, Rechte auf Güter des Leibes und auf geistige Güter. Rousseau steht für diesen Satz. Unsere deutschen Naturrechte wollten schlichten, vergleichen, verbessern; — sie sind verschwunden, und von ganz verschiedenen Seiten kommt man sich heut zu Tage entgegen in dem Satze: es gibt kein Naturrecht, es gibt nur eine Ethik oder praktische Philosophie. Muß ich erinnern an ein noch größeres Uebel? An die Gegensätze religiöser Meinungen? Der Vorwurf des Irrthums erschallt hier von allen Puncten nach allen Seiten. Du irrst! ruft nicht nur dem Protestanten der Katholik, sondern sogar der Reformirte dem Lutheraner. Du irrst! rufen einander gegenseitig die Schulen zu, in deren einer man demonstriren will, was die andere als aller Demonstration unzugänglich demonstrirt, was eine dritte bloß geglaubt, und eine vierte unmittelbar angeschaut wissen will. Ich verweile nicht bei den Streitigkeiten, *welche* unter den Aerzten, unter den Chemikern und Physikern über die Zuläßigkeit der allerersten Grundbegriffe obwalten, sondern ich frage: dürfen wir uns der Untersuchung aller dieser Dinge gleich*gültig* entschlagen? Dürfen wir unvorsichtig unter *allen* diesen entgegengesetzten Meinungen die erste beste wählen, die etwa durch ein heiteres oder durch ein trübsinniges Ansehen uns besticht? Dürfen wir uns preis geben der lächerlichen Einbildung, was der neueste, der jüngste Lehrer, der zuletzt aufgetretene Schriftsteller vortrage, das sei das Wahre, denn die Zeit sei in beständigem Fortschreiten? Wie? diese Zeit wäre im Fortschreiten, wohl gar in einem sicheren Fortschreiten alles Wissens und Denkens nach allen Seiten; — diese Zeit, welche an allen Irrthümern der Vergangenheit leidet, welche matt und schwach geworden ist über dem Ungestüm, den früherhin die streitenden Meinungen haben ausbrechen lassen! — Oder wollen wir lieber gar Verzicht thun auf die Beantwortung, indem wir die Fragen vergessen? Verlangen wir nicht belehrt zu sein über Recht und Gottheit, über die Welt und über uns selbst? Wer dies Verzichtleisten leicht findet, der sehe wenigstens zu, wie eng und immer enger und niedriger und dumpfer sich die Sphäre zusammenziehen wird, in welcher er nun sein geistiges Leben einschließen muß. Wer es versucht, sich für die große Menge dessen, was er nicht zu wissen verlangt, zu trösten mit dieser oder jener voreiligen Annahme gewisser Sätze, die ihm unentbehrlich scheinen: der wird es erfahren, wie die angenommenen Sätze sich in ihren Folgerungen ausbreiten und wie auch diese Folgerungen die doppelte Unbequemlichkeit fühlen lassen: einmal, mit ihrer grundlosen Dreistigkeit anzulaufen gegen die besser überdachten Behauptungen der Andersdenkenden und da der Beschämung entgegenzugehen; zweitens, das eigene Bewußtsein wie mit der Stimme des bösen Gewissens zu plagen, eben darum, weil man selbst wohl weiß: es sind ungeprüfte, nur auf gut Glück angenommene Sätze.

Es gibt nur Eine Wahl: man ist entweder muthig oder feige. Entweder, man ist stets bereit, Alles zu prüfen, oder man ergibt sich der Unsicherheit und dem schwankenden Meinen überall.

Das schwankende Meinen aber ist einem charakterlosen, ja einem nichtswürdigen Leben nur allzu nahe verwandt. So wie hingegen eine wohl gewonnene Ueberzeugung die Stütze des geistigen Daseins und die stets ergibige Quelle eines nachdruckvollen Handelns ist. — Es steht fest: man kann dem Zweifel nicht entgehen, und es ist ein unverständiges Unternehmen, ihn unterdrücken zu wollen. Nun aber denken Sie sich, es gebe eine Kunst, sich aus dem Zweifel emporzuarbeiten, es gebe eine Möglichkeit, Ueberzeugung zu erlangen. Wir wollen nicht fragen, welches diese Kunst sei, welchen Namen sie führe. Gelingt es aber, sich innerlich in dem eigenen Gemüthe zu befestigen, so daß man nun wisse und sich bestimmt sagen könne, welches Urtheil man fällen müsse über die Gegenstände des Zweifels: so hat man die Freude des Wissens, — die Freude der gelungenen Arbeit, — die Zuversicht im Handeln. Doch wozu das Wissen loben, was Jeder wünscht, was Jeder sucht zu erlangen, auf allen Wegen, die dazu führen mögen? Mit einer oft unbegreiflichen Liebhaberei werden Pflanzen gesammelt und Lesarten verglichen; mit Gefahr des Lebens wird die Natur befragt in den Tiefen der Berge und in den obern Regionen einer zum Athmen schon nicht zureichenden Luft: — aber freilich in die T i e f e d e r B e g r i f f e hinabsteigen, das ist noch beschwerlicher und selbst mißlicher, als die gewagteste Luftreise. — Wollen wir uns dadurch abschrecken lassen? Die Menschheit im G a n z e n läßt sich g e w i ß nicht schrecken! Und sie wird, ich sage es dreist, sie wird ihren Zweck erreichen. Die Nebel einer falschen Metaphysik werden so gewiß verschwinden, als die einer falschen Chemie und Astronomie haben weichen müssen.

Historische Ueberzeugung: »ich kann nicht anders s e h e n!« Philosophische Ueberzeugung: »ich

kann nicht anders denken.« Subjectiv gültig: ich kann nicht anders; objectiv gültig: der Gedanke selbst führt auf eine innere Unmöglichkeit seines Gegentheils. Darauf beruht alle Metaphysik. — Wiefern kann speculative Ueberzeugung popularisirt werden? Sofern man Jemanden in die Einsicht der Unmöglichkeit des Gegentheils hineinzuversetzen im Stande ist. Und dies kommt darauf an, wie weit die Sammlung und Aufmerksamkeit reicht.

Ueberzeugung beruht auf der Durchdringung der Begriffe. Also auf der Einheit des Bewußtseins, in welchem mehrere Begriffe einander begegnen. Darauf, daß der eine nicht weiche, indem der andere hinzutritt; daß beide nicht weichen, indem der dritte hinzutritt u. s. w. Das ist nur möglich bei großer absoluter Stärke der einzelnen Begriffe, und bei einer vollkommenen Gegenwart derselben im Bewußtsein.

Sofern Ueberzeugung zugleich Nothwendigkeit fühlbar macht, gehört dazu hinreichend freie Stellung des Geistes in der Mitte der Begriffe, um einen jeden zu wenden, und des Widerstreits gewahr zu werden, worauf Behauptung des Gegentheils führen würde.

Wahrheit. — In jedem Augenblicke seines geistigen Daseins sucht der Mensch, er wolle es sich nun gestehn oder nicht, — sucht und strebt der Mensch nach Wahrheit. Es ist eine Redensart, ein wenig präciser Ausdruck, wenn Jemand von lieblichen Täuschungen redet. Die Täuschung als solche kann nie geliebt werden; wenn aber nach dem gehässigsten Dinge unter der Sonne gefragt wird, dann nennen Alle mit Einem Munde die Lüge! — Der Betrogene, der Verblendete kann sich in einem süßen Taumel befinden; er weiß aber während der Zeit nicht, daß er verblendet ist, die Täuschung hält ihn gefangen. Entkömmt er dieser Gefangenschaft, gehn die Augen ihm auf, welcher Verdruß alsdann, welche Scham! Es dünkt ihn, er vernehme das Hohngelächter des Betrugs.

So peinlich es nun ist, sich den Täuschungen preis gegeben zu wissen; so gibt es nicht desto weniger Personen, welche sehr eilig sind im Namen der Menschheit, das eben so wunderliche, als demüthigende Geständniß abzulegen: das sei nun einmal das Mißgeschick des Menschen, umherzuirren in Täuschungen aller Art. Und das sei Weisheit, sich geduldig zu ergeben in ein solches Geschick. Ich widerspreche diesen Personen und dieser Weisheit.

Es gibt Wahrheit. Es gibt zu allererst Wahrheit, innere Wahrheit in den Dingen selbst. Was Ist, kann sich nicht um sein eigenes Sein betrügen. Und auch der Schein — dieser täuscht zwar in dem, was er, als ob es wäre, vorbildet und vorspiegelt, aber das Scheinen selbst ist nicht Schein, sondern Wahrheit. (Die Sonne scheint wirklich — sich zu bewegen. Durch das Vergrößerungsglas scheinen wirklich die Dinge vergrößert.) Schon diese Wahrheit des Scheins müßte demjenigen werth und theuer sein, der an aller Wahrheit zu verzweifeln sich in Gefahr fühlte.

[1]) In der Philosophie muß Einiges schulmäßig gelernt werden, so gut wie in der Mathematik, ja so gut wie in der Grammatik. Hieher gehört nicht bloß die Logik, sondern die Aufzählung der Hauptprobleme, Hauptgegenstände, und selbst die Grundbegriffe der Systeme. Man muß schulmäßig die Ordnung der Begriffe in den Reihen behalten; wer nicht einmal das kann, der wird noch viel weniger die gewonnene Einsicht festhalten. — So will Mathematik auch nicht bloß verstanden, sondern ganz förmlich gelernt sein, was Manchem viel schwerer wird, als einen guten Vortrag für eine Lehrstunde zu fassen.

Täusche sich Niemand durch das üblich gewordene Gerede vom freien Denken, was zur Willkür im Denken führt, die von wissenschaftlicher Nothwendigkeit das gerade Gegentheil ist. Für den Flug des Denkens wachsen die Flügel sehr langsam.

[2]) Das Wort Philosophie ist eigentlich im wissenschaftlichen Gebrauche nur der Gesammtname für mehrere zum Theil weitläuftige und schwierige Wissenschaften. Es ist schwer, dasjenige, was alle diese Wissenschaften gemein haben, ohne Führer aus dem Eigenthümlichen einer jeden herauszuheben, daher gibt es verschiedene Definitionen der Philosophie.

Wenn Jemand fragte: was heißt integriren? so würde man dem Anfänger etwa sagen: Du beobachtest manchmal den Flug eines Vogels, oder den Gang eines Menschen, und schließest daraus, wie weit derselbe mit dieser Geschwindigkeit wohl in mehr oder weniger Zeit gelangen möge. Du versuchst wohl auch, dies auf die wachsende Geschwindigkeit des fallenden Steines auszudehnen. Der Schluß, den du machst, ist eine Integration. So macht man die Menschen aufmerksam auf ihr eigenes Nachdenken, und sagt ihnen: was ihr da thut, ist Philosophiren. Natürlich wissen sie nun ungefähr eben so viel und eben so wenig vom

Philosophiren, als jene Erklärung lehrt vom Integriren. Es kommt aber auf die ersten allgemeinen Definitionen weniger an, als auf die Erklärung der drei Wissenschaften, die zur Philosophie gehören.

[3]) Die Physik zeigt die Natur überall sich selbst getreu. Die Metaphysik hebt die Einwürfe, welche die Natur selbst gegen den Glauben an diese Treue zu machen scheint.

245. Fortsetzung.

(*G. Hartenstein*, Allgemeine Metaphysik [1836] S. 3—8, 10.)

Als Thales und Anaximander sich die Frage aufwarfen, woraus ist Alles geworden? — als Parmenides und Heraklit der Erfahrung zum Trotze jeder einen Begriff festhielten, der in sich selbst Bestand und Haltung zu haben schien, und als ein fester Punct im Denken geltend gemacht werden sollte gegen Alles, was sich ihm nicht fügte, — als Plato der Wandelbarkeit streitender Begierden und Leidenschaften den Gedanken eines von Begierde und Leidenschaft unabhängigen Maßstabes entgegenstellte, und den Werth dessen, was ist und geschieht, auf die Theilnahme an der Idee des Guten zurückführte: da begann von verschiedenen Puncten aus eine Bewegung des menschlichen Geistes sich zu entwickeln, welcher mit fast allgemeiner Zustimmung der Name der Philosophie geblieben ist. Als nach langem Zwischenraume Cartesius, unbefriedigt von der Masse historisch überlieferter Behauptungen, sich entschloß, an Allem zu zweifeln, bis sich ihm etwa ein Gedanke darböte, der sicher und fest genug sei, um auf ihn gestützt, der Bewegung eines fortschreitenden Denkens sich zu überlassen; — als Kant an der Frage: wie sind synthetische Urtheile *a priori* möglich? stille stand, und mehr mit der Kühnheit, als dem Glück eines Copernicus, den Versuch wagte anzunehmen, daß nicht die Begriffe sich nach den Gegenständen, sondern diese nach jenen sich richten; — als Hegel, die Consequenzen des wiederbelebten und nach dem Bedürfnisse des Zeitalters umgebildeten Spinozismus rückwärts durchschauend, dem Denken selbst neue Gesetze vorzuschreiben, oder vielmehr es von der Autorität der alten zu entbinden kein Bedenken tragen wollte: da befanden sich alle diese Männer in derjenigen Stimmung, welche in der Mitte schwebend zwischen dem Bekannten und Unbekannten, dem Gegebenen und dem Gesuchten, und ungewiß, ob sie den Gedanken bestimme, oder von ihm bestimmt werde, immer aber der Richtung und des Zieles sich bewußt, immer gleich fähig, mit beweglichem Blicke die einzelnen Theile des durchlaufenen Raumes zu vergleichen, den Zustand des Philosophirens bezeichnet.

Es fehlt viel, daß die Motive, welche den Einzelnen hie und da veranlassen, sein eigenes Gedachte zum Gegenstande seines Nachdenkens zu machen, überall von solchen Gedanken ausgiengen, welchen die Kraft oder auch nur der Anspruch inwohnt, ein vielfältig verzweigtes Gewebe von Begriffen, Meinungen, Ansichten und Irrthümern ordnend zu durchdringen; es fehlt noch mehr, daß der Einzelne seine wirklichen Gedanken in eine solche Verknüpfung zu setzen die Entschlossenheit habe, wie sie ein Begriff, ein Satz, der sich als gewiß und wahr aus der unbestimmten Menge anderer hervorhebt, zu fordern scheint; es fehlt endlich noch unvergleichbar viel mehr, daß die Denkversuche der Einzelnen, wie sie zufällig angeregt, vielleicht auch absichtlich fortgesetzt, zu einem mehr oder weniger ausgearbeiteten Ganzen ausgebildet werden, einen fühlbaren Einfluß auf den Gedankenkreis des Zeitalters erlangen; aber irgend etwas von dem, was so eben in den unbestimmtesten Zügen angedeutet worden ist, muß Jeder irgend einmal bei sich selbst mit Bewußtsein empfunden haben, um auch nur eine Vorstellung zu haben von dem, was Philosophie und Philosophiren genannt zu werden einen Anspruch macht.

Denn das Gemeinschaftliche in allen diesen Versuchen und Bestrebungen, was ist es denn eigentlich? die Gegenstände selbst? — da doch die Philosophie das Verschiedenartigste gleichmäßig zum Gegenstande ihrer Untersuchungen macht, und ihre Objecte, selbst in so allgemeine Abstractionen, wie die Worte: Welt und Mensch, Natur und Geist bezeichnen, zusammengefaßt, noch weit getrennt auseinander stehen, und der Begriff Gottes, wenn zu ihm das menschliche Denken sich zu erheben sucht, entweder nicht eingeht in den Umfang jener Begriffe, oder seinem Inhalte nach sich immer wieder von ihnen

aussondert, und dem Maaßstabe irdischer Bezeichnungen entzieht! oder eben die Allgemeinheit der Untersuchung? der umfassende Blick auf die Allheit des Seienden und Werdenden, unter welchen Formen und Gestalten es sich auch menschlichen Augen darstelle? — Aber die Summe dessen, was wirklich in den Kreis menschlicher Beobachtung fällt, ist im höchsten Grade beschränkt; der Gedanke des Möglichen, der sich irgendwie erzeugt, ist ein leerer Gedanke, der auf die Erfahrung warten muß, um von ihr seltener seinen Inhalt, als seine Berichtigung und Widerlegung zu erhalten; überdies haben sich die philosophischen Fragen nur allmälig erweitert und vervielfältigt, von allgemeinen Untersuchungen hat man sich zurückgetrieben gesehen auf specielle, und das Festhalten eines Problems, die Reduction der ganzen Philosophie auf eine Schwierigkeit, die gerade besonders fühlbar wurde, die bewußte Verzichtleistung auf andere, von deren Unbeantwortlichkeit man sich überzeugt zu haben glaubte, ist mehr als einmal ein Wendepunct in der Geschichte der Wissenschaft geworden. Oder ist das Gemeinschaftliche eine, an alle Aufgaben der Philosophie gleichmäßig vertheilte innere Würde oder auch nur ein gleiches Interesse, womit sie den Untersuchenden zu fesseln versteht? Den wirklich Untersuchenden vielleicht; daß aber von allen den verschiedenen Anfangspuncten des menschlichen Denkens eine gleich starke Macht Alle, vielleicht zu einem gemeinschaftlichen Mittelpuncte, vorwärts treibt, dem widerspricht die Erfahrung, und ganz anders ergreift den unverkünstelten Menschen, der von den Systemen noch nichts weiß, die Frage nach dem sittlichen Werthe einer Handlung und dem Zauber der Schönheit, als die nach dem Verhältnisse zweier Begriffe zu einander, die vielleicht nicht einmal darauf Anspruch machen, daß durch sie etwas erkannt werde. Also ist wohl eben dieses Streben nach Erkenntniß, nach Wissen und Wahrheit der allgemeine und nothwendige Beziehungspunct, nach welchem gefragt wird? Es möchte so scheinen: wenn nur nicht die Beispiele mehr als Eines Denkers, welche aus der Geschichte der Philosophie zu verweisen man vergebliche Versuche machen würde, lehrten, daß philosophische Bemühungen bisweilen mehr gegen, als für den Anspruch auf Erkenntniß und Wissen gekämpft haben; wenn nur nicht der Skepticismus, als die zweifelnde Ueberlegung, welche noch aller festen Stützpuncte entbehrt, nicht selten sogar gesteigert bis zu dem Grundsatze einer gänzlichen Unentschiedenheit über die Wahrheit oder Falschheit jeder Behauptung, wie ein schwarzer Fleck auf einer leuchtenden Fläche erschiene, und den Gedanken verböte, das Philosophiren für ein ungetrübtes Ausstrahlen der Wahrheit zu halten.

Durch solche und ähnliche Betrachtungen, welche sich auf Veranlassung der Geschichte durch eine Vergleichung der Systeme mit leichter Mühe weiter fortsetzen lassen, verdunkelt sich die Vorstellung der Philosophie fast zu einem undeutlichen Gesammtbilde, welches eine große Menge ähnlicher Gegenstände in dem Beobachtenden zurückzulassen pflegt. Jedes der erwähnten Merkmale macht wirklich Anspruch darauf, ein Theil dieses Gesammtbildes zu sein, aber keines scheint dasjenige, was in allen Theilen gleichmäßig vorhanden ist und dem Bilde selbst seine Einheit gibt, vollständig auszudrücken. Nur ein einziges bietet in dieser Beziehung einen sicherern Anknüpfungspunct dar, als alle übrigen: das Streben nach Wissen und Erkenntniß. Denn wenn auch der Skepticismus viele oder alle sonst gewöhnlichen Ansprüche an das Wissen aufgab, und sich vielleicht sogar gegen die Möglichkeit alles Wissens auflehnte, so geschah dies doch, wo diese Denkart sich nur überhaupt für eine philosophische ausgab, wirklich oder vorgeblich aus dem Streben nach einem solchen Wissen, welches diesen Namen verdiene und von voreiligen Annahmen und Meinungen entfernt in sich selbst fest begründet sei.

Halten wir nun diesen allgemeinen Grundzug fest, so scheint nichts leichter zu sein, als sich von dem Philosophiren, insofern es eben in einer Thätigkeit für den bestimmten Zweck des Wissens besteht, eine allgemeine Vorstellung zu machen. Denn das Streben nach Wissen und Erkenntniß enthält zunächst gar keine Beschränkung auf irgend welchen besonderen Gegenstand; und das paßt sehr wohl zu der Geneigtheit, philosophische Köpfe nicht sowohl darnach zu beurtheilen, womit sie sich beschäftigen, als vielmehr nach der Art, in welcher sie jeden dargebotenen Stoff auffassen und behandeln. Auch kommt Niemand leicht in Versuchung, eine philosophische Behandlung irgend welcher Gegenstände mit einer mechanischen und technischen zu verwechseln, sondern der philosophische Verkehr mit den Gegenständen soll zunächst gar nichts Aeußeres, sondern nur etwas Inneres, das Wissen und Kennen derselben zum Ziele und zur Folge haben. Dabei setzt man den Gegenstand, das Object selbst voraus, wenn auch noch als unbekanntes oder nur zum Theil bekanntes; und man könnte und sollte vermuthen, die Durchforschung und

genaue **Auffassung** nicht irgend eines einzelnen Gegenstandes, sondern alles dessen, was in unseren Erfahrungskreis nur irgend fällt, werde die philosophische Thätigkeit beschäftigen.

Allein gegen diese Vermuthung erhebt sich sogleich die ganze Masse aller empirischen und historischen Wissenschaften, welche die Aufgabe, das erfahrungsmäßig Gegebene als solches **aufzufassen** und **kennen zu lehren**, jede in Beziehung auf einen bestimmten Theil der Sinnenwelt, für sich selbst in Anspruch nehmen. Die Geschichte, die Physik, die Chemie, die Erd- und Völkerkunde u. s. w. theilen die Welt unter sich, und nicht bloß der Dichter, sondern auch der Philosoph gehen leer aus bei dieser Theilung. Warum das? Hat sich etwa die Philosophie auch verspätet, wie die Dichtkunst, und den günstigen Zeitpunct vorübergehen lassen, wo noch Gelegenheit war, zuzugreifen, um sich irgend einen festen Besitz zu sichern? Aber die Philosophie ist **älter**, als die meisten übrigen Wissenschaften, und sie hätte zugreifen können, wenn sie **gewollt** hätte; im Gegentheile hat sie bisweilen diese oder jene Besitzung, die man ihr wider Willen zuweisen wollte, wieder aufgegeben, eben weil sie nicht dazu gemacht ist, sich an irgend einen Gegenstand ausschließend zu binden. Oder hat sie sich etwa deßhalb von der Erde in den Olymp zurückgezogen, ganz unbekümmert um das, was in dem Kreise der irdischen Erfahrung sich etwa begeben möge? Bisweilen mag das der Fall gewesen sein; indessen auch diese Flucht vor dem Irdischen ist immer nur scheinbar gewesen; oft nur hervorgegangen aus der verborgenen Absicht, mit neuen Hülfsmitteln zu der Erfahrung zurückzukehren, und als Lehrerin und Leiterin der übrigen Wissenschaften aufzutreten.

Läßt man das Bild fallen, so sieht man leicht, daß die Philosophie nicht nur den Gegenstand selbst, sondern auch die **Bekanntschaft** mit demselben voraussetzt. Hiermit soll nicht mehr gesagt sein, als was Jeder dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäß meint, wenn er etwa die, mit welchen er Umgang pflegt, seine Bekannten nennt. Wie sich hier aus Mittheilung und Beobachtung ein Gesammtbild des fremden Individuums hervorhebt, welches, ohne Aufmerksamkeit auf die Art, wie wir zu demselben gekommen sind, das Individuum uns wiedererkennen läßt, vielleicht auch der Grund bestimmter Erwartungen und Urtheile über dasselbe wird, so muß, ehe an die Philosophie auch nur gedacht werden kann, der Einzelne sich im Gebiete der Erfahrung orientirt und die Leichtigkeit gewonnen haben, sich auf der Oberfläche derselben nach verschiedenen Richtungen zu bewegen, ohne genöthigt zu sein, der Auffassung des Einzelnen als solchen besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Was noch irgend die Mühe des Aufmerkens, des Beobachtens und des Zusammenstellens des Beobachteten zu inneren oder äußeren **Anschauungen** in Anspruch nimmt, fällt in das Gebiet der Empirie, der Historie, nicht in das der Philosophie.

Es entsteht also die Vermuthung, die Philosophie sei vielleicht die Wissenschaft der Begriffe, ihr Thun eine Gedankenbewegung von Begriffen zu Begriffen. Denn dann wäre sie allerdings nicht gebunden an irgend einen besonderen Gegenstand, sondern ihr Gebiet würde so weit reichen, als das Gebiet der Begriffe reicht, und doch könnte ihr im Gegensatze zu den übrigen Wissenschaften ein eigenthümliches Geschäft angewiesen werden. Denn obwohl noch gar kein Grund vorhanden ist, zu zweifeln, ob die erworbenen Begriffe ein Wissen enthalten, sondern alles unser Wissen in ihnen und **nur** in ihnen ist, so könnten doch mancherlei Fragen entstehen, die sich nur auf die Begriffe bezögen; was jeder bedeute, wie weit er reiche, ob und wie er sich auf andere beziehe, wie sich einer mit dem andern vertrage, sich nach ihm, ihn nach sich richte und bestimme, u. s. w. Sollten nun solche und ähnliche Fragen im Denken und durch das Denken beantwortet werden, so müßte man das eine **Bearbeitung der Begriffe** nennen; der Zweck der Erkenntniß bliebe dabei unangetastet stehen, und die Philosophie könnte ganz im Allgemeinen als eine **Bearbeitung der Begriffe zum Zwecke der Erkenntniß** aufgefaßt werden.

3. Zur allgemeinen Encyklopädie.

(Organon des Wissens.)

246. Zur speciellen Organik des Wissens. I. Kunstlehre der Philologie.

(*A. Böckh*, Ueber die kritische Behandlung der pindarischen Gedichte, in den Abhandl. der K. Akad. d. W. zu Berlin, 1825.)

Bei dem gegenwärtigen Zustande der Philologie des classischen Alterthums scheint es ein wesentliches Bedürfniß zu sein, daß, nachdem von allen Seiten viel versucht und in manchen Zweigen Entgegengesetztes aufgestellt worden, auch einmal wieder der Blick auf das Formale und Methodische gerichtet werde, über welches noch wenig und nicht besonders eindringend gedacht ist. Denn die Meisten, welche sich mit dem Studium des Alterthums beschäftigen, haben kaum einen Begriff von dem Wesen und Leben der dabei in Anwendung kommenden Thätigkeiten, sondern betreiben die Philologie mit einer gewissen Gedankenlosigkeit als ein gewohntes Geschäft oder eine Liebhaberei, höchstens von einem dunkeln Gefühle der innern Vortrefflichkeit des Gegenstandes daran festgehalten; und selbst diejenigen, welche ein sogenanntes Lehrgebäude der Philologie haben entwerfen wollen, zeigen eine nicht geringe Unfähigkeit, Begriffe zu bilden, und einen so auffallenden Mangel an Bewußtsein von ihrer eigenen mit ausgezeichnetem Glück geübten Thätigkeit, daß man, um nur ein Beispiel anzuführen, die Grammatik, welche offenbar einen Theil des Stoffes der Philologie enthält, mit der Hermeneutik und Kritik als eine bloß formale Wissenschaft zu dem Organon der Philologie verbunden hat. Betrachtet man diese und ähnliche Erscheinungen, so könnte man sich verwundern, wie man bei solchen Vorstellungen dennoch so weit gekommen sei, als man wirklich doch scheint gekommen zu sein; wenn man sich andererseits nicht erinnerte, daß der gesunde Sinn fast bewußtlos weiter reicht, als die ausgebildetste Reflexion. Dennoch ist die Vernachläßigung des Formalen und Methodischen ein Haupthinderniß schönerer Blüthe unserer Wissenschaft; die Folgen davon zeigen sich besonders bei der Erklärung und Kritik der Schriftsteller, welche, im Ganzen genommen, so weit zurück sind, daß ausgezeichnete Erscheinungen, wie unseres Schleiermacher's höhere Erklärung der platonischen Schriften, von der Masse der philologischen Gelehrten nicht einmal begriffen werden, und eben darum sehr selten sind; meistens werden Kritik und Erklärung spielend und ungeregelt betrieben, und sowohl das Ziel, wohin sie streben, als die Gesichtspuncte, nach welchen sie geleitet werden müssen, schweben nur dunkel und unvollkommen vor; Kunst sind sie, wenn wir ehrlich sein wollen, noch nicht mehr geworden, als zur Zeit des Hippias und Antisthenes, welche sogar auf der andern Seite vor der unsrigen eine genauere Aufmerksamkeit auf die Eigenthümlichkeit des Ausdruckes und der Schreibart voraus hatte. Nicht als ob man nicht einzeln eingesehen hätte, wie wichtig die Methode einem Studium sei, auf dessen schwankendem Boden kein Schritt ohne Gefahr geschieht; aber die ehemals aufgestellten Grundsätze der Hermeneutik und Kritik sind so flach und zusammenhanglos gerathen, daß sich niemand lange dabei aufhielt; und da, wie überall, so auch in der Philologie, Theorie erst gedeihen kann, wenn bedeutende Muster der Ausübung vorangegangen sind, so wird die Theorie nicht tiefer gehen, als die jedesmalige Ausübung; indem sie jedoch, was dem einen und andern der Ausübenden klar geworden ist, geprüfter, vollständiger und zusammenhängender darstellt, wird sie den Blick der Nachfolger schärfen und sie vor Verirrungen hüten, und endlich das bewirken, daß man in jedem Augenblicke der philologischen Thätigkeit seines Zweckes sich völlig bewußt ist, und das Geschäft des Philologen wahrhaft künstlerisch wird. Nach den mannigfaltigen philologischen Bestrebungen fehlt es aber jetzt nicht mehr an Stoff für den philologischen Theoretiker, um mit philologischem Sinn ausgestattet darzustellen, was nach allen Seiten hin die Aufgabe der Kritik und Erklärung sei, und wie sie umfassend und so sicher als möglich gelöst werden könne. Nicht um dieses zu leisten, was ohnehin die Grenzen einer akademischen Abhandlung weit überschreiten würde, habe ich diese Betrachtungen vorangestellt, sondern um sie auf meinen besondern Fall anzuwenden. Nachdem ich mich nämlich an der Kritik des Pindar ausübend versucht habe, finde ich, daß dem Ueberzeugenden meiner Darstellung wenigstens für diejenigen, welche sich nicht auf demselben Standpuncte befinden, weil sie nicht denselben Weg gegangen sind, die Einsicht in die Methode fehle, welche beim Finden geleitet hat; so daß also, wenn das Einzelne anders und wieder anders gemacht wird,

am Ende jegliche dieser Behandlungen auf gleiche Weise gültig erscheinen könnte. Denn es liegt hier ein Unbekanntes vor, welches wir ausmitteln sollen; wenn nun der Eine dies, der Andere jenes ausgemittelt hat, läßt sich, wer das Wahre gefunden hat, nicht immer an den Gefundenen selbst erkennen, weil das Eine und das Andere im Allgemeinen möglich ist; die mittheilbare Ueberzeugung beruht daher vorzüglich auf der Sicherheit der Methode, welche aber bei der kritischen Behandlung eines Schriftstellers, wo Alles vereinzelt erscheint, nicht zur völligen Klarheit kommen kann. So wie ich daher für Erklärung und Kritik überhaupt jetzt eine Methodik für vorzüglich wichtig halte, so scheint mir eben auch bei diesem besondern Gegenstande die Betrachtung des Methodischen sehr nützlich, damit nicht nach Einfällen und Willkür verfahren werde, sondern kunstmäßig und auf eine begründete Weise; und nachdem mir das Bedenken, welches leicht eintritt, wenn man über die Methode, welche man selbst hat befolgen wollen, sich erklären soll, durch unseres Buttmann's Aufforderung und Ermunterung dazu gehoben worden, habe ich mich entschlossen, diesen Gegenstand hier abzuhandeln, so jedoch, daß ich das zu Allgemeine und alles, was vom Besondern bei jedem Schriftsteller eben so in Anwendung kommt, möglichst aussondere, und nur dasjenige berücksichtige, was aus der eigenthümlichen Beschaffenheit dieser kritischen Aufgabe hervorgeht. Ganz neue Ergebnisse werden, nach der Natur der Sache, nur wenige hierbei ausgemittelt werden können; vielmehr kommt es darauf an, vereinzelt schon Gesagtes in Zusammenhang zu bringen und dadurch fester zu begründen; und da die Gegensätze nach dem alten Sprichworte sich erläutern, werde ich mir zugleich erlauben, im Vorbeigehen gegenüber zu stellen, was kürzlich auf ganz methodischem Wege, nicht ohne Anmaßung, aber ohne Erfolg, versucht worden ist. — Die Aufgabe der hermeneutischen Kunst ist das Verstehen; die Aufgabe der Kritik das Urtheilen; da man aber nicht urtheilen kann, ohne verstanden zu haben, so wird von der Kritik die hermeneutische Aufgabe als gelöst vorausgesetzt. Allein man kann sehr oft das zu Verstehende auch nicht verstehen, ohne schon ein Urtheil über dessen Beschaffenheit gefaßt zu haben; daher setzt das Verstehen auch die Lösung der kritischen Aufgabe voraus: woraus ein Cirkel entsteht, welcher uns bei jeder nur einigermaßen schwierigen hermeneutischen und kritischen Aufgabe hemmt, und der es eigentlich ist, mit welchem die Philologen bei ihrem ganzen Geschäfte fortwährend kämpfen, um diesen magischen Kreis durch die Beschwörungsformeln ihrer Kunst zu lösen. Allein sie sind nicht bloß in diesen großen Kreis gebannt, welchen wir hier nicht weiter berücksichtigen wollen, sondern es liegen in demselben wieder immer neue und neue, indem jede Art der Erklärung und Kritik wieder die Vollendung der übrigen hermeneutischen und kritischen Aufgaben voraussetzt; das muß jeder Philolog einsehen, wenn er sich dessen, was er thut, bewußt wird; doch steht es in keiner Theorie, und ich will mich auch nicht rühmen, es erfunden zu haben, da ich es von Schleiermacher gelernt habe. Die verschiedenen Arten der Kritik aber, welche sich wechselsweise voraussetzen, glaube ich am besten so bestimmen zu können. Das Urtheil bezieht sich nämlich erstlich auf die Sprachelemente: ob jedes Sprachelement an jeder gegebenen Stelle angemessen sei, oder nicht, welches in dem letztern Falle das angemessenere sein würde, und ob das angemessenere oder das entgegengesetzte das ursprünglich wahre sei; dies nennen wir die niedere Kritik, oder die grammatische oder Wortkritik. Ihr zur Seite geht die historische Kritik, deren Aufgabe ganz dieselbe ist, außer daß statt des Sprachelements die in einer gegebenen Stelle überlieferte Thatsache in Betracht gezogen und jene Fragen, theils in Bezug auf die Stelle, theils in Rücksicht der geschichtlichen Wahrheit selbst untersucht werden; wie beide Arten sich wechselsweise voraussetzen, wird Jeder leicht finden. Wenn nun in beiden Fällen das Urtheil sich immer auf eine Einzelnheit bezieht, so ist dagegen das Geschäft der sogenannten höheren oder, wie ich sie lieber nenne, Individualkritik, eine ganze gegebene Schrift als ein geschlossenes Ganzes mit einem bestimmten Individuum als Verfasser zu vergleichen, und die Angemessenheit oder Unangemessenheit beider gegen einander festzustellen, und zu entscheiden, ob diese Unangemessenheit, wo sie gefunden wird, ursprünglich statt gefunden habe, oder die Schrift einem Andern angehöre, welchem sie angemessen ist; daher man diese Kritik die des Echten und Unechten genannt hat; ihr zur Seite geht aber die Gattungskritik, welche das gegebene Ganze überhaupt mit der Idee der Gattung, unter welche sie fällt, nach den Gesetzen der Kunst vergleicht, und welche wir, abgesehen von einzelnen Schriften, welche keinen ästhetischen Gesichtspunct erlauben, nach der Mehrheit die ästhetische nennen. Auch beide letztern können nicht bestehen, ohne ihre Aufgaben wechselseitig gelöst vorauszusetzen, welches

aber hier zu entwickeln zu weit führen würde; und eben so setzen die beiden letztern Arten die beiden erstern, und umgekehrt, voraus. Uebrigens entsprechen diese Arten der Kritik eben so vielen gleichlaufenden Arten der Erklärung und des Verständnisses.

---

247. Fortsetzung. — II. Kunstlehre der Philomathie; 1. Kunstlehre der Empirie. — Einige Regeln der Naturforschung.

(*J. F. W. Herschel*, Ueber das Studium der Naturwissenschaft, übersetzt von F. C. Henrici [1836] S. 148—150; 152—163.)

Das Erste, wornach ein philosophischer Geist bei der Wahrnehmung eines neuen Phänomens strebt, ist dessen Erklärung oder Zurückführung auf eine unmittelbare erzeugende Ursache. Ist dieses nicht zu erreichen, so ist das Nächste, das Phänomen zu verallgemeinern, und es mit anderen ihm analogen in dem Ausdruck irgend eines Gesetzes zusammen zu fassen, in der Hoffnung, daß dessen Betrachtung bei einem mehr vorgeschrittenen Zustande des Wissens zur Entdeckung einer wahren nächsten Ursache führen werde.

Da die Erfahrung uns gezeigt hat, auf welche Art und Weise ein Phänomen in sehr vielen verschiedenen Fällen von einem anderen abhängt, so finden wir uns, so wie die Wissenschaft sich erweitert, mit einem beständig zunehmenden Vorrathe von solchen vorgängigen Phänomenen, oder solchen Ursachen (wir meinen jetzt bloß nächste Ursachen) versehen, welche unter verschiedenen Modificationen zur Erzeugung einer großen Menge von Wirkungen außer denen, die ursprünglich zu ihrer Kenntniß leiteten, geeignet sind. Solche Ursachen hat Newton mit dem Ausdruck: wahre Ursachen bezeichnet, als welche nämlich anerkanntermaßen eine reelle Existenz in der Natur haben, und nicht bloße Hypothesen oder Fictionen des Verstandes sind. Als Beispiel für diese Unterscheidung führen wir das Vorkommen von Muscheln in großer Höhe über dem Meere an, welches verschiedenen Ursachen zugeschrieben worden ist; von Einigen nämlich einer gewissen Bildungskraft des Bodens, von Anderen einer Gährung, von wieder Anderen dem Einfluß der Himmelskörper, von noch Anderen dem zufälligen Vorübergehen von Pilgern mit ihren Muschelschalen, von nochmals Anderen verschiedenen von Schalthieren sich nährenden Vögeln, und von allen neueren Geologen einstimmig dem Untergange wahrer, ursprünglich auf dem Meeresboden lebender Mollusken, und einer Veränderung des relativen Niveaus von Land und Meer. Von diesen vermeintlichen Ursachen gehören die Bildungskraft des Bodens und der Einfluß der Himmelskörper zur Classe der Fictionen der Einbildungskraft; zufälliges Verschleppen durch Pilger ist eine wahre Ursache, die auch für einzelne auf viel begangenen Wegen zerstreute Muscheln gelten mag, aber zur Erklärung der ganzen Erscheinung nicht genügt; Gährung ist hinsichtlich ihrer Existenz eine wahre Ursache, nicht aber hinsichtlich der Erzeugung von Muscheln *in einem* Gestein, da solche Wirkungen von derselben nie gesehen worden sind, und Felsen und Steine nicht gähren; daß aber andererseits auf dem Meeresgrunde lebende Schalthiere ihre Schalen verlassen, und diese dann von Schlamm überzogen und eingeschlossen werden, ereignet sich täglich; und die Erhebung des Meeresgrundes bis zu einer Höhe, in welcher derselbe trocknes Land werden kann, ist eine schon so oft und in solcher Ausdehnung bewährte Erscheinung, daß sie dadurch als eine in gesunder Philosophie gültige wahre Ursache qualificirt wird.

Diesen Ursachen können wir noch eine andere hinzufügen, welche gleichfalls die wesentlichen Merkmale einer wahren Ursache besitzt, nämlich die astronomische Thatsache der gegenwärtigen geringen Abnahme der Excentricität der Erdbahn, welche als eine allgemeine, auf die mittlere Temperatur der ganzen Erdkugel einwirkende Ursache, und als eine solche, deren Wirkung unausbleiblich und bis zu einem gewissen Grade einer genauen Schätzung fähig ist, Beachtung verdient. Es ist einleuchtend, daß die mittlere Temperatur der Erdoberfläche, in so fern sie durch die Wirkung der Sonne auf einem höheren Grad erhalten wird, als sie, wenn diese vernichtet wäre, behaupten würde, von der mittleren Menge der empfangenen Sonnenstrahlen, oder, was dasselbe ist, von der ganzen in einem gegebenen unveränderlichen Zeitraum em-

pfangenen Menge derselben abhängen muß; und da die Länge des Jahres unter allen Schwankungen des Planetensystems unveränderlich ist, so folgt, daß der ganze *jährliche* Betrag der Sonnenstrahlung, unter übrigens gleichen Umständen, das allgemeine Klima der Erde bestimmen werde. Nun ist es aber nicht schwierig, zu zeigen, daß dieser Betrag der kleineren Axe der elliptischen Erdbahn, diese als wenig veränderlich angenommen, umgekehrt proportional ist, und daß daher, da (wie wir wissen) die größere Axe constant bleibt und die Erdbahn sich gegenwärtig der Kreisform nähert, also die kleinere Axe im *Wachsen* begriffen ist, der mittlere jährliche Betrag der Sonnenstrahlung auf die ganze Erde zur Zeit im *Abnehmen* sein muß. Wir haben hier also eine augenscheinlich reelle Ursache, von hinreichender Allgemeinheit und *in dem richtigen Sinne* wirkend, zur Erklärung des Phänomens; ob sie indeß dazu ausreicht, bedarf einer weiteren Untersuchung.

So oft daher irgend ein Phänomen zur Erklärung sich darbietet, suchen wir es natürlich zunächst auf die eine oder andere derjenigen reellen Ursachen zurückzuführen, deren Existenz und deren Wirksamkeit zur Hervorbringung ähnlicher Phänomene durch die Erfahrung dargethan ist. Bei diesem Versuche wird die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs demnach häuptsächlich abhängen: 1) von der Zahl und Verschiedenheit der von der Erfahrung zu unserer Verfügung gestellten Ursachen; 2) von unserer Geschicklichkeit, sie zur Erklärung der Naturphänomene zu gebrauchen; 3) von der Zahl analoger Phänomene, die wir sammeln können, welche entweder bereits erklärt worden sind, oder vermittelst der einen oder anderen jener Ursachen erklärt werden können, und von der Stärke ihrer Analogie mit der in Frage stehenden.

Hier erkennen wir also die große Wichtigkeit der Bekanntschaft mit einer größeren Menge analoger Fälle oder Phänomene, welche mit dem in Betrachtung stehenden zu einer Classe gehören, und von welchen vorauszusetzen ist, daß die Erklärung eines einzigen unter ihnen zu der aller übrigen führen werde. Ist die Analogie zwischen zwei Phänomenen sehr stark und schlagend, während zugleich die Ursache des einen sehr einleuchtend ist, so wird es kaum möglich sein, die Wirksamkeit einer ähnlichen Ursache bei dem anderen abzuleugnen, wenn diese auch nicht an sich so einleuchtend ist. Wenn wir z. B. sehen, wie ein in einer Schleuder um die Hand im Kreise geschwungener Stein die Schnur gespannt erhält, und in dem Augenblicke ihrer Zerreißung fortfliegt, so zweifeln wir nicht im mindesten, daß er in seiner Bahn durch die Spannung der Schnur, d. i. durch eine gegen den Mittelpunct gerichtete *Kraft*, festgehalten werde; denn wir fühlen, daß wir eine solche Kraft wirklich ausüben. Wir haben hier *eine directe Wahrnehmung* der Ursache. Wenn wir daher einen großen Körper, wie den Mond, sich um die Erde bewegen und nie von ihr sich entfernen sehen, so können wir die Verhütung seiner Entfernung nicht anders, als, zwar nicht einem materiellen Bande, aber einem Etwas zuschreiben, welches in jenem Falle vermittelst der Schnur wirksam war, — einer constant gegen den Mittelpunct gerichteten *Kraft* nämlich. Auf diese Weise erlangen wir fortwährend Kenntniß von der Existenz von Ursachen, die unter so verborgenen Umständen wirken, daß sie sich unserer directen Entdeckung entziehen.

Im Allgemeinen müssen wir bemerken, daß Bewegung, wo immer erregt oder verändert, stets auf die Existenz einer *Kraft* als ihrer Ursache hinweist; und daß so die Naturkräfte durch die von ihnen erzeugten Bewegungen erkannt und gemessen werden. So wird die magnetische *Kraft* eben so sicher durch die einer Compaßnadel von einem Stück Eisen ertheilte Ablenkung, oder durch das Auffliegen einer Nadel zu einem über ihr gehaltenen Magnet, als durch das Anhängen an diesem bei der Berührung im ruhigen Zustande erkannt, welcher Zusammenhang nur durch Kraftanwendung aufgehoben werden kann. So haben auch die auf der Oberfläche einer unter einer leitenden Flüssigkeit elektrisirten Quecksilbermasse erregten Strömungen die Existenz und Richtung von durch den elektrischen Strom entwickelten Kräften von ungeheurer Intensität erkennen lassen, von denen wir auf andere Weise keine Ahnung gehabt haben würden.

Wenn aber die Ursache eines Phänomens sich weder bei der Betrachtung des Phänomens selbst deutlich ergibt, noch unserer Aufmerksamkeit durch einen Fall von einer starken Analogie, von der oben beschriebenen Art, gewissermaßen aufgedrungen wird, so haben wir kein anderes Hülfsmittel, als eine wohl überlegte Zusammenstellung und Durchmusterung aller uns bekannten ähnlichen Fälle, d. i. die Bildung einer Classe von Thatsachen, welche das fragliche Phänomen zu einem gemeinschaftlichen Classificationsprincipe haben, und die Nachforschung unter diesen nach anderen Uebereinstimmungspuncten, unter denen die Ursache nothwendig aufgefunden werden wird. Wenn aber mehr als eine Ursache da zu sein

scheinen sollte, so müssen wir uns bemühen, neue Thatsachen zu finden, oder, wenn das nicht gelingt, hervorzubringen, bei denen jede dieser Ursachen, eine nach der anderen, fehlt, während jene dennoch in dem fraglichen allgemeinen Puncte übereinstimmen. Hierin besteht der Gebrauch der »durchkreuzenden Beispiele,« wie Bacon sie nennt, welche Phänomene sind, die zur Entscheidung zwischen zwei Ursachen, deren Annahme von denselben Analogien unterstützt wird, herbeigezogen werden. Hier erkennen wir denn auch den Nutzen des Experiments, als von bloß passiver Beobachtung sich unterscheidend. Wir machen einen Versuch der durchkreuzenden Art, wenn wir Combinationen bilden, und Ursachen in Thätigkeit setzen, von denen einige besondere absichtlich ausgeschlossen, und andere absichtlich zugelassen werden; und nach der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der daraus hervorgehenden Phänomene mit denen aus der in Untersuchung befindlichen Classe bestimmen wir unser Urtheil.

Wenn wir allgemeine Regeln zur Leitung und Erleichterung der Aufsuchung der gemeinschaftlichen Ursache einer großen Menge zusammengestellter Thatsachen aufstellen wollen, so müssen wir die Merkmale derjenigen Beziehung, welche wir unter dem Ausdruck Ursache und Wirkung verstehen, berücksichtigen. Diese sind nun:

1) Unveränderliche Verknüpfung, und insbesondere unveränderliches Vorangehen der Ursache und Nachfolgen der Wirkung, wenn letzteres nicht durch irgend eine entgegenwirkende Ursache verhindert wird. Es muß aber bemerkt werden, daß bei einer großen Zahl von Naturphänomenen die Wirkung allmählig erfolgt, während die Ursache oft allmählig an Intensität zunimmt, so daß es schwierig werden kann, das Vorangehen der einen und das Nachfolgen der anderen zu ermitteln, obgleich es wirklich statt findet. Andererseits folgt oft die Wirkung der Ursache so plötzlich, daß keine Zwischenzeit wahrgenommen werden kann. Es ist daher zuweilen schwierig zu entscheiden, welches von zwei beständig einander begleitenden Phänomenen die Ursache, und welches die Wirkung ist.

2) Unveränderliches Ausbleiben der Wirkung bei Abwesenheit der Ursache, wenn nicht etwa irgend eine andere Ursache dieselbe Wirkung hervorzubringen vermag.

3) Verstärkung oder Verminderung der Wirkung bei zunehmender oder abnehmender Intensität der Ursache in Fällen, welche eine Zunahme und Abnahme zulassen.

4) Proportionalität der Wirkung zur Ursache in allen Fällen directer ungehinderter Thätigkeit.

5) Umkehrung der Wirkung bei einer Umkehrung der Ursache.

Diese Merkmale führen uns zu folgenden Bemerkungen, welche als eben so viele auf besondere Fälle leicht anwendbare Sätze, oder als Regeln der empirischen Forschung angesehen werden können. Wir schließen: 1) daß, wenn in unserer Gruppe von Thatsachen eine vorkommt, bei der irgend eine bezeichnete Eigenthümlichkeit oder ein begleitender Umstand fehlt oder entgegengesetzt ist, diese Eigenthümlichkeit nicht die gesuchte Ursache sein kann.

2) Daß irgend ein Umstand, worin alle Thatsachen ohne Ausnahme übereinstimmen, die fragliche Ursache, oder, wenn nicht, wenigstens eine Seitenwirkung einer und derselben Ursache, sein kann; ist nur ein solcher Uebereinstimmungspunct vorhanden, so wird diese Möglichkeit zur Gewißheit; sind aber ihrer mehrere vorhanden, so können auch mehrere zusammenwirkende Ursachen da sein.

3) Daß wir die Existenz einer Ursache nicht leugnen dürfen, für welche eine einhellige Uebereinstimmung starker Analogien spricht, wenn es auch nicht ersichtlich ist, wie eine solche Ursache die Wirkung sollte hervorbringen können, oder selbst wenn auch ihre Existenz unter den vorhandenen Umständen schwierig zu begreifen sein mag; in solchen Fällen sollten wir eher, wenn irgend möglich, an die Erfahrung appelliren, als *a priori* gegen die Ursache entscheiden; und versuchen, ob sie nicht sichtbar gemacht werden könne.

Z. B.: wenn wir die Sonne lebhaft leuchtend sehen, so führt uns jede Analogie zu dem Schluß einer intensiven Hitze derselben. Wie die Hitze Licht erzeugen könne, wissen wir nicht; und wie eine solche Hitze dauernd unterhalten werden könne, vermögen wir auch nicht zu begreifen. Doch sind wir jetzt nicht befugt, deßhalb die Folgerung zu verwerfen.

4) Daß entgegengesetzte Thatsachen zur Entdeckung von Ursachen eben so lehrreich, als directe sind.

Z. B.: wenn Luft mit feuchten Eisenfeilspänen in einem verschlossenen Gefäße über Wasser abgesperrt wird, so vermindert sich ihr Volumen, indem eine gewisse Menge derselben sich mit dem Eisen zur Erzeugung von Rost verbindet; und wenn die übrig bleibende Luft untersucht wird, so findet sich, daß sie unfähig ist, Verbrennung

und thierisches Leben zu unterhalten. Diese entgegengesetzte Thatsache zeigt, daß die Ursache der Unterhaltung der Verbrennung und des animalischen Lebens in jenem Theile der Luft zu suchen ist, welcher vom Eisen absorbirt, und zur Rostbildung verwandt worden ist.

5) Daß Ursachen sehr häufig bloß durch eine Anordnung unserer Thatsachen nach dem Grade der Intensität, welcher einer besonderen Eigenschaft zukommt, offenbar werden, obgleich dies nicht nothwendig erfolgen muß, weil entgegenwirkende oder abändernde Ursachen zu gleicher Zeit thätig sein können.

Z. B.: der Schall besteht in Schlägen, die von der Luft unseren Ohren mitgetheilt werden. Wenn eine Reihe von gleich starken Schlägen ihnen in gleichen Zeiträumen mitgetheilt wird, anfänglich in langsamer und allmählig in rascherer Aufeinanderfolge, so hören wir zuerst ein rasselndes Geräusch, dann ein tiefes Murmeln, und darauf ein Summen, welches allmählig in einen wahren Ton übergeht, dessen Höhe beständig zunimmt, bis zu einem Grade, wo unser Ohr ihn nicht mehr zu unterscheiden vermag. Aus diesem Zusammentreffen der Höhe des Tons mit der Schnelligkeit der Schläge schließen wir, daß unsere Empfindung der verschiedenen Höhe der Töne aus der verschiedenen Schnelligkeit entspringt, mit welcher die Luftstöße unsere Ohren treffen.

6) Daß solche entgegenwirkende oder abändernde Ursachen unbemerkt vorhanden sein, und die Wirkungen der gesuchten Ursache vernichten können, in Fällen, welche ohne diese Einwirkung zu unserer Classe der günstigen Thatsachen gehören würden; und daß daher Ausnahmen oft durch Entfernung oder gehörige Berücksichtigung solcher entgegenwirkenden Ursachen aufgehoben werden können. Diese Bemerkung erlangt die höchste Wichtigkeit, wenn (wie es oft der Fall ist) eine einzelne schlagende Ausnahme einer übrigens übereinstimmenden Reihe von Thatsachen gegenübersteht, welche alle zu Gunsten einer gewissen Ursache sprechen.

So hat man in der Chemie gefunden, daß der alkalische Charakter der alkalischen und erdigen Basen aus der Verbindung von Sauerstoff mit eigenthümlichen Metallen entspringt. Das Ammoniak indessen bildet eine merkwürdige, überraschende Ausnahme von der oben erwähnten Art, indem es eine Verbindung von Stickstoff und Wasserstoff ist. Es sind aber beinahe sichere Anzeigen vorhanden, daß diese Ausnahme keine wirkliche ist, sondern als solche nur in Folge irgend einer abändernden, noch nicht erkannten Ursache erscheint.

7) Wenn wir zwei entweder von der Natur hervorgebrachte, oder absichtlich von uns selbst hervorzubringende Fälle auffinden können, welche genau in allen Stücken, mit Ausnahme eines einzigen, übereinstimmen, in diesem einen aber von einander verschieden sind, so muß dessen Einfluß auf die Hervorbringung der Erscheinung, wenn es einen solchen hat, merkbar werden. Ist es in einem Falle zugegen und in einem anderen gänzlich abwesend, so wird das Eintreten oder Ausbleiben des Phänomens entscheiden, ob jenes die Ursache desselben ist, oder nicht, und dies noch augenscheinlicher, wenn es in beiden Fällen in entgegengesetzter Weise zugegen ist, und die Wirkung daher umgekehrt sein würde. Wenn aber seine vollständige Gegenwart oder Abwesenheit nur einen Unterschied in dem Grade oder der Intensität der Erscheinung hervorbringt, so können wir auch nur schließen, daß es wie eine mit einer anderen, anderswo zu suchenden, concurrirende Ursache oder Bedingung wirkt. In der Natur finden sich vergleichungsweise selten Beispiele, die in einem Umstande durchaus verschieden, und in allen anderen völlig übereinstimmend sind; durch Hülfe des Experiments sind sie aber leicht hervorzubringen, und dies ist in der That der große Zweck der Anwendung von Versuchen bei physikalischen Untersuchungen. Sie werden in dem Maße, als sie diese Eigenschaft (der genauen Uebereinstimmung in allen Puncten bis auf einen einzigen) besitzen, werthvoller und ihre Resultate deutlicher, weil die der Natur vorgelegte Frage dadurch schärfer und ihre Antwort entschiedener wird.

8) Wenn wir einen völligen Gegensatz hinsichtlich des Umstandes, dessen Einfluß wir ausmitteln wollen, nicht erreichen können, so müssen wir Fälle aufzufinden uns bemühen, in denen ein beträchtlicher Unterschied dem Grade nach statt findet. Gelingt auch dieses nicht, so vermögen wir vielleicht seinen Einfluß durch die Einführung eines neuen Umstandes, welcher, für sich betrachtet, dazu geeignet zu sein scheint, zu schwächen oder zu verstärken, und diesen dadurch indirect zu erkennen. Aber alsdann haben wir uns beständig daran zu erinnern, daß die so erlangte Evidenz eine indirecte ist, und daß der eingeführte neue Umstand einen ihm eigenen directen Einfluß haben, oder einen abändernden Einfluß auf irgend einen anderen Umstand ausüben kann.

9) Verwickelte Phänomene, bei denen verschiedene zusammenwirkende, entgegengesetzte oder völlig von einander unabhängige Ursachen zugleich wirksam sind, so daß eine zusammengesetzte Wirkung daraus hervorgeht, können durch eine Sonderung der Wirkungen aller bekannten Ursachen, so gut die Natur des Falles es erlaubt, vermittelst des Raisonnements entweder, oder der Berufung auf die Erfahrung, so vereinfacht werden, daß nur noch ein Phänomen gleichsam als **Residuum** zur Erklärung übrig bleibt. In der That wird die Wissenschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande hauptsächlich durch dieses Verfahren gefördert. Die meisten der von der Natur dargebotenen Phänomene sind sehr verwickelt, und wenn die Wirkungen aller bekannten Ursachen mit Genauigkeit geschätzt und abgesondert werden, so erscheinen die übrig bleibenden Thatsachen beständig in der Gestalt ganz neuer Phänomene, und führen zu den wichtigsten Folgerungen.

Z. B.: die vom Professor Encke vorhergesagte, oft wiederholte Rückkehr des nach ihm benannten Kometen, und die allgemeine gute Uebereinstimmung zwischen seinen berechneten und beobachteten Oertern während aller Perioden seiner Sichtbarkeit würde uns zu der Behauptung bewegen, daß seine Gravitation zur Sonne und zu den Planeten die einzige und zureichende Ursache seiner Umlaufsbewegung sei. Wenn aber die Wirkung dieser Ursache scharf berechnet und von der beobachteten Bewegung abgezogen wird, so findet sich, daß noch ein **residuelles Phänomen** übrig bleibt, dessen Existenz auf eine andere Weise nie erkannt sein würde, und welches in einer geringen Beschleunigung seiner Wiedererscheinung, oder in einer Verminderung seiner Umlaufszeit besteht, welche nicht der Gravitation zugeschrieben werden kann, und deren Ursache daher weiter zu erforschen ist. Eine solche Beschleunigung kann durch den Widerstand eines im Weltraume verbreiteten Mittels verursacht werden; und da ein solcher aus anderen guten Gründen für eine **wahre Ursache** gehalten werden kann, so hat man ihm auch jene Beschleunigung zugeschrieben.

Viele von den neuen Elementarstoffen der Chemie sind durch die Untersuchung **residueller Phänomene** entdeckt worden. So entdeckte Arfwedson das Lithion in Folge der Wahrnehmung eines **Gewichtsüberschusses** bei der schwefelsauren Verbindung, die durch einen kleinen Theil von der in dem von ihm analysirten Mineral vorhandenen vermeintlichen Magnesia gebildet worden war. Eben diesem Principe gemäß kann man auch die **sehr concentrirten *Rückstände* großer Operationen** fast mit Gewißheit als die Schlupfwinkel neuer chemischer Bestandtheile betrachten, wie dieses das Jod, Brom, Selen und die neuen von Wollaston und Tennant in der Begleitung des Platins aufgefundenen Metalle bezeugen. Es war ein glücklicher Gedanke Glauber's, zu untersuchen, was sonst Jedermann wegwarf.

---

248. Fortsetzung. — 2. Kunstlehre der Historie. — Ein Fragment über historische Kritik.

(*F. Rehm*, Lehrbuch der historischen Propädeutik [1830] S. 46—49.)

Möglichst vollständige Ausmittelung des wirklich Geschehenen in seiner wahren Gestalt, eigenthümlichen Beschaffenheit und Zusammenhang mit anderen Begebenheiten ist Aufgabe der **historischen Forschung**. **Treue Wahrheit und zweckmäßige Vollständigkeit** sind nothwendige Erfordernisse jeder historischen Darstellung. Alle Wahrheit ist entweder logische oder reale. Dem Historiker genügt natürlich nur die letztere. Ein allgemeines reales Kriterium der Wahrheit gibt es nicht; sondern alle reale Wahrheit beruht auf einzelnen Gründen, welche entweder objective oder subjective sind, und darnach entweder zum Wissen oder zum Glauben führen. In diesem strengen philosophischen Sinne findet in der Geschichte nur Glauben statt; aber dieser **historische Glaube** läßt sich, wenn anders hinreichende Gründe des Fürwahrhaltens vorhanden sind, zu einer gleichen Gewißheit erheben wie das objective Erkennen aus Anschauung und das discursive aus Begriffen. Die historische Wahrheit ist eine äußere oder eine innere. Nur die erstere läßt sich durch einfache oder combinirende Beweisführung bis zu jener der mathematischen ähnlichen Evidenz erheben, die innere läßt nur sittliche Ueberzeugung zu. In der Aus-

mittelung beider Arten von Wahrheit besteht das Geschäft der historischen Kritik, welche darnach in innere und äußere (niedere und höhere) eingetheilt wird. Alles Geschehene erfordert, in so weit es als Erscheinung in der Sinnenwelt wahrnehmbar ist und die Ueberlieferung desselben von den Wahrnehmungen in der Sinnenwelt abhängt, Beglaubigung durch äußere Zeugnisse. Von jedem Zeugen fordern wir, daß er die Wahrheit solle sagen können und wollen (*dexteritas et sinceritas*), und sehr gut ist es, wenn er durch hinzukommende Umstände verhindert war die Unwahrheit zu sagen. Genaue Kenntniß der äußeren persönlichen Verhältnisse, der geistigen Anlagen und des sittlichen Charakters jedes einzelnen Zeugen sind daher unerläßliche Grundbedingungen der äußeren Kritik, wozu noch Untersuchung der Art, wie das abgelegte Zeugniß uns erhalten ist, hinzukommen muß. Wo das Geschäft der äußeren Kritik aufhört, beginnt das der inneren, welches vornehmlich in der Scheidung der reinen Gestalt des Geschehenen von der, in welcher Menschen es auffaßten, in der Würdigung des Geistigen, der Anwendung der durch Zusammenstellung mehrerer als wahr erkannter Einzelnheiten gewonnenen Ansicht von einem allgemeinen historischen Charakter der Zeit oder des Volks auf die einzelnen Begebenheiten, deren Zusammenhang, Ursache und Wirkung, und in der besonnenen Ergänzung und Verdeutlichung des äußerlich beglaubigten historischen Stoffs besteht. Nie darf die auf bloße innere Gründe gestützte Wahrheit der äußern gleich gestellt werden, und selbst von der wahrscheinlichsten, auf Analogie gegründeten, und zur Ergänzung der Lücken in den Zeugnissen nothwendigsten Vermuthung macht der besonnene Kritiker nur als von einer solchen Gebrauch, und wird sie noch weniger gegen unzweideutige Zeugnisse mißbrauchen. Absolute Unmöglichkeit einer auf Zeugnisse gestützten Thatsache verbietet zwar dieselbe als wahr geltend zu machen; aber der bescheidene Historiker wird immer erkennen, wie schwer und eng mit individuellen Vorkenntnissen und Ansichten zusammenhängend das Urtheil über reale Unmöglichkeit ist, und sich durch sein und seiner Zeit vielleicht auch nur subjectives Urtheil keineswegs zur Unterdrückung einer ihm unmöglich scheinenden Angabe berechtigt halten, um so weniger, da solche Angaben selbst wesentlich mit dazu gehören, um die Denkart und öffentliche Meinung einer Zeit oder eines Volks zu charakterisiren. Dies findet insbesondere seine Anwendung bei Erzählungen von Wundern, wobei der Historiker das Urtheil darüber, ob es ein wahres oder ein angebliches Wunder sei, dem Naturforscher und dem Theologen überläßt, das Wunderbare selbst keiner modernisirenden Auslegung unterwirft, und nur das Urtheil der Berichterstatter von der Thatsache selbst scheidet. Auf solche Art muß sich der Historiker vor zwei gleich nachtheiligen Extremen, der Leichtgläubigkeit und der Zweifelsucht (historischer Pyrrhonismus), hüten, zwischen welchen der wahre historische Skepticismus in der Mitte steht.

Die historische Forschung soll nicht blos streng kritisch, sondern auch vollständig, d. h. über alle Theile des überlieferten historischen Stoffes und über alle Arten der Quellen ausgedehnt sein. Nur durch vollständige Sammlung und kritische Würdigung der gesammten historischen Ueberlieferung werden hinreichende Materialien gewonnen, um daraus auswählen zu können, was sich für die kunstgemäße Darstellung eignet. Anscheinend geringfügige Ereignisse enthalten oft die Anfänge großer Begebenheiten, und in einzelnen kleinen Zügen spricht sich der Charakter einer Zeit und eines Volks nicht minder als in geräuschvollen Erscheinungen aus. Das Urtheil über die Wichtigkeit der einzelnen Thatsache ergibt sich erst aus der Zusammenstellung mit anderen. Zur Vollständigkeit der historischen Forschung genügt die bloße Ausmittelung der Thatsachen noch nicht, sondern es gehört dazu auch Kenntniß der Zeit und des Ortes der Handlung, ihres Zusammenhangs mit anderen Begebenheiten und der handelnden Personen.

249. Schluss. — III. Kunstlehre der Philosophie. — Ueber Grund und Folge und die Methode der Beziehungen.

(*J. F. Herbart*, Hauptpuncte der Metaphysik [1808]; Kleinere Schriften I. [1842] S. 203—210.)

Wer den Grund besitzt, soll der Folge mächtig sein. Die Folge liegt in dem Grunde. Aber nicht wie in einem Behältniß, das sie leer zurücklassen könnte. Sie darf nichts unabhängiges sein; das Folgern darf von dem Grunde nicht einen, für sich fertigen, Theil absondern: oder es

wäre ein bloßes Wiederholen des nämlichen Gedankens, und der Rest des Grundes nicht Grund, sondern überflüssig. Gehört also die Folge dem Grunde: wie kann Er sie loslassen? Und, was von dem Grunde abgetrennt, was aus ihm heraus gezogen wird, wie kann es ein neuer Gedanke sein?

Der Grund, indem er begründet, ist auf allen Fall ein im Werden begriffener Gedanke; die Folge das Gewordene: also ein Neues, und doch im Werdenden Prädisponirtes. Aber damit ist die Schwierigkeit nicht gelöst. Es fragt sich, was heißt ein werdender Gedanke? Soll das Werden ihm eigenthümlich sein, so gewiß er dieser und kein andrer Gedanke ist? Oder duldet er bloß, daß man ihn willkürlich ins Werden versetze; und könnte er die Folge wohl auch ruhig in sich verborgen behalten? Die letztere Voraussetzung werde zuerst untersucht.

A. Ist der Grund ein an und für sich ruhender Gedanke, ist das Folgern ihm gleichgültig: so kann die Folge wenigstens der Materie nach nicht neu sein. Denn sollte sie neu sein, und doch aus ihm hervorgehen, so müßte er sich ändern. Was in ihm schon gedacht wird, das kann in ihr nur eine neue Form annehmen. Aber kein Einfaches, als solches, hat Form; sondern nur das Verbundene. Die Folge also ist ein Verbundenes. Verbunden, als Folge; unverbunden (oder doch nicht so verbunden) als Theil des Grundes. — Ist denn die Verbindung ohne Grund? — Die Verbindung ist, und ist nicht, in dem Grunde. Das heißt, sie ist vorhanden, aber gehemmt. Das Hemmende, als Theil des Grundes, als stiftend die Folge, ist zugleich verbindend. Aber was zugleich verbindet und trennt, heißt ein Mittelglied (*terminus medius*). Es verbindet, indem es mit jedem der zu verbindenden selbst verbunden ist; es trennt, indem es nicht in beiden Verbindungen zugleich, sondern für jede besonders, also zweimal, gedacht wird. Prämissen. Conclusion. Beides aus der Logik bekannt. — Wo in einer Gedanken-Sphäre sich häufig dieselben Begriffe in vielerlei Verbindungen (Mittelbegriffe) wiederfinden; oder, wo die Veranlassungen, gewisse Begriffe zu erzeugen, sich vielfach wiederholen: da wird diese Art zu folgern, durch Zusammenfassung der Prämissen, von häufigem Gebrauche sein. (Es wird sich weiterhin offenbaren, daß dies in der Mathematik der Fall ist.) Aber durch sie allein würde es gleichwohl nie etwas anders als Gedankenanhäufung geben. Denn sie setzt die Verbindung des Prädicats mit dem Subjecte, in den Prämissen, voraus. Sei dieselbe analytisch; so ist sie tautologisch. Synthetisch *a posteriori*, — so ist sie nur Aggregation. Synthesis *a priori* erwarten wir gleich im Folgenden. Im Voraus ist soviel von selbst klar: Soll es Synthesis *a priori* geben, so muß sich das Bedürfniß derselben, ehe sie vollzogen wird, durch einen Widerspruch verrathen, — und in diesem allein kann ihre Rechtfertigung liegen. Denn sei B dem A durch Synthesis *a priori*, also nothwendig, zu verbinden: so muß A ohne B unmöglich sein. Die Nothwendigkeit liegt in der Unmöglichkeit des Gegentheils. Unmöglichkeit eines Gedankens aber ist Widerspruch.

B. Ist der Grund ein ursprünglich werdender Gedanke, kann er die Folge nicht in sich behalten, bedarf er des Folgerns: so ist er, ohne das Folgern, unmöglich: Das heißt: Er, der Grund, vor dem Folgern, enthält einen Widerspruch. Herausschaffung des Widerspruchs ist der eigentliche Actus der Speculation. Und Speculation, im strengen Sinne, ist der willkürlose Gang des zur Umwandlung vordringenden Gedankens. Entweder derselbe dringt *sich auf* im Gegebenen — er ist ein Natur*problem*; *oder* er ergibt sich aus einer Idee, die ausgeführt werden soll, — er ist ein praktisches Problem. Im letztern Fall soll man den Versuch anstellen; im erstern Fall weiß man, er werde gelingen. — Willkürlich gemachten Widersprüchen könnte nichts beiwohnen von speculativem Triebe, noch von der Hoffnung auf irgend ein Resultat.

Der Grund ist hier kein Satz, noch eine Mehrheit von Sätzen, sondern ein Begriff; denn er ist ein Widerspruch, d. h. die Identität der widersprechenden Glieder. Die Folge wird den Widerspruch aufheben, also den Grund verändern, — durch einen neuen Gedanken, als nothwendige Ergänzung von jenem, sofern er denkbar sein soll, — als Voraussetzung und Beziehungspunct desselben, sofern der Begriff schon Gültigkeit besaß. Die Folge ist demnach hier nicht, wie vorhin, der Form nach, sondern der Materie nach von dem Grunde verschieden.

Die gleich zu entwickelnde Methode der Beziehungen (d. h. Methode, nothwendige Ergänzungs-Begriffe, wenn sie versteckt sind, aufzusuchen) darf nicht einer mathematischen Formel verglichen werden, welcher man sich im Calcul sorglos überlassen kann. Sie beschreibt im Allgemeinen, bis auf einen gewissen Punct, welche Wendung der mit einem aufgegebenen Widerspruche beschäftigte Denker unvermeidlich nehmen werde. Ohne die innigste Vertrautheit mit dem Problem aber ist sie gar nicht zu gebrauchen.

Dasselbe muß zuvörderst durch analytische Betrachtungen so vollkommen zur Deutlichkeit erhoben werden, daß, was nur als Schwierigkeit war fühlbar gewesen, sich nun als Widerspruch scharf denken lasse. Ist der Punct des Widerspruchs genau gefunden: so liegt seine contradictorische Verneinung als nothwendig vor Augen. Heiße der Hauptbegriff *A*: so werden in ihm zu unterscheiden sein zwei Glieder, ***M*** und *N*, die er als identisch setzt, und die doch sich verhalten, in irgend einem, oder einigen Merkmalen, wie Ja und Nein. Der Widerspruch liegt in keinem der Glieder für sich genommen, er liegt in der prätendirten Identität beider; diese muß verneint werden. Man wird demnach jedes der Glieder abgesondert setzen. Aber gegeben ist Jedes nur mit dem andern. Denkt man ***M*** abgesondert: so ist es ein leerer Begriff, der auf Wiederverknüpfung mit *N* wartet. Denkt man es mit *N* in *A*: so ist man gezwungen, es wieder herauszusondern. Das Abgesonderte hat nur Realität für die Verknüpfung, das Verknüpfte ist nur denkbar in der Absonderung. So ist der Widerspruch aus dem Hauptbegriff in das einzelne Glied getreten, welches identisch und auch nicht identisch mit dem andern muß gedacht werden. Dieser secundäre Widerspruch erfordert abermals contradictorische Verneinung, also Trennung der in ihm als verbunden erscheinenden Glieder. Das mit sich selbst entzweite ***M*** kann nicht Eins und dasselbe sein. Es muß zerfallen in Eins und ein Anderes. Ein ***M***, identisch mit *N*; ein anderes ***M***, nicht identisch mit *N*. Aber hier erneuern sich die vorigen Betrachtungen. ***M***, identisch mit dem ihm widersprechenden *N*, ist undenkbar. Soll doch dabei etwas gedacht werden, so muß es vor allen zuerst als ***M***, d. h. nicht identisch mit *N*, gedacht werden. ***M***, nicht identisch mit *N*, ist ein leerer Begriff, ist ungültig; nur einem solchen ***M***, wie es aus dem Hauptbegriff *A* hervorgeht, kann Gültigkeit beigelegt werden. In jedem der mehrern ***M***, also, wenn es vollständig, wie es muß, gedacht werden soll, zeigt der secundäre Widerspruch sich ganz und gar; und, will man ihn auch hier noch durch Trennung der Glieder verfolgen, so wird er sich in jedem abgesonderten Stücke von neuem zeigen. Er kann also in keinem einzelnen ***M***, als einem einzelnen, gehoben werden. Folglich bleibt nur übrig, anzunehmen, daß in der Mehrheit der ***M***, als einer Mehrheit, seine Auflösung liege. Die mehreren sollen sich zusammen finden in der Identität mit *N*. Also, ihr Zusammen muß gleich *N* sein; während, außer dem Zusammen, jedes ***M***, einzeln genommen, nicht gleich *N* ist. So weit reicht die Methode. Das Zusammen der ***M*** kann sie nicht bestimmen, weil sie das ***M*** selbst nicht kennt. Man wird also in jedem besondern Falle aus der Eigenthümlichkeit der ***M*** zu erforschen haben, was das Zusammen für sie bedeuten könne? wie man zum Behuf desselben jedes der ***M*** zu denken habe? welche Erfordernisse sich dabei aus *A* selbst ergeben? — Die Voraussetzungen des Zusammen, in jedem der ***M***, einzeln genommen, geben alsdann die Ergänzungsbegriffe, welche mit *A* durch Synthesis *a priori* zu verknüpfen sind, oder, auf welche er sich bezieht.

Ein leichtes Beispiel gibt der logische Syllogismus. Damit die Prämissen (das zwiefache ***M***, welches mit *N*, der Folge, identisch sein soll, weil sie in ihrem Grunde liegt), als Gedanken, zusammen sein können, welches hier, wo vom Folgern die Rede ist, mehr bedeuten muß, als blosse Association: ist vorauszusetzen, daß Etwas in jeder derselben sei, was von selbst im Denken zusammenfällt. (Entweder ein identischer Begriff, oder auch Begriffe, die durch eine zwischenliegende Schlußreihe, oder durch nothwendige Beziehung schon verbunden sind.) Dies Etwas gehört dem Zusammen nicht an, weil es demselben als Bedingung vorangeht. Das bloße Zusammen aber ist die Conclusion. Diese ist identisch mit ihrem Grunde, d. h. mit jeder der Prämissen, sofern dieselbe zusammen ist mit der andern. — Die wichtigsten Anwendungen der Methode finden sich in den §§. 3, 4 und 12. (M. s. auch allg. prakt. Philos. S. 39. Das Gleichgültige ist dort ***M***; das Gefallende *N*. Der Ausdruck Ergänzung aber hat dort einen andern Sinn als hier.)

Der Hauptbegriff ist nothwendig verbunden mit den Ergänzungsbegriffen. Der letzteren kann, nach gehöriger Entwickelung des Zusammen, und vielleicht nach mehrmals angewandter Methode, eine lange Reihe sein. Diese Menge des Nothwendig-Verbundenen nun ist keine Menge, sondern Ein Gedanke. Denn, was man seiner nothwendigen Verbindung entreißen würde, das müßte unmöglich, undenkbar werden. — Aber welcher Gedanke? Das läßt sich nur gliederweise vorzählen, indem man ihn entwickelt. — Hier widerspricht sich Einheit und Vielheit. Man denke nun zunächst Einheit und Vielheit gesondert. Das Viele, für sich genommen, kann nicht gleich sein der Einheit; wohl aber das Zusammen des Vielen, d. h. seine

Form. Sonach ist die Einheit bloß formal. Das wahre Viele liegt außer ihr, und wird in ihr bloß repräsentirt.

Anmerkung. 1) Wenn offenbare Beziehungen verkannt werden, so zeigt man den nicht gegebenen (also nicht aufzulösenden), — sondern im Verkennen sich erzeugenden Widerspruch. 2) Vermeinte Widersprüche werden häufig gehoben durch bloße Distinction. Diese verwirft eine Unvorsichtigkeit im Denken. 3) Es gibt Widersprüche, die keiner Auflösung bedürfen, weil sie keine Realität prätendiren. Imaginäre, irrationale Größen. — Bewegung.

250. Zur vergleichenden und zur allgemeinen Organik des Wissens. — Von der Nothwendigkeit, für das Erkennen eine sichere Methode zu haben.

(*Francis Bacon*, Novum Organum [1620]; Vorrede und erstes Buch.)

Nostra autem ratio, ut opere ardua, ita dictu facilis est. Ea enim est, ut certitudinis gradus constituamus, sensum per reductionem quandam tueamur, sed mentis opus, quod sensum subsequitur, plerunque rejiciamus; novam autem et certam viam, ab ipsis sensuum perceptionibus, menti aperiamus et muniamus. Atque hoc proculdubio viderunt et illi, qui tantas dialecticæ partes tribuerunt. Ex quo liquet, illos intellectui adminicula quæsivisse, mentis autem processum nativum et sponte moventem, suspectum habuisse. Sed serum plane rebus perditis hoc adhibetur remedium; postquam mens ex quotidiana vitæ consuetudine, et auditionibus, et doctrinis inquinatis occupata, et vanissimis idolis obsessa fuerit. Itaque ars illa dialecticæ, sero (ut diximus) cavens, neque rem ullo modo restituens, ad errores potius figendos, quam ad veritatem aperiendam valuit. Restat unica salus ac sanitas, ut opus mentis universum de integro resumatur; ac mens, jam ab ipso principio, nullo modo sibi permittatur, sed perpetuo regatur; ac res, veluti per machinas, conficiatur. Sane si homines opera mechanica nudis manibus, absque instrumentorum vi et ope, aggressi essent, quemadmodum opera intellectualia nudis fere mentis viribus tractare non dubitarunt: parvæ admodum fuissent res, quas movere et vincere potuissent, licet operas enixas, atque etiam conjunctas præstitissent. Atque si paulisper morari, atque in hoc ipsum exemplum, veluti in speculum, intueri velimus; exquiramus (si placet) si forte obeliscus aliquis, magnitudine insignis, ad triumphi vel hujusmodi magnificentiæ decus transferendus esset, atque id homines nudis manibus aggrederentur, annon hoc magnæ cujusdam esse dementiæ, spectator quispiam rei sobrius fateretur? Quod si numerum augerent operariorum, atque hoc modo se valere posse confiderent, annon tanto magis? Sin autem delectum quendam adhibere vellent, atque imbecilliores separare, et robustis tantum et vigentibus uti, atque hinc saltem se voti compotes fore sperarent, annon adhuc eos impensius delirare diceret? Quin etiam si, hoc ipso non contenti, artem tandem athleticam consulere statuerent, ac omnes deinceps *manibus, et* lacertis et nervis, ex arte bene unctis *et medicatis* adesse juberent, annon prorsus eos dare operam, ut cum ratione quadam et prudentia insanirent, clamaret? Atque homines tamen simili malesano impetu, et conspiratione inutili, feruntur in intellectualibus; dum ab ingeniorum vel multitudine et consensu, vel excellentia et acumine, magna sperant; aut etiam dialectica (quæ quædam athletica censeri possit) mentis nervos roborant: sed interim, licet tanto studio et conatu (si quis vere judicaverit) intellectum nudum applicare non desinunt. Manifestissimum autem est, in omni opere magno, quod manus hominis præstat, sine instrumentis et machinis, vires nec singulorum intendi, nec omnium coire posse.

Aphorismus I. Homo, naturæ minister et interpres, tantum facit et intelligit, quantum, de naturæ ordine, re vel mente observaverit; nec amplius scit, aut potest.

II. Nec manus nuda, nec intellectus sibi permissus multum valet; instrumentis et auxiliis res perficitur; quibus opus est non minus ad intellectum quam ad manum. Atque ut instrumenta manus motum aut cient aut regunt; ita et instrumenta mentis intellectui aut suggerunt aut cavent.

III. Scientia et potentia humana in idem coincidunt, quia ignoratio causæ destituit effectum. Natura enim non nisi parendo vincitur: et quod in contemplatione instar causæ est, id in operatione instar regulæ est.

IV. Ad opera nil aliud potest homo, quam ut corpora naturalia admoveat et amoveat: reliqua natura intus transigit.

VIII. Etiam opera, quæ jam inventa sunt, casui debentur et experientiæ, magis quam scientiis: scientiæ enim, quas nunc (1600) habemus, nihil aliud sunt, quam quædam concinnationes rerum antea inventarum; non modi inveniendi, aut designationes novorum operum.

IX. Causa vero et radix fere omnium malorum in scientiis ea una est, quod dum mentis humanæ vires falso miramur et extollimus, vera ejus auxilia non quæramus.

XI. Sicut scientiæ, quæ nunc (1600) habentur, inutiles sunt ad inventionem operum; ita et logica, quæ nunc habetur, inutilis est ad inventionem scientiarum.

XIII. Syllogismus ad principia scientiarum non adhibetur, ad media axiomata frustra adhibetur, cum sit subtilitati naturæ longe impar: assensum itaque constringit, non res.

XIV. Syllogismus ex propositionibus constat, propositiones ex verbis, verba notionum tesseræ sunt. Itaque si notiones ipsæ (id quod basis rei est) confusæ sint, et temere a rebus abstractæ; nihil in iis, quæ superstruuntur, est firmitudinis: itaque spes est una in *inductione* vera.

XIX. Duæ viæ sunt, atque esse possunt, ad inquirendam et inveniendam veritatem. Altera a sensu et particularibus advolat ad axiomata maxime generalia, atque ex iis principiis eorumque immota veritate judicat et invenit axiomata media: atque hæc via in usu est. Altera a sensu et particularibus excitat axiomata, ascendendo continenter et gradatim, ut ultimo loco perveniatur ad maxime generalia; quæ via vera est, sed intentata.

XX. Eandem ingreditur viam (priorem scilicet) intellectus sibi permissus, quam facit ex ordine dialecticæ. Gestit enim mens exilire ad magis generalia, ut acquiescat: et post parvam moram fastidit experientiam: sed hæc mala demum aucta sunt a dialectica ob pompas disputationum.

XXII. Utraque via orditur a sensu et particularibus, et acquiescit in maxime generalibus: sed immensum quiddam discrepant; cum altera perstringat tantum experientiam et particularia cursim; altera in iis rite et ordine versetur; altera rursus jam a principio constituat generalia quædam abstracta, et inutilia; altera gradatim exurgat ad ea, quæ revera naturæ sunt notiora.

XXIV. Nullo modo fieri potest, ut axiomata per argumentationem constituta ad inventionem novorum operum valeant; quia subtilitas naturæ subtilitatem argumentandi multis partibus superat. Sed axiomata, a particularibus rite et ordine abstracta, nova particularia rursus facile indicant, et designant; itaque scientias reddunt activas.

XXV. Axiomata, quæ in usu sunt, ex tenui et manipulari experientia, et paucis particularibus, quæ ut plurimum occurrunt, fluxere; et sunt fere ad mensuram eorum facta et extensa: ut nil mirum sit, si ad nova particularia non ducant. Quod si forte instantia aliqua, non prius animadversa aut cognita, se offerat, axioma distinctione aliqua frivola salvatur, ubi emendari ipsum verius foret.

XXXVI. Restat vero nobis modus tradendi unus et simplex, ut homines ad ipsa particularia et eorum series et ordines adducamus; et ut illi rursus imperent sibi ad tempus abnegationem notionum, et cum rebus ipsis consuescere incipiant.

LVI. Reperiuntur ingenia alia in admirationem antiquitatis, alia in amorem et amplexum novitatis effusa; pauca vero ejus temperamenti sunt, ut modum tenere possint, quin aut quæ recte posita sunt ab antiquis convellant, aut ea contemnant, quæ recte afferuntur a novis. Hoc vero magno scientiarum et philosophiæ detrimento fit, quum studia potius sint antiquitatis et novitatis, quam judicia: veritas autem non a felicitate temporis alicujus, quæ res varia est; sed a lumine naturæ et experientiæ, quod æternum est, petenda est. Itaque abneganda sunt ista studia; et videndum, ne intellectus ab illis ad consensum abripiatur.

[Gedruckt: Bogen 1 – 38 von Januar bis Juli 1846; Bogen 39 – 92 von Januar bis Juli 1847.]

Von Dr. Mager erschien früher:

Geschichte der französischen National-Litteratur neuerer und neuester Zeit. (1789—1837). Vier Theile. (93 Bogen gr. 8.) Berlin, Heymann. 1837—1839. 6 Thlr.

- I. Erstes Buch: Einleitung. Zweites Buch: Die classische Schule. (XII u. 428 S.)
- II. Drittes Buch: Die romantische Schule. (XIV u. 378 S.)
- III. Viertes Buch: Redner. Fünftes Buch: Geschichtschreibung. (XXIV u. 344 S.)
- IV. Sechstes Buch: Philosophie. (XXIX u. 245 S.)

Tableau anthologique de la littérature françoise contemporaine. (1789—1837.) En six livres. Trois vol. (99 Bogen gr. 8.) Ebendaselbst. 1837—1838. 4 Thlr.

- I. Ecole classique. Ecole romantique. (XVIII u. 700 S.)
- II. Orateurs. Historiens. (XVI u. 562 S.)
- III. Philosophie. Sciences exactes. (XX u. 254 S.)

Französisches Elementarwerk. Lehr- und Lesebuch. Drei Bände. Stuttgart, Cotta.

- I. Französisches Sprachbuch. Elementarmethodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache. Vierte Auflage, 1847. (XXIV u. 342 S. gr. 8.) 1 fl. 12 kr. od. 24 Ngr.
- II. Französisches Lesebuch für untere und mittlere Classen. Erster Band. Vierte Aufl., 1847. (VIII u. 203 S. gr. 8.) 36 kr. od. 12 Ngr.
  Dasselbe, Zweiter Band. Dritte Auflage, 1845. (VIII u. 343 S. gr. 8.) 1 fl. 24 kr. (Schulpreis 56 kr.)

Französische Chrestomathie. In sechs Büchern: Episch, Lyrisch, Dramatisch; Historisch, *Rhetorisch*, Didaktisch. Zwei Bände. (53 1/2 Bogen gr. 8.) Ebendaselbst, 1842. 3 fl. (Schulpreis 2 fl. 30 kr.)

- I. Erste Abtheilung. Poesie. (XXII u. 326 S.)
- II. Zweite Abtheilung. Prosa. (II u. 504 S.)

Deutsches Elementarwerk. Lese- und Lehrbuch. Vier Bände. Stuttgart, Cast.

Erster Theil. Deutsches Lesebuch für untere und mittlere Classen.
- Band I. Neue Auflage, 1843. (XVI u. 344 S. gr. 8.) 50 kr.
- Band II. Neue Auflage, 1844. (XII u. 376 S. gr. 8.) 1 fl. 6 kr.
- Band III. Neue Auflage, 1847. (XVI u. 756 S. gr. 8.) 2 fl. 16 kr.

Zweiter Theil. Deutsches Sprachbuch. Anfänge der Grammatik, Onomatik und Sprachkunst. 1842. (XVI u. 214 S. gr. 8.) 1 fl. 4 kr.

Lesebuch I u. II erscheint bis Ostern 1848 in dritter, das Sprachbuch in neuer, umgearbeiteter Auflage.

Die modernen Humanitätsstudien.

Zweites Heft. Ueber Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums der neueren Sprachen und Litteraturen, und die Mittel ihm aufzuhelfen. (VIII u. 134 S. gr. 8.) Zürich, Meyer und Zeller, 1843. 15 Ggr. od. 1 fl. 9 kr.

Drittes Heft. Die genetische Methode des schulmäßigen Unterrichtes in fremden Sprachen und Litteraturen, nebst Darstellung und Beurtheilung der analytischen und der synthetischen Methoden. Dritte Bearbeitung. (XII u. 426 S. gr. 8) Ebendaselbst, 1846. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Das erste Heft, eine Umarbeitung der 1840 erschienenen Abhandlung »die moderne Philologie,« soll bald möglichst erscheinen.

Die deutsche Bürgerschule. Schreiben an einen Staatsmann. (265 S. gr. 8.) Stuttgart, Sonnewald, 1840.

Einrichtung und Unterrichtsplan eines Bürger-Gymnasiums (Real- oder h. Bürgerschule). Aus dem X. Bande der Pädagogischen Revue besonders abgedruckt. (IV u. 116 S. gr. 8.) Belle-Vue bei Constanz, 1845. 12 Ggr.

Pädagogische Revue. Centralorgan für Wissenschaft, Geschichte und Kunst der Haus-, Schul- und Gesellschaftserziehung. Band I—IX, 1840—1844. Stuttgart, Cast. Band X—XI, 1845, Buchhandlung zu Belle-Vue bei Constanz. Bd. XII—XVII, 1846—1847, Zürich, Schultheß. (Wird fortgesetzt.)











